# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

Achtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Albert Moeser, D. v. Liliencron, Giosuè Carducci.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 80. Bandes.

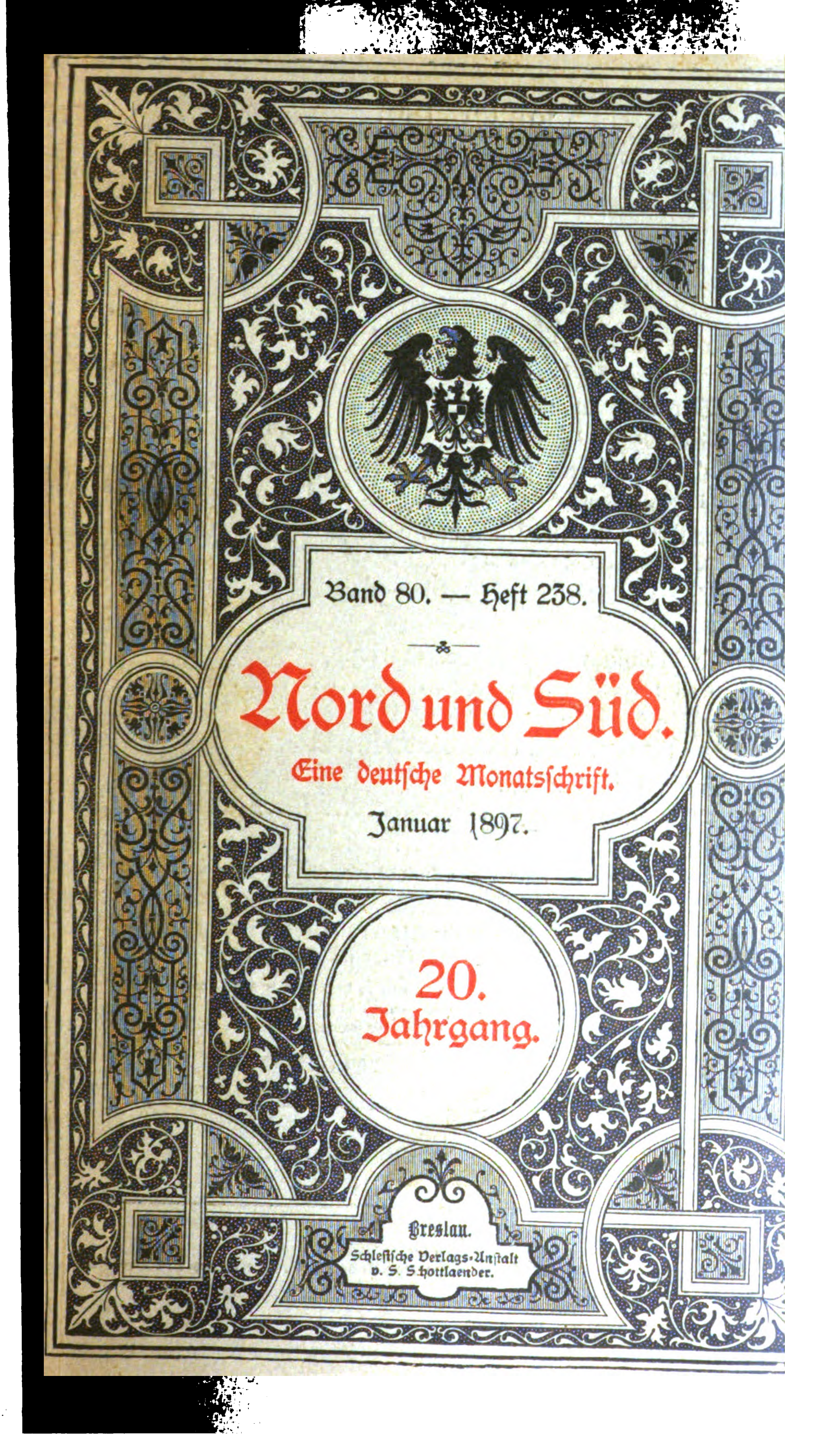
## Januar — Februar — März 1897.

Seite

---

Mit den Portraits von:
Albert Moeser, D. v. Liliencron, Giosuè Carducci, radirt von Johann Lindner in München.




Band 80. — Heft 238.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Januar 1897.
20. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

LXXX. Band. — Januar 1897. — Heft 238.

Mit einem Portrait in Radirung: Albert Moeser.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Januar 1897.

## Inhalt.



Hierzu ein Portrait: Albert Moeser.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

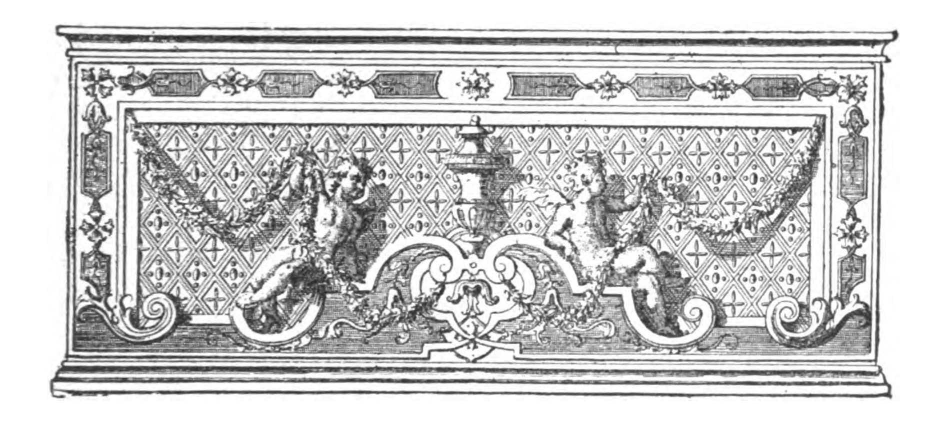
**Redaction von „Nord und Süd" Breslau.**
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

---

Beilagen zu diesem Hefte
von der
Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.
Prospect betr. „Am deutschen Herd".



*Albert Möser.*



# Die Puppe.

Novelle.

Von

## Hans Hoffmann.

— Wernigerode am Harz. —

Die lutherische Kirchenbesserung war in den pommerschen Städten mit großer Gewalt hindurchgedrungen; das geschah nur wenige Jahre später als in Sachsen, und überall von unten, von den Zünften her, wider den Willen der Herzöge und aller großen Herren. Den Pommern aber als praktischen Leuten gefiel es, unter den trefflichen neuen Lehren ganz sonderlich auf die eine zu achten, daß durch äußere Werke das Heil der Seele nur wenig gefördert werde, am allermindesten aber jemals erkauft werden könne durch Geld und irdische Gaben: und so entzogen sie mit strenger Folgerichtigkeit vielfältig den Geistlichen ihres neuen Bekenntnisses alle irdische Beihilfe und Besoldung, als welche ja doch nicht in's Himmelreich führe, und die armen Prediger sahen sich zu aller Bedrückung und Verfolgung, die sie von oben her traf, auch noch mit Hunger und Dürftigkeit bedroht; denn Heuschrecken und wilder Honig sind keine Nahrung für pommersche Mägen, auch nicht geistlichen Standes, und Kameelshaare wachsen überhaupt nicht in diesem Lande. Zum Ersatz dafür standen diesen treuen Glaubenszeugen die Kanzeln aller Kirchen sperrangelweit offen, und sie durften predigen vom Morgen bis zum Abend wider Ablaß und Werkheiligkeit und fanden auch Zuhörer, die das willig aufnahmen und sich weislich merkten.

Zu solchen Bedrängten gehörte Karsten Ketelhodt, einer der eifrigsten und feinsten Redner in der vornehmen Hansastadt Stralsund, die als die allererste unter den norddeutschen Städten der Wittenbergischen Neuerung sich freudig öffnete. Selbiger that nach dem Beispiel des Doctor Martinus,

nahm ein ehelich Weib, des Willens, mit ihr in Züchten zu hausen. Mit dem Hausen aber hatte es gute Wege, denn ein Haus war für ihn nicht zu haben, und wo er des Leibes Nahrung hernehmen sollte, war seine Sache.

Da blieb ihm keine andere Hilfe, als er setzte sich in die Weinkeller, die zu Stralsund schon damals in bestem Ruf und Verdienste standen, und wartete auf Leute, die Lust hatten, zugleich mit einem köstlichen Trunke auch das Wort Gottes sich säuberlich einflößen zu lassen. Wenn solche da waren, so sagte der arme Ketelhodt: „Ei wohl, ich will Euch gerne lehren und predigen, doch wisset, ich habe Hunger und Durst, und aus einem hungrigen Maul mag nicht wohl gute Lehre gehen, die Eure Seelen satt mache."

Dann thaten sie es gern und ließen ihn essen und trinken und auch für sein Weib in den Sack stopfen; und da er der Gelegenheit halber gut zusprach, so kostete ihnen das gemeiniglich dreimal mehr, als wenn sie ihr redlich Theil hätten öffentlich beigesteuert, ihm das üppigste Jahrgehalt mit Wohnung und Heizung rechtmäßig darzubieten.

Weil er aber tagelang und oft gar nächtelang im Weinkeller hocken mußte und ihm von seinen eifrigen Hörern hart zugesetzt wurde mit Trinken und Hochrufen, so geschah es nicht ganz so selten, als er selber gewünscht hätte, daß er auf eine seltsame Weise plötzlich unter den Tisch zu liegen kam und dort seines Redens ein langsam verklingendes Ende fand. Ein Arges sah Niemand in solchem Zufall, sondern sie sprachen nachsichtig: „Er hat sich bepredigt"; aber der geistlichen Würde war's doch nicht sehr zuträglich, und seinem jungen Weibe hat's auch mißfallen.

Dieser arme Ketelhodt saß eines Tages wiederum im Rathskeller, war leidlich satt und nicht sehr trunken, so daß er nur heller und feuriger redete, und war nun der Hörer für eine Weile ledig geworden. Er hatte sich jedoch so kräftig in die Wärme gesprochen, daß er nicht gleich aufhören konnte, gleichwie ein Schwungrad lange noch weiter wirbelt, auch wenn es von keiner Kraft mehr getrieben wird. Indem er nun solcherart in's Leere hineinpredigte, fiel doch sein Auge plötzlich auf einen jungen Menschen, der ein wenig abseits einsam in einer Nische vor einem Kruge saß und ihm mit ernsten und schier traurigen Blicken recht nachdenklich lauschte. Es war dem wohl anzusehen, daß er gern näher gerückt wäre und etwas gesprochen hätte, aber aus irgend einem Grunde es nicht recht wagte.

Karsten Ketelhodt als ein Kenner menschlicher Thorheit merkte alsbald, daß der gute Bursche wohl Etwas möchte zu beichten haben, das ihm nicht leicht würde von sich zu geben. Da winkte er ihn gütig heran, ließ ihn dem Weine noch etwas tapferer zusprechen und begann ihm mit leiser Hand auf den Zahn zu fühlen.

Der hübsche Jüngling war nicht sehr schlagfertig und gab mehr durch Seufzen als durch freies Reden kund, daß ihn Etwas drückte. Es war

aber an dem, was Herr Ketelhodt vermuthet hatte: ihm lag eine Ueberlast auf dem Gewissen. Das gestand er willig zu; nur was es sei, sickerte mühsam hervor, gleich einer verschütteten Quelle.

Der geistliche Kenner aber witterte von fern auch ohne Worte, daß etwas Weibliches im Spiele sei, als von wannen in den unberathenen und stürmischen Jahren fast jeglichen Uebels Keime zu sprießen pflegen, er versuchte es also mit einem Kunstgriff, den Scheuen zum Reden zu bringen.

„Ich merke es schon," sagte er mit einem Zwinkern und in einem Tone mehr des Bedauerns als des harten Tadels, „eine böse Buhldirne hat Euch bei den Ohren gefaßt und weidlich herumgenommen. Es giebt deren zu Stralsund, zumal wo das papistische Unwesen noch in den Seelen ist hängen geblieben."

Der fromme Jüngling aber machte eine Geberde schaudernden Abwehrens, und die Zunge war ihm gelöst.

„Ich bitte Euch," sagte er voll Eifers, „von meiner Christel nichts Ungleiches zu denken, geschweige denn etwas so Uebles. Wenn Ihr mir die Beichte abnehmen wollt, will ich Euch kurz erzählen, wie Alles gekommen ist, und Ihr sollt ihre Unschuld und Reinheit gleichsam mit eigenen Augen sehen."

„Dafern nur nicht die Rede ist von einer Ohrenbeichte nach Art der Papisten," bemerkte Ketelhodt etwas bedenklich, „so wollte ich gern hören."

Der Jüngling zeigte eine leise Betroffenheit.

„Es kann nichts Böses dabei sein," sprach er jedoch nach einigem Besinnen, „denn so ich's recht verstehe, liegt das Unrecht der Papisten in dem Ablaß, den schon Priester nach irdischer Willkür ertheilen, auch etwas in dem Zwange, den sie hiermit über die Seelen ausüben, nicht aber in der Beichte, die ein reumüthig Herz aus eigenem Begehren und in gutem Vertrauen thut. Denn einem solchen Herzen dient ein kräftig Beichten zu einer großen Entlastung; es giebt aber Dinge, die man vor dem vertrautesten Freunde oder Bruder aus Scham nicht über die Lippen bringt, dem Beichtvater hingegen schüttet man's leichter hin, denn er ist auch nach unserem neuen Glauben ein Diener der Kirche, den Gott selbst berufen hat, bekümmerte Seelen zu trösten und aufzurichten. Damit nehmet getrost an, was ich Euch zu bekennen habe; es ist kein sündiger Ablaß, den ich von Euch begehre."

„Ihr habt verständig geredet," sagte Ketelhodt, ihm die Hand reichend, „und seid gut berichtet. Darum will ich Euch gern hören und nachher zusehen, ob ich Euch berathen kann."

Der Jüngling nickte dankbar, faltete die Hände und begann mit einem demüthigen Aufblick seiner stillen Augen langsam und immer noch zögernd also zu berichten:

„Ihr werdet Euch erinnern: in einer Capelle unserer schönen Nikolaikirche steht ein feines Bildwerk aus gebrannter Erde, jedoch mit Farben anmuthig bestrichen; es stellt eine Muttergottes dar mit dem Jesuskinde, von Engelsköpfen wie von einem Rahmen umgeben."

„Ich habe keinen Blick für solche Abgötter," sagte Ketelhodt streng, „und weiß Nichts von dem Bilde."

„Es wäre mir besser," versetzte der Jüngling traurig, „ich hätte auch von Anfang keinen Blick dafür gehabt. Jedennoch ist mir das Unglück geschehen, und ich muß es erklären. Das Bild hat Herr Otto von Wedel aus Welschland mitgebracht, ich habe vergessen, ob aus Rom oder Venedig, da er mit unserem verstorbenen Herzog Bogislaw, welcher der Große heißt, aus dem gelobten Lande zur Heimat kehrte. Das war vor fast dreißig Jahren, als man von Doctor Martinus noch Nichts wußte, denn der war noch ein Knabe; darum hat mein Vater keinen Tadel davon, daß er es Herrn Wedel abgekauft hat, für eine schwere Summe! Der nämlich war jämmerlich verarmt auf dem Pilgerzuge; die Meisten sagen, er habe sein Gut in den Spielhäusern Venedigs gelassen. Mein Vater stiftete es in die Nikolaikirche, und ich habe von Jugend auf meine Andacht vor dem Bilde gehalten, weil ich's niemalen anders war gelehrt worden.

Ihr seht daraus, daß ich eines begüterten Kaufherrn Sohn bin; mein Vater war Herr Burkhard Lübecke, der leider schon vor langen Jahren des Todes verblichen ist; meine Mutter aber lebte bis vor Kurzem und verstand es tapfer, den Geschäften unseres Hauses vorzustehen. Ich selbst habe in der heiligen Taufe den Namen Gerhart empfangen.

Vor besagtem Bilde also hatte ich eines Tages wiederum gebetet; doch kniete ich ziemlich weit abseits im Schatten einer Nische, indessen das Sonnenlicht hell durch das bunte Fenster auf das Bildwerk fiel. Nun kam ein Mädchen daher, das ich nicht kannte, sehr schlicht gekleidet, nur nicht geradehin armselig, aber groß und stattlich von Wuchs und von kräftigem Schreiten. Sie stand still vor dem Heiligenschreine und betrachtete ihn lange mit einer ernsthaften Andacht, die ihr überaus lieblich stand. Ich hinwiederum betrachtete sie selbst mit nicht geringerer Inbrunst, falls es nicht Sünde ist, das zu sagen; ihr herrliches Blondhaar und die süße Demuth ihrer klaren Züge hatten mir's von allem Anfang her angethan.

Sie hielt die Hände gefaltet und betete leise, indem sie das Christkindchen mit ihren leuchtenden Augen immerfort weiter anstaunte. Und am Ende drückte sie einen zärtlichen Kuß auf das glatte Figürchen und ging heiter von dannen.

Ich war sehr bewegt von dem lieben Anblick, trat nun näher hinzu und sah mir das Kindchen an. Da fand ich es schöner als je zuvor und war ganz erstaunt, wie reizend es geformt war. In großer Verzückung legte auch ich meinen Mund zu einem Kusse darauf, und das durchschauerte mich mit einer wunderbar andächtigen Süße."

„Redet nicht von Andacht, wo Ihr doch ersichtlich von weltlichen Gefühlen geplagt wurdet und zudem Götzendienst triebet," unterbrach Karsten Ketelhodt mit einigem Unwillen den Erzähler.

„Ich spreche, wie ich es damals empfand," entschuldigte sich dieser, „nicht nach meiner jetzigen Meinung. Geplagt aber hat mich Nichts, es war eitel Wonne und Süßigkeit.

Das schöne Mädchen kam danach fast jeden Tag wieder, und ich desgleichen, und immer drückte ich mich recht tief in meinen dunklen Betstuhl, nur daß ich die Augen frei hielt, sie mit Freuden zu betrachten. Und mir wollte scheinen, als ob das Christkindlein sie zum Dank für ihre treue Andacht schier mit jedem Tage immer noch schöner und stärker mache.

Eines Tages aber kam ich später als sonst und trat gerade hinzu, als sie zum Kusse sich niedergebeugt hatte. Als sie mich merkte, ward sie sehr roth und machte große erschrockene Augen; ich aber konnt' es nicht lassen, ich neigte mich ebenso und küßte das Bild vor ihren Augen an derselben Stelle, die mir noch warm schien von ihren Lippen.

Als sie das sah, ward sie noch röther und schlich eilends von dannen. Mich aber überfiel auf einmal eine seltsame Verwirrung und geheimer Schreck, daß ich ihr nicht zu folgen vermochte, wie ich wohl gern gewollt hätte: das kam daher, daß ich mit einem jähen Blicke entdeckte, was mir zuvor entgangen war, wie diesem Christkindchen eine verwunderliche Aehnlichkeit eigen war mit dem fremden Mädchen, gleichsam, als hätte sie in ihrem Kindesalter dem Maler als Vorbild gedient, was doch in Wahrheit durchaus unmöglich war anzunehmen, da jene Schilderei vor allermindestens dreißig Jahren im fernen Welschland war angefertigt worden. Zumal um die Augen herum und die zarten Brauen war die Gleichheit so vollkommen, wie man sie sonst nur manchmal zwischen Mutter und Kind so bewundern mag.

Solche Entdeckung gab mir einen lieblichen Stich in das Herz, und ich mußte mir vorstellen, wie holdselig es sein möchte, das gute Mädchen mit eben diesem Kinde auf dem Schooße zu sehen, da mir dann die gemalte Muttergottes urplötzlich todt und unhold erschien, obzwar sie sonst eine recht feine Person war. Und dazu stieg mir die sonderbare Frage aus dem Herzen herauf: Weiß wohl das Mädchen Etwas von solchem Naturspiel? Doch ich antwortete mir damals sogleich, wie ich es später zwar noch sicherer von ihr selbst erfuhr: Mit nichten, sondern höchstens daß etwa ein unbesinnliches Ahnen in ihrem Busen keimt.

Von dieser Stunde an ward meine Sehnsucht nach ihrem Anblick gewaltig, und es war mir ein rechtes bitterliches Leid, daß sie nun mehrere Tage lang nicht mehr wieder kam zu ihrer stillen Andacht.

Und als sie dann noch nicht kam, fuhr ich angstvoll suchend in allen Gassen umher gleich einem scharfen Jagdhund, der die Spur seines Wildes

verloren hat: nur daß ich selber noch mehr einem gehetzten Wilde zu vergleichen war.

Zuletzt ward gleichwohl meinem Beharren sein Lohn: ich fand das Mädchen, wie es vor dem Thore auf dem großen Wiesenplatze Leinwand zum Bleichen ausreckte. Voll stillen Jubels stand ich eine Weile und sah ihr zu und freute mich der sicheren Kraft ihrer Glieder, die ihre Bewegungen kund thaten, und ihrer trefflichen Größe.

Endlich faßte ich mir ein Herz, trat an ihre Seite, fragte um ihre Beschäftigung und ob sie dergleichen Arbeit auch für mich übernehmen wollte, und um ihren Namen. Sie sah mich im Anfang ein wenig mißtrauisch und mehr trotzig von der Seite her an; denn sie mußte den kecken Menschen aus der Kirche gewißlich erkennen. Allmählich aber mochte sie mir etwa vom Gesicht ablesen, daß ich ein ehrlicher Mensch sei und nichts Arges im Schilde führe, und stand Rede und Antwort. Sie heiße Christel Höpner, und was ich sonst von ihr wolle, müßte ich mit ihrer Mutter bereden, denn sie selbst verstehe von Geschäftssachen Nichts und würde sich mit der Bezahlung leicht über's Ohr hauen lassen. Ihre Mutter hingegen sei zwar an den Füßen gelähmt und sonst am Leibe gebrechlich, aber sehr hellen Geistes und ernähre sich gleichsam von ihrer Klugheit, indem sie anderen Leuten mit gutem Rath zur Hand gehe und dafür von denen kleine Geschenke in Empfang nehme; damit gewinne sie jetzt wohl mehr als vordem mit aller rüstigen Arbeit. Viel sei es freilich immer nicht, aber doch hätten sie zusammen genug, um keinen Hunger zu leiden.

Ich fragte nunmehr, wann ich die Mutter besuchen könne. Das könne gleich jetzt geschehen, gab sie zur Antwort, denn sie sei eben fertig und müsse nach Hause zum Kochen und Essen. Nur sei es für sie nicht schicklich, mit mir zusammen über die Straße zu gehen, das würde Gerede geben, ich müsse allein nachfolgen. Und sie nannte ihre Wohnung.

Ich war es zufrieden und lobte ihre Klugheit, die mir nicht geringer scheine als die ihrer Mutter.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin ziemlich dumm,“ sagte sie ruhig, „kann aber gut arbeiten.“

Und ich konnte es ihren herrlichen Armen und Schultern leicht ansehen, daß sie kein fälschlich Rühmen von sich machte.

Ich folgte nun ihrer Weisung und strich langsam hinter ihr her.

Als ich in ihre Wohnung eintrat, fand ich ein trefflich sauberes und freundliches Zimmerchen von lauter guter Ordnung und darinnen im Lehnstuhl die lahme Frau Höpner, die noch nicht gar alt war, und dazu einen grauhaarigen Mann auf einem Bänkchen, der mir blöde entgegenglotzte und immerfort leise vor sich hinbrummelte: als ich hinhörte und aufmerkte, war es lauter dummes Zeug. Ich erforschte aber weiter mit schnellen Blicken, wie gewandt und liebreich die starke Christel diese beiden armseligen Personen bediente und ihnen hurtig an den Augen absah, was sie etwa

begehren oder wessen sie bedürfen mochten. Daran hatte ich eine Herzensfreude; nach dem blöden Alten fragte ich nicht weiter und nahm ihn für einen Oheim oder sonst einen Zugehörigen, denn ich wußte von Christel, daß die Mutter eine Wittwe sei.

Diese gute Frau sah mich lange sehr prüfend an, indeß ich meine Anbietung ihr kund that; doch merkte sie wohl gleichfalls mit ihren scharfen Blicken meiner Weise an, daß ich es anständig meinte, und als sie meinen Namen hörte, war sie ganz zufrieden, denn sie wußte von unserem Hause und kannte meine Mutter auch von Person. Sie nannte den Lohn, der ihrer Tochter gebühre, und als ich gern mehr bot, wies sie das ernstlich und mit allem Eifer zurück; doch blieb sie mir freundlich und vertraulich und ohne einen Argwohn.

Unterdessen saß Christel still zur Seite am Tische und schaute mir offen in's Gesicht mit ruhigen Augen. Und ich fühlte aus ihren Blicken, daß sie mir nicht mehr zürnte. Auch ich war ganz ruhig und sehr friedevollen Herzens, so lange ich in dem Stübchen mit den wackeren Frauen saß. Allein sobald ich von ihnen geschieden war und hinaus auf die Straße trat, kam es über mich als ein Sturm des Entzückens und unmäßiger Glückseligkeit, als hätte ich alle Güter dieser Welt auf einmal bereits gewonnen. Und ich mußte in ein Haus treten, um vor den Leuten die Thränen zu verbergen, die mir vor Freuden still über die Backen liefen.

Nachher trat ich in die Nikolaikirche und sah mir das Christkindchen an und erquickte mich an seinen Augen. Da ging mir alsbald eine Klarheit auf, daß ich nicht mehr anders könne, als Christel offen zu meinem Weibe zu begehren. Denn ich meinte gewißlich sterben zu müssen, wenn ich diesen lieblichsten Wunsch mir nicht zu gewähren vermöchte.

Aus solcher großen Hoffnung faßte ich mir einen herzlichen Muth, den ich sonst nicht gehabt hätte, sogleich zu meiner Mutter zu gehen und ihr Alles zu offenbaren: denn sie war eine Frau zwar von viel Liebe und Milde gegen redlichen Gehorsam, aber doch auch von sehr heftigem und halsstarrigem Willen, wenn ihr etwas wider den Strich ging.

Ich kam also und beichtete ihr Alles mit etlicher Freudigkeit; bat auch freimüthig, sie möge selbst hingehen und bei der guten und klugen Frau Höpner für mich werben.

Ich merkte nun freilich, daß ihr mein Verlangen nicht eben recht sänftlich einging, wie es ihr denn kein Redlicher verargen mag, daß sie für ihren einzigen Sohn weit lieber ein behäbiges Töchterchen aus gutem Hause erlesen hätte. Gleichwohl kam sie nicht in Zorn, wie ich wohl hätte fürchten mögen, sondern strich mir ganz liebreich mit der Hand über die Stirn und sagte mit einer mehr traurigen Stimme:

„Das ist wohl ein Unglück, das über Dich ergangen ist; und ich kenne Dich genugsam: Du hast nicht die Kraft in Dir, Dich dawider zu

wehren; Du möchtest mir zu Grunde gehen an solchem Kummer, wenn ich dies Mädchen Dir weigerte. Ich will hingehen und mit meinen Augen prüfen, weß Geistes Kind Jene ist und ob je etwas Gutes daraus entstehen mag."

Ueber diesen Bescheid wurde ich herzhaft fröhlich, denn ich konnte nimmermehr anders denken, als daß die Christel ihren Augen gefallen müßte. Also harrte ich geduldig, bis sie ging und wiederkam.

Doch das wurde ganz anders, als ich irgend erhofft hatte. Als sie lange ausgeblieben war und nun endlich heimkehrte, fuhr sie mich rauh an und sagte ganz kurz und hart:

„Es ist Nichts mit der Dirne. Das würde zum Unglück führen."

Ich war bitterlich erschrocken und bat flehentlich, mir zu sagen, was ihr so seltsam mißfallen habe an dem Mädchen, an dem ich doch nur lauter liebliche Tugenden habe sehen können.

Meine Mutter wiegte langsam das Haupt hin und her und begann endlich nach einigem Besinnen zu reden:

„Ich will Dir's nicht völlig bestreiten, daß sie guter Art ist in den meisten Dingen; sie ist häuslich und arbeitsam, sauber und gesittet, auch treuen Sinnes für ihre Mutter, überall frommen und hilfreichen Gemüthes, auch ein bischen dummlich: und das ist etwas Gutes für eine Frau. Sie möchte für manchen Mann eine treffliche Frau abgeben — aber nicht für Dich. Denn sie ist stärker als Du."

Ich hätte schier lachen mögen über diese sonderbare Meinung. Denn ob auch ihre tüchtige Kraft meinen Augen sich eingeprägt hatte und zu meiner rechten Lust zwar, so habe ich doch auch meine Arme und Fäuste und bin kein Kränkling. Zudem war ich nicht des Meinens, daß die heilige Ehe einem Prügel- oder Ringkampf gleiche, wo der Stärkere Sieger bleibt. Da ich aber solches nicht sagen mochte, reckte ich nur ein wenig meine Arme in's Weite, um zu zeigen, daß ich auch Sehnen habe.

Meine Mutter verstand mich und schüttelte den Kopf.

„So meine ich es nicht," sagte sie ruhig, „sondern sie hat eine andere Stärke, die Dir nicht eigen ist. Du würdest ihrer nicht Herr werden. Du bist ein hilflos Männlein und brauchst eine Frau, die für Dich lebe und die Dich liebe. Solche Frau wird aber Jene Dir nicht sein."

Ich sah meiner Mutter mit großem Staunen in's Gesicht und begriff nicht, wo sie hinauswolle und wie sie Solches wissen möge. Denn mir schwebte Christels sanftes und liebreiches und demüthiges Wesen fest vor den Augen.

Sie verstand wiederum mein Staunen und redete nun weiter:

„Ich will Dir Etwas erzählen, davor Dir schaudern wird — und doch ist es noch das nicht, was ich meine. Ich habe in Erfahrung gebracht, denn alle Welt weiß es, und auch Du würdest es wissen, wärest Du zu jener Zeit nicht in Lübeck im Contor Deines Herrn Gevatters ge-

wesen: Dieses junge Kind hat schon seit Jahren einen Mord auf dem Gewissen oder doch, was einem Morde wohl gleich zu achten ist."

Als sie dies sagte, fuhr ich vor Entsetzen von meinem Stuhle und schrie gewaltsam und bei aller Ehrfurcht nicht ohne einigen Zorn:

„Ihr ließet Euch belügen, Mutter! Das ist wilder Wahnwitz! Und wie könnte eine Mörderin leben und frei herumgehen?"

„Und es ist doch so," gab sie mir zum Bescheid, „und das ist so geschehen: sie ist ein Ding von zwölf Jahren gewesen und hat vor dem Hause ihres Vaters, welcher ein Gelbgießer war, auf dem Bänkchen gesessen. Ist ein Trunkenbold dahergekommen, der wüste Peter Quade, ist mühsam die Straße herabgetorkelt und zuletzt gestolpert und umgefallen über ein Wägelchen, das dicht an dem Hause gegenüber und keinem Vernünftigen im Wege stand. Aus dem umgestürzten Wagen ist ein Wickelkindchen zur Erde gerollt. Das hat der Trunkenbold in seinem blindwüthigen Zorne ergriffen und schändlich mit Schlägen und Püffen gemißhandelt, daß es leichthin des Todes hätte davon sein können. Als das diese Christel gesehen, ist sie ganz still in ihres Vaters Laden zurückgetreten, ist mit einer sehr starken Mörserkeule wieder herausgekommen und hinübergesprungen und hat dem Wüthrich mit einem harten Streich g'rad auf den Kopf gehauen, daß der für todt ist bei Seite gefallen. Sie aber hat ruhig das Würmchen auf den Arm genommen und seiner gepfleget. Um den Kerl, der da lag, hat sie sich gar nicht gekümmert, sondern ihn liegen lassen, bis Leute dazukamen. Er ist freilich nicht todt gewesen, und das ist schade, sondern ist nach etlichen Tagen wieder zu sich gekommen und lebt leider noch heute, ist aber alle die Jahre seither blöden Geistes geblieben und ganz untüchtig zu jeglicher Verrichtung, also mehr einem Todten als einem Lebendigen gleich zu achten."

Sie schwieg eine Weile . . . Ich aber wollte die Hände über dem Kopf zusammenschlagen vor Staunen und auch vor heimlichem Zorn wider meine Mutter.

„Und das," rief ich eifrig, „das nennet Ihr einen Mord und rechnet es dem Mädchen zum Schimpf, da es doch mir durch diese That nur noch viel lieber wird? Um Gott, Mutter, Ihr thut Unrecht; ich verstehe Euch nicht."

Sie sah mir mit einem sehr festen Blick in's Gesicht und entgegnete ernsthaft:

„Wäre ich an der Stelle des Mädchens gewesen, ich hätte es gleich ihr gemacht und den Lümmel zu Schanden geschlagen . . . Daraus ersieh, ob ich ihr Unrecht thue. Sie ist auch hernach sogar von den Richtern ganz losgesprochen und auch jedes Schimpfes ledig geworden. Sie selbst hat später aus freien Stücken den blödwitzigen Menschen in das Haus ihrer Mutter zu nehmen verlangt und das nach ihres Vaters Tode auch erzwungen; und man sagt, und ich selbst sah es, sie versorgt ihn und

hätschelt ihn mit aller Liebe und Treue, wie sonst ein Weib einem Kinde thut."

„Nun also," stotterte ich halb erfreut, doch nur desto mehr verwundert, „wenn das Eure Meinung ist, wie könnet Ihr sie dann mir zum Weibe versagen, — es sei denn um ihrer Armuth willen?"

„Nicht doch," versetzte sie schnell, „nicht darum. Es ist anders. Vielmehr, davon weiß ich und sah es auch in ihren Augen und all' ihrem Gebahren: dies Mädchen ist recht ersichtlich von meiner Art; Du aber bist ganz nach Deines seligen Vaters Art geschaffen: und das paßt nicht zusammen."

Ich erstaunte immer mehr und rief mit einem Vorwurf:

„Mutter, wie könnt Ihr so reden? Ihr seid meinem Vater eine treffliche Frau gewesen, alle Welt weiß davon Rühmens zu machen; und er war Euch gleichfalls ein treuer Gespons."

Sie beugte den Kopf und vergoß etliche Thränen, die ihr sonst nicht so leicht in's Auge kamen wie anderen Frauen.

„Ich und dies Mädchen," sagte sie, „sind von der Art, daß wir nur das ganz Schwache lieben können und das ganz Starke. Wir lieben nur Kinder und was Kindern gleich ist an Art und Schwachheit, und wir lieben Männer von gewaltiger Art, die uns beugen und erdrücken und vor denen wir zittern. Einen Mann, wie Dein Vater war, den können wir nicht lieben, nicht glücklich werden und nicht glücklich machen. Wir lieben seine Kinder, ihn selbst aber müssen wir feindlich verschmähen und an ihm vorbeisehen; wir können nicht in ihm leben. Du aber bist ganz aus Deines Vaters Blute geschaffen, bist nicht schwach und nicht gewaltig; darum darf dies Mädchen Deine Frau nicht sein, denn Du kannst ihrer nicht Herr werden. Sie macht Dich nimmermehr glücklich. Ich aber will Dich glücklich sehen, und müßt' ich's mit Gewalt erzwingen. In meinen Lebtagen bekommst Du das Mädchen nicht, und nimmst Du sie heimtückisch nach meinem Tode, so mordest Du Deine Mutter noch einmal in ihrem Grabe."

Nach diesen schrecklichen Worten stand sie eilends auf und schritt aus dem Zimmer.

Ich aber blieb ganz erschüttert und zerschlagen zurück und wußte mir keinen Ausweg. Ihre Meinung begriff ich nicht völlig; vielmehr ich bestritt sie in meinem Herzen durchaus und war meiner ganz sicher, daß ich meiner Liebsten könne völlig Herr werden nach aller Gebühr und sie unter mich zwingen nach meinem Willen, so es irgend Noth thue — es werde aber nimmermehr Noth thun. Allein ich kannte den Willen und die Strenge meiner Mutter und wußte genau, ich würde sie nimmermehr beugen können von ihrem Vornehmen. Denn sie war der Art, wenn sie irgend einen Gedanken sich recht in den Kopf gesetzt hatte, ist er darinnen befestigt geblieben für alle Zeit wie mit eisernen Riegeln.

Also war ich ohne Hoffnung nach dieser Seite und wußte mir keinen Rath, als ihr zu gehorchen und der Liebsten mit Gram zu entsagen.

Als ich mit solchem harten Entschluß und in aller Verzweiflung in's Freie lief und durch die Gassen strich wie ein armer Verirrter, kam ich unversehens an Sanct Nikolai vorbei und mußte hineintreten, um etwas mein Herz in Andacht zu erleichtern.

Doch als ich mein Christkindchen ansah und seine Augen, ward mir nur dreimal weher um's Herz, und ich stürzte auf meine Kniee und versank in Jammer.

Das währte eine starke Weile, da vernahm ich neben mir ein Rauschen, und da ich aufsah, war es nicht Christel, wie ich wohl zitternd erhoffte, sondern ihre Mutter, die kluge Frau Höpner; die trug der blödwitzige Mensch auf seinen Armen vorbei wie ein Kind und setzte sie neben mich in's Gestühl, daß sie auch in ihrer Lähmung ihre Andacht verrichten konnte.

Ich stand auf und machte mich zu ihr und bot ihr meinen Gruß als ein still Beschämter. Sie sah mich an und lächelte ein wenig, und ich erschrak insgeheim unter diesem klugen Lächeln.

„Eure Mutter will es nicht," sagte sie danach kurz.

Ich erschrak noch tiefer und fuhr scheu zurück wie vor einer Hexe.

„Wie könnt Ihr wissen?" — fragte ich stammelnd.

Sie lächelte wieder, klug und freundlich.

„Es ist nicht so schwer zu wissen," sprach sie, „wenn ein junger Kaufherr mit eigener Rede ein hübsches Mädchen zur Arbeit wirbt, so thut er das allemal in besonderer Absicht, entweder in böser, und das zumeist, oder auch in guter. Wenn er nachher seine Mutter schickt, war es gute Absicht. Und wenn er zuletzt verstört auf den Knieen liegt, hat die Mutter nicht gewollt."

Ich verwunderte mich solches Scharfsinnes und bekannte ihr nun vertraulich all meine Hoffnung und deren trauriges Ende.

„Ihr seid ein guter Sohn," sagte Frau Höpner, „und Ihr handelt auch klug, daß Ihr nicht gleich von Anfang Eure Wünsche ertrotzen wollt. Laßt es also weiter eine Weile verziehen und bequemt Euch zur Geduld. Nachher wüßte ich ein Mittel, die Frau Mutter zu zwingen."

Ich horchte hoch auf, und schon der Schein einer neuen Hoffnung ließ mich beben vor Wonne; doch wußte ich sonst Nichts aus ihren Worten zu machen und grübelte vergeblich.

„Eure Mutter ist streng und hart, aber eine sehr rechtliche Frau," fügte sie endlich nach einem Schweigen hinzu, als sei das eine Erklärung. Ich aber verstand es nicht und bat sie, es mir zu deuten.

Sie aber schüttelte den Kopf. „Ihr werdet's schon finden," sagte sie leise. „Oder meint Ihr, ich sei eine Kupplerin?"

Ich verstand sie erst recht nicht, mußte mir's aber genügen lassen.

Ich fragte nach Christel und was die dazu sage?

„Sagen?“ versetzte Frau Höpner. „Wie kann sie Etwas sagen, wo sie nicht einmal Etwas denkt? Ihr wißt ja, das Mädchen ist nicht sehr klug und weiß selbst noch gar nicht, wie lieb es Euch hat.“

„Hat sie mich denn lieb?“ fragte ich stotternd mit einem glückseligen Schrecken.

„Guter Mann, merkt Ihr das nicht, wie konntet Ihr schon freien wollen?“ sagte Frau Höpner. „Oder meintet Ihr, weil Ihr reich seid und sie arm, sie müßte Euch nehmen, auch wenn sie Euch nicht gern hätte? Das thäte wohl Manche, Christel aber ist dafür zu dummlich.“

Da stand ich beschämt und doch voller Wonne; und eh' ich mich's versah, war ich ihr entsprungen und lief mit aller Eile durch die Gassen, mir Christel zu suchen.

Auch hatte ich das Glück, daß ich sie gleich im Hause fand. Zu reden vermochte ich nicht vor Freude; aber ich faßte still ihre beiden Hände und drückte die fest wider meine Brust und gab ihr also auch schweigend mein herzliches Verlangen kund.

Christel aber war im Anfang völlig verstört vor großer Ueberraschung, blickte starr in mein Gesicht, und es schien mir, als ob sie voll Angst Etwas fragen wollte, sich's jedoch nicht getraute. Da berichtete ich ihr, daß ich zuvor in allen Ehren mit meiner Mutter und auch mit der ihren gesprochen und also meine Redlichkeit erwiesen habe, ob auch sonst noch nicht Alles gänzlich im Reinen sei.

Als ich ihr das kund gethan, kam eine liebliche Röthe in ihr Gesicht, und sie weinte vor Rührung, jedoch nicht sehr heftig, sondern sie lächelte dazwischen.

„Ist's denn möglich,“ lispelte sie endlich, „daß ich noch soll glücklich werden können wie ein anderes Mädchen? Ich konnte es nimmer glauben, daß es ein Mann mit mir wagen würde, von der alle Welt weiß, daß ich einen Menschen zu Schanden schlug und um dieser Ursache willen vor dem Richter gestanden habe. Ist es denn möglich? Ist es denn noch möglich?“

Ich streichelte ihre Hände und tröstete sie herzlich: mir sei das nur ein Zeichen, daß sie ein tapferes Herz habe und Kindern sehr gut sei.

„Ach ja, Kindern!“ flüsterte sie mit einem zärtlichen Seufzer; und dann zauderte sie noch ein Weniges, und dann legte sie ihre Arme um meinen Hals und ihre Stirn wider meine Schulter und blieb so ruhen; und ich fühlte einen leisen Schauder all ihre Glieder durchzittern.

Ich beugte mich hin und küßte leise ihren Nacken; da wich sie sanft von mir und wehrte mir fortan mit aller ehrbaren Strenge, sie wieder zu berühren. Nur mit den Augen durfte ich ihr mit allem Feuer mein Verlangen bezeugen, und auch sie blickte freundlich zu mir herüber.

Nachher kam die Mutter zurück, von dem blöden Menschen in einem Karren über die Straße gefahren und dann in's Haus getragen; und wir

blieben noch eine Zeit lang in Frieden bei einander und ward nicht davon geredet, was in der Zukunft daraus werden solle.

Als ich aber heimging, fiel ich in Angst und Zagen vor meiner Mutter, durfte Nichts bekennen und nie mehr die Rede bringen auf diese Sache; wenn ich's ja versuchte, schnitt sie mir kalt das Wort ab wie mit einem Messer.

So besuchte ich auch fortan meine Liebste in aller Heimlichkeit und doch so streng in Ehren wie ein offener Bräutigam. Ich grübelte aber je und je über die Art, wie ich's von meiner Mutter dennoch erzwingen könne, doch ich ward nicht klüger, und auch die Frau Höpner kam mir nicht wieder zu Hilfe in meiner rathlosen Bedrängniß.

Jedoch verfiel ich darauf, es mit geistlichen Werken zu versuchen, ging sehr fleißig zur Messe, rang heftig im Gebet vor allen Altären und heiligen Spinden und ließ manch schönes Stück Geld in den Kästen der Heiligen klingen, wähnend, daß diese durch ihre Fürsprache das Herz meiner Mutter wohl wenden möchten."

„Daran habt Ihr sehr übel gethan," fiel hier Karsten Ketelhodt mit viel geistlichem Nachdruck dem jungen Erzähler in die Rede, „Ihr habt Eure Sache zweifelsohne nur schlimmer gemacht durch solche Götzendienerei. Hättet Ihr Euch gleich ohne solchen Umschweif ehrlich und geradeheraus an den echten evangelischen Herrgott gewandt, er würde gewißlich ein Mittel gefunden haben, Euch heraus zu helfen."

„Versucht habe ich auch das," versetzte Gerhart Lübecke bescheiden; „als der alte Glauben nicht half, wagte ich's mit dem neuen; der kam damals eben auf, zwar noch erst im Geheimen; allein wer wollte, konnte die Martinische Heilsbotschaft doch schon vernehmen. Also betete ich eine Weile sehr emsig nach diesem neuen Gebrauch. Es half freilich auch nicht —"

„Weil Ihr's noch nicht in dem rechten Glauben gethan habt, der da Berge versetzen kann," warf ihm Herr Ketelhodt scharf auffahrend entgegen und fuhr noch weiter fort, ihn sehr reichhaltig seines Irrthums zu überweisen. Der Jüngling nickte immerfort ganz zustimmend mit dem Kopfe, ließ aber doch geduldsam die verdiente Strafpredigt über sich hinströmen. Er hatte sehr gute, freie und treuherzige Augen; die befeuerten den Geistlichen in seiner Arbeit, denn er merkte, daß er desto minder vergeblich seines Amtes walte.

Endlich kam der Gescholtene doch wieder zu Worte, jedoch nicht einmal recht gern, sondern er stockte und stotterte und stockte wiederum, und es ward ersichtlich, daß er nunmehr dem schmerzlicheren Theil seiner Beichte sich nahte. Als Ketelhodt das witterte, mühte er sich fortan, ihm mehr milde aufzuhelfen, als ihn noch weiter zu zerknirschen.

„Ich merke schon," sagte er, „wo Ihr hinauskommt. Ihr seid am Ende der Schwachheit unterlegen, die unseres Fleisches Erbtheil. Oder geschah es aus Vorbedacht und mit etwelchen Listen?"

„O nicht doch, Herr," seufzte der Jüngling, „durchaus nicht dergleichen. Es war eine Frühlingsnacht."

„Ich fragte nicht nach der Jahreszeit," bemerkte der Prediger ein wenig strenger, „man kann sündigen im Winter wie im Sommer, sondern nach dem, was Euch zu der Uebelthat trieb."

„Das eben: die Frühlingsnacht," wiederholte das Beichtkind.

„Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt," rief Ketelhodt, seinen Unwillen mannhaft bezwingend, „doch erkläret weiter, was in der verda — gebenedeiten Frühlingsnacht geschehen ist."

Der Jüngling kam langsam in Fahrt wie ein überladenes Wäglein; endlich ging's aber dennoch.

„Eines Tages," so erzählte er, sich weiter vorbeugend, als ob er in einen Beichtstuhl hineinflüsterte, „beredete uns die kluge Frau Höpner, wir sollten selbander eine Wallfahrt nach Kentz mitmachen, um von dem Gnadenbilde daselbst uns Hilfe zu erflehen."

Hier entfuhr ein heftiges Zischen dem geistlichen Berather zugleich mit einer großen Geberde des Abscheues.

Der Erzähler that nur einen bittenden Blick und fuhr fort in seiner Rede:

„Solcher Rath nahm mich Wunder, dieweil ich die Frau nicht gar selten hatte kräftiglich spotten hören über diese Fahrten. Maßen aber der neue Glaube mir auch nicht geholfen hatte, wollte ich nicht versäumen, die alten Heiligen noch einmal zu erproben, in der stillen Hoffnung, sie möchten sich inzwischen eines Besseren besonnen haben, nachdem ich ihnen Ernst gezeigt hatte und sie fürchten mußten, mich ganz aus ihrer Heerde zu verlieren."

Karsten Ketelhodt faltete die Hände zu einer stummen Fürbitte für den armen Irrgläubigen.

Der neigte dankend das Haupt und berichtete weiter:

„Also faßten wir zwei uns an der Hand und gingen am Sonnabend mit in dem großen Haufen. Es war sehr viel Volks beieinander, als wir aus dem Thore zogen, Männer und Weiber jeglichen Alters, auch ganz kleine Kinder; besonders aber handfeste Burschen und jungfrisches Weibsvolk, die sich fröhlich mengten beim Wandern und viel wunderliche Kurzweil unter sich trieben."

„O Ihr Otterngezücht!" fuhr Ketelhodt dazwischen.

„Als ich das lange sah," sagte Gerhart Lübecke, „wie sie es so leicht nahmen mit solchen Dingen, die ich mir noch allezeit ernsthaft versagt hatte, als Küssen, Streicheln, Tappen und Umkuseln, da ward auch mir das Blut warm, und ich wollt' es gern mitmachen, weil es mir doch wohlgefiel und angenehm zu sehen war."

„Für Satan, ja!" bemerkte der Prediger mit verzweifelndem Aufblick.

„Meine Christel aber war nicht dieser Meinung, sondern ward nur immer strenger im Trotzen und Versagen, je zutäppischer ich ihr wurde, und durft' ihr zuletzt kein Fingerchen mehr rühren und nicht mehr Hand in Hand gehen. Ja, wenn ich doch unartig wurde, schlug sie mir auf die Tatze, daß es einen Klatsch gab.

Dabei aber sah ich, daß sie auch immer röther und rosiger ward in dem lieben Gesichte, und daß ihre Augen ein spielend Leuchten begannen, desgleichen ich sonst nicht von ihr gesehen hatte und welches mir ganz erregsam an's Herz griff, daß mein Verlangen, sie emsig zu küssen, nur immer heißer ward. Sie aber ließ nicht nach in ihrer wehrhaften Schärfe. Zu allerletzt aber fielen ihr heftige Thränen aus den armen Augen.

Da erbarmte mich's doch, und ich ließ sie in Frieden und wanderte fortan ehrbarlich neben ihr, sah auch nicht mehr rechts noch links, wie die Anderen es trieben, sondern dachte einzig daran, Christels Gesicht wieder zum Frohsinn zu bringen. Sie aber schritt immerfort schwer nachdenklich einher, und das starke Roth wollte von ihren Wangen nicht weichen. Das sah sehr schön aus, aber es ängstigte mich doch. Ich selbst war viel ruhiger geworden und arbeitete ernstlich an meinem Rosenkranz."

Wiederum kam ein Prusten aus Ketelhodts Munde.

„Als es nun Abend wurde, kam die Wallfahrt in ein Dorf, dort sollte genächtigt werden. Und wir wurden mit einem Haufen in eine große Scheuer mit frischem Heu getheilt; denn es war schon so weit, es war sehr früh geheut worden in dem Jahre. Christel ging ihr Lager zu nehmen bei den andern Weibern und ich bei den Männern.

Mir aber ward schwül in dem Heu, und ich trat noch wieder in's Freie; es war draußen eine liebliche Hellnacht, daß der Sterne nur wenig waren. Ich blickte so gegen den lichten Himmel nach Norden zu, da stand auf einmal Christel wieder neben mir heiß athmend und mit zornigen Augen.

„Es ist kein Platz zu finden," sagte sie hastig, „wo nicht Mannsleute dabei sind."

So standen wir eine Weile und waren verlegen, wie wir's anfangen sollten. Ueberdem erhub sich drinnen in der Scheuer ein großes Gelärm; viel wüstes Kreischen und ein schrillend Gelächter, das uns übel und häßlich klang.

Da erfaßte uns ein Grauen vor solcher Schande auf einer geistlichen Fahrt; ich nahm Christel wieder still bei der Hand, und wir gingen ein Stücklein weiter in's Freie, wohin der Greuel nicht so weit scholl. Wir fanden einen Garten vor einem Bauernhause und ein Bänkchen darinnen unter einem Apfelbaum; darauf ließen wir uns nieder. Ueber mein Herz war eine große Ruhe gekommen, und ich saß so fern von dem lieben Mädchen, als die Bank es verstattete. Auch sie athmete ruhig und tief, legte den Kopf wider den Baumstamm und schlief in Frieden. Mir zwar

ließen die Träume keine Ruhe, wenn ich's auch versuchte, und weckten mich schnell wieder; ich meine, das kam von dem starken Geruch der Blumen in dem Garten.

So blieben wir etliche Stunden geruhsam beisammen in der linden Nachtluft, bis es still wieder tagte und eine herrliche Frische uns ermunternd anwehte.

Da ließ sich auf einmal ein seltsam Stimmchen gleich hinter uns vernehmen, das nur von einem Kinde herkommen konnte. Wir blickten herum und sahen ein klein hölzern Wäglein dastehen, darinnen ein Würmchen lag, das kaum ein halb Jahr sein konnte. Nun war freilich zu sehen, daß dies Ding wohl verpackt und gebettet lag und ihm nicht viel Uebles geschehen konnte in der traulichen Frühlingsnacht; aber doch war ich hart erbittert, daß solch' ein Schandweib ihr hilflos Geschöpfchen hier so mochte stehen lassen, um drinnen zu karessiren.

Christel aber stand immerfort ganz still über das Wägelchen gebeugt und sah das Geschöpf an mit weiten, verwunderlichen und schier begehrlichen Augen. Es war ein lustig Dingchen und konnte schon lachen, tappte auch mit niedlichen Patschen nach ihrer Brust und ihrem Halse; gleichwohl begriff ich's nicht, was sie solche Augen machte, die mir ganz fremd schienen und schon heimliche Angst machten. Doch ich vermochte sie nicht fortzubringen von diesem Wagen.

Indem kam aber ein Weib aus der Scheuer, und gerade auf unsern Garten zu, und so ward deutlich, daß es die Mutter des Kleinen war. Da befiel mich eine Angst, Christel möchte wild werden gegen diese Person, und ich riß sie mit aller Gewalt von dannen und des Weges weiter.

Sie ging nun eine Zeitlang ganz still und in sich selber gekehrt; die Sonne war noch nicht völlig herauf, und die Luft noch etwas dämmerig. Wir kamen an den Rand eines sehr dichten Waldes von jungen Kiefern; es drang ein starker und süßer Duft von Harz daraus hervor und war dahinein zu sehen als in ein tiefes Dunkel.

Auf einmal blieb Christel hinter mir stehen; und als ich mich umdrehte, sah ich, daß sie mir schreckliche und ganz feindselige Augen machte. Ich war darob sehr verwirrt und betrübt und wußte nicht, wie ich das begreifen und was dazu sagen sollte.

„Deine Mutter wird es nie zugeben," rief sie plötzlich laut in einem Tone erhitzten Zornes wider mich Unschuldigen. Ich wollte ihr die Hand auflegen und sie freundlich beschwichtigen; da packte sie selbst mich mit beiden Händen an meinen Schultern und schüttelte mich mächtig und recht zorngrimmig; denn sie ist eine sehr starke und tüchtige Person.

Ich hielt das gern aus, nur daß ich mich entsetzte über ihre wüthige Art, da sie sonst so sanft war. Ich begriff nicht, was sie mit mir hatte; ihre Wangen waren sehr roth, und ihre Augen blitzten von einem spielenden Feuer.

Da mußte ich mit Schrecken an das Wort meiner Mutter gedenken: „Du kannst ihrer nicht Herr werden!“ Und sogleich ergriff auch mich ein ingrimmiges Feuer, daß ich's ihr zu zeigen gedachte, wie ich doch stärker sei, ihrer Herr zu werden. Ich weiß nicht, ob sie solchen Gedanken in meinen Augen gelesen hat: sie ließ mich schnell wieder fahren, rief laut und hastig: „Jetzt laufe ich nach Hause!“ und sprang wie ein Wild in den Kiefernbusch hinein. Ich gleich ihr nach, denn ich meinte, sie müsse ein wenig von Sinnen sein und könne sich einen Schaden thun. Es war dunkel genug, daß ich kaum ihre Gestalt vor mir hinhuschen sah; aber ich hörte das Rauschen und Knacken der dürren Zweige, wo sie hindurchfuhr.

Endlich errang ich sie, denn ich war doch schneller. Und sie war nun weich und lieblich und ließ ab von ihrer Strenge. Mir aber stieg der starke Harzduft schwer in das Hirn und betäubte mich wie Weindunst.

An diesem Tage bin ich ihrer Herr geworden zu unser Beider Unheil.

Wir machten diese Wallfahrt nun nicht mehr mit, sondern gingen auf dem schnellsten Wege nach Hause. Ihre Mutter blickte uns scharf an, als wir so eintraten; aber sie fragte Nichts, und ich sah sie still lächeln; das verwunderte mich, und ich wußte mir's nicht zu deuten.

Es kam aber doch ein Tag, da wir ihr Alles bekennen mußten, was nicht mehr zu hehlen war. Sie schalt uns garnicht, that auch nicht überrascht und nicht erschrocken, sondern sagte zu mir nur ganz ruhig in einem besonderen Ton, der mir auf's Herz fiel:

„Eure Mutter ist eine sehr rechtliche Frau.“

Ich erschrak darüber, denn es fiel mir nun ein, daß ich's ihr auch wohl bekennen müßte.

Das fiel mir bitter schwer, und Gott weiß, daß ich lieber vor den härtesten Richter so getreten wäre, als vor meine Mutter. Gleichwohl überwand ich's und offenbarte ihr getreulich, wie es mit uns stand und was zu erwarten war. Sie aber blieb gelassen und kalt und sagte verächtlich:

„Wer kann wissen, was daran ist? Es ist nicht das erste Mal, daß listige Weiber einem leichtgläubigen Männlein solche Flausen vormachten, um ihn an sich zu binden. Wir wollen's abwarten.“

Ich ergrimmte bis zu Thränen über solch' scheußlichen Argwohn wider mein reines Mädchen, fand aber keine Rede mehr, weil ich zu stolz war, sie mit Worten zu vertheidigen. Auch kam mir ein anderer Einfall: Wenn ich ihr erst das lebendige Enkelkind bringen kann, wird sie ihr Herz erweichen und anderen Sinnes werden.

Ich sagte das auch Frau Höpner, und nach einiger Betrübniß mußte die sich zufrieden geben. Christel that's überhaupt Nichts; die war still und vergnügt und sorgte sich um Nichts, als um ihre eigene Hoffnung. So lebten wir in Liebe ein frohes Leben miteinander; meine Mutter, die es nun wußte, ließ es ruhig geschehen.

Nun kam der Tag und die schwere Stunde. Christel hatte ein Töchterchen. Da waren die bösen Betteln arg hinter ihr her, und gab es kein Ende des Zischelns und Verlästerns. Sie aber achtete deß garnicht, blieb fröhlich, wie sie gewesen, und pflegte in Freuden unseres Kindchens. Auch ich war getrost, denn ich hoffte sie nun binnen Kurzem als Ehegemahl in mein Haus zu führen. Meiner Mutter sagte ich vor der Hand noch Nichts, um sie ganz mit dem Anblick selbst zu überraschen.

Doch ehe das geschehen konnte, verfiel meine Mutter in eine harte Krankheit, die sie für viele Monate fest an das Bett band; und der Arzt verbot streng, ihr irgend mit Dingen zu kommen, die ihr heftiges Gemüth in Erregung bringen könnten; auch das Geschäft lag jetzt allein in meinen Händen.

So gab's wieder Aufschub; doch das war nicht zum Verzweifeln und nahm uns keine Hoffnung. Ja, wir lebten nur noch enger und öfter zusammen, da meine Mutter mich selten sehen durfte und mir wenig Zeit nahm.

Es geschah aber doch, daß in diesen Monden zwischen mir und Christel sich Etwas wandelte. Nicht daß es Unfrieden gegeben hätte oder meine Liebe vermindert wäre: recht im Gegentheil, ich fand das junge Mütterchen nur noch viel reizender als sonst das Mädchen. Dahingegen war Christel zu mir nicht mehr von der gleichen Anmuth, wie vor des Kindes Geburt. Sie hatte nur noch Augen für das dumme kleine Geschöpf und gar keine mehr für mich, ich mochte thun, was ich wollte, und schenken, was ich konnte. Das Kind allein hegte sie und pflegte sie; wenn es satt war und ausgeschlafen, schäkerte sie mit ihm stundenlang gar läppisch, und selbst wenn es schlief, ward sie nicht müde, über seiner Wiege zu sitzen und es zu bestaunen.

Ich aber hatte das Nachsehen. Wollte ich sie liebkosen, so duldete sie das wohl, doch ohne rechte Freude und ohne Verlangen. Sie war allezeit freundlich, doch niemals mehr. Wenn ich Etwas erzählte, das mich ernst anging, sei es von Geschäftssorgen, sei es von den Gedanken, die ich mir machte um die neue Lehre, die nun schon merklicher spukte, sei es von meinen Freunden und Genossen, sei es auch nur von meinen Hemden und Wämmsern, so hörte sie halb zu und kicherte und dalberte dazwischen nur thörichter mit ihrem Wurme. Es geschah wohl selbst, daß ich ging und kam, ohne daß sie's recht merkte.

Einmal kam ich aus Bosheit in einem zerrissenen Wamms, des Meinens und Hoffens, sie sollte doch vor Aerger sich mit mir befassen: doch sie hat's garnicht gesehen.

Nun hätte ich dies ihr Treiben wohl hingenommen als rechte Weiberart, die über einem Kinde alle Welt vergißt: nur daß ich merken mußte, wie sie's mit Andern doch anders that. Ihre krüppelige Mutter versorgte sie noch nach wie vor auch neben dem Kinde mit aller Liebe und Treue, und den verblödeten Trunkenbold hegte und hätschelte sie. Ja, wildfremden

Kindern, die ihr draußen begegneten, erwies sie mehr Freundliches noch als sonst, putzte ihre schmierigen Nasen und küßte sie zärtlich, ohne daß sie's verlangten.

Solch Wesen fing doch allgemach an mich zu wurmen und im Herzen zu verbittern. Doch trieb ich's auch wieder wunderlich: statt Christel selbst drum zu zürnen — das vermochte ich nicht, sie war mir zu lieblich — warf ich einen feindlichen Groll auf das kleine Kind, das, wie ich vermeinte, ihr Herz mir stahl. Dadurch ward Nichts besser; vielmehr mußte sie's merken und sich mir darum noch mehr entfremden.

So gingen diese Monde immer verdrießlicher hin. Endlich kam die Zeit, da meine Mutter gesund war und ich es ausführen konnte, ihr das Enkelkind zu zeigen. Ich machte mich also mit Christel auf den Weg, barg diese im Vorzimmer und trug das Kind auf den Armen zu meiner Mutter.

Die sah es mit nicht so großer Verwunderung, ja, ich mag sagen, ein wenig befriedigt, nahm es auf den Arm und betrachtete es ernstlich.

Auf einmal blickte sie mir sehr scharf in's Gesicht und fragte fast drohend:

„Bist Du ihrer Herr geworden — so wie ich es meine?"

Das fuhr mir schrecklich wie ein Blitz durch die Glieder; ich war jäh verblaßt und stammelte kläglich und versuchte etwas zu prahlen: doch ich verstummte gar bald, denn ich fühlte meine arme Seele entblößt vor den Augen meiner Mutter.

Sie gab mir mit einem mitleidigen Lächeln das Kind zurück und sagte sehr kühl:

„Es sieht Dir nicht ähnlich. — Doch es ist Deines Bettschatzes Kind; wir wollen für es sorgen und es aufziehen lassen in guter Pflege. Es wird ein schönes Geschöpf und macht Dir keine Schande. Seine Mutter soll in ein Kloster gethan werden und es gut haben und in Buße sich ihrer Sünde entledigen. Dich aber will ich glücklich sehen."

Mit den Worten wandte sie sich schroff herum und ließ mich stehen.

Da ergriff mich ein herzlich Erbarmen mit dem armen Würmchen unter meinen Augen, das da sollte verstoßen werden von seiner Mutter fort, und ich schaute ihm in sein schlafendes Gesichtchen. Alsobald erwachte es und that die Augen groß zu mir auf; das zuckte mir plötzlich gar seltsam durch's Herz, denn ich sah, was ich sonst nicht gesehen hatte: das waren ganz die Augen des Christkindes auf dem welschen Bilde, und also waren es zugleich die holden Augen seiner lieben Mutter. Und wenn meine Mutter es hart gemeint hatte mit ihrem Wort „Es sieht Dir nicht ähnlich," so klang es mir doch nun freundlich und weich, als wäre es verkehrt in eine andere Meinung: „Es sieht ihr so ähnlich." Und ich umfaßte in dem einen Worte Mutter und Kind zugleich mit einer neuen herzlichen Liebe.

Christel war nicht so heftig betrübt, als ich wohl gemeint hatte: ihr war's ganz gleich, was sie war und wie sie hieß, wenn sie nur ihr Kind hatte. Mich kränkte das wohl wieder, aber ich ließ mir Nichts abmerken, und der Kleinen trug ich fortan nie mehr irgend einen Groll.

Vor lauter Freude, daß ich mein Töchterchen nun auch lieb hatte, schenkte ich ihm in diesen Tagen eine großmächtige Puppe, die ich eigens aus Nürnberg hersenden ließ: die war hübsch geformt und gestrichen und sah aus wie lebendig und war so groß wie das Kindchen selbst. Wir lachten darüber und nannten es seine Zwillingsschwester. Die Kleine selbst war freilich noch ein bischen zu dumm, um sich recht an dem schönen Spielzeug zu freuen, obgleich es holdselig zu sehen war, wie sie lustig daran tappste und ihm zulachte wie einer Kameradin. Um Vieles größer aber noch war die Freude ihrer jungen Mutter, die wollte mich schier übermäßig und lächerlich bedünken. Sie war wie toll dahinter her, aus Fetzen und Fähnchen neue Kleider für die Puppe zurechtzustoppeln und die dann mit Jubel der Kleinen zu zeigen.

Ich ließ das gehen und mochte mich nicht ärgern; denn immer war ich froh, daß Christel unser Elend nicht tiefer empfand. Und auch mir war die wachsende Lust an dem anmuthigen Kinde eine sanfte Tröstung: und ich hängte mich gern an ein mildes Hoffen, auch die Großmutter werde der reinen Holdseligkeit des edlen Geschöpfchens nicht lange widerstehen können. Ich wollte es wieder und wieder versuchen.

All solche Hoffnung und solcher Trost nahm leider binnen Kurzem ein jämmerliches Ende. Unser süßes Würmchen erkrankte plötzlich von der Hitze des Sommers und starb elendig nach wenigen Tagen.

Die arme Christel war schrecklich in ihrem Jammer und ganz wie von Sinnen. Wenn sie nur weinte, war es noch gut; aber zumeist saß sie thränenlos und in ödem Brüten. Erst spät, als die schlimmsten Tage vorüber waren, fand sie einen wunderlichen Trost, wie es den Anschein gewann, wenn sie die große Puppe unseres armen Kindes auf den Schooß nahm und leise damit spielte: dann kamen ihr die Thränen und machten ihr leichter. Ich gönnte ihr das gern, obzwar es mir eine Narrheit schien; und sie trennte sich immer seltener von dieser Puppe.

Nun geschah mir's nach diesen Wochen, daß ich mit aller Nothwendigkeit in Handelsgeschäften hinaus mußte in die preußischen Städte, zumal nach Danzig und Thorn. Mir wurde der Abschied von Herzen schwer, auch von meiner Mutter, denn sie war von ihrer Krankheit her sehr gebrechlich geblieben. Sie ermahnte mich aber beim Segen, ich solle in den anderen Städten, etwa in Stettin, wo sonderlich feine Mädchen seien, mich fleißig umschauen nach einem rechtmäßigen Weibe, ihren letzten Jahren zum Trost. Als ich aber traurig den Kopf schüttelte, daß ich ihr dies nicht verheißen könne, ward sie auch wehmüthig und sprach ganz sanft, ohne alle Strenge:

„So warte zum Mindesten, bis ich dahin bin; dann magst Du thun, was Du nicht mehr lassen kannst, und siehe dann zu, ob Du ihrer noch Herr werdest. So lange ich lebe, will ich's nicht geschehen lassen, daß Du unglücklich werdest mit einem Weibe."

So ging ich von ihr in Frieden und sah sie lebend nicht wieder.

Ich zog auf dem Landwege, um auch unterwegs in den pommerschen Städten unseres Hauses Vortheil zu wahren. Zu Stettin hörte ich in der Sanct Jacobi-Kirche Herrn Paulus von Rhoden die neue Lehre in wunderherrlicher Predigt verkündigen: das schlug mir zuerst gewaltsam in's Herz und löste meine Gedanken, daß ich fest erkannte, wie ich bisher in Irrthum und Sünde gewandelt, und nur allein die Gnade Gottes ohne meine Werke mich des Kummers erledigen könne. Ich erkannte, daß Gottes Hand um unserer Sünden willen das Kind geschlagen habe und zu unserer Erweckung; und ich bereute ehrlich und hoffte auf die Gnade, lernte auch die schnöde Wallfahrerei und alles Gaukel- und Bilderwerk und Heiligendienst, dadurch wir verführt worden, gar bitterlich verachten und beschloß, fortan allein im gereinigten Glauben treulich zu bestehen. Befestigte mich auch in den anderen Städten noch reichlich im Glauben, denn überall gab es schon Prediger des reinen Wortes.

Da empfing ich zu Elbing die jähe Kunde, daß meine Mutter gestorben sei. Ich betrauerte sie redlich, trotz ihrer Strenge; doch konnte ich mit allem Ringen nicht wehren, daß etliche Freude meinem Kummer sich beimengte. Denn ich durfte nun hoffen, meinen lieben Bettschatz allendlich zu meinem christlichen Weibe zu machen.

Also eilte ich unverzüglich heimwärts zu Schiff und ließ lieber mehrere fette Geschäfte unerledigt zurückbleiben; konnte ich doch jetzt thun nach meinem eigenen Willen und trug allein die Verantwortung.

Als ich Stralsunds Thürme vom Wasser her erblickte, schlug mir das Herz vor gewaltiger Freude, also sehr, daß ich mich schämen mußte, weil die Trauer nicht dagegen aufkam.

O großer Gott, wie wenig hatte ich Grund zu irgend welcher Freude!

Als ich in dem Hause meiner Liebsten ankam, fand ich fremde Leute darinnen. Die eröffneten mir gleichgiltig, Christel sei Nonne im Sanct Brigittenkloster geworden und habe ihre Mutter wohl mit sich genommen; der blöde Kostgänger sei zuvor schon gestorben.

Diese kurze Auskunft gab mir einen Schlag, als hätte mir Jemand ein scharfes Messer in die Brust gestoßen. Und in schwerer Bitterniß stellte ich's vor meine Seele, wie schrecklich es sich gefügt: an eben demselben Tage, da ich sicher gemeint, meine Liebste für immer zu mir zu nehmen, sollt' ich sie für immer verloren haben.

In solchem Jammer zögerte ich aber nicht, sogleich nach Sanct Brigitten hinauszueilen und zu hören, ob Alles so wahr und schon voll-

endet wäre. Denn ich zwang mich dennoch zu einiger Hoffnung. Am Kloster meldete ich mich und fragte die Pförtnerin um diese Sache.

„Die weiland Christel Höpner werdet Ihr nicht sprechen können," antwortete die, „sie ist schon eingekleidet und heißt Schwester Magdalena, das will bedeuten: die Sünderin; aber sie büßet emsig und ist sehr fromm und spricht niemals mit einem Manne. Dahingegen die Mutter wird Euch willig zu Diensten sein; sie ist auch hier im Kloster in unserer Pflege und schwatzt gern einmal ein Stündchen."

Da bat ich herzlich, die Frau mir herauszuschaffen, daß ich allein mit ihr reden könne.

Das ward mir bewilligt; zwei starke Kerle von Laienbrüdern wurden aus den Nebenhäusern herbeigerufen und trugen mir die Frau Höpner auf ihrem Sessel in den Garten heraus. Ich saß auf einer Bank, blickte ihr traurig entgegen, vermochte Nichts zu sagen.

Sobald die Kerle gegangen waren, begann sie selber zu reden:

„Es ist nicht anders," sprach sie geruhsam, „Ihr habt zu lange gezaudert. Jetzt ist es zu spät."

„Mein Gott, mein Gott," stöhnte ich bekümmert, „wie ist denn das möglich geworden? Warum konnte sie nicht warten?

Die Frau zuckte die Achseln. „Mir ist's auch nicht recht gewesen," sprach sie etwas verdrießlich, „es ist eitel Firlefanz und Narreteidung um dies Nonnenwesen und noch viel Schlimmeres. Aber sie hat's nicht anders wollen, und ich konnt' Nichts machen, sie ist zu dummlich. Kaum daß Ihr aus dem Thore gewesen seid, haben sich flugs diese Nönnchen von Sanct Brigitten an sie gemacht, ihr arm zerschlagenes Herz mit allen ihren Künsten zu bearbeiten und zu verwirren. Denn dies Volk ist sehr klug und weiß seine Stunde zu wählen, wo solch schwaches Geschöpf in seinem Elend keinen Widerstand thun kann. Allererst haben sie ihr Trost zugesprochen in ihrem Gram, da sonst die frommen Nachbarn ihr nichts Besseres zu sagen wußten, als sie solle froh sein, daß sie den Balg los sei, da möchte man ihrer Schande desto eher vergessen."

Bei diesen Worten der Frau Höpner ballte ich grimmig die Faust, und wäre ein Nachbar zur Stelle gewesen, ich hätte ihn zerdroschen.

Sie aber lachte verächtlich und fuhr fort:

„Da denkt, ob solche Schandreden meiner Christel anmuthig zu hören waren. So ist sie desto lieber zu den Nonnen gelaufen und hat sich da freundlicheren Zuspruch geholt. Und ich saß im Lehnstuhl und konnt' Nichts machen.

Nachdem die also das betrübte Ding still an sich gefesselt hatten wie ein scheues Kätzchen, sind sie ihr unmerklich ernster zu Leibe gegangen, erst mit mäßigem Tadel über ihre vormalige Sünde — was die Schalksfratzen so nennen, da es doch nach meinem als einer ehrbaren Frau Verständniß für ein frommes Mädchen nichts Rechtschaffeneres giebt, als einem Manne,

der es heirathen will, sich von ganzem Herzen zu ergeben, statt mit deren einem Dutzend, wie manche Nonnen und auch manche vornehme Frauen thun, in aller Sündlosigkeit hie und da ein bischen zu caressiren und zu scharwenzeln.

Christel aber in ihrem Unverstande und ihrem großen Leid hat ihnen geglaubt und sich gern zu Reue und Buße verstanden, davon doch zuerst ihr Herz Nichts wußte, vielmehr sie allezeit fröhlich war mit ihrem lieben Kinde.

Darnach sind die Nonnen alle Tage schärfer geworden in ihrem Zuspruch, haben darthun wollen, Gottes Zorn habe das Kindchen erschlagen, weil es der Sünde entstammte, und um ihre Buße zu wecken, und viele solche Reden mehr. Da ist sie gar bald so windelweich geworden, daß sie selbst beschlossen hat, sich in's Kloster zu verkriechen. Und half da kein Reden und Gegenreden; sie blieb bei ihrem Vorhaben."

„Und hat sie meiner dabei nicht gedacht?" fragte ich bekümmert, „hatte sie mich denn gar nicht mehr lieb gehabt?"

„Wen hat denn ein Weib noch lieb, das sich in die Frommheit geworfen hat?" rief die Frau Höpner in einer ergrimmten und gleichsam giftigen Art — ich bin des sicher, sie meinte dabei nur die falsche Frommheit des alten papistischen Afterglaubens, die das Herz kalt macht; das rechte Evangelium aber erwärmt es lieblich. Nur mußte ich erstaunen, wie doch diese mißgläubigen Nonnen in dem Stücke von unserer Sünde und Gottes Zorn die rechte Wahrheit so fein entdeckt haben und wie seltsam sich also in eines Menschen Seele Wahrheit und Irrthum zu mischen vermag.

In solchem Erwägen fragte ich eifrig, ob's denn gar so arg sei mit der papistischen Frommheit meiner armen Christel.

„Ja," versicherte die Frau, „sie thut sich viel an mit Beten und Büßen und anderen harten Werken, so die Nonnen ihr auflegen, und sie hat einen schrecklich gewaltigen Glauben an alle diese Dinge sich angenommen. Allen lustigen Freuden, deren die Andern doch reichlich und übermüthig pflegen, hat sie Valet gegeben, lebt fast nur in ihrer Zelle allein und mag auch mit den Schwestern nicht mehr gern verkehren, außer wenn diese mit Drohen und mit Strafen sie gewaltsam zwingen. Sie hat sich ein wunderlich Unwerk hergerichtet mit der schönen Puppe, die Ihr dem Kinde vordem geschenkt hattet; davor hockt sie wohl stundenlang und treibt ein Wesen damit wie manche andere Hansnarren in den Kirchen mit ihren Heiligenbildern. Die Nonnen sehen ihr das nach, obzwar sie darüber lachen, weil es sie tröste und in Gleichem immer an ihre Sünde gemahne; ich aber sage, es ist Firlefanz, und aller Firlefanz ist die rechte Sünde, nicht das, was sie gethan hat vordem um ihrer Liebe willen."

„Auch dies war Sünde," warf ich ihr ernst entgegen, „aber sie kann vergeben werden durch Gottes Gnade, zwar nicht durch äußere Werke — mir will doch scheinen, auch Ihr seid der neuen Lehre der Martiner er=

geben," fügte ich schnell hinzu, denn ich meinte es wirklich aus ihren Reden zu erkennen.

Sie pustete ein wenig mit ihrem Munde und sagte dann gleichgiltig: „Ich habe sie predigen hören; es ist viel Gutes daran, daß sie die Klöster nicht mögen und die dummen Bilder und manches Andere; aber doch auch Firlefanz, viel Firlefanz. Auch die Martiner finden da Sünde, wo keine ist, und das oft noch mehr als die Papisten; und wenn's auch Sünde wäre, was soll es denn nützen, nachher mit der Reue darauf herum zu hocken und sich abzuwimmern, statt es hinter sich zu werfen als was nicht mehr zu ändern ist, und fröhlich nach vorwärts zu sehen und zu trachten, wie man's besser mache. Das ist wieder Firlefanz, sag' ich, und Firlefanz ist die rechte Sünde. Da sind die Papisten noch ein Bischen klüger."

Ich entsetzte mich nicht wenig über diese wilden Reden und verwies ihr den Unglauben. Doch mocht' ich sie zu sehr nicht gleich kränken, weil ich etwa noch Beistand von ihr erwartete, um zu Christel zu gelangen.

Da war aber Nichts zu gewinnen.

„In Güte könnt Ihr Nichts machen," sagte sie bestimmt, „weder mit den Nonnen noch auch mit Christel. Und wolltet Ihr's mit List oder Gewalt versuchen, könnt's Euch übel bekommen; denn diese Nönnchen sind ziemlich rabiat, und ihre Laienbrüder draußen möchten's Euer Hintertheil heftig entgelten lassen."

Auf diesen Bescheid wurde ich noch trauriger und schlich kümmerlich von dannen und überdachte im Herzen, was ich weiter thun könne. Doch fand ich keinen Rath. So kam ich hierher, weil mein Leib schwach wurde: und da fand ich Euch und vernahm Eure Predigt, die mir in's Herz sprach. Und ich habe nun Alles gebeichtet, was mir schwer auf der Seele liegt. Aber ich weiß nicht, ob Ihr mir Trost spenden könnt: denn ich bin gewiß, diese bittere Sehnsucht nach meiner Liebsten kann auch durch die Gnade nicht von mir genommen werden."

Hier schwieg der Jüngling und blickte mit traurig bittenden Augen zu dem Prediger hinüber.

Karsten Ketelhodt reichte ihm lebhaft ergriffen die Hand.

„Heil Euch um Eures Glaubens willen," rief er feurig, „und wohl Euch um des treuen Gehorsams willen wider Eure Mutter! Gehorsam ist besser denn Opfer; und der Glaube machet selig: um dieser Leiden willen ist die große Sünde aus Gnaden von Euch genommen und abgewaschen. Seid fröhlich und getrost! Es mag Euch Euer irdisches Sehnen noch gestillet werden."

„Und wie sollte das ergehen?" fragte Gerhard Lübecke schüchtern, aber doch schon leise aufhoffend.

„Habt Ihr nie gehört," versetzte Ketelhodt eifrig, „daß Doctor Martini liebes Eheweib Katharina auch zuvor eine Klosterfrau gewesen ist und doch

durch den Glauben nicht allein zum ewigen Heil, sondern auch zum tapferen irdischen Leben ist erlöst worden?"

„Das ist mir wohl bekannt," sagte Gerhart noch etwas mehr gestärkt, „und ich wollte wohl freudig und ohne Gewissensfurcht so edlem Beispiel folgen; nur daß ich mir nicht vorzustellen weiß, wie ich in die verschlossenen Klostermauern eindringen soll; und wenn das auch gelänge, was hätte ich gewonnen? Habe ich nicht schlimm sicheres Zeugniß, daß meine Liebste absonderlich fest in dem alten hartköpfigen Afterglauben gefangen sitzt? Und ich habe immer sagen hören, daß leichter zehn Männer durch Vernunft zu bekehren sind als ein einziges Weib, so es sich festgeklemmt hat in einen frommen Wahn. Wer mag sie erlösen vom Bilderdienst und abgöttischem Treiben?"

„Seid dennoch fröhlich in Hoffnung!" rief Herr Ketelhodt mit einem gütigen Lächeln, „der Herr wird sie erleuchten, wenn die Zeit erfüllt ist. Ich sah schon manch ein hartgesotten Weiblein sich von Abgötterei und Unfug bekehren, wenn es von Herzen einem Manne ergeben war: das ist die Vernunft, die auch Weiberköpfe hell macht.

Laßt Euch aber nun rathen: seid fortan nur immer desto eifriger beflissen, Euren herrlichen Glauben laut vor dem Volke zu bekennen und öffentlich zu preisen. Und siehe, ich sage Euch, es kommt eine Zeit, und sie ist ganz nahe, da das reine Evangelium wird den Sieg gewinnen in dieser Stadt und in ganz Pommerland, des Papstes Knechte werden entweichen, und die Klöster werden leer stehen. Dann aber gebet wohl Acht, Eurer Liebsten eilig habhaft zu werden und mit guter Rede ihr anzuliegen: jedoch richtet es ein, daß sie nicht bloß Euere Rede vernehme, sondern auch fleißig in Eure Augen schaue."

Durch diese Worte ward der gute Jüngling herzlich erfrischt, beugte sich schnell nieder auf des Predigers Hand und küßte sie mit Ehrfurcht.

Und er bat Herrn Ketelhodt bescheiden, ob er hinfort nicht wolle in seinem Hause eine Stube nehmen und die tägliche Nahrung; auch für sein Eheweib solle daselbst gesorgt sein.

Karsten Ketelhodt war's herzlich zufrieden, nahm es gern an und hoffte, es werde ein Beispiel geben für die anderen Kaufherren.

* * *

Es war nicht viele Tage nach diesem, am 10. April des Morgens, Anno 1525, da kam Gerhart Lübecke in großem Aufruhr von einem Ausgang nach Hause zurück, lief in Ketelhodts Stube und störte ihn auf von den heiligen Schriften.

„Blicket her, Meister," rief er heftig athmend, „was ich Euch mitgebracht habe."

Und er warf ein Tuch zurück von einem breiten Rundwerk, das er

mit Beschwerde bei sich trug, und entblößte ein farbig Bild aus gebranntem Thon, die Himmelskönigin darstellend mit dem Jesusknaben.

„Dies ist das Bild aus Sanct Nikolai, vor dem ich sonst meine Andacht verrichtete," setzte er erklärend hinzu.

„Heiliger Gott," rief der Prediger erschrocken und erhob die Hände zu zorniger Abwehr, ohne der köstlichen Arbeit des wälschen Werkes einen Blick zu gönnen, „seid Ihr etwa gewillt, in den alten unseligen Irrglauben zurückzufallen? Hat Satan wiederum Eure Seele verblendet? Wollt Ihr wieder beten zu den Götzen der Philister und Baalsdiener?"

„Nein doch," versetzte der Jüngling mit einem wehmüthigen Lächeln, „sondern recht im Gegentheil: ich will den Götzen zertrümmern, wie Moses that mit dem goldenen Kalbe. — Wohl ist es leider wahr, daß Satan noch einmal durch seine Künste meine Seele verblendet hat, aber nur für einen Augenblick, und das will ich nun büßen. Hört, was mir geschehen ist."

„Gott schütze Euch! Ich höre," seufzte Ketelhodt erleichtert.

„Als ich heut eintrat in Sanct Nikolai Kirche," erzählte Gerhard Lüdecke, „um daselbst ein kurzes Gebet zu sprechen nach dem neuen Glauben, nicht wie ehedem mit den Lippen vor den Leuten, fiel mein Blick von ungefähr doch auf dies heilige Spindchen, wie wir sonst es nannten, und die alte Erinnerung bezwang mich mit aller Gewalt und lag über mir schwer wie eine heiße Entzückung, daß mir ganz zu Muthe war, als trügen diese Englein hier mich zurück in jene Tage und ich müßte Alles vergessen, was ich seither erlebte und lernte.

Es feierten aber gerade die papistisch Gesinnten nach der anderen Seite hin ein heiliges Hochamt; und all der schwebende Orgelklang und der Duft von dem Weihrauch unter den hohen Hallen machte mich betäubt und ganz schwindlig und verworren wie ein starker Wein; und ich kniete nieder und küßte das schöne Kindchen wie ehedem und verrichtete eine brünstige Andacht wie in alter Zeit; und ich vermeinte meiner Liebsten süßen Athemzug neben mir zu fühlen. Und war ganz versunken in eine klingende Wonne.

Doch auf einmal vernahm ich hinter mir ein Schurren und bald ein demüthiges Brummeln; und da war es ein Bettelmönch, der mich ansprach, ein feister junger Kerl mit zwinkernden Aeuglein.

Alsbald fuhr ich auf mit einem argen Schreck und erkannte meine Sünde und ward voll Kummers über den sträflichen Abfall von unserem lieben gereinigten Glauben. Und in großer Angst riß ich dies Bild hier herunter von der Wand und trug es mit mir, um Euch zu beichten und es dann in Trümmer zu zerschlagen mit einem Hammer, auf daß es zum letzten Male meine Seele verführt habe zu unrechten Dingen. Habe ich doch nun erkannt an einem starken Beispiel, wie große Macht dem Pabstteufel gegeben ist, uns mit Bildwerk und Tand und Geklingel zu über-

schleichen und zu verstören, da wir's im Mindesten hoffen. Darum ist es am besten und recht ein Gebot: ein Jeder zerstöre mit eigener Hand, was an so schlimmem Kram er irgend besitzen mag.

Als Karsten Ketelhodt solches Bekenntniß vernahm, fiel er in heftiger Rührung dem guten Jünglinge fest um den Hals und rief mit freudiger Stimme:

„O lieber Kamerad, Du bist ein besserer Christ als wir Alle, die wir zu Stralsund das Evangelium predigen."

Gerhart aber lief und holte einen Hammer und schlug das schöne Bildwerk mit wenigen großen Hieben zu Schanden und in Stücke.

Als er das gethan hatte, fiel er auf einen Stuhl, schlug die Hände vor's Gesicht und weinte recht bitterlich.

Ketelhodt aber gürtete sich eilig und verließ das Haus und schritt schnurstracks durch die Gassen bis hin zu der Kirchhofslinde von Sanct Jürgen, unter der er früher Gottes reines Wort zu lehren pflegte, ehe die Kirchen ihm offen waren, und erzählte den Leuten, die ihm flugs zuströmten, in großer Rührung den Handel mit dem zerschlagenen Bildwerk, ließ auch zur Erklärung Einiges einfließen von der halsstarrigen Nonne zu Sanct Brigitten und rühmte seinen Herrn Gerhart als einen herrlichen Christen.

Von diesen seinen Eiferworten ging eine Bewegung aus unter die Menge und regte sie auf wie ein hitziger Rausch. Das war dem gleich, als sei ein Befehl erlassen von einem gewaltigen Feldhauptmann an seine Truppen, so einig waren Alle. Man vernahm nicht viel Reden, nur ein dunkles Gemurmel und wenige kurze Worte. Einige sah man Thränen vergießen, und wenn man sie fragte, worüber denn wohl, so wußten sie es nicht zu sagen.

Es nahm aber diese Menge alsbald eine einträchtige Richtung auf die Pfarrkiche Sanct Nikolai zu; und je weiter sie zogen, desto größer ward der Haufen, denn es war sogleich ein Geschrei ausgegangen über alle Gassen, daß etwas Großes im Werke sei. Niemand fragte, was es sein möge, sondern alle Bürger wußten es von selbst.

So drang der Haufe in die Pfarrkirche hinein und gedachte eine wilde Arbeit zu beginnen.

Doch ging es erst noch zaghaft, denn der Hauch der Kirchenluft drückte auf die Seelen.

Da war aber eine Magd, die von ihrer Herrin gesandt war, ein heiliges Spindchen, das werthvoll war, noch in Sicherheit zu bringen; als die nun versuchte, das schnell in ihren Korb zu packen, sahen es die Leute, die ihr zunächst standen, rissen den Korb ihr vom Arm, nahmen das Heiligthümchen und schlugen es in Stücke.

Als dies erste Krachen und Bersten in der Kirche vernehmlich ward, fiel über Alle die Wuth, und sie warfen sich wie rasend auf die Altäre und schmetterten die Heiligen und alles Bildwerk herunter.

Jedoch waren Andere, die sich dawidersetzten mit Bitten oder Gewalt, vornehmlich solche Bürger, die selbst Besitz und Antheil hatten an diesen kostbaren Werkchen und sie gerne gerettet hätten. Von diesem Widerstande aber und dem Zorne und Raufen ward die Hitze der Stürmenden nur noch größer, und die weiten Hallen erschollen überall von dem greulichen Getön des knatternden Holzes und zerschmetterter Steine, dazu auch von wirrem Geschrei und Hetzen, vermischt den Wehklagen Beraubter und Geschlagener.

Karsten Ketelhodt kam erst in die Kirche, als das Bilderbrechen schon im wildesten Gange war und wüste Trümmer ringsum den Boden bedeckten. Er traf hier auf Gerhart Lüdecke, der auch herbeigeeilt war, und er rief ihm zu, indem er die Arme erschrocken gen Himmel hob:

„Gerhart, Gerhart, es ist nicht gut, was die Leute beginnen; sie treiben es zu arg und wie rechte Räuber. Laßt uns versuchen, daß wir sie noch hindern und besänftigen."

Gerhart aber kreuzte die Arme über der Brust und sagte entschlossen:

„Wie sollte es nicht gut sein? Was Euch, Herr Ketelhodt, erschreckt, ist nichts Anderes, als daß es scheußlich aussieht, und das widrige Geschrei: aber seht, diese Bilder sind schön, und gerade damit verderben sie die Seelen. Es ist Alles Teufelswerk, das muß zerschlagen werden, daß die Seelen ihr Heil gewinnen."

„Gerhart, Gerhart," warnte der Prediger bedenklich, „Ihr schürt den Aufruhr. Ist Euch nicht bekannt, daß Doctor Martinus selbst hat zu Wittenberg gewaltig gepredigt wider die Bilderstürmer und Schwarmgeister?"

„So hat Doctor Martinus nicht an sich selbst erfahren," versetzte der Jüngling hitzig, „wie groß die Verführung ist, welche ausgeht von solchen Bildern. Martinus ist von Hause aus ein heiliger Mann und kennt nicht die Schwachheit, die in unseren Seelen wohnet. Laßt gehen, Herr Ketelhodt; morgen sollt Ihr in der gereinigten Kirche uns predigen."

Da wich der geistliche Herr betroffen von hinnen und ließ seufzend die Dinge ihren Lauf nehmen.

Nachdem nun in Sanct Nikolai Kirche genugsam zerstört und beschädigt war, zerstreute die Menge sich weiter und fuhr über die anderen Kirchen und Klöster. Und die Wuth entflammte sich immer gewaltiger bis zum Mißhandeln und Brennen.

* * *

Es war am frühen Nachmittag dieses Tages.

Die Nonnen des Klosters Sanct Brigitten vor dem Thore hatten gespeist und saßen guter Dinge noch im Refectorium beisammen.

Die Aebtissin, eine schöne, dicke Person in behäbigem Lebensalter, hatte einen silbernen Humpen mit Rheinwein zur Seite ihres Lehnstuhles stehen, wie sie das gewohnt war, und becherte ansehnlich. Davon ward sie vergnügt und sann auf allerlei Kurzweil.

Zuvörderst ließ sie zwei stämmige Laienbrüder aus den Vorhäusern heraufkommen und befahl ihnen, sich mit einander zu prügeln; dem Sieger setzte sie ein mäßig Fäßlein kräftigen Bieres aus. Da schlugen sich die Kerle, daß die Fetzen flogen und die Gesichter ihnen aufschwollen wie Kürbisfratzen, und die Nönnchen jauchzten dazu vor Eifer im Schauen und hielten scharfes Kunstgericht und zeigten sich als Kennerinnen in solchen Sachen.

Zuletzt kroch der Besiegte auf allen Vieren hinaus, und der Sieger erhielt sein Fäßchen, davon er die Hälfte sogleich vor den Augen der fröhlichen Schwestern austrinken mußte, bis daß er in einen Zustand kam, der noch etwas schlimmer war, als der seines Unterlegenen: denn er konnte auch nicht mehr kriechen, sondern mußte sich wälzen gleich wie sein Faß, das er jedennoch nicht von sich ließ, sondern immer vor sich hertrieb.

Die Nonnen lachten herzlich, und die fröhliche Aebtissin schaukelte vor Vergnügen mit dem übergeschlagenen rechten Beine wie mit einem Pumpenschwengel.

Hienach wurde ein Weltpriester zu Besuch gemeldet, den sie Alle als einen lustigen Schalk gut kannten und mit vieler Freude begrüßten. Der setzte sich und trank einen Humpen Rheinwein mit viel Anstoßen und wackerem Geklirr. Darauf gab man ihm eine Bibel, daraus er vorzulesen und ihnen aus dem Lateinischen in's Plattdeutsche zu verdolmetschen begann.

Er las immerfort sehr ernst und feierlich, aber was er auswählte, waren lauter Geschichten aus dem alten Testament von so absonderlichem Geschmack, daß ein armer Laie sie nimmermehr vertragen hätte, ohne sich zu schämen, auch wenn er des starken Geschlechtes gewesen wäre: ja, sogar unter den frommen Schwestern fanden sich mehrere, die scharf errötheten, aber d'rum doch nicht minderen Eifers zuhörten. Ja, viele merkten sich heimlich die Stellen an, wo das geschrieben stand, und ob sie gleich von dem Lateinischen kein Wörtchen verstanden, so hatten sie doch eine stille Lust d'ran, zu wissen, dies und das Geschichtlein stand da geschrieben. Und sie musterten die fremden Buchstaben mit einer sehnenden Andacht.

Als der Priester aber geendet hatte und sie nach mehr verlangten, schrie er sie grimmig an:

„Ja, meinet Ihr denn, Engelchen, ich gäbe Euch so schöne Brocken zu genießen um Eures Vergnügens willen? Ei, nicht doch, sondern damit Ihr das schändliche Beginnen dieser Martiner ermessen lernet, die da wollen, man solle die heiligen Schriften nur getrost den thörichten Laien in die Hände geben. Mein Gott, mein Gott, welch' ein Unheil möchte da angestiftet werden!“

Bei diesen Worten zwinkerte er schlau und fröhlich mit den Augen und ließ sie merken, daß er nicht so bös sei.

Es war aber eine unter diesen Nonnen, nämlich Schwester Magdalena, welche die Sünderin hieß, die geberdete sich anders als sie Alle, die seufzte

und stöhnte, deckte die Hände mit starkem Erröthen über die Augen und darnach über die Ohren und schüttelte sich heftig wie von einem Fieberschauer. Zuletzt sprang sie in die Höhe mit Blicken voll Abscheues und wollte hinauslaufen. Die Anderen aber hielten sie gewaltsam an ihren Kleidern fest und sprachen unter einander und auch zu ihr selbst:

„Es ist Deine alte Sünde, die wieder an Dir reißet. Es ist Dein beschwertes Gewissen, das Dich die Worte der Schrift nicht ertragen läßt."

Sie schüttelte leise den Kopf und wehrte sich noch kräftig. Doch da sie ohne Lärm Nichts wider die Vielen vermochte, legte sie die Stirn auf den Tisch und fügte sich eine Weile.

Es ward hierauf eine andere Lustbarkeit vorgenommen. Zwei Nonnen mußten wider einander disputiren, und es stellte die Eine den Dr. Martinus Luther dar, die Andere den Gegner, einen guten Papisten. Die aber den Martinus machte, verstand es klug einzurichten, daß sie Gelehrsamkeit von sich zu geben schien, in Wahrheit aber Nichts redete, als lauter lächerliches Zeug und handgreiflichen Unsinn, also daß jedes dumme Kindlein einsehen mußte, welch' ein Windbeutel dieser Luther war; dabei verstand sie nicht übel mit groben Schimpfreden und schier unfläthigem Wortgeschmeiß um sich zu feuern, wie dergleichen dem echten Urbilde wohl zu Zeiten entschlüpft sein sollte. Die Gegnerin hinwiederum redete sänftlich, verständig und zum Guten, so sehr, daß nicht zu begreifen war, wie je ein Mensch hatte zweifeln können, auf welcher Seite die Wahrheit sei.

Unter diesem anscheinend hitzigen, aber doch immer zierlich abgemäßigten Wortgeplänkel erscholl zuweilen aus ganz großer Ferne ein Tönen dazwischen hinein wie ein dumpfes Brüllen oder Meeresbrausen oder sonst etwas Bedrohliches, daß die Feinhörigeren unter den Nonnen schon ein wenig aufhorchten und heimlich im Innersten erschraken, sie wußten nicht wie, und sich's doch nicht merken ließen. Die Aebtissin aber lachte über die Maßen und ohne Unterlaß, so daß sie Nichts hören konnte; und die Disputantinnen plapperten auch weiter.

Jetzt machte der Weltpriester einen neuen Vorschlag.

„Ei, lasset doch sehen," rief er heiter, „ob von diesen Gegnern nicht Einer ein schönes Wunder zu vollbringen vermöge, daß die Wahrheit seiner Lehre auch unseren Augen sich erweise."

Da fand sich sogleich ein anderes Nönnchen, das warf sich auf den Boden und kam elend auf allen Vieren herangekrochen, unter Stöhnen und Winseln, als ob sie gelähmt sei und keine Kraft zum Gehen habe.

Die papistische Rednerin aber, zu der sie hinrutschte, legte mit einer stillen und stolzen Geberde die Hand auf ihr Haupt: und unverzüglich sprang die Kranke auf ihre Füße und führte sogleich vor Aller Augen ein Tänzchen auf, das weit mehr durch weltliche Munterkeit als durch geistliche Zucht den Zuschauern wohlgefällig war.

Inzwischen kam das dunkle Getön aus der Ferne schon etwas näher.

„Schaffet uns doch jetzt die krumme Frau Höpner herbei, die in unserer Pflege liegt," rief die Aebtissin entzückt, „da lasse der Dr. Martinus doch sehen, wie es um seine Wunderkraft bestellt sei."

Ein paar Nonnen hüpften willfährig hinaus, die gewünschte Person zu suchen und herbeizuschaffen.

Doch kaum, daß die draußen waren, geschah etwas Wunderneues, dessen sich Niemand versehen hatte.

Schwester Magdalena kam langsam aus den hinteren Reihen hervorgeschritten, schob den falschen Martinus mit ihren starken Armen heftig bei Seite und stand selbst an diesem Platze. Und es sahen Alle, daß ihre Augen von einem großen Zorne entbrannt waren.

„Ich will es nicht dulden," rief sie laut und trotzig, „daß mit meiner kranken Mutter hier ein schändlicher Spott getrieben werde. Ich will es nicht mit ansehen, daß sie diesen Saal hier betrete."

Von solchen dreisten Worten setzte sich ein ungeheures Staunen über die Nönnchen, die eine so große Frechheit der sündigen Person durchaus nicht begreifen konnten und die Blicke voll ahnender Erwartung auf die Aebtissin und den Weltpriester richteten.

Die Aebtissin war gleichfalls von Staunen ganz übernommen; der Priester allein blieb gelassen und vergnügt und fragte die Schwester Sünderin behaglich:

„Ei, junges Närrchen, wer sagt Dir, daß man hier Spott treibe? Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen noch sitzet, da die Spötter sitzen. Giebt es etwas Ernsteres, als daß man die göttliche Wahrheit gründlich erweise?"

Schwester Magdalena blickte ihm eine kurze Weile verworren in's Gesicht; dann aber rieb sie sich die Stirn und sagte nicht sehr laut, aber doch Allen verständlich:

„Ich hätte es längst merken sollen, daß es Alles Spott war, was Ihr mit mir getrieben habt nicht heute allein, sondern auch vordem alle die Zeit hindurch. Nur daß meine Mutter wohl Recht hat, da sie sagt, ich sei schweren Geistes gewesen von Kindesbeinen an. Doch aber bin ich nicht blind und nicht taub geboren, und das Beides hätte ich sein müssen, wenn ich nicht merken sollte, daß hier Alles Lüge und Alles Spott ist. Ich habe mich allezeit als eine Sünderin mit Schmerzen bekannt, von Euch aber weiß ich, Ihr seid alle vielmal größere Sünderinnen als ich; doch wenn Ihr es bekennt, so thuet Ihr es mit Spott. Darum kann ich nicht anders glauben, als Ihr müßt dem Herrn ein Greuel sein; und wollte nur Gott, ich wäre niemals in das Kloster gekommen, oder es gefiele ihm jetzt noch, mich meines Gelübdes zu entbinden, das nimmermehr rechter Art sein kann. O Gott, mein Gott, schicke mir einen Berather, mich aus der Angst zu erlösen; denn meine Mutter vermag es nicht, die hat keinen Glauben."

Als Schwester Magdalena nach diesen Worten schwieg und still aufrecht stand, ward das Staunen der Nonnen so groß, daß es mehr einer Angst glich, und einige erzitterten. Doch vor der großen Verwunderung merkten sie nicht, wie das seltsame Brausen immer näher und schwerer heranschwoll.

Die Aebtissin war ein Gemüthsweib und wechselte deshalb sehr leichtlich mit ihren Gefühlen. So gerieth sie nunmehr aus dem Lachen sogleich in einen jähen Zorn; sie nahm ihren großen Humpen, trank ihn hastig leer und schleuderte ihn hochgeschwungen mit aller Kraft nach dem Kopfe der aufrührerischen jungen Schwester. Die wich ruhig aus, und das Gefäß fuhr mit häßlichem Klirren an der Wand herunter.

Der gute Weltpriester hingegen wußte sich vor Lachen kaum zu helfen, sowohl über die Ehrlichkeit der dummen Novize als auch über den Jähzorn der lustigen Oberin.

Die Nonnen aber empfanden den Unwillen ihrer Aebtissin als ihren eigenen und drangen scheltend und kreischend mit allerhand Gewaffen als Schemeln und Schüsseln, auch Gabeln und Messern auf die Frevlerin ein und bedrohten sie gefährlich. Andere brachten Stricke, sie zu fesseln, und eine Geißel dazu, die ihr mit Schrecken bekannt war.

Als die arme Novize so schlimme Anstalten sah, griff sie eilig hinter sich, wo an der Wand ein eisernes Crucifix hing; das nahm sie herunter und hielt es vor sich in die Höhe wie eine Keule, obgleich es schwer genug war, daß sonst nur ein starker Mann es so als Waffe hätte heben und lenken können.

Die Weiberchen erschraken, als sie ihr entschlossenes Gesicht und ihre kampfbereite Geberde sahen, schauderten und wichen emsig bei Seite. Sie rüsteten sich statt dessen zu einem Kampf aus der Ferne mit Wurfgeschossen, wie die Heiden einst den heiligen Stephanus oder Sebastian erlegt hatten. Schon flog eine schwere zinnerne Schüssel schmetternd wider das Crucifix, und andere sollten folgen: da war unterdessen das Toben draußen so übergewaltig geworden, daß es bei allem Kreischen und Zetern hierinnen nicht mehr zu überhören war; und die an die Fenster liefen, sahen eine wilde Volksmenge mit Johlen und Pfeifen dahertosen und vernahmen immer deutlicher aus der Nähe die Drohungen, Schmähreden und Flüche.

Da war nicht mehr zu zweifeln, was dies bedeute, und es galt für die Nonnen, vielmehr an ihr eigenes irdisches Heil zu denken als an das Seelenheil der verirrten Schwester.

Also ließen sie die Sünderin stehen und stoben wirr durcheinander hierhin und dorthin, die einen in ihre Zellen, hinter den Ofen oder unter's Bett, die anderen an noch einsamere Oerter, wieder andere auch auf's Dach oder auf Bäume, als wenn sie Katzen wären.

Die Stürmer drangen nun dröhnend in den Saal, mit ihnen Gerhart Lübecke, und der jetzt Allen voran, indem er mit hastigen Blicken umher-

spähte. Da fand er sie, die er suchte, allein noch im Saale an der Wand stehen, das große Crucifix noch vor sich in den Händen haltend. Er meinte, es sei schon ein Haufe vorangeeilt und habe sie bedrängt; darum lief er mit freudigem Anruf auf sie zu, und als sie ihn erkannte und das Kreuz schnell sinken ließ, ergriff er ihre Hand und redete zu ihr dringend:

„Komm, führe mich in Deine Zelle, da kann ich Dich schützen, und da will ich noch Weiteres mit Dir reden.“

Sie that nach seinem Verlangen, ging schweigend mit ihm wie in einem Traum und brachte ihn in die Zelle, indem sie das Kreuz immer mit sich in den Armen trug.

Der wüthende Haufe drang nun durch alle Gänge und in alle Räume, schlug mit Axthieben die Thüren ein und holte die zitternden Nonnen heraus, mit ihnen allerlei Unfug und Narreteidung zu treiben.

Den Weltpriester und die Aebtissin banden sie aneinander und stellten sie an eine Säule; darauf hielt man ihnen einen Druckzettel vor, darauf die fünfundneunzig Theses des Doctor Martinus geschrieben standen, und zwang sie, die laut und feierlich alle herunterzulesen, indem man sie mit Fäusten und Ruthen bedrohte.

Ein Kerl gab dem Geistlichen wirklich einen derben Streich und verlangte dann hurtig Ablaß für diese Sünde und auch für die folgende, die noch kommen sollte. Und als der Unglückliche schwieg, strich er ihn so lange, bis er endlich den Mund aufthat und stöhnte: „Deine Sünde ist Dir vergeben.“ Darauf strich er ihn erst recht mehrmals, denn es sei doch keine Sünde mehr.

Der Aebtissin aber reichten Andere einen Abendmahlskelch und nöthigten sie, so vielen Wein daraus zu trinken, daß sie vor Ekel krank ward und zuletzt in widriger Trunkenheit völlig von Sinnen kam. Den anderen Nonnen wurden die Kutten abgerissen und Lumpen umgehängt; so hetzte man sie um den Kreuzgang, und wenn sie matt wurden, tupfte man sie mit Brennnesseln so lange, bis sie weiterliefen. Dazu suchte man sie mit weltlich anstößigen Reden zu ängstigen, und es war ihr Glück, daß sie an dergleichen gewöhnt waren, sonst hätten die ihren Seelen sehr wehe gethan.

Nachdem die wüste Rotte an den Menschen mit solcher Kurzweil ihre Lust gebüßt hatte, begann sie zu plündern und herunterzureißen. Alles was sie fanden an Heiligthümern, Bildwerken, Reliquien und solchen Dingen, schleppten sie zusammen in den Klosterhof, schlugen Alles zu Schanden, warfen es bei Haufen zusammen und zündeten es an, daß die Flamme gewaltig und schrecklich aufloderte.

Während diese schlimmen Greuel geschahen, verweilte Gerhart allein mit seiner Liebsten in deren Zelle, nachdem er Alle vertrieben hatte, die auch hier einen Ansturm versuchten.

Christel hatte das eiserne Crucifix an die Wand gelehnt und kniete betend vor einem kleinen Marienschrein, der dort nahe dem Fenster stand.

„Christel," sagte Gerhart sanft, „ich komme die Botschaft zu bringen von einem neuen Heil, das uns verkündet wird. Höre mich an und werde nicht unwillig über meine Lehre, ehe Du sie bedacht hast. Laß' Dich es nicht wirren, was verblendete Leute Dir aufgeredet, der Glaube der Martiner sei Ketzerei und des Teufels Werk; es ist vielmehr umgekehrt; vernimm meine Beweise —"

Er kam nicht weiter mit seiner Ansprache, denn Christel erhub sich sogleich von ihren Knieen, schritt gerade auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände still mit den ihren, schmiegte die Stirn an seine Schulter und sagte mit gelassener Freudigkeit:

„Ich will Dir gern Alles glauben, Gerhart, denn ich weiß, was hier im Kloster geschah, das ist Spott und Greuel; ich sah es mit meinen Augen. Ich will gern wieder Dein werden nach der neuen Art, dafern es nun mit christlichen Ehren geschehen kann."

Da that er einen Jubelruf, schloß sie fester in seine Arme und küßte ihre Stirn.

„Der Herr sei tausendfach gepriesen," rief er laut, „es ist eines seiner Wunder, daß er sein Licht strahlen ließ auch in die Finsterniß dieser strengen Mauern."

Hierauf schwieg er eine Weile in ernsterem Sinnen, und dann hub er mit milder Stimme von Neuem an:

„Liebe Christel, Du sagst, Du wollest glauben an unser Evangelium. Aber nun sieh, ich erblickte Dich soeben noch knieend und betend vor einem gemachten Bilde aus Menschenhand. Das mußt Du jetzt lernen, das ist Götzendienst. Die geläuterte Lehre weiß Nichts von Heiligen noch von Vermittlern zwischen uns und unserem Heiland."

Christel fuhr erst mit einem leichten Erschrecken zurück; darauf sagte sie ruhig:

„Es ist die Mutter Gottes, zu der ich betete."

„Wir beten zu Gott allein und zu unserem Heiland," versetzte Gerhart eifrig, „auch des Heilands Mutter ist keine Vermittlerin; es steht Nichts davon in der Schrift. Auch das ist Götzendienst, Du mußt ihn fahren lassen, liebe Christel."

Sie neigte das Haupt in stiller Betrübniß.

„Es ist mir sehr lieb gewesen, zur Mutter Gottes zu beten," sagte sie leise, „das hat mich allezeit am besten getröstet in meiner Noth; denn sie ist ein Weib und versteht wohl, was uns quälet. Aber ich will ihren Dienst fortan meiden, wenn so der rechte Glaube ist, und will zum Heiland allein beten. Auch er wird mich zu trösten wissen, wenn er seiner Mutter gedenket."

„Recht so,“ sprach Gerhart erfreut, „so füget sich Alles trefflich zum Guten. So wollen wir dies Bildniß wegthun und zu dem übrigen Teufelswerk geben, das sie unten auf dem Hofe zerschlagen und verbrennen.“

„Nein,“ bat Christel herzlich, „laß es mir, lieber Gerhart. Ich will nicht mehr zu ihm beten, nur zu stillem Gedächtnisse will ich es behalten. Es ist mir so lieb geworden.“

„Nur um so schlimmer,“ beschied er sie streng, „der böse Geist suchet einen Umweg, wieder in Dein Herz zu schleichen. In's Feuer mit dem Unwerk! Ich hab' es erfahren in meiner eigenen Seele, wie mächtig er ist, mit solchen Dingen uns zu betrügen und auch ohne unseren Willen wieder an sich zu locken. Es geht nicht, Liebste, Du darfst den Götzen nicht behalten.“

Da schluchzte sie auf aus tiefster Seele.

„Ich kann es nicht geben, Liebster,“ so klagte sie bitterlich, „es ist mir zu lieb geworden. Du mußt es mir lassen. Sieh, diese Nonnen, die doch böse sind, haben es mir gelassen aus Mitleid; wie könntest Du mir es denn nehmen?“

„Siehst Du wohl,“ rief Gerhart schon ein wenig heftig, „wie der papistische Satan noch arbeitet an Deiner Seele, daß er sie wieder gewinne mit seinen Lüsten? Fort, sag' ich, mit der Teufelsfratze, die sich als Muttergottes verkleiden will. Verflucht, wer sie Dir gegeben hat, Dich damit zu bethören —“

„Weh, lieber Gerhard,“ unterbrach sie ihn angstvoll, „Du fluchest Dir selber. Blick' her, von wem dies Bildchen mir geschenkt ist.“

Er trat näher, that einen Blick auf das Machwerk und fuhr zurück mit einem Schauder.

„Pfui!“ rief er entrüstet, „das ist nichts Anderes als die Puppe, die ich einst unserem Kindchen geschenkt habe als ein Spielzeug. Die hast Du herausstaffirt mit gottschänderischen Händen zu einer Götzin. Pfui, Mädchen, noch einmal. Das ist nicht mehr die Sünde einer irrenden Christin, das ist heidnisches Schandwerk. Christel, mir grauset, ich muß zittern für Deine Seele. Fort mit dem Greuel!“

Er streckte die Hand aus nach dem wunderlichen Heiligenbilde; doch er zögerte, es zu packen: ihm grauste wirklich vor dem ausgeputzten Püppchen wie vor einer Spukgestalt. Die aufgerissenen, starren Augen blickten ihm öde drohend entgegen, über die grellrothen Lippen schien ihm ein höhnisches Grinsen zu zucken.

Das Mädchen aber fiel ihm mit einem dumpfen Aufschrei in den Arm und rief leidenschaftlich jammernd:

„Gerhart, Gerhart, thu mir das Unglück nicht an! Es ist das Einzige, was ich behalten habe von unserem armen Kinde. Willst Du das Kind mir zum zweiten Male tödten?“

Er trat einen Schritt zurück und sprach mit dumpfer Stimme:

„Christine, Du kannst mein Weib nicht werden mit dieser Lästerung in der Seele. Willst Du lieber mich verlieren als diese Fratze?"

Sie sah ihn an mit einem müden Schrecken.

„Ich kann es nicht lassen," sagte sie trostlos, „lieber Alles in der Welt verlieren, als das Andenken an mein Kindchen. Glaube mir, Gerhart, das Kind spricht zu mir durch dies Muttergottesbild. Es ist todt gewesen und ist wieder lebendig geworden durch die Gnade der heiligen Jungfrau. Du willst Dein Kind tödten, wenn Du das Bild mir entreißen willst. Laß es mir, lieber Gerhart!"

Er rang verzweifelt die Hände. Er sah sie vor sich stehen mit erhobenen Händen und flehenden Augen; es war das rührende Antlitz eines Kindes über den starken Gliedern ihres stolz gewachsenen Leibes. Die alte verlangende Leidenschaft ergriff ihn mit Uebermacht und zugleich ein tiefes Erbarmen mit ihrem flehenden Jammer.

„Kann denn das Sünde sein, was sie begehrt?" flüsterte er bebend. „Und ist das Sünde, wenn ich ihr willfahre?"

Doch da meinte er plötzlich die Stimme seiner Mutter zu vernehmen, die zu ihm spräche: „Sieh zu, daß Du ihrer Herr werdest!"

Da warf er sich mit neuer Gewalt an ihr vorüber auf das Bildwerk zu, um es zu vernichten.

„Es ist nur der Teufelsspuk, der Dich verblendet," rief er ingrimmig, „Du kannst nicht verloren sein — ich will Dich erlösen."

Sie aber kam ihm zuvor und schüttelte ihn an den Schultern mit ihrer großen Kraft und warf ihn zurück, daß er taumelte und wankte.

„So will ich ringen mit dem Teufel in Dir, bis ich ihn erdrücke," schrie er außer sich und umfaßte in neuem Ansturm ihren trotzigen Leib und suchte sie gegen die Wand zu drängen und sich den Weg frei zu machen. So kämpften sie schrecklich miteinander in Zorn zugleich und Liebe und schien Keines unterliegen und Keines Herr werden zu können. Und die Puppe starrte mit ihren Augen stumm glotzend auf die ringenden Menschen.

Da gab sich's bei einer Wendung, daß dem geängstigten jungen Weibe dies Bild vor's Auge kam. Davon ward sie schwach und verfiel in ein leises Weinen; und so gewann er die Macht, sie niederzudrücken und schnell vorstürzend die Puppe mit beiden Händen zu ergreifen und hervorzuzerren.

Er eilte an's Fenster, das Ding hinauszuschleudern und zielte nach dem Feuer, das auf dem Hofe immer mächtiger loderte.

Das verzweifelnde Weib aber packte mit jähem Griffe das eiserne Cruzifix, das noch in der Ecke lehnte, schwang es wie eine Keule und ließ es auf sein Haupt niederschlagen, daß er dröhnend zu Boden stürzte.

Da lag er leblos, die Puppe in der gekrallten Faust, und das Blut ergoß sich im Strom über die Dielen. Wimmernd warf sie sich auf ihn und schrie seinen Namen und schüttelte ihn gewaltsam, daß er erwachen und

aufstehen sollte. Doch es blieb Alles vergeblich. Und als sie lange Zeit so mit dem Todten gerungen, fühlte sie seine Glieder unter sich erkalten.

Da stand sie schnell auf, breitete ein Tuch über den Leichnam und schritt stumm hinaus, die Puppe im Arm und das blutige Kreuz über die Schulter gelegt.

Als sie in's Freie kam, sah sie, daß die Kirche schon Feuer gefangen hatte von der frei auffahrenden Flamme und lichterloh brannte. Unbekümmert ging sie mitten durch die tobende Menge; und wo sie vorüberschritt, schwiegen die Leute und staunten sie dumpf an wie eine große Erscheinung aus einer anderen Welt. Und obgleich sie ihr Nonnenkleid trug, wagte doch Niemand an sie zu rühren oder sie zu schmähen und ihrer zu spotten; sondern wer ihr bleiches und gramerstarrtes Antlitz sah, ward im tiefsten Herzen ergriffen oder schauderte zurück; und Mancher hielt fortan sich dem Wüthen fern und ahnte dumpf, daß er mitgeholfen habe an einem Frevel.

Als sie eine Strecke weit auf die Stadt zugegangen war, fand sie ihre Mutter in ihrem Krankenstuhl am Wegrande sitzen; mitleidige Leute hatten sie dahin gebracht, wo sie in Sicherheit war; neben ihr stand der Prediger Ketelhodt. Der hatte sie so gefunden in ihrer Verlassenheit und fragte sie freundlich um ihre eigene Krankheit und um die Schrecknisse, die dem Kloster geschehen waren und noch geschahen.

„O des sündhaften Uebereifers, der zerstört und nicht aufbaut!" klagte er unwillig und traurig.

„Ja," sagte Frau Höpner gelassen, „es ist viel scheußlicher Firlefanz in all diesem Glauben. Davon kommt uns mehr Unheil als von aller Sünde."

Als sie nun Christel daherkommen sahen mit dem geisterhaften Antlitz, die Puppe im Arm und das blutgetränkte Mordkreuz, da wußten sie Beide zugleich, was geschehen war, so schnell, wie wenn ein Blitz einen schwarzen Abgrund überleuchtet, und sie wußten auch genau, warum es geschehen war.

Christel aber fiel vor ihren Füßen über das Kreuz hin zu Boden.

„Mutter, warum hat man mich nicht schon damals dem Henker gegeben?" rief sie klagend, doch thränenlos. „Es wäre viel besser gewesen. Ich hatte doch auch einen Menschen erschlagen. Nun entrinne ich ihm doch nicht und habe viel inzwischen erduldet. Mutter, und warum habt Ihr mich nicht besser behütet vor der ersten Sünde mit diesem Manne? Davon kommt all dies Unheil."

Da schrie die Frau laut auf, und ihre Lippen schlotterten so heftig, daß sie eine Zeit lang Nichts zu reden vermochte. Endlich aber kam sie zu Worte und sprach jammernd:

„Ja, mein ist diese Sünde, daß ich nicht rechnete mit Eurer Blindheit und Eurem Glauben. Ich wollte Dich glücklich sehen und als eines reichen Mannes Weib; danach habe ich gerungen. Denn ich hatte allezeit

mit Augen gesehen: Der Reichthum allein ist kein Firlefanz in dieser Welt. Aber nun sehe ich dazu: wem die Augen verschlossen sind, dem wird Alles Ding zum Unheil, auch das Glück und der Reichthum. Die Sünde ist mein, daß ich dies nicht bedacht habe. Kein Mensch kann einem anderen das Glück verschaffen, denn jeglicher hat seine eigene Weise, glücklich zu sein. Verflucht meine Klugheit, und verflucht die kluge Mutter dieses Mannes, den Du erschlagen hast! Wir Beide sind es, die Euch das Verderben gebracht haben. Und ich muß nun selber daran ersticken."

Als sie das gesagt hatte, wandte Christel sich jäh von ihr ab, denn sie verstand sie nicht und fragte Herrn Karsten Ketelhodt mit auftrotzendem Jammer:

„Aber war es denn Sünde, war es denn Sünde, zur Mutter Gottes zu beten? Kann ein Beten in Liebe denn Sünde sein? War sein nicht die Sünde, als er mir's wehren wollte? Wo ist denn der rechte Glaube? Ich kann ihn nicht finden."

Der Prediger entsetzte sich zu ihren Worten und fiel in ein dunkles Sinnen und wußte nicht, was erwidern.

Endlich fand er die Rede und sagte tieftraurig:

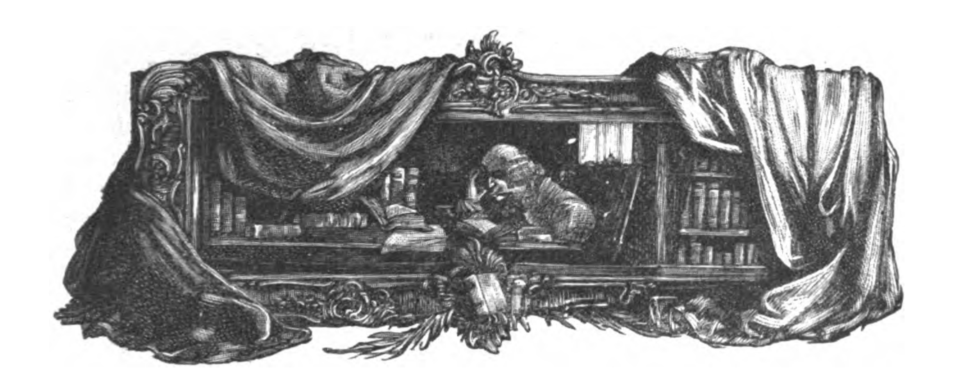
„Ach, armes Kind, was soll ich Dir entbieten auf Deine Frage? Mein Gott, mein Gott, was ist rechter Glaube? Was ist rechter Eifer? Du betetest in Liebe, und er wollte Dir's wehren aus lauterer Liebe. Wer will mir nun sagen, wo die Wahrheit sei? Liebe um Liebe — doch Schrecken und Mord sind daraus entsprossen. Herr Gott im Himmel, sende Deinen Geist zu mir hernieder, mich zu erleuchten und dies Kind zu trösten!"

So betete er erschüttert und in schmerzlichem Schauder. Doch es kam ihm keine neue Erleuchtung, ob er gleich selbst auf die Kniee fiel und mächtiger flehte und rang und schier haderte mit seinem Gotte.

Da wandte sich das Mädchen still auch von ihm hinweg und sagte scheidend und weiterschreitend:

„So will ich mir Rath von dem Höheren holen. Und ich werde mein Kind auch wiederfinden dort oben."





# Albert Moeser.

## Ueberschau seines Lebens und Dichtens.

Von

## Walter Bormann.

— München. —

Der an den ebnen Schritt gewöhnte Fuß zagt zurück vor den steilen Pfaden, die zu den Höhen führen. Doch giebt es manchen Wandrer, dem der Aufstieg nicht beschwerlich ist, der immer leichter dahinschreitet, je mehr er sich den ragenden Gipfeln nähert, dem die Brust stets freier athmet, je rascher und tiefer sie da droben die rauhen Lüfte des Himmels trinkt. Man braucht heute nicht nach denen zu suchen, deren Ohr und Zunge unter den alltäglichen Bedürfnissen so sehr an die Prosa und ihren Gang in der Fläche gewöhnt ist, daß ihnen die Aufnahme von Versen zeitraubende Beschwerniß ist. Aber wie ganz erlöst vom irdischen Drucke, wie emporgetragen und doch tüchtiger und gestärkt auch zu irdischem Thun fühlt sich der Freund edler Dichtkunst, wenn in der Kraft und Weichheit, Gluth und Melodie der Verse sich Innerstes und Unaussprechliches ihm offenbart!

Nach Goethe und Schiller folgte noch eine Schaar erlesener deutscher Sänger, die in Lyrik, Epik oder im Drama nur oder fast nur in Rhythmen die Geheimnisse inneren Schauens enthüllten. Etliche solcher Sänger, die nur in Versen dichteten, giebt es noch heute, und zu ihnen gehört der Lyriker Albert Moeser.

Nicht in stolzem und reichem Hause ward ihm die Gabe hoher Kunst in die Wiege gelegt, in bescheidenem Bürgerheim ist Albert Moeser am 7. Mai 1835 zu Göttingen geboren, ein Landsmann, aber kein Verwandter Justus Mösers. Sein Großvater von Mutterseite formte und rundete statt der Verse als ehrsamer Töpfer zu Münden Scheiben von Thon, und sein

Vater übte als Corporal beim hannöverischen Jägerbataillon in der Uniform der Waterlookämpfer, in der ihn der Sohn noch lebhaft im Geiste erschaut, als Rhythmus blos den Tactschritt seiner Soldaten. Als dieser darauf, zum Sergeanten und bald auch zum Feldwebel vorrückend, in Alberts drittem Lebensjahre nach Goslar versetzt wurde, spielte der Knabe fast täglich unter den Mauern der alten Kaiserpfalz, und die damaligen Eindrücke haben sicher zum nicht geringen Theile seinen Sinn für vergangene deutsche Größe, wie er sich später in den „Deutschen Kaiserliedern" aussprach, hervorgerufen. Da er neun Jahre zählte, wurde der Vater als Universitätshilfspedell in Göttingen angestellt, was als besonderes Glück betrachtet werden mußte, da ihm bei den geringen Mitteln der Familie so die einzige Möglichkeit zum Studiren geboten war. Als Schüler einer Privatbürgerschule, an der er bis zum vierzehnten Jahre sein erstes Latein und Französisch lernte, erwarb er sich in hohem Grade die Zufriedenheit der Lehrer und wurde, wie er sich erinnert, einst in einer Gesellschaft vom Director der Schule als hoffnungsvolles Kind einer Dame vorgestellt. Noch eine andere Gabe, die ihm später nicht ganz verblieben ist, entwickelte sich an ihm in dieser Frühzeit: er war Sänger, ein vielgerühmter Altist. Ohne daß er durch das Spiel irgend eines Instrumentes seine musikalische Begabung weiter ausbildete, hat sie doch dem späteren Dichter den Sinn für Maß und Wohlklang geweckt, und sie ist ihm in den Prüfungen des Lebens als ein Quell mächtigen Trostes verblieben, wenn sie sich auch dann nur noch auf das verständnißvolle Anhören guter Werke beschränkte. Der Knabe sang mehrfach im abgebrannten Göttinger Theater Soli unter dem herzlichen Beifalle des gedrängt vollen Hauses. Für öffentlichen Ruhm schien aber zunächst seine Lebensbahn keineswegs bereitet, und nach der Confirmation 1849 war vom Vater für ihn die Erlernung eines Handwerkes geplant. Er sollte bei einem Vatersbruder, der Schneider war, in die Lehre treten, während ihn selbst ein stärkerer Trieb zur Buchbinderwerkstatt hinzog, damit er wenigstens mit den geliebten Büchern und allen ihren Inhaltsschätzen auch künftig den Verkehr erhalte. Da plötzlich trat helfend der spiritus familiaris dazwischen, jener rechtschaffene tüchtige und froh aufstrebende Geist, der alle Glieder der Familie beherrschte, von denen in seinen Gedichten Moeser uns so gern allerhand zu erzählen weiß. Vom Großvater, dem Töpfer, erhielt er Schilderungen aus der Vergangenheit und Ferne über Friedrich den Großen und Bonaparte, sowie die Heldenthaten der Freiheitsschlacht von Waterloo. (Aus der Mansarde S. 81.) Zum Großmütterlein aber, des Töpfers Frau, wanderte er, so oft er freie Zeit hatte, nach dem waldumkränzten Münden, um in einem Gärtchen vor der Stadt, neben ihr traulich auf der Bank sitzend, was nur rings dem Aug' und Ohr sich darbot, erklären zu lassen, Blumenglanz und Vogelstimmen, Stadt und Schloß, Flüsse und Wald und alles das, was Geschichte und Sage von dieser Gegend berichtete. („Singen und Sagen" S. 29.) Und welchen Einfluß erst schreibt Moeser seiner Mutter zu, die als Märchenerzählerin seine

Phantasie weckte und für alles Schöne und für alles Fromme ihm die Seele erzog, die seinem Gemüthe Unverlierbares bot in unermüdlicher Liebe. (S. „Am Grabe meiner Mutter" in „Nacht und Sterne" S. 91.) Als „ehrlichen und schlichten, aber grüblerisch düsteren, vom Schicksal arg mißhandelten Mann" schildert er den Vater, bei dem Neigung und Beruf stets im Streit gewesen seien. Er galt trotz seiner geringen Stellung den Universitätsprofessoren, wie Professor von Leutsch einmal bezeugte, für einen „klugen Mann", und er machte sich sogar daran, über Disciplinar- und Verwaltungsangelegenheiten der Universität anonyme Aufsätze im „Hamburger Correspondenten" zu veröffentlichen. Was irgend das Wissen bereichern konnte, war ihm heilig, und von seinem kargen Solde schaffte er sich als einziges Werk seiner Bücherei die Bände des Conversationslexikons von Brockhaus an, in denen er in jeder Mußestunde Genuß fand. Wie mußte es mit Recht den Sohn rühren, als er später für eben dieses Lexikon die Daten des eigenen Lebenslaufes einzusenden aufgefordert wurde! Die Anlagen des vierzehnjährigen Knaben konnten einem solchen Vater nicht entgehen, und da er überdies für ein Handwerk körperlich schwach war, wurde Albert zu Michaelis 1849 der Quarta des Göttinger Gymnasiums einverleibt, wo dann seine eigene Kraft das Ihre that, um diesen Entschluß zu segnen. Obgleich er bei mangelhafter Vorbereitung in jene Klasse nur als Unterster Aufnahme fand, übertraf er beim schriftlichen Examen nach einem Vierteljahr alle Anderen und wurde schon nach einem halben Jahre nach Tertia versetzt. Ebenso machte er schneller als die meisten Schüler die übrigen Klassen durch, so daß er die Jahre, um welche er zu spät am Gymnasium Aufnahme gefunden hatte, einholte und als Zwanzigjähriger die Universität bezog. So war das Unbegreifliche geschehen, daß der Vater mit einem Gehalt von nur 300 Thalern ohne jede Erleichterung seinem Sohne die für das Studium nöthige Gymnasialbildung verschafft hatte, und der Dichter selbst hielt diese Schuljahre stets für die glücklichste, förderlichste Zeit seines Lebens. Er hatte sich, wie er selbst sagt, vom Standpunkt des harmlos-ungebildeten Bürgerknaben zu einer Höhe namentlich der litterarischen und ästhetischen Cultur emporgearbeitet, wie sie nicht jeder Abiturient sein nennen wird. Unter vortrefflichen Schulfreunden, die ihn, da sie ihm voraus waren, in Manchem förderten und mit vieler Langmuth die Ausbrüche seines jugendlichen Sturmes und Dranges über sich ergehen ließen, befand sich auch der Sohn des Professors und Staatsraths Zachariä (s. „Singen und Sagen" S. 123), der damals das schönste Haus, die schönste Frau und die schönste belletristische Bücherei in ganz Göttingen besaß. So erhielt Moesers Schönheitssinn, der sich mit allen diesen Bücherschätzen vertraut machte, die reichste Nahrung. Da es sich indeß beim Uebergange zur Universität um die Wahl eines Fachstudiums handelte, standen die idealen Neigungen zu den brotlosen Künsten und der Poesie zurück, über die der Vater schon längst sorgenvoll den Kopf schüttelte. Mit 12 Jahren hatte der Knabe bereits die ersten

Gedichte verfaßt, die — für einen angehenden Poeten selten genug! — von ihm sehr geheim gehalten wurden; immer enger war seine Berührung mit der Dichtkunst geworden. Jetzt aber forderten die Bedürfnisse des Lebens alleinige Rücksicht, und um ihnen zu genügen, entschloß er sich ohne Neigung, aber auch ohne Abneigung, die ihn von den anderen Facultäten fern hielt, Jura als Brotstudium zu wählen. Die philosophischen und historischen Studien, die ihm geistig am nächsten lagen, waren für ihn praktisch nur im Lehrerberufe zu verwerthen und, wie hoch er denselben an sich achtete, war ihm der Eindruck des Undankes und der Unart, mit welcher die widerspenstige Masse der Schüler der Mühe der Lehrer lohnt, noch zu frisch, um mit seinem jugendlich begeisterten Herzen sich dieser Zukunft zu bequemen. Die materiellen Aussichten, die ihm die Rechtswissenschaft bot, waren freilich nicht die günstigsten; aber die Freundschaft zum Hause Zachariä bestimmte den Jüngling zu dieser Wahl, der noch unter jener rosigen Weltauffassung stand, daß keinen, der ehrlich seine Pflicht thue, das Schicksal im Stich lassen werde. Daneben aber trieb es ihn in die Hörsäle der philosophischen Facultät, zur Beschäftigung mit Litteratur, Geschichte, Aesthetik. Ja, diese Studien traten allmählich so sehr in den Vordergrund, daß er bewogen wurde, mit ihnen das Rechtsstudium, das ihm ohnehin die Zukunft nicht sicherte, ganz zu vertauschen, doch beschloß er zuvor ehrenhalber noch sein juristisches Staatsexamen abzulegen. Nachdem er den Ansprüchen desselben voll genügt hatte, trennte er sich leichten Herzens von der Juristerei, hörte erlöst Hermann Sauppes Exegetik zu den „Persern" des Aeschylus und vertiefte sich mit ungetheilter Hingabe in seine geliebten Griechen. Da ihm diese Studien nie fremd geworden waren, konnte er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sich auf's Neue zum Staatsexamen melden, das er Ostern 1862 bestand, um dann unvermeidlich, aber jetzt in ruhiger Fassung zum Lehrerberufe überzugehen. Hatte er doch auch das Glück, daß sogleich Dresden die Stätte seines amtlichen Wirkens wurde, und mit aller Genugthuung sah ihn sein Vater, der nach dem Tode der Mutter und allen über den Wechsel seiner Studien empfundenen Sorgen noch zwei jüngere Kinder zu ernähren hatte, dort in fester Stellung geborgen. Er fand dieselbe an der berühmten, jetzt eingegangenen Krause'schen Lehr- und Erziehungsanstalt, an welcher er mit Ausnahme der Jahre 1868—69, die er am Gymnasium in Bielefeld zubrachte, bis 1883 seines Amtes waltete. Er promovirte von Dresden aus noch 1862 in Jena mit einer Dissertation über die Echtheit des platonischen „Jon" unter Kuno Fischers Decanat. 1883 nahm er Stellung am neugegründeten Wettiner Gymnasium Dresdens, an dem er noch jetzt als Professor thätig ist. Nach dem Wegzuge Gutzkows und Auerbachs traf er litterarische Berühmtheiten nicht mehr in der sächsischen Hauptstadt an; doch bescheerte das Theater mit den großen Leistungen Dawisons und Emil Devrients sowie mancher ausgezeichneten Sangeskünstler, die Galerie mit ihren Schätzen ihm tiefe Genüsse. 1878 vermählte er sich in

Dresden mit Anna Schönberg, die unter dem Namen Elly Gregor ebenfalls schriftstellerisch gewirkt hat. Ueber die unerfreulichen Seiten der Lehrthätigkeit und den Zwang, der ihn in seiner dichterischen Ausbildung hemmte, hat er zwar, vorzugsweise während seiner Bielefelder Anstellung, wie die Briefe Rob. Hamerlings, des Lehrers, an ihn, den Lehrer, bezeugen („Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich". Von Albert Moeser, Berlin, Hans Lüstenöder 1890) öfter schwer aufgeseufzt; allein tröstlich war es doch, daß er in einer langen Reihe von Jahren eine bedeutende Zahl von begabten, dankbaren, ja begeisterten Schülern dem Edlen und Großen zuwenden durfte. Er nahm sein Amt überaus gewissenhaft, ging nie unpräparirt in eine Stunde, erledigte alle Correcturen auf das Gründlichste, anders als sein Freund Hamerling, von dem in pädagogischer Hinsicht Merkwürdiges verlautet. Es ist vielleicht nicht der hauptsächlichste Zug, den ich im Folgenden von seiner Lehrerarbeit erwähne, weil ich mit demselben zufällig bekannt geworden bin, doch ist er bezeichnend für den Ernst, die Wärme und Neidlosigkeit seiner Bemühungen. Unter die liebevolle Erfassung dichterischer Genien, zu der er seinen Schülern die Bahnen erschloß, gehörte ihm auch die Behandlung der echten neuen Dichter, und so ließ er beispielsweise mit einer zweifellos richtigen Methode, die auf dem Gebiete der Theorie vor Allem zunächst das eigene Denken der Lernenden hervorlockt, in jedem Jahr einen Primaner einen Vortrag über Hermann Lingg halten, dem er alsdann seine eingehenden Auseinandersetzungen nachschickte. Wußte er doch, wie viel gerade er selber dem Vorbilde Linggs verdankte, und nie hat er diesen Dank vergessen. „Ich habe," so schreibt er in einem Briefe, „wenige so bedeutsame dichterische Eindrücke empfangen wie an jenem Tage, als mir ein Mitprimaner in Göttingen Linggs erstes, von Geibel herausgegebenes Bändchen gab." In einem anderen Schreiben versichert Moeser: „Ich habe in den Münchner Dichtern stets meine Lehrer gesehen, habe mich selbst nie anders als einen Appendix der Münchener Schule betrachtet." Wie er Geibel, Lingg, Heyse in Verehrung zugethan war, erfuhr er auch ohne persönliche Bekanntschaft von ihnen Freundliches. Als ich im Januarhefte dieser Blätter von 1894 meine Darstellung über Wilhelm Hertz herausgab, schrieb er, ohne die Worte zu zirkeln, in raschem Ausbruche der Freude: „Ich habe fast Alles von ihm, er ist ein famoser Kerl." Mit Julius Grosse verband ihn abgesehen von seiner Schätzung des Dichters auch persönliche Bekanntschaft und Verehrung. In engeres Verhältniß trat er, obwohl der persönliche Umgang nur flüchtig blieb, mit Schack, den er durch seine Gedichte für sich gewonnen hatte, und als dieser noch in seinen letzten Jahren für ihn eine Asphodelosblüthe am Aetna pflückte und übersandte, erwiderte er mit einem Sange voller Grüße nach dem von ihm selber nur im Geist erschauten Boden des Südens.

Mit Hamerling, mit dem er durch Briefe in ein besonders inniges Verhältniß trat, hat ihn bei weiter Ortsentfernung das Leben nie zusammen-

geführt. Ehe noch irgend eine Buchausgabe von Hamerlings Dichtungen erschienen war, hatte Moeser bereits in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd", in der „Novellenzeitung" und andern Zeitschriften Proben dieses Dichters entdeckt, die ihn und seinen Göttinger Genossen, den Dichter Eduard Grisebach, mächtig fesselten. Die sinnliche Pracht und Gluth und der Schwung dieser Lieder wirkten auf ihn unwiderstehlich. Nach den Buchausgaben Hamerlings konnte sich dieser Eindruck nur erhöhen, und als dann Moeser 1865 von Dresden einen Band eigner Gedichte in die Welt sandte, war es nur selbstverständlich, daß er einem Exemplare derselben den Reiseweg zu Robert Hamerling nach Triest vorschrieb. Es traf, ohne daß Moeser es so berechnete, den Dichter an seinem Geburtstage und trug dadurch noch mehr dazu bei, Jenen zu erfreuen. Hamerling spendete sofort sehr hohes Lob: „Ihre Oden sind unbedingt die besten, die ich von deutschen Dichtern aus den letzten Jahrzehnten gelesen habe. Sie verrathen darin wirklichen Sinn für Rhythmus und ein metrisch feinfühlendes Ohr, Eigenschaften, die nach meiner unmaßgeblichen Meinung in unserer Zeit immer seltener werden, obgleich die Recensenten von der poetischen Formgewandtheit, die in unseren Tagen herrschen soll, sehr viel Aufhebens machen." Mit erstaunlicher Uneigennützigkeit nahm sich der ältere des jüngeren Dichters an, den er ein für alle Male für das Pantheon deutscher Poesie in Anspruch nahm, bemühte sich, ihm Verleger zu verschaffen, und wies ausdrücklich und gebieterisch jede Besprechung seiner eignen Werke durch den Andern zurück, damit „die Welt nicht von Kameraderie rede". Noch 1889, als ein sterbender Mann kurz vor seinem Ende, hat Hamerling seine Kenntniß des Italienischen gefällig Moeser zur Verfügung gestellt, und wie ein Kind weinte dieser um den Todten, den er nie gesehen.

Unversehens sind wir so bereits zu Moesers eigenen dichterischen Schöpfungen übergegangen und wollen gleich eines anderen Mannes gedenken, der nach des Dichters Bekenntniß auf sein Schaffen befruchtenden Einfluß übte. Das war Feodor Wehl, der Dresden schon vor dem Eintreffen Moesers mit Hamburg vertauscht hatte und mit dem er ebenfalls nie in persönliche Berührung kam. Wehl redigirte in Hamburg die „Jahreszeiten", und da seine feine und vornehme Art zu kritisiren, in der er doch nie die Wahrheit verleugnete, Möser ungemein ansprach, schickte er ihm seine Erstlinge im Manuscript zur Beurtheilung, und die Antwort, die er empfing, war die erste rückhaltlose Anerkennung seines Talentes von zuständiger Seite. In Folge dessen erschienen nicht wenige Gedichte Moesers zuerst in den „Jahreszeiten", und Wehl, aus dessen Kritiken der sich entwickelnde Dichter fortdauernd lernte, begleitete auch dessen Gedichtsammlungen mit liebender Theilnahme, schrieb „so eingehend und verständnißvoll darüber, wie ihn kein anderer Kritiker beurtheilte, indem er die erfreulichen wie bedenklichen Seiten hervorhob". „Das waren nicht Phrasen, die ein blos flüchtiges Durchblättern bemäntelten," so versicherte der dankbare Moeser

noch nach Wehls Tode, „das war ein Urtheil, welches auf eingehender Lectüre und litterarischen Grundsätzen beruhte und überall Zeugniß davon ablegte, wie ernst und verantwortungsvoll Wehl den Beruf des Kritikers ansah.“ Bei jeder seiner Veröffentlichungen dachte der Dichter stets zuerst: „Was wird Wehl dazu sagen?“

Noch ein Anderer nahm plötzlich regen Antheil an Moesers Dichtungen in der Ferne. Das war der vlämische Dichter Pol de Mont, der in der in Java erscheinenden Zeitschrift „Die Locomotive“ eine höchst rühmende Besprechung über ihn herausgab. Moeser, dem das Vlämische wie dieser Dichter bisher gänzlich unbekannt gewesen waren, hat erst in Folge davon die Sprache und die Idyllen des Vlamen sich zu eigen gemacht und letztere dann in zwei Sammlungen deutsch bearbeitet und drucken lassen. Sie sind Rosegger gewidmet, enthalten viel Anmuthiges und volksmäßig Frisches und verdienen, in Deutschland nicht unbeachtet zu bleiben. Die eine Sammlung enthält nur Idyllen in Versen (Pol de Mont, Idyllen, Nachdichtungen nach dem Vlämischen von Albert Moeser, Berlin, H. Lüstenöder 1893), die andre zur Hälfte Idyllen in gebundener, zur Hälfte in ungebundener Rede. (Idyllen von Pol de Mont, nach dem Vlämischen von Albert Moeser, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Pol de Mont ist dann von Moeser die Ausgabe von Hamerlings Briefen, da auch er ein besonderer Verehrer dieses Dichters ist, zugeeignet worden.

So wären wir denn dazu gelangt, von den Bänden der Gedichte zu reden, welche Moeser von Dresden hat ausgehen lassen. Bevor wir uns auf deren Charakteristik einlassen, scheint es doch angezeigt, mit etlichen Worten noch die jetzigen Lebensumstände des Dichters anzugeben. Wenn ihm an seinem Herde des Daseins Noth, körperliche Uebel, die ihm und seinen Theuren zustoßen, auch keine ungemischte Freude vergönnen, wenn das Glück, das er in seiner Jugend hoffnungsselig erwartete, noch nicht an seine Thür geklopft hat (s. Aus der Mansarde S. 89), wenn die Stimmung und Muße für sein dichterisches Streben durch Pflichten eingeschränkt bleibt, so giebt er selbst in seinen Gedichten uns doch bisweilen Vorstellungen von mancher echten Freude, die innerhalb seines schlichten Heimes blüht. Welch' Zeugniß legen davon die an sein Töchterchen gerichteten Trochäen ab, die ganze väterliche Sorge und Liebe schildernd, mit welcher der Dichter die Entfaltung der Kindesseele in ihren leisesten Regungen belauscht und behütet hat! In ihrer etwas formlosen Einkleidung lassen die Verse, als künstlerische Erzeugnisse betrachtet, wohl Manches vermissen, es begegnen uns Schilderungen, deren Inhalt mitunter trivial erscheinen mag, indeß schließen diese Berichte so viel Innigkeit und zarte Sinnigkeit ein, daß sie Jedem, der Moesers Kunst und Geistesart einmal näher trat, als Kundgebungen seines eignen intimsten Lebens theuer sein werden. (S. „Aus der Mansarde“ S. 35—56.) Und wie wohl gelegentlich ein Reiteroffizier, um seinem Knaben Freude zu machen, ihn neben sich auf hohem Roß

sitzen läßt, damit er unter seinem Schutze rasch dahinbrause, so nahm Albert Moeser sein Söhnlein, den Quintaner Richard, einst zu sich auf den stolzen Pegasus, wie ein Blatt der „Dresdner Zeitung“ im April 1895 der ganzen Welt kundgab; es war an jenem Tage, an dem ein hehres Nationalfest begangen wurde; es war zu Ehren des ersten deutschen Reichskanzlers, an Bismarcks 80. Geburtstage.

Und nun verzeichnen wir in der Reihe ihres Erscheinens die herausgegebnen Gedichte. 1865 erschien, wie erwähnt, deren erster Band, unter dem Titel „Gedichte“, der 1869 wieder in zweiter vermehrter Auflage herauskam (Leipzig, H. Matthes), 1890 seine dritte, sehr veränderte und vermehrte Auflage erlebte. (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G., vormals J. F. Richter.) Davon sind 1866 in Sonderausgaben die zweite Abtheilung der Sonette unter dem Titel „Neue Sonette“ mit Widmung an Hamerling und die Canzone „An den Tod“ erschienen. (Leipzig, H. Matthes.) 1870 kam dann allein für sich die Canzone „Todtenopfer“ heraus zum Gedächtniß an Gneisenaus Enkel, den Grafen Lothar von Hohenthal, Moesers geliebten Schüler, der bei Mars la Tour endete, wieder aufgenommen in den zweiten 1872 gedruckten Gedichtband „Nacht und Sterne“. (Halle, Emil Barthel.) 1875 erschienen ebenda „Idyllen“, die wieder abgedruckt sind in „Schauen und Schaffen“, der dritten Sammlung der Gedichte (1881), die wie „Nacht und Sterne“ jetzt in den Verlag von Schwabacher (Stuttgart) übergegangen ist. „Die in Schauen und Schaffen“ enthaltenen „Deutschen Kaiserlieder“ gab Möser noch in Sonderausgabe (Dresden 1889, Klemm) heraus. Als vierter Gedichtband kam darauf „Singen und Sagen“ (Hamburg 1889, Verlagsanstalt A.-G., vormals J. F. Richter) und als fünfter „Aus der Mansarde“ (Bremen 1893, Heinsius Nachfolger).

Auf der Stelle machen wir eine Bemerkung, die so weit entfernt ist, die dichterischen Eigenschaften Moesers herabzusetzen, daß sie ihren wahren Werth nur voller bestätigt. Es ist nämlich gewiß, daß dieser Dichter mit seinem Pfunde nicht so, wie man es wünscht, gewuchert hat, daß er zur vollen Ausbildung und Ausreifung dessen, was in ihm liegt, nicht gelangt ist. Moeser war stets, wie Grosse ihn einmal nannte, ein Ferienpoet, der nur in Zeiten, wo die Schulpflichten ruhten, die rechte Muße und Stimmung für die Poesie finden konnte, und es bedurfte 1892 der Influenza und ihrer störenden Folgen, damit Moeser für einige vortreffliche längere Erzählungen Sammlung fand. Kann man die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderung, wie „Der Korallenhändler von Zante“ und „Der Shawl des Papstes“ (s. „Aus der Mansarde“) sie zeigen, gar nicht genug anerkennen, so muß man es äußerst bedauern, daß ein so großes episches Talent uns nicht umfassendere poetische Erzählungen geschenkt hat. Moeser ist beinahe nur Lyriker geblieben, und neben Gaben von hoher poetischer Schönheit und Formvollendung, die er als solcher uns bietet, giebt es

andere seiner Gedichte, die, mit jenen verglichen, auch wenn sie durch eigenthümliche Schönheiten im Einzelnen für ihren Urheber Zeugniß ablegen, sich in der Form und im Ausdruck des Ganzen ihnen nicht an die Seite stellen können. Spähne gleichsam und Abfälle sind es nur aus einer Werkstatt, in der Gebilde aus dem Sonnengolde göttlicher Kunst entstehen, und als solche behalten sie oft noch Werth, obwohl ihre verstreuten Lichter nicht zu einem Strahlenkern zusammengeschossen sind. In kleineren Gedichten, im Sonett, in der Ode, im Ghasel, in der Ballade und Romanze, in scherzhafter und ernster Schilderung aller Art hat Moeser seine Kunst bewährt: ein kennzeichnender Zug derselben ist im Allgemeinen das Vorwiegen der Betrachtung. Nicht daß es an manchen Liedern der rein naiven Art, in denen die Anschauung und Thatsächlichkeit der Vorgänge Alles bedeutet, fehlte, und ich habe bereits an größeren Erzählungen des Dichters den hohen Grad der Anschaulichkeit gerühmt. Allein schon die schwärmerische Liebe für die Schönheit, die vielleicht mehr als bei irgend einem deutschen Dichter den Inhalt zahlreicher Gedichte bei Moeser bildet, läßt erkennen, wie deutlich das betrachtende Element bei ihm im Vordergrunde steht. In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" ergriff ich, als ich einen Ueberblick über die früheren Gedichtsammlungen Moesers anstellte (1893, Nr. 311, 313, 317), die Gelegenheit, mich gegen die Trennung einer sogenannten Reflexionslyrik von der Gefühlslyrik, gegen den Mißbrauch, der heute mit dem Worte „Reflexionslyrik" geschieht, und den unangebrachten Tadel dieser letzteren zu wenden. Dort führte ich aus, daß alles Denken in der Poesie, sobald nicht Vers, Reim und bloß äußerer Wohllaut, sondern die Verschmelzung dieses Aeußeren mit einem innersten Wesensgehalt über die Echtheit der Form keinen Zweifel lassen, durch Phantasie und Stimmung hindurchgehen und so sehr zum Gefühl geworden sein müsse, daß die Kraft, mit der das geschieht, insbesondere den echten vom unechten Dichter unterscheiden lasse. Ich verwies dabei auf die Begeisterungsfülle und Phantasiegluth der hohen betrachtenden Gedichte Schillers, auf den Goethe'schen Faust, die Chorlieder eines Aeschylus und Sophokles, die unzähligen Weisheitssprüche des Epos und der Tragödie, die hebräischen Psalmisten und hellenischen Elegiker. Ich erinnerte an Schillers Belehrungen darüber, daß das naive dichterische Element fast niemals unvermischt auftrete, und erläuterte das mit Hinweisung auf die Dichter, die in Erfindung und Darstellung die größte naive Ruhe auszeichnet, Homer, Shakespeare, Goethe, die gleichwohl nicht umhin konnten, der Betrachtung ein sehr weites Feld in ihren Dichtungen einzuräumen und ihnen eine beseelende und gestaltende Idee zu Grunde zu legen, welche weniger Natur ist, als einen der Natur innewohnenden Sinn und Plan sucht. Denn die Natur, wie man wohl festhalte, giebt uns Räthsel auf, die wir mit unserem Gedankenleben und unserer Sprache zu erschließen getrieben sind; die Natur giebt uns nicht fertig und unmittelbar das Seiende; alle Kunst aber verlangt vom Darsteller Seiendes in runder, fertiger Form;

und nicht durch die Sinnlichkeit an sich, sondern durch Denken, das sich der Sinnlichkeit als Mittels bedient und selbst ohne eindringende Betrachtungen schon bei der bloßen Wahrnehmung und Aufnahme thätig ist, geschieht dieser Anforderung Genüge. Es ist nicht meine Absicht, alle an jener Stelle angestellten Erörterungen hier zu wiederholen, die ich nicht sowohl in Rücksicht auf Albert Moeser, als in Bedacht auf einige mehr und mehr überhandnehmende unhaltbare kritische Schlagworte, in Anlehnung an Schillers berühmten Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung“ zu ernster zeitgemäßer Beherzigung gab. Darf doch, wer einmal als Theoretiker über Kunst rechten will, auch die Strenge und Mühe der Theorie nicht scheuen, und schreckt sie ihn ab, soll er auf das Anrecht der Kritik verzichten.

So kann uns Albert Moeser nicht als „Reflexionslyriker“ gelten, dessen schönste Dichtungen das warm klopfende Herz und die schauende Phantasie beseelen. Ja, es möchte die Frage sein, ob die Gefühlsinnerlichkeit eines großen Herzens, welches, zu stärkerem Bewußtsein erwacht, den weitesten Umkreis überspäht und sein Selbst zur Menschheit erweitert, nicht am Ende ein gewaltigeres Fühlen einschließe, als die Schilderungen des einzelnen, ganz nur auf das eigene Ich beschränkten, wenn auch noch so innig empfundenen Glückes oder Wehes. Das Unbewußte, das alles künstlerische Schaffen leitet und ihm sein Bestes verleiht, wird ja durch das gesteigerte Bewußtsein hier so wenig verdrängt, daß vielmehr jenes neben diesem nur voller, reicher, unerschöpflicher hereinfluthet. Je mehr das wache Auge erblickt, desto erstaunlicher mehren sich die Gesichte des inneren für das Sonnenlicht blinden Auges, Wissen erweckt Ahnen, und die Reiche des Geistes haben kein Ende.

Die von Moeser mit solcher Begeisterung verherrlichte leibliche Schönheit ist bei ihm nichts oberflächlich Sinnliches; vielmehr ist sie ihm geistiges Sinnbild, ein Pfand des Höchsten und des Göttlichen (Nacht und Sterne S. 36, 43), und so tief, wie sie ihn beseligt, verwundet sie ihn, sobald er sie mit einer häßlichen verkrüppelten Seele in Zwiespalt gewahrt. (Ged. S. 71, 163.) Eine wie tief seelenvolle Auffassung der Leibesschönheit spricht aus den rührenden Versen: „Einem jungen Mädchen“. (Nacht und Sterne S. 231.) Und mit folgendem Distichon feiert er den berühmten Adorante:

„Betend hebst Du die Hände, was flehst Du, lieblicher Knabe?
Bitte nichts Eitles! sieh: daß sich vollende der Mensch,
Wichtig scheint mir's allein, der Rest ist nichtige Thorheit,
Griechen haben's erkannt, Griechen ja bist Du entstammt;
D'rum so bitte nur dies, daß, gleich wie der Leib Dir in Liebreiz
Strahlt, der Seele sich auch göttliche Schöne gesellt.“

(Ged. S. 109.)

Ebenso lautet sein eigenes Gebet:

„Ich aber flehe: Gebet, o Götter, mir
Schönheit der Seele, leihet mir reichen Geist,
Schenkt heil'gen Sinn, mein Innres laßt's dem
Ew'gen und Schönen ein rein Gefäß sein.“
(Ged. S. 161.)

Wie in das Schöne, so ist dieser Poet tief eingeweiht auch in alle Noth und Schwere des Lebens, und die Erwägung der ernsten Weltfragen, mit denen die Gegenwart sich abmüht, ist es wiederum, was seine Dichtung in so hohem Maße mit Betrachtung füllt. Wollten Sätze, wie er sie verkündet, ihren Eingang in die Gemüther finden, so würde vielleicht bald die Zeit anbrechen, da der Dichter in besserem Einklang mit der Welt leichter und fröhlicher schafft und sein Volk ihn besser versteht und genießt; denn Moeser hat keinen Antheil an jenem Leben und Kunst verwüstenden Pessimismus, der sich jetzt so unerfreulich breit macht, und der praktische Gehalt seiner Dichtungen ist durchweg Bejahung trotz überaus schwermüthigen, ja bitteren Liederklängen. Er wendet sich mit einem wahrhaft Schiller'schen Geiste an die innere Kraft des Menschen, der die Niedrigkeit seiner irdischen Daseinszustände erkennen und sein physisches Leben verachten kann. Von der bloßen Verzweiflung will Moeser ihn zu einer weisen und muthigen, ideal gläubigen Weltanschauung erheben, und in diesem Bewußtsein hat er vom Werth des Dichterruhmes die edelsten Vorstellungen.

„Daß was zu tiefst ihm den Busen durchloht,“ „nicht Dunst sei, thut ihm noth zu wissen“; er braucht das Gefühl einer „tüchtigen Natur, die sich nicht selbst verneint“. (Ged. S. 124, Sprüche.)

Darum fügt er dem oben genannten Gebete noch die Bitte um eine höchste Gabe hinzu, daß „die Götter ihm des Herzens Drang stillen und ihm Menschen geben, die er lieben kann“:

„Ein Possenspiel, ein sinnlos-leeres,
Scheint mir das Leben, dem Liebe fehlet. —
Gebt Menschen mir, groß, edel und hellen Geists,
Die nicht der Traum des Irdischen ganz befängt,
Aus deren Aug' mich rührend anspricht
Götterverwandtschaft und Erdenfremdheit.“

Und in einem seiner schönsten Gedichte hat der Dichter noch einmal diesem Drange mit ganzer Inbrunst Worte verliehen:

„Soll ich des Herzens Sehnen und bangen Schmerz
Stets nur im Lied ausströmen, in Rhythmen wie
Im Leidenskelch die Schmerzenstropfen,
Götter, der blutenden Seele bergen?
Gebt einen Sonnentag mir des Glückes, laßt
An gleichgestimmtem Herzen mich einmal ruhn,
Daß lastbefreit ein einzig Mal die
Seele sich jauchzend mit Inbrunst öffne;

4*

Daß schrankenlos aufbrausend des Geistes Quell
— Gleich wie des Weins entfesselte Schaumfluth — in
Verwandte Brust sich stolz mit Allmacht,
Riesengewalt'gen Drangs ergieße;
Daß ich verständnißinnigen Wesens froh,
Einsamer Qual baar, schwelgend in Sympathie,
Entzückt, berauscht, still, selig-heiter
„Götter, ich habe gelebt!" mag sagen." (Ged. S. 34.)

Und solche Sehnsucht ist es, die seinen Drang nach Frauenliebe wie nach Freundschaft leitet. Wie er Liebe in ihrer reinsten Gestalt begehrt, so weiß er freilich:

„Soll Leid, tiefherbes, höchstes uns werden,
Leih'n uns ihr schlimmstes Geschenk himmlische Götter: ein Herz.
(Ged. S. 114. Aehnlich Nacht und Sterne S. 81 und Ged. S. 37.)

Aber er weiß nicht minder, daß das Menschenherz der Schöpfung Krone ist, und ruft:

„— Wonnen, drin entzückt die Seele badet,
Und Leiden, die des Busens Mark verzehren,
Nur Du, o Herz, nur Du kannst sie bescheeren;
Wen Du durchglühst, der dünkt mir gottbegnadet.
Wer Dein entväth, ob Wissensqualm ihn fülle,
Der bleibt ein Nichts in eines Menschen Hülle."

Und dieses Herz schleicht nicht dahin „im Alltagstrott", es ist ein stürmisch klopfendes, dem Liebe etwas Gewaltigeres ist, als das, „was mattherzigen Erdensöhnen zum Hohn dem Gott so heißt;" augenblicklich wie der Blitz zündet in ihm die Flamme. (Ged. S. 8 und S. 41.) Liebe ist ein mystisches Zusammengehören der Seelen, die magnetisch sofort ohne Wahl sich finden:

„Nur da kann höchste Liebe sich entzünden,
Wo Grundlos-Ew'ges sich berührt mit Graun."
(Ged. S. 16.)

Gleichwohl kennt auch unser Dichter eine Schule der Liebe, wie er uns in dem tiefwahren Sonett bedeutet, welches anhebt:

„Der Liebe Werth schätzt nur, wer viel gelitten."
(Ged. S. 6.)

Und dies Zusammenschlagen zweier Herzen nun, die eines geworden, kann man es irgend inniger und schöner ausdrücken, als es von Moeser wieder in einem Sonett (Ged. S. 17, vergl. auch S. 76) und in dem Kranze von vier „Idyllen" (Schauen und Schaffen, S. 137—182) geschieht, von denen zumal die drei letzten nicht im Alltagsverstande, aber im höchsten

Sinne der Dichtung erlebt heißen dürfen? Es sind in Form von Distichen Zwiegespräche, voll Ernst und gemüthstiefer Sinnigkeit und doch voll leichter Anmuth, Wort und Antwort unmittelbar sich ineinanderschlingend als Sprache zweier ebenso schlicht wie edel fühlender Seelen, bei denen Natur und Geist ganz eins sind. Das äußere naive Thun, das schon seit dem Alterthum in der Idylle merklich zurücktritt, anders als bei Voß und in Goethes Meistergedicht, wo die sinnliche Anschaulichkeit satt den Vordergrund füllt, wird hier vom Gespräche und der Betrachtung zurückgedrängt, wie auch dafür Goethe ein Vorbild in einem von ihm als „Elegie" bezeichneten Gedicht gab, in dem freilich die Anknüpfung an sinnliche Vorgänge lebhafter fortdauert. Desto bewundernswürdiger ist eine Kunst, die es vermochte, mit vorwiegender Betrachtung ein so reiches, unmittelbar und unausgesetzt bewegtes Leben zu vereinigen, und dieser Idyllen wegen gebührt Moeser ein voller Dichterkranz.

Nicht weniger hat er der Freundschaft manches Denkmal gesetzt, so in den „Lothar" überschriebenen Gedichten, die dem Andenken seines bei Vionville gefallenen Schülers und Freundes, des Grafen Hohenthal, gelten, und in andern warm empfundenen Liedern. (Ged. S. 95—102, Nacht und Sterne, 54—65, 123 ff.; Ged. S. 85, 87, 89, 92. Aus der Mansarde S. 28.) Gleich andern Dichtern hat er einen Sang der Liebe zur Mutter geweiht, der schön und eindrucksvoll zugleich eine Aussprache seines das Erdenleid erhaben bezwingenden Lebensernstes ist, dem in keiner Nacht die Sterne schwinden. (Nacht und Sterne S. 91.)

Wo das Gefühl der Liebe ihn erfüllt, da drängt sich auch immer in ernstem Vereine die Verehrung des Schönen und der Kunst herzu, und allerwärts preist er die Meister der schönen Künste für Trost und Erhebung, die sie ihm spenden.

Ein Umschwung tritt in den späteren Gedichtbänden darin ein, daß der Dichter, der früher so oft die Natur der Feindseligkeit gegen den Menschen anklagte, immer mehr die letzte tröstende Zuflucht bei der Natur selbst sucht, indem ihm das All-Eine der Schöpfung unerbrüchlich sich aufthut. Als Beispiele seiner früheren Auffassung lese man namentlich die herrliche Ode „Empedokles auf dem Aetna" (Ged. S. 168) und eine zweite Ode, in der er als Jünger Kants dem kalten Mechanismus der Natur die Unzerstörbarkeit des Geistes gegenüberstellt:

„Du kennst allein Dein starres Gesetz, es rührt
Im Aug' Dich nicht der edleren Seele Blitz,
Und fremd ist Dir, der uns im Busen
Waltet, der adelnde Gottesfunke.

Drum heg' ich Trost: Was immer Du tilgst, nicht ganz
Erstirbt es; Dein ist, was Dir entstammt; doch was
Von Göttern stammt, zu Göttern wird es,
Gnädig errettenden, heimwärts schweben."

(Ged. S. 177.)

Ja die vollendete menschliche Schönheit, die Moeser vordem so scharf der Natur gegenüberstellte, jetzt feiert er sie als das höchste Gebilde der Natur selbst, das sie als ihr ewiges friedliches Ziel nach Streit und Sturm erreichen möchte, wie die schönen Distichen „Im Zillerthal“ zeigen (Singen und Sagen S. 73). Es überkommt ihn, der sonst ungestüm nach dem Austausche der Herzen begehrte, allgemach die Reife ruhiger Entsagung, die ihm im Unausgesprochenen und Unaussprechlichen, in dem der Mensch sich an die Natur schmiegt, noch Trost leiht.

Es stellen sich sogar Stimmungen ein, in denen er seinen Abscheu vor der Abgrenzung des Ich gänzlich vergißt und die Einsamkeit, anstatt sie als „Verlassenheit“ zu bedauern, wie Lenau als Enthüllerin des Tiefsten verstehen lernt; denn wie es schon im ersten Gedichtbande heißt:

> „Mit anderen Herzen völligen Einklang sucht
> Umsonst die Brust, von Seele zu Seele geht
> Kein Zaubersteg, kein Gott erschließt des
> Busens verborgenste Heimlichkeiten.“
>
> (Ged. S. 180.)

Aus solcher Empfindung heraus ist auch die Ode „Einsamkeit und Verlassenheit“ entstanden, in der er die „viellieblichе“, die „beglückende“ Einsamkeit im stillen Wald und am Meeresgestade preist neben der Verlassenheit im Stadtgewühl und im Lichtersaale, wo „kein freundlich-verwandtes Wort an das Ohr schlägt“. (Aus der Mansarde S. 136.) Trotz alledem verbleibt ihm, auch wenn er Geist und Natur zu einem einzigen Grundquelle leitet, stets die Vorstellung, daß das irdische Dasein für den Geist ein niederes unvollkommeneres sei, was er mit innigster Sehnsucht nach seiner wahren Heimat in „Verirrt“ ausspricht, einem der schönsten Gedichte, die der erste Band von Otto Brauns „Musenalmanach“ (Stuttgart, Cotta Nachfolger) brachte:

> „Es ringt der Geist, wie er die Fesseln sprenge.
> Schon fühl' ich's, wie er neu die Schwingen regt,
> Des Tages harrend, der aus ird'scher Enge
> Ihn aufwärts trägt.
>
> Und was mißlang, als mich dem ird'schen Kriege
> Geburt gesellt, die lähmend uns umflicht,
> Im Tod — hoff' ich — vollbring' ich's einst und fliege
> In's ew'ge Licht.“
>
> (Aus der Mansarde S. 153.)

Und so hat dieser nach Liebe so glühend verlangende Dichter auch an den kältesten, unbarmherzigsten Tyrannen der Erde, den er in andern Liedern als grausen Hasser und Vernichter kennt, einen langen Gesang gerichtet voller Huldigung und Versöhnung. Moesers Canzone „An den Tod“ umfaßt 30 Strophen, Strophen gewaltigen Ergusses und Schwunges, die alle

Entsetzen des Unterganges in furchtbaren Gemälden vorüberführen und den Triumph der Seele über die Vernichtung darstellen, das dunkle Thor begrüßen als die Pforte zur Freiheit und zum Lichte. (Ged. S. 207 ff.) Das zu tiefst Eindringende, Außerordentlichste nach Vorwurf und Ausführung von allem, was Moeser gedichtet, ist zweifellos dieses mächtig wogende Gedicht, dem es, ob auch ein abgestumpfter Weltsinn daran vorübergehe, an ernsten Bewunderern kaum je fehlen wird. Hamerling verbindet mit seinem Lob der Canzone die Ansicht, daß „das lugubre Thema sich hätte phantastischer ausputzen und mit eigenthümlicheren Gedankenlichtern beleuchten lassen“. (In den Briefen a. a. O. S. 25.) Wir pflichten dem nicht bei und wissen es Moeser Dank, daß er bei allem Rechte, das der Phantasie von ihm eingeräumt ist, den tiefernsten Eindruck des Ganzen nicht durch allzu phantastische Spiele beeinträchtigt hat. Hamerling hatte die an sich löbliche Absicht, den jungen idealistischen Schwärmer möglichst auch auf „die Entfaltung seiner beschreibenden neben der reflexiven Dichterkraft“ zu verweisen, und er räth ihm, seine ideale Sehnsucht nicht immerfort in lyrischen Seufzern anszuhauchen und sie, wie er selbst es thue, zu variiren und zu maskiren, indem er an seinen Ahasver erinnert, in welchem er sogar das directe Gegentheil des Ideals zum Stoff genommen habe. (Ebenda S. 7, 36—37.)

Diese Rathschläge hat Moeser befolgt und keine geringe Anzahl rühmenswerther darstellender Gedichte und Balladen verfaßt. So rechnen wir den schönsten deutschen Balladen das „Lied der Kalypso“ (Ged. S. 227) zu, das in getragenem edelsten Balladenstile ganz aus dem besonderen Geiste Moesers geboren ist. Ihre öde Göttereinsamkeit beklagt Kalypso, die den Laertiaden entsendet, als Fluch, verglichen mit einem kurzen Wonneschauer des Liebesglückes, wie er Sterblichen lacht. Aus eben demselben Geiste ist „Die Frau des Kreuzfahrers“, ein Gedicht, das außerdem durch die ganz und gar naive Form ausgezeichnet ist, in der Moeser hier seine Idee gestaltet hat. (Singen und Sagen S. 217.) Ich erwähne ferner „Johanna von Castilien“: die Königin in der Gewalt ihrer Liebe will an den Tod des jungen Gatten nicht glauben und glaubt im Wahnsinn, daß er nur schlafe und noch lebe. (Singen und Sagen S. 224.) Schön und innig empfunden ist das Lied vom „Kaiser Max“, dem der Abt Trithemius vergeblich das Bild der verstorbenen Maria von Burgund herzaubert, da er nach der Lebenden schmachtet, wie er sie einst besaß, und der Schatten, den er nicht greifen kann, dafür keinen Ersatz bietet. Der herrliche Schluß lautet:

„Ja, größte Zauberin der Welt
Ist starker Liebe Macht;
Die Lust, die je das Herz geschwellt,
Tilgt nicht der Zeiten Nacht.
Und wer uns schuf das höchste Glück,
Das Herz hält stets ihn fest;

Und hätt' ihn längst der Tod entrückt,
Erinn'rung feiert hochbeglückt
Ein ew'ges Liebesfest."

(Aus der Mansarde S. 184.)

Von den übrigen Balladen geben wir noch die Titel derer, die uns am vorzüglichsten erscheinen, aus allen 5 Gedichtbänden: „Persepolis", „Kaiser Augustus und die Sibylle von Tibur", „Kaiser Julians Ende", „Alarich in Olympia" — wo uns nur die Schlußworte floskelhaft matt dünken — „Das Lied Bothwells", „Karl I. und der Henker", „Burg Fragenstein", „Prometheus", „Das Gastmahl des Skopas", „Pygmalion", „Agrippina", „Tassilo", „Robert Guiscard", „Lied des Normannen", „Der Templer auf Cypern" — durch dichterische Kraft vortheilhaft von der gewöhnlichen gegen die Kirchengelübde ankämpfenden Tendenzpoesie unterschieden — „Columbus", „Das Grab im Passeierthal", „Die Venus des Apelles", „Kyrsas", „Die Milesierin"; auch „Sulla vor Athen" sei genannt, da der Dichter hier eine seinem Ideale völlig widerstrebende Art von Größe kräftig erfaßt, obwohl sie leider in der ihr eigenen Naivetät zu wenig Schönheit besitzt, um an der Ballade rechtes Wohlgefallen aufkommen zu lassen. Unter den „Deutschen Kaiserliedern" bezeichnen wir als die schönsten: „Jagdlied Ottos I.", „Todtenwacht an der Leiche Lothars des Sachsen", „Friedrich II." und vor Allem „Konradins Abschied vom Bodensee", worin der bedeutende Gegenstand unvergleichlich schön in Moesers eigenster Geistesart behandelt ist: Konradin reißt sich mit schwerem Herzen los von allem süßen Jugendglück, von der stillen Zaubermacht von Lied und Minne, weil ihn die Schatten seiner Ahnen rastlos zu Thaten gen Süden treiben. Als wohlgelungene Proben humorvoller Behandlungsweise nennen wir die in Reimpaaren schelmisch vorgetragenen Mären „Der Pfaffensack" und der „Jungbrunnen". (Aus der Mansarde.)

In sehr erfreulicher Weise ist an der geschichtlichen Balladenpoesie das Vorbild Hermann Linggs wahrzunehmen, der wie kein Andrer in weitem Umfange und großem Stile die Ballade mit der Behandlung großartiger Geschichtsstoffe vertraut gemacht hat. Nicht immer hat Moeser jenen Meister in der seelenvollen Innerlichkeit, welche bei ihm die sich nach allen Zeiten und Zonen versetzende Phantasie begleitet, erreicht und auch mattere Leistungen geboten, die uns um so mehr leid thun, wenn treffliche Ansätze durch lahme Stellen oder Abschlüsse verdorben werden. Unter den Balladen scheinen uns auch „Die Rosse von Mars-la-Tour" nicht gelungen; denn nach der lebhaften Vergegenwärtigung des Anfanges wirkt die in das Vergangene zurückschweifende Erzählung abschwächend und schleppend, und schwerfällige Einsätze folgen, so daß das Gedicht mit Freiligraths „Trompeter von Gravelotte" keinen Vergleich aushält.

Eine Behandlungsart, die Moeser ausnehmend liebt, in der er neben Trefflichem auch manches Verfehlte hervorgebracht hat, ist es, Menschen,

Geschöpfe oder Dinge in der ersten Person als Einheit oder Mehrheit sprechen zu lassen, wie Schiller in „Kassandra“ und „Klage der Ceres“. Sehr glückliche Proben sind „Kalypso“, „Konradin“, „Frau des Kreuzfahrers“. Weniger passend aber scheint es, wenn die Freier Penelopes ihrem Liebesverlangen gemeinsam in einem überdies allzu wortreichen Chorus, dessen vierte Strophe den Inhalt der viel besseren zweiten wiederholt, Ausdruck geben, und wenn gar die stummen Delphine und die fetten Pinguine ihre Stimmen im Chore erheben, so dünkt uns das mehr sonderbar, als wunderbar.

Wir müßten wahrlich die echte Empfindung, die von innen heraus so vielen Gedichten Moesers Form und Schwung giebt, niedriger schätzen, als wir es thun, wenn wir Geist und Gehalt solcher Leistungen ebenso hoch stellen wollten. Ja, Moeser verdient alle die ehrenden Anerkennungen, die wir ihm aussprechen, mit zu gutem Rechte, als daß wir verschweigen dürften, wie alle die Gedichte, in denen wir seinen naturwissenschaftlichen Unterricht genießen, uns kalt berührten und durch die auch hier öfter angewandte beliebte Einkleidung eines Gespräches in erster Person so wenig im Stande sind, für den allzu trocknen lehrhaften Inhalt zu entschädigen, daß sie sich dadurch zuweilen nur um so erkünstelter und steifer ausnehmen. Die äußerlich klangvollsten Verse haben keinen Werth, wenn da Nichts von innen erklingt. Alle solche Stücke, wie „Der Komet“ (Singen und Sagen), „Gesang des Weltmeers“ (ebenda), „Mondlandschaft“ (ebenda), „Die Asteroiden“ (Schauen und Schaffen), „Die Steinkohle“ (ebenda), überschlagen wir gern und möchten nicht die Bedeutung des Dichters nach ihnen bemessen wissen. Freilich sind darüber auch ganz entgegengesetzte Urtheile abgegeben worden, bei denen es mir nur hat scheinen wollen, daß die modernen Stoffe Vielen hier schon allein Grund zum Lobe wurden. Was aber ein Dichter aus jedem Stoffe macht, nicht seine Reflexion, sondern der warme Hauch, mit dem er Alles beseelt, allein hat Werth, und es bedünkt uns immer auf's Neue, daß in Moesers Hand, die manches Harte in weiche Formen preßte, diese Stoffe ungefüge geblieben sind.

Wir setzen, um den Abstand solcher Arbeiten von Moesers echter und eigenthümlicher Dichterart fühlbar zu machen, noch ein wunderschönes Sonett hierher:

„Ihr pflegt des Seufzers herben Laut zu schelten,
Ihr sprecht: Die Welt ist gut; was soll Dein Klagen?
Des Lebens Fahrt schafft köstliches Behagen,
Was macht's, ob wen'ge hie und da zerschellten?

Ich aber sag' Euch, laßt Ihr's gleich nicht gelten:
Bräch' auch ein einz'ges Herz nur je mit Zagen,
Fänd' ich das All weitklaffend schon zerschlagen
Und arg zerstört die Harmonie der Welten.

Jedweder Mensch ist eine Welt im Kleinen,
Mit Zwang gebannt in seines Ichs Umgrenzung,
Und sinkt er hin, geht eine Welt zu Grunde!

Und alle Lust auf weitem Erdenrunde
Schafft nie den Thränen sühnende Ergänzung,
Die schwergepreßt zwei Menschenaugen weinen.

Wir haben nun zuletzt noch von den Mitteln, mit denen Moeser seinen poetischen Gehalt ausdrückt und oft wuchtige Gedankenmassen in leichten Wohllaut und dichterischen Schmuck verwandelt, etliche Worte zu sagen. Aus der echten innerlichen Künstlerharmonie des Gehaltes mit der Biegsamkeit einer edlen Sprache und der sicheren Beherrschung der Versarten und Reimwirkungen ist alles Schöne, das wir bei ihm rühmen durften, geboren. Seine Sonette verdienen wegen ihrer ausdrucksvollen Formfülle und Phantasie zu den besten der deutschen Sprache gerechnet zu werden. Eigenthümlich an ihnen ist, daß der Dichter anstatt der Zweitheilung des Sinnes, wie sie bei deutschen Dichtern im Sonett meist üblich geworden, viel häufiger die Dreitheilung anwendet in Uebereinstimmung mit jener geschichtlichen Entwickelung des Sonetts, die Carriere in seinem Buche „Die Poesie" aufstellt. Seine Oden, in denen er Hölderlins Mustern nachstrebte, stehen hinter seinen Sonetten in Nichts zurück; ja Hamerling versicherte, sie diesen sogar noch vorzuziehen. Der Dichter bewährt in der Ode eine eigene Kunst, wie niederbrausende Wasserfälle seine Sätze in satter bedeutungschwerer Wortfülle von Vers zu Vers wie von Fels zu Fels durch eine Strophe hindurchzuleiten, so daß sie in rasch stürzendem Laufe gleichsam auf einmal dieselbe ausfüllen. Die Satzcäsuren am Ende der Verse stellt er dabei mit richtigstem Formensinn, trennt die Hauptwörter von ihren Bindewörtern und beide miteinander von ihren Vorwörtern auf das Ausdrucksvollste. Eine im Ganzen bewundernswerthe Reinheit der Form zeigen, wie z. B. in den erwähnten Idyllen, die Distichen Moesers. Nichts lastet darin als mühsamer Gedanke, durch und durch hat ihn die Form vertilgt und labt, wie die allnährenden Elemente von Wasser und Luft schier am meisten, wenn sie in ihrer Durchsichtigkeit ihren reichen Gehalt verheimlicht. Angreifbare Wortmessungen, die in der sonstigen Schönheit dieser Verse auffallen, sind nur vereinzelt. Eben dieselbe Formbeherrschung zeigt Moeser dann in den stolz dahinfluthenden Strophen seiner großen Canzonen, von denen er außer den angeführten noch die gedankenvolle Dichtung „An das Glück" (Nacht und Sterne S. 243) verfaßte. Endlich giebt es von unserem Dichter eine Reihe von Ghaselen, die ebenfalls unter die gelungensten deutschen Beispiele dieser Versart gehören. Wegen der überaus reichen Rhythmik seiner Gedichtstrophen zumal in den Balladen, in denen sich Moeser je nach dem bezweckten Inhalt und Ausdruck die Maße selber gestaltet, verdient er die rühmlichste Auszeichnung. Er

hat damit den Sinn für einen getragenen Balladenstil, der uns seit der Vorliebe der Jungdeutschen für halbprosaische Verse gar sehr abhanden kam, zugleich mit wenigen anderen wahren Dichtern ungewöhnlich gepflegt.

Von der deutschen Sprache, der er wie Schenkendorf und Rückert tiefen Dank ausspricht, sagt er:

„Spröde wie Marmor, wohl! Du bist es, aber wie Marmor
Fügst Du auch willig und leicht Dich in entzückende Form!
Was uns umtönet im All, was Menschengemüther durchzittert,
Zartes und Mildes, getreu hauchst Du in Worten es nach;
Was Deinen Schwestern gelingt, Du machst es Dir bildsam zu eigen,
Was Dich als Eigenstes schmückt, bleibt Dein besond'rer Besitz: —
Göttliche Sprache, wie dank' ich dem Glück, das freundlich mich würdigt,
Formend zu künden in Dir, was mir die Muse bescheert."

(Ged. S. 107.)

Und so hoffen wir, daß Albert Moeser, dessen höchstes Sehnen es ist, als „würdiger Tempelwächter des Schönen Hort vor Vernichtung zu schützen und den Weg künftigen Sonnenaaren zu ebnen" (Schauen und Schaffen S. 89), bald und oft noch Gelegenheit finde, öffentlich diesen Dank durch bedeutende Dichtungen abzustatten und daß er vielleicht noch in vorgerückterem Alter manche Gaben seines reichen Selbst entfalten möge, deren Entwickelung ihm in frischer Jugend versagt war!





# Die militärischen Lehren des ostasiatischen Krieges.

Von

**A. Rogalla von Bieberstein.**

— Breslau. —

Als die Hauptlehre, die aus dem ostasiatischen Kriege abzuleiten ist, stellt sich das Ergebniß dar, daß die Sicherheit des Erfolges im Kriege nur nach den modernen Principien der allgemeinen Wehrpflicht, der zeitgemäßen Organisation, Bewaffnung, Ausbildung und Führung, sowie angemessener numerischer Stärke und voller Kriegsbereitschaft gebildeten Streitkräften innewohnt, und dieser Grundsatz bedarf, durch die Ereignisse jenes Krieges deutlich illustrirt, keiner ausführlichen Erörterung. Ebenso deutlich aber trat in jenem Kriege die Bedeutung des Uebergewichts zur See für die beiden durch das Meer getrennten kriegführenden Nationen hervor, und daß die Regierung Chinas eine richtige Vorstellung von ihrem Werthe besaß, beweist der Umstand, daß, während es den chinesischen Landheeren zwar nicht an Mannschaft, jedoch an Waffen, Munition, Ausbildung, Disciplin und Führung, kurz fast an Allem fehlte, die Schiffe der Kriegsflotte Chinas, einschließlich ihrer Armirung, denen der Japaner an Offensiv- und Defensivkraft überlegen waren. Die Fahrzeuge der japanischen Flotte waren in Frankreich, England und Holland und mehrere ihrer leichten im Inlande gebaut und sämmtlich seit 1878 in Dienst gestellt. Die chinesischen Schiffe waren in Deutschland und England und nur wenige im Inlande gebaut und sämmtlich seit 1881 im Dienst befindlich. Der größere Theil der japanischen Schiffe war von neuer Construction, und die Summe ihrer indicirten Pferdekräfte etwas beträchtlicher als die der chinesischen, nämlich 95793 gegen 90377. Japan besaß 25 kriegstüchtige Torpedoboote von 1290 Tonnen Deplacement

und 12200 Pferdekräften, China 27 von 1810 Tonnen und 27600 Pferdekräften. Das Deplacement der chinesischen Flotte betrug exclusive Torpedoboote 53495, das der japanischen 55934 Tonnen, allein das Munitionsgewicht einer einzigen Ladung der chinesischen Schiffe betrug 19968 Tonnen gegenüber 14850 Tonnen bei den japanischen. Japan besaß zwar seine schnellen, stark armirten Kreuzer, jedoch Nichts, was den Schlachtschiffen Tschen Yuen und Ting Yuen der chinesischen Flotte gegenüber gestellt zu werden vermochte. Allein die japanische Flotte gebot, wie das Landheer über den Vorzug der kriegstüchtigen vortrefflichen Organisation und Ausbildung, während die chinesischen Schiffe verschiedene selbstständige, jedoch nicht einheitlich zu manövriren im Stande befindliche Organismen, denen es überdies an Ausbildung und Disciplin mangelte, repräsentirten. Dieselben hatten nie gemeinschaftlich in See manövrirt. Der Verlauf des Kampfes zur See ließ anfänglich die in ihm gewonnene Ueberlegenheit der Japaner als ihren schnellen gut armirten Kreuzern zu verdanken erscheinen; allein deren einheitliche geschickte Verwendung und die Fehler in der Führung, sowie die sonstigen Mängel der chinesischen Flotte wurden schließlich als die entscheidende Ursache des Sieges der Japaner zur See erkannt.

Die anfänglich aus der Schlacht am Yalu gezogene Lehre, daß rasche, stark armirte Kreuzer von bedeutendem Tonnengehalt einer Flotte, auch ohne eigentliche Schlachtschiffe, das Uebergewicht zu geben vermögen, erwies sich daher als allgemein gültiges Axiom als hinfällig. Dagegen wurde die Lehre von dem Uebergewichte, welches die Ueberlegenheit zur See gewährt, die neuerdings mit dem klassischen Werke Kapitän Mahans wieder in den Vordergrund getreten ist, in dem Kriegsfalle zwischen Japan und China, wo es sich zuerst um den beiderseitigen Seetransport der Streitkräfte nach dem strittigen Object, der Halbinsel Korea, handelte, ganz besonders illustrirt und bestätigt. Diese Bestätigung erscheint jedoch bei der heute hier und da beliebten Uebertreibung ihrer Consequenzen für große wesentlich continentale Mächte nicht ohne Gefahren. So würde Deutschland z. B., wenn es etwa durch Schaffung einer Flotte ersten Ranges die Herrschaft zur See gegenüber einer der ersten Seemächte anstreben wollte, sich wirthschaftlich offenbar ruiniren und damit außer Acht lassen, daß die Entscheidung für Kriege, in Anbetracht seiner weit überwiegend continentalen Stellung, bei seinen Landheeren ruht.

In dem ostasiatischen Kriege lag es dagegen von Anfang an auf der Hand, daß die einzige Chance Chinas in dem zu erringenden Uebergewicht auf der See bestand, da Japan seine Streitkräfe zur See nach der koreanischen Küste zu transportiren genöthigt war oder die chinesischen Geschwader und Küsten mit seiner Flotte anzugreifen vermochte. Der Kriegsplan Chinas mußte daher darin bestehen, sofort seine sämmtlichen Geschwader zu vereinigen, die japanische Flotte zur Schlacht zu veranlassen zu suchen und sich

auf die stärkere Armirung und überlegene Defensivkraft der chinesischen Schlachtschiffe zu verlassen. Es war unvermeidlich, daß schließlich eine entscheidende Seeschlacht stattfinden mußte, und sie konnte nicht lange aufgeschoben werden. Entweder China oder Japan mußte die See beherrschen. China war dabei in der Lage, zu der ihm gelegenen Zeit und in der ihm angemessen erscheinenden Weise die Schlacht zu suchen. Im Zeitalter des Dampfes aber vermochte der Kampf zweier Flotten, die sich die Herrschaft zur See streitig machen, nicht lange anzustehen. Die Herrschaft auf Korea war gegenüber derjenigen auf dem Meere bei der gegebenen Kriegslage zunächst nebensächlich, und die erstere wurde für China durch die letztere bedingt. Ueberdies vermochte dasselbe allerdings Korea auf dem zu seiner Gesammtvertheidigung zu zeitraubenden Landwege zu erreichen, Japan dagegen nur zu Wasser. China begann jedoch den Krieg mit dem eiligen Seetransport von Truppen nach Korea und beging den Fehler, zu übersehen, daß seine Transportschiffe von nur 34780 Tonnen der chinesischen Handelsmarine, gegenüber den japanischerseits gecharterten Transportschiffen von 104890 Tonnen, völlig unzureichend waren. Es beging ferner den Fehler, anstatt sofort mit allen seinen Kriegsschiffen die japanische Flotte aufzusuchen, um die unvermeidliche Entscheidung herbeizuführen, einem Kampfe ausweichend, Truppentransporte nach Korea dem von Japan gewählten Kriegsschauplatz, in Concurrenz mit einem Gegner zu senden, dessen Operationslinie zur See dorthin kürzer und dessen Transportmittel dreimal so zahlreich waren. Es fehlte somit gegen die Anforderung, das entscheidende Moment in der Kriegslage richtig zu erkennen, die eigenen Kriegsmittel im Verhältniß zu denen des Gegners richtig zu beurtheilen und die Streitkräfte zusammen zu halten und nicht zu zersplittern. Seine Truppentransportversuche mißlangen mehr oder weniger, schwächten seine Kriegsflotte und führten zu der völligen Niederlage am Yalu, die den größten Theil der chinesischen Flotte vernichtete und über die Herrschaft Japans zur See für die Dauer des Krieges endgiltig entschied. Die überlegen manövrirende und geführte und an Schnellfeuergeschützen auch überlegen armirte japanische Flotte verlor kein einziges ihrer Schiffe, wenn auch die meisten schwer gelitten hatten und einige stark beschädigt waren. Allein die Schlacht am Yalu lehrte, daß die chinesischen Panzerschlachtschiffe Tschen Yuen und Ting Yuen bis zu Ende des Gefechts ihre schweren Geschütze unbeschädigt behielten, und daß es selbst den schwersten 12,6 zölligen Geschossen der japanischen Schiffsgeschütze nicht gelungen war, ihre gepanzerten vitalen Theile zu beschädigen. Ihr Oberdeck war von den Geschossen der kleinen Schnellfeuergeschütze der Japaner durchfurcht, und das Holzwerk beider in Brand gerathen, allein ihre Maschinen, Magazine und schweren Geschütze waren noch in der Verfassung, um den Kampf fortsetzen zu können. Der Ting Yuen wurde während der Schlacht 159 Mal, der Tschen Yuen 220 Mal getroffen, der 14,8 zöllige Panzergürtel des ersteren 11 Mal,

mit 5,5 Zoll Eindringungstiefe, seine 12zölligen Geschützthürme 6 Mal mit 3,2 Zoll Eindringungstiefe; der Gürtel des Tschen Yuen 7 Mal und seine Geschützthürme 12 Mal mit 5,5 Zoll Eindringungstiefe. Der japanische Admiral vermied es, da er die Ueberlegenheit der beiden chinesischen Schlachtschiffe kannte, näher wie 4000 m an dieselben heranzukommen, umfuhr die feindliche Flotte in einer Ellipse und concentrirte sein Hauptfeuer auf die schwächeren Schiffe der Chinesen, die die Flügel ihrer Schlachtlinie bildeten. Dieselben wurden vernichtet; die japanischen Fahrzeuge aber entgingen diesem Schicksal, da die chinesischen Artilleristen weder zu zielen verstanden, noch über genügende Munition verfügten. Die chinesischen Geschütze waren mit panzerdurchschlagenden Granaten ausgerüstet und hatten nur je 3, nach anderen Berichten 15, gewöhnliche Granaten zum Gebrauch gegen ungepanzerte Schiffe, wie dies die japanischen größtentheils waren. Die ersteren durchschlugen die japanischen Schiffe, ohne zu explodiren, die letzteren explodirten dagegen, wo sie trafen, wie der Matsushina dies erfuhr, mit vortrefflicher Wirkung. Mit ihren Schnellfeuergeschützen überschütteten dagegen die Japaner das Deck und die Masten 2c. der feindlichen Fahrzeuge mit einem Hagel von Projectilen, und 2 Stunden nach Beginn des Gefechts war es an Bord der chinesischen Schiffe unmöglich, ein Signal zu geben, da alle Signalstangen weggeschossen waren. Schiffe beider Flotten wurden in Brand geschossen, und mehrere der chinesischen sanken; allein den im Löschwesen geübten Japanern gelang es, das Feuer auf den ihrigen zu ersticken.

Ungeachtet des den erwähnten besonderen Umständen zuzuschreibenden Verlustes der Schlacht für die Chinesen, bietet dieselbe die Lehre, daß im Kampfe in See das Panzerschlachtschiff vor jedem anderen die Ueberlegenheit besitzt, während andererseits die vermehrte Ausrüstung aller Flotten mit Schnellfeuergeschützen, sowie die Vermeidung jeglichen Holzwerks an Deck und sonstigen ungeschützten Theilen das Folgeergebniß des Kampfes war und es sich zeigte, daß überlegene Manövrirfähigkeit, Ausbildung und Führung einer schwächeren Flotte den Sieg über eine stärkere davonzutragen vermögen. Für die Anwendung des Sporns, der überhaupt in den künftigen Seeschlachten nur sehr selten und im Nothfalle, sowie bei besonderer sich bietender Gelegenheit zur Verwendung zu gelangen bestimmt erscheint, bietet die Schlacht am Yalu gar keinen Anhalt, da beide Flotten in Anbetracht der großen Entfernung, auf die der Kampf geführt wurde, nicht auf Rammdistanz aneinander kamen.

Ein kampfunfähig gemachtes verlorenes chinesisches Schiff beabsichtigte zu rammen, sank jedoch, bevor es den Gegner erreichte. Dagegen hat sich, was immer deutlicher aus den späteren Berichten hervortrat, die Ueberlegenheit des Schlachtschiffes über den Kreuzer deutlich documentirt. Auch betreffs der Verwendung der Torpedoboote wurden am Yalu keine Erfahrungen gemacht, da nur 3 chinesische Torpedoboote und kein japanisches dort vertreten waren. Eins jener Boote feuerte zwar 3 Torpedos gegen

den Saikio Maru ab, verfehlte jedoch das Ziel. Dagegen erwies der Kampf bei Wei-hai-Wei den Werth der Torpedoboote. Die Japaner führten während desselben 2 nächtliche Angriffe mit 10 und 5 Torpedobooten aus; bei dem ersten wurden 2 außer Gefecht gesetzt, und 2 sanken; allein das Schlachtschiff Ting Yuen wurde zum Sinken gebracht. Beim zweiten Angriff wurden ein chinesischer Kreuzer, ein Kanonenboot, ein Schleppboot und ein Schooner zum Sinken gebracht, und eins der japanischen Boote, dem das Steuer brach, verfehlte den Eingang zum Hafen. Die Panzerschiffe Tschen Yuen und Ting Yuen leisteten bei Wei-hai-Wei kräftigen Widerstand; der Letztere wurde zwar, wie erwähnt, zum Sinken gebracht, allein der Erstere widerstand 4 Tage hindurch dem Feuer der von den Japanern besetzten chinesischen Forts. Die Marine-Etablissements, wie Werften und Docks, sowie die Geschütz- und Gewehrfabriken beider Staaten waren, namentlich in Japan, den Bedürfnissen entsprechend vorhanden. Dagegen waren die japanischen Anstalten für die Ausbildung des Flottenpersonals den chinesischen bei Weitem überlegen.

Diese in beiden Beziehungen erwiesene Ueberlegenheit bietet nebst den Resultaten der Schlacht am Yalu eine ernste Lehre für China, in welchen Richtungen sich das Retablissement seiner Marine zu bewegen hat: allein auch die Japaner werden, wie ihr neues Flottenbauprogramm beweist, in ihren Anstrengungen nicht zurückbleiben, um die zur Zeit errungene Herrschaft zur See in den ostasiatischen Gewässern China gegenüber zu behaupten.

Im Besonderen ergab sich aus dem Kampfe am Yalu, daß die Schutzwaffen, wie z. B. der Panzer, die Niederlage nur aufhielten und die Angriffswaffen, hier namentlich die Schnellfeuergeschütze, den Sieg verliehen. Die Panzerungen haben daher viel genützt; sie gaben dem Schlachtschiffe die Ueberlegenheit über jedes andere und können daher bei Schlachtschiffen nicht entbehrt werden; allein von manchen Fachmännern wird heute die Ansicht vertreten, daß das inoffensiv wirkende Gewicht des Panzers wirksamer durch den Ersatz an Artillerie auszunutzen sei. Diese Ansicht scheint uns nicht zutreffend; denn solange der Panzer wirksamen Schutz gegen die feindliche Artillerie verleiht, werden weniger Geschütze hinter seiner Deckung, als der Gegner hat, bei im Uebrigen gleichen Verhältnissen, auf die Dauer die Ueberlegenheit über denselben gewinnen.

Der Rumpf der Schiffe litt zwar wenig, dagegen wurden Oberbau, Masten ꝛc. häufig fast ganz zerstört, und die Fahrzeuge mit Ausnahme der beiden chinesischen Panzerschiffe dadurch kampfunfähig. Hieraus aber resultirt die Lehre, das „todte Werk“ einzuschränken und beim Oberbau weicheres Material zu bevorzugen, was überall durch Eisen und Stahl zu schützen ist. Ferner Beschränkung aller brandfähigen Stoffe auf das Mindeste und Vorrath von zahlreichen Löschvorkehrungen.

Die Fahrtgeschwindigkeit der Schiffe hat sich, wie zu erwarten, als

ein wichtiger Factor erwiesen, sie bietet den Fahrzeugen die Möglichkeit, sich mißlichen Lagen zu entziehen; sie kann bei überlegener Geschützarmirung den Panzer unter Umständen entbehrlich machen und gestattet die Wahl der Schußweite. Die Palme des Erfolges der Japaner gebührt der zerstörenden Wirkung der Artillerie, und der Kampf zwischen ihr und dem Panzer, zur Zeit zu Gunsten des letzteren stehend, dürfte seine weitere Fortsetzung finden. Die Panzerdoppelthürme mit Zwillingsgeschützen erwiesen sich, schon der Erschütterung des Schiffs beim gleichzeitigen Feuern mit beiden Geschützen halber, als ganz unzweckmäßig. Lange, auch im Rücken gedeckte 12 cm Geschütze mit großer Anfangsgeschwindigkeit werden statt der schweren Geschütze befürwortet. Rationelle Vertheilung der Geschütze und Munition, keine Anhäufung derselben, hat sich als nothwendig erwiesen, da dadurch einerseits die Offensivwirkung des Schiffes gesteigert und andererseits die Sicherung seiner Geschütze gegen Explosion benachbarter Munitionsvorräthe erhöht wird. In der Schlacht am Yalu betrug die durchschnittliche Gefechtsdistanz, nachdem die Einleitung des Feuers chinesischerseits auf 4000 m, japanischerseits auf 3000—3500 m erfolgte, 1500 bis 2000 m. Diese Entfernung wird daher als die bei der Bestimmung der ballistischen Verhältnisse der Geschütze zu Grunde zu legende bezeichnet und das Verlangen nach Geschützen von großer Anfangsgeschwindigkeit, die auf diese Entfernungen genaues Treffen gestattet, von den Fachmännern ausgesprochen.

Was die taktischen Verhältnisse betrifft, so hat sich, soweit dieselben aus der Schlacht am Yalu und dem Kampf bei Wei-hai-Wei hervortraten, auch bei den militärisch minderwerthigen Flotten wie europäische, die Ueberlegenheit der Offensive unzweifelhaft erwiesen. Die chinesischen Schiffe blieben passiv in rein artilleristischer Defensive, während die Japaner manövrirten und daher ihre Ueberlegenheit gegen die schwächeren Punkte des Gegners zu concentriren verstanden. Immerhin aber ist bei den Folgerungen aus jenem Kampfe zu berücksichtigen, daß sich hier 2 Flotten von größter Ungleichheit an Ausbildung, Führung und Disciplinirung gegenübertraten, von denen die eine nicht im Mindesten, die andere nur in gewissem Maße mit den vortrefflich geschulten, armirten und ausgerüsteten Flotten zweier moderner europäischer Seemächte zu vergleichen waren, so daß jene Kämpfe nur ein sehr unvollkommenes Bild von denen zu liefern vermögen, die sich voraussichtlich zwischen zwei derartigen Flotten in einem künftigen Seekriege abspielen dürften.

Der Kampf um die Herrschaft zur See, für die die Kämpfe bei Wei-hai-Wei irrelevant und nur ergänzend waren, bildete, wie wir sahen, den ersten mit der Schlacht am Yalu abschließenden Act des ostasiatischen Krieges, und es handelte sich nach ihm um denjenigen der beiderseitigen Landheere. Auch der letztere war reich an belehrenden Momenten. Die Ueberlegenheit der Japaner an Ausbildung, Disciplin, Bewaffnung, Aus-

rüstung, Führung und in den ersten Schlachten auch an numerischer Stärke, sowie an Kriegsvorbereitung und Schlagfertigkeit, feierte in demselben Triumphe über das gänzlich verrottete Kriegswesen Chinas. Allein es hieße zu weit gehen, wenn man aus den allerdings vernichtenden Niederlagen Chinas bei einer derartigen Verfassung seiner Armee die Lehre ziehen wollte, daß dieses Land auch künftig nicht im Stande sein werde, ein Achtung gebietendes tüchtiges Heer zu schaffen und aufzustellen. In der Schlacht bei Pöng-Yang und am Yalu, sowie bei Wei-hai-Wei fochten die Chinesen tapfer, in den späteren Landschlachten standen sie unter dem demoralisirenden Einfluß der ersten schweren Niederlagen und der Ueberzeugung, dem Gegner in keiner Hinsicht gewachsen zu sein. Die Chinesen haben sich in ihren Kämpfen untereinander als ein kriegerisches, und wenn von amerikanischen und europäischen Offizieren ausgebildet und geführt, gute militärische Eigenschaften entwickelndes Volk gezeigt. Ihre von dem Amerikaner Ward geschulte und später von Gordon geführte „stets siegreiche Armee“ warf die Rebellion der Taipings erfolgreich nieder, und hinsichtlich einer einmaligen dennoch von ihr erlittenen Niederlage bemerkte Oberst Gordon: „Die chinesischen Truppen benahmen sich so, wie tapfere Soldaten es unter diesen Umständen thun mußten, sie hielten, dem heftigen Feuer eines verdeckt stehenden Feindes ausgesetzt, das Schlachtfeld 8 Stunden, und 4—5000 Chinesen, sowie 20 der 43 sie führenden europäischen Offiziere wurden getödtet oder verwundet.

Allerdings bedarf es zur Reorganisation des chinesischen Heeres einer vollständigen fundamentalen Umwandlung des ganzen bisher geltenden Systems und namentlich seiner Hochstellung in der Achtung und dem Ansehen der Nation, die ihm bis jetzt vollständig fehlte. Wie sollte man von von der Bevölkerung verachteten, noch dazu schlecht oder gar nicht bezahlten, nicht selten seitens der Generale betrügerisch verpflegten, schlecht bewaffneten und ausgerüsteten Soldaten, zum Theil aus Gesindel und der Hefe der Bevölkerung bestehend, wenn die Verhältnisse ferner so blieben, kriegerische Leistungen der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer bei Strapazen und Entbehrungen erwarten? Die Lehre, die der Krieg für China zeitigte, besteht jedoch nicht nur in der Anforderung der vollständigen Neu- und Ausbildung seines Heer- und Marinewesens, sondern auch in der Entwickelung der übrigen strategischen Momente, die die erfolgreiche Führung eines Krieges vorbereiten helfen. Es sind dies ein zweckmäßiges System der Conscription, denn das 300 Millionen-Reich scheint, so segensreich auch dieselbe auf den lethargischen Koloß einzuwirken vermöchte, der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu bedürfen, da einige 100000 Mann gut geschulte, durch Conscription gewonnene Truppen im Verein mit einer erneuerten und verstärkten Flotte ausreichen dürften, Japan und Rußland in jenen Breiten in Schach zu halten. Ferner die Entwickelung des Eisenbahnnetzes, die nicht nur den Operationen und dem Nachschub der chinesischen Streitkräfte im Kriegsfall,

sondern wesentlich auch der Förderung der Productionsfähigkeit des weiten Reiches zu Gute kommen und damit auch indirect seine Kriegsbereitschaft fördern würde. Ein völlig anderes Erziehungssystem der Nation stellt sich ferner als ein aus den Kämpfen hervorgehendes Bedürfniß dar, damit Wehr- und Mannhaftigkeit an Stelle von todter Wissenaufspeicherung und rein theoretischer Gelehrsamkeit ohne die folgende praktische Nutzanwendung im Leben treten. Daß das chinesische Landheer neuer Waffen, sowie der Schulung mit ihnen, und die Marine eines neuen Schiffs- und Geschützmaterials, sowie einer anderen Ausbildung bedarf, erfordert keine nähere Beweisführung. Allein auch Japan sieht sich, um dem zweifellos mit der Zeit nach Wiedergewinnung seiner vormaligen Suprematie strebenden niedergeworfenen gewaltigen Nachbarreiche hinsichtlich des Kriegswesens gewachsen zu bleiben, zu erneuten gewaltigen Anstrengungen für die Verstärkung von Heer und Flotte veranlaßt, so daß wir im Osten der alten Welt vor einem ähnlichen Wettstreit der Rüstungen stehen, wie im Westen derselben nach dem französisch-deutschen Kriege. Das japanische Heer hat sich mit der erfolgreichen Führung des an Siegen reichen Krieges als eine nach europäischem Vorbilde trefflich geschulte Armee erwiesen. Der Leiter seiner Operationen verfuhr, wie namentlich aus der Hauptschlacht des Krieges, der von Pöng Yang hervortritt, nach den Grundsätzen Napoleons und Moltkes. Es gelang ihm nicht nur, den in Defensivstellung befindlichen Gegner von 3 Seiten umfassend, anzufallen und zu schlagen, sondern auch eine erdrückende numerische Ueberlegenheit, 60000 gegen 22000 Mann, gegen denselben zu vereinigen. Auch die Vorbereitungen zum Kriege waren mustergiltige, und namentlich der Truppentransport, die Ausschiffung und die Etablirung der Etappen-Linien. Bei alledem darf man nicht außer Acht lassen, daß Japan sich einem in jeder Beziehung völlig minderwerthigen Gegner gegenüber befand, und daß daher der Feldzug auf Korea und Liaotong und der Seekrieg keinen genügenden Maßstab für die Kriegstüchtigkeit von Japans Armee und Flotte einem europäischen Gegner gegenüber, wie z. B. Rußland, bieten.

In strategischer und taktischer Hinsicht bietet namentlich der Krieg zur See, bei welchem zum ersten Male modern bewaffnete, gebaute und ausgerüstete Flotten einander gegenübertraten, eine Fülle gesammelter Erfahrungen, deren wir bereits gedachten; was die Landoperationen jedoch betrifft, so sind taktisch neue Momente in ihnen kaum hervorgetreten, sie haben bestätigt, daß auch ein Heer mit wenig Cavallerie, wie das japanische, allerdings unter empfindlicher Einbuße an Aufklärung und Sicherheit, den Sieg allein mit der Infanterie und Artillerie zu erringen vermag, indem Japan die Feuerwirkung dieser beiden Waffen auf weite Distanzen ausnutzte und alsdann mit den schlecht bewaffneten und schießenden chinesischen Truppen leichtes Spiel und geringe eigene Verluste bei beträchtlichen des Gegners hatte. Das mangelhafte Eingreifen der nicht ohne Bravour agirenden

chinesischen Cavallerie in dem Kampfe bei Pöng Yang bewies von Neuem deutlich, daß diese Waffe im heutigen Gefecht gegen unerschütterte Infanterie Nichts auszurichten vermag. Ein neues, zwar mehrfach schon in Vorschlag gebrachtes Moment bildet der vielfach nächtliche Anmarsch der Japaner und der Beginn der Gefechte im ersten Tagesgrauen. Mit Erfolg wurde dieses Verfahren offenbar, um die Einsicht des Feindes in die eigenen Bewegungen zu verhindern und um starke Verluste durch das feindliche Feuer zu verhindern, von ihnen durchgeführt. Immerhin bleibt die Schonung der Kräfte der Truppen dabei sehr zu berücksichtigen und muß denselben eine vorhergehende auskömmliche Nachtruhe gewährt werden. Die Repetirgewehre und die Geschütze der Japaner bewährten sich im Feldzuge, ihre Bekleidung und Ausrüstung erwies sich jedoch für einen Winterfeldzug, namentlich in den hohen Breiten der Mandschurei, als nicht ausreichend, und warme Winterkleidungsstücke und Pelze mußten herangeschafft werden. Der Winterfeldzug bedingte überdies eine Ausrüstung des gesammten an ihm betheiligten Heeres mit Schlitten für den Nachschub der Approvisionirungs- und sonstigen Vorräthe. Mit einem Wort, Japan sah sich genöthigt, dem Beispiele der Engländer bei ihren Expeditionen in den verschiedensten Gegenden der Welt zu folgen und für den Winterfeldzug in der Mandschurei in mehrfacher Beziehung eine neue Ausrüstung seiner Armee eintreten zu lassen.

Auf dem Gebiete des Kampfes um Feldbefestigungen und des Festungskrieges wurden keine besonderen neuen Erfahrungen gemacht, da die Chinesen die ersteren sowohl mangelhaft ausführten, wie fast gar nicht vertheidigten, und da auch die Vertheidigung Port Arthurs eine so schwache und fehlerhafte war, daß eine artilleristische Beschießung aus japanischen Feldgeschützen unter Mitwirkung der Torpedoboote im Hafeneingange genügte, um den sehr starken Platz zu Falle zu bringen.

Das Sanitätswesen zeigte sich im japanischen Heere gut, vielleicht jedoch für einen Winterfeldzug nicht ausreichend organisirt und bei der chinesischen Armee bis auf das Vorhandensein einiger Quacksalber und Aerzte gar nicht entwickelt. Die Benutzung des Eisenbahnnetzes gelangte japanischerseits nur für die Versammlung der Streitkräfte zum Seetransport und für den Nachschub bis zur eigenen Küste zur Verwerthung. In China fehlte dieselbe bis auf die kurze Strecke Tsientsin-Schan-hai-kwan gänzlich. Der Feldtelegraph functionirte bei der japanischen Armee mit Nutzen. Kriegsluftballons gelangten nicht zur Anwendung. Der Umstand, daß die Früchte so vieler Siege Japan schließlich durch die Intervention der fremden Mächte zum großen Theil aus der Hand gewunden wurden und ihm nur das schwer zu pacificirende Formosa, die Pescadoren und eine Kriegsentschädigung und das heute erloschene Besatzungsrecht auf Liaotong blieben, enthält die Lehre, daß verhältnißmäßig kleine und nicht besonders mächtige Staaten ihre Siegespreisansprüche den Interessen der übrigen an ihren

Kriegserfolgen interessirten Nationen anzupassen haben und daher gut thun, dieselben vor dem Friedensschluß reiflich abzuwägen, um nicht später empfindlichen Einschränkungen ausgesetzt zu sein. Andererseits aber war der politische Moment von Japan zur Führung des Krieges gut gewählt, da es sowohl seine militärische Superiorität über China in zwanzigjähriger Schulung vorbereitet hatte und seiner Erfolge gewiß sein durfte, wie auch Rußland noch in verhältnißmäßig schwacher Position sich gegenüber sah, da der Bau der sibirischen Bahn noch nicht vollendet ist. War das letztere jedoch der Fall, so gebot voraussichtlich eine russische Intervention dem Siegeslauf der Japaner bereits nach den Schlachten von Pöng=Yang und am Yalu Einhalt. Von den Erfolgen des Krieges ist schließlich eine Aufrüttelung des chinesischen Kolosses aus seiner Lethargie und ein Hinweis desselben auf die Aufgaben europäischer Cultur zu erwarten, mindestens zu hoffen und damit die culturelle Weiterentwickelung eines Drittels der Gesammtbevölkerung der Erde, sowie noch unübersehbare Folgen für den Handel und die Industrie der beiden betheiligten Länder und Europas.





# Der Kampf um den Erdball.

Von

## Alexander Tille.

— Glasgow. —

Wenn man heute Heerschau hält über die Menschenmassen, die sich gegenwärtig in hartem Wettbewerb die Erdoberfläche streitig machen, bald ostwärts, bald westwärts wogen und einen nie ausgefochtenen wirthschaftlichen Kampf um die Gewinnung der Daseinsmittel kämpfen, da heben sich aus all den bunten Stämmen und Völkern drei große Massen hervor: Mittelländer, Mongolen und Wollhaarige.

Von den 1500 Millionen Erdenbewohnern kommen auf sie 500, 700 und 300 Millionen. Die wollhaarigen Rassen haben ihre Rolle ausgespielt. Einst die einzige Bevölkerung eines ganzen Erdtheiles und großer Theile eines anderen, besonders mancher Rieseninsel in heißen Meeren, sind sie infolge ihrer geringen Leistungsfähigkeit und geistigen Unterlegenheit seit Jahrhunderten im Rückgang begriffen, und heute läßt sich bereits mit Sicherheit der Zeitpunkt bestimmen, in dem, das Fortdauern der augenblicklich vorhandenen Bedingungen vorausgesetzt, Papua und Hottentotte, Kaffer und Neger von der Erde verschwunden sein werden. Die neuerdings erfolgende Verdichtung der Negerbevölkerung in den Südstaaten der amerikanischen Union im Black Belt von Carolina und Georgia, Alabama Mississippi, Louisiana, Texas und Arkansas, darf daran nicht irre machen, denn selbst die Vermehrung dieser sieben Millionen Neger hält mit der Vermehrung der Weißen keineswegs Schritt. Nach der älteren sogenannten humanen Anschauung wurden diese Verhältnisse vielfach bedauert oder doch mit lebhafter Theilnahme betrachtet, gelegentlich auch als Frevel verschrieen, aber seit Darwin wissen wir, daß Kampf das eigentliche Lebenselement

ist und daß es das natürliche Recht des Stärkeren und Höherorganisirten ist, den Niedrigeren zu verdrängen. Und an diesem Naturrecht vermag keine gefühlsselige Mitleidsmoral Etwas zu ändern. Allenthalben im Reiche des Lebendigen herrscht dasselbe Gesetz: wie sollte der Mensch allein so bescheiden — oder so eingebildet — sein, von ihm eine Ausnahme machen zu wollen?

Ist der Untergang der wollhaarigen Rasse besiegelt, so bleiben in den großen Völkerverdrängungskämpfen, die zu allen Zeiten den Kern der geschichtlichen Entwicklung gebildet haben, und im Vergleich zu denen Kriege nur ein durchaus untergeordneter Factor sind, nur noch zwei Gegner auf dem Plan: Mittelländer und Mongolen, beides zwei gewaltige Menschenmassen, aber jene doch vor Allem durch ihre höhere körperliche Leistungsfähigkeit und durch ihre höhere Geisteskraft gestützt, diese allein in ihrer Menge ihr Schwergewicht findend. Noch vor drei Jahrhunderten standen die Mongolen unbestritten an der Spitze der Menschheit, wenn man sich nicht durch Voreingenommenheit zu Gunsten der Mittelländer den Blick trüben läßt. Bis dahin folgte eine Machterweiterung, eine Colonisirung neuer Landstriche durch sie der anderen. Bis dicht unter die Thore der mittelländischen Civilisation im Westen Europas drangen Mongolenmassen, und es ist das geschichtliche Verdienst des deutschen Stammes, diese Stürme zurückgeschlagen zu haben. Die asiatischen Arier ließen sich verhältnißmäßig leicht beiseite schieben, aber an den durch ein rauheres Klima gestählten europäischen Ariern brach sich schließlich die mongolische Sturmfluth, und seitdem geht es mit den Schlitzaugen und Schlaffhaaren unaufhaltsam rückwärts. Asien ist ihr eigentliches Reich wie ihre Wiege, und auf Asien beschränkt sich ihre Ausdehnung immer mehr. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo Europa die letzten paar Millionen Osmanen abschütteln und nach Asien zurückwerfen wird, woher sie gekommen sind. Kein mongolisches Heer hat sich dauernd in den letzten Menschenaltern gegen mittelländische Kriegerschaaren zu halten vermocht, und noch viel weniger, und das ist der entscheidende Punkt, hat türkischer Gewerbefleiß mit mittelländischem concurriren können. Immer mehr werden die europäischen Mongolen von den unter ihnen wohnenden Mittelländern aus der Arbeit und damit aus dem Brote verdrängt. Nur das Verdrängen aus dem Dasein bleibt noch übrig.

Die stückweise Abschüttelung des Mongolenthums von Europa aber ist nur eine Kleinigkeit im Verhältniß zu einem anderen Vorsprung, den die Mittelländer in den letzten drei Jahrhunderten den Mongolen abgewonnen haben. Derselbe besteht in der colonialen Besetzung des Gebietes der wollhaarigen Rassen und der amerikanischen Mongolen. Mit dem endgiltigen Verschwinden derselben wird dieses gesammte Gebiet in die Hände der Mittelländer fallen, und damit werden diesen vier Erdtheile gehören. Die Mongolen werden auf Asien beschränkt bleiben, obgleich sie auch dessen

Besitz heute mit 100 Millionen Ariern theilen. Allerdings sendet die mongolische Rasse seit Kurzem einen schwachen Einwandererstrom nach Amerika und Australien, aber zu dauernder Colonisation scheint sie es nicht zu bringen. Nach Erwerbung eines kleinen Vermögens kehren die Auswanderer mit geringen Ausnahmen zurück. Ueberdies sind die Mittelländer den Mongolen als Colonisatoren so stark überlegen, daß überall, wo Beide in dieser Hinsicht in Wettbewerb treten, diese unterliegen.

Unter den vier Rassen, in welche die Mongolen-Art zerfällt, den Indochinesen, Koreojapanern, Altajern und Uraliern, nimmt die koreojapanische Rasse fraglos den höchsten Rang ein, nicht nur ihren anthropologischen Rassenmerkmalen nach, sondern auch nach ihren Leistungen. Und die enge Zusammengehörigkeit der Koreaner und Japaner hinsichtlich ihrer Abstammung erst macht die hartnäckigen Bemühungen verständlich, die Japan seit Jahrhunderten um die Einverleibung Koreas in sein Reich gemacht hat! Eben haben die zwei mongolischen Hauptreiche Ostasiens einen blutigen Strauß mit einander ausgefochten, und 40 Millionen Japaner haben 350 Millionen Chinesen auf allen Punkten entscheidend geschlagen. Das kleine Inselreich Ostasiens, das mongolische Großbritannien, hebt stolz sein Haupt als die mongolische Vormacht Asiens. Allerdings hat es seine Kräfte nur erst an einem stammverwandten Gegner und noch nicht an einem mittelländischen Volke versucht, aber sein Sieg ist darum doch ein entscheidender. Ist dieser Sieg von Mongolen über Mongolen, oder vielmehr der rasche Aufschwung japanischer Volkskraft unter mittelländischem Cultureinfluß, der die Kräfte geschaffen hat, die diesen Sieg gewonnen haben, der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung der Mongolen nach oben, oder nur eine Sturzwelle, die bald wieder in dem unendlichen Mongolenmeer verebbt? Daß die Annahme einer fremden Cultur sehr wohl den Anstoß zu einem solchen Aufschwung eines Volkes geben kann, ja daß sie ihn eigentlich immer gebildet hat, lehrt uns die Geschichte auf jeder Seite. Babylon ward groß durch egyptische Cultur, Griechenland durch egyptische und phönizische, die Romanen durch griechische, die Germanen durch romanisch-hellenische — warum sollten die Mongolen nicht durch mittelländische Cultur groß werden können? So ständen wir doch vielleicht vor einem Wendepunkte der Völkergeschichte? Nietzsche spricht davon, daß das neue Jahrhundert uns den Zug zur großen Politik bringen werde — ist das vielleicht ihr Anfang? Ehe man diese Frage mit einem Ja beantworten könnte, bedürfte es mindestens erst einer Kräftemessung zwischen diesen beiden Arten: Mittelländer und Mongolen.

Diese Kräftemessung aber wird menschlicher Voraussetzung nach nicht mit Kanonen und kleinkalibrigen Gewehren ausgefochten werden, sondern durch die Leistung schwieliger Hände und die Kraft der Lenden auf beiden Seiten, durch die beiden Kräfte, die zu allen Zeiten Geschichte gemacht haben, welchen anderen Umständen menschlicher Unverstand auch sonst die großen Ereignisse im Wechsel der Völkerschicksale zugeschrieben hat; denn das Ge-

schick eines Volkes bestimmt sich und hat sich immer bestimmt durch die Wechselwirkung seiner Arbeitskraft und seiner Zeugungskraft, und wenn man diese in Betracht zieht, da erscheint die Stellung der Mongolen keineswegs derjenigen der Mittelländer auch nur gleich.

Ernst Häckel hat einmal ausgeführt, wie die mittelländische Art sich gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet und die meisten übrigen Menschenspecies im Kampfe um's Dasein überwindet. In körperlicher wie in geistiger Beziehung kann sich keine andere Menschenart mit der mittelländischen messen. Sie allein hat (abgesehen von der mongolischen Species) eigentlich „Geschichte" gemacht. Sie allein hat jene Blüthe der Cultur entwickelt, welche den Menschen über die ganze Natur zu erheben scheint.

Die mittelländische Menschenart wird gebildet von Ariern, Basken, Kaukasiern und Semiten, und unter diesen nehmen die Arier oder Indogermanen (in Frankreich Indoeuropäer genannt) eine derartig überragende Stellung ein, daß man die anderen drei Rassen praktisch außer Acht lassen kann. Einstmals die Bevölkerung von ganz Spanien und Südfrankreich, behaupten die Basken jetzt nur noch einen kleinen Landstrich im Grunde der Bucht von Biscaya; und in gleicher Weise beschränken sich die Kaukasier (Daghistaner, Tscherkessen, Mingrelier und Georgier) jetzt auf das Gebirgsland des Kaukasus. Von den Semiten nimmt zwar der afrikanische (egyptische) wie der asiatische (arabische) Zweig noch eine etwas bedeutendere Stellung ein, aber auch sie bilden zusammen nur ein kleines Bruchtheil, das gegenüber der arischen Hauptmasse der Mittelländer wenig bedeutsam erscheint.

Eins der wenigen Dinge, die der moderne Gebildete aus der Geschichte gelernt hat, oder gelernt zu haben vermeint, ist die Meinung, es sei ein unabänderliches Naturgesetz, daß ein Vrlk nach einer gewissen Zeit der Blüthe dem Verfalle zuneige und nothwendig untergehe, um einem anderen aufsteigenden Zweige derselben oder einer anderen Menschenart Platz zu machen. Ein solches angebliches Gesetz mag durch eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung scheinbar gestützt sein: in Wirklichkeit giebt es nichts dem Aehnliches. Es ist gar nicht abzusehen, warum ein Stamm, dessen Geschichte für einige Zeit eine physiologische Aufwärtsentwickelung seiner Glieder dargestellt hat, mit einem Male nothwendigerweise in derselben soll innehalten müssen, damit dieselbe Entwickelung in einem anderen Stamme, der gleichzeitig noch auf einer tieferen Stufe steht, einsetze. Ein solches Gesetz giebt es nicht, und die gesammte Analogie der organischen Entwickelung spricht dagegen. Allerdings zeigt der große Stammbaum der Lebewesen eine ganze Reihe Ansätze zu höheren Entwickelungsmöglichkeiten in verschiedenen Zeiten, aber im Großen und Ganzen stellt es doch e i n e, wenn auch vielfach gewundene aufsteigende Linie dar, und kein Naturforscher wird es für besonders wahrscheinlich halten, daß heute vom Wurme aus eine neue Entwickelungskette ausgehe, die in ferner Zukunft das organische Leben noch weit über den Menschen hinaus heben werde. Gar behaupten

zu wollen, dies müsse so sein, eine solche Vermuthung in Form eines Gesetzes auszusprechen, daran kann nur denken, wer aus dem Felde der thatsächlichen Beobachtung kühnen Schrittes heraustritt. So lange die Völkergeschichte die Geschichte von Fürsten und Staatsgebilden war, hatte eine solche Anschauung allerdings allerhand für sich; sobald sie aber als Geschichte der Volksstände, ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Wachsthums an Zahl gefaßt wird, da verschwinden jene Blüthen- und Verfallzeiten, und die Decadenzsymptome, die z. B. Nietzsche nach französischem Vorbild in unserer Zeit findet, sinken herab zu bloßen Merkmalen der socialen Ausscheidung der Untauglichsten.

Die vier Menschenarten und zwölf Menschenrassen unserer Erde sind ebenfalls ein Theil der organischen Natur und als solcher denselben Gesetzen unterworfen wie ihre anderen Theile. Auch sie haben sich in Folge natürlicher Auslese unter den verschiedensten Lebensbedingungen differenzirt und an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche eine Höhe der Organisation erreicht, hinter der die Bewohner anderer Stellen weit zurückstehen. Von jenen Mittelpunkten der höheren Organisation breitet sich die mittelländische Menschenart und in ihr wieder besonders die arische Rasse heute über die ganze Erde aus. Beim Zusammenstoßen verschiedener Volksstände mit verschiedener Leistungsfähigkeit treten stets mehrere Umstände hervor, die dem Volksstand mit geringerer Leistung ungünstig sind. Einmal, aber das ist noch das Wenigste, wirkt das Concurriren mit einem unerreichbar tüchtigeren Concurrenten stets entmuthigend; sodann tritt sofort in den Fortpflanzungsverhältnissen eine eigene Lage ein. Während nämlich die Frauen der höheren Rasse oder Art sogut wie ausschließlich den Männern ihrer Rasse oder Art Kinder gebären, gebären die Frauen der niederen sowohl Männern ihrer eigenen wie der höheren Rasse oder Art Kinder. Die höhere Rasse betheiligt sich also beträchtlich stärker an der Erzeugung der nächsten Generation als die niedere, und dies muß, durch mehrere Menschenalter fortgesetzt, schon allein zur gewaltigen Verminderung der reinen niederen Rasse oder Art führen. Als dritter Punkt kommt dann die Verdrängung der niederen Rasse durch die höhere aus der Arbeitsgelegenheit und dadurch aus dem Brote und Dasein in Betracht, und dieser ist um so wichtiger, als er sich nicht blos bei thatsächlichen Arten- und Rassenberührungen zeigt, sondern infolge der modernen Verkehrsentwicklung selbst über Länder und Meere hin wirkt — als wirthschaftlicher Concurrenzkampf mit Ausfuhr und Einfuhr.

In den Verdrängungskämpfen von Gattungen und Arten in der organischen Natur spielen zwei Züge eine so bedeutsame Rolle, daß man für eine allgemeine Betrachtung alle anderen sehr wohl vernachlässigen kann. Einmal siegt nämlich im Wettbewerb um die Daseinsmittel diejenige Gattung oder Art, der ihre Organisation erlaubt, mit dem Mindestmaß an Nahrung auszukommen, und sodann siegt diejenige Gattung oder Art, welche

sich in der Leichtigkeit der Nahrungsgewinnung einen kleinen Vortheil vor den anderen zu erwerben weiß. In einem heißen Sommer überdauern z. B. auf einem bestimmten Gebiete die Pflanzen, die zu ihrer Erhaltung das wenigste Wasser brauchen; und unter all den Raubthieren, die auf gewisse Arten anderer Thiere Jagd machen, siegt diejenige Gattung, welche am schnellsten laufen kann, die schärfsten Zähne, den besten Blick, die größte Schlauheit u. s. w. hat. Es kommt vor, daß sich beide Züge infolge überaus günstiger natürlicher Auslese vereinigen, und dann ist eine ungeheuere, rasche Vermehrung der betreffenden Gattung die Folge. In den weitaus meisten Fällen fallen jene beiden Züge jedoch nicht zusammen, sondern stehen geradezu in Widerstreit miteinander. Wo die Menge der gewinnbaren Nahrungsmittel fest begrenzt ist, wie auf felsigem Boden, dem auch die größte Wurzelkraft nicht über ein bestimmtes Maß Wasser entziehen kann, da behauptet die Gattung mit den geringsten Bedürfnissen das Feld. Wo aber eine solche feste Begrenztheit fehlt, wo ein kleiner Fortschritt in der Organisation die Möglichkeit der Nahrungsgewinnung gleich gewaltig steigert, da tritt auch unabläßige Höherentwicklung ein, und da entwickelt sich eine Kraft der Nahrungsgewinnung, der gegenüber niedrigere concurrirende Organismen meistens rasch concurrenzunfähig werden. Genau dieselben Züge gelten in der Menschenwelt, und wer die Verschiebungen der Arten, Rassen und Stämme auf der Erdoberfläche verstehen lernen will, der wird ihrer Kenntnißnahme nicht entrathen können. Speciell von Mongolen und Mittelländern gilt der Satz: die Mongolen sind die Gattung mit dem Vortheil der geringeren Bedürfnisse; die Mittelländer die Gattung mit dem Vortheil der größeren Leistung. Es ist keineswegs ausgemacht, daß der eine Vortheil immer dem anderen den Rang ablaufen muß. Im Gegentheil; unter verschiedenen Umständen ist das Ergebniß des Wettbewerbes ein verschiedenes. Das kleine Griechenvolk hat das große Perservolk mehr als einmal gedemüthigt; und Vandilier und Longobarden, Burgunden und Gothen sind unter einer tiefer stehenden, aber zahlreicheren romanischen Bevölkerung rettungslos zu Grunde gegangen. Um den Mittelländern gleichzukommen, haben die Mongolen das Durchschnittsmaß ihrer Leistungsfähigkeit noch ein gutes Stück zu steigern und eine starke erste und zweite Begabungsklasse zu schaffen, die ihnen gegenwärtig noch fast ganz fehlt; und um den Mongolen an Zahl die Wage zu halten, haben die Mittelländer vor Allem noch 200 Millionen Menschen als Streiter im Kampf der Arten und Rassen in's Feld zu stellen. Das ist natürlich nur durch die emsigste Colonisation neuer Erdstriche möglich, die den Wollhaaren abzugewinnen sind.

Auf Menschenvermehrung müßte demnach vor Allem das Augenmerk der mittelländischen Völker gerichtet sein. Der Auswandererstrom, den die Hauptländer Europas alljährlich nach anderen Erdtheilen senden, müßte sich durch starke Vermehrung der Volksstände in der Heimat noch weiter verstärken und sich vorzugsweise nach Afrika und Amerika richten. Denn

der größte der Erdtheile, Asien, ist so vorwiegend mit Mongolen besiedelt, daß die mittelländische Einwanderung auf absehbare Zeit hinaus nur einen verschwindenden Procentsatz der Bevölkerung bilden kann, zumal die Mongolen keinerlei Tendenz zeigen, sich von den Mittelländern aufsaugen oder auch nur in ihren Stammesmerkmalen erschüttern zu lassen; Australien zeigt viel zu wenig deutliche Entwicklungsansätze, um schon zu bestimmten Voraussagungen zu berechtigen. Wahrscheinlich aber wird, da der Strom mongolischer Einwanderung einmal dahin gelenkt ist, auch dort das Mongolenthum noch für einige Zeit eine Rolle spielen. Es wäre aber ganz thöricht, den Mongolen mit großen Opfern und Mühen im Osten heute ernstlich irgend welche beträchtliche Concurrenz machen zu wollen, wo hundertfach größere Striche in Afrika und Amerika fast mühelos zu besiedeln sind, soweit eine ansässige Einwohnerschaft in Betracht kommt. Wo solche Concurrenz aber ohne Opfer und Mühen zu machen ist, da wäre es eine Thorheit, wenn ein Volksstand nicht mit allen Mitteln zugriffe und dem Mittelländerthum neue weite Entwicklungsmöglichkeiten aufschlösse.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Jedermann ein und dieselbe Sache lieber billiger kauft als theurer, und daß derjenige, der die gleich gute Waare billiger hergiebt, nach und nach die Kunden an sich fesselt. Um den Preis billig gestalten zu können, muß er wieder nach billigem Material und billigen Arbeitskräften sich umschauen, und so ist es eine wirthschaftliche Thatsache, daß die billigste Arbeitskraft auf die Dauer alle Aufträge an sich zieht. Aber was ist die „billigste Arbeitskraft?“ Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, wenn auch nach dem neueren Stande der Forschung kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen kann, daß unter verschiedenen Verhältnissen verschiedene Arbeitskräfte die billigsten sind.

Da ist zunächst der eine Fall, in dem das Anlagecapital verschwindend klein ist und die Productionskosten sich wesentlich aus den gezahlten Löhnen zusammensetzen, d. h. die Hausindustrie auf dem Lande, wo der Boden billig ist, die nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Hütten billig sind, die hölzernen Webstühle billig sind, wo immer die gleiche Waare erzeugt wird und darum keinerlei nennenswerthe Beaufsichtigung erforderlich ist, wo nur einfache mechanische, nicht anstrengende, immer gleichmäßig fortgehende Arbeit womöglich sitzend gethan werden kann, wo so gut wie keine technische Schulung nöthig ist, wo die Arbeitstheilung noch in den Windeln liegt, es Organisationskosten überhaupt nicht giebt und womöglich noch das Rohmaterial vor der einen Thür wächst und der Absatzmarkt vor der anderen liegt. Unter solchen Umständen wird eine außerordentlich geringe Leistungsfähigkeit sich immer noch halten können, weil die Löhne nicht oder doch nur zeitweise unter das Existenzminimum sinken, wenn sie auch meistens mit diesem zusammenfallen und sich in keinem Falle wesentlich darüber erheben können. Für den geringsten Arbeitslohn aber vermag zu arbeiten, wer die wenigsten Bedürfnisse hat, wessen Lebenshaltung auf der niedrigsten Stufe

steht. In einer japanischen Baumwollenspinnerei erhält die Arbeiterin etwa 20 Pf. Tagelohn bei den jetzigen Silberpreisen, und von diesem Ertrage ihrer Arbeit kann das Weib ganz leidlich behaglich leben, wenigstens nach ihren eigenen Begriffen von Behaglichkeit.

Aus diesen Thatsachen hat man nun mittelst einer völlig unberechtigten Verallgemeinerung eine riesige Mongolengefahr für Europa abgeleitet und namentlich den europäischen Industrien ihr unmittelbar bevorstehendes Ende geweissagt. Die Quelle aller dieser Befürchtungen ist der englische Consulatsbericht über den auswärtigen Handel Japans von 1893, dessen wesentlichste Punkte von dem früheren deutschen Consul in China M. von Brandt in seiner Broschüre über die Zukunft Ostasiens nach Deutschland getragen worden sind und dort die Runde durch die leicht erregbare Tagespresse angetreten haben. Sobald der Markt von ganz Ostasien, so führt man aus, von den dortigen Industrien erobert ist, muß der Export beginnen und einen Preissturz der Erzeugnisse der Industrie im Westen zur Folge haben, gegen den selbst Zölle vom zehnfachen Werth des Importartikels machtlos sein werden. Das müßte Millionen europäischer Arbeiter brodlos machen, und zwar um so rascher und sicherer, auf einer je höheren Stufe sich ihre Lebenshaltung befindet, d. h. die britischen und französischen zuerst, dann die deutschen und schließlich auch die italienischen und slavischen.

Durch das Strömen des Verkaufspreises für diese Industrieproducte nach dem Osten müßten die mongolischen Stämme reichliche Möglichkeit zu weiterer Vermehrung erhalten, und damit müßten sie den Mittelländern immer gefährlicher werden. Schon heute senden sie einen gewissen Auswandererstrom nach Amerika und Australien; dieser Strom würde dann wachsen; auf der ganzen Erde, in Europa so gut wie in Afrika, würden sie die einheimischen Arbeiter unterbieten und aus dem Brode und damit aus dem Dasein verdrängen.

Es ist ein wirthschaftliches Gesetz, daß der Auswandererstrom stets den Gegenden der geringeren Volksspannung zutreibt. Keine nationale Begeisterung, kein Einwanderungsgesetz und keine Heeresmacht vermag einem solchen Strome einen Damm vorzuziehen, so lange ihm nicht die Quellen abgegraben werden. Damit stünde Europa eine neue Mongolenüberschwemmung bevor, und es wäre nur eine Frage der Zeit, daß in Berlin und Wien, in London und Paris, in Petersburg und Rom mongolische Fürsten residiren und mongolische Verwaltungen herrschen werden, — wenn es nämlich in der organischen Welt nur jene eine Ueberlegenheit gäbe, die Ueberlegenheit durch geringere Bedürfnisse, und nicht auch die andere, die Ueberlegenheit durch höhere Leistung.

Zunächst kommt jedoch noch ein anderer Punkt in Betracht, der eine solche Mongolenbewegung automatisch zum Stillstand bringen müßte, selbst wenn jene Rechnung richtig wäre. Ein starker Verdienst eines Volkes wirkt erfahrungsmäßig nicht nur auf die Volksvermehrung, sondern auch auf die

Hebung des Niveaus der Lebenshaltung, und zwar noch weit rascher als auf jene. In Europa ist in den letzten beiden Menschenaltern das Niveau der Lebenshaltung der untersten Klasse (diese allein kommt dabei in Betracht) noch weit rascher gestiegen als die gewiß in flinkem Zunehmen begriffene Bevölkerung. Dieses Wachsen der Ansprüche einer mongolischen Arbeiterbevölkerung an den Annehmlichkeiten des Lebens und damit ihrer Lohnansprüche müßte aber noch weiter dadurch befördert werden, daß sie in mittelländischen Ländern mit einer weit höheren Lebenshaltung in Berührung käme, als sie daheim gewohnt war. Während man in einem japanischen Dorfe von 80 Mk., in einem indischen Dorfe von 100 Mk. ein Jahr ganz gut leben kann, kann man es in einem deutschen Dorfe nicht unter 200 Mk., in einem englischen schwerlich unter 300 Mk. Mit jedem Schritte aber, den die Lohnansprüche des Mongolen denen des Mittelländers näher kämen, verlöre er an seiner Furchtbarkeit als Concurrent. Der letzte Schritt müßte diese sogar ganz vernichten.

In dem Gesammtgebiet der organischen Natur, also auch in der Menschenwelt, giebt es aber außerdem auch noch die Ueberlegenheit durch höhere Leistung, und sobald man diesen Factor in Rechnung zieht, wie man muß, stellen sich die Aussichten der mittelländischen Rasse ganz wesentlich günstiger. Trotz allen socialistischen Geschreies von der Gleichheit der Menschen weiß jeder Arbeitgeber, daß die Menschen als Leister von Arbeit einander nicht gleich sind. In jedem größeren Betriebe giebt es Arbeiter, die in Folge ihrer größeren Leistungen unter den verschiedensten Bezeichnungen als „Vorarbeiter" u. s. w. einen höheren Lohn beziehen; die verschiedenen Industrien lassen sich nach der Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiter in eine Reihe ordnen, und was von verschiedenen Gliedern desselben Volksstandes gilt, das gilt auch von den Gesammtheiten verschiedener Volksstände. Daß die höhere Leistung einen höheren Lohn erfordert, ist eigentlich nur selbstverständlich, aber daß sie bei einem ihr entsprechenden Wachsen des Lohnes billiger, bedeutend billiger wird als geringere Leistung bei entsprechend geringerem Lohne, ist ebenso Thatsache, sobald nur der Leistungsfähigkeit durch die Art der Arbeit die Möglichkeit geboten wird, sich zu bethätigen. Auch beim Holzhacken kann man Begabung und Dummheit beweisen, aber doch nicht in demselben Maße wie bei der Versorgung eines Webstuhles. In Folge dessen muß die höhere Leistungsfähigkeit umsomehr zur Geltung kommen, je complicirtere Maschinen zu versorgen sind, je mehr Intelligenz zu beweisen und je mehr Geistesgegenwart und rascher Enschluß, je mehr Arbeitsintensität zu zeigen sind. Und hier begegnet uns die exact zu beweisende Thatsache, daß der Lohn rascher wachsen kann als die Leistung, ohne daß darum die Productionskosten stiegen. Das heißt aber wieder: im Kampfe um die Arbeitsgelegenheit ist in allen höheren Arten der Arbeit, namentlich der concentrirten Industriearbeit, die höhere Leistung der niederen um mehr als den Lohnunterschied überlegen. Dieses Lohn-Leistungsgesetz,

das die Stelle des längst als Phantom erwiesenen ehernen Lohngesetzes, nach dem der Lohn niemals dauernd über das Existenzminimum zu steigen im Stande sein soll, einnimmt, habe ich Nr. 3—5 des ersten Jahrganges von Reuters Finanzchronik mathematisch bewiesen. Wenn ein Arbeiter mit der Leistung 1 den Lohn 2 Mk. bekommt, so kann ein Arbeiter mit der doppelten Leistung nicht nur den Lohn 4 Mk., sondern einen beträchtlich höheren Lohn erhalten, da mit der Verwendung einer geringeren Anzahl leistungsfähigerer Arbeiter in der modernen concentrirten Industrie an Anlagecapital und Betriebskosten dem Unternehmer riesige Ersparnisse entstehen. Er kann also den leistungsfähigeren Arbeitern nicht nur ihrer Leistung proportionale Löhne zahlen, sondern sogar noch beträchtlich höhere, ohne daß seine Gesammtproductionskosten sich vermehrten. Zahlt er ihnen aber ihrer Leistung proportionale Löhne, dann bedeuten sie für ihn viel billigere Arbeit als weniger leistungsfähige Arbeiter. Es liegt also besonders im modernen concentrirten Betriebe im Interesse jeden Arbeitgebers, so leistungsfähige Arbeiter zu verwenden wie nur irgend auftreibbar, so lange ihre Lohnansprüche nicht gerade ausschweifend sind. Durch diese, der Selbstsucht des Unternehmers günstige wirthschaftiche Thatsache ist der leistungsfähigeren Arbeit im Großen und Ganzen im Wettbewerb um die höhere Arbeitsgelegenheit der Sieg gesichert.

In den engeren Kreisen der Nationalökonomie hat man lange gewußt, daß billige Arbeit mit schlechtbezahlter Arbeit keineswegs zusammenfällt, und Lujo Brentanos Schrift über das Verhältniß des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit zur Arbeitsleistung und das Buch des Amerikaners Schoenhof On the Economy of High Wages sind die beiden ausgezeichnetsten Schriften über diesen Gegenstand. Brentanos Buch ist in Deutschland wohlbekannt, und Schoenhofs Buch verdiente es zu sein.

„In einer auf erstaunlicher Fachkenntniß beruhenden Untersuchung der Productionskosten der hauptsächlichsten auf dem Weltmarkt concurirrenden Industrie“ — sagt Brentano von ihm — „hat Schoenhof erschöpfend dargethan, daß die Länder mit den niedrigsten Löhnen und der längsten Arbeitszeit am theuersten produciren, daß je höher der Lohn und je kürzer die Arbeitszeit, desto niedriger die Kosten der Arbeit in den einzelnen Ländern, und daß Amerika, mit der vereinzelten Ausnahme der Kammgarnfabrikation, einen viel niedrigeren Preis der Arbeit habe als England, geschweige denn die Länder des europäischen Continentes.“

Diese Thatsachen sind einzig auf Rechnung jener Ueberlegenheit der höheren Arbeit gegenüber der weniger leistungsfähigen um mehr als die Leistungsdifferenz zu setzen. Denn nach dem Zeugnisse Lord Brasseys, dessen Vater einer der größten Unternehmer der Welt war, beträgt der Preis der Arbeit auf der ganzen Erde ungefähr dasselbe, und wo die Löhne niedrig sind, sind auch die Leistungen niedrig, deren Erzeugniß ja die Löhne allenthalben sind. Brentano, der im Allgemeinen das umgekehrte

Verhältniß annimmt und der Meinung lebt, daß die höheren Löhne in vielen Fällen eine höhere Leistung schaffen, nimmt ausdrücklich Rußland, Indien und den gesammten Orient von diesem Satze aus. Dort ist eben die Leistungsfähigkeit so allgemein geringer, daß der unabhängige Denker selbst bei entgegengesetzten theoretischen Ueberzeugungen sich dieser Erkenntniß nicht verschließen kann. Ein paar neuere Zeugnisse widersprechen dem freilich; sie sind aber mit Vorsicht aufzunehmen, denn sie gehen auf den erwähnten englischen Consulatsbericht von 1893 über den auswärtigen Handel Japans und die bimetallistische Agitation zurück, die sich nicht gerade durch ökonomische Klarheit auszeichnet. Der englische Consulatsbericht giebt in eigenthümlich allgemein gehaltenem Urtheil dem japanischen Industriearbeiter folgendes Zeugniß: „Nur an Körperkraft ist der japanische Arbeiter und die japanische Arbeiterin als den englischen unterlegen zu betrachten; in der Gewandtheit bei der Arbeit und der Fingerfertigkeit sind sie ihnen hoch überlegen; sie sind fügsamer; Ausstände und Verbindungen, die sich gegen ihre Arbeitgeber richten, sind bisher unter ihnen unbekannt. Sachverständige, die Gelegenheit gehabt haben, die Spinnerinnen der japanischen Fabriken bei der Arbeit zu sehen, haben keinen Unterschied finden können zwischen ihrer Brauchbarkeit und derjenigen der Spinnerinnen von Lancashire."

Nach dem Zeugniß des Consuls a. D. von Brandt soll der Chinese an Fleiß, Geduld, heiterem Sinne bei harter Arbeit und schmaler Kost jedem Anderen überlegen sein, und in einem von ihm angeführten Vortrage, der am 12. Februar 1895 im Royal Colonial Institute von einem Mr. Whitehead, Mitglied des gesetzgebenden Rathes in Hongkong gehalten wurde, heißt es: „Für die Möglichkeit, billige Arbeit in den orientalischen Ländern zu erhalten, giebt es keine Grenzen. Millionen von Männern und Frauen drängen sich zur Arbeit zu einem Lohn, der in Gold 5 oder 6 Pence (40—50 Pfennig) entspricht. Darum muß die englische Industrie aus England verschwinden und durch solche in den Ländern mit Silberwährung ersetzt werden; es sei denn, daß unsere Münzgesetzgebung abgeändert werde oder der englische Arbeiter bereit wäre, einer erheblichen Verminderung seines Lohnes zuzustimmen." Dabei sind die japanischen Löhne noch wesentlich niedriger: denn 1893 betrugen die durchschnittlichen Löhne für Männer 17,4 Cent und die für Frauen 8,9 Cent, d. h. für den elfeinhalbstündigen Arbeitstag 37 bezw. 19 Pfennig. Bis jetzt kommt eine Leistungsfähigkeit, die diese Löhne irgendwie überstiege, in den Leistungen der japanischen Industrie nicht zum Ausdruck, so oft das auch behauptet worden ist und noch wiederholt wird.

Die Baumwollenwaaren, die gewöhnlich für die außerordentlichen Leistungen der orientalischen Industrie in's Feld geführt werden, beweisen eher das Gegentheil. Nicht nur ist nach dem Zeugnisse M. von Brandts ein großer Theil der Erzeugnisse der japanischen Industrie minderwerthig,

sondern die englischen Spinnereien in Lancashire arbeiten thatsächlich wesentlich billiger als die indischen. Nur müssen jene, um z. B. in Japan mit den indischen Erzeugnissen zu concurriren, ihre Baumwolle erst von Indien nach England und dann wieder von England nach Japan schaffen, was begreiflicherweise riesige Frachtkosten verursacht, welche die Waaren auf dem ostasiatischen Markte wesentlich vertheuern müssen.

Hier hat also die indische Baumwollenindustrie einen großen Vorsprung, der denn auch in ihrer Ausfuhr zum Ausdruck kommt. Noch 1877 betrug die indische Ausfuhr an Baumwollengarnen nach China und Japan nur 11463200 englische Pfund, 1892 jedoch 162886400 englische Pfund. Damit scheint der Höhepunkt jedoch erreicht gewesen zu sein; denn seitdem hat sich wieder ein nicht unbeträchtlicher Rückgang geltend gemacht. In der gleichen Zeit ist die Ausfuhr indischer Baumwollenwaaren nach China und Japan von 15½ Millionen Yards im Jahre 1876/77 auf 80 Millionen Yards im Jahre 1892/93 gestiegen, also um 400 Procent.

Wenn auch der Asiate augenblicklich, wo er sich den umfänglicheren Gebrauch von Industriewaaren eben erst angewöhnt, im Allgemeinen billige und schlechte Waaren den besseren theuereren vorzieht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß dem nun immer so bleiben muß. Deutschland, und vor Allem seine Industrie für den inländischen Markt, ist durch eine ähnliche Entwickelungsstufe gegangen. An einen Export der minderwerthigen Erzeugnisse Japans nach dem Westen ist nicht zu denken, und träte er ein, so fielen dann den japanischen Producten die Frachtkosten zur Last und ehe Japan so billig producirt, daß es auch diese anstandslos tragen kann, wird vermuthlich noch manche Fluthwelle über den stillen Ocean laufen.

In den Regeldetriaufgaben ist es allerdings gleich, ob ich fünfhundert Arbeitern mit einer bestimmten Leistung 3 Mark täglich, oder tausend Arbeitern, die genau die Hälfte leisten, 1,50 Mark täglich zahle; praktisch aber ganz und garnicht; da müssen die 1,50 Mark-Arbeiter vielmehr schon ganz beträchtlich mehr als die Hälfte leisten, um dem Arbeitgeber nicht theurer zu kommen; denn mit der doppelten Arbeiterzahl sind nicht nur beträchtliche Mehrausgaben an Licht, Heizung, Maschinen, Aufsichtspersonal, Grundrente, sondern ist überhaupt ein beträchtlich größeres Anfangscapital nothwendig. Die Ersetzung einer kleineren Menge tüchtiger Arbeiter durch eine größere Menge weniger tüchtiger ist somit an sehr enge Schranken gebunden. Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß z. B. in den Vereinigten Staaten der Chinese es über den Paria der Arbeiterschaft nicht hinausgebracht hat. Weder seine Nüchternheit, noch seine Fähigkeit, vierzehn Stunden zu arbeiten und dabei von einer Hand voll Reis und einem Stück stinkigem Fisch zu leben, haben ihn über den Handlanger und die Waschfrau hinauf gelangen lassen. In Australien hat die japanische Auswanderung allerdings etwas mehr geleistet; aber auch dort sind Feldbestellung und Erdarbeit ihre Hauptthätigkeitsbetriebe. Bloße körperliche

Arbeit ohne beherrschende Intelligenz nährt unter den heutigen Verhältnissen, wo die Dampfmaschine und der Elektromotor alle schwere Arbeit thun, eben kaum noch ihren Mann, und zum ernsten Concurrenten der Mittelländer kann sich immer nur eine intelligente Rasse aufschwingen. Allerdings scheint das japanische Geistesleben stark im Aufschwung begriffen, aber wer z. B. damit vertraut ist, wie langsam die Intelligenz der Germanen groß geworden ist, der wird sicher von dem nächsten Jahrhundert noch nicht eine besondere Höhe der japanischen Durchschnittsbegabung erwarten.

In England ist man heute stärker als je geneigt, von künftigen Fortschritten der Technik eine schier unbegrenzte Hebung der arbeitenden Klassen zu erwarten. Namentlich in den Kreisen der gewerkvereinlichen Agitation spielen dieselben eine riesige Rolle, und ganz mit Recht. Dabei ist natürlich keineswegs vergessen, daß solche Fortschritte heute trotz aller Patente, oder vielleicht erst recht durch sie, international sind und somit keine oder doch nur eine ganz vorübergehende Bedeutung für den Wettbewerb verschiedener Volksstände um die Arbeitsgelegenheit haben, und daß eine Erfindung, die heute in Deutschland gemacht wird, eventuell in einem Vierteljahr in einer südamerikanischen Fabrik bereits dauernd angewandt wird. Das ist ja die unmittelbare Folge des internationalen Maschinenhandels Der Punkt, auf den es in diesem Wettbewerb der Arbeiter verschiedener Volksstände vielmehr ankommt, und der darin den Ausschlag giebt, ist die Tüchtigkeit der Arbeiter in der Handhabung der Maschine, die Sparsamkeit mit dem Rohmaterial, die intelligente Ueberwachung eines Betriebes, die Ausnutzung kleiner Vortheile, das rasche Einander-in-die-Hand-arbeiten, und was auf diesem Gebiete mit der Ausbildung einer Elitearbeiterschaft geleistet werden kann, das zeigen z. B. die großen englischen Eisenwerke und zahlreiche deutsche Maschinenfabriken. Nur bei complicirten Maschinen und höchster technischer Vollendung des Betriebes können die Fähigkeiten höherer Arbeiter voll zur Geltung kommen. Darum ist ein Vergleich der modernen Industrie mit den Großwerkstätten Athens und Roms im Alterthum ein Unsinn, und aus ihm zu ziehende Schlüsse auf den Werth der modernen Cultur können nur Trugschlüsse sein. Trotzdem bleibt es eine Thatsache, daß einzelne Zweige der japanischen Industrie in raschem Aufblühen begriffen sind. Aber auch dabei ist nicht zu vergessen, daß die Maschinen, die in ihnen Verwendung finden, fast alle in Europa gebaut und die leitenden Kräfte der Fabriken des Ostens so gut wie ausnahmslos Mittelländer sind.

In den letzten drei Jahrzehnten hat eine außerordentlich starke mittelländische Einwanderung nach der mongolischen Ostseite Asiens stattgefunden und fast ausschließlich ein Eindringen in die Herrenstellungen dieses halben Erdtheils. Der überseeische Handel Chinas liegt fast ganz in fremden Händen, und mit dem Süden und Norden Ostasiens ist es nicht viel anders, wenn auch nicht ganz dasselbe. So wären die Mittelländer vielleicht

berufen, Herrenstellungen auf dem ganzen Erdball einzunehmen, während die Mongolen die unteren Bevölkerungsschichten darstellten? Dieser Traum ist thatsächlich geträumt worden; so von Nietzsche; aber es ist eben nur ein Traum. Nicht die wenigen über den Durchschnitt emporragenden Menschen bilden in jenen Verdrängungskämpfen von Arten und Rassen, die sich über Jahrtausende und Jahrzehntausende hinziehen, das eigentliche Schwergewicht jedes Volkes, dasjenige, was fremden Andrängern dauernd Widerstand zu leisten vermag, sondern die große, träge Masse des Volkes. Sie saugt auf die Dauer mit Naturnothwendigkeit jene kleine herrschende Minderheit auf, mag sie einem noch so hochstehenden Stamme angehören. Hält sich jene Minderheit rein, so wird sie ein Opfer der Inzucht, mischt sie sich aber mit den Beherrschten, dann entscheidet einzig die Zahl der Zeugungen, an denen beide Parteien betheiligt sind, den Kampf. Das ist der Grund, warum Gothen, Langobarden und Burgunden, Vandilier und französische Normannen in wenigen Jahrhunderten von den Massen aufgesaugt worden sind, über die sie herrschten. Ohne das Schwergewicht einer trägen Masse von stammesgleichen Volksgenossen hinter sich kann keine Geistesaristokratie sich die Zukunft erobern. Der Volksstand allein, aus dem der Einzelne hervorgeht, vermag das Dasein der einzelnen Familie zu sichern. Ohne Zusammenhang in wechselseitiger Heirath geht jede einzelne Familie in einem fremden Volke auf und dient, wenn sie tüchtig ist, einzig dazu, dessen Tüchtigkeit zu mehren. Wenn nicht Hunderttausende und Millionen deutscher Volksgenossen jenen Pionieren deutscher Cultur in fernen Meeren nachsiedeln, ist die Arbeit jener Einzelnen verloren, ist kein Colonialgebiet zu behaupten und kein Großdeutschland über der See zu gründen. Der Masse der Mongolen gegenüber kann nur die Masse der Mittelländer dauernd im Kampf um die Erdoberfläche Etwas ausrichten. Heute stehen noch die Mittelländer voran. Es wird an ihnen sein, darauf zu achten, daß sie auch voran bleiben und vielleicht ihre mongolischen Vettern dereinst zum Daseinsthore hinausdrängen.

* * *

Von den 500 Millionen Mittelländern, die heute auf der Erde 700 Millionen Mongolen und 300 Millionen Wollhaaren gegenüberstehen, sind nur drei große Gruppen von hervorragender Bedeutung. 120 Millionen Romanen scheiden sich in ihren Stammeseigenthümlichkeiten wie in ihrem Nationalgefühl scharf von 158 Millionen Germanen, und Beide wieder ebenso scharf von den 112 Millionen Slaven. Die übrigen 110 Millionen, die in Europa Kelten und Griechen, in Asien Inder, Perser und Armenier und außerdem die Semiten umfassen, sind jeder Organisation baar. Sie haben deswegen nicht nur eine geringere Bedeutung als Widerstandsmasse gegen außen, gegen Mongolen und Wollhaare, sondern besitzen auch meist nicht einmal eine gemeinsame Sprache und ein eignes Nationalgefühl und bilden in der Hauptsache nur Anhängsel der drei mittelländischen Hauptgruppen,

deren jeder ein gewisses Gefühl der Stammesgemeinschaft erhalten geblieben ist, wenn sie auch zum größten Theil politisch in verschiedene Staaten getheilt sind. Den Hauptstamm der Mittelländer bildet der arische Stamm, dem gegenüber die anderen kleinen Zweige nur von untergeordneter Bedeutung sind. Von den asiatischen Ariern haben nur die Inder durch ihre Zahl ein nennenswerthes Gewicht, wenn sie auch nicht einmal politisch selbstständig sind; von den europäischen Ariern haben Hellenen und Kelten ihre weltgeschichtliche Rolle wohl unwiderruflich ausgespielt, und so stehen sich Romanen, Germanen und Slaven innerhalb der Mittelländer als die drei Hauptstämme gegenüber.

Von diesen drei Stämmen haben die Romanen die älteste Cultur. Sie sind seit den Tagen, in denen das Römerreich all' die Küstengebiete des Mittelmeeres beherrschte, schon einmal fast vom Schauplatz der Weltgeschichte abgetreten gewesen, haben aber dann durch Vermischung mit anderen Stämmen ein gewisses Kraftmaß wiedergewonnen. In Italien hat germanisches und maurisches Blut, in Spanien keltisches, germanisches und maurisches, in Frankreich keltisches und germanisches und in Rumänien slavisches die romanische Volkskraft erneuert, und so haben sich die romanischen Reiche, wenn auch mühsam, durch das ganze Mittelalter bis zur Gegenwart behauptet, obgleich sie es keineswegs auf eine den Germanen gleiche Zahl gebracht haben. Allerdings haben sie seit dem sechzehnten Jahrhundert Mittelamerika und den Norden von Südamerika besiedelt; aber dort ist die Vermischung mit wesentlich niedriger stehenden Stämmen mongolischer und wollhaariger Herkunft keineswegs zu ihrem Besten ausgeschlagen, und innere Zerfahrenheit — große Ansprüche an das Leben und Unfähigkeit zu entsprechender Leistung — sind die Haupteigenheiten der Romanen des mittleren Amerika geworden. Immerhin besitzt Amerika noch 30 Millionen Romanen. In neuerer Zeit hat der Einwandererstrom aber immer stärker nachgelassen. Zu den 17 Millionen Europäern, die von 1820 bis 1884 nach Amerika eingewandert sind, haben die Romanen nur anderthalbe Million gestellt. Und zwar stehen in dieser 700000 Italiener voran; dann folgen etwas über 400000 Spanier und Portugiesen und etwas unter 400000 Franzosen. Und doch ist Mittelamerika noch das Hauptfeld, nach dem sich die romanische Auswanderung richtet. Keines der übrigen romanischen Colonisationsgebiete hat es bis zu einer wirklichen romanischen Siedelstätte gebracht; sie alle haben nur eine dünne romanische Beamtenkaste, und die nach den Vereinigten Staaten neuerdings stärker einwandernden Italiener gehen in den dortigen Germanen unter.

Zu den 120 Millionen Romanen stellt Frankreich 38 Millionen, die pyrenäische Halbinsel 22, Italien 30*) und Amerika 30 Millionen. Von

*) Die vier Millionen Rumänen sind ein Mischvolk aus Slaven und Romanen und können daher kaum mehr als Romanen gerechnet werden, sondern stehen ganz für sich.

diesen Gebieten nimmt nur Italien noch an Bevölkerungsdichte zu und entsendet außerdem auch noch einen beträchtlichen Auswandererstrom über den atlantischen Ocean. Namentlich die Bevölkerung des Nordens des Landes, die stark mit Langobarden versetzt ist, zeichnet sich durch Rüstigkeit in schwerer körperlicher Arbeit und durch Genügsamkeit aus und ist in Folge ihrer starken Zeugungskraft im Stande, sich dauernd zu mehren. Der ganze Süden von Oesterreich ist von italienischen Arbeitern überzogen, und ebenso treten sie im ganzen Süden Deutschlands in Gruppen als gesuchte Erdarbeiter und Maurer auf. Ganz Frankreich ist mit italienischen Arbeitern durchsetzt, und gelegentliche Kundgebungen, wie der Aufstand von Aigues-Mortes und die Ermordung des Präsidenten Carnot durch Caserio, zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, in welchem Maße die französische Industrie und Landwirthschaft von norditalienischer Arbeitskraft abhängig sind. Dabei colonisirt Italien, wenn auch ohne sonderliches Glück, auch noch in Afrika, und seine heimische Industrie scheint einen langsamen Aufschwung zu nehmen. Während so der italienische Stamm der Romanen noch dauernd wächst, und der pyrenäische still steht, geht der französische an Zahl zurück; denn trotz der immer wachsenden italienischen und belgischen Einwanderung steht die Bevölkerung Frankreichs still, ja, geht periodisch leise zurück. Der französische Stamm ist nicht mehr im Stande, die von dem Tode gerissenen Lücken durch neue Zeugungen wieder zu füllen. Das hat verschiedene Ursachen, vor Allem wirthschaftliche, und unter diesen steht die im Laufe der letzten beiden Menschenalter in Frankreich zur Regel gewordene anspruchsvolle Lebenshaltung obenan. Der Stamm ist durch umgekehrte natürliche Auslese müde geworden und braucht neues Blut zur Auffrischung, oder er geht zu Grunde. Die Männer scheuen die Mühen der Vaterschaft und die Frauen die Schmerzen der Mutterschaft, und so reißt unter allerhand überhumanen, neumalthusianischen Vorwänden die Verhinderung der Empfängniß und in ihrem Gefolge die geschlechtliche Ausschweifung ein. Das drückt schwer auf die Kinderzahl der höheren Klassen, und diese rekrutiren sich mit jedem Jahre stärker aus den immer noch gesünderen Schichten des Mittelstandes. Dazu kommt vielfach der Wunsch, den eigenen Kindern den Familienbesitz ungeschmälert zu erhalten und ihnen „standesgemäßen“ Luxus zu bieten. Wirkt in den oberen Ständen das hohe Niveau der Lebenshaltung somit vielfach indirect hemmend auf die Vermehrung, so wirkt es in den unteren Schichten meist ganz direkt. In einem reichen Lande, das seine Grenzen seit geraumer Zeit durch Schutzzölle ausländischen Nahrungsmitteln sperrte, ist bei den raschen Fortschritten der modernen Production und dem Stationärbleiben der Bevölkerung ein ziemlich bedeutender Wohlstand entstanden, der sich allen Klassen der Bevölkerung mitgetheilt hat. Mit dem Steigen der Ansprüche der Arbeiter an die Lebenshaltung sind auch die Löhne stark gestiegen, schließlich so hoch, daß die Industrieen bei dem Stillstand der Leistungen mindestens für die Ausfuhr wettbewerbsunfähig wurden.

Billigere Arbeit war für die französische Industrie eine Lebensfrage geworden, und sie gewann sie aus dem Auslande, vornehmlich aus Belgien und Italien, wo noch niedrigere Löhne üblich waren und sind; denn es ist ja wirthschaftliches Gesetz, daß Bevölkerungsbewegungen stets den Punkten der geringsten Volksspannung zutreiben. Wenn das Motiv, das von französischen Schriftstellern für die Kinderbeschränkung[1] angegeben wird — „die Verhütung der Uebervölkerung und die Schaffung menschenwürdigerer Zustände" — das wahre Motiv wäre und nicht auf grober Selbsttäuschung beruhte, dann erreichte das Franzosenvolk damit genau das Gegentheil von dem, was es wollte. Anstatt nämlich den eigenen Enkeln ein froheres Dasein zu schaffen, lockt die Kinderbeschränkung fremde Einwanderer in's Land, und da dieselben arbeitssameren Stämmen angehören, so müssen sie die Enkel jener edlen Enthaltsamen mit Naturnothwendigkeit aus ihrem eigenen Erbe hinausarbeiten. Allerdings sind es zu über vier Fünftel Romanen, die einwandern, oder mindestens Menschen mit hauptsächlich romanischen Stammesmerkmalen, nämlich Norditaliener und Belgier. Und diese verrichten keineswegs nur die niedrigste Arbeit oder hausiren, sondern Italiener gelangen häufig als Zuckerbäcker, Delicatessenhändler und Kaffeewirthe in den wohlhabenden Mittelstand. Die einwandernden Belgier sind meist Kohlenarbeiter, während die sich dauernd in Frankreich niederlassenden Elsaß-Lothringer zum allergrößten Theile von vornherein dem Mittelstand oder den reicheren Klassen angehört haben. Gäbe heute nicht der italische Zweig der Romanen noch einen gewissen Ueberschuß, so ginge der gesammte romanische Stamm absolut genommen zurück. Obwohl er sich aber infolge dessen absolut (jährlich etwa um 100000) noch ein wenig vermehrt, geht er doch relativ genommen stark zurück; denn Germanen und Slaven vermehren sich weit stärker. Während Frankreich 1806 auf seinem heutigen Gebiete 28500000 Einwohner zählte, hatte Deutschland auf dem Gebiete des heutigen Reiches nur etwa 21 Millionen. Im Kriegsjahre 1870 hielten sich die Bevölkerungen Deutschlands und Frankreichs so ungefähr die Waage, obgleich die französische Bevölkerung unterdessen um 10 Millionen gewachsen war. 1885 aber hatte Frankreich immer noch 38200000 Einwohner, das deutsche Reich aber 46800000, und heute steht Frankreich immer noch auf dieser Zahl, Deutschland aber steht bereits der drei und fünfzigsten Million nahe. Während vor einem Menschenalter alle Romanen zusammen ungefähr ein Zwölftel der Menschheit bildeten, sind sie heute nur ein Fünfzehntel. Ihre Weltstellung geht also in hohem Maße zurück und muß bald genug zur völligen Unbedeutung herab sinken. Die Menschheit ist eben stark in Zunahme begriffen, und ein Stamm, der nicht mindestens proportional dieser Zunahme wächst, geht in seinem Verhältniß zur Gesammtheit zurück.

Von den drei mittelländischen Hauptstämmen haben die Slaven die jüngste Cultur, und dieser Zug drückt ihrer ganzen Stellung zu den Volksständen, mit denen sie im Wettbewerb stehen, seinen Stempel

auf. In Frankreich ein außerordentlich hohes Niveau der Lebenshaltung (auch Cultur oder Civilisation genannt), in Rußland ein außerordentlich tiefes; in Frankreich ein Versiegen der Bevölkerungsquelle, in Rußland ein Uebersprudeln. Obgleich derjenige arische Stamm, der zuletzt in den Bereich der semitisch-arischen Cultur des Mittelmeeres eingetreten ist, haben es die Slaven doch bereits auf 112 Millionen Streiter im Kampf der Volksstände um den nöthigen Ellenbogenraum gebracht, und sie haben zugleich einen Vortheil sich errungen, den außer ihnen nur noch die Mongolen, die Inder und germanischen Nordamerikaner besitzen. Infolge ihres Wohnsitzes an der Grenzscheide Europas und Asiens sind sie im Stande gewesen, sich im Voraus enorme Gebiete für künftige Ausdehnung ihres Stammes zu sichern, und zwar Gebiete, die eine große Masse bilden. Somit sind sie nicht gleich den Romanen und europäischen Germanen auf die Gewinnung einzelner Siedelstätten in fernen Erdtheilen angewiesen, die immer leicht zu Stammesspaltungen und dadurch zu Kraftverlusten für einen Volksstand führen. In jedem Verdrängungskampfe von Rassen vermögen sie ihr ganzes Schwergewicht einzusetzen. Allerdings sind sie weit stärker mit mongolischen Elementen vermischt, als man früher annahm, und namentlich im Süden Rußlands, durch den die Mongolenstürme des Mittelalters gebraust sind, überwiegt wohl theilweise sogar das mongolische Blut das slavische. Aber diese Elemente sind von dem russischen Nationalgefühl recipirt worden und bilden heute mit den echten Slaven des Nordens eine compacte Masse. Infolge der niedrigen Ansprüche der großen Menge an das Leben und der langsamen Annahme der technisch vollendeten Productionsmittel des Westens sind die Slaven im Stande, sich rasch zu vermehren. Die Errungenschaften einer fremden Cultur, die sie nur mechanisch annehmen, vermehren das Brod in starkem Maße, und die durch wenige Schranken gefesselte Lendenkraft sorgt für die nöthigen Esser. Augenblicklich überragen die Germanen die Slaven noch um 46 Millionen, obwohl die Angaben sehr schwanken und jene fraglos besser gezählt sind als diese. Angesichts der ungeheuren Vermehrung der Slaven (in Rußland kommen auf die Ehe durchschnittlich 7, bei den Slaven Oesterreichs durchschnittlich gar 9 Kinder; in Deutschland nur 5, in England 4) ist es aber nur noch eine Frage der Zeit, daß die Slaven an Zahl im Uebergewicht sein werden, wenn die Germanen nicht bald lernen, mit ihrer Volkskraft haushälterischer umzugehen, und damit knausern, statt sie zu vergeuden, wie bisher. Jene Geburtsziffern drücken allerdings das wahre Verhältniß der Volksvermehrungen nicht aus; denn unter den Slaven ist eben auch die Sterblichkeit eine enorm viel größere als bei ihren westlichen Nachbaren. Nach einer Statistik von N. Eff [ich entnehme sie Ellis The Nationalisation of Health. London 1892, 213 ff.] sterben von jedem Tausend jährlich in Rußland 9 Menschen mehr als in Deutschland, d. h. die Sterblichkeit Rußlands ist ungefähr $1/4$ bis $1/3$ größer als die Deutschlands. Wie 7 : 5 verhält sich

demnach die Zunahmerate des russischen Volkes zu derjenigen des deutschen keineswegs. Ein derartiges Wachsthum der Slaven an Zahl ist eine Fabel. Wenn im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte die Einwohnerzahl Rußlands in den officiellen Angaben so reißend gestiegen ist, so ist das wesentlich auf Rechnung genauerer Zählung zu setzen und nicht so sehr auf eine unterdessen eingetretene Steigerung der Bevölkerungsziffer. Allerdings ist die Geburtsrate in Rußland höher als in irgend einem anderen ganzen Lande (sie wird in Europa nur von derjenigen der Slaven Oesterreichs übertroffen), aber auch die Sterberate ist entsprechend höher, und es giebt Jahre, in denen diese die Geburtsrate übersteigt, in denen also ein Bevölkerungsrückgang stattfindet. Dem gegenüber nimmt die Bevölkerung Deutschlands seit geraumer Zeit alljährlich um über eine halbe Million zu.

Nach 21 Jahren sind im heutigen Rußland durchschnittlich nur noch 50 Procent der in einem bestimmten Jahre geborenen Knaben am Leben. Das Jahr 1858 ist ein solches typisches Jahr. Nach Leinenberg (Die Sterblichkeit in Rußland. Internationale Klinische Rundschau. Sept. 1889) wurden 1858 in Rußland 1 568 315 Knaben geboren. Von diesen lebten 1879 nicht mehr ganz die Hälfte, nämlich nur noch 750 622, und als von diesen etwa das Drittel, genau 272 974, auf ihre Militärtauglichkeit untersucht wurden, da wurden von diesen 21,5 Procent (58 824) mit verschiedenartigen unheilbaren oder chronischen Krankheiten behaftet gefunden, so daß sie aus diesen Gründen militäruntauglich waren. Von allen 1858 geborenen Knaben erreichten also nur 47,8 Procent das einundzwanzigste Jahr und nur 37,6 Procent einigermaßen in Gesundheit.

Die Bevölkerung des europäischen Rußland (96 Millionen) setzt sich ziemlich bunt zusammen. Nur die Hälfte davon sind Großrussen (50 Millionen), nur drei Viertheile sind Slaven (76 Millionen).

| | | |
|---|---|---|
| Ostslaven (Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen)<br>Westslaven (Polen, Wenden, Tschechen, Slovaken)<br>Südslaven (Slovenen, Kroaten, Serben, Bulgaren) | 76 | Millionen. |
| Letten (den Slaven nahe verwandt) | 3,4 | = |
| Finnen (Uralaltaier, einschließlich die Million Baschkiren, d. h. türkisch sprechender Finnen) | 5,6 | = |
| Juden | 3,2 | = |
| Türken | 3 | = |
| Deutsche | 1,6 | = |
| Schweden | 0,4 | = |
| Rumänen | 1,2 | = |
| Griechen | 1,1 | = |
| | 96 | Millionen. |

Obgleich die griechische Kirche als Staatsreligion 92 Millionen russische Unterhanen umspannt, so kann doch von einem eigentlichen Zu-

sammengehören nur für die 80 Millionen Letto-Slaven die Rede sein, da keiner der kleineren Stämme im Slaventhum aufzugehen scheint. Zwischen den ostslavischen Russen, den westslavischen Polen und den südslavischen Slovenen bestehen überdies mindestens solche Klüfte wie zwischen Deutschen, Briten und Skandinaviern. Der Panslavismus ist nur bei den Russen zu Hause, und namentlich die Westslaven haben ein nicht selten dem Russenthum gegenüber feindselig sich äußerndes besonderes Nationalgefühl. Trotz gelegentlicher politischer Demonstrationen, die in gegentheiliger Richtung zu deuten scheinen, ist das namentlich bei den tschechischen Böhmen stark der Fall.

Von den 19 Millionen Einwohnern des asiatischen Rußland sind nur 5 Millionen Slaven. Das gesammte russische Reich besitzt demnach nur 81 Millionen Slaven.

Von den 41 Millionen Oesterreich-Ungarns sind 19 Millionen Slaven, und zwar wesentlich Westslaven nebst geringen Mengen Südslaven, von den 52 Millionen des deutschen Reiches 3 Millionen Westslaven, von den 15 Millionen der Balkanhalbinsel etwa 9 Millionen Südslaven (genauere Ermittelungen der Rassenzugehörigkeit liegen nicht vor). Außerhalb des russischen Reiches giebt es demnach noch 31 Millionen Slaven, die mit den 81 Millionen des russischen Reiches zusammen immer erst 112 Millionen ergeben.

Die Südslaven der Balkanhalbinsel sind aber so stark mit Griechen, Osmanen, Albanern, Armeniern, Juden, Tartaren, Tscherkessen gemischt, daß sie schwerlich mehr als reine Slaven gelten können. Dasselbe gilt von der anderthalben Million Slaven, die von 1820—1884 nach Amerika ausgewandert ist. Sie ist in der germanisch-romanischen Bevölkerung dieses Erdtheils fast spurlos verschwunden. Während die Germanen gegen 14 Millionen Menschen über den atlantischen Ocean sandten, haben es die Slaven wie die Romanen jedes nicht über anderthalbe Million gebracht, also nur etwa auf das Zehntel.

Sind die Slaven demnach nicht durch ihre Zahl den Germanen gefährlich, so sind sie es durch ihre niedrige Lebenshaltung, die durch ihre Stellung als jüngstes arisches Culturvolk bedingt ist. Was in dieser Hinsicht die Mongolen für die Mittelländer sind, das sind die Slaven für die Germanen. In Folge ihrer geringen Ansprüche an die Lebenshaltung, die noch beträchtlich unter dem Geldwerth ihrer allerdings ebenfalls geringen Leistung stehen, sind slavische Arbeiter im Stande, die germanischen und romanischen Arbeiter auf den rückständigen Arbeitsgebieten, namentlich in der Landwirthschaft und im Handwerk, mit ihren Lohnforderungen zu unterbieten und ihnen damit im Wettbewerb um die Daseinsmittel den Rang abzulaufen, ja den Deutschen aus gewissen Beschäftigungen zu verdrängen und die östliche deutsche Volksgrenze leise nach Westen zu schieben oder das

deutsche Stammesgebiet sogar im Süden zu umgehen und vom Mittelmeer abzuschneiden.

Am deutlichsten zeigt sich dieser Kampf natürlich in Oesterreich-Ungarn. In einem so überwiegend deutschen Staate wie Deutschland, wo die Germanen nicht nur durch ihre eigene Geschlossenheit, sondern ebenso durch eine scharfe politische Grenze gedeckt sind, geht das Vorrücken der slavischen Bevölkerung naturgemäß viel langsamer vor sich, obgleich sich wohl Niemand einer Täuschung über das Wiederaufleben des Polenthums und das Eindringen tschechischer Schuhmacher und Maurer nach Schlesien und Sachsen hingiebt. Bei der unendlichen Wichtigkeit, die die Einsicht in die wirthschaftlichen Gründe des slavischen Vorrückens in Oesterreich hat, ist es doppelt bedauerlich, daß die Deutschbewegung Oesterreichs von ihnen fast keine Notiz nimmt. So gut wie Alles wird da auf den bösen Willen der Regierung, auf panslavistische Verschwörungen, auf den Semitismus, auf den Mangel an Nationalitätsbewußtsein der Deutschösterreicher geschoben, und man glaubt, durch deutsche Schulen dem Slaventhum einen Damm entgegensetzen zu können. Rauchberg, Herkner, Hainisch, Dumreicher mit ihren Schriften über das österreichische Deutschthum, und namentlich der letztere mit seinen „Südostdeutschen Betrachtungen" haben die wirthschaftlichen Grundlagen des slavischen Vordrängens dargelegt und so erst einen wirklichen Einblick in diese verwickelten, über ein weites Gebiet sich erstreckenden Stammeskämpfe geschaffen.

Dumreicher faßt seine Beobachtungen in wenige Sätze zusammen. Er weiß, es „besteht ein natürlicher Zug der Entwicklung, welcher die slavische Menge dem höheren Arbeitslohne zudrängt. Wirthschaftliche Antriebe, mit denen der freie Wille des Einzelnen Nichts zu thun hat, bewirken die Durchsetzung deutscher Oertlichkeiten mit slavischem Volk." Und: „Wie dem Deutschen dem Slaven gegenüber seine ältere Cultur keinen Schutz gewährt, so auch nicht seine jüngere Cultur dem Italiener gegenüber. In beiden Fällen entscheidet der höhere oder tiefere Lebensfuß, auf welchen die Massen eingewöhnt sind. Wenn der Wälschtiroler als Arbeiter den Deutschen unterbietet und sich nach Norden ausbreitet, unterwirft nicht seine Cultur die deutsche, sondern seine karge, sparsame Art besiegt den anspruchsvolleren Brauch des deutschen Nachbars."

Wie das Germanenthum das Romanenthum nach Westen drängt, so drängt ihm selbst das Slaventhum nach Osten nach, und wenn es sich nicht noch immer stark vermehrte und höbe — obgleich keineswegs in dem Grade, wie es in seiner Macht stünde — so würde es ebenfalls rückwärts gehen wie das Romanenthum. Augenblicklich stehen den 112 Millionen Slaven allerdings noch 158 Millionen Germanen gegenüber, und zwar obwohl die Ostgermanen längst unter den Romanen zu Grunde gegangen sind und die Nordgermanen (Schweden, Norweger, Dänen, Isländer) nur neun Millionen Menschen darstellen. Für die ungeheure Volkskraft der

europäischen Germanen zeugt vor Allem ihre riesige Betheiligung an der Auswanderung nach Amerika. Von 1820—1884 sind 17 Millionen Europäer nach Amerika gewandert, und von diesen sind gegen 14 Millionen Germanen gewesen, nämlich 700000 Skandinavier, 4½ Millionen Deutsche und 8½ Millionen Briten. Dabei hat das amerikanische Festland keineswegs das einzige Auswanderungsziel germanischer Siedler dargestellt. Ueberall, wo ein glänzender Preis den germanischen Auswanderer lockt, und wo er seine Energie einsetzt, da erweist er sich als fester Siedler jedem anderen Volke überlegen. Seine Arbeitsamkeit und seine Selbstbeherrschung, seine Zuverlässigkeit und Mäßigkeit, sein Pflichteifer und seine Fähigkeit zu Vorausberechnung, seine Eignung zum Lenker und Leiter, seine Thatkraft, die dem eigenen Worte Gehorsam zu verschaffen weiß, lassen ihn dem Romanen, der nur allzu gern genießt und sich der Leidenschaft hingiebt, und dem Slaven, der für Herrenart und bedeutende Leistung wenig Sinn zeigt, auf der ganzen Linie überlegen erscheinen. Allerdings ist dem Slaven gegenüber sein Lebensfuß ein so hoher, daß derselbe ihm auf dem Gebiete der niedrigeren Arbeit Concurrenz macht. Aber die mechanische niedrige Arbeit läßt der Germane immer mehr durch Maschinen thun statt durch Menschenhand, und sobald er die rückständige Wirthschaftsstufe des Kleinbetriebes ganz wird überstiegen haben, wird der Slave weit weniger leicht an ihn herankönnen. Gleiche Löhne mit dem Deutschen erhält der Tscheche selbst in Böhmen nicht, denn seine Leistung ist durchschnittlich geringer als die des Deutschen. Für 30 deutsche Arbeiter, die in einer österreichischen Papierfabrik entlassen werden, müssen nicht selten 36, ja 40 tschechische eingestellt werden. Sonst bleibt ein Theil der Arbeit ungethan. Vor der Accordarbeit hat der Tscheche eine heilige Scheu, und die Einführung derselben genügt vielfach, um ihm die Arbeit zu verleiden. Nur als Maurer, Schuhmacher und Schneider sind die Tschechen den Deutschen gleichgeschätzt. Auf allen höheren Gebieten aber herrscht heute der Germane unbeschränkt und ohne Concurrenz auf dem ganzen Erdball. Wenn er mehr bedarf als Angehörige vieler anderer Stämme, so sind auch die Früchte seiner Arbeit soviel größer, daß er vielfach noch weit mehr bedürfen könnte und doch noch der billigste höhere Arbeiter wäre.

* * *

Die 158 Millionen Germanen, die es heute auf der Erde giebt, sammeln sich um drei große Mittelpunkte, das Deutsche Reich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten Amerikas. Seitwärts stehen dann noch die Nordgermanen. Das Deutsche Reich ist der naturgegebene Mittelpunkt für 72 Millionen deutsch redende Menschen deutscher Abkunft. 49 Millionen davon gehören ihm selbst an, und gegen 23 Millionen Deutsche grenzen

unmittelbar an den Theil des deutschen Stammes, den das Deutsche Reich einschließt. Es ist ihre natürliche Basis, und die weitere geschichtliche Entwickelung mit ihrer schon jetzt deutlich erkennbaren Tendenz, Stammesstaaten zu bilden, muß sie wieder mit ihm vereinen. Wohl vertheilen sie sich auf Oesterreich-Ungarn (10½ Mill.), Holland (4½ Mill.), Belgien (3½ Mill.), die Schweiz (2 Mill.), Rußland (1½) Mill.), Frankreich (1 Mill.), Luxemburg (¼ Mill.); aber ihnen Allen ist deutsche Abkunft, deutsche Sprache (mit Ausnahme Luxemburgs) und deutsches Geistesleben gemein. Ihre Angehörigen lesen deutsche Zeitungen, und ihre Gelehrten besuchen deutsche Congresse. Ihre Studenten studiren fast ausnahmlos einige Semester auf reichsdeutschen Universitäten, und die Grundzüge ihrer niederen und höheren Bildung sind durch die Maßstäbe bestimmt, die innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gelten. Sie Alle fühlen sich im Gegensatz zu Romanen und Slaven, ja gegenüber Briten und Skandinaviern als Deutsche, und wenn ihnen die Gesetzgebung ihrer Staaten und das Gefühl, daß sie doch nun einmal einem fremden Staatsverbande angehören, nicht bei vielen Gelegenheiten den Mund schlösse, so würde ihre Neigung zu Deutschland noch deutlicher reden. Sie alle fühlen sich durch deutsche Siege, deutsche Eroberungen und deutsche Entdeckungen, durch deutsche Geistesthaten wie durch deutschen Gewerbfleiß mitgehoben und stehen der Weltstellung der deutschen politischen Vormacht keineswegs gleichgültig gegenüber. Ja, man kann noch weiter gehen. Durch ihre geographische Lage gehören auch die 2 Millionen Dänen nordgermanischer Abkunft diesem Verbande an. Allerdings besitzen sie ein eigenes Nationalgefühl und eine eigene Sprache, aber sie haben kein eigenes geistiges Leben und sind auf die Dauer fraglos der Aufsaugung durch die festländischen Westgermanen verfallen. Von Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meer reicht deren Gebiet. Von Königsberg nach Triest geht ihre Ostgrenze, nur durch das dreiviertel slavische Böhmen unterbrochen, und von Calais nach Mailand ihre Westgrenze. Außerdem stehen ihnen die fast 7 Millionen Nordgermanen der skandinavischen Halbinsel (4,8 Mill. Schweden und 2 Mill. Norweger), die ohne die Stütze des deutschen Stammes, dem sie ihre Cultur entlehnt haben, dessen Sprache noch immer ihr Hauptbildungsmittel ist und dessen Geistesleben sie theilen, dem andringenden Slaventhum wehrlos gegenüberständen, mindestens näher als einem anderen Stamme. Sie sind von allen Germanen zweifellos diejenigen, die ihr germanisches Blut am reinsten bewahrt haben; aber wahrscheinlich eben darum haben sie auch von allen Germanen den geringsten Aufschwung genommen. Die durch Sachsen, Kelten, Romanen und Skandinavier befruchteten Angeln, die durch Kelten, Slaven und im Westen und äußersten Süden durch Romanen befruchteten Deutschen und die durch Deutsche, Romanen und einen kleinen Procentsatz Mongolen befruchteten Briten Nordamerikas sind ihnen an aufsteigender Kraft weit überlegen. Einst ein selbstständiger Stamm, der

den Westgermanen an Bedeutung Nichts nachgab, sind die Nordgermanen zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken und können höchstens noch als Anhängsel der festländischen Westgermanen betrachtet werden. Allerdings vermehren sie sich neuerdings ein wenig stärker, senden einen schwachen Auswandererstrom nach den Vereinigten Staaten und stellen ein paar tausend Matrosen für die britische Flotte, aber mit dem deutschen Stamme halten sie in der Vermehrung nicht entfernt Schritt.

Der zweite europäische Mittelpunkt der germanischen Rasse sind die britischen Inseln. Ihre westgermanischen Einwohner sind noch stärker mit fremdem Blute gemischt als die Deutschen, und vielleicht verdanken sie diesem Umstand ihre außergewöhnliche Thatkraft, ihre Stärke in der Selbstbehauptung und ihre Fähigkeit, sich zur Geltung zu bringen.

Die Deutschen des Reiches sind ihnen um mehr denn 10 Millionen voraus, und die Briten haben auch keine Bruchtheile ihres Stammes rings um ihr Reich sitzen, die sie sich nach und nach noch einverleiben könnten, ja ihre insulare Lage macht ihnen sogar jede Ausdehnung ihres Stammes in der Heimat fast unmöglich. Sie können sich nicht durch Verschieben ihrer Stammesgrenzen im Laufe der Jahrhunderte daheim mehr Boden erwerben; höchstens die paar Kelten können sie noch aus ihren britischen Wohnsitzen verdrängen oder aufsaugen. Während die Wiedergewinnung der einzelnen losgesprengten Stücke des Deutschthums die Bevölkerung des Reiches auf 72 Millionen erhöhen muß, die sichere Vermehrung des heutigen Volksstandes ungerechnet, ist es sehr fraglich, ob heute die britischen Inseln mehr als 40 Millionen Menschen eine Heimat bieten können. Eben diese Unmöglichkeit einer entsprechenden Ausdehnung des eigenen Stammes in der Heimat aber hat dem britischen Volke die Spannkraft zu starken Ansiedelungen jenseits des Meeres gegeben, deren eine sich sogar zu einer dem Mutterlande überlegenen Volksgemeinschaft ausgebildet hat. In keiner der anderen Niederlassungen aber hat es der britische Stamm bis heute dazu gebracht, den Stamm der Bevölkerung zu bilden. Ueberall stellt er nur die Herrenkaste dar, und diese ist nur durch fortwährenden Nachschub aus der Heimat im Stande, sich zu behaupten. Dafür hat aber das britische Reich den eigenen Stammesangehörigen durch eine nationale Politik, deren sich kein anderes Volk der Erde rühmen kann, Entwickelungsmöglichkeiten geschaffen, die heute noch ohne ihres Gleichen dastehen. In seinen auswärtigen Besitzungen beherrscht Groß-Britannien 310 Millionen Menschen, und in jeder seiner fünfzig bedeutenden Colonien ist dem Briten die Möglichkeit geboten, unter dem Schutze einer starken Seemacht Fuß zu fassen und seine Interessen in jeder Hinsicht zu fördern. Allerdings sind diese Entwickelungsmöglichkeiten bisher keineswegs genügend ausgenützt worden. Die britische Bevölkerung hat sich vielmehr in der Hauptsache darauf beschränkt, in diesen Gebieten ihr Geld in gewinnbringenden Unternehmungen anzulegen, und hat fremde Stämme für sich

arbeiten lassen. Aber nur durch das in auswärtigen Unternehmungen verdiente Geld ist es möglich geworden, daß die Bevölkerung der britischen Inseln die Zahl von 39 Millionen erreicht hat. So ungeheuer die 23 Millionen Quadratkilometer auch scheinen, die das britische Weltreich umfaßt — ein Sechstel der gesammten Landfläche des Erdballes, bewohnt fast von einem Viertel der Menschheit — so stützt sich doch die Behauptung dieses Colonialreiches einzig auf die Kriegsschiffe des Mutterlandes und nicht auf Siedelungen des englischen Stammes. Man darf nicht, wie das so häufig geschieht, die politische Stellung Groß-Britanniens unter den Großmächten mit der Stellung des englischen Stammes in der Menschheit verwechseln. Beides sind zwei grundverschiedene Dinge, und beide haben eine sehr verschiedene Bedeutung. Die erste kann ein unglücklicher Krieg vernichten; gegen die zweite vermag nur Jahrhunderte dauerndes Andringen fremder Stämme Etwas; denn sie bestimmt sich allein durch die Mächte Arbeit und Zeugung und ihr Wechselverhältniß. Wenn an Groß-Britannien Etwas zu bewundern ist, dann ist es der Zug, daß es dieses Volk vermocht hat, sich weit über seine Kräfte hinaus Gehorsam zu verschaffen, sich eine politische Stellung zu erwerben, die seine volksstandliche Stellung ungefähr um das Zehnfache überragt. Um wenn dem staatlich vereinigten Theile des deutschen Stammes Etwas zum Vorwurf zu machen ist, dann ist es die Thatsache, daß die politische Stellung des deutschen Reiches noch immer nicht der volksstandlichen Bedeutung des deutschen Stammes in der Menschheit entspricht, daß er sich nicht zu rechter Zeit Entwickelungsmöglichkeiten durch geeignete Colonisirung geschaffen hat, und daß so noch immer alljährlich ein paar Hunderttausende Deutsche fremden Stämmen als Culturdünger dienen, da ihnen von der Heimat aus nicht die Möglichkeit geboten wird, sich in geschlossenen Massen anzusiedeln.

Der dritte große Mittelpunkt der germanischen Rasse liegt nicht in Europa. Er wird von den Vereinigten Staaten Amerikas gebildet. Ganz Amerika enthält ungefähr 40 Millionen Menschen germanischer Abkunft, und von diesen kommen auf die Vereinigten Staaten etwa 30 Millionen. Zu diesen haben geschichtlich die Briten 20 Millionen und die Deutschen 10 Millionen gestellt. Heute giebt es in den Vereinigten Staaten jedoch nur noch etwa 7 Millionen Deutschredende deutscher Abkunft, und auch diese verschmelzen mit den 20 Millionen des englischen Typus, einem geringen indianischen und einem etwas stärkeren romanischen Procentsatz zu einer neuen Rasse, den Yankees, die ihre Hauptmerkmale dem germanischen Stamme und von diesem wieder am meisten dem englischen Zweige entlehnt haben. Die übrigen zehn Millionen Germanen kommen auf Canada, Mittel- und Süd-Amerika und die großen amerikanischen Inseln, und im Süden überwiegt das deutsche Element namentlich in den Handelsstädten stark. Die kleinen deutschen Colonien erhalten sich ziemlich rein und wachsen aus eigener Kraft wie durch Nachschub aus der Heimat. Gehört auch

Canada politisch zu England, so ist doch sein Zusammenschluß mit den Vereinigten Staaten nur eine Frage der Zeit. Seine fünf Millionen Einwohner bedeuten ja den 66 Millionen derselben gegenüber keinerlei nennenswerthen Widerstand. Bevölkert wie Deutschland, könnten die Vereinigten Staaten allein 850 Millionen Menschen ernähren, d. h. mehr als ganz Asien heute besitzt. Ihre Bevölkerung befindet sich also in der gleichen glücklichen Lage wie die des europäischen und asiatischen Rußland. Durch eine glückliche Politik ist es ihr vergönnt gewesen, sich die ungeheuersten Entwickelungsmöglichkeiten unmittelbar im eigenen Hause zu sichern; sie braucht voraussichtlich noch für Jahrhunderte nicht die Hand nach fernen Regionen auszustrecken, sondern kann sich daheim recken und dehnen, während die Culturvölker Europas sich wechselseitig kaum den nöthigen Ellenbogenraum für die kleinsten Bewegungen lassen.

Welche Wendung wird der weitere Verlauf nehmen? Allerdings zeigt uns die geschichtliche Entwicklung zuerst Fehden einzelner Familien; dann schränkt sich die blutige Fehde auf kleine Völkerschaften, auf Städte oder Gemeinden ein; diese werden durch kleine Staaten und diese durch größere Staaten abgelöst, so daß heute ein Krieg von Schaumburg-Lippe mit Sachsen-Weimar-Eisenach zur völligen Unmöglichkeit gehört. Hier ist allerdings in verschiedener Wiederholung ein gemeinsames Interesse, das es gegen außen zu behaupten galt, so beherrschend geworden, daß die blutige Entscheidung etwaiger Streitigkeiten überflüssig geworden ist. Aber wer möchte sich dafür verbürgen, daß das so weiter gehen und daß der Einigung eines Theiles der deutschen Stämme zu einem Reiche eine Einigung aller Germanen zu einem Reiche folgen werde? Die zwei schwersten Bedenken, die es geben kann, stehen dem entgegen. Einmal bilden die Germanen schon seit Jahrhunderten keine wirthschaftliche Einheit mehr, sondern drei große Einheiten, und sodann besitzt jede dieser wirthschaftlichen Einheiten Etwas, was sie unausbleiblich von den anderen beiden abschließt, ein eigenes Nationalgefühl. Lamprecht hat die Geschichte des deutschen Nationalgefühls geschrieben; eine Geschichte des englischen und amerikanischen haben wir leider noch nicht. Aber der Gegenstand einer solchen Geschichte ist auf den britischen Inseln wie in den Vereinigten Staaten vielleicht in noch stärkerem Maße vorhanden als bei den Deutschen innerhalb und außerhalb des deutschen Bundesstaates. Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener besitzen in gleichem Maße selbstständige Nationalgefühle, die sie scharf von einander scheiden, und selbst zwischen den französischen Belgiern und Schweizern und den Franzosen gähnt eine weitere Kluft als z. B. zwischen Reichsdeutschen und Deutschösterreichern, bei denen von verschiedenem Nationalgefühl nicht die Rede sein kann. Unter den Slaven nimmt das russische Reich eine derartig überragende Stellung ein, daß Süd- und Westslaven nebst den stammverwandten Letten nur seine Anhängsel bilden. Der westslavische Stamm scheint allerdings die Tendenz

zu zeigen, ein ganz eigenes Nationalitätsgefühl und eigene Stammeseigenthümlichkeiten zu entwickeln, wie er bereits eigene Sprachen entwickelt hat, aber augenblicklich ist dieser Wandel noch nicht völlig vollzogen.

Für eine etwa vor sich gehende Ueberbrückung dieser Gegensätze sind nicht die mindesten Anzeichen vorhanden. Im Gegentheil spricht aus der politischen Geschichte des letzten Jahrhunderts deutlich genug die Tendenz, Stammesstaaten zu bilden und die verschiedenen Volksstände auch durch politische Grenzen von einander abzutrennen. Die ganze Gruppe von Verschiebungen von Arbeitskräften, die unter dem Namen „Fremde Arbeit" bekannt ist, scheint dagegen zu sprechen, aber diese Erscheinungen sind selbst in der Schweiz und Frankreich, wo sie am mächtigsten aufgetreten sind, immerhin nur Kleinigkeiten, wenn man sie mit den Veränderungen vergleicht, die sich in der Arbeit der einzelnen Länder für den Weltmarkt, d. h. entweder in ihrer Getreideausfuhr oder in ihrer Ausfuhr von Gewerbeerzeugnissen in den letzten dreißig Jahren vollzogen haben. Und das Mehr an Arbeit allein, das ein Volksstand anderen Volksständen gegenüber leistet, giebt ihm die Möglichkeit zu stärkerer Zunahme. Die mittelländischen Nationalitäten, die sich heute im Kampfe um die Erdoberfläche unter einander und mit den Mongolen und Wollhaaren gegenüber stehen, zeigen keinerlei Neigung, sich zusammen zu schließen. Die Luft, in der Nietzsche es witterte, daß „Europa Eins werden will", scheint nur sehr verstreut zu wehen, und selbst die modernen Friedensgesellschaften sind wider Willen nur ein Beweis für die Stärke der nationalen Interessen, die sich allenthalben im Widerstreit befinden. Ob die Romanen noch einmal eine führende weltgeschichtliche Rolle übernehmen und ob die Slaven sich jemals zu einer solchen aufschwingen werden, bleibt noch abzuwarten. Augenblicklich stehen jedenfalls die drei großen germanischen Reiche an der Spitze der Menschheit. „Wenn nicht Alles täuscht," sagt Karl Peters in seinem Buche ‚Deutschnational', „so stehen wir augenblicklich vor einem Ausblick auf Jahrhunderte lange Entwickelungen, in welchen immer deutlicher diese beiden Hauptvertreter der germanischen Rasse (Deutsche und Engländer) auf dem Schauplatz des geschichtlichen Lebens in den Vordergrund treten werden, und wenn Darwin Recht hätte, so würde vielleicht einmal die Zeit denkbar sein, in der sie die alleinigen Herren der Erde wären und ihre Beziehungen demnach die Geschichte der Menschheit ausfüllten." Aber wie dem auch sein möge, in jedem Falle ist es sicher, daß sich die Urenkel der heute lebenden Germanen an der Herrschaft über den Erdball nicht in demselben Procentsatz betheiligen werden, in dem heute die einzelnen germanischen Stämme zu einander stehen. Vielleicht ist dann einer der drei großen Germanencomplexe zerborsten, zersplittert, zu Grunde gegangen, vielleicht zwei, vielleicht ist der dritte über die anderen beiden dann mächtig emporgewachsen; vielleicht ist auch er im Niedergang, und ein heute unscheinbarer Seitenarm ist auf dem Wege zur geschichtlichen Größe, zur

führenden Weltmacht. Denn wie Arten und Rassen, Völker und Stämme, so stehen auch die einzelnen Volksschichten und Stände, Berufskreise und Familien in Wettbewerb mit einander, und von den Söhnen ein und desselben Vaters sucht sich Jeder höher emporzuschwingen, als der Andere. Eine Familie sinkt in hundert Jahren auf vier Augen, und eine andere steigt auf vierhundert. Und in diesem unaufhörlichen Kraftmesser, dem Kampf um die reicheren Daseinsmittel, ist zugleich das Gericht über jeden Einzelnen, jede Familie, jeden Stand, jedes Volk, jede Rasse, jede Art enthalten, im guten wie im bösen Sinne. Wer sich und seinen Kindern den Erdball zu erobern vermag, dem gehört er von Naturrechts wegen. Aber was das Große dabei ist: indem ein solcher Sieg im Verdrängungskampfe zwischen Völkern und Rassen stattfindet, geschieht zugleich eine That im Dienste der Menschheit. Durch das Hinausdrängen des Niedrigeren zum Daseinsthore, wird die durchschnittliche Tüchtigkeit gehoben, und die Menschheit kann künftig ihr Haupt höher tragen.

„Die Pflanze kämpft; sie will die ganze Erde
Erobernd überzieh'n mit ihren Kindern.
Und Jede will's; und Jede hilft verhindern,
Daß alles Land zur öden Haide werde.
Der Hirsch beweist in tödtlichem Gefecht,
Daß er der Stärkste sei; dann darf er werben;
Des Schwächlings Bildung soll sich nicht vererben,
Und schöne Stärke nur ist Daseinsrecht."

Wir sind immer noch gewöhnt, wenn wir heute Völker miteinander vergleichen, unser Augenmerk auf wenige besonders begabte Individuen zu richten. Sie sind allerdings ebenfalls ein Erzeugniß der Volkseigenart, aber sie sind es nicht, die in diesen Verdrängungskämpfen von Völkern die Entscheidung herbeiführen, sondern das ist, wie schon bemerkt, das große Schwergewicht der durchschnittlichen Begabungen. Ihre Leistungsfähigkeit entscheidet die Frage, ob ein Volk billigere Waaren ausführen kann als das andere und sich ihm dadurch im Wettbewerb um die Arbeitsgelegenheit überlegen erweist. Mit dem Ansichziehen von möglichst viel Arbeitsgelegenheit allein aber werden die Mittel zu einer weiteren Steigerung des Volksstandes geschaffen. Diese Dinge entziehen sich weder der menschlichen Einsicht noch gehen sie über die Grenzen des menschlichen Machtbereiches hinaus. Die sich eben in Großbritannien, Italien und Deutschland ausbildende neue Wissenschaft der Volksstandswirthschaft macht sie zu ihrem ausschließlichen Gegenstande, und wollte unsere Socialgesetzgebung, statt einseitig-eudämonistischen oder nationalökonomischen Rathschlägen zu lauschen, die einfachsten volksstandswirthschaftlichen Gebote berücksichtigen, so ließen sich die Schicksale des deutschen Stammes auf Jahrhunderte hinaus beeinflussen, zum Guten wie zum Bösen, ganz nach dem Maße der vorhandenen Einsicht. Bei dem heutigen Völkerverkehr und dem immer wachsenden Maße der Kenntniß

ist es unmöglich, in einem einzigen Lande die Löhne und den Lebensfuß der Arbeiter hochzuhalten, ohne zugleich die Leistung dieser Arbeiter auf eine höhere Höhe zu heben. In jedem anderen Falle muß fremde Concurrenz die Producte der heimischen Arbeit unterbieten und fremde Einwanderung den inländischen Arbeitern den eben erst gesteigerten Stand der Lebenshaltung wieder herabdrücken. Mit Hebung der Volksbildung und der technischen Bildung der Arbeiter läßt sich mancherlei erreichen, Alles aber nicht. Eine dauernde Hebung des eigenen Volksstandes ist nur durch das Mittel möglich, durch das die Natur allen Fortschritt erzeugt, durch natürliche Auslese der Tüchtigsten. Schon heute ist mit absoluter Sicherheit vorauszusagen, daß dasjenige Volk den Gipfel der Menschheitsentwicklung erreichen und sich die Erdherrschaft gewinnen wird, dem es gelingt, durch sociale Reform im Innern die sociale Auslese, die durch allerhand Factoren in's Stocken gerathen ist, neu zu beleben und sich durch sociale Ausscheidung der Schlechtesten des Schwergewichtes zu entledigen, das es verhindert, frei und stolz seinen Flug nach oben zu nehmen.





# Bertrand du Guesclin.

Von

**E. Maschke.**

— Breslau. —

Die geschichtliche Figur dieses bretonischen Condottiere des 14. Jahrhunderts ist kürzlich auch als Held für ein nationales Drama verwerthet worden, das Paul Déroulède, der Stifter der französischen Patriotenliga, für seine überspannten Revanche-Zwecke unter dem Titel „Messire du Guesclin" hat erscheinen lassen. Selbstverständlich ist hierbei der kühne bretonische Haudegen als der bewußte Vorkämpfer der französischen Nationalidee dargestellt worden. Indem Paul Déroulède auf die allerdings historische Thatsache sich bezieht, daß von jeher das große Seine-Babel selbst dem ganzen Frankreich gegenüber sich als Hauptstadt oft recht unnütz gemacht hat, will er in seinem Schauspiel zeigen, wie der wahre Nationalheld das Vaterland zunächst von den inneren Unruhen befreit und dann, was die Hauptsache ist, auch gegen den äußeren Feind zum entscheidenden Siege führt.

Das Bühnenstück spielt in den Jahren 1358 bis 1364. Die Schlacht bei Poitiers (Maupertuis), in welcher nicht nur das französische Heer durch den Prinzen von Wales (de Galles) vollständig geschlagen, sondern auch König Johann II. persönlich gefangen genommen worden, hatte in allen Theilen Frankreichs große Unruhen und Unordnungen hervorgerufen. Auch die Bürgerschaft von Paris konnte die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, den ihr innewohnenden Geist der Opposition wieder mal im öffentlichen Aufruhr zu bethätigen. Im Einverständniß mit König Karl dem Bösen von Navarra hatte der Prévôt der Pariser Kaufleute Etienne Marcel sogar geplant, die französische Hauptstadt in die Hände der Engländer zu liefern. Dauphin Karl von Frankreich, Herzog der Normandie, sah sich in Folge der in Paris immer mehr anwachsenden Unruhen 1358 dazu genöthigt, die Stadt

zu verlassen, um auswärts Streitkräfte zu sammeln und mit deren Hilfe die Revolutionspartei niederzuschlagen. Drei Monate später wurde denn auch Paris von ihm belagert. Bertrand du Guesclin hat sich thatsächlich nicht bei dem Heere des Dauphins befunden. Déroulède läßt aber die erste Scene seines Stückes in dem Lager du Guesclins zu Vincennes sich abspielen. Die königlichen Streiter schicken sich eben zum Sturme auf Paris an, da erscheint der Bürger Jean Maillard in dem Lager und verkündet, daß unter seiner Anführung eine Gegenrevolution in Paris ausgebrochen sei und daß er den Verräther Marcel erschlagen habe. Déroulède benutzt jetzt die Gelegenheit, um seinen zum Nationalhelden zugestutzten du Guesclin eine schöne patriotische Rede im Stile der neuesten Zeit hersagen zu lassen. „Die Pariser Revolutionäre sind es," expectorirt sich Bertrand, „die Frankreich ruiniren. Ihr haßt doch die Engländer! Sehet Ihr Thoren denn aber nicht, daß Eure Meuterei Paris entkräftet und dem Feinde in die Hände spielt?!" Déroulède will damit auf die Vorgänge von 1870/71 in Paris hinzielen, glaubt hiermit aber noch nicht genug gethan zu haben, sondern muß auch seinem ehemaligen Busenfreunde Boulanger noch im Grabe einen Tritt versetzen. In sehr merkwürdiger Combination läßt er einen Offizier aus dem Heer du Guesclins Letzterem den Vorschlag machen, er möchte sich jetzt durch Verständigung mit den Communards zum Alleinherrscher von Frankreich aufwerfen. Bertrand du Guesclin ist aber natürlich kein Boulanger, daß er das revolutionäre Gesindel zu Spießgesellen hätte nehmen können; er hält vielmehr als Entgegnung auf das — jedenfalls sehr thöricht und unmotivirt erfundene — Ansinnen eine schöne und klangvolle Rede über die Nothwendigkeit der militärischen Disciplin. Paris wird also durch Guesclin zurückerobert — wenigstens in der Phantasie Déroulèdes — und der tapfere Held wendet sich dann nach Niederwerfung der Commune gegen den nationalen Feind — damals die Briten. Der Schlußact des Dramas zeigt die Kathedrale von Reims, wo Dauphin Karl sich zum König salben und krönen läßt. Die Ceremonie ist eben beendet, als ein staub- und blutbedeckter Krieger in die Kirche hereinstürzt und die Trauerbotschaft verkündet, das Heer des Königs sei vollständig geschlagen. „Wehe!" ruft Karl V., „ich bin nur noch der Schatten eines Königs!" Doch die unheilvolle Nachricht war eine falsche. Déroulède hatte sie in feiner Weise nur erfunden, um die freudige Ueberraschung König Karls über die thatsächlich gewonnene Schlacht von Cocherel noch zu einer effectvolleren zu gestalten. Er läßt dann Bertrand du Guesclin selbst erscheinen und jubelnd rufen: „Sieg! Sieg! mein edler König, die Engländer sind in voller Flucht!" Die versammelten Ritter und Edlen schwingen die gezückten Schwerter, und Alles ruft aus vollem Halse: „Vive la France!" — Das französische Publicum klatscht frenetischen Beifall und kann in gehobener Stimmung nach Hause gehen, denn in Paul Déroulèdes jedenfalls prophetischen Träumen sind die verhaßten Deutschen bis zur Vernichtung geschlagen.

Wenn der französische Schriftsteller den Aufruhr der Pariser Bevölkerung unter Etienne Marcel mit dem Commune-Aufstand von 1871 in Vergleich stellt, so giebt ihm wohl die Geschichte eine gewisse Berechtigung dazu, denn beide Ereignisse bieten jedenfalls mehr als eine äußere Aehnlichkeit. Die Communards von 1871 konnten wohl als die Epigonen der wüsten Empörer von 1358 betrachtet werden. Daß aber der bretonische Condottiere Bertrand du Guesclin zu einem Vertreter und Vorkämpfer der französischen Nationalidee gestempelt wird, entspricht keineswegs den geschichtlichen Thatsachen und ihrer Entwickelung. Schließlich wird auch dem Andenken des kühnen Haudegen ein gewisses Unrecht angethan, wenn derselbe, wie dies von Déroulède in marktschreierischer Weise geschieht, geradezu als phrasenhafter Bühnenheld und flacher Scenenmacher hingestellt wird. Bertrand du Guesclin war nicht nur ein sehr tapferer Recke, sondern namentlich von einer außerordentlichen Lebensklugheit, — allerdings dabei auch ein Kind seiner Zeit und als Mann des Waffenhandwerks ein echter Repräsentant des alten Ritterwesens mit allen seinen unverkennbaren Mannestugenden ebensowohl, wie mit seinen großen Fehlern, seinem oft hervortretenden leeren äußeren Scheine, seinem meist hohlen Geklirr und Gelärme. Die Betrachtung der Lebensschicksale dieses bretonischen Condottiere bietet aber jedenfalls viel des Interessanten und liefert einen lehrreichen Beitrag zur Kenntniß der Zeit- und Culturgeschichte des 14. Jahrhunderts.

Die ersten Aufzeichnungen über Bertrand du Guesclin finden wir in den Chroniken eines Zeitgenossen desselben, des französischen Dichters und Schriftstellers Jean Froissart. Das Werk dieses Letzteren umfaßt den Zeitraum von 1326 bis 1400 und schildert in phantasiereicher dramatischer Darstellung und blühender, lebensfrischer Sprache die Begebenheiten in England und Schottland unter Eduard III. und Richard II., die Geschicke Frankreichs unter den Königen Johann II., Karl V. und VI., sowie die gleichzeitigen Ereignisse auf der Pyrenäenhalbinsel und in den niederländischen Provinzen. Der französische Schriftsteller erweist sich dabei namentlich als ein großer Bewunderer der Thaten des damaligen Ritterthums. Froissarts Werk war ursprünglich in zahlreichen Handschriften verbreitet. Eine solche, und zwar mit Miniaturmalereien künstlerisch reich ausgestattete, befindet sich auch in der Stadtbibliothek zu Breslau. Dieser kostbare Schatz rührt nachweislich aus der Büchersammlung des Bastard Anton von Burgund, Graf de la Roche en Ardennes her und wurde von dem eigentlichen Stifter der Breslauer Stadtbibliothek Thomas Rhediger (1541 bis 1576) erworben. Wie Dr. Alwin Schultz in seiner Beschreibung dieser Bilderhandschrift*) ausführt, war im Laufe des 15. Jahrhunderts der Hof der Herzöge von Burgund die Stätte, wo sich Alles concentrirte, was in den transalpinischen

*) Beschreibung der Breslauer Bilderhandschrift des Froissart, verfaßt von Dr. Alwin Schultz, Privatdocent der Archäologie und Kunstgeschichte. Breslau 1869. —

Ländern an Kunst geleistet wurde. Von dort gingen die Neuerungen aus, welche auf die ganze Kunst der Malerei einen nachhaltigen und epochemachenden Einfluß ausübten, und namentlich an jener Stätte waren schließlich alle Zweige der Kunst: Malerei, Plastik und Architectur, sowie Goldschmiedekunst und Weberei, endlich die Kunst des Bücherschreibens und Buchbindens durch ausgezeichnete Kräfte vertreten. Besondere Vorliebe aber wandten die burgundischen Fürsten ihren Bibliotheken zu, für welche prachtvoll geschriebene und mit Miniaturen ausgestattete Bücher bei den tüchtigsten Copisten und Illuminatoren bestellt wurden. In Folge dessen entwickelte sich hier gerade die Kunstbranche der Kalligraphie und der eng mit ihr verbundenenen Miniaturmalerei in so hohem Maße, daß die burgundischen Handschriften des 15. Jahrhunderts unbestritten als die schönsten unter den in dieser Zeit gefertigten Manuscripten bezeichnet werden dürfen. Schon Philipp der Kühne, der Sohn Johanns II. von Frankreich, war durch die Verheirathung mit Margarethe, der Tochter Ludwigs III. Grafen von Flandern, 1383 in den Besitz einer Bibliothek gelangt, die unter ihm, sowie unter seinem Sohne und Nachfolger, Johann ohne Furcht, noch vergrößert wurde. Ihren glänzendsten Höhepunkt erreichte jedoch diese Büchersammlung unter der Regierung Philipps des Guten (1419 bis 1467), der als Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften vor allen Fürsten seiner Zeit sich auszeichnete. Er sammelte vorzüglich Bücher, die in französischer Sprache geschrieben waren, ließ aber auch in anderen Sprachen abgefaßte Werke durch an seinem Hofe angestellte Uebersetzer für sich übertragen. Unter Letzteren ist besonders David Aubert aus Hesdin im Artois hervorzuheben. Die auf diese Weise von den kunstliebenden Fürsten gesammelten Bücher sind größtentheils in der „Bibliothèque des Ducs de Bourgogne" zu Brüssel vereinigt. Die Vorliebe für schöne Bücher war auch auf Philipps natürlichen Sohn, den Bastard Anton von Burgund übergegangen. Die Chroniken des Jean Froissart hatten sich aber gerade am burgundischen Hofe einer besonderen Beliebtheit erfreut, und so war es denn erklärlich, daß auch der Bastard Anton das Werk für seine Bibliothek bestellte. Ueber die weiteren Schicksale dieser letzteren Büchersammlung ist Nichts bekannt geworden; wie es scheint, wurde sie im 16. Jahrhundert verkauft, so daß Bücher, die ihr angehört hatten und die durch bezügliche Wappen, Devisen und Embleme kenntlich sind, sich jetzt in den verschiedensten Bibliotheken zerstreut vorfinden.

Die in der Breslauer Stadtbibliothek vorhandene Bilderhandschrift des Froissart besteht aus vier starken Foliobänden, ist nachweislich 1468 bis 1469 gefertigt, und zwar von dem vorerwähnten David Aubert, oder wenigstens unter dessen Oberaufsicht. Bei der Herstellung der Miniaturen sind aber nach dem Urtheile der Sachkenner für jeden einzelnen Codex mindestens vierzehn Maler und außerdem mit der Ausführung der Initialen noch eine Anzahl Illuminatoren beschäftigt gewesen. Die Scenen, welche

in den Miniaturen uns vorgeführt werden, sind der mannigfachsten Art. Wir sehen vor Allem Schlachten geschildert, Belagerungen, Scharmützel, Straßenkämpfe, wie dies die Erzählungen des Froissart erforderten, ferner Lager mit prächtigen Zelten, Turniere, Festlichkeiten, Hochzeiten; dann wieder werden wir in das Sterbezimmer von Königen geführt oder wohnen andererseits der Krönung von solchen bei; wir sehen sie, von ihren Räthen umgeben, auf dem Throne sitzen, oder im feierlichen Trauergepränge zur letzten Ruhestätte geführt werden. Hier wird ein Hafen mit Handelsschiffen, dort ein Geschwader von Kriegsfahrzeugen abgebildet; wir sehen einen armen Sünder am Pranger gestäupt, einen anderen gehängt oder enthauptet werden. Es ist schließlich wohl kein Zug des mittelalterlichen Lebens, der uns nicht durch diese meisterhaften Malereien unmittelbar zum Verständniß gebracht wird. Die Klarheit der Darstellung wird noch dadurch erhöht, daß die handelnden Hauptpersonen theils durch Wappen, theils durch in überaus zarter Weise auf den Zelten oder dem Geschirr der Pferde angebrachte goldene Inschriften näher bezeichnet sind. Aber schon die verschiedenen Costüme von Männern und Frauen jedes Standes, die mannigfaltigen Rüstungen, Waffen, Kriegsmaschinen u. s. w. bieten dem sich genauer mit der Culturgeschichte des Mittelalters Beschäftigenden ein lehrreiches Material dar. Wie Dr. Alwin Schultz in seiner betreffenden Beschreibung nachweist, würden wir jedoch irren, wenn wir annehmen wollten, daß in diesen Abbildungen gerade die Schlachten und Abenteuer illustrirt und naturwahr dargestellt sind, die uns Froissart erzählt. Es zeigen uns diese Malereien nicht etwa Scenen aus dem 14. Jahrhundert, sondern lediglich das Leben und Treiben jener späteren Zeit, wo das betreffende Manuscript illustrirt wurde. Nach dem Urtheil der Sachverständigen soll dies auch der ganzen Denkweise des Mittelalters entsprechen, welches eine historische Kritik in unserem Sinne nicht kannte, sondern ganz unbefangen auch Erlebnisse der Vergangenheit ohne Weiteres in die unmittelbarste Gegenwart versetzte. Es bieten demnach die betreffenden Miniaturen auch nicht einen bildlichen Commentar zum Froissart, sondern, wie Dr. Schultz ausführt, etwa zu den Memoiren des Philippe de Comines. Wollten wir uns die Schlachten Karls des Kühnen, das Gefecht von Montlhéry, die Bekämpfung der aufständischen Lütticher, die Kriege mit den Schweizern lebendig vorstellen, so würden wir in diesen Miniaturen die rechten Anhaltspunkte finden. Für Jeden also, der sich mit der Geschichte des 15. Jahrhunderts beschäftigt, namentlich für den Archäologen dürfte daher diese Bilderhandschrift eine wichtige Fundgrube bilden, doch könnte in unserer Zeit es keinem Gelehrten mehr einfallen, zur Erklärung des Froissart unmittelbar auf diese Illustrationen sich zu stützen. Es ist diese Bilderhandschrift des Froissart von jeher als eine Perle der Rhediger'schen Bibliothek in Breslau angesehen worden. Nach dem Urtheile der Sachverständigen beruht ihr hervorragender Werth aber hauptsächlich auf der Schönheit und Menge der Miniaturen,

mit denen sie ausgestattet ist, während sie für die Darstellung des Schrifttextes von weniger Bedeutung sein soll. Es dürfte daher diese Aubert'sche Handschrift für das Quellenstudium zur Geschichte des 14. Jahrhunderts sich auch weniger eignen. Bessere Dienste wird für diesen Zweck die Bearbeitung der Froissart'schen Chronik durch Buchon*) leisten. Auch kann dazu die Geschichte Bertrands du Guesclin vom Chevalier Paul Hay, Seigneur du Châtelet**), empfohlen werden, ein Buch, das Ludwig XIV. gewidmet und von diesem privilegirt ist. Bewegt sich der Verfasser letzteren Werkes auch in der überschwänglichen Romantik der ersten Regierungszeit des roi soleil, so bieten seine Aufzeichnungen doch vielfach sehr lehrreiche und interessante Ergänzungen zu vorgenannter Chronik. —

Bertrand du Guesclin war etwa 1320 als ältester Sohn des Robert du Guesclin, Seigneur de Broon auf dem Schlosse de la Motte de Broon bei Rennes in der Bretagne geboren. Schon als Knabe zeigte er, körperlich sich sehr schnell und kräftig entwickelnd, eine unüberwindliche Neigung zum Waffenhandwerke. Bereits mit vierzehn Jahren war er darin so gut wie vollständig ausgebildet; er verstand mit dem Bogen zu schießen, sich der Streitaxt zu bedienen, Schwert und Lanze zu handhaben, das Schlachtroß zu tummeln und war im Exercitium der Reiterei, wie des Fußvolks unterrichtet. Nachdem er dann auch die Söhne der Insassen des väterlichen Besitzes nach Möglichkeit in der Waffenhandhabung angelernt hatte, wollte er sein theoretisches Wissen in der Taktik in die Praxis übersetzen und veranstaltete reguläre Kämpfe mit seinen Altersgenossen, denen er bei dieser Gelegenheit in seinem Eifer jedoch die Glieder entzweischlug. Der Vater mußte ihm nothgedrungen dieses Handwerk bald legen. Bertrand wurde also unter strengere Aufsicht genommen, durfte aber den Uebungen und der weiteren Ausbildung mit den Waffen auch ferner nach Lust und Gefallen obliegen. Ebenso wurde ihm gestattet, den Versammlungen der Edelleute mit beizuwohnen, nur die Theilnahme an den ritterlichen Wettkämpfen blieb ihm noch versagt. Trotzdem trug er aber, kaum 18 Jahre alt, ohne Vorwissen seines Vaters, zu Rennes den ersten Siegespreis in einem großen öffentlichen Turniere davon, welches die bretonischen Edlen zu Ehren der Hochzeitsfeier Karls von Blois, Grafen von Guise und Jeannes de Bretagne, Gräfin von Penthièvre veranstaltet hatten und zu dem Einladungen an die gesammte Ritterschaft Frankreichs und Englands ergangen waren. Bertrand hatte dieses Turnier nicht besuchen sollen, ihm war deshalb vom Vater weder Rüstzeug, noch ein Streitroß zur Verfügung gelassen worden. Die Leidenschaft zum Waffenhandwerk läßt jedoch dem jungen Menschen keine

*) Les chroniques de Sire Jean Froissart etc. par J. A. C. Buchon. — Paris, Société du Panthéon Littéraire 1853.

**) Histoire de Bertrand du Guesclin etc. par Messire P. H. Seigneur d. C. — Paris, Jean Gignard 1666.

Ruhe, er muß den Wettkämpfen wenigstens als Zuschauer beiwohnen. Ohne Weiteres setzt er sich demnach auf einen Ackergaul und reitet nach dem Festplatze hin. Hier spielt er freilich in seinem Aufzuge eine ziemlich komische Rolle, das stört ihn indessen nicht in seinem Vergnügen, den ritterlichen Kämpfen zuzuschauen. Der Eindruck des kriegerischen Schauspiels auf den jungen Bertrand wird aber bald ein so überwältigender, daß Nichts auf der Welt ihn mehr von der Theilnahme an dem Kampfe zurückzuhalten vermocht hätte. In seiner augenblicklichen Verfassung kann Bertrand allerdings unmöglich die Arena betreten, es muß also zunächst nach dieser Richtung hin Rath geschaffen werden. Da sieht er zufällig einen Ritter den Kampfplatz verlassen und sich nach seinem Quartier begeben. Kurz entschlossen folgt Bertrand nach, und es gelingt ihm wirklich, durch gewandtes und inständiges Bitten den unbekannten Edelmann dazu zu bewegen, ihm Waffen und Pferd für die Theilnahme am Turnier zu leihen. Mit geschlossenem Visir reitet dann Bertrand in die Schranken ein, bald ist er auch in die Wettkämpfe verwickelt, und schließlich geht er in glänzender Weise als erster Sieger aus dem Turniere hervor. Groß war aber das Aufsehen, als der Held des Tages sich endlich als der Jüngling Bertrand du Guesclin entpuppte; von jetzt ab galt derselbe jedoch in den Augen der Ritterschaft als fertiger Mann.

Kurze Zeit nach diesem Debut des Junkers Bertrand begannen die Fehden zwischen Karl von Blois und dem Grafen von Montfort wegen der Erbfolge in der Bretagne. Herzog Johann III. war 1341 gestorben; seine Erbin sollte die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders, des Grafen Guy von Penthièvre sein, die Gemahlin Karls von Blois. Andererseits machte aber der Halbbruder des Herzogs Johann, der Graf Johann von Montfort, Ansprüche auf die Herrschaft. Letzterem war es auch gelungen, die Unterstützung des Königs Eduard III. von England zu gewinnen, seinem Gegner in der Bretagne zuvorzukommen und dort festen Fuß zu fassen. Karl von Blois hatte sich aber der Protection König Philipps VI. von Frankreich versichert, und in Folge dessen gelang es ihm, die nöthigen Streitkräfte um sich zu versammeln, mit denen er für das gute Recht seiner Gemahlin kämpfen konnte. Robert du Guesclin war Karl von Blois verpflichtet, und Bertrand folgte demnach in der Wahl der Partei seinem Vater. Anfangs 1342 rückte Karl von Blois in die Bretagne ein und bemächtigte sich zunächst der Hauptstadt Nantes. Hier gerieth der Graf von Montfort in Gefangenschaft, doch wurde dadurch der Krieg noch nicht beendet, denn die heldenmüthige Gräfin von Montfort setzte denselben für ihren Gatten fort. Die streitbare Dame vertheidigte sich in dem festen Platze Hennebon in sehr entschlossener und unverzagter Weise. Als der Belagerer zum Sturme schritt, machte sie an der Spitze von 300 Reitern einen Ausfall, umging den Feind, drang in dessen Lager ein und gab dort sämmtliche Zelte und Bagagen den Flammen preis. Der herbeieilende Gegner schnitt

ihr dann zwar den Rückweg nach Hennebon ab, der ritterlichen Frau gelang es aber, sich glücklich nach dem Schlosse von Aurey durchzuschlagen. Hennebon war außerdem gerettet; Karl von Blois gab die Belagerung auf und rückte vor Vannes, das er dann auch eroberte. Bertrand du Guesclin war in diesem Feldzuge die Gelegenheit zu seinen ersten kriegerischen Waffenthaten geboten worden. Namentlich hatte sich derselbe vor Vannes ausgezeichnet, wo hauptsächlich durch seine persönliche Tapferkeit ein Ueberfall des französischen Lagers seitens der dem Belagerten zu Hilfe gekommenen Engländer vereitelt wurde. In den folgenden Jahren währten die Fehden in der Bretagne, sowie zwischen Franzosen und Engländern fort und gestalteten sich bald zu einem ernsten Kriege. Die Engländer hatten mit Hilfe der Partei Montfort die ganze Nieder-Bretagne erobert. Im Jahre 1346 unternahm aber König Eduard III. einen Plünderungszug bis nach Paris hin. Zwar wurde er dann durch eine bedeutend überlegene französische Heeresmacht zum Rückzug nach Norden genöthigt, schlug jedoch schließlich bei Crécy nicht nur den französischen Angriff zurück, sondern zersprengte auch das ganze feindliche Heer und brachte ihm einen Verlust von 30000 Mann, also von einem vollen Viertel seiner Stärke bei. Nur allein durch die tapfere elfmonatliche Vertheidigung von Calais gegen die Engländer war die französische Monarchie vor dem völligen Verderben gerettet worden. In der Bretagne wurde aber währenddem Karl von Blois 1347 bei der Belagerung von la Roche-Derien durch die Engländer überfallen, bis zur Vernichtung geschlagen und persönlich gefangen genommen. Bertrand du Guesclin wird wohl auch an einem oder dem anderen dieser Ereignisse betheiligt gewesen sein, in den alten Chroniken geschieht jedoch während dieser ganzen Zeit seiner gar keine Erwähnung. Erst 1351 erfahren wir wieder Etwas über Ritter Bertrand.

Karl von Blois hatte in der englischen Gefangenschaft seine Kinder als Bürgschaft angeboten, um nach der Bretagne reisen und dort die nöthigen Geldmittel für seine Auslösung zusammenbringen zu können. Bertrand befand sich in dem Gefolge, welches die fürstlichen Kinder nach England begleitete. Nach seiner Rückkehr in die Bretagne stürzte er sich dann wieder in kriegerische Abenteuer zu Gunsten Karls von Blois, focht jedoch nur mit wechselndem Waffenglück. Bald fing du Guesclin einen der feindlichen Capitaines ein, bald gerieth er selbst in englische Hände und mußte sich auslösen. Im Grunde genommen bestanden die Kriege damaliger Zeit meistens nur aus einer Menge von Fehden, welche die Edelleute eigentlich nur auf eigene Faust und auf eigene Rechnung führten. Es kam letzteren dabei hauptsächlich darauf an, recht zahlungsfähige Gefangene in die Hände zu bekommen.

Nach der Schlacht bei Poitiers 1356 drang der Herzog von Lancastre mit den englischen Truppen aus der Normandie in die Bretagne ein, um dort die Sache des jungen Grafen Montfort zu fördern. — Der Vater des Letzteren war 1345 gestorben. — Lancastre ging zunächst auf Rennes los.

Die Anhänger Karls von Blois waren aber auf ihrer Hut gewesen und hatten sich noch rechtzeitig unter Führung ihres Capitäns Penhoët in die bedrohte Stadt hineingeworfen. Bertrand du Guesclin, dem dies nicht gelungen war, verlegte sich dafür auf den kleinen Krieg. Er hielt sich mit seiner kleinen Schaar in der Umgegend des feindlichen Lagers, schnitt dem Gegner die Zufuhren ab, fing seine Transporte auf, störte seine Fouragirungen und überfiel wiederholt die feindlichen Quartiere. Der Winter, während dessen die Belagerung sich hinzog, war aber sehr hart und unangenehm. Bertrand und seine Leute mußten meistens unter freiem Himmel campiren, als einzige Zuflucht hatten sie eigentlich nur die Wälder von Rennes und Château-Briant. In Folge der großen Strapazen waren Menschen und Pferde von du Guesclins Gefolgschaft schließlich sehr heruntergekommen und jetzt nicht mehr so recht für flotte Unternehmungen geeignet. Es war daher ein großer Vortheil für Bertrand, als es ihm gelang, durch List und Ueberraschung sich des im Walde von Teillé gelegenen festen Schlosses Fougeray zu bemächtigen. Dasselbe war von mehr als 200 Mann unter dem Capitän Robert Brembro besetzt gewesen. Bertrand hatte es lange Zeit hindurch beobachtet und den Ueberfall wohlreiflich überlegt. Eine momentane Abwesenheit des Schloßcommandanten hatte er dann benutzt, um mit einigen seiner Leute, als Köhler verkleidet und Holzlasten schleppend, Eintritt in den Schloßhof zu erlangen. Dort war zunächst die kleine Wache überwältigt worden, und ehe dann die feindliche Besatzung sich sammeln und den Bedrängten zu Hilfe kommen konnte, war auch schon die Schaar Bertrands herbeigeeilt, welche in der Nähe im Versteck gelegen hatte. Nach hartem Kampf war es schließlich gelungen, den Feind vollständig niederzuwerfen. Der feindliche Führer Robert Brembro sollte bei seiner Heimkehr gefangen werden, fiel aber im Kampfe bei seiner tapferen Gegenwehr.

Die Einschließung von Rennes hatte nun schon acht Monate angedauert. Die Lebensmittel begannen dort bereits sehr knapp zu werden, und der Zeitpunkt schien nicht mehr fern, wo der Platz nothwendig fallen mußte. Da gelang es, durch eine List der Stadt Befreiung von ihrer Bedrängniß zu bringen. Durch Verbreitung falscher Nachrichten, daß man in Rennes 4000 Mann Entsatz seitens Karls von Blois von Nantes her erwarte, daß aber andererseits diese Truppen wohl Gefahr liefen, unterwegs von den Engländern überrascht und vernichtet zu werden, wurde der Herzog von Lancastre bewogen, mit dem größten Theile seines Corps dem angeblich sich nähernden Feinde entgegenzurücken, während im Lager nur eine schwache Besatzung zurückblieb. Bertrand du Guesclin aber, der von den Vorgängen Kenntniß erhalten, überfällt des Nachts das feindliche Lager von Rennes, vernichtet die schwache Besatzung und zerstört und plündert, was nur irgend Lohnendes sich bietet. Es gelingt ihm außerdem, einen Lebensmitteltransport von 200 Karren, der seitens des Feindes in der Umgegend beigetrieben worden war, aufzufangen, und mit dieser reichen

Beute zieht er dann als augenblicklicher Retter in der Noth in die Stadt ein. Als der Herzog von Lancastre von seinem vergeblichen Zuge zurückkehrte, mußte er zu seinem Schaden erkennen, daß er sich hatte täuschen lassen.

Wie man übrigens in damaliger Zeit trotz aller naturwüchsigen Rohheit und Grausamkeit, trotz Mordes und Todtschlags auch wieder mit einer gewissen Naivetät den Krieg führte, zeigte sich hier bei Rennes in dem eigenthümlichen Begebniß, daß der Herzog von Lancastre in dem Wunsche, Bertrand du Guesclin kennen zu lernen, von dem er schon so viel Merkwürdiges gehört, Letzterem einfach eine freundschaftliche Einladung in das englische Lager durch einen Herold zugehen ließ und daß Bertrand diese Aufforderung auch ebenso freundlich annahm. Derselbe wurde dann vor dem Stadtthore durch eine englische Deputation feierlichst empfangen. Seine Aufnahme beim Herzog von Lancastre, war nicht nur eine höchst ehrenvolle, sondern auch eine ebenso gastfreie und herzliche. Freilich verhinderte dies aber nicht, daß ein englischer Ritter Wilhelm Brembro selbst in Gegenwart des Herzogs von Bertrand Genugthuung für die Ermordung seines Verwandten, des Commandanten von Fougeray, verlangte. Wie von den Kämpfen vor Troja erzählt wird, wurde auch hier der Streit zwischen den beiden Recken Angesichts der Stadtbesatzung, sowie des Einschließungsheeres ausgefochten, nur mochten sich die beiden Kämpfer diesmal nicht ganz so viel mit auserwählten Schmeichelworten regalirt haben, als dies der alte Homer von Seiten seiner Helden geschehen läßt. Bertrand tödtete seinen Gegner in allen Ehren, wurde dann von dem Herzog mit Lobeserhebungen überschüttet und mit großem und glänzendem Ceremoniel nach der Stadt zurückgeführt.

Am folgenden Tage nahm die Belagerung wieder ihren Fortgang. Da indessen das Einschließungsheer bis jetzt nur Mißerfolge zu verzeichnen gehabt, andererseits aber sowohl in den Kämpfen, wie auch durch Krankheiten sehr bedeutende und gar nicht zu ersetzende Verluste erlitten hatte, so sah sich der Herzog von Lancastre sehr bald veranlaßt, die Belagerung aufzuheben. Auch wurde in demselben Jahre 1357 zu Bordeaux zwischen England und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis St. Johann 1359 währen sollte. Bertrand du Guesclin war von Karl von Blois zum Chevalier ernannt worden und hatte als Dotation die Herrschaft la Roche-Derien erhalten. Derselbe ging jetzt in sein Haus nach Pontorson, um dort in Zurückgezogenheit und Friedlichkeit zu leben. Doch die Erfolge Bertrands in dem Zweikampfe mit Wilhelm Brembro ließen die Engländer nicht ruhen. Ein ehemaliger Waffenbruder des Letzteren, Wilhelm von Troussel, wollte durchaus den Todten rächen. So kam es denn abermals zu einem Zweikampfe, aus dem Bertrand wieder als Sieger hervorging, Troussel aber eine schwere Verwundung davontrug.

Das Innere Frankreichs befand sich zu dieser Zeit in der größten Verwirrung. In den großen Städten war der Aufstand ausgebrochen, weil sie die Gefangenschaft König Johanns benutzen wollten, um die Macht an

sich zu reißen, und im Norden Frankreichs wüthete der Aufruhr der Bauern (Jacquerie), hervorgerufen durch die Bedrückungen des Adels. Erst nachdem viel Blut hatte fließen müssen, gelang es dem Dauphin Karl 1358, beide Bewegungen mit Hilfe seines vereinigten Adels zu unterdrücken. Bertrand du Guesclin ist bei diesen Ereignissen nicht betheiligt gewesen; es gingen ihn diese Sachen Nichts an, denn er fühlte sich nicht als Franzose, sondern lediglich als Sohn der Bretagne.

Nachdem der Waffenstillstand von Bordeaux im Jahre 1359 abgelaufen war, begannen wieder die Feindseligkeiten zwischen Karl von Blois und dem jungen Grafen von Montfort. Der Herzog von Lancastre schritt zur Belagerung der Stadt Dinan, in welche sich der Chevalier von Penhoët mit seiner Gefolgschaft von Rennes und Bertrand du Guesclin mit einer Anzahl von Edelleuten des Territoriums von Pontorson geworfen hatten. Die Engländer stürmten wiederholt vergeblich; in Folge der Verluste durch die Kämpfe war aber die Anzahl der Vertheidiger bereits eine so geringe geworden, daß der baldige Fall der Stadt ganz unvermeidlich schien. Um diese also nicht der Plünderung durch den Sieger preisgegeben zu sehen, wurde mit dem Herzog von Lancastre eine Capitulation dahin abgeschlossen, daß Dinan übergeben werden sollte, falls nicht innerhalb vierzehn Tagen der Frieden zu Stande käme oder Karl von Blois die Stadt entsetzte. Der Verkehr zwischen Stadt und Land war bis dahin freigegeben. Dieser letztere Umstand sollte Bertrand wiederum in einen schweren Zweikampf verwickeln. Der Engländer Thomas de Cantorbie nahm einen von Bertrands jüngeren Brüdern, der während der Waffenruhe vor dem Stadtthor spazieren ritt, widerrechtlich gefangen und schleppte ihn in das englische Lager. Es sollte dies ein Racheact gegen Bertrand du Guesclin sein. Sowie Letzterer aber dieses Bubenstück erfuhr, eilte er sofort in das feindliche Lager zum Herzog von Lancastre, um die Freilassung seines Bruders und persönliche Genugthuung zu fordern. Wenn auch der Herzog bereit war, Bertrand jede Gerechtigkeit werden zu lassen, so vereitelte doch Cantorbie diese Bemühungen, indem er in beleidigender Weise den Fehdehandschuh hinwarf. Es sollte ihm dies theuer zu stehen kommen, denn der jetzt unvermeidlich gewordene Zweikampf nahm einen geradezu fürchterlichen Verlauf. Zuletzt wurde zu Fuß und Brust an Brust gestritten. Bertrand du Guesclin mußte in eine wahre Berserkerwuth gerathen sein. Nachdem er seinen Gegner niedergeworfen und ihm den Visirhelm heruntergerissen hatte, brachte er ihm mit dem Dolche mehrere Wunden am Kopfe bei und bearbeitete endlich das Gesicht des Unglücklichen mit seinen Eisenhandschuhen. Eine Anzahl bretonischer und englischer Edelleute sprangen schließlich herzu und entrissen dem Wüthenden sein Opfer.

Der Herzog von Lancastre wurde jetzt mit seinen Truppen aus der Bretagne nach Calais abberufen, wo sämmtliche Streitkräfte Englands versammelt wurden, um gegen Frankreich einen entscheidenden Schlag zu

führen. Dauphin Karl hatte aber nicht die Macht, das Land gegen die Engländer zu vertheidigen, und mußte sich daher zu dem Frieden von Bretigny entschließen, in welchem der ganze Südwesten Frankreichs von den Pyrenäen bis zur Loire, sowie im Nordwesten das Gebiet von Calais und Guines 1360 den Engländern abgetreten werden mußte. König Johann kehrte aus der Gefangenschaft zurück.

Frankreich konnte den Verlust des ihm entrissenen Ländergebietes unmöglich verschmerzen, der König ließ sich daher schon jetzt angelegen sein, seine Streitkräfte zu vermehren und vor Allem auch Führer für dieselben zu beschaffen. Durch den Marschall d'Andreghem war er ganz besonders auf Bertrand du Guesclin aufmerksam gemacht worden. Letzterer wurde daher 1361 nach Paris berufen, und der König versprach ihm die erste vacant werdende Befehlshaberstelle im Heere. Vorläufig wurde er aber zum Gouverneur von Pontorson ernannt und erhielt außerdem eine Compagnie von 100 Lanzen bewilligt. Auch war ihm auf seinen Vorschlag gestattet worden, seine Verwandten, Freunde und Bekannten in der Bretagne in den Dienst des Königs zu nehmen. Bertrand du Guesclin war es offenbar hauptsächlich darum zu thun, für die Sache Karls von Blois zu sorgen.

Nach seiner Rückkehr in die Bretagne wurde Bertrand sofort wieder in eine Reihe kleiner kriegerischer Unternehmungen verwickelt, doch fand er zwischendurch auch noch Zeit, eine Brautfahrt anzutreten und sich ein eigenes Heim zu gründen. Nachdem er die Normandie, wo einige englische Capitaines plündernd und brandschatzend hausten, vom Feinde gesäubert, machte er eine Reise nach Nantes zu Karl von Blois und verheirathete sich dann mit Tienphaine von Raguenel. Man hat keine Berechtigung, daran zu zweifeln, daß du Guesclin bei diesem seinem wichtigen Schritt durch wahre Herzensneigung geleitet worden, andererseits hat aber der biedere Recke auch bei dieser Gelegenheit einen Beweis seiner großen Lebensklugheit geliefert. Tienphaine war eine der reichsten Erbinnen der Bretagne. Wie so oft im Leben gerade das Gegensätzliche anzuziehen scheint, so muß dies auch im vorliegenden Falle stattgefunden haben. Nach den Chroniken war das Edelfräulein von Raguenel eine sehr gebildete und gefühlvolle Dame, und dennoch fühlte sie sich zu dem rauhen und ruhelosen Waffenhelden hingezogen. Uebrigens hatte diese Neigung der Dame schon seit Jahren bestanden. Bereits in der belagerten Stadt Rennes hatte sie in zärtlicher Besorgniß Bertrand vor dem Zweikampf mit Wilhelm Brembro warnen lassen, weil ein böser Traum ihr Unglück verkündet. Kurze Zeit darauf, nachdem Bertrand seine junge Frau nach Pontorson heimgeführt hatte, riefen ihn schon wieder neue kriegerische Nachrichten in's Feld. Eine englische Abtheilung unter Jean Felleton war in la Houle an der normannischen Küste gelandet. Bertrand rückte sofort gegen diese feindliche Schaar aus, faßte sie bei Combour in der Landschaft Meillac, zersprengte sie und führte Felleton als Gefangenen mit

nach Pontorson. Wenige Tage später brach er aber schon wieder zu einem Unternehmen gegen das von den Engländern besetzte Schloß Essay auf. Bei dem Sturm auf diese Feste hatte du Guesclin als einer der Ersten die äußere Mauer erstiegen, stürzte aber infolge eines Fehltritts in den Schloßhof hinab und brach ein Bein. Nur mit großer Mühe vermochte er sich hier wieder aufzurichten und sich, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, der auf ihn eindringenden Feinde solange zu erwehren, bis die Seinigen ihm zu Hilfe kamen. Das Schloß ward erstürmt. Der schwerverwundete Bertrand du Guesclin wurde aber nach Nantes gebracht, wo er dann viele Monate danieder lag.

Erst Anfangs 1363 war Bertrand endlich so vollständig hergestellt, daß er wieder zu Pferde steigen und sich mit seinem Gefolge nach Pontorson auf den Weg machen konnte. Aber auch diese beabsichtigte friedliche Heimreise sollte für ihn nicht ohne kriegerische Abenteuer verlaufen. Nachdem er schon in der Stadt und Abtei St. Meen sich gegen einen nächtlichen Ueberfall durch die englische Besatzung von Ploermel zu vertheidigen gehabt hatte, begegnete er, nur noch wenige Meilen von Pontorson entfernt, plötzlich auch noch seinem alten Feinde Jean Felleton an der Spitze einer starken Schaar Bewaffneter. Bertrand warf sich aber, schnell entschlossen, auf den überlegenen Gegner, zersprengte die feindliche Schaar und nahm Felleton abermals gefangen. Groß war dann die Freude des Wiedersehens im Schloß Pontorson: Jean Felleton mußte sich aber von Frau Tienphaine mit den ironischen Worten begrüßen lassen, daß es doch wohl eine zu große Dosis Schicksal wäre, in zwölf Stunden zweimal besiegt zu werden, und zwar das eine Mal durch die Schwester und dann durch den Bruder.

Während der Krankheit du Guesclins hatte nämlich der als Gefangener auf Ehrenwort in Pontorson weilende Felleton durch Auslösung seine Freiheit wieder erlangt, dann allmählich eine neue Schaar Bewaffneter um sich versammelt und mit dieser sich nach der Gegend von Pontorson aufgemacht, um das Schloß mittelst nächtlichen Ueberfalls zu überrumpeln. Jedenfalls hatte Felleton seinen früheren Aufenthalt daselbst dazu benützt, um einige Leute des herrschaftlichen Gesindes zum Verrath zu bewegen. In der für das Unternehmen bestimmten Nacht waren einige Leute Felletons bereits im Begriff, mittelst einer Leiter nach dem Fenster eines Mägdezimmers des Schlosses heraufzusteigen, als die mit der Schloßherrin in demselben Gemach schlafende Schwägerin Julienne du Guesclin durch ein Geräusch geweckt wird, Argwohn schöpft, sofort in das betreffende Zimmer eilt, hier die Leiter am geöffneten Fenster erblickt, und die Situation sogleich richtig erfassend, unter Aufbietung aller ihrer Kräfte die Leiter umstürzt. Der bedeutende Lärm, den dies verursachte, alarmirte die Schloßbesatzung, und Felleton sah sich genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben. Der enttäuscht Abziehende lief aber dem Rächer des Bubenstücks in die Arme.

Schon kurze Zeit nach seiner Heimkehr zog Bertrand wieder aus und

nahm den Engländern das Schloß la Roche-Tesson in der Normandie weg. Das zugehörige Landgut wurde Bertrand vom Könige Johann zum Geschenk gemacht. Doch sollte diesem guten Geschäfte auch bald ein recht schlechtes folgen. Ritter du Guesclin war von dem Herrn von Craon um Hülfe gegen den englischen Capitän Huë de Caurelée angegangen worden, der des Ersteren Ländereien fortgesetzt ausplünderte. Bei dem Zusammentreffen mit dem Gegner rissen jedoch die Leute Craons aus, so daß sich Bertrand plötzlich mit seiner kleinen Schaar einem übermächtigen Feinde gegenübersah. Trotzdem mußte er sich dazu entschließen, den Kampf anzunehmen. Der praktische Engländer machte aber den Vorschlag, das unnütze Blutvergießen zu vermeiden und sich lieber über eine Capitulation zu einigen. Ritter du Guesclin gab, wenn auch schweren Herzens, den Vernunftgründen nach. Unter der Bedingung, 30000 Goldgulden zu zahlen, erhielt er nach Verpfändung des Ehrenwortes freien Abzug mit den Seinen. Gleich nach der Rückkehr mußte er dann in Pontorson all' sein bewegliches Hab und Gut verkaufen und auch noch Geld auf Credit aufnehmen, um seiner Ehrenverpflichtung nachzukommen.

Im Frühjahr 1363 brach dann die Erbschaftsfehde in der Bretagne von Neuem aus. Bertrand du Guesclin erhielt den Oberbefehl über die Truppen Karls von Blois und eröffnete die Feindseligkeiten mit der Belagerung von Carhaix. Nachdem diese Stadt eingenommen war, legte sich Bertrand vor das Schloß Becherel. Doch sollten ihm im Dienste von Karl von Blois keine weiteren Lorbeeren mehr blühen.

Die Häupter der sich befehdenden Parteien schienen des Kampfes müde. Es wurden jetzt Verhandlungen eröffnet, die sich langweilig hinzogen und schließlich zu dem Tractat von Evran führten. Die beiden Fürsten sollten sich in die streitigen Länder theilen und nebeneinander als Herzöge der Bretagne regieren. Für die Sicherheit der Durchführung des Uebereinkommens stellte jede Partei zwölf Edelleute als Geiseln; unter denen Karls von Blois befand sich infolge besonderen Verlangens des Grafen von Montfort auch Bertrand du Guesclin. Letzterer wurde dem Jean Felleton zur Bewachung übergeben. Der Vertrag von Evran scheiterte indessen an dem Widerspruche der energischen Gemahlin Karls von Blois, der eigentlichen Erbin der Bretagne. Die Geiseln wurden daher wieder ausgewechselt; nur bezüglich du Guesclins machte Graf Montfort eine Ausnahme, indem er diesen als seinen gefährlichsten Gegner widerrechtlich zurückhalten ließ. Es blieb schließlich Bertrand Nichts übrig, als sich durch List der Gefangenschaft zu entziehen. Er floh nach Guingamp und beauftragte seine Anhänger und Dienstleute, hier zu ihm zu stoßen. Nachdem er dann mit Hülfe der Bürger dieser Stadt die englischen Besatzungen aus den Schlössern Pistivien und Trogost vertrieben hatte, kehrte er nach Pontorson zurück.

Bertrand du Guesclin hatte aber noch nicht acht Tage lang die Ruhe

in seinem Heim genossen, als er jetzt wieder vom Dauphin Karl die Aufforderung erhielt, sich ihm zur Verfügung zu stellen. König Johann hatte sich ganz nach England zurückgezogen und den Dauphin Karl mit der Regentschaft beauftragt. Auf Veranlassung des Königs Karl II. von Navarra, des unversöhnlichen Feindes des regierenden Hauses von Frankreich, war der Baske Mareuil mit einer starken Besatzung in Melun aufgenommen worden. Karl durfte diesen gefährlichen Nachbar in der Nähe von Paris nicht dulden und hatte daher Bertrand du Guesclin zu Hilfe gerufen. Letzterer mochte diesem Rufe nur ungern folgen, indessen stand ihm wohl keine Entschuldigung für die Weigerung zur Verfügung, und er rückte daher mit 200 Lanzen vor Melun, wo sich bereits der Dauphin mit seinen französischen Truppen eingefunden hatte. Nachdem dieser Platz aber schon binnen weniger Tage zur Capitulation gezwungen war, beschloß Dauphin Karl jetzt den König von Navarra in der Normandie zu bekämpfen, wo derselbe zwischen Rouen und Paris mehrere Festungen inne hatte. Bertrand du Guesclin erhielt den Oberbefehl über die Armee und rückte sofort nach genannter Provinz ab. Er bemächtigte sich hier zunächst der Stadt Mantes, belagerte dann im Verein mit 10000 Bürgern von Rouen, unter Jacques Lieur, Roleboise an der Seine, erstürmte schließlich die Festung und eroberte dann auch die Stadt Meulan. Der König von Navarra hatte inzwischen dem in Cherbourg eingetroffenen Jean de Grailly, Captal de Buch, den Oberbefehl in der Normandie übertragen. Derselbe rückte mit seinen Streitkräften in Eilmärschen heran und traf auch bald in Evreux ein, wo er, mit den Truppen des Königs vereinigt, etwa 10000 Mann zur Verfügung hatte. Es war jetzt im Frühjahr 1364 Johann II. von Frankreich gestorben, und sein Sohn Karl wurde König. Derselbe beauftragte du Guesclin, sich mit seinen Bretonen gegen den Captal de Buch zu wenden. Es waren sehr beträchtliche Verstärkungen und namentlich eine große Anzahl von Edelleuten zu Bertrand gestoßen, so daß seine Streitmacht wohl aus 9000 Mann bestehen mochte. Die beiden Heere trafen sich dann bei Cocherel. Hier sollte du Guesclin zum ersten Male Gelegenheit haben, sich auch als ein umsichtiger Feldherr zu erweisen. Der Captal de Buch hatte am linken Ufer der Eure eine äußerst vortheilhafte Stellung eingenommen. Bertrand du Guesclin war auf der Brücke bei Cocherel über den Fluß gegangen. Er befand sich in der Ebene und sah den Feind sich gegenüber auf der Höhe. Er erkannte sofort, daß es nicht vortheilhaft sein würde, den Gegner hier anzugreifen, und beschloß, sich wieder über die Eure zurückzuziehen, in der Hoffnung, den Feind dadurch zu verleiten, ihm in die Ebene zu folgen. Die rückgängige Bewegung wurde dann allmählich und in geordneten Treffen angetreten. Der Captal de Buch hatte Bertrands Absicht wohl durchschaut und war durchaus nicht gewillt, dem Gegner sofort nachzurücken, sein Unterführer, der Engländer Jean Jouel, stürmte indessen blindlings von der Höhe herunter und ver-

leitete dadurch das gesammte Heer des Captals zu der gleichen Bewegung. Die Situation hatte sich jetzt sehr wesentlich zu Gunsten Bertrands du Guesclin geändert. Von seinen Truppen hatte erst die Reserve die Brücke überschritten, die Haupttreffen befanden sich noch in fester Schlachtordnung. während die Schaaren des Angreifers ganz regellos heranrückten. Die Folge war, daß Bertrand du Guesclin einen vollständigen und entschiedenen Sieg über den Gegner erfocht. Karl V. belohnte seinen Heerführer mit der Grafschaft von Longueville und ernannte ihn zum Marschall von der Normandie. Bertrand sollte jetzt noch den Feind vollständig aus dieser Provinz vertreiben. Er hatte dann auch bereits mehrere feste Punkte des Gegners hier eingenommen, als er von dem Könige Befehl erhielt, Karl von Blois zu Hülfe zu eilen. Es wurde also unverzüglich der Marsch nach der Bretagne angetreten.

Als Karl von Blois von der Annäherung Bertrands Kenntniß erhielt, rückte er ihm bis Guingamp entgegen und hatte hier jetzt eine Macht von 18 000 Mann vereinigt. Er beschloß, gegen den Grafen von Montfort zu marschiren, welcher gerade Auray belagerte. Beim Anrücken Karls von Blois verließ Montfort seine Retranchements, um sich dem Gegner in offener Feldschlacht zu stellen. Die beiden Heere standen sich schließlich so gegenüber, daß sie noch durch den Fluß Auray getrennt waren. Chandos, der Feldherr des Grafen von Montfort, hatte jedoch seine Position derartig gewählt, daß zwischen dieser und dem Flusse noch ein weiter Raum frei blieb. Der Gegner sollte dadurch verleitet werden, zum Angriff über das Wasser vorzugehen und sich so mit letzterem unmittelbar im Rücken zu schlagen. Bertrand du Gueslin hatte in richtiger Auffassung der Lage davon abgerathen, den Fluß zu überschreiten. Nach seinem Willen sollte Karls Heer vielmehr wieder weiter zurückgeführt werden; man sollte versuchen, den Gegner über den Fluß herüberzuziehen. Bertrand wurde jedoch von den französischen Führern überstimmt, welche ein solches vorsichtiges Verfahren als ihrer nicht würdig erachteten und zum Kampfe drängten. Auf Befehl Karls von Blois rückte demnach sein Heer über den Fluß Auray vor, und es kam nun zu jener blutigen Schlacht, in welcher der langjährige Streit um die Bretagne endgiltig für den Grafen von Montfort entschieden wurde. Karl von Blois starb den Heldentod, seine Truppen wurden aber bis zur Vernichtung geschlagen, und Bertrand du Guesclin gerieth in Gefangenschaft. Durch den Vertrag zu Guérande ward dann das Herzogthum Bretagne dem Hause Montfort zugesprochen.

Es ist nicht zu verkennen, daß trotz der langwierigen Erbstreitigkeiten in der Bretagne die Herzöge derselben doch stets ihre Selbstständigkeit der Krone Frankreich gegenüber zu behaupten verstanden hatten, und daß auch Bertrand du Guesclin, ungeachtet seiner Verbindungen mit dem König von Frankreich, bis jetzt doch noch immer seine Sonderstellung als Bretone klug zu wahren gewußt. —

Nach dem Vergleiche von Guérande blieb den Kronen von Frankreich und England vorläufig kein Grund mehr zu offenen Feindseligkeiten gegeneinander. Andererseits war ihnen aber auch die Gelegenheit benommen, fernerhin ihren alten abgelohnten Söldnern weitere Beschäftigung zu verschaffen, sie, wie bisher geschehen, nach der Bretagne abzuschieben. König Eduard und sein Sohn, Prinz von Wales (de Galles), beharrten auch ferner in ihrer Eifersucht und in ihrem Hasse gegen Frankreich. Sie wurden darin noch durch den König von Navarra bestärkt, obgleich auch dieser 1365 mit Frankreich Frieden geschlossen hatte. Insgesammt standen diese Fürsten auf der Lauer, um jede gebotene günstige Gelegenheit gegen den gemeinschaftlichen Feind auszunützen. Der Prinz de Galles unterstützte auch insgeheim die außer Dienst gestellten Söldnerbanden, welche größtentheils aus Engländern und Gascognern bestanden, sich als die sogenannten „großen Compagnien" förmlich constituirt und in den reichsten Provinzen Frankreichs festgesetzt hatten. In diesen ihren eigenmächtig occupirten Quartieren, die sie in übermüthiger Laune ihre „Chambres" nannten, erlaubten sie sich alle Unregelmäßigkeiten, Böswilligkeiten und Gewaltthaten, wie solche überhaupt nur in dem wildesten Kriege hätten möglich sein können. Sehr verständlich war es also, wenn Frankreich alles Mögliche that, um diese ungebetenen Gäste, diese lästigen Eindringlinge wieder loszuwerden. Militärische Hilfe gegen dieses Uebel stand der Krone nicht zu Gebote, da ihre Soldaten sehr bald mit den abgedankten Söldnern gemeinschaftliche Sache machten. Vergeblich waren auch die Bemühungen des Papstes, die Banden zum Auseinandergehen zu bewegen; weder das Ansehen der Kirche, noch die apostolischen Bannstrahlen machten irgend einen Eindruck auf sie. Man kam ihnen dann mit dem Vorschlage entgegen, daß sie zum Heile der Christenheit gegen die ungläubigen Türken ausziehen sollten, und stellte ihnen die glänzendsten Vortheile in Aussicht; sie erklärten aber, daß es ihnen in Frankreich sehr wohl ergehe und daß es ihnen dort viel besser gefalle, als dies irgend wo anders der Fall sein würde. In diesen höchsten Nöthen kam König Karl V. von Frankreich auf den überaus klugen Gedanken, daß Bertrand du Guesclin wohl der geeignete Mann sein dürfte, um sich mit diesen Gästen benehmen zu können. Derselbe wurde also aus seiner Gefangenschaft beim Connétable der Guyenne, Jean Chandos, losgekauft, und König Karl machte ihm den Vorschlag, mit Hilfe der „großen Compagnien" die Sarazenen aus Spanien zu vertreiben, wobei zugleich auch die Gelegenheit geboten würde, den König Peter von Castilien für die unmenschliche Grausamkeit zu bestrafen, mit der er seine Gemahlin, die Königin Blanca hatte ermorden lassen. Bertrand du Guesclin stellte sich dem Könige selbstverständlich zur Verfügung und knüpfte sogleich Verbindungen mit der Hauptmasse der Söldnerbanden in Châlon-sur-Saône an. Er schrieb zunächst ihren angesehensten Führern und wies darauf hin, wie er stets mit ihnen gemeinsam das Waffenhandwerk betrieben habe, und

er daher den Wunsch und das Verlangen hegen müßte, auch ferner ihr Loos zu theilen und mit ihren Geschicken und Unternehmungen verbunden zu sein; er hätte ihnen auch einen Vorschlag zu machen, der, wie er genau wüßte, für sie sehr vortheilhaft sein, und, wie er glaubte, ihnen auch nicht mißfallen würde; um mit ihnen gemeinschaftlich die nöthigen Entschließungen und Maßnahmen treffen zu können, wäre er sehr gern bereit, zu ihrer Armee zu kommen, wenn sie ihm Sicherheit für die Hinreise sowohl, wie für die Rückkehr gewähren wollten. Die Nachricht, daß Bertrand du Guesclin, der große Kriegsmann, die Söldnerbanden besuchen wollte, rief bei diesen die extravagantesten Hoffnungen, eine jubelnde Freude und unglaubliche Aufregung hervor. Das ganze Lager war auf den Beinen, als seine Ankunft gemeldet worden, und Alles zog ihm entgegen. Bertrand soll dann im Lager den alten Soldaten frei und offen ihr bisheriges unchristliches Wesen und Treiben vorgehalten haben. Ob dem thatsächlich so gewesen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wußte er aber die abenteuer- und beutelustigen Kriegsknechte durch den Hinweis auf die von den Sarazenen in den Königreichen Granada und Murcia zusammengerafften und aufgehäuften ungeheuren Reichthümer für sich zu gewinnen. Auch versprach er ihnen ohne Weiteres ein Geschenk des Königs von 200000 Goldgulden, das an dem in Aussicht genommenen Versammlungsorte Lyon sofort ausgezahlt werden sollte. Bertrand du Guesclin ging darauf nach Paris, begleitet von Huë de Caurelée und anderen angesehenen Capitänen der Banden. Der König war mit seinen Erfolgen außerordentlich zufrieden; selbst als ihm du Guesclin dann bekannte, daß er der Gesellschaft von vornherein 200000 Goldgulden im Namen des Königs versprochen hatte, war dieser in der Freude seines Herzens auch damit einverstanden. Die großen Compagnien fanden sich denn auch pünktlich bei Lyon ein, und so wurde Frankreich, wie die Chroniken sich ausdrücken, von diesen Vagabonden glücklich entlastet. Uebrigens hatte sich diesem sogenannten Kreuzzuge gegen die Sarazenen auch eine große Anzahl der vornehmsten Edelleute Frankreichs angeschlossen.

Die Armee der „weißen Compagnien“ — so genannt nach dem silbernen Kreuz, das sie jetzt als Feldzeichen führten — rückte zunächst nach dem Gebiet von Avignon. Führer wie Soldaten verlangten, daß der Papst Urban V. ihnen eine General-Absolution ertheile und die Waffen segne, welche sie gegen die Feinde der Christenheit ergriffen hätten. Außerdem wollten sie aber noch bitten, daß der Heilige Vater seinen Segen von einem Almosen von 200000 Francs begleiten lasse, um ihnen damit die Mittel zu gewähren, eine so lange Pilgerfahrt ausführen zu können. Der Papst kannte wohl die bezüglichen Absichten dieser Armee, ließ sich aber durch den Anmarsch des Kriegsvolks nicht erschrecken. Er sandte einen Cardinal entgegen mit dem Befehle, sich sofort zurückzuziehen, oder ohne Aufenthalt weiter zu marschiren. Dazu waren aber die Kreuzfahrer nicht

gewillt, sie verlangten vielmehr das Geld und den Ablaß. Der päpstliche Legat befand sich in einer üblen Lage; er war wohl ermächtigt, den Segen zu versprechen, brachte aber kein Geld. Für den äußersten Nothfall hatte er allerdings auch bereits den Bannfluch in der Tasche, doch hielt er für besser, zunächst es noch mit den Künsten der Diplomatie zu versuchen. Er erklärte also den Führern, daß auf die Absolution und den Segen des Heiligen Vaters die Truppen wohl hoffen dürften; was das Geld aber anbelange, so sei die Summe zunächst eine maßlos hohe und stehe ganz außerhalb jedes Verhältnisses; er könnte ihnen überhaupt auch nicht zusichern, daß Seine Heiligkeit Geld geben wolle, und glaubte garnicht einmal, daß der Heilige Stuhl dazu in der Lage sein würde. Bertrand du Guesclin entgegnete aber mit großer Entschiedenheit, daß das Geld unter allen Umständen nöthig wäre, und er ohne dasselbe die Soldaten nicht weiter bringen könnte; er wolle den Papst und den König von den alten Kriegsknechten befreien und führe dieselben deshalb nach Spanien, es wäre dort eigentlich eine Verbannung für sie, er wolle sie aber zu ordentlichen Leuten machen; bezüglich der Absolution würden dieselben sich wohl bis Pfingsten oder noch länger gedulden, was aber das Geld anbeträfe, so sei dasselbe durchaus erforderlich und zwar sofort zu zahlen; ohne dieses würden sie nicht abmarschiren. „Also, Herr Legat, tragen Sie dies gefälligst im Conclave vor." Der Cardinal versprach denn auch, daß er thunlichst bald Antwort bringen werde. Bertrand du Guesclin rieth ihm aber noch sehr dringend, dies ja zu thun, denn wenn man beim Heiligen Stuhl zu lange mit seinen Entschlüssen zögerte, würden sich die Soldaten in Villeneuve vor den Thoren von Avignon einquartieren und von dort erst weggehen, nachdem sie die erbetene Summe erhalten hätten, die weder für den Papst noch für eine so große Armee als eine außerordentlich bedeutende zu erachten wäre. Die Rathschläge du Guesclins wurden aber in Avignon nicht beachtet. Auf dringendes Bitten des Conclave versuchte es der Papst zunächst mit dem Bannstrahl. Dieses Mittel hatte jedoch den entgegengesetzten Erfolg, als man am päpstlichen Hofe erwartet. Die Soldateska gerieth in Wuth und begann die Umgegend von Avignon auszuplündern. Der Papst sah sich daher genöthigt, den Bannfluch zurückzunehmen und dafür dem Heere der Kreuzfahrer seinen väterlichen Segen zu ertheilen. Die Soldaten begnügten sich endlich auch mit einem Geschenk von 100 000 Francs, jedoch nur unter der Bedingung, daß man ihnen auf diese Summe nicht etwa die Unterhaltsmittel anrechnete, die sie im Gebiete von Avignon requirirt hatten und deren Werth sich ebenfalls wohl auf 100 000 Francs belaufen mochte. Bertrand du Guesclin verabschiedete sich dann persönlich beim Papste und soll, nach den Chroniken, bei dieser Gelegenheit so viel schöne Worte zu sagen gewußt haben, daß er mit Lobeserhebungen überschüttet, entlassen wurde. (Schluß folgt.)



# Gedichte.


Von

## Theobald Nöthig.

— Moys bei Görlitz. —


### Heimweh.

Blaue Berge, winkt ihr mir
Wieder aus der Ferne,
Daß ich in der Fremde hier
Nicht vergessen lerne?

Ob mit frischem Blüthenreis
Auch den Hut ich schmücke,
Doch ein welkes Edelweiß
Warm an's Herz ich drücke.

Ging im Staube tief genug,
In Gewitterschwüle,
Sehne mich nach Wolkenflug
Und nach wohliger Kühle.

Hab' getrunken lange Zeit
Aus getrübten Quellen,
Oftmals gaben mir Geleit
Knechtische Gesellen.

Möcht', daß rein wie Bergkrystall
Lust und Labe schäumte,
Daß ich mit dem Wasserfall
Laut von Freiheit träumte.

Blaue Berge! — Herz und Sinn
Haltet ihr gefangen,
Immer zieht mich zu euch hin
Heißes Heimverlangen.

## Brautgesang.

Knospende Fülle
Drängt sich hervor
Unter der Hülle
Fallendem Flor.

Während die Wangen
Glühen vor Scham,
Schon das Verlangen
Heimlich Dir kam.

Lippe an warme
Lippe sich preßt,
Schwellende Arme
Halten mich fest.

Seufzer entsteigen
Wogender Brust,
Enden im Schweigen
Seligster Lust.

Reichst nicht nur Blüthen,
Spendest die Frucht,
Die Du zu hüten
Sittsam gesucht.

Liebe schafft Leben
Lächelnd im Tod,
Selbst sich zu geben,
Ist ihr Gebot.

---

## Sprüche.

Das beste Photogramm bleibt doch ein Schemen,
Wenn es nur Aeußres zeigt;
Lebendig wird es, wenn wir draus entnehmen,
Was uns das Bild verschweigt.

---

Oft lesen wir am Ort der Todten:
Die Liebe höret nimmer auf!
Wenn öfter doch die Worte lohten
Als beßrer Zukunft treue Boten
Uns golden vor im Lebenslauf!

---

Mehr als das Wort, von wem's auch stamme,
Gilt immer edle Mannesthat;
Denn sie gleicht der lebendigen Flamme,
Das Wort dem Feuerapparat.
Die Liebe hilft sich nicht durch Worte,
Sie sprengt mit Küssen Edens Pforte,
Und loht der Haß zur höchsten Gluth,
Löscht er sie nur durch Feindes Blut.





# Zwei Geschichten vom Glücke.

Von

## Theodor Kirchner.

— Prag. —

### I.

Seine königliche Hoheit war krank, sehr krank.

Seine königliche Hoheit war mit dem Hofe und den Aerzten in das herrliche Bordighera gekommen, um da gesund zu werden.

O, Du wunderbarer, gottgesegneter Strand! Wie glänzte das Meer weit hinaus in unendliche Ferne, wie strahlte der Himmel darüber in tiefem Blau und streute seine goldenen Lichter über Land und See! In den Gärten ringsum blühte und duftete, was da nur blühen und duften konnte, Busch und Baum tönte vom Zwitschern der Vögel, und die schlanken Palmen wiegten sich selbstgefällig in der warmen würzigen Luft.

Ihre königliche Hoheit, welche die Nacht bei ihrem Kranken durchgewacht hatte, stand auf dem Balkone unter dem schützenden Sonnendache und blickte auf das Meer hinaus. Ihr gegenüber saß auf einem Eckteine eine schmutzige, zerlumpte Orangenverkäuferin und sah träge zu, wie ihr krausköpfiger Junge mit dem zerknüllten Hute in der Hand einem bunten Falter nachjagte.

Ihre königliche Hoheit blickte trüb auf das weite, sonnige Meer. Was waren ihr Sonnenglanz und Blüthenpracht, Vogelsang und Blumenduft, was war ihr all' ihr Reichthum, ja selbst ihre Krone, wenn der da drin sterben mußte? Sie blickte hinaus auf das weite, weite Meer — aber das helle Sonnenlicht, das in unzähligen beweglichen Strahlenbüscheln auf den Wellen aufleuchtete, blendete ihr müdes Auge, daß sie es senken mußte, und ihr Blick fiel auf die Orangenverkäuferin gegenüber. Die hatte jetzt ihren Korb mit den goldenen Früchten auf die Erde gestellt und hielt

lachend ihren Jungen bei sich fest, der in ihren Armen zappelte und sich sträubte. Wie gesund der Bursche war, welche Lebenslust und Daseinsfreude aus seinen dunklen Augen leuchtete!

Ihre königliche Hoheit sah zu ihnen hinab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie seufzte und flüsterte leise: „Ach, wie glücklich sind die Beiden!"

Die Beiden unten aber blickten indessen durch das offene Thor der Villa. Sie sahen den wohlgepflegten Garten mit den schattigen Laubgängen, den schimmernden Blumen und den plätschernden Springbrunnen, Diener in reichen Livreen gingen ab und zu, und einer trug eben auf dem Servirbrette Speisen und Weinflaschen vorbei. Ach, wie verlockend das aussah, wie das munden mußte! Sie sahen zu der stolzen Dame im reichen Kleide empor und sahen, als diese jetzt die Hand zu den Augen erhob, wie ein Brillant auf ihrem Finger im Sonnenscheine aufblitzte

„Ah, hai veduto, mammina mia, hai veduto?" rief der kleine Junge lebhaft und zeigte mit seinem schmutzigen Finger hinauf.

Sì, sì, caruccio mio!" sagte die Mutter, dem Burschen mit der Hand nachdenklich durch das Haar fahrend, und setzte dann leise zu sich selbst redend hinzu: „Ma, come son' felici questi là dentro!" — —

Im nahen Busche aber stimmten die Spottdrosseln ihr Liedchen an.

## II.

Seit sich Hans und Grethe lieb gewonnen, hatten die Leute im Dorfe viel zu reden und mit den Achseln zu zucken.

„Er hat Nichts, und sie hat Nichts!" meinte der reiche Wurmhofer. „Was soll dabei herauskommen?"

„Aber sie haben sich lieb!" wagte die alte Kathrin zu bemerken, „und da —"

„Sie haben sich lieb," fuhr sie der Wurmhofer an. „Liebe ist eine Münze, für die man sich nicht viel einkauft."

„Freilich!" mischte sich der Schultze in das Gespräch. „Sie hätte mit ihrem Gesichte, das ja der liebe Herrgott hübsch genug gemacht hat, einen besseren Mann gefunden!"

„Und er ein weit besseres Weib!" sagte der Wurmhofer, dessen Tochter nicht mehr zu den Jüngsten zählte. „Aber so ist die Jugend! Ja, zu meiner Zeit —"

So sprachen die Leute im Dorfe. — — — — — —

Und es war ein Tag wie viele andere im Jahre, und die Menschen jagten auch an diesem Tage dem Glücke nach. Das Glück aber ruhte indessen im Walde auf schwellendem Moose und — schlief. Die kleinen Blumen im Grase dufteten süßer denn je, die Vögel in den Zweigen sangen frohere Weisen, und der Wind flüsterte schmeichelnd in den Kronen der alten Eichen.

Hans und Grethe gingen durch den Wald.

„Wie Alles blüht und duftet!“ sprach die Grethe, — „und horch, da lockt der Buchfink im Hage!“

„Ja,“ meinte Hans nachdenklich, „der ist noch ärmer als wir und kann Hochzeit machen!“

Die Grethe seufzte: „Ach, wenn wir nur Glück hätten —“

„Da haben wir es!“ rief Hans plötzlich und deutete auf das Glück, das auf dem Moose schlief. „Wirklich und wahrhaftig, das Glück!“

Er hielt den Finger an den Mund, schlich sich leise hinzu und faßte es mit seinen kräftigen Armen.

„Und da habe ich es,“ jubelte er, „und halte es fest!“

Erschrocken schlug das Glück die Augen auf — o, wie schön waren die; so klar, so himmelblau, daß man in ein Stück Himmel zu sehen vermeinte und Hans Mühe hatte, seinen Blick von dem Zauber dieser Augen zu lösen.

„Was willst Du von mir?“ sprach das Glück. „Halte mich nicht so fest, Du thust mir wehe!“

„Ja freilich!“ lachte der Bursche, „damit Du mir entschlüpfest!“

„So sprich, was willst Du von mir?“

„Daß Du uns glücklich machest, mich und sie!“ und er deutete auf seine Grethe.

„Gut denn! ich will thun, was ich kann,“ versetzte das Glück, „aber gieb mich frei!“

„Und wirst Du mir dann nicht entfliehen?“

„Nein, Du hast mein Wort darauf, laß' mich ledig!“

Zögernd zog Hans seine Hände zurück, das Glück aber spreitete seine schimmernden Schwingen aus und winkte ihnen, ihm zu folgen. Es führte sie durch den schweigenden Wald, der voll erhabener Ruhe war, auf die heiße, staubige Landstraße hinaus und blieb vor dem Gitter eines herrlichen Gartens stehen.

Vergoldete Rosen und krauses Blätterwerk, aus Eisen geformt, bildete das Gitter, aber die duftenden rothen Rosen, welche allenthalben dazwischen hindurchschlüpften, waren doch viel, viel schöner als ihre goldenen Schwestern. In dem prächtigen Garten, dessen Bäume und Büsche den edlen Marmor eines kleinen Landhauses nur hie und da durchschimmern ließen, saß in einer Laube eine stolze Dame mit ihrem Kinde.

„Sehet!“ sprach das Glück. „Dies Alles kann ich Euch geben!“

In Hansens Augen leuchtete es freudig auf, er wollte sprechen, aber der kleine Knabe im Garten begann mit weinerlicher Stimme:

„Mutter, warum mußte des Gärtners Lieschen schon fort?“

„Weil sie zu ihren Eltern zurückkehren soll, mein Kind!“ erwiderte die Dame.

„Aber ich will noch mit ihr spielen!"

„Morgen wieder —"

„Nein, ich will sie heute noch — will sie immer haben!"

„Aber das geht ja nicht!"

„Nicht?" sagte der Knabe und dachte einen Augenblick nach. „Aber — sage, Mutter, ist der Gärtner nicht arm?"

„Jawohl, sehr arm!"

„Dann — dann kaufe mir die kleine Liese!"

„Du thörichtes Kind!" sprach die Mutter lächelnd, „das kann ich ja nicht!"

„O ja, Du kannst es."

„Aber, Kind —"

„Ja, ja, Du kannst es, Du hast ja den Papa auch gekauft!"

„Deinen Vater?"

„Jawohl, den Papa! oh, ich weiß es — er sagte gestern zum Fräulein, wie sie ihm nicht glauben wollte, daß sie lieb sei: ich war arm, sagte er, und da hat sie mich mit dem vielen Gelde gekauft! — kaufe mir die kleine Liese, Mutter, willst Du?"

Die stolze Dame in dem prächtigen Garten, wo die Rosen so herrlich blühten, antwortete nicht, sie schlug die Hände vor das Gesicht, und Thränen perlten zwischen ihren feinen weißen Fingern hindurch. —

Das Glück aber wandte sich zu Hans und Grethe.

„Nun," sagte es, „wollet Ihr? All' Dies kann ich Euch geben!"

„All' Dies!" rief die Grethe, „und die Thränen auch?"

„Die Regungen des Herzens stehen nicht in meiner Macht!" versetzte das Glück.

„Und Du willst uns glücklich machen?" fuhr die Grethe fort. „Hinweg! mir graut vor Deinen Gaben!"

„Du schickst mich fort?" staunte das Glück und wandte sich zu Hans, „und auch Du?"

Der stand aber zögernd, er blickte in die sonnigen, blauen Augen des Glückes und konnte seinen Blick nicht von ihnen wenden.

Doch Grethe zupfte ihn ärgerlich am Aermel: „Du gedenkest wohl in diesen Augen die Deinen zu vergessen! — willst Du, daß ich auch so weine, wie Jene dort im Garten?"

Da wandte sich Hans zu ihr: „Nein, Du sollst nicht weinen, Grethe! Du aber," sprach er zu dem Glücke, „laß uns und ziehe hin in Frieden!"

„Dann lebet wohl!" sagte das Glück, erhob sich auf seinen Schwingen und schwebte wie ein großer schimmernder Vogel durch die Luft dahin.

Als es ihren Blicken entschwunden war, faßte die Grethe ihren Hans bei der Hand und sprach: „Ach, ich bin doch viel glücklicher als jene vor-

nehme Dame in dem herrlichen Garten: denn ich weiß doch, daß Du mich um meiner selbst willen liebst."

„Ja, Du bist glücklicher," tönte es hinter ihr, „und das verdankst Du mir!"

Rasch drehte sich Grethe um — auf einem Meilensteine saß ein in Lumpen gehülltes, eisgraues Mütterchen.

„Dir?" fragte das Mädchen erstaunt.

„Jawohl, mir!" versetzte die Alte und lächelte mild.

„Ei, gehe mir doch!" rief Hans lachend. „Du bist wohl das Glück?"

„Nein!" erwiderte die Alte, „ich bin die Armuth!" —





# Staatsbürgerthum.

Von

## John Lubbock*).

— London. —

Wir sind Alle an der Regierung des Vaterlandes mitbetheiligt, und es ist eine unserer vornehmsten Pflichten, uns für diese große, verantwortungsvolle Aufgabe vorzubereiten. Das erfordert Studium und Nachdenken nicht minder als bloßen guten Willen. Schon die Größe und Ausdehnung unseres Reiches ist an sich eine Quelle der Gefahr. Wir herrschen über viele Menschenrassen, von denen manche in ihren Ideen und Bestrebungen sehr verschieden von uns sind. Blicken wir nach Indien. Die Bevölkerung ist zehnmal so stark wie die von England und ist in Stämme gespalten, die nach Rasse und Glauben sehr von einander abweichen. Der echte Hindu gehört zu derselben großen Menschenrasse wie wir: er spricht eine Sprache, die nach Ursprung und Bau nicht nur der unsrigen verwandt ist, sondern sogar einige gleichlautende Worte enthält. Das Wort „poor", der Ausgang so vieler indischen Worte, entspricht unserem „borough" und ist eine ebenso gewöhnliche Endung wie die unsrige. Aber die Hindus sind nur ein Theil der indischen Bevölkerung; sie sind uns näher blutsverwandt als den dravidischen Stämmen des Südens oder den Malayo-Chinesen des Ostens, obwohl Zeit und Raum große Unterschiede geschaffen haben. Sie stehen in scharfem religiösen Conflict mit den Muhamedanern, welche die herrschende Macht waren und wahrscheinlich wieder sein würden, wenn wir es zuließen.

Aber Indien bedeutet doch nur eine, obschon vielleicht die größte, unserer verantwortlichen Aufgaben. Allüberall in der Welt kommen wir mit anderen großen Nationen in Berührung. Fragen entstehen und werden unablässig entstehen, welche Tact, Mäßigung, Verträglichkeit auf beiden Seiten erfordern. Unsere Staatsmänner müssen wissen, wann sie nachzugeben und wo sie standhaft zu bleiben haben, und das Volk muß wissen, wen es unterstützen soll.

Die Weltgeschichte hat uns eine Aufeinanderfolge großer Reiche gezeigt, die in Staub zerfallen sind. Aegypten, Assyrien, Persien, Rom sind aufgestiegen und wieder versunken.

---

*) Deutsch von Otto Dammmann.

In neuerer Zeit haben Genua und Venedig, wie jetzt wir, durch „Schiffe, Colonien und Handel“ eine hohe Blüthe entfaltet. Wollen wir ihrem Schicksale entgehen, so müssen wir ihre Mißgriffe vermeiden.

„In tausend Jahren kaum ein Reich entspringt,
Und eine Stunde kann in Staub es beugen.“ (Byron.)

Was unsere auswärtige Politik betrifft, so ist es ebenso sehr unser Interesse wie unsere Pflicht, die freundlichsten Beziehungen mit anderen Ländern zu unterhalten. Nationen sehen einander leider oft als Feinde an. Und doch zeigt sich bei näherer Beleuchtung, daß wir keine Unmenschen sind und Freunde sein sollten. Ein walisischer Prediger hat das einmal schlicht und dabei treffend illustrirt. Er ging eines Tages, so erzählt er, spazieren und sah auf einem Hügel vor sich eine Gestalt wie ein Ungeheuer. Als er sich näherte, sah er: es war ein Mensch, und als er dicht herangekommen, fand er: es war sein Bruder.

Andere Nationen sind nicht nur Menschen wie wir, sondern auch unsere Brüder, und ihre Interessen sind vielfältig mit den unsrigen eng verknüpft. Leiden sie, so leiden wir mit ihnen; was ihnen zu Gute kommt, auch uns kommt es zu Gute. Die größten britischen Interessen sind Friede und Wohlfahrt der Welt. Kriegsblendwerk hat der Menschheit Einbildungskraft umstrickt. Man spricht uns vom „Pomp und Schimmer des glorreichen Krieges“, jeder Soldat trage den Marschallsstab im Tornister und dgl. mehr; und darüber versäumen wir, uns das unendliche Elend zu vergegenwärtigen, welches der Krieg über das Menschengeschlecht gebracht hat.

Das Blutvergießen und die Leiden, welche der Krieg nothwendig mit sich führt, sind furchtbar und bilden ein unwiderstehliches Argument zu Gunsten des Schiedsrichterspruchs. Der gegenwärtige Zustand der Dinge ist eine Schmach für die Menschheit. Wenn barbarische Stämme ihre Streitigkeiten durch Waffengewalt schlichten, so kann man das zur Noth entschuldbar finden, aber daß civilisirte Nationen so handeln, widerstrebt nicht nur unserer Moral, sondern auch unserem gesunden Menschenverstande. Gegenwärtig umfaßt schon die Friedenspräsenzstärke Europas 3,5 Millionen Mann, die Kriegsstärke beträgt über 10 Millionen, und wenn die geplanten Neu-Einrichtungen complet sind, wird sie 20 Millionen übersteigen. Die jährlichen Nominalkosten belaufen sich auf mehr als £ 200 Millionen, aber da die Continental-Armeen großentheils unter der Aushebung stehen, so sind die wirklichen Kosten weit höher. Ueberdies, würden jene 3,5 Millionen Menschen nützlich beschäftigt, so müssen wir, nehmen wir den Werth ihrer Arbeit (pro Kopf) auch nur zu £ 50 jährlich an, weitere £ 175 Millionen hinzurechnen, was die Total-Ausgabe Europas für's Militärwesen auf £ 375 Millionen jährlich bringt! Natürlich haben hier noch tiefere und gewichtigere Erwägungen mitzusprechen als Geldfragen; gleichwohl repräsentirt Geld menschliche Arbeit und Menschenleben. Unmöglich kann irgend wer die gegenwärtigen Marine- und Militär-Verhältnisse ohne die ernstesten Besorgnisse betrachten. Selbst wenn sie nicht im Krieg endigen, so werden sie schließlich doch in Bankerott und Ruin endigen.

Die Hauptländer Europas stürzen sich immer tiefer in Schulden. Während der letzten 20 Jahre ist die Staatsschuld Italiens von £ 483 Millionen auf £ 516 Millionen gestiegen, die Oesterreichs von £ 340 Millionen auf 580 £ Millionen, die Rußlands von £ 340 Millionen auf £ 750 Millionen, die Frankreichs von £ 500 Millionen auf £ 1300 Millionen. Die Staatsschulden der Welt insgesammt betrugen im Jahre 1870 £ 4000 Millionen — eine fabelhafte, fürchterliche, zermalmende Last. Und nun gar erst jetzt! Sind sie doch auf mehr als £ 6000 Millionen gestiegen und steigen noch immer.

Bei Weitem der größte Theil dieser ungeheuren, entsetzlichen Last wird durch keinerlei werthvolles Besitzthum repräsentirt, hat keinen nützlichen Zweck erfüllt; er ist einfach vergeudet worden, oder, was vom internationalen Standpunkt noch schlimmer ist, er ist für

Krieg oder Kriegsvorbereitung hinausgeworfen worden. Einen wirklichen Frieden haben wir gegenwärtig thatsächlich niemals; wir leben praktisch im Kriegszustande, glücklicherweise ohne Schlachten und Blutvergießen, nicht aber ohne schreckliche Leiden. Selbst in England wird $^{1}/_{3}$ des staatlichen Einkommens für die Vorbereitung künftiger Kriege ausgegeben, ein anderes Drittel, um frühere Kriege zu bezahlen, und nur ein Drittel bleibt für die Regierung des Landes übrig. Unsere dabei auf dem Spiele stehenden Interessen sind enorm, und die Interessen der Völker sind miteinander so innig verflochten, daß jeder Krieg jetzt in Wirklichkeit ein Bürgerkrieg ist.

Obwohl ich kein Mann des „Friedens um jeden Preis" bin, schäme ich mich doch nicht zu bekennen, daß ich ein Mann des Friedens um beinahe jeden Preis bin. Zweifellos giebt es manche Lebensfragen, die einem Schiedsrichterspruch nicht unterstellt werden können, aber Graf Russel, eine sehr hohe Autorität, meint, in den letzten 100 Jahren sei kein einziger Krieg geführt worden derart, daß die Streitfrage nicht auch ohne Zuhilfenahme der Waffen recht wohl hätte geschlichtet werden können.

Das letzte Mal, als ich Herrn Gambetta sah, sprachen wir über diesen Gegenstand, und er äußerte in seiner gewöhnlichen lebhaften Weise: wenn das gegenwärtige Verhältniß in den Ausgaben beibehalten würde, so werde der Tag kommen, an dem die Franzosen alle als „Bettler vor einer Kaserne" stehen würden. Es ist nicht nur beibehalten, es ist sogar gesteigert worden.

Die Lage in Europa kann nicht ohne Unruhe betrachtet werden. Rußland ist mit Nihilismus durchsetzt, Deutschland durch Socialismus beunruhigt, Frankreich in panischem Schrecken vor der Anarchie und in rapider Bewegung nach dem Staatsbankerott hin. Gewiß giebt es keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung für anarchistische Verbrechen, wie sie die jüngste Vergangenheit gesehen, aber in dieser Welt geschieht doch auch Nichts ohne eine Ursache. Auf dem Continent arbeiten die Arbeiter schrecklich lange Stunden für minimale Löhne. Wer die jüngsten Berichte aus Italien lesen will, wird die elende Lage ländlicher Arbeiter daselbst erkennen; die Löhne der Arbeiter in den Ländern des Continents sind sehr niedrig, und ihre Arbeitszeit ist lang, während die kleinen Besitzer in Frankreich und anderswo nicht besser daran sind.

Ich sympathisire gar sehr mit dem Verlangen nach einem Achtstundentag, halte aber für weise, daß die vor einigen Jahren in Hyde-Park gefaßte Resolution darauf bestand: er solle international sein. Wird nun aber das jetzige Militärsystem beibehalten, so ist keine Herabsetzung der Stundenzahl möglich. Die einzige Möglichkeit, den Achtstundentag zu sichern, ist: die militärischen Ausgaben zu vermindern. Die zur Unterhaltung von Heer und Marine nothwendige Besteuerung zwingt jeden Mann und jede Frau in Europa, eine Stunde am Tage länger zu arbeiten, als sie sonst nöthig hätten. Thatsächlich ist die Religion Europas nicht das Christenthum, sondern die Anbetung des Kriegsgottes. Wir können leider! den Krieg nicht verhindern, aber wir können wenigstens unser Gewicht auf die Wagschale des Friedens legen, uns bestreben, freundliche Beziehungen mit fremden Nationen zu unterhalten und sie mit Höflichkeit, Gerechtigkeit und Generosität zu behandeln.

Viele Länder suchen ebenso thörichterweise einander durch Einschränkungen des freien Handelsverkehrs zu bekriegen.

Cowper bemerkt, daß:

„Gebirge, zwischen ragend,<br>
Zu Feinden Völker machen, welche sonst,<br>
Verwandten Tropfen gleich, in eins sich mischten."

Aber die schlimmsten Schranken sind solche, welche die Völker selbst gegen einander errichtet haben: Zoll- und Steuerschranken, und die allerschlimmsten: grundlose Eifersüchteleien und Uebelwollen, indem eines dem andern beleidigende Absichten unterschiebt, die vielleicht keines von ihnen in Wirklichkeit hegt.

Derselbe Geist der Eifersucht und Feindseligkeit, wie er nur zu oft internationale Beziehungen charakterisirt, verbittert traurigerweise auch die innere Politik. Aber Mißbrauch ist kein Argument, eher ein Bekenntniß der Schwäche. Ein Glück wird es für uns sein, wenn sich erst einmal, wie es zwischen Parteien geschieht, auch Nationen so weit herablassen und erniedrigen, daß des Dichters Wort beherzigt wird:

„Kein Kriegesdräu'n, kein wilder Ruf
Um Rach' am Bruder, der gefehlet; —
Daß sich die Menschheit lieb' und ehr',
Wie's Brüdern ziemt: Du solches lehr',
Von göttlichem Entschluß beseelet." (Whittier.)

Revolutionen, so heißt es zuweilen, werden nicht mit Rosenwasser gemacht. Indessen hat das Aussehen der Welt durch Argumente größere Umwandlungen erfahren als durch Waffen, und selbst wo Waffen gebraucht worden sind, hat in den meisten Fällen die Feder das Schwert geleitet. Ideen sind mächtiger als Bajonette.

„In dem verhältnißmäßig anfänglichen Stadium menschlichen Fortschritts, in dem wir jetzt leben," meint Mill, „kann der Einzelne factisch nicht jene Fülle von Sympathie mit allen Anderen empfinden, die jedes wesentliche Abweichen von der allgemeinen Richtschnur in ihrer Lebensführung unmöglich machen würde! Aber bereits kann derjenige, in dem das sociale Gefühl überhaupt entwickelt ist, es nicht mehr über sich gewinnen, seine Mitmenschen als Rivalen anzusehen, die mit ihm um die Mittel und Wege zum Glück kämpfen, als Rivalen, deren Streben er vereitelt zu sehen wünschen müßte, damit nur er in dem seinigen Erfolg haben möchte."

Damit wir unsere Staatsbürgerpflicht vollständig und in rechter Weise erfüllen, ist es nothwendig, wie sich Burke ausdrückt: „unseren Geist sorgfältig zu bilden, jedwedes edle und ehrbare Gefühl, das in unserer Natur liegt, zur vollkommensten Kraft und Reife zu entwickeln; die Fähigkeiten, die im Privatleben als liebenswürdig gelten, dem Gemeinwohl dienend oder leitend nutzbar zu machen, so Patrioten zu sein und nicht zu vergessen, daß wir Gentlemen sind. . . . Im öffentlichen Leben beherrschen Macht und Energie die Situation; der verstößt gegen seine Pflicht, der auf seinem Wachtposten einschläft, ebenso wie der, welcher zum Feinde übergeht." Sei vielmehr darauf bedacht, Deine Pflichten zu erfüllen, als Deine Rechte geltend zu machen.

Lord Bolingbroke citirt in seinem Essay „Ueber den Geist des Patriotismus" beifällig eine Bemerkung des Sokrates: „Obwohl Niemand ein Geschäft betreibt, das er nicht gelernt hat, auch nicht das unbedeutendste, hält sich doch Jeder für genügend befähigt für das schwierigste aller Geschäfte, das des Regierens." Sokrates sprach so auf Grund seiner Erfahrung in Griechenland. Lebte er jetzt in England, er würde seine Meinung nicht ändern.

An brennenden Fragen haben wir fürwahr Auswahl genug. Wir sind in den Versuchen begriffen, unsere Kinder zu erziehen, aber wahrscheinlich möchte Niemand behaupten, daß unser System bereits vollkommen sei; die Kämpfe zwischen Capital und Arbeit schwächen unseren Handel, legen unsere Manufacturen lahm und werden, falls sie andauern, sicherlich die Löhne drücken, indem sie die Nachfrage nach Arbeit einschränken; die Gesundheitsverhältnisse unserer Großstädte lassen noch viel zu wünschen; in der Wissenschaft haben wir nur eben einen Anfang gemacht.

Ueberdies erfordert schon, ganz abgesehen von jeglichem Fortschritt, das Leben des Gemeinwesens beständige Arbeit. Die Parlamentssitzungen, die Führung der Local-Geschäfte, die Verwaltung des Armen-Gesetzes — factisch, die Geschäfte des Gemeinwesens insgesammt erfordern ebenso viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wie die der Individuen, und mag das nun weise oder unweise sein, es macht sich eine Tendenz in der Richtung vermehrter communaler Organisation geltend.

Ferner haben wir allezeit die Armen bei uns, und es ist großentheils den zahlreichen Wohlthätigkeitsgesellschaften, der größeren Sympathie zwischen Reich und Arm, obwohl theilweise auch unserem Armen-Gesetze, dem Freihandel und den minder unzuträglichen physischen Bedingungen zu verdanken, daß sich bei uns keine solche Empfänglichkeit für Socialismus und Anarchie findet, wie in manchen anderen Ländern.

Enthusiasmus ist ohne Zweifel der Hebel, der die Welt bewegt, aber — trauriger Gedanke! — wieviel Zeit und Geld ist an nutzlose Experimente verschwendet worden — an Experimente, die schon früher immer und immer wieder mißlungen waren, und die schlimmer als nutzlos gewesen sind, weil sie denen, welchen sie zum Segen gereichen sollten, Schaden statt Nutzen gebracht haben. Man hat schwerlich genügend daran gedacht, daß Wirken für die Armen auch eine Anstrengung des Geistes, nicht nur eine Regung des Wohlwollens erfordert.

Nicht Geld ist hauptsächlich von Nöthen. Denkende Liebe ist mehr als Gold. Wer Zeit giebt, thut mehr, als wer Geld giebt. Thatsächlich ist die Gefahr nicht gering, daß Geld und Enthusiasmus, ohne Erfahrung und Schulung, mehr Schaden als Gutes stiften; denn größerer Schaden kann daher kommen, daß eine Arbeit schlecht gemacht wird, als daher, daß sie ungethan bleibt.

Viel besser ist es, Hoffnung und Kraft und Ermuthigung zu spenden, als Geld. Die beste Hilfe besteht nicht darin, daß man die Mühen Anderer an ihrer Statt trägt, sondern darin, daß man ihnen Muth und Energie einflößt, damit sie ihre Bürde selbst tragen und den Schwierigkeiten des Lebens tapfer begegnen. Anderen helfen ist nichts Leichtes, sondern erfordert ebenso klaren Kopf und weises Urtheil als ein warmes Herz.

Bei unserer Beflissenheit, Elend zu lindern, müssen wir sorgsam darauf bedacht sein, die Unabhängigkeit nicht zu untergraben. Es entsteht zunächst immer die Schwierigkeit, daß Alles, was für die Mitmenschen gethan wird, es sei, was es sei, ihnen einen großen Sporn zur Arbeit benimmt und das Gefühl der Unabhängigkeit schwächt; alle Geschöpfe, die von Anderen abhängen, haben das Bestreben, bloße Parasiten zu werden; deshalb ist es wichtig, unserem Mitmenschen soweit als möglich nicht sowohl Brod zu geben, als ihn in die Lage zu versetzen, es sich selbst zu verdienen; nicht direct zu helfen, sondern Andere darin zu unterstützen, daß sie sich selbst helfen. Die Welt ist so complex, daß wir unweigerlich Alle unserem Nächsten viel verdanken müssen, aber soweit als möglich sollte Jedermann auf eigenen Füßen stehen.

Wir dürfen nicht erwarten, daß Andere sich nach unserem Ideal richten; unsere Aufgabe ist, ihnen alles das verwirklichen zu helfen, was es nach ihrem eigenen Ideal Bestes giebt, sie in ihren Bemühungen um Selbst-Vervollkommnung zu fördern. Wo anangebrachter Weise Geld gegeben wird, geschieht es gewöhnlich durch solche, die mehr, um sich selbst Mühe zu sparen, als aus irgend welcher wahrhaften Sympathie, freigebig sind, und doch trägt Wirken für's allgemeine Wohl auf die Dauer seinen Lohn; wir schöpfen wahrscheinlich mehr Glück aus dem Wirken für Andere, als aus dem, was wir für uns selbst thun. Für Andere wirken verleiht auch der niedersten Arbeit ihre Weihe.

Mag Dein Werk noch so anspruchslos sein, hänge Dein Herz daran.

„Welche Rolle Du auch übernommen hast," sagt Sir T. More, „spiele sie, so gut Du nur kannst, und suche ihr die beste Seite abzugewinnen . . . kannst Du nicht so wie Du gern möchtest, Uebeln abhelfen, welche Herkommen und Gewohnheit befestigt haben, so mußt Du doch um deswillen nicht das gemeine Wohl im Stiche lassen und preisgeben; Du darfst das Schiff im Sturm nicht deswegen verlassen, weil Du die Winde nicht meistern und niederhalten kannst . . . Befleißige und mühe Dich vielmehr, soviel an Dir liegt, die Sache klüglich und recht zweckentsprechend zu behandeln, und das, was Du nicht zum Guten wenden kannst, doch so in die Wege zu leiten, daß es nicht gerade ganz schlecht ausfalle. Denn Alles in der Welt kann nicht gut sein, es müßten denn alle Menschen gut sein. Und dies (so fügt er hinzu) dürfte wohl vorläufig auf eine gute Reihe von Jahren hinaus noch nicht der Fall sein."

Je mehr indeß Alle ihre Pflicht thun, umso mehr und umso eher werden wir uns diesem glücklichen Zustande nähern. In der That haben wir vielleicht kaum einen recht deutlichen Begriff davon, wie glücklich wir sein könnten, möchten wir nur Alle den Versuch wagen.

Engländer zu sein, ist ein großes Privileg. Kein Land erfreut sich größerer individueller Freiheit. — Vor dem Gesetze sind Alle gleich. — Jeder wird für unschuldig angesehen, bis er der Schuld überführt ist. — Niemand darf ein zweites Mal wegen desselben Vergehens vor Gericht gestellt werden. — Alle Gerichtsverhandlungen müssen öffentlich sein, und der Gefangene ist berechtigt, mit seinen Anklägern confrontirt zu werden. — Niemand ist Richter in eigener Sache, noch darf er sich selbst Recht verschaffen.

So ist es denn eine heilige Pflicht, für unser Vaterland zu wirken, auf welche Kosten und Gefahr es auch sei, und „der ist nicht werth, überhaupt zu leben, der aus Furcht vor Gefahr oder Tod sich dem Dienste für's Vaterland und seiner eigenen Ehre entzieht, da der Tod unvermeidlich, der Ruhm der Tugend aber unsterblich ist." *)

Der Dienst für's Vaterland ist jedoch nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen gefahrvoll. Was er verlangt, ist ein gewisses Opfer an unserer Bequemlichkeit und Muße, eine gewisse Zeitaufwendung für Pflichten und für Arbeit, welche unheroisch, ja selbst langweilig erscheinen mögen, nichtsdestoweniger aber nothwendig sind.

Oeffentliche Geschäfte — Commissionssitzungen, Wahlen, Versammlungen, Reden, Gemeinderathssitzungen, Grafschaftssitzungen — sehr romantisch sind sie ja freilich nicht: sie bestricken weder die Phantasie, noch bringen sie das Blut in Wallung, und doch ist eine Stimmabgabe im Frieden wie ein Schwerthieb in der Schlacht und darum nicht minder wirkungsvoll, weil sie sich friedlich und unblutig vollzieht. Die Wahlstimme ist kein Recht, sondern eine Pflicht, und uns für die Abstimmung vorbereiten ist ebenfalls eine Pflicht.

Was an unbezahlter Arbeit für das Gemeinwesen geleistet wird, ist erstaunlich; möge es lange so bleiben.

Niemand hat ein Recht, die Segnungen all' dieser Arbeit zu genießen, ohne daß er, wenn nicht sein gutes Theil — denn Einer hat nicht dieselbe Muße oder Gelegenheit wie der Andere — so doch jedenfalls Etwas zum allgemeinen Wohle beiträgt.

„Für Niemand," sagt Bacon, „kann persönliches Glück ein Ziel sein, das auch nur entfernt seiner Existenz würdig wäre." Häuser, Nahrung und Kleidung sind nicht das einzig Nothwendige, sie sind nicht einmal im höchsten Grade nothwendig.

Die Zeit, die wir auf öffentliche Pflichten verwenden, ist kein bloßes Opfer. Sie trägt ihren Lohn in sich. Wir „lernen den Luxus, Gutes zu thun". **)

Und um ein Wort Horsfalls anzuführen: „Es ist etwas Großes, in Zeiten der Anfechtung unsere Privatinteressen mit den höheren Interessen des Lebens der Allgemeinheit gewissermaßen verschmolzen zu haben."

Wir Alle können, wenn wir wollen, wackere Männer und treffliche Patrioten sein: Jeder Einzelne kann sich wenigstens dieser oder jener Bewegung zum Wohle seiner Mitmenschen anschließen, dazu mithelfen, daß sie ein gesünderes, glücklicheres, besseres Leben führen.

Und nur wenn Du so handelst, wirst Du im Stande sein, eine befriedigende Antwort auf die Frage zu geben, die Du Dir früher oder später sicherlich stellen wirst:

„Für Recht und Wahrheit, für Gott und Welt
Was thatst Du? — sag' an! —
Seit goldene Jugend Dein Leben erhellt,
Bis halb es verrann?" ***)

---

*) Sir H. Gilbert.
**) Goldsmith.
***) Whittier.




# Illustrirte Bibliographie.



**Die Berlinerin.** Bilder und Geschichten. Herausgegeben von Ulrich Frank Mit 90 Illustrationen von Friedrich Stahl. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Von einem specifischen Berliner Typus der deutschen Frau kann man erst seit kurzer Zeit reden, ja, er ist wohl noch erst in der Bildung begriffen; denn Berlin als Weltstadt mit einer vor den übrigen deutschen Großstädten sich merkbar abhebenden und Beachtung verdienenden Eigenart ist noch jung. Berlin hat, wie Karl Frenzel in dem einleitenden Abschnitt des vorliegenden Buches bemerkt, im Grunde noch keine Vergangenheit, keine weit in dieselbe hinabreichende gesellschaftliche Cultur, wie Paris. Wenn aber auch Berlin noch nicht wie Paris einen Frauentypus nach allen Richtungen und in den feinsten Schattirungen ausgebildet hat, so sind doch neben den vielen Zügen, die die Berlinerin mit den deutschen Frauen gemein hat, schon mancherlei individuelle bemerkbar, die es wohl begreiflich und berechtigt erscheinen lassen, wenn der Versuch gemacht wird, die Berliner Frau als ein Sonderwesen zu betrachten und als solches zu charakterisiren. Ulrich Frank hat es unternommen, mit Unterstützung einer großen Zahl bekannter Berliner Schriftsteller diese Aufgabe zu lösen und aus einer Reihe von Einzelbildern das Gesammtbild des Berliner Frauentypus, soweit er jetzt schon erkennbar ist, zusammenzusetzen. Gewiß charakterisirt nun Vieles von diesen Schilderungen nicht nur die Berlinerin allein, sondern die deutsche Frau, ja das Geschlecht im Allgemeinen; doch das war weder zu vermeiden, noch ist es ein Fehler; und wenn nicht jeder der Beitragenden mit gleichem Geschick seine Schilderungen aus dem allgemein Menschlichen in das specifisch Berlinerische hineinzuarbeiten verstanden hat, so geben diese doch in ihrer Gesammtheit ein genügend scharf profilirtes Bild der Berlinerin mit unverkennbar eigenartiger Physiognomie. —



In der Einleitung sucht Karl Frenzel die Berlinerin im Allgemeinen zu kennzeichnen, wobei er, seiner Neigung zu histo-

rischer Betrachtung folgend, die allmähliche Entwicklung eines Berliner Typus von der Königin Sophie Charlotte, in der er zuerst einen Hauch Berlinischen Wesens und Geistes verspürt, bis zur Gegenwart skizzirt. Dann folgen Einzelschilderungen der verschiedenen Stände, Klassen und Berufszweige, zum Theil in gefälliger novellistischer Form. Julius Rodenberg schildert die junge Berlinerin des alten Berlin, Ernst Wichert die geheime Räthin, Fedor von Zobeltitz die Aristokratin, Max Kretzer die Arbeiterin, Ernst von

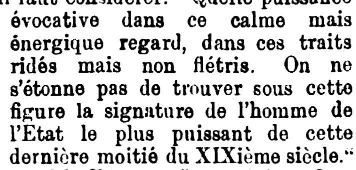


Wolzogen die musterhafte Hausfrau des Mittelstandes, Max Grube die Schauspielerin, Ludwig Pietsch die Künstlerin, J. Trojan die Marktfrau, Ulrich Frank die „höhere Tochter", Heinz Tovote die Hochstaplerin u. s. w. u. s. w. Man ersieht daraus, daß die Rollen richtig vertheilt sind. Eine mit warmem Empfinden beseelte Novelle hat Ernst von Wildenbruch beigesteuert: „Glühwürmchen." Das Buch ist mit zahlreichen flotten Textbildern in farbigem Druck von Fritz Stahl geschmückt; es wird voraussichtlich in Berlin sowohl wie außerhalb manchen dankbaren Leser und manche Leserin finden.





**Zwei hervorragende Kunstneuheiten**, die einen erfreulichen Beweis von der hohen Leistungsfähigkeit der reproductiven Kunst liefern und die auch durch ihren das nationale Empfinden berührenden Gegenstand Anspruch auf allgemeinere Beachtung haben, sind aus der graphischen Kunstanstalt von G. Heuer & Kirmse, Berlin, hervorgegangen: zwei schöne Photogravüren, die eine eine Reproduction des Gemäldes von Professor G. Biermann: Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm, die andere eine Wiedergabe des Lenbach'schen Bismarck-Portraits, welches den Fürsten im Civil, das Haupt mit dem Schlapphut bedeckt, die Hände auf den Stock gestützt, darstellt. Das Bild Lenbachs ist bekannt, es offenbart zugleich die Größe des Künstlers wie die des Dargestellten; die Wucht und Kraft Lenbach'scher Charakterisirungskunst hat nie einen ihrer würdigeren und entsprechenderen Gegenstand gefunden. Selbst ein französisches Blatt, „La Patrie", konnte sich dem mächtigen Eindruck, den des großen Staatsmannes Antlitz in der congenialen Auffassung des Künstlers macht, nicht entziehen und giebt demselben mit den treffenden Worten Ausdruck: „Mais c'est surtout le visage, ce reflet de l'âme, qu'il faut considérer. Quelle puissance


évocative dans ce calme mais énergique regard, dans ces traits ridés mais non flétris. On ne s'étonne pas de trouver sous cette figure la signature de l'homme de l'Etat le plus puissant de cette dernière moitié du XIXième siècle."



Die Photogravüre nach dem Lenbach'schen Gemälde läßt alle die unvergleichlichen Vorzüge erkennen, welche jenes vornehmste Reproductionsverfahren besitzt. Es liegt etwas von dem Reize eines Originalwerkes in solchem Kunstblatte; das Wesentliche der Lenbach'schen Kunst, die feinen Schattirungen und Abtönungen des Vorbilds kommen prächtig zur Geltung.

Sind Kraft und Willensenergie in Lenbachs Bismarck verkörpert, so ist Biermanns Königin Luise die Personification weiblicher Anmuth, vereint mit königlicher Würde. Der Künstler hat es verstanden, der Gestalt eine gewisse monumentale Wirkung zu verleihen, ohne sie in's Posenhafte verfallen zu lassen. Die Königin ist in ruhigem Gange, in ungezwungen ge-

fälliger Haltung dargestellt; während der kindliche Prinz Wilhelm, den Reifen in der Hand, ein wenig die Figur des zum Photographirtwerden Gestellten hat. Im Gegensatz zu neueren Luisenphotographien, zu denen eine moderne Schönheit als Modell gedient, hat Professor Biermann sich an authentische, zeitgenössische Gemälde und Bildwerke gehalten, so daß sein die ideale Vorstellung des deutschen Volkes von der edlen und schönen königlichen Dulderin verkörperndes Luisenbild durch das Streben nach historischer Treue noch höheren Werth erhält. — Es sei nebenbei bemerkt, daß das Originalgemälde in den Besitz des Freiherrn von Stumm übergegangen ist und die danach hergestellte Photogravüre in mehreren Exemplaren von der Kaiserin sowie von andern fürstlichen Personen angekauft worden ist. —

Wir können die beiden Kunstblätter als vornehmen Zimmerschmuck warm empfehlen.

---

Die Bedeutung der Photogravüre für unser Kunstleben wird auch durch ein anderes Unternehmen in helles Licht gerückt: Die Photographische Gesellschaft in Berlin beabsichtigt, nach dem Muster der früheren von ihr herausgegebenen Werke: „Die Rembrandt's der Casseler und Berliner Gemälde-Galerie" sowie „Die kaiserliche Eremitage in St. Petersburg „die Meisterwerke des Museo del Prado in Madrid — dieser unvergleichlichen Sammlung von Schätzen alter Kunst, — den Kunstkennern und -Freunden zugänglich zu machen. Als Vervielfältigungsart ist auch hier die Photogravüre gewählt worden; und wie trefflich dieses Verfahren zur Wiedergabe alter Gemälde sich eignet, ist aus dem Probeblatte „Die Uebergabe von Breda (Las Lanzas)" von Velasquez ersichtlich, das, abgesehen von der Größe und dem Colorit, mit der Frische und Feinheit des Originals wirkt, auch dem Nichtkenner des Letzteren den Eindruck einer Treue der Wiedergabe weckend, die sich bis auf die malerische Technik und die Einwirkung der Zeit erstreckt. In dieser Beziehung dürfte die Photogravüre nicht zu übertreffen sein.

Das Sammelwerk wird vollständig 110 Blätter großen Formats in 10 Lieferungen umfassen. Der letzten Lieferung soll ein Text aus berufener Feder beigegeben werden.

—l—.

---

# Bibliographische Notizen.

**Hygienische Winke** von Professor Eduard Lang. — Wien, Joseph Šafář.

Der Verfasser bezeichnet es als besonders erstrebenswerth, krank machende Schädlichkeiten jeder Art abzuwehren, den Schwerpunkt in die individuelle Prophylaxe zu legen und hygienisch zu leben. In aphoristischer Weise hebt er die Fälle hervor, die zu krankhafter Ansteckung führen können. — Man darf nun allerdings in der Bakterienfurcht auch nicht zu weit gehen. Denn zur Wirksamkeit der pathogenen Bakterien gehört immer noch, daß sie ein vorbereitetes Feld finden, daß also das von ihnen befallene Individuum eine besondere Disposition für ihre Entwicklung besitzt. — Das Büchlein ist aber recht empfehlenswerth und verdient die weiteste Verbreitung. K.

**Nervenkrankheiten und ihre Vererbung.** Von Ch. Féré, Arzt von Bicêtre. — Autoris. Uebersetz. von Dr. Hubert Schnitzer. Mit 20 Abbildungen im Text. Berlin, Fischers medic. Verlag. H. Kornfeld.

Der Verfasser entwirft in dem vorliegenden Buch eine Schilderung von dem Einfluß der Vererbung bei der Entstehung nicht nur der Geistes-, sondern auch der großen Klasse der Nervenkrankheiten. Er vertritt die Ansicht, daß mit jeder Nervenkrankheit eine, wenn auch in den meisten Fällen nicht bekannte, anatomische Veränderung verbunden ist. — In 19 Capiteln bespricht er die allgemeinen Gesetze der Vererbung, den psychopathischen Theil der erblichen Krankheiten, die Verwandtschaft von Verbrechen und Laster mit Irrsinn, die Epilepsie und Hysterie, die Erblichkeit der Krankheiten des Nervensystems, die Rolle, die die Vererbung bei den toxischen und infectiösen Krankheiten des Nervensystems spielt, die Erblichkeit der Mißbildungen, das Schwinden der Vererbung und die Entartung, die äußeren und functionellen Merkmale der Entartung und schließlich die Prophylaxe.

Zu allen Capiteln, namentlich aber zum Capitel über Mißbildung und Entartung theilt der Verfasser auf Grund einer umfassenden Kenntniß der Litteratur zahlreiche, sehr interessante Beobachtungen mit. Wenn auch vereinzelte Auslassungen abnorm erscheinen, so kann dadurch der Werth des Buches in keinerlei Weise beeinträchtigt werden. Einige der den Text erläuternden Abbildungen sind leider wenig deutlich gerathen. Die Uebersetzung ist eine recht gute und trägt wesentlich dazu bei, daß sich das durchaus empfehlenswerthe Buch auch angenehm liest. K.

**Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und der Nerven.** Heft 1. „Arbeit und Wille“ von Dr. E. Hallervorden, Privatdocent in Königsberg. Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch).

Der Verfasser beabsichtigt, eine neue, auf klinische Psychologie basirte Disciplin, „Die Seelengesundheitslehre — Psychohygiene“, zu begründen. Das hier vorliegende Heft: „Arbeit und Wille“ ist der Vorläufer einer Reihe von Aufsätzen in der vorgenannten Richtung und fungirt gleichsam als Einleitung zu dieser neuen Disciplin. Es handelt sich (S. 11) um eine auf physiologischen Grundsätzen besonders des Nervensystems aufgebaute, allgemeine und specielle Seelen- und Nervenhygiene als Wissenschaft, in ähnlicher Weise, wie Professor Kräpelin, dem auch das vorliegende Heft gewidmet ist, in einem in der Berliner Gewerbe-Ausstellung gehaltenen Vortrage für die „Hygiene der Arbeit“ eingetreten ist.

Nach Ansicht des Verfassers verspricht diese seit vielen Jahren verbreitete Disciplin einen tiefgreifenden Einfluß auf alle Gebiete des Menschenlebens zu üben. Wie er (S. 22) angiebt, ist es seit mehr als 16 Jahren sein ernstliches Streben, die wahre und sichere Grundlage der klinischen Psychologie und der Psychohygiene ohne künstlichen Beisatz in den Hauptzügen vorzubereiten und zu fundiren. — Der Inhalt des 1. Heftes enthält außer einer Einleitung die Capitel: „klinische Psychologie, die Vorstufe der Psychohygiene, ferner Klinik, Laboratorium und Leben, Fragestellung auf diesem Gebiet und schließlich geistige Arbeit und Muskelermüdung.“ Der Verfasser giebt viele recht interessante Darlegungen, so z. B. (S. 26) bezüglich der Psychologie der einzelnen Stände. Auf nähere Details kann hier jedoch nicht eingegangen und muß auf die Schrift selbst verwiesen werden, die denen, die sich für die in Rede stehende Materie interessiren, hierdurch empfohlen sei. K.

**Geschichte der Philosophie im Umriß.** Von Dr. Eduard Löwenthal. Berlin, Hannemanns Buchhandlung.

Das kleine, nur 56 Seiten umfassende Büchlein giebt einen kurzen, treffenden Ueberblick über die gesammte Geschichte der Philosophie und dürfte sowohl dem Studirenden als jedem Gebildeten zur ersten Orientirung auf dem weiten, ebenso interessanten als wenig gepflegten Gebiete sehr zu statten kommen.

**Leitfaden der Kunstgeschichte.** Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht, bearbeitet von Dr. Wilhelm Buchner. Mit 106 Abbildungen. Sechste, verbesserte Auflage. Essen, G. D. Bädeker.

Wer sich leicht und schnell einen Einblick in das Wesen der bildenden Künste aller Zeiten verschaffen will, wird an diesem, in jeder Weise empfehlenswerthen Buche einen bewährten Führer finden. V. T.

**Freiheit des Rückens, allgemeine Wehrpflicht, Oeffentlichkeit des Strafgerichts.** Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. — Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Reform der militärischen Strafproceßordnung nimmt gegenwärtig das allgemeine Interesse lebhaft in Anspruch. Es verdient daher die vorliegende Arbeit des als Militärschriftsteller bekannten Verfassers besondere Beachtung. Dieselbe gliedert sich in zwei Capitel. Capitel I. Der Segen einer Niederlage: „Freiheit des Rückens und allgemeine Wehrpflicht.“ Capitel II. Die Arbeit nach dem Siege: „Weiterentwickelung, Oeffentlichkeit des Strafgerichts.“ In gemeinverständlicher und knapper Form giebt der Verfasser einen historischen Ueberblick über die Reorganisation der preußischen Armee nach den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstädt, Eylau und Friedland. Scharnhorsts Grundideen für die Armeereform werden kurz entwickelt und als damals nächstliegendes Hauptziel: „Ehrenvolle Behandlung und allgemeine Wehrpflicht“ bezeichnet. Am 9. Juli 1808 veröffentlichte Gneisenau einen Artikel: „Freiheit des Rückens“, und am 3. August desselben Jahres wurde die Prügelstrafe abgeschafft.

Unter dem Kriegsminister von Boyen trat mit dem 3. September 1814 trotz vielfacher Anfechtung das neue Gesetz über die Organisation der Armee unter Zugrundelegung der allgemeinen Wehrpflicht in Kraft. „Es giebt Dinge," sagt der Verfasser (S. 35), „die in der Luft liegen, die sich nicht zurückdrängen lassen. So ist die Freiheit der Rücken zustande gebracht, so ist die allgemeine Wehrpflicht geboren, so die zweijährige Dienstzeit eingeführt worden; so wird auch der nothwendige Schritt vorwärts in der militärischen Rechtspflege geschehen. An der Oeffentlichkeit liegt Alles; sie ist der Kernpunkt der ganzen Reform" (S. 39). — Der Verfasser bezeichnet als anzustrebendes Ziel: Einheitlichkeit des Gerichtsverfahrens im ganzen Reich unter Anlehnung an das bürgerliche Gesetzbuch. Bezüglich seiner, nach dieser Richtung hin gemachten Vorschläge muß auf den Text verwiesen werden. K.

**Auf Goethes Spuren in Italien.** Von Julius R. Haarhaus. I. Theil: Ober-Italien. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, der sich bereits als talentvoller Novellist hervorgethan hat, die große italienische Reise Goethes zu wiederholen und überall nach den Spuren des Dichters — geistigen und körperlichen — zu forschen. Bei aller Verehrung für den großen Dichter, die aus jeder Zeile des Verfassers spricht, hat dieser sich doch volle Selbstständigkeit des Urtheils gewahrt und ist keineswegs blind für die mancherlei Irrthümer und, vom heutigen Standpunkte aus betrachtet, schiefen Urtheile Goethes. Das erhöht den Werth des überaus anmuthig und fesselnd geschriebenen Büchleins, dessen Fortsetzungen man mit Interesse entgegensehen kann. — e.

**Vom Chiemgau.** Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Diesem neuesten Erzeugniß der überaus fruchtbaren Dahn'schen Muse geht ein stimmungsvolles Vorwort voraus, in dem die landschaftlichen Reize des Schauplatzes geschildert werden, auf dem die reiche Fabel des Romans sich abspielt. Diesmal ist es nicht blos der Kampf des aufstrebenden Christenthums gegen die Götter der Germanen, welcher den Hauptstoff der Erzählung liefern, sondern in erster Reihe werden uns die inneren Kämpfe des Adels gegen die Gemeinfreien vorgeführt, Kämpfe, die durch einen blutigen Ueberfall der Avaren, den gemeinsamen äußeren Feind, zum friedlichen Abschluß gelangen. Der vorliegende Roman hebt sich von seinen Vorgängern durch treffliche landschaftliche und culturelle Schilderungen ab, denen besonders in den ersten Theilen ein breiter Raum vergönnt ist. Das Rechtsleben der Gemeinden wird uns in meisterhaften, dramatisch aufgebauten Scenen zur Anschauung gebracht. Dazwischen fehlt es nicht an lieblichen, idyllischen Partieen, wie z. B. die köstliche Wagenfahrt der beiden jungen Mädchen mit ihrem unschuldigen Geplauder, dem ein so jähes und furchtbares Ende bereitet wird. Je weiter wir uns dem Schlusse des Romans nähern, desto lebendiger, packender, dramatischer wird die Scenerie; die grausige Avarenschlacht gehört zu dem Besten, was Dahn auf ähnlichem Gebiete geleistet. Schließlich sei noch hervorgehoben der große Wortschatz, über den der Dichter wie wohl kaum ein Zweiter neben ihm verfügt, ein Reichthum, den er aus seinen tiefgründlichen germanischen Studien geschöpft hat. — e.

**Erzählungen** von C. Hirundo. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Das Interessanteste an einem Kunstwerke ist die Seele des Künstlers, die sich darin offenbart. Darum machen die Kunstwerke vieler Modernen einen so unangenehmen Eindruck, weil unter ihnen so auffallend wenige wirkliche Persönlichkeiten im Goethe'schen Sinne zu finden sind. Die Verfasserin der vorliegenden Erzählungen, die sich unter dem Pseudonym Hirundo verbirgt, ist eine vornehme, geistig hochständige Natur, die durch reiche Lebenserfahrungen, durch schwere innere Kämpfe, sich zu einer wohlthuenden, sicheren Klarheit hindurchgerungen hat, die auch für die scheinbar verworrensten Verhältnisse des menschlichen Lebens das erlösende Wort gefunden hat. Es ist keine leicht hingeworfene Unterhaltungslectüre; die Verfasserin hat von ihrem Besten geboten, von ihrer eigenen großen Seele, darum wirken diese Erzählungen so wohlthuend und erhebend, trotz der leidenschaftlichen inneren Kämpfe, die in ihnen geschildert werden. — e.

**Gesammelte Werke** von Gustav Freytag. 1. Lieferung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Es giebt Dichter, denen es nicht anders geht, wie den Mimen: ihnen flicht die Nachwelt keine Kränze, ob auch die Gegenwart si: lärmend auf den Schild gehoben; ihre Werke überleben ihren Urheber nicht. Gustav Freytag zählt nicht zu diesen; er hat Werke geschaffen, die den Wandel des Geschmacks, der sich gerade in letzter Zeit vollzogen hat, um so eher überdauern werden, als er in ihnen mit dem Blick für die historische Vergangenheit Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn verbindet, Realismus mit classischer Abgeklärtheit und Vornehmheit der Form verschmelzend, und seine Schöpfungen mit jenem Geist erfüllt sind, der der Geist der Zukunft in seinem Volke ist: der Geist des nationalen Selbstbewußtseins und Selbstgefühls. Die gesammelten Werke werden 22 Bände umfassen, welche Freytags Romane (Soll und Haben, die verlorene Handschrift, Ahnen), seine Dramen, die Technik des Dramas, seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die Biographie seines Freundes Karl Mathy, sowie Freytags Autobiographie nebst einer sehr beschränkten Auswahl Gedichte, endlich als Resultate seiner 50jährigen journalistischen Thätigkeit, zwei Bände politischer und litterarischer Aufsätze enthalten werden. Die Ausgabe erfolgt in 75 Lieferungen à 1 M.; ihr Gesammtpreis stellt sich um ein Drittel billiger als die bisherigen Einzelausgaben.

**Der Kastl vom Hollerbräu.** Roman aus der Münchener Brauwelt von R. von Seydlitz. München, Verlag v. Dr. E. Albert & Co.

Der heutige Romanschriftsteller, der seine Gestalten aus den gebildeten Kreisen wählt, wird leider oft genug in die Lage kommen, Charaktere zu zeichnen, die infolge ihrer krankhaften Anlage, geistiger Unnatur oder verkehrter Erziehung zwar unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, aber uns weder anmuthen noch erheben können. Unsre Zeit ist eben vielfach krankhaft angehaucht, und ihr entsprechen die in ihr lebenden Menschen. Um so erfreulicher ist es, hin und wieder einem Vorwurf zu begegnen, der Leben und Menschen in unser Gemüth befriedigenderem Lichte erscheinen läßt. Der vorliegende Roman wirkt in diesem Sinne; er ist gesund in seinen Figuren, Geist und Gemüth stärkend, eine wahre Labsal im Vergleich zu den nur ästhetisch anregenden Erscheinungen. Man fühlt sich beim Lesen angeweht wie von frischer Bergluft, und selbst die feuchten Braustuben, in denen er sich zum Theil abspielt, sind gewissermaßen imprägnirt von einer Art zwar derbem, aber edlem Idealismus, der unser Interesse für den Helden und seine Umgebung wach erhält und steigert, bis offener, ehrlicher Sinn, Fleiß und Ausdauer endlich gesiegt haben, und das selbstgesteckte, bescheidene Ziel glücklich erreicht ist.

V. T.

---

Unter den zahllosen für den Weihnachtstisch bestimmten Verlagswerken seien die folgenden an dieser Stelle hervorgehoben: Aus dem Verlage von Albert Langen in München: **Der Hänseken.** Ein Kinderepos von Frank Wedekind. Illustrirt von Armin Wedekind. Ein ansprechendes Kinderbuch, das in seiner Phantastik und seinem Humor in Bild und Wort dem Geist und Gemüth der Kleinen glücklich angepaßt ist; ob der Ausgang von letzteren im Sinne des Verfassers als befriedigend empfunden werden wird, müssen wir dahingestellt sein lassen.

An die Eltern, speciell an die Mutter wendet sich das in gleichem Verlage erschienene Werk: **„Mutterlieder"** von Mia Holm. Illustrirt von Adolf Münzer; — das eine Verherrlichung der Mutterliebe und zugleich der reinen Kindesseele bietet, welche durch die Wärme und Tiefe der Empfindung, die Wahrheit des Ausdrucks sowohl in den Versen der Mia Holm wie in den Zeichnungen Münzers uns bewegt, für das Leid und die Freuden der Mutterbrust uns zum intensiven Mitfühlen zwingend.

Ein eigenartiges Werk, das sich an die Erwachsenen sowohl als auch an die Kleinen wendet, ist die von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien veranstaltete Ausgabe des Andersen'schen Märchens: **Die Prinzessin und der Schweinehirt** mit Illustrationen von Heinrich Lefler. Eine elegante Mappe enthält auf 14 Cartons den Text des Märchens und die zart colorirten Illustrationen in enger, eine künstlerische Einheit bildender Verbindung. Die Vereinigung von Phantasie, Humor, moralisirender Tendenz und der nachgeahmten kindlichen Naivetät — wie sie Andersens köstliches Märchen bietet — ist auch von dem Zeichner glücklich getroffen worden. Er hat die Zeit des Rococo gewählt; die leichte Contourirung und die discrete Farbengebung verleihen dem Werke einen anmuthigen, dem Charakter des Märchens angemessenen Reiz. An dem Werke, dessen Preis 12,00 Mk. beträgt,

können Erwachsene wie Kinder ihre Freude haben. —

Ein älteres Werk in neuem prachtvollem Gewande bringt auch die Verlagshandlung A. Hartleben in Wien als Festgabe auf den Büchermarkt: **Die Goldschmiedkinder** von Julius von der Traun. Ein eleganter Original-Einband, Goldschnitt und schöne typographische Ausstattung geben dem Buche mehr als die, höhere künstlerische Ansprüche nicht voll befriedigenden Illustrationen von Bawarowski den Charakter eines vornehmen Prachtwerkes, das als litterarische Festgabe zu empfehlen ist.

Derselbe Verlag bietet der Jugend zwei werthvolle Bücher: **„Waldferien"** von P. K. Rosegger und **„Das Buch der Experimente"** von A. von Schweiger-Lerchenfeld. — Der steirische Poet hat in dem Buche aus seinen Schriften das zusammengestellt, was für jugendliche Leser geeignet ist, wobei er von der Anschauung ausgegangen ist, daß „Kinder von 10 bis 15 Jahren in vieler Beziehung schon wie erwachsene Menschen behandelt werden wollen" . . . „sie haben es bereits mit der Welt zu thun, und ihre Aufgabe in diesen Jahren besteht darin, die Welt von ihrer schönen und gesunden Seite kennen zu lernen." Diese gemüthvollen, warmherzigen und liebenswürdig-schalkhaften Erzählungen gehen zumeist auf Erlebnisse und Eindrücke aus des Dichters eigener Kindheit zurück, was ihnen um so größere Lebensfrische verleiht; und ganz von selbst, ungesucht und unaufdringlich stellt sich die erziehliche, moralische Einwirkung ein. Das Buch ist mit 20 hübschen Holzschnitten von Greil geschmückt.

Das Buch von Schweiger-Lerchenfeld giebt der Jugend anregende Anleitung zu leicht ausführbaren Experimenten aus den Gebieten der Optik, Akustik, der Elektricität, zum Mikroskopiren, Photographiren, belehrt über die mancherlei in das Bereich der sogenannten Liebhaberkünste eingreifenden Techniken und enthält auch eine kurze Anweisung zur Anlage naturwissenschaftlicher Sammlungen. Das Buch ist mit 425 Abbildungen und Figuren ausgestattet.

Einen glücklichen Gedanken hat der Reisebücher-Verlag von Leo Woerl in Würzburg gehabt, indem er des Freiherrn von Brenner Reisewerk „Besuch bei den Kannibalen von Sumatra" durch O. Goldschmidt für die Jugend bearbeiten ließ. „Die Abenteuer und Erlebnisse bei den Menschenfressern auf der Insel Sumatra" — wie der Titel der Bearbeitung lautet — verdienen nicht nur als Jugendbuch, sondern als Familienbuch in weiterem Sinne empfohlen zu werden. Das Werk ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, der Preis von 3,00 Mk. ein mäßiger zu nennen.

Eine Auswahl von Rückert's Gedichten erschien in 24. Auflage im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. Das geschmackvoll gebundene 566 Seiten starke Buch enthält auch einen Lebensabriß und das Bild des Dichters; der Preis beträgt 3,00 Mk. — a.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Adressbuch, Neues, des deutschen Buchhandels** und der verwandten Geschäftszweige 1897. Mit einem Bildniss Ernst von Wildenbruchs. Leipzig, Walther Fiedler.

**Andersen, H. C.,** Die Prinzessin und der Schweinehirt. Illustrirt von Heinrich Lefler. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

**Anzengrubers, Ludwig,** Gesammelte Werke. Lieferung 2. 3. 4. 5. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**Arminius, Wilhelm,** Bergkrystalle, Gedichte, Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

**Becker, August,** Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau. 2. Auflage. 2 Bände. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

**Beetschen, Alfred.,** Ein Pegasusrit durch die Schweiz. Mit 75 Illustrationen von E. Buffetti. Aarau, Verlag der Kunstanstalt Müller & Trüb.

**Die Berlinerin,** Bilder und Geschichten. Mit Beiträgen de hervorragendsten Berliner-Schriftsteller, herausgegeben von Ulrich Frank. Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und Farbendruck-Umschlag von Fr. Stahl. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

**Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes.** No. 963—999. Halle a. S., Otto Hendel.

**Björnson, Björnstjerne,** Der König. Ein Drama in vier Aufzügen. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe von E. von Enzberg. München, Albert Langen.

**Blätter, Schweizerische,** für Wirthschafts- und Socialpolitik. Halbmonatsschrift, redigirt von A. Drexler. Mit Beilage: „Die ethische Bewegung". Mittheilungen von Gustav Meier in Zürich. IV. Jahrg. 1896. N. 19. 20 Bern, A. Siebert.

**Bock, Alfred.,** Aus einer kleinen Universitätsstadt. Culturgeschichtliche Bilder. Giessen, Emil Roth.

**Bodman, Emanuel** Freiherr von, Erde. Ein Gedichtbuch. München, Albert Langen.

**Börsch, Joseph,** Das Kreuz am Wege. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Bonn, P. Hansteins Verlag.

**Bourget, Paul,** Jenseits des Oceans. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen

von Lothar Schmidt und Otto Dammann. 2 Bände. Breslau, L. Frankenstein.

**Brandes, Georg,** Moderne Geister. Litterarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert. Dritte durchgesehene und bedeutend vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt, Rütten und Loening.

**Brun- (Barnow), L. v.,** Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

**Cserhalmi, Irene H.,** Ungarischer Dichterwald. Poesien ausgewählt und im Versmass der Originale übersetzt. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Dalman, Gustav,** Aramäische Dialektproben. Lesestücke zur Grammatik des jüdisch-palästinischen Aramäisch. Zumeist nach Handschriften des Britischen Museums. Mit Wörterverzeichniss. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

**Dysonius, S.,** Der Bauernadvokat. Eine psychologische Skizze aus der norwegischen Gesellschaft. Berlin, Richard Taendler.

**Ernst, Adolf Wilhelm,** Empor! Gedichte. Hamburg, Conrad Kloss.

**Euphorion,** Zeitschrift für Litteraturgeschichte. Herausgegeben von August Sauer. IV. Band. Heft 1. Wien, Carl Fromme.

**Falstein, A. v.,** Des Lebens ewiger Dreiklang. Berlin, Schuster und Loeffler.

**Gaedertz, Karl Theodor,** Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgetheilt. Mit Reuters Selbstportrait aus seiner Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Theil nach Originalzeichnungen von Ludwig Pietsch, Theodor Schlochke und Fritz Reuter. 2. Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

**Geibel, Emanuel,** Gedichte. Aus dem Nachlass. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger.

**Gensichen, Otto Franz,** Das Haideröslein von Sesenheim. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Geschichte des Theaters** in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst I. — Geschichte des griechischen und römischen Theaters von Gustav Körting. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

**Goethes Gedichte.** Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Zweite Lieferung. Leipzig, Adolf Titze.

**Goldschmidt, Olga,** Abenteuer und Erlebnisse bei den Menschenfressern auf der Insel Sumatra. Für die Jugend bearbeitet nach Baron Brenners „Besuch bei den Kannibalen Sumatras". Mit 50 Illustrationen. Würzburg, Leipzig, Woerl's Reisebücher-Verlag.

**Gounod, Charles,** Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bräuer. Breslau, L. Frankenstein.

**Grazie, M. E. delle,** Moralische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Henckell, Karl,** Sonnenblumen. Zürich, Karl Henckell & Co.

**Henrici, Dr.,** Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Hermanny, Max,** Kain. Dramatische Dichtung in drei Acten. Leipzig, C. G. Naumann.

**Hertzsch, Robert Hugo,** Εὕρηκα oder Endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes, woraus die Unsterblichkeit der Seele resultirt. Halle a. S., Hermann Köhler.

**Herzog, Rudolf,** Aus dem Märchenbuch der Liebe. Leipzig, A. Twietmeyer.

**Hoffmanns Werke.** Herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

**Holm, Mia,** Mutterlieder. Illustrationen von Adolf Münzer. München, Albert Langen.

**Jacobsohn, B.,** Biblische Frauengestalten. Charakterschilderungen für die reifere weibliche Jugend. Mit zwei Holzschnitten nach Zeichnungen von Arthur Lewin. Leipzig, Oskar Leiner.

**Jahrbücher, Preussische,** Herausgegeben von Hans Delbrück. 86. Band. Heft 3. December 1896. Berlin, Georg Stilke.

**Kretzer, Max,** Der Millionenbauer, Roman. 2. Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

— Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. I. Theil. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Kritik, Die,** Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. III. Jahrgang. No. 111, 112, 113. Berlin, Kritik-Verlag.

**Kunstgeschichte, Allgemeine,** Herausgegeben von H. Knackfuss und Max Gg. Zimmermann. Mit über 1000 Abbildungen. Vierte Abtheilung. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Künstler-Monographien** in Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XV. Antoine Watteau. Mit 92 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— XVI. Thorwaldsen. Mit 146 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Die Königin Louise** In 50 Bildern für Jung und Alt von C. Röchling, R. Knötel und W. Friedrich. Berlin, Paul Kittel.

**Matkowsky, Adalbert,** Ausser meinem König — Keiner! Drama in drei Acten, nach dem Spanischen des Francisco de Rojas, für die deutsche Bühne bearbeitet. Berlin, F. Schneider & Co.

**Meinhardt, Adalbert,** Norddeutsche Leute. Novellen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

**Meyers Historisch-Geographischer Kalender,** auf das Jahr 1897. Zusammengestellt von Karl Bührer. Mit über 600 Landschafts- und Städteansichten, Architekturbildern, historischen Portraits, Autographen und Wappenbildern. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

**Megede, Johannes Richard zur,** Kismet. Frühlingstage in St. Surin. Schloss Tombrowska. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

— Unter Zigeunern. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Münz, Sigmund,** Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Covatelli. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Namzasch, A.,** Vom Nordpol zum Südpol. Eine neue Idee zur Luftschifffahrt. Mit einem Titelbild: Der „Triumph" in den Wolken. Glarus, Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel.)

**Nicolai (Henrik Scharling),** Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo. Sechste neubearbeitete Auflage von Ludwig Freitag. Dresden, G. Kühtmann.

**Oertzen, Margarethe von,** Das Recht an's Leben. Novelle. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
**Olfers, Marie von,** Backfische und alte Jungfern. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
**Oppermann, Otto,** Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
**Pfander, Gertrud.,** Passifloren. Herausgegeb. von Karl Henckell. Zürich, Karl Henkell & Co.
**Pfohl, Ferdinand,** Die Nibelungen in Bayreuth, Neue Bayreuther Fanfaren. (Mit einem Anhang: Bayreuther Fanfaren. (1891.) Dresden, Carl Reissner.
**Pfordten, Dr. Hermann Freiherr von der,** Musikalische Essays. München, C. H. Beck-sche Verlagsbuchhandlung.
**Plaut, M,** Deutsches Land und Volk im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes. Breslau, Ferdinand Hirt.
**Poschinger, Heinrich von,** Fürst Bismarck und der Bundesrath. I. Band. Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes. (1867—1870.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Prévost, Marcel,** Julchens Heirath. Eine Ehenovelle. Autoris. Uebers. a. d. Französ. Paris, Leipzig, München, A. Langen.
**Przybyszewski, Stanislaw,** Auf den Wegen der Seele. Berlin, Kritik-Verlag.
**Reber, F. v. und A. Bayersdorfer,** Klassischer Skulpturen-Schatz. I. Jahrgang. Heft 2. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. A. G.
**Remer, Paul,** Unter fremder Sonne. Berlin, Schuster & Loeffler.
**Robertin, H.,** Dichtungen. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
**Rogge, D. Bernhard,** Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band: Von 1831—1862. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
**Rolfs, Wilhelm,** Treibball. Ein altes Ballspiel in neuer Form. München, Theodor Ackermann.
**Roquette, Otto,** Von Tag zu Tage. Dichtungen. Aus dem Nachlass des Dichters herausgegeb. v. Ludwig Fulda. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Nachfolger.
**Rosenzweig, L.,** Die Urenkelin und andere Geschichten. Erfurt, Eduard Moos.
**Rückert, Friedrich,** Gedichte. In neuer Auswahl. 24. Auflage. Mit einem Lebensabriss und dem Bildniss des Dichters. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.
— Werke, Lieferung 17—20 (Schluss). Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachfolger.
**Rudeck, Wilhelm,** Die Liebe. Kultur- und moralhistorische Studien über den Entwicklungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Mit zahlr. Illustrationen. Leipzig, Gustav Weigel.
**Ruederer, Josef.** Tragikomödien. Fünf Geschichten mit Zeichnungen von Louis Corinth. Berlin 1897. Verlag von Georg Bondi.
**Scheffler, Wilhelm,** Wahl- und Waffen-Sprüche deutscher Studenten. Ein Beitrag zur geistigen Eigenart deutschen Studententhums. Leipzig. B. Elischer Nachfolger.
**Schillers Werke,** Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Elfter und zwölfter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
**Schmidt-Cabanis, Richard,** Humoristisch-satirischer Krimskrams aus dem Bazar der Kunst und der Marktbude des Lebens. Berlin, Freund & Jeckel.
**Schmidt, Lothar,** Juvenes dum sumus. Breslau, L. Frankenstein.
**Schrader, Dr. Hermann,** Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar, Emil Felber.
**Schultze, Dr. Siegmar,** Wege und Ziele deutscher Litteratur und Kunst. Berlin, Carl Duncker.
**Schwabe, G.,** Die Nacht von 100 Stunden. Dichtungen und Illustrationen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
**Schweiger-Lerchenfeld, A. v.,** Das Buch der Experimente. Physikalische Apparate und Versuche. Mechanische Operationen. Naturwissenschaftliche Liebhabereien. Mit 425 Figuren im Texte und einer Beilage. Wien, A. Hartleben.
**Skram, Amalie,** Verrathen. Novelle. Autoris. Uebers. a. d. Norweg. von Emmy Drachmann. Paris, Leipzig, München, A. Langen.
**Stoessel, Alfred,** Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte. Berlin, Kritik-Verlag.
**Sudermann, Clara,** Die Siegerin. Roman. Wien, Verlag der „Wiener Mode".
**Telmann, Konrad,** Mann und Frau. Erzählung. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
**Tewes, Friedrich,** Gedichte. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf.
**Traun, Julius von der,** Goldschmiedkinder. Illustrirt von Ant. L. Bawarowski. Wien, A. Hartleben.
**Trinius, A,** Hamburger Schlendertage. II. Band. 2. Auflage. Minden i. Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag.
**Verne, Julius,** Vor der Flagge des Vaterlands. Autorisirte Ausgabe. Wien, A. Hartleben.
— Clovis Dardentor, Autorisirte Ausgabe. Wien A. Hartleben.
**Die Waffen nieder!** Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. V. Jahrgang. No. 10/11. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Wassermann, Jakob,** Schläfst du Mutter? Ruth. Novellen. Paris, Leipzig, München, A. Langen.
**Wasielewski, Wilh. Jos. v.,** Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Mit dem Bildniss des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Weber, Lothar,** Die Lösung des Trierenräthsels. Mit Abbildungen. Danzig, Theodor Bertling.
**Wedekind Frank,** Hänseken. Ein Kinderepos. Illustrirt von Armin Wedekind. München, Albert Langen.
**Wertheimer, Emanuel,** Aphorismen. Gedanken und Meinungen. Mit einem Vorwort von François Coppée, Mitglied der französischen Akademie. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Widmann, J. V.,** Maikäfer-Komödie. Frauenfeld, J. Huber.
— Sommerwanderungen und Winterfahrten. Frauenfeld, J. Huber.
**Wundt, Theodor,** Das Matterhorn und seine Geschichte. Herausg. von der Section Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Berlin, R. Mitscher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
Frische Füllung.
Täglicher Versand
Quellen
und
deren Wärmegrade.
°R
Sprudel . . $58^0$
Mühlbrunn . $38^4$
Schlossbrunn $39^2$
Theresienbrunn $46^2$
Neubrunn . . $47^2$
Marktbrunn . $32^8$
Felsenquelle . $47^8$
KaiserKarls-Qu. $31^5$
Kaiserbrunn . $38^8$
Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause
Quellen-
Producte
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.




Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,

# Februar 1897.

## Inhalt.



Hierzu ein Portrait: D. v. Liliencron.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

**Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.**
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von
H. Bechhold, Frankfurt a. M. Prospect betr. „Umschau“.



Detlev von Liliencron.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

# Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

[illegible] Band. — Februar [illegible] — Heft [illegible]

[illegible]



# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

---

LXXX. Band. — Februar 1897. — Heft 239.

(Mit einem Portrait in Radirung: Detlev Frhr. von Liliencron.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



# Nadeschda Nikolaewna.

Von

## Wsewolod Garschin.

Aus dem Russischen übersetzt von Nathalie von Bessel.

### I.

Ich wollte schon längst meine Erinnerungen zu Papier bringen. Ein seltsamer Grund zwingt mich, die Feder zu ergreifen: Einzelne schreiben ihre Memoiren, weil darin viel Interessantes in historischer Hinsicht vorkommt, Andere, weil sie den Wunsch empfinden, die glücklichen Jahre der Jugend noch ein Mal zu durchleben, Dritte, um gegen längst Verstorbene zu intriguiren und dieselben zu verleumden und um sich längst vergessener Ereignisse wegen zu rechtfertigen. Keiner dieser Gründe trifft bei mir zu. Ich bin noch ein junger Mann; Geschichte habe ich weder selbst gemacht, noch gesehen, wie sie gemacht wird; Leute zu verleumden, habe ich keine Veranlassung, und mich zu rechtfertigen, habe ich nicht nöthig. Das Glück noch einmal zu durchleben? Dasselbe ist so kurz und sein Ende so entsetzlich gewesen, daß die Erinnerungen daran mir keinen Trost gewähren, o nein!

Warum ist es mir denn, als ob eine unbekannte Stimme sie mir in das Ohr flüstere, warum, wenn ich Nachts aufwache, gehen im Dunkeln bekannte Bilder und Gestalten an mir vorüber, und warum, wenn ein bleiches Antlitz mir erscheint, flammt mein Gesicht auf, ballen sich meine Hände und rauben das Entsetzen und der Zorn mir den Athem, wie an jenem Tage, wo ich von Angesicht zu Angesicht meinem Todfeinde gegenüber stand?

Ich kann mich meiner Erinnerungen nicht entledigen, und ein seltsamer Gedanke ist mir in den Sinn gekommen. Vielleicht, wenn ich sie niederschreibe, werde ich meine Rechnung mit ihnen abschließen . . . Vielleicht

werden sie von mir weichen und mich ruhig sterben lassen. Das ist ein seltsamer Grund, der mich zwingt, die Feder zu ergreifen. Vielleicht wird Jemand dieses Heft lesen, vielleicht auch nicht. Es kümmert mich wenig. Deshalb brauche ich mich nicht vor meinen zukünftigen Lesern weder wegen der Wahl meines Themas, das Leuten, welche gewohnt sind, sich, wenn auch nicht mit weltlichen, so doch mit gesellschaftlichen Ereignissen zu beschäftigen, gar nicht interessant vorkommen wird, noch wegen der Form der Darstellung zu entschuldigen. Allerdings wäre es mir lieb, daß eine Persönlichkeit diese Zeilen lese, aber diese Persönlichkeit wird mich nicht verurtheilen. Ihr ist Alles theuer, was mich anbelangt. Diese Persönlichkeit ist meine Cousine.

Warum sie wohl heute so lange fortbleibt? Nun sind es schon drei Monate her, seit ich nach jenem Tage wieder zu mir gekommen bin. Das erste Gesicht, das ich damals erblickte, war das von Sonja gewesen. Seit der Zeit verbringt sie jeden Abend bei mir. Es ist für sie eine Art Dienst geworden. Sie sitzt an meinem Bette oder, wenn ich die Kraft habe, aufzustehen, neben dem großen Sessel, unterhält sich mit mir, liest mir Zeitungen und Bücher vor. Sie ist sehr traurig, daß ich gegen die Wahl der Lectüre gleichgiltig bin und ihr dieselbe überlasse.

„Hier, Andrei, im ‚Europäischen Boten‘ ist ein neuer Roman: ‚Sie dachte, daß es nicht so sei.‘“

„Es ist gut, mein Herzchen, lesen wir: ‚Sie dachte, daß es nicht so sei‘.“

„Ein Roman von Mrs. Hay.“

„Es ist gut, es ist gut . . .“

Und sie beginnt eine lange Geschichte von einem gewissen Mr. Skripple und einer Miß Gordon zu lesen, wendet nach zwei Seiten ihre lieben Augen zu mir und sagt:

„Es ist nicht lang; der ‚Europäische Bote‘ kürzt immer die Romane ab.“

„Schon gut, schon gut. Ich werde zuhören.“

Sie fährt fort, eine umständliche, von Mrs. Hay ausgedachte Geschichte vorzulesen, und ich betrachte ihr gesenktes Gesicht, ohne auf die belehrende Erzählung aufzupassen. An den Stellen, an welchen man nach Mrs. Hays Absicht lachen müßte, ersticken zuweilen bittere Thränen mir den Hals. Sie entledigt sich des Buches und legt, indem sie mich mit einem durchdringenden und furchtsamen Blicke ansieht, ihre Hand auf meine Stirn.

„Andrei, mein Lieber, wieder . . . Genug, genug. Weine nicht. Alles geht vorüber, Alles wird vergessen . . .“ sagt sie in dem Tone, mit welchem eine Mutter ihr Kind, das sich eine Beule auf die Stirn geschlagen hat, tröstet. Und obgleich meine Beule nur mit dem Leben vergehen wird, welches — ich fühle es — allmählich meinen Körper verläßt, so beruhige ich mich doch.

O, meine theure Cousine! wie fühle ich den Werth dieser weiblichen

Liebkosung! Gott segne Dich, und mögen die dunklen Seiten des Anfanges Deines Lebens, die Seiten, auf denen mein Name verzeichnet steht, durch die fröhliche Erzählung des Glückes ersetzt werden. Doch möge diese Erzählung nicht der ermüdenden Geschichte von Mrs. Hay gleichen.

Die Schelle! Endlich! Sie ist es, sie wird kommen und in mein dunkles, dumpfes Zimmer einen frischen Duft bringen, wird das darin herrschende Schweigen durch ihre leise, zärtliche Rede unterbrechen und es durch ihre Schönheit erhellen.

## II.

Ich erinnere mich meiner Mutter nicht, und mein Vater starb, als ich vierzehn Jahre alt ward. Mein Vormund, ein entfernter Verwandter, brachte mich in eines der Petersburger Gymnasien; nach vier Jahren endigte ich meinen Cursus. Ich war vollständig frei; mein Vormund, ein Mann, der von seinen ausgedehnten Geschäften sehr in Anspruch genommen war, beschränkte seine Sorge um mich darauf, mir so viel Geld auszuhändigen, daß ich seiner Meinung nach nicht Noth leiden brauchte. Dies war zwar keine sehr große Einnahme, reichte jedoch vollkommen aus, um mich von der Sorge um das tägliche Brot zu befreien und mir zu erlauben, einen Beruf zu wählen.

Die Wahl war schon längst getroffen. Mit vier Jahren liebte ich es schon über Alles in der Welt, mich mit Bleistiften und Farben abzugeben, und gegen Ende des Gymnasialcursus zeichnete ich schon ganz gut, so daß ich ohne Schwierigkeiten in die Akademie der Künste aufgenommen wurde.

Hatte ich denn Talent? Jetzt, wo ich mich nie mehr einer Leinwand nähern werde, darf ich, scheint es mir, mich leidenschaftslos als einen Künstler betrachten. Ja, ich hatte Talent. Ich glaube es, nicht wegen der Urtheile meiner Kameraden und der Kenner, nicht wegen der Schnelligkeit, mit der ich den akademischen Cursus beendet, sondern wegen des in mir lebenden Gefühls, welches jedes Mal, wenn ich eine Arbeit begann, in mir erwachte. Derjenige, der kein Künstler ist, kann nicht die schwere und süße Unruhe empfinden, mit welcher man sich zum ersten Male einer Leinwand nähert, um sein Werk darauf zu entwerfen. Wer kein Künstler ist, kann nicht die ganze Umgebung vergessen, wenn der Geist in Formen versunken ist . . . Ja, ich hatte Talent, und aus mir wäre kein Dutzendmaler geworden.

Da hängen sie an den Wänden — meine Zeichnungen, Studien, Skizzen, unfertige, angefangene Bilder. Da ist auch sie . . . Ich muß meine Cousine bitten, sie in ein anderes Zimmer bringen zu lassen. Oder nein, sie muß gerade an dem Fußende meines Bettes aufgehängt werden, damit sie mich immer mit ihrem traurigen, die Heimsuchung wie ahnenden Blicke ansehe. Im dunkelblauen Kleide, in einer eleganten weißen, an der Seite mit einer großen dreifarbigen Cocarde geschmückten

Haube, unter deren weißem Faltenbesatze dichte, gewellte Strähnen kastanienbraunen Haares hervorquellen, sieht sie mich wie lebend an. O Charlotte, Charlotte! Soll ich die Stunde segnen oder ihr fluchen, in welcher mir der Gedanke kam, Dich zu malen?

Und Bessonoff war immer dagegen. Als ich zum ersten Male meine Absicht aussprach, zuckte er mit den Achseln und lächelte unzufrieden.

„Unsinnige Leute seid Ihr, Ihr russischen Herren Maler," sagte er. „Als ob wir so wenig Eigenes hätten! Charlotte Corday! Was geht Sie Charlotte Corday an? Können Sie sich denn in jene Zeit, jene Umgebung versetzen?"

Vielleicht hatte er Recht . . . Aber die Gestalt der französischen Heldin beschäftigte mich derart, daß ich nicht umhin konnte, das Bild in Angriff zu nehmen. Ich nahm mir vor, sie allein, in ganzer Figur gerade vor dem Beschauer stehend, mit vor sich gerichteten Augen zu malen; sie hat schon ihre That, ihr Verbrechen beschlossen, und dies steht nur auf ihrem Antlitze geschrieben: die Hand, welche den tödtlichen Streich führen wird, hängt noch kraftlos herunter und hebt sich durch ihre Weiße zart vom dunkelblauen Kleide ab; die kreuzweise gebundene Spitzenpelerine beschattet den zarten Hals, auf dem sich morgen ein blutiger Streifen zeigen wird . . . Ich weiß noch, wie ihr Bild in meiner Seele entstand . . . Ich hatte ihre Geschichte in einem sentimentalen und vielleicht unwahren Buche von Lamartine gelesen: aus dem unwahren Epos eines geschwätzigen, seine Sprache und Art bewundernden Franzosen trat für mich klar und deutlich die reine Gestalt eines Mädchens — einer Fanatikerin des Guten — hervor. Ich las über sie Alles, was ich mir verschaffen konnte, sah mir einige Bilder von ihr an und entschloß mich, sie zu malen.

Das erste Bild, wie die erste Liebe beherrscht die Seele vollkommen. Ich trug dieses gestaltete Bild in mir, überlegte die geringsten Einzelheiten und kam endlich so weit, daß ich mir mit geschlossenen Augen meine Charlotte deutlich vorstellen konnte.

Als ich es aber mit glücklicher Angst und fröhlicher Aufregung begonnen hatte, trat mir gleich ein unerwartetes und schwer zu überwindendes Hinderniß entgegen: ich hatte kein Modell.

Das heißt: eigentlich hatte ich wohl eins. Ich wählte, meiner Ansicht nach, die geeignetste unter denjenigen Persönlichkeiten, die sich in Petersburg diesem Berufe widmeten, und begann fleißig zu arbeiten. Aber o Gott, wie wenig sah diese Anna Iwanowna der von mir großgezogenen, den geschlossenen Augen sich so deutlich darstellenden Gestalt ähnlich! Sie stand vortrefflich, sie bewegte sich eine Stunde lang nicht und verdiente gewissenhaft ihren Rubel, große Befriedigung empfindend, daß es ihr gestattet sei, im Kleide Modell zu stehen und ihren Körper nicht zu entblößen.

„Es ist so schön, angezogen Modell stehen zu dürfen! Denn die Anderen sehen Einen an, betrachten, suchen uns mit den Augen ab . . .

sagte sie bei der ersten Sitzung seufzend und leicht erröthend. Sie war erst vor einem Monate Modell geworden und konnte sich noch nicht an ihren Beruf gewöhnen. Die russischen Mädchen scheinen es überhaupt nicht zu können. Ich malte ihre Hände, Schultern und Gestalt; als ich aber an das Gesicht kam, packte mich die Verzweiflung. Das volle junge Gesicht mit der leicht aufgestülpten Nase, den gutmüthigen grauen Augen, die vertrauensvoll und etwas kläglich unter den vollkommenen runden Brauen blickten, verscheuchte mein Phantasiegebilde. Ich konnte diese unbestimmten und feinen Züge nicht in jenes Gesicht umschaffen. Ich quälte mich mit meiner Anna Iwanowna drei oder vier Tage ab und ließ sie endlich in Ruhe. Ein anderes Modell gab es nicht, und ich beschloß, das zu thun was ich in keinem Falle hätte thun sollen: das Gesicht ohne Modell zu malen, aus dem Kopfe, „von innen heraus", wie die Künstler es nennen. Ich faßte deshalb diesen Entschluß, weil ich sie leibhaftig vor mir sah. Als aber die Arbeit begann, flogen die Pinsel in eine Ecke. Statt eines lebenswahren Gesichtes entstand bei mir eine Art Schemen. Dem Gedanken fehlten Fleisch und Blut.

Ich nahm die Leinwand von der Staffelei weg und stellte sie in eine Ecke mit dem Gesichte der Wand zugekehrt. Ich besinne mich, daß ich mir sogar in die Haare griff. Ich fand, es sei nicht mal werth zu leben, nachdem man ein so schönes Bild sich ausgedacht (und wie schön war es in meiner Einbildung) und doch nicht im Stande sei, es zu malen. Ich warf mich auf das Bett und versuchte aus Kummer und Verzweiflung einzuschlafen.

Ich erinnere mich, daß, als ich einzuschlummern anfing, die Schelle gezogen wurde: der Briefträger brachte einen Brief von meiner Cousine Sonja. Sie freute sich darüber, daß ich eine große und schwere Arbeit entworfen, und bedauerte, daß es so schwierig sei, ein Modell zu finden. „Würde ich mich nicht dazu eignen, wenn ich das Institut werde verlassen haben?

„Warte ein halbes Jahr, Andrei, — schrieb sie, — ich werde zu Dir nach Petersburg kommen, und Du kannst dann zehn Charlotte Corday's nach mir malen, wenn ich auch nur eine Spur von Aehnlichkeit mit der habe, die, wie Du schreibst, jetzt in Deiner Seele herrscht."

Sonja sieht Charlotte gar nicht ähnlich. Sie ist nicht im Stande, Wunden zu schlagen. Sie zieht es vor, dieselben zu heilen, und thut es wunderbar.

Auch mir hätte sie Heilung gebracht, wenn es nur möglich gewesen wäre.

## III.

Abends ging ich zu Bessonoff.

Ich trat bei ihm ein, während er an seinem, mit Büchern, Manuscripten und Zeitungsausschnitten bedeckten Schreibtische saß. Seine

Hand glitt rasch über das Papier: er schrieb sehr schnell, ohne durchzustreichen, mit einer feinen und gleichmäßig krausen Schrift. Er blickte flüchtig zu mir auf und fuhr zu schreiben fort; ein hartnäckiger Gedanke schien sich in diesem Augenblicke seiner bemächtigt zu haben, und er wollte die Arbeit nicht eher unterbrechen, als bis er ihn dem Papiere anvertraut haben würde. Ich setzte mich auf ein breites, niedriges und sehr verschlissenes Sopha (er schlief darauf), das im Schatten stand, und betrachtete ihn mir ungefähr fünf Minuten lang. Sein regelmäßiges, kaltes Profil war mir wohl bekannt: mehr als ein Mal hatte ich es in mein Album skizzirt; einmal hatte ich sogar eine Farbenstudie davon angefertigt. Ich habe diese Studie nicht mehr; er hat sie seiner Mutter geschickt. An diesem Abende jedoch, sei es, weil ich im Schatten saß und er von dem hell auf ihn fallenden Lichte der mit einem grünen Glasschirme versehenen Lampe beleuchtet wurde oder weil meine Nerven angegriffen waren, erregte sein Gesicht meine besondere Aufmerksamkeit. Ich sah ihn an und zerlegte seinen Kopf nach Einzelheiten, ergründete die geringsten mir bis jetzt entgangenen Züge. Sein Kopf war unstreitig der eines mächtigen Mannes. Vielleicht keines sehr talentvollen, aber mächtigen.

Der viereckige Schädel, der fast ohne Krümmung zum breiten und kräftigen Nacken überging, die steil abfallende und gewölbte Stirn; die in der Mitte heruntergehenden Brauen, welche die Haut in eine senkrechte Falte zusammendrückten, die starken Kinnbacken und dünnen Lippen — Alles kam mir heute unbekannt vor.

„Warum sehen Sie mich so an?“ fragte er, plötzlich die Feder weglegend und mir sein Gesicht zuwendend.

„Wie wissen Sie das?“

„Ich habe es gefühlt. Es scheint also kein Vorurtheil zu sein: ich habe schon oft Aehnliches erlebt.“

„Ich sah auf Ihr Gesicht wie auf ein Modell. Sie haben einen höchst originellen Kopf, Sergei Wassiliewitsch.“

„In der That,“ sagte er spöttisch. „Nun meinetwegen.“

„Nein, ernstlich. Sie sehen Jemandem ähnlich . . . einem von den berühmten . . .“

„Spitzbuben oder Mördern?“ unterbrach er mich. „Ich glaube nicht an Lavater . . . Wie geht es Ihnen denn? Ich sehe Ihrem Gesichte an, daß es schlecht geht. Gelingt es nicht?

„Ja, nicht ganz gut. Ich habe es aufgegeben, vollkommen aufgegeben,“ antwortete ich unwillig.

„Ich dachte es mir. Sie haben wohl kein Modell?“

„Nein, nein und nein. Sie wissen, Sergei Wassiliewitsch, wie ich nach einem gesucht habe. Aber es ist Alles so ganz anders, daß es einfach zum Verzweifeln ist. Besonders aber diese Anna Iwanowna; sie hat mich vollkommen müde gemacht. Sie hat mit ihrem flachen Aeußeren

buchstäblich Alles weggewischt. Es kommt mir sogar vor, als ob jenes Bild nicht mehr so deutlich in meinem Geiste sei."

„Und es war deutlich?"

„O ja, vollkommen. Wenn es möglich wäre, mit geschlossenen Augen zu malen — so würde man wirklich nichts Besseres brauchen. Wenn ich die Augen schließe, ist sie da, da ist sie."

Und wahrscheinlich kniff ich komisch die Augen zu, denn Bessonoff lachte laut auf.

„Lachen Sie nicht; ich bin ernstlich betrübt," sagte ich.

Er hörte plötzlich auf.

„Wenn Sie betrübt sind, so will ich es nicht thun. Aber Sie sind wirklich zum Lachen und Weinen. Habe ich Ihnen denn nicht gesagt: ‚Lassen Sie diesen Gegenstand!'"

„Ich habe ihn ja gelassen."

„Und wieviel Arbeit, Vergeudung Ihrer Nervenkraft, wieviel unnöthige Betrübniß haben Sie davon gehabt! Ich wußte, daß es so kommen würde. Und nicht, weil ich voraussah, daß Sie kein Modell finden würden, sondern weil der Gegenstand kein geeigneter ist. Man muß das im Blute haben. Man muß der Nachkomme jener Menschen sein, die Marat, Charlotte Corday und jene Zeit erlebt haben. Und was sind Sie? Der weichste russische Verstand, schlapp und schwach! Man muß selbst einer solchen That fähig sein. Und Sie? Könnten Sie, wenn nöthig, Ihre Pinsel wegwerfen, und, um es hochtrabend auszudrücken, den Dolch ergreifen? Das wäre ja für Sie etwas Aehnliches wie eine Reise nach dem Jupiter."

„Mehr als einmal haben wir miteinander darüber gestritten, Serge Wassiliewitsch, und augenscheinlich können wir uns gegenseitig nicht überzeugen. Ein Künstler ist dafür ein Künstler, daß er es verstehe, statt seiner ein fremdes ‚Ich' unterzustellen. Mußte denn Raphael selbst die heilige Jungfrau sein, um eine Madonna zu malen? Das ist ja sinnlos, Sergei Wassiliewitsch. Uebrigens widerspreche ich mir selbst: Ich will mich nicht mit Ihnen streiten und fange doch selbst an."

Er wollte mir Etwas erwidern, aber winkte nur mit der Hand:

„Gott sei mit Ihnen!" sagte er, stand auf und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen, leise mit den Filzpantoffeln auftretend.

„Wir wollen nicht streiten. Wir wollen nicht die Herzenswunden durch das Geheimniß reizen, wie irgend Jemand irgend wo sagt."

„Wie mir scheint, Niemand und nirgends."

„Auch das ist möglich. Citate bringe ich gewöhnlich falsch an . . Soll ich nicht zum Troste das Samowarchen bestellen? Es ist ja Zeit."

Er näherte sich der Thür und rief laut, so laut, wie man bei dem Exerciren schreit:

„Thee!"

Er mißfiel mir wegen dieser Art, mit den Dienstboten umzugehen. Wir schwiegen lange. Ich saß an die Kissen des Sophas gelehnt, und er ging immer auf und ab. Es sah aus, als ob er nachdachte . . . Endlich blieb er vor mir stehen und fragte geschäftsmäßig:

„Und wenn Sie ein Modell hätten, würden Sie dann noch ein Mal versuchen?“

„Das will ich meinen!“ sagte ich niedergeschlagen. „Aber wo soll ich es finden?“

Wieder ging er ein Weilchen auf und ab.

„Sehen Sie, Andrei Nikolaewitsch . . . Es giebt hier eine . . . Person.“

„Wenn sie vornehm ist, so wird sie nicht Modell stehen wollen.“

„Nein, nicht vornehm, sogar sehr unvornehm. Aber . . . es giebt dabei ein wichtiges ‚Aber‘.“

„Was sind das für ‚Aber‘, Sergei Wassiliewitsch? Wenn Sie keinen Spaß treiben . . .“

„Ich spaße, spaße, es geht nicht . . .“

„Sergei Wassiliewitsch,“ sagte ich flehentlich.

„Hören Sie, was ich Ihnen sagen werde. Wissen Sie, was ich an Ihnen schätze?“ hub er an, indem er vor mir stehen blieb. „Wir sind fast Altersgenossen, ich bin ungefähr zwei Jahre älter. Aber ich habe schon so viel erlebt und erfahren, wie Sie vielleicht in den nächsten zehn Jahren erleben und erfahren werden. Ich bin kein reiner Mann, ich bin böse und liederlich. (Dieses Wort betonte er scharf.) Es giebt Viele, die liederlicher sind als ich, aber ich betrachte mich als schuldiger. Ich hasse mich, weil ich nicht so rein sein kann — wie ich es möchte . . . so wie Sie zum Beispiel.“

„Von welcher Liederlichkeit und von welcher Reinheit sprechen Sie?“ fragte ich.

„Ich nenne die Sache beim rechten Namen. Ich beneide Sie oft um Ihre Ruhe und um Ihr gutes Gewissen; ich beneide Sie, denn Sie haben . . . Nun, das ist ja gleichgiltig. Es geht und geht nicht,“ unterbrach er sich selbst mit heftiger Stimme. „Wir wollen nicht mehr darüber sprechen.“

„Wenn es nicht geht, so erklären Sie doch wenigstens, was oder wen ich habe?“ fragte ich.

„Nichts — Niemand . . . Ja, übrigens, ich werde es sagen: Ihre Cousine Sophie Michailowna. Sie ist ja mit Ihnen nur entfernt verwandt?“

„Im dritten Grade,“ antwortete ich.

„Ja, im dritten Grade. Sie ist Ihre Braut,“ sagte er in einem bestätigenden Tone.

„Wie wissen Sie das?“ rief ich aus.

„Ich weiß es. Anfangs dachte ich es mir, und jetzt weiß ich es. Ich habe es von meiner Mutter erfahren, sie schrieb mir neulich, und sie ist da irgendwie ... Als ob in einer Provinzialstadt nicht Alles Allen bekannt wäre? Es ist doch wahr? Sie ist Ihre Braut?"

„Nehmen wir es an."

„Seit der Kindheit? Haben es die Eltern so bestimmt?"

„Ja, die Eltern hatten es beschlossen. Zuerst betrachtete ich die Sache als einen Scherz, jetzt aber sehe ich ein, daß es wohl dazu kommen wird. Ich wünschte nicht, daß es in die Oeffentlichkeit dringe, doch ist es mir ziemlich gleichgültig, daß sie es erfahren haben."

„Ich beneide Sie darum, daß Sie eine Braut haben," sagte er leise, indem er seine Augen in die Ferne richtete und tief aufseufzte.

„Ich habe keine solche Sentimentalität von Ihnen erwartet, Sergei Wassiliewitsch."

„Ich beneide Sie darum, daß Sie eine Braut haben," fuhr er fort, ohne auf mich zu hören. „Ich beneide Sie um Ihre Reinheit, Ihre Hoffnungen, Ihr zukünftiges Glück, Ihre nicht vergeudete Zärtlichkeit und um Ihre Liebe, die noch aus der Kindheit stammt."

Er nahm mich bei der Hand, zwang mich, das Sopha zu verlassen, und führte mich zu dem Spiegel.

„Sehen Sie mich und sich selbst an," sagte er. „Denn was sind Sie?

Hyperion vor dem Satyr, dem ziegenbeinigen. Der ziegenbeinige Satyr — das bin ich. Und ich bin doch stärker als Sie. Die Knochen sind breiter und die Gesundheit fester von Natur. Und vergleichen Sie uns: sehen Sie das? (Er berührte leicht seine auf der Stirn sich lichtenden Haare.) Ja, Väterchen, das kommt von der in der Wüste vergeudeten Seelengluth! Und was da für eine Seelengluth ist: einfach eine Schweinerei".

„Sergei Wassiliewitsch, wollen wir nicht zum Früheren zurückkehren? Warum weigern Sie sich, mich mit dem Modell bekannt zu machen?"

„Weil es an dieser Vergeudung Theil genommen hat. Ich habe es Ihnen gesagt: es ist keine vornehme Person, und sie ist wahrhaftig nicht vornehm. Auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Leiter steht sie. Noch niedriger — da ist der Abgrund, in welchen sie vielleicht bald stürzen wird. Der Abgrund des endgültigen Unterganges. Auch so ist sie schon vollständig untergegangen."

„Ich fange an Sie zu verstehen, Sergei Wassiliewitsch."

„Das ist es eben. Sehen Sie nun, was ich für ein „Aber" habe?"

„Dieses „Aber" können Sie für sich behalten. Warum machen Sie es sich zur Pflicht, mich zu bevormunden und zu beschützen?"

„Ich habe Ihnen gesagt, warum ich Sie lieb habe. Weil Sie rein sind. Sie nicht allein: Sie Beide sind eine so seltene Erscheinung: etwas nach Frische Hauchendes, Duftendes. Ich beneide Sie, gehe aber vorsichtig

um mit dem, worauf ich, abseits stehend, wenigstens blicken kann. Und Sie wollen, daß ich das Alles verderbe? Nein, erwarten Sie das nicht von mir!"

„Was wollen Sie denn eigentlich, Sergei Wassiliewitsch? Wie wenig vertrauen Sie meiner von Ihnen entdeckten Reinheit, wenn Sie allein von der Bekanntschaft mit dieser Frau so schreckliche Sachen schon erwarten."

„Hören Sie: ich kann sie Ihnen geben oder nicht. Ich handle nach meinem Willen. Ich will sie Ihnen nicht geben. Ich gebe sie nicht. Dixi."

Jetzt saß er, und ich schritt aufgeregt auf dem Teppiche.

„Und Sie glauben, daß sie sich eignen würde?"

„Sehr. Uebrigens nein, nicht sehr," unterbrach er sich scharf. „Paßt gar nicht. Genug davon."

Ich bat ihn, ärgerte mich, stellte ihm die ganze Albernheit der von ihm übernommenen Aufgabe, meine Moralität zu behüten, vor, und erreichte gar Nichts. Er schlug es mir entschieden ab und sagte zum Schlusse:

„Ich habe noch nie zwei Mal Dixi gesagt."

„Wozu ich Ihnen gratulire," gab ich ihm mit Unwillen zur Antwort.

Beim Thee unterhielten wir uns über Nichtigkeiten und gingen auseinander.

## IV.

Während zwei ganzen Wochen that ich gar Nichts. Ich ging nur in die Akademie, um meine, nach einem furchtbaren biblischen Thema gestellte Aufgabe zu malen: die Verwandlung von Lots Weib in eine Salzsäule. Alles war schon bei mir fertig — auch Lot und seine Hausgenossen, aber die Säule konnte ich mir gar nicht ausdenken. Sollte ich etwas in der Art eines Grabdenkmals machen oder einfach eine Statue von Lots Gattin aus Steinsalz?

Das Leben schlich träge dahin. Ich erhielt zwei Briefe von Sonja. Ich nahm sie in Empfang, las ihr liebes Geplauder durch, über die Vorgänge im Institute, über ihre, hinter den Argusaugen der Klassendamen getriebene Lectüre und legte sie zu dem Päckchen der früheren, mit einem rosa Bändchen umwundenen Briefe. Ich hatte dieses Bändchen gewählt, als ich noch fünfzehn Jahre alt war, und konnte mich noch immer nicht entschließen, es wegzuwerfen. Warum es auch wegwerfen? Wen störte es? Was würde aber Bessonoff gesagt haben, wenn er diesen Beweis meiner Sentimentalität hätte sehen können? Wäre er noch ein Mal über meine „Reinheit" gerührt gewesen oder hätte er angefangen darüber zu spotten?

Er hatte mich jedoch ernstlich betrübt. Was war da zu thun? Das Bild aufgeben oder von Neuem ein Modell suchen?

Ein unerwarteter Zufall brachte mir Hülfe. Eines Tages, da ich mit irgend einer Uebersetzung eines dummen französischen Romans so lange auf dem Sopha gelegen, bis mir mein Kopf schmerzte und sich in Folge

der verschiedenartigsten geheimnißvollen Andeutungen, Polizeihäscher und der Auferstehung solcher Leute, deren Tod für zwanzig Andere ausreichend gewesen wäre, ein wahrer Stumpfsinn meiner bemächtigt hatte, ging die Thüre auf, und herein trat Helfreich. Stellen Sie sich dünne, krumme Beine, einen ungeheuren, von zwei Höckern eingequetschten Körper, lange, magere Arme, hochgezogene, einen ewigen Zweifel ausdrückende Schultern, ein junges, blasses, etwas gedunsenes, aber liebliches Gesicht und einen zurückgeworfenen Kopf vor. Er war ein Künstler. Den Kennern sind seine, meistens dasselbe nur leicht variirte Thema behandelnden Bilder wohl bekannt. Seine Helden sind — Katzen: er hatte schlafende Katzen, solche mit Vögeln, Katzen, die einen Buckel machen, gemalt; sogar einen betrunkenen Kater mit lustigen Augen hinter einem Glase Wein hatte Helfreich einst abgebildet. Er hatte in Katzen eine große Vollkommenheit erreicht, zu etwas Anderem griff er aber nicht. Wenn in seinen Bildern außer diesen Thieren noch anderes Zubehör war: Grün, aus welchem ein rosiges Näschen und goldige Aeuglein mit engen Pupillen hervorlugten, irgend welcher Faltenwurf, ein Korb, worin eine ganze Katzenfamilie mit großen, durchsichtigen Ohren sich niedergelassen, so wandte er sich an mich. Auch dieses Mal hatte er etwas in dunkelblaues Papier Eingeschlagenes bei sich. Nachdem er mir seine weiße, knochige Hand gereicht, legte er das Packet auf den Tisch und begann es aufzumachen.

„Wieder eine Katze?“ fragte ich.

„Allerdings . . . Hier, siehst Du, ist ein Teppich nöthig . . . und auf dem Anderen ein Stück Sopha . . .

Er nahm das Papier ab und zeigte mir kleine, ungefähr eine halbe Arschine messende Bilder; die Katzengestalten waren vollkommen fertig, aber auf einem Hintergrunde von weißer Leinwand gemalt.

„Wenn es kein Sopha ist, so etwas Anderes . . . Denke es nur aus . . . , mich langweilt es.“

„Wirst Du diese Katzen nicht bald aufgeben, Semen Iwanowitsch?“

„Ja, es wäre eigentlich nöthig, sie aufzugeben, sie sind mir sehr zuwider, sehr zuwider. Aber was soll ich thun? Das Geld! Denn so ein Schund — zweihundert Rubel.“

Und nachdem er seine dünnen Beine auseinandergespreizt, zog er seine schon von Natur zusammengedrückten Schultern in die Höhe und breitete die Arme aus, als ob er seiner Verwunderung Ausdruck geben wolle, daß ein solcher Schund überhaupt noch Käufer finde.

Durch seine Katzen war er in zwei Jahren zur Berühmtheit gelangt. Weder früher, noch später (vielleicht nur auf einem Bildchen des seligen Huhn) habe ich je eine solche Meisterschaft in der Darstellung von Katzen aller möglichen Altersstufen, Farben und Beschaffenheit gesehen. Aber indem er denselben seine ausschließliche Thätigkeit widmete, vernachlässigte Helfreich alles Uebrige.

„Das Geld, das Geld . . .“ wiederholte er nachdenklich. „Und wozu brauche ich buckliger Teufel so viel Geld? Und doch fühle ich, daß es mir immer schwerer wird, an eine größere Arbeit zu gehen. Ich beneide Dich, Andrei. Seit zwei Jahren male ich Nichts, außer diesen Geschöpfen . . . Ich habe sie ja gewiß sehr gern, besonders die lebenden. Aber ich fühle, wie ich immer tiefer und tiefer versumpfe. Dabei bin ich talentvoller als Du, Andrei, was glaubst Du? . . .“ fragte er mit gutmüthigem und schüchternem Tone.

„Ich glaube es nicht,“ antwortete ich lächelnd, „ich bin davon überzeugt.“

„Was macht Deine Charlotte?“

Ich winkte mit der Hand.

„Schlecht?“ fragte er. „Zeige doch . . .“

Als er sah, daß ich, ohne mich von der Stelle zu rühren, eine verneinende Kopfbewegung machte, ging er selbst hin, um in dem Haufen alter, in die Ecke gestellter Bilder zu kramen. Dann setzte er einen Reflector auf die Lampe auf, stellte mein unfertiges Bild auf die Staffelei und beleuchtete es. Er schwieg lange.

„Ich verstehe Dich,“ sagte er. „Daraus kann etwas Gutes entstehen. Nur ist es immer Anna Iwanowna. Weißt Du, weshalb ich zu Dir gekommen bin? Du sollst mit mir gehen.“

„Wohin?“

„Irgend wohin. Auf die Straße. Ich habe Langeweile, Andrei — ich fürchte mich, der Sünde wieder anheimzufallen.“

„Das ist aber Unsinn.“

„Nein, kein Unsinn. Mir ist, als ob Etwas hier sauge. (Er zeigte auf seine „Magengegend“.) Ich möchte vergessen und schlafen,“ sang er plötzlich mit einer dünnen Tenorstimme. — „Ich bin zu Dir gekommen, um nicht allein zu sein, denn wenn ich mal anfange — zieht es sich zwei Wochen lang hin. Dann kommt das Kranksein. Und endlich ist es auch sehr schädlich bei einem solchen Torso.“

Er drehte sich zwei Mal auf den Absätzen herum, um mir seine zwei Höcker zu zeigen.

„Weißt Du was?“ schlug ich vor. „Ziehe zu mir. Ich werde Dich zurückhalten.“

„Das wäre sehr gut. Ich will es mir überlegen. Jetzt wollen wir aber gehen.“

Ich zog mich an, und wir gingen hinaus.

Wir irrten lange durch Schnee und Regen. Es war im Herbst. Ein starker Wind wehte vom Meere her. Das Wasser war im Steigen begriffen. Wir gingen auf dem Palastquai auf und ab. Der ergrimmte Fluß schäumte und bespritzte mit seinen Wellen das Granitgeländer des Quais.

Aus dem schwarzen Abgrunde, in welchem das andere Ufer verschwand, leuchtete zuweilen ein Blitz auf, und nach Verlauf einer Viertelminute ertönte ein dumpfer Schlag: in der Festung wurden Kanonen abgeschossen. Das Wasser stieg.

„Ich möchte, es stiege noch. Ich habe noch nie eine Ueberschwemmung gesehen, und es ist doch interessant," sagte Helfreich.

Lange saßen wir schweigend auf dem Quai und blickten in das tobende Dunkel.

„Es wird nicht höher steigen," sagte endlich Helfreich. „Der Wind scheint nachzulassen. Schade! Ich habe noch nie eine Ueberschwemmung gesehen .... Wir wollen gehen."

„Wohin?"

„Wohin die Augen schauen .... Komme nur mit. Ich werde Dich schon an irgend einen Ort führen. Mir flößt diese Natur Angst ein mit ihrem Unsinn. Gott sei mit ihr! Wir wollen uns lieber menschlichen Unsinn ansehen."

„Wo ist es denn, Senitschka?"

„Ich weiß es schon ... Iswoschtschick!" rief er.

Wir setzten uns in das Gefährt und fuhren ab. Helfreich hielt den Iswoschtschick auf der Fontanka, vor einer hölzernen, mit Schnitzereien geschmückten und mit Oelfarben bunt bemalten Thorfahrt an. Wir durchschritten einen schmutzigen, zwischen zwei langen, zweistöckigen Flügeln alterthümlicher Bauart gelegenen Hof. Zwei starke Reflectoren warfen uns eine Fluth grellen Lichtes entgegen; dieselben hingen an beiden Seiten der alten, aber auch reichlich mit buntem, hölzernem, im sogenannten russischen Geschmacke gehaltenem Schnitzwerke geschmückten Freitreppe. Vor und hinter uns gingen Leute, die ihre Schritte dem gleichen Ziele zu lenkten, — Männer in Pelzüberziehern, Frauen in langen Abendmänteln, deren Stoffe auf Luxus Anspruch machten: seidne Blumen auf Plüschgrunde, mit Boas um die Hälse und mit weißseidenen Tüchern auf den Köpfen, sie Alle traten in die Einfahrt, und nachdem sie die paar Stufen erstiegen, entledigten sie sich ihrer Hüllen und offenbarten größtentheils kläglich reiche Kleider, in welchen die Seide zur Hälfte durch Baumwolle ersetzt war, das Gold durch Bronze, Diamanten durch geschliffenes Glas und die Frische des Antlitzes und der Glanz der Augen durch weiße Schminke, Carmin und „terre de Sienne".

Wir lösten Eintrittskarten an der Kasse und betraten eine ganze Reihe mit kleinen Tischen besetzter Zimmer. Eine drückende, mit seltsamen Ausdünstungen durchtränkte Luft umfing mich. Die Einen irrten ziellos umher, Andere saßen an den Tischen hinter Flaschen; es waren Männer und Frauen mit sonderbarem Gesichtsausdrucke. Alle heuchelten Heiterkeit und sprachen über irgend Etwas — Gott weiß eben worüber! Wir nahmen an einem der Tische Platz. Helfreich verlangte Thee. Ich rührte

darin mit dem Löffel und horchte, wie eine neben uns sitzende kleine, volle Brünette mit einem zigeunerhaften Gesichte langsam, mit Würde, mit einer starken deutschen Aussprache und mit einem gewissen Anfluge von Stolz in der Stimme, ihrem Herrn, auf seine Frage, ob sie oft herkäme, die Antwort gab: „Ich bin hier einmal wöchentlich. Ich kann nicht oft kommen, denn ich muß auch an andere Orte gehen. Also: vorgestern war ich im deutschen Club, gestern im Orpheum, heute bin ich hier, morgen im großen Theater, übermorgen in dem Handlungsgesellenverein, dann in der Operette, endlich im Château des Fleurs .... Ja, täglich bin ich wo anders, so vergeht die ganze Woche," und sie blickte stolz auf ihren Gefährten, der sich ordentlich klein machte, als er ein so üppiges Vergnügungsprogramm anhören mußte.

Dieser war ein hellblonder Mensch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit einer engen Stirn, einer darauf fallenden kleinen Mähne und mit einem Bronzekettchen geschmückt. Er seufzte und blickte schüchtern seine prachtvolle Dame an. Wie konnte er daran denken, er, der bescheidene Commis vom „Apraxin Dwor", sie von Tag zu Tag in den Clubs und „Cafés chantants" zu verfolgen.

Wir erhoben uns und gingen durch die Zimmer. Am Ende der Reihe führte eine breite Thüre in den zum Tanze bestimmten Saal. Gelbseidene Vorhänge an den Fenstern und eine gemalte Decke, Reihen Wiener Stühle an den Wänden, in einer Ecke des Saales eine Vertiefung in Gestalt einer Muschel, worin das aus fünfzehn Mann bestehende Orchester saß. Die sich meistens umschlungen haltenden Frauen gingen paarweise durch den Saal, die Männer saßen an den Wänden und beobachteten sie. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente. Das Gesicht der ersten Geige kam mir bekannt vor.

„Sind Sie es denn, Fedor Karlowitsch?" fragte ich, seine Schulter berührend.

Fedor Karlowitsch wandte sich um. O Gott, wie war er gedunsen und ergraut!

„Ja wohl, ich bin — Fedor Karlowitsch, und was ist Ihnen gefällig?"

„Erinnern Sie sich nicht des Gymnasiums? Sie kamen mit einer Geige zum Tanzunterrichte."

„O ja! Auch jetzt sitze ich noch dort auf einem Schemel in der Ecke des Saales. Ich entsinne mich Ihrer ... Sie tanzten sehr geschickt Walzer."

„Sind Sie lange hier?"

„Schon das dritte Jahr."

„Wissen Sie noch, wie Sie einst zeitig kamen, und im leeren Saale eine Ernst'sche Elegie spielten? Ich habe es gehört."

Der Musikant zwinkerte mit seinen verschwommenen Augen.

„Sie hörten zu? Sie hörten zu? Ich meinte, mich höre Niemand. Früher spielte ich zuweilen ... Jetzt kann ich es nicht mehr. .. Jetzt

bin ich hier; in der Butterwoche, zu Ostern bin ich am Tage auf der „Balagane“, Abends hier.“ Er schwieg eine Weile. „Ich habe vier Söhne und eine Tochter,“ sagte er leise. „Einer von den Jungen wird in diesem Jahre mit der Armenschule fertig und bezieht die Universität... Ich kann keine Ernst'schen Elegien mehr spielen.“ Der Capellmeister schwang einige Male den Tactstock, das dünne und laute Orchester stimmte betäubend irgend eine Polka an. Nachdem der Capellmeister drei bis vier Tacte geschlagen hatte, vereinigte er seine winselnde Geige dem allgemeinen Chore. Die Paare fingen an sich zu drehen, das Orchester spielte stark.

„Komm, Senja,“ sagte ich. „Es ist langweilig. Wir wollen nach Hause fahren, Thee trinken und von etwas Gutem plaudern.“

„Von etwas Gutem?“ fragte er lächelnd. „Schön, fahren wir.“

Wir begannen nach dem Ausgange uns durchzudrängen. Plötzlich blieb Helfreich stehen. „Sieh nur,“ sagte er, „Bessonoff.“

Ich wandte mich um und erblickte Bessonoff. Er saß an einem Marmortischchen, auf welchem eine Weinflasche, Gläser und noch manches Andere stand. Er beugte sich tief, um lebhaft, mit blitzenden Augen einer an demselben Tische sitzenden Frau im schwarzseidenen Kleide, deren Gesicht wir nicht sehen konnten, Etwas zuzuflüstern. Ich bemerkte nur ihre schlanke Gestalt, ihre feinen Hände und den Hals, sowie die schwarzen, vom Nacken glatt hinaufgekämmten Haare.

„Danke dem Geschick,“ sagte mir Helfreich. „Weißt Du, wer diese Person ist? Freue Dich, sie ist es, Deine Charlotte Corday.“

„Sie? Hier?“

## V.

Bessonoff, der ein gefülltes Weinglas hielt, erhob zu mir seine glänzenden und gerötheten Augen, und sein Gesicht drückte Unzufriedenheit aus.

Er verließ seinen Platz und näherte sich uns.

„Sie hier? Durch welchen Zufall?“

„Wir sind gekommen, um Sie zu sehen,“ antwortete ich lächelnd. „Und ich bereue es nicht, denn . . .“

Er fing meinen Blick auf, der seine Gefährtin streifte, und unterbrach mich schroff:

„Hegen Sie keine Hoffnung . . . Dieser Helfreich hat Ihnen schon gesagt. Es wird aber Nichts daraus. Ich werde es nicht zugeben. Ich bringe sie fort. . .“ Und indem er rasch auf sie zutrat, sagte er laut:

„Nadeschda Nikolaewna, wir wollen fort von hier!“

Sie wandte den Kopf, und zum ersten Male sah ich ihr erstauntes Gesicht.

In dieser Spelunke sah ich sie zum ersten Male. Sie saß hier mit diesem Manne, der von seinem egoistisch-thätigen und hochmüthigen Leben

sich zuweilen bis zum Müßiggange herabließ. Sie saß hinter der geleerten Weinflasche, ihre Augen waren etwas geröthet, das bleiche Gesicht verzogen, die Kleidung nachlässig und gewagt. Um uns drängte sich die Menge der müßig sich herumtreibenden, an der Möglichkeit, zu leben, ohne sich zu betrinken, verzweifelnden Kaufleute, unglücklicher, ihr Leben hinter den Ladentischen verbringender Handlungsdiener, welche nur in solchen Räumen Freude fanden, gefallener Frauen und Mädchen, die mit ihren Lippen den verderblichen Kelch nur berührt, verschiedener Putzmacherinnen und Ladenmamsells . . . Ich sah, daß sie sich dem von Bessonoff erwähnten Abgrunde nähere, wenn sie nicht schon hineingestürzt war.

„So wollen wir doch fahren, fahren wir, Nadeschda Nikolaewna!“ drängte Bessonoff.

Sie stand auf, sah ihn verwundert an und fragte:

„Warum? Wohin?“

„Ich will hier nicht bleiben.“

„Sie können ja fahren. Dieser Herr scheint ja ein Bekannter von Ihnen zu sein, und Helfreich ist auch da!“

„Höre mal, Nadja,“ sagte Bessonoff rauh.

Sie zog die Brauen zusammen und warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Wer gab Ihnen das Recht, mich derart zu behandeln? Guten Tag, lieber Senitschka!“

Semen ergriff ihre Hände und drückte sie herzlich.

„Höre mal, Bessonoff,“ sagte er, „genug des Unsinns. Fahre nach Hause, wenn Du willst, oder bleibe hier, Nadeschda Nikolaewna wird uns aber Gesellschaft leisten. Wir haben mit ihr etwas Wichtiges zu besprechen. Nadeschda Nikolaewna, erlauben Sie, daß ich ihnen Lopatin, meinen und seinen (er zeigte auf den verdrießlichen Bessonoff) Freund, einen Künstler vorstelle.“

„Wie sie Bilder liebt, Andrei!“ sagte er mir plötzlich freudig. — „Im vorigen Jahre habe ich sie in der Ausstellung herumgeführt. Auch Deine Studien haben wir gesehen. Entsinnen Sie sich?“

„Ich entsinne mich,“ antwortete sie.

„Nadeschda Nikolaewna!“ wiederholte Bessonoff.

„Lassen Sie mich . . . Fahren Sie, wohin Sie wollen. Ich bleibe hier mit Senja und Herrn Lopatin. Ich will mich von Ihnen erholen!“ rief sie auf ein Mal aus, da sie sah, daß Bessonoff noch Etwas sagen wollte, „Sie ekeln mich an. Verlassen Sie mich, gehen Sie weg . . .“

Er wandte sich rasch ab und verließ den Saal, ohne sich zu verabschieden.

„So ist es besser . . . , ohne ihn . . .“, sagte Nadeschda Nikolaewna und seufzte tief auf.

„Warum seufzen Sie, Nadeschda Nikolaewna?“ fragte Senitschka.

„Warum? Weil das, was allen diesen Krüppeln erlaubt ist (mit einer Kopfbewegung deutete sie auf die sich um uns drängenden Leute), er sich nicht herausnehmen darf. Es ist aber gleichgültig. Alles ist öde und langweilt mich. Nein, nicht nur, daß es mich langweilte, noch schlimmer. Ich kann nicht mal den Ausdruck dafür finden. Senitschka, lassen Sie Etwas zum Trinken kommen."

Semen sah mich kläglich an.

„Hören Sie, Nadeschda Nikolaewna, ich wäre es schon zufrieden, aber es geht nicht, da ist er . . ."

„Was ist denn mit ihm? Er wird auch mittrinken."

„Er wird es nicht thun."

„Aber Sie."

„Er wird es nicht erlauben."

„Das ist garstig . . . Wer kann Ihnen Etwas verbieten?"

„Ich habe mein Wort gegeben, ihm zu gehorchen."

Nadeschda Nikolaewna betrachtete mich aufmerksam.

„So steht es also!" sagte sie. „Nun, dem Freien der Wille, dem Geretteten das Paradies. Wenn Sie nicht wollen, so ist es nicht nöthig. Ich werde schon allein . . ."

„Nadeschda Nikolaewna," begann ich, „verzeihen Sie, daß bei der ersten Bekanntschaft . . ." Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Sie sah mich lächelnd an.

„Was ist Ihnen?"

„Gleich bei der ersten Bekanntschaft möchte ich Sie bitten . . . dies nicht zu thun, sich nicht so zu benehmen . . . Ich wollte Sie noch um eine Gefälligkeit bitten."

Ein trauriger Ausdruck breitete sich über ihr Gesicht.

„Mich nicht so zu benehmen?" sagte sie. „Ich fürchte, daß ich es schon nicht mehr anders kann; ich habe es mir abgewöhnt. Es ist gut; Ihnen zu Gefallen will ich es versuchen. Und die Gefälligkeit?"

Stotternd, mich in den Worten verwirrend, und voller Verlegenheit erzählte ich ihr, um was es sich handelte. Sie hörte aufmerksam zu, indem sie ihre grauen Augen unverwandt auf mich richtete. Entweder die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie meinen Worten lauschte, oder sonst Etwas verlieh ihrem Blicke einen harten und ein wenig grausamen Ausdruck.

„Es ist gut," sagte sie endlich. „Ich verstehe, was Sie brauchen. Ich werde mir auch ein solches Gesicht zurechtmachen."

„Auch ohne das können wir uns behelfen, Nadeschda Nikolaewna, wenn nur Ihr Gesicht . . ."

„Gut, gut. Wann muß ich denn bei Ihnen sein?"

„Wenn möglich, morgen um elf Uhr."

„So früh? Dann muß ich jetzt unbedingt schlafen gehen. Senitschka, Sie begleiten mich wohl nach Hause?"

„Nadeschda Nikolaewna,“ sagte ich, „eine Sache haben wir noch nicht abgemacht: so Etwas thut man nicht umsonst.“

„Wollen Sie mir denn dafür zahlen?“ sagte sie, und ich fühlte, daß ihre Stimme stolz und gekränkt klang.

„Ja, zahlen; sonst will ich nicht,“ sagte ich entschieden.

Sie maß mich mit einem hochmüthigen, sogar frechen Blicke, aber fast augenblicklich nahm ihr Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck an.

Wir schwiegen. Ich fühlte mich unbehaglich. Ein schwaches Roth zeigte sich auf ihren Wangen, und ihre Augen blitzten auf.

„Gut,“ sagte sie, „zahlen Sie. Wie viel Sie den anderen Modellen geben, so viel auch mir. Wie viel werde ich für die ganze Charlotte bekommen, Senitschka?“

„Ungefähr sechszig Rubel, glaube ich,“ antwortete er.

„Und wie lange werden Sie daran arbeiten?“

„Einen Monat.“

„Gut, sehr gut!“ sagte sie lebhaft. „Ich will versuchen, von Ihnen Geld zu nehmen. Ich danke Ihnen.“

Sie reichte mir ihre feine Hand und drückte die meinige fest:

„Verbringt er die Nacht bei Ihnen?“ fragte sie, sich an mich wendend.

„Bei mir, bei mir.“

„Ich werde ihn gleich entlassen. Er soll mich nur bis nach Hause bringen.“

Nach einer halben Stunde war ich in meiner Wohnung, und fünf Minuten nach mir kehrte auch Helfreich zurück. Wir entkleideten uns, legten uns hin und löschten die Lichter aus. Ich war schon am Einschlafen.

„Schläfst Du, Lopatin?“ ließ sich plötzlich Senitschkas Stimme im Dunkeln vernehmen.

„Nein und warum?“

„Weil ich mir gleich die linke Hand abhauen lassen würde, wenn diese Frau gut und rein sein könnte,“ sagte er in einem aufgeregten Tone.

„Warum aber nicht die Rechte?“ fragte ich, schon einschlafend.

„Dummkopf! Womit würde ich denn malen?“ fragte Senitschka ganz ernsthaft.

## VI.

Als ich am nächsten Tage erwachte, sah schon der graue Morgen zum Fenster hinein. Ich warf einen Blick auf das matt beleuchtete, blasse, liebliche Gesicht Helfreichs, der auf dem Sopha schlief, dachte an den gestrigen Abend sowie daran, daß ich ein Modell für mein Bild gefunden, dann drehte ich mich auf die andere Seite und versank von Neuem in einen leisen Morgenschlaf.

„Lopatin!“ ertönte eine Stimme.

Ich hörte sie im Schlafe. Sie paßte in meinen Traum, und ich wurde nicht wach, aber es berührte Jemand meine Schulter.

„Lopatin, wachen Sie auf," sagte die Stimme.

Ich sprang auf und erblickte Bessonoff.

„Sind Sie es, Sergei Wassiliewitsch?"

„Ich bin es . . . Sie erwarteten mich wohl nicht so früh?" sagte er leise. „Sprechen Sie nicht so laut, ich möchte nicht den Buckligen aufwecken."

„Was wollen Sie?"

„Ziehen Sie sich an, waschen Sie sich; dann werde ich es sagen. Wir wollen in das Nebenzimmer gehen. Er soll nur schlafen."

Ich nahm meine Kleider und Stiefel unter den Arm und trat in das Atelier, um mich anzuziehen. Bessonoff sah blaß aus.

„Sie scheinen diese Nacht nicht geschlafen zu haben?" fragte ich.

„O ja, ich habe geschlafen. Bin nur sehr früh aufgestanden und habe gearbeitet. Bestellen Sie uns Thee, und wir wollen uns unterhalten. Uebrigens zeigen Sie mir Ihr Bild."

„Jetzt ist es nicht der Mühe werth, Sergei Wassiliewitsch. Warten Sie ein Weilchen, bald werde ich es in einer verbesserten und richtigen Form beenden. Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, daß ich gegen Ihren Wunsch gehandelt habe, aber Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, ein Ende machen zu können, und so ist es dazu gekommen. Ich konnte nicht erwarten, etwas Besseres als Nadeschda Nikolaewna zu finden.

„Ich werde nie zugeben, daß Sie nach ihr malen," sagte er dumpf.

„Sergei Wassiliewitsch, es scheint mir, Sie sind gekommen, um mit mir Streit anzufangen."

„Ich werde es nicht zugeben, daß sie sich jeden Tag bei Ihnen aufhalte, ganze Stunden mit Ihnen zubringe . . . Ich werde es ihr nicht erlauben."

„Haben Sie denn eine solche Macht? Wie können Sie ihr Etwas nicht erlauben? Wie können Sie mir Etwas nicht erlauben?" fragte ich und fühlte, daß ich mich aufzuregen begann.

„Die Macht . . . Die Macht . . . Einige Worte werden genügen. Ich werde ihr in das Gedächtniß zurückrufen, was sie ist. Ich werde ihr sagen, wer Sie sind. Ich werde ihr von Ihrer Cousine Sophie Michailowna erzählen."

„Ich werde Ihnen nicht erlauben, meine Cousine zu erwähnen. Wenn Sie Rechte auf diese Frau haben, — mag es wahr sein, was Sie mir von ihr gesagt haben, mag sie gefallen sein, mögen zehn verschiedene Menschen dieselben Rechte auf sie haben — so haben sie Rechte auf sie, aber Sie haben keine Rechte auf meine Cousine. Ich verbiete Ihnen, zu ihr von meiner Cousine zu sprechen. Hören Sie?"

Ich fühlte, daß meine Stimme drohend klang. Er begann mich aus der Fassung zu bringen.

„Also so steht es! Sie zeigen Ihre Krallen! Ich wußte gar nicht, daß Sie welche hatten. Es ist gut, Sie haben Recht: auf Sophie Michailowna besitze ich keinerlei Rechte. Ich werde es nicht wagen, ihren Namen unnütz zu führen. Aber diese . . . diese . . ." In seiner Aufregung ging er ein paar Mal aus einer Ecke des Zimmers in die andere. Ich merkte, daß er ernstlich gereizt sei. Ich begriff nicht, was in ihm vorging. Bei unserer letzten Unterredung hatte er in seinen Worten und im Tone eine so unverhohlene Verachtung dieser Frau an den Tag gelegt und nun — Wäre es denn möglich?

„Sergei Wassiliewitsch," sagte ich, „Sie lieben sie!"

Er blieb stehen, sah mich mit einem seltsamen Blicke an und sagte kurz: „Nein."

„Was ficht Sie denn an? Aus welchem Grunde haben Sie diesen Sturm heraufbeschworen? Ich kann doch unmöglich annehmen, daß Sie um die Rettung meiner Seele aus den Krallen dieses vermeintlichen Teufels besorgt sind?"

„Das ist meine Sache," sagte er. „Doch merken Sie sich, daß, auf welche Art es auch sei, ich Sie daran verhindern werde . . . Ich werde es nicht erlauben. Hören Sie?" rief er hitzig.

Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg. In der Ecke, in welcher ich in diesem Augenblicke mit dem Rücken gegen die Wand stand, lag verschiedener Kram aufgeschichtet: Leinwand, Pinsel, eine zerbrochene Staffelei. Unter Anderem befand sich da auch ein Stock mit einer scharfen, eisernen Spitze, an welchen man während der Sommerarbeiten einen großen Schirm anschraubt. Zufällig nahm ich diese Lanze in die Hand, und als Bessonoff mir sein: „Ich werde es nicht erlauben," zurief, stieß ich mit ganzer Kraft die Spitze in den Boden. Das schwere Eisen drang ein paar Zoll in die Dielen.

Ich sagte kein Wort, aber Bessonoff sah mich erstaunt, es schien mir sogar mit Schrecken an.

„Leben Sie wohl," sagte er. „Ich gehe fort. Sie sind übermäßig gereizt."

Ich hatte schon Zeit gehabt, mich zu beruhigen.

„Warten Sie," sagte ich. „Bleiben Sie da."

„Nein, ich muß fort. Auf Wiedersehen!"

Er entfernte sich. Mit Anstrengung zog ich die Lanze aus dem Boden, und ich erinnere mich, daß ich mit dem Finger das leicht erhitzte, blitzende Eisen berührte. Zum ersten Male kam es mir in den Sinn, daß es eine furchtbare Waffe sei, mit welcher man leicht einen Menschen niederschlagen könne.

Helfreich ging zur Akademie, und ich wartete mit einer gewissen Aufregung auf mein Modell. Ich spannte eine ganz neue Leinwand auf und bereitete alles Nöthige vor.

Ich kann nicht sagen, daß mein Bild allein meine Gedanken beschäftigte. Ich dachte an den gestrigen Abend mit seiner sonderbaren, von mir noch nicht gesehenen Umgebung, an die unerwartete und für mich glückliche Begegnung, an diese seltsame, gefallene Frau, welche mein Mitgefühl gleich erweckt, an das unerklärliche Benehmen Bessonoffs . . . Was wollte er von mir? Liebte er sie doch? Aber dann, warum dieses verächtliche Benehmen ihr gegenüber? Konnte er sie denn nicht retten?

Ich dachte an alle diese Fragen, während die Hand die Kohle über die Leinwand führte; ich skizzirte die Umrisse der Stellung, in welcher ich Nadeschda Nikolaewna malen wollte, und wischte sie einen nach dem anderen weg.

Pünktlich um elf Uhr ertönte die Glocke. Einen Augenblick darauf erschien sie zum ersten Male auf der Schwelle meines Zimmers. Wie erinnere ich mich noch ihres bleichen Gesichtes, als sie erregt und verschämt (die Scham war an die Stelle ihres gestrigen Ausdrucks getreten) schweigend in der Thüre stand! Es war, als ob sie es nicht wage, das Zimmer zu betreten, in dem sie später ihr Glück fand, den einzigen Lichtblick ihres Lebens und . . . ihren Untergang. Nicht den Untergang, von dem Bessonoff gesprochen . . . Ich kann nicht darüber schreiben. Ich werde warten und mich beruhigen.

## VII.

Sonja weiß nicht, daß ich diese bitteren Seiten schreibe. Wie immer sitzt sie täglich an meinem Bette oder an meinem Sessel. Auch mein anderer Freund, mein armer Buckliger, kommt oft zu mir. Er ist sehr abgemagert und eingefallen und sehr schweigsam geworden. Sonja sagt, daß er angestrengt arbeite. Gott gebe ihm Glück und Erfolg! —

Sie kam, ihrem Versprechen gemäß, pünktlich um elf Uhr. Sie trat schüchtern ein, erwiderte verlegen meinen Gruß und setzte sich schweigend auf den in der Ecke des Ateliers stehenden Sessel.

„Sie sind sehr pünktlich, Nadeschda Nikolaewna,“ sagte ich, indem ich die Farben auf die Palette auflegte.

Sie sah mich an, ohne mir zu antworten.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Einwilligung danken soll,“ fuhr ich fort und fühlte, wie ich vor Verlegenheit erröthete. Ich hatte die Absicht gehabt, ihr etwas ganz Anderes zu sagen. „Ich habe so lange kein Modell finden können, daß ich das Bild fast aufgegeben hatte.“

„Sind denn keine an der Akademie?“ fragte sie.

„Doch, aber sie paßten mir nicht. Sehen Sie sich dieses Gesicht an.“

Ich suchte aus dem Haufen alter Sachen, die den Tisch bedeckten, das Bild von Anna Iwanowna heraus und reichte es ihr. Sie betrachtete es und lächelte schwach.

„Ja, sie paßt nicht für Sie," sagte sie. „Das ist keine Charlotte Corday."

„Sie kennen die Geschichte von Charlotte Corday?" fragte ich.

Sie blickte mich mit einem seltsamen Ausdrucke von Staunen, das mit einer gewissen Bitterkeit gemischt war, an.

„Warum sollte ich sie nicht kennen?" fragte sie. „Ich habe Manches gelernt. Jetzt, da ich dieses Leben führe, habe ich viel vergessen, erinnere mich aber trotzdem an Verschiedenes. Solche Sachen kann man nicht vergessen . . ."

„Wo haben Sie gelernt, Nadeschda Nikolaewna?"

„Warum wollen Sie das wissen? Wenn es geht, wollen wir anfangen."

Ihr Ton veränderte sich plötzlich: sie sprach diese Worte abgerissen und düster, so wie sie gestern mit Bessonoff gesprochen hatte.

Ich wurde still. Ich holte aus dem Schranke das schon längst angefertigte dunkelblaue Kleid, die Haube und alles zum Costüme von Charlotte Corday Gehörende und bat sie, sich im Nebenzimmer umzuziehen. Ich hatte kaum Zeit gehabt, meine Vorbereitungen zu der Arbeit zu treffen, als sie schon wieder eintrat. Vor mir stand mein Bild.

„Ach, Gott! ach, Gott!" rief ich mit Entzücken aus. „Wie ist es schön, wie ist es schön! Sagen Sie, Nadeschda Nikolaewna, haben wir uns nicht schon früher gesehen? Es ist sonst unmöglich, eine Erklärung dafür zu finden. Ich habe mir mein Bild gerade so vorgestellt, wie Sie jetzt sind. Ich glaube, ich muß Sie irgendwo gesehen haben. Ihr Gesicht hat sich vielleicht unbewußt meinem Gedächtnisse eingeprägt . . . Sagen Sie mir, wo habe ich Sie gesehn?"

„Wo haben Sie mich sehen können?" fragte sie mich ihrerseits. „Ich weiß es nicht. Ich bin Ihnen bis zum gestrigen Tage nicht begegnet. Fangen Sie, bitte, an. Stellen Sie mich, wie nöthig, hin, und malen Sie."

Ich bat sie, auf ihren Platz zu gehen, ordnete die Falten ihres Kleides, berührte leicht ihre Hände, indem ich denselben jene hilflose Lage, die mir immer vorgeschwebt hatte, gab, und stellte mich an die Staffelei.

Sie stand vor mir . . . Auch jetzt steht sie vor mir, hier auf dieser Leinwand . . . Sie sieht mich wie lebend an. Sie hat denselben traurigen und nachdenklichen Ausdruck, denselben Zug des Todes auf dem bleichen Gesichte, wie an jenem Morgen.

Ich wischte alles mit der Kohle auf die Leinwand Gezeichnete weg und skizzirte rasch Nadeschda Nikolaewna. Dann begann ich zu malen. Niemals, weder vorher, noch nachher gelang es mir, so schnell und erfolgreich zu arbeiten. Die Zeit verflog unmerklich, und erst nach einer Stunde, als

ich auf das Gesicht meines Modells hinsah, bemerkte ich, daß es vor Müdigkeit am Umfallen sei.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir . ." sagte ich, indem ich ihr half, die Erhöhung, auf der sie stand, zu verlassen, und sie zu einem Sessel führte. „Ich habe Sie gründlich gequält."

„Es schadet Nichts," antwortete sie bleich, aber lächelnd. Wenn man sich sein Brod schon verdient, so muß man Etwas dafür leiden. Ich freue mich, daß Sie sich so haben hinreißen lassen. Darf ich hinsehen?" sagte sie und deutete mit dem Kopfe nach dem Bilde, dessen Gesicht sie nicht sah.

„Selbstverständlich, selbstverständlich!"

„Ach, welche Schmiererei!" rief sie aus. „Ich habe noch nie den Anfang einer Künstlerarbeit gesehen. Und wie ist es interessant! Wissen Sie, daß ich sogar in dieser Schmiererei das sehe, was sein muß . . . Sie haben ein gutes Bild entworfen, Andrei Nikolaewitsch . . Ich werde mir Mühe geben, Alles zu thun, damit es gelinge . . . so viel es von mir abhängt."

„Was können Sie denn thun?"

„Ich habe es gestern gesagt . . . Ich werde den Ausdruck für Sie machen. Das wird Ihnen die Arbeit erleichtern . ."

Sie stellte sich eilig auf ihren Platz, hob den Kopf, ließ die weißen Hände fallen, und auf ihrem Gesicht drückte sich Alles, was ich für mein Bild träumte, aus. Da standen der Entschluß und das Weh, Stolz und Angst, Liebe und Haß geschrieben . . .

„Ist es richtig?" fragte sie. „Wenn ja, so werde ich stehen, so lange Sie wollen."

„Etwas Besseres brauche ich nicht, Nadeschda Nikolaewna, aber es wird Ihnen schwer sein, einen solchen Ausdruck auf die Dauer zu behalten. Ich danke Ihnen. Wir werden sehen. Bis dahin haben wir noch Zeit. Erlauben Sie mir, Sie zu bitten, mit mir zu frühstücken . ."

Sie ließ sich lange bitten, willigte aber endlich ein.

Meine Wirthin Agafja Alexeewna brachte das Frühstück; zum ersten Male setzten wir uns zusammen zu Tisch. Wie oft kam es später vor! Nadeschda Nikolaewna aß wenig und schweigend; sie war sichtlich verlegen. Ich schenkte ihr Wein ein, den sie fast mit einem Zuge austrank. Ein Anflug von Röthe zeigte sich auf ihren bleichen Wangen.

„Sagen Sie mir," fragte sie plötzlich, „kennen Sie schon lange Bessonoff?"

Ich erwartete nicht diese Frage. Als ich an Alles dachte, was zwischen mir und Bessonoff ihretwegen vorgefallen war, wurde ich verlegen.

„Warum erröthen Sie? Uebrigens ist es gleichgiltig; beantworten Sie mir nur meine Frage."

„Schon lange. Seit meiner Kindheit."

„Ist er ein guter Mensch?"

„Ja, meiner Ansicht nach ist er das. Er ist ehrlich, arbeitet viel. Er ist sehr talentvoll. Er benimmt sich sehr gut seiner Mutter gegenüber."

„Er hat eine Mutter? Wo ist sie?"

„In ***. Sie hat dort ein kleines Häuschen. Er schickt ihr Geld und fährt zuweilen selbst hin. Ich habe niemals eine in ihren Sohn verliebtere Mutter gesehen."

„Warum nimmt er sie denn nicht zu sich?"

„Dem Anscheine nach . . . will sie selbst nicht. Sie hat dort ein Haus, sie ist daran gewöhnt."

„Das ist nicht wahr," sagte Nadeschda Nikolaewna nachdenklich. „Er bringt seine Mutter nicht her, weil er denkt, sie würde ihn stören. Ich weiß es nicht, ich glaube es nur . . . Sie würde ihm unbequem sein. Sie ist eine Provinzialin, Wittwe eines kleinen Beamten. Sie würde ihn ‚schokiren'."

Sie sprach das Wort ‚schokiren' scharf und mit Betonung aus.

„Ich liebe diesen Mann nicht, Andrei Nikolaewitsch," sagte sie.

„Warum denn? Er ist doch ein guter Mensch."

„Ich liebe ihn nicht . . . ich fürchte mich vor ihm . . . Nun aber genug davon, wir wollen arbeiten."

Sie stellte sich hin. Der kurze Herbsttag ging zu Ende.

Ich arbeitete bis zur Dämmerung, indem ich Nadeschda Nikolaewna zuweilen aufathmen ließ, und nur als ich die Farben nicht mehr unterscheiden konnte und das vor mir stehende Modell sich mit Schatten überzog, legte ich die Pinsel fort . . . Nadeschda Nikolaewna zog sich um und entfernte sich.

(Schluß folgt.)





# Wie dichterische Schilderungen zu analysiren sind.

## Erläutert an Gedichten von Detlev von Liliencron*).

Von

**Max Wallerstein.**

— Wien. —

Der Stoff, den die Außenwelt dem Dichter liefert, wird von den Sinnesorganen erfaßt und theilt sich nach diesen in die Eindrücke des Gesichtsinnes, des Gehörs, des Tastsinnes, des Geruchsinnes und des Geschmackes. Der schaffende Verstand des Dichters verhält sich bei der Aufnahme des Stoffes rein empfangend. Auf den ersten Blick hat es zwar den Anschein, als ob er eine zersetzende Thätigkeit ausüben würde, bei näherer Betrachtung gelangt man jedoch zur Einsicht, daß die Wirksamkeit des Verstandes bei der Aufnahme des Stoffes einzig und allein darin besteht, vermöge der ihm innewohnenden Kraft, die einzelnen sinnlichen Momente rein und unverwirrt auseinander zu halten.

Den Schluß des Liliencron'schen Gedichtes „Sommernachtsstunden" bildet die Schilderung eines Sommermorgens.

„Auf Wiesen dampft und wogt und zieht der Nebel
Und hüllt mich ein und läßt mich wieder los
Und steigt und zischt sich an der Sonne frei.
Erathmend holt die Brust sich klare Ströme.
Im stark bethauten Netze flickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mütze schmetternd."

---

*) Detlev von Liliencron, Gedichte, Leipzig.

Hier hat das Auge den Nebel in seinen wechselnden Gestaltungen, die allmählich durchdringende Sonne, die Spinne, die im thaubedeckten Netze flickt, und die Lerche mit ihren zierlichen Bewegungen erfaßt, das Ohr hat den schmetternden Vogelgesang und der Tastsinn die wohlthuende Empfindung, welche für die Athmungsorgane mit dem Einströmen der frischen Morgenluft verbunden ist, in sich aufgenommen. Der Verstand hat die einzelnen sinnlichen Momente unverwirrt auseinander gehalten, und der Dichter erweckt durch ihre Wiedergabe in der Phantasie des Lesers das Bild des Sommermorgens in seiner ganzen Frische.

In dem Auseinanderhalten der sinnlichen Eindrücke nach den verschiedenen Sinnesorganen erschöpft sich die Wirksamkeit des Verstandes nicht, auch innerhalb eines jeden einzelnen Sinnesorganes hält der Verstand die sinnlichen Eindrücke auseinander. Bilder zerfallen in Schatten und Licht und in ihre farbigen Bestandtheile, verworrene Geräusche und complicirte Tastempfindungen lösen sich auf, kurz jeder sinnliche Gesammteindruck wird in seinen Elementen erfaßt, die, wiedergegeben, sich in der Phantasie des Lesers zum ursprünglichen Gesammtbilde vereinigen.

Für den schildernden Dichter bilden also die Eindrücke, welche ihm durch die Sinnesorgane zugeführt werden, das Arbeitsmaterial. Je feiner nun die Sinnesorgane eines Dichters sind, desto reichhaltiger wird auch das Material sein, das sie dem Verstande zuführen, und je feiner entwickelt ein einzelnes Sinnesorgan ist, um so mehr werden seine Eindrücke in der dichterischen Schilderung hervortreten. Diese Verschiedenheit in der Entwickelung der Sinnesorgane, ihre Stärke, ihre Schwäche, ihre gleichmäßige Ausbildung, das Ueberwiegen des einen, die Verkümmerung des anderen ist es, was den Schilderungen der Dichter die charakteristische Färbung verleiht*).

Prüft man die Schilderungen Liliencrons auf ihren sinnlichen Gehalt, so findet man, daß der Antheil, den die einzelnen Sinnesorgane an Liliencrons Schilderungen haben, ein höchst verschiedener ist. Die Eindrücke des Geschmacksinnes fehlen gänzlich. Dies darf nicht allzu sehr Wunder nehmen. Die culinarischen Genüsse spielen in Liliencrons Gedichten eine so untergeordnete Rolle, daß es sehr wohl begreiflich ist, wenn der Dichter sich begnügt, die Speisen und Getränke mit ihren Namen zu nennen. Nur an einer Stelle ist es auffallend und geeignet, Bedenken

*) Ich habe diesen Gedanken durch eine Bemerkung Maupassants bestätigt gefunden. Unter allen modernen Dichtern besitzt Guy de Maupassant unbedingt die feinsten Sinnesorgane. Dieser geniale Mann sagt in: „Une vie errante“ Chap. II . . . . . Oui, nos organes sont les nourriciers et les maîtres du génie artiste. C'est l'oreille, qui engendre le musicien, l'œil qui fait naître le peintre. Tous concourent aux sensation du poète. Chez le romancier la vision, en général, domine. Elle domine tellement, qu'il devient facile de reconnaître à la lecture de toute œuvre travaillé et sincère, les qualités et les propriétés physiques (?) de l'auteur etc.

gegen die feinere Entwickelung des Geschmackes zu erwecken. In dem Gedichte „Hunger“ schildert Liliencron das behagliche Ende eines Diners und benutzt diese Gelegenheit, um ein begeistertes Loblied auf Pommery, „der Champagner Krone“ zu singen. Aber auch hier läßt es der Dichter bei der Nennung des Getränkes und der Schilderung seiner Wirkung auf die Phantasie, ohne den Versuch zu machen, den laut gepriesenen Geschmack des Schaumweines dem Leser sinnlich näher zu bringen.

Weit mehr als das gänzliche Fehlen der Geschmacksempfindungen muß das spärliche Vorkommen der Eindrücke des Geruchssinnes in Liliencrons Schilderungen auffallen. Während nämlich aus dem Fehlen der Eindrücke des Geschmackssinnes ein Schluß auf die mehr oder weniger feine Entwickelung dieses Sinnes nicht gezogen werden kann, muß aus dem spärlichen Vorkommen der Eindrücke des Geruchssinnes mit Nothwendigkeit die Verkümmerung dieses Sinnesorganes gefolgert werden.

Der Geruchssinn nimmt unter den Sinnen eine eigenthümliche Stellung ein. Seine Eindrücke lassen sich nicht schildern. Auch die Eindrücke des Geschmackssinnes sind in der Regel zu individuell, als daß sie geschildert werden könnten, es haben sich aber doch einige allgemeine Geschmacksempfindungen wie „süß“ „sauer“ „bitter“ und andere mehr gebildet, mit deren Hilfe der Dichter eine besondere Geschmacksempfindung dem Leser wenigstens näher zu bringen vermag. Beim Geruchssinne fehlt dem Dichter aber auch dieses Hilfsmittel. Der Dichter kann die Wirkungen schildern, welche ein bestimmter Geruch auf die Nerven ausübt, er kann denselben als „einschläfernd“, berauschend“ oder „betäubend“ bezeichnen, der Dichter kann Tast- und Geschmacksempfindungen, welche in Verbindung mit dem Geruche auftreten, hervorheben und den Geruch „süß“, „scharf“ oder „stechend“ nennen, den Geruch selbst aber kann er nicht schildern. Der Dichter besitzt kein Mittel, um in den Sinnen eines Lesers, der den Geruch der Nelke nicht kennt, den Nelkenduft zu erwecken. Er wird sich damit begnügen müssen, einen bestimmten Körper als geruchausströmend zu bezeichnen und muß das Andere der Erfahrung des Lesers überlassen. Und nur aus dieser Constatirung oder aus dem Fehlen derselben kann auf die mehr oder weniger feine Entwickelung des Geruchssinnes ein Schluß gezogen werden.

Wenn nun der Geruchssinn Liliencrons als verkümmert bezeichnet wird, so soll damit nicht gesagt sein, daß dem Dichter die Geruchsempfindung gänzlich abgehe, oder daß er bestimmte Gerüche nicht zu erfassen vermöge. Die Verkümmerung äußert sich vielmehr nur darin, daß die Eindrücke, die der Geruchssinn empfängt, neben den Eindrücken der anderen Sinne, insbesondere neben den Eindrücken des Auges verblassen und nur dann festgehalten und als Bestandtheil der sinnlichen Erscheinung wiedergegeben werden, wenn sie von besonderer Stärke oder die begleitenden sinnlichen Momente besonders schwach sind. So prägt sich dem Dichter der Geruch

des Rauches trotz Straßengewühles und Straßenlärmes vermöge seiner besonderen Stärke ein, so hält der Dichter aus derselben Ursache mitten im bunten Treiben der Menschen den Parmaveilchenduft fest, der von seiner schönen Begleiterin „wie eine Welle“ über ihn hinzieht. Im Frühling erfaßt der Dichter den Geruch, den der frische Buchs ausströmt, und nimmt bei strömendem Regen den würzigen Duft des Gartens in sich auf: die Erde hat noch nicht ihr farbiges Kleid angelegt, und das unbeschäftigte Auge stört den Geruchssinn nicht. Erscheinen aber Farbe und Licht, dann herrscht das Auge, und der Geruchssinn tritt zurück.

Auf diese Schwäche des Geruchssinnes ist die merkwürdige Erscheinung zurückzuführen, daß in den Schilderungen Liliencrons den Blumen kein Duft entströmt. Die Blumen spielen in Liliencrons Gedichten keine unbedeutende Rolle, vor Allem die Königin der Blumen, die Rose. Ein Freund schickt dem Dichter eine Rose als „Gedenken eines Schlachtentages“, das Blumenmädchen hält dem Dichter eine dunkelrothe Rose entgegen, einer geliebten Todten legt Liliencron weiße Rosen auf die überkreuzten Hände, und mit rothen Rosen überschüttet er Storms weißen Marmorsarg. Mit großer Anschaulichkeit schildert der Dichter den Garten einer kleinen Fischerhütte, wo

„Schlicht auf Beeten zierlich eingerahmt
Von Muscheln, Buchs und glatten Kieselsteinen
Der Goldlack blüht und Tulpen, Mohn und Rosen
In bäurisch buntem Durcheinander prunken“,

er schildert den Sommergarten mit Goldregen und Syringen noch feucht vom erfrischenden Nachtgewitter, den Park mit Kaiserlilien und Akazienbäumen in lauer Sommernacht, das Roggenfeld und den mit buntfarbigen Feldblumen geschmückten Heckenzaun, den dichtbelaubten grünen Wald, die Haide in voller Blüthe; überall Farbe und Licht und nirgends Duft.

Diese merkwürdige Verkümmerung des Geruchssinnes findet sich übrigens nicht allein bei Detlev von Liliencron. Bei den meisten seiner Kunstgenossen steht der Geruchsinn mehr oder minder weit hinter den anderen Sinnen zurück, selbst bei Goethe. Goethes lyrische Schöpfungen sind mit den herrlichsten Landschaftsbildern durchsetzt, wie Guirlanden winden sich Blumen und Blüthen um die tiefsten Gedanken und stärksten Empfindungen, aber Landschaft, Blumen und Blüthen leben nur für Auge, Ohr und Tastsinn, für den Geruchssinn bleiben sie todt.

Im Gegensatze zu Liliencron giebt es allerdings Dichter, deren Geruchssinn in der Feinheit der Entwicklung mit Auge und Ohr wetteifert. Bei dem Landsmann Liliencrons, Theodor Storm, ist dies der Fall. Storm ist ein Kind der von der Nordsee bespülten Marschen. Auf demselben Grund und Boden geboren wie Liliencron, steht er dem Meere näher, Liliencron der Haide. Wenn Liliencron von der Haide ausgehend zum

Meere gelangt, so kommt Storm vom Meere ausgehend auf die Haide. Storms Landschaft ist dieselbe, wie diejenige Liliencrons. Auch ihm haben Haide und Meer und die fruchtbare Landschaft zwischen beiden den landschaftlichen Hintergrund zu seinen Dichtungen geliefert. Wie anders lebt aber bei Storm die Landschaft für den Geruchssinn! Der Frühling ist bei Storm die Jahreszeit, welche die Düfte neu befreit, Jasmin und Flieder duften im Garten. Im Sommer duften die Kräuter auf der Haide, und der nächtliche Duft der Hyazinthen berauscht den Dichter. Im Herbst will die Welt in Duft vergehen, Resedaduft entströmt dem Garten, und aus dem Walde quillt Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch entgegen. In Garten, Haide und Wald webt kein Duft, den Storm nicht erfaßt hätte, bei ihm hat sich der Geruchssinn den anderen Sinnen als ebenbürtig zugesellt.

Auf einer höheren Stufe der Entwicklung als der Geruchssinn steht Liliencrons Tastsinn. Der Tastsinn spielt in den Schilderungen der Dichter eine größere Rolle, als man gewöhnlich annimmt. Abgesehen davon, daß seine Eindrücke selbstständig neben den Eindrücken der anderen Sinnesorgane auftreten, begleiten sie bei körperlichen Schilderungen die Eindrücke des Auges als secundäre Empfindungen. Ohne die Mitwirkung des Tastsinnes wäre es unmöglich, in unserer Phantasie körperliche Erscheinungen zu erwecken, der Dichter würde sich auf Licht, Schatten, Zeichnung und Farbe beschränken müssen, und die Plastik in der dichterischen Schilderung beruht hauptsächlich auf der stärkeren Betonung der Tastempfindung bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Farbe.

Die Feinheit der Entwicklung des Tastsinnes läßt sich am besten dort beurtheilen, wo seine Eindrücke neben den Eindrücken der anderen Sinne selbstständig auftreten. Sie zeigt sich in der Auffassung leiser Tastempfindungen, im Festhalten derselben neben starken Eindrücken der anderen Sinne und im Auseinanderhalten der einzelnen sinnlichen Momente bei complicirten Tastempfindungen. Für dies Alles finden sich bei Liliencron Beispiele. Die Farbenpracht des vom Nachtgewitter erfrischten Sommergartens hindert den Dichter nicht, zu empfinden, wie ihm die aus der Erde emporkochende Nässe die Stirne tupft, und wenn Liliencron das blühende Roggenfeld und den mit bunten Sommerblumen durchsetzten Heckenzaun schildert, vergißt er nicht im Bilde festzuhalten, daß die hochstehenden Aehren ihm die Stirne kitzeln. Mitten im bunten Menschengewühle fühlt er den linden Hauch der Juniluft, und wenn er die anmuthige Schaffnerin in die Arme schließt, so hält er trotz der warmen sinnlichen Regung den kaum merkbaren Luftzug fest, der über ihn hinstreicht:

„Und Goldregen und blaue Syringen
Umgrenzen uns
Im leisesten Wind:."

Einen hervorragenden Antheil haben die Eindrücke des Tastsinnes an der Schilderung, welche der Dichter in der „Wasserschwertlilie" von seiner Wanderung durch die sonnige Ebene giebt. Licht- und Tastempfindung sind in dieser Schilderung mit Feinheit auseinandergehalten, und die Tastempfindung ist wieder in ihre beiden Grundelemente aufgelöst: in das Brandgefühl des Fußes beim Gange durch die zum Gluthbecken erhitzte Ebene, und in die durch grelles Licht im Auge hervorgerufene schmerzhafte Empfindung, welche den Wanderer zwingt, die Wimpern zusammenzukneifen. Aber trotz all dieser Feinheiten ist Liliencron weniger Plastiker als Maler; das malerische Element überwiegt in seinen Schilderungen das plastische bei Weitem.

Wenn man die Bedeutung in's Auge faßt, welche die einzelnen Sinnesorgane für das menschliche Leben haben, so wird man finden, daß Auge und Ohr, die Träger des intellectuellen Lebens, nicht nur den Geschmacks- und Geruchssinn, welche in erster Linie dem animalischen Leben dienen, sondern auch den Tastsinn weit hinter sich zurückgelassen haben. In der Dichtkunst, dem Abbilde des Lebens, spiegelt sich dieses Verhältniß der Sinnesorgane wider, und wenn man die Sinnesorgane eines Dichters hinsichtlich der Feinheit der Entwicklung mit einander vergleichen will, wird man stets die Verschiedenheit ihrer Bedeutung im menschlichen Leben in Anschlag zu bringen haben.

Bei den meisten schildernden Dichtern und so auch bei Detlev von Liliencron, nehmen Auge und Ohr auch dann, wenn man das Uebergewicht ihrer Bedeutung in Abzug bringt, eine vorherrschende Stellung ein. Liliencrons Gehör ist ungleich feiner organisirt als sein Geschmackssinn, Geruchssinn oder Tastsinn. Für die Feinheit der Entwicklung dieses Sinnesorganes spricht vor Allem die Größe des Antheiles, den die Gehörseindrücke an den Schilderungen des Dichters haben. Liliencrons Landschaften widerhallen von fröhlichem Leben. Im Garten, im Felde, im Wald und auf der Haide ertönt der muntere Gesang der Vögel, und zu ihm gesellen sich die Stimmen der anderen Thiere, das Rauschen des Regens und die mannigfachen Tongebilde des Windes.

Besonders empfänglich ist Liliencrons Gehör für militärische Klänge und Geräusche. Des Dichters eigene langjährige Soldatenzeit hat es hierfür geschärft, und so erfaßt und behält es Vieles, was an dem Ohre eines Anderen spurlos vorübergleiten würde. Wenn das Regiment im Gleichschritte vorübermarschirt, hört Liliencron, wie die Soldaten im Tacte der Musik den linken Fuß ein wenig hörbarer setzen. Inmitten blühender Getreidefelder verfolgt er ein Manöver, das er nicht sehen kann, nur mit dem Ohre. Er hört das Knattern der Gewehre beim Einzelfeuer, das Herantraben der Unterstützungen im Laufschritte, die runden Salven, das Wirbeln der Angriffstrommeln und das aus weiter Ferne leise herübertönende Hurrah der Angreifer. Geradezu elektrisirend wirken auf Liliencron

die Klänge militärischer Musik. Keine Entfernung hindert sein Ohr, dieselben zu erfassen.

Wenn der Dichter am frühen Sommermorgen der Geliebten entgegeneilt, hört er von dem zwei Meilen entfernten Lager — „unendlich schwach" — die Trommeln wirbeln und die Hörner tönen. Aus seinen Träumen in der herrlichen Sommernacht wecken ihn die Klänge einer lustigen Jägercompagnie, die „fernen Wegs" vorüberschreitet. Im Roggenfelde stehend, hört Liliencron den Vorwärtsmarsch:

„Weit hinter dem Getreideschlag,
Schwach wie aus einem Thälchen steigend."

Jeder Nerv spannt sich.

„Mein Stock pendelt nicht mehr!
Ich recke mich,
Um über die leis im Winde
Spielenden Halmspitzen zu schauen."

Die Musik kommt näher. Das geübte Ohr unterscheidet die einzelnen Instrumente:

„Die türkische Trommel
Die Becken,
Die Tuben,"

und mit stürmischen Zurufen begrüßt der Dichter die Grenadiere.

Die große Mannigfaltigkeit der Gehörseindrücke in Liliencrons Dichtungen ist nicht allein der Empfänglichkeit des Gehörs zuzuschreiben, sondern auch der Kraft, mit welcher dasselbe immer und überall, ungestört durch die Thätigkeit der anderen Sinnesorgane, seinen Antheil am Gesammtbilde herauszugreifen und festzuhalten vermag. Selbst das geschäftige Treiben der Stadt ist nicht im Stande, das Ohr des Dichters in seiner Thätigkeit zu hemmen, und es hält, wenn Liliencron durch die Stadt wandelt, jeden Klang fest, der sich von dem trüben Untergrunde des verworrenen Straßenlärmes faßbar abhebt: Das Klingeln der Pferdebahn, das Pfeifen der Alsterdampfer, selbst den Klang des Sonnenschirmes, der in der Hand seiner anmuthigen Begleiterin ab und zu das Pflaster trifft.

Neben der Mannigfaltigkeit der Eindrücke des Gehörs ist es die Art und Weise ihrer Wiedergabe, welche bei Liliencron für die Feinheit der Entwickelung dieses Sinnes spricht. Zwischen den sinnlichen Eindrücken des Gehörs und den Eindrücken der anderen Sinnesorgane besteht insofern ein Unterschied, als die Eindrücke des Gehörs die einzigen sind, welche bis zu einem gewissen Grade durch die Sprache unmittelbar wiedergegeben werden können. Die den Klängen und Geräuschen nachgebildeten Wörter sind nicht, wie die anderen Wörter, Lautzeichen, sondern, wie Lichtenberg sagt, eine Art Bilderschrift für das Ohr. Vollkommen lassen sich allerdings auch die sinnlichen Eindrücke des Gehörs durch die Sprache nicht wiedergeben,

der größte Theil ihres musikalischen Gehaltes geht auf dem Wege vom Geräusche oder Klange zum articulirten Laute verloren, und derselbe wird sich zum Gehörseindrucke stets verhalten, wie die Zeichnung zum farbigen Bilde. Die meisten Geräusche und Klänge, insbesondere Naturlaute, die sich oft wiederholen, sind so allgemein bekannt und ihre sprachlichen Nachbildungen sind so feststehend, daß auch ein Dichter, der nicht unmittelbar nach der Natur schildert und das geschilderte Geräusch oder den Klang nicht mit eigenem Ohr auf seinen musikalischen Gehalt geprüft hat, schwerlich ganz daneben greifen wird. Er wird den feinen Regen „rieseln" und den starken Regen „rauschen" lassen, den linden Wind „säuseln", den Sturm im freien Felde „brausen", in den Straßen der Stadt „heulen" und im Kamin „pfeifen" lassen. Er wird vom „Gezwitscher" der Vögel, vom „Brüllen" der Kuh und vom „Wiehern" der Pferde, „Knurren" und „Bellen" der Hunde sprechen. Die richtige Anwendung dieser stereotyp gewordenen sprachlichen Klangbilder beweist deshalb noch Nichts für die Feinheit des Gehörs. Der echte Künstler unterscheidet sich aber dadurch von dem Handwerker, daß er auch die feineren Modulationen solcher Geräusche und Klänge mit feinem Ohr zu erfassen und wiederzugeben weiß. Und dies thut Liliencron, wenn er vom leisen Tone des „Blattgewispers" spricht, oder von dem herzlichen Lachen seiner anmuthigen Begleiterin sagt, es plätschert über Silberstufen.

Bei der Erfassung und Wiedergabe von einfachen Klängen und Geräuschen ist Liliencron nicht stehen geblieben; sein Gehör befähigt ihn auch, complicirte Klangbilder in ihren einfachen Elementen zu erfassen und festzuhalten. So schildert er das Stimmengewirr der jungen Bauernmädchen, die er in Verwirrung gebracht hat, und bringt den musikalischen Gehalt des Glockengeläutes, die hohen, schrillen Töne und das unbarmherzige Hämmern der tiefen Töne in den Worten: „wimmern" und „dröhnen" zum Ausdruck. Trefflich ist die Schilderung der Sturmfluth in dem Gedichte: „Die Rache der Najaden". Strandbewohner haben auf Geheiß ihres fanatischen Pfarrers eine Najade getödtet. Sterbend flucht ihnen diese, und der Fluch erfüllt sich sofort. Ein Sturm zieht sich zusammen, man hört seine unheimlich klingenden Vorboten, das „Rollen" und „Grollen" des Meeres, dann bricht er mit furchtbarer Gewalt los. „Das fegt und donnert, pfeift und bebt und himmelhoch die Welle hebt". Nun tauchen die Najaden aus der Meerestiefe auf und schließen sich als Wellen zu einer mächtigen Woge zusammen. „Und Alles plätschert, planscht und schnauft in ewigen Wassersturz getauft." So wälzen sie sich in wüthender Hast dem Strande zu und überfluthen das Land weithin bis an die Stätte, wo der Mord geschah.

Am deutlichsten zeigt sich die Feinheit des Liliencron'schen Gehörs in der Auffassung und Wiedergabe von einzelnen Klängen und Geräuschen, welche die feierliche Ruhe der Dämmerung, die tiefe Stille der Nacht unter-

brechen. Viele derselben hat das Ohr des Dichters gleichsam im Fluge erfassen und festhalten müssen, denn kaum erklingend ersterben sie wieder und machen die Stille, die sie für einen Augenblick unterbrochen haben, nur um so fühlbarer. Ein schönes musikalisches Dämmerungsbild enthält die „Erscheinung". Der Dichter kehrt Abends von der Jagd zurück und schreitet über die Haide. Auf der Nachtkoppel macht er Halt und verliert sich in Gedanken. „Große Stille lag um mich her, auch nicht der leiseste Ton aus nah und fern drang an mein Ohr; nur einmal hörte ich die drei wie eine Klage klingenden Töne der Haubenlerche." Wie drei leuchtende Punkte von dunklem Untergrunde heben sich hier die drei Töne der Haubenlerche von der großen abendlichen Stille ab. In dem Gedichte „Am Strande" findet die Dämmerung den Dichter am Ufer des Stromes.

„Stiller ward
Im Umkreis Alles; Schwalben jagten sich
In hoher Luft; und aus der Nähe schlug
An's Ohr das Rollen auf der Kegelbahn."

Allmählich ist die Nacht hereingebrochen:

„Bleischwere Stille gräbt sich in den Strom,
Indessen auf der Kegelbahn im Dorf
Beim Schein der Lampe noch die Gäste zechen,
In gleichen Zwischenräumen bellt ein Hund,
Und eine Wiege knarrt im Nachbarhause."

Bietet schon diese Schilderung den Beweis, daß der Dichter dort, wo der gewöhnliche Mensch nur empfindet, noch mit Klarheit sinnlich erfaßt, so ist dies in noch höherem Grade in „Ehler Wittfoth" der Fall. Am Gräbermale, unfern vom Waldesrande, in der Dämmerung des Winterabends erwartet der Dichter ein junges Bauermädchen. Trotz der fieberhaften Erregung, in welche den Dichter die sehnsüchtige Erwartung versetzt, erfaßt er die in der Dämmerung auf der Haide erklingenden Geräusche mit wunderbarer Sicherheit. Zu den bestimmten Geräuschen, dem Raunen des Nachtwindes, dem Schrei des erhaschten Vogels gesellen sich unbestimmte Geräusche, so schwer faßbar, daß man nicht recht weiß, ob sie wirklich erklingen oder nur in der erregten Einbildung existiren, und vereinigen sich mit den ersteren zu einem kleinen musikalischen Dämmerungsbilde von geheimnißvoller Schönheit.

Das musikalische Nachtbild Liliencrons enthält das Gedicht, welches — bezeichnender Weise — den Titel „Notturno" führt. Der Dichter befindet sich auf nächtlicher Wanderung:

„Um mich
Die rauhe Nacht.
Fernes Geräusch:
Hundegebell und wieder ruhig!
Ein Wagen und wieder todt;
Das Horn eines Wächters,

Und wieder stumm.
In meiner Nähe
Oeffnet sich, klingelnd, eine Thür;
Lichtschein fällt hinaus;
Ein Mütterchen ruft
Abschiednehmenden zu:
„Kommt gut nach Hause."
Die Thür klingelnd schließt sich,
Und Alles ist wieder still.
Nur der Wind greift,
Ab und zu
In den Busch und erstirbt."

Wer jemals nächtlich wandernd den Sinn offen hielt, wird die Wahrheit dieser Schilderung bewundern müssen.

Dem Gehör an Feinheit der Organisirung ebenbürtig ist Liliencrons Auge, das sich zur Auffassung der Formen, der Farben und des Lichtes in gleicher Weise geeignet zeigt. Wenn Liliencron körperliche Formen in's Auge faßt, löst sich vor seinem Blicke jenes sinnliche Moment los, welches für die Erscheinung charakteristisch ist und den Schlüssel zu derselben bildet. Die Leute, welche in die Ferne spähen, beschatten mit der Hand das Auge, der Dichter, der gespannt in die Gegend horcht, legt die Hand an's Ohr, das Köpfchen der Geliebten biegt sich beim Entgegeneilen in schamhafter Verwirung nach rechts und rückwärts, Amor schließt beim Zielen das linke Auge, und die Verwunderung findet im Antlitze der hübschen Schaffnerin dadurch ihren Ausdruck, daß ihre Augen „erstaunt sich weiten". So giebt Liliencron bei der Zeichnung körperlicher Formen gleichsam nur eine Linie, aber immer diejenige Linie, welche alle andern unwiderstehlich mit sich zieht, und wenn der Dichter in dem Gedichte „Das Blumenmädchen" sagt:

„Das ist zu viel, ich faß ihr roh den Arm
Und will . . . sie schlagen? . . . und sie beugt den Nacken."

so sehen wir nicht nur ein Mädchen mit gebeugtem Nacken, sondern ein Mädchen, welches vor dem drohenden Schlage in sich zusammenschrickt. Mit weitläufigen Beschreibungen quält Liliencron seine Leser niemals. Den betrunkenen Bauer, der im Stadtgraben eingeschlafen ist, schildert er mit den Worten: „Das linke Knie hat er herangezogen; mit offenen Lippen schnarcht der wüste Kerl."

So regt der Dichter in weisem Kunstverständnisse die bilderschaffende Phantasie nur an. Er giebt ihr Ziel und Richtung, ohne sie in ihrer freiwaltenden Thätigkeit zu hemmen, und mühelos formen sich unter dem leisen Drucke seiner Hand ihre Gebilde.

Mit der Schärfe der Auffassung verbindet Liliencrons Auge eine Kraft, welche es befähigt, den durch Bewegungen verursachten Veränderungen der körperlichen Formen zu folgen und dieselben festzuhalten, und zu beiden

gesellt sich schließlich noch eine bemerkenswerthe Schnelligkeit in der Auffassung.

Hand in Hand mit der sicheren Auffassung körperlicher Formen geht bei Liliencron seine Empfänglichkeit für die Farbe. Große Leuchtkraft gehört allerdings nicht zu den Eigenthümlichkeiten Liliencron'scher Farbengebung, auch liebt es der Dichter nicht, in seinen Bildern die Farben unvermittelt neben einander zu stellen. Liliencrons Farben schimmern zart und gehen leise ineinander über, seine Farbengebung ist weniger kraftvoll als edel und anmuthig, aber innerhalb dieser Grenzen voll feiner Abstufungen. Oft ist es nur ein einziger farbiger Strich, mit dem er ein Bild belebt, so wenn er das zarte Erröthen der Geliebten mit den Worten schildert:

> „Auf ihre Wangen flog
> Ein Purpur hin, wie schneller Wolkenschatten."

oder wenn er die hübschen Bauernmädchen in ihrer Verlegenheit „roth und röther" werden läßt. An die einfache und edle Farbengebung eines Gabriel Max erinnert das Bild, welches der Dichter in dem Gedichte „Unter Goldregen und Syringen" von der anmuthigen Schaffnerin entwirft. Er erzählt ihr muntere Geschichten und erfreut sich im Erzählen der biegsamen Gestalt:

> „Den seligen Traum
> Auf dem Pfühl in der Frühe
> Hat sie noch nicht den schwarzen Haaren entschüttelt.
> Aus den Aermeln um die Knöchel
> Der braunen Hand
> Fällt ungeknöpft ein Streifen
> Ihres groben weißen Hemdes,
> Und auf dem Streifen
> Haftet mein Blick."

Drei farbige Streiche: das schwarze Haar, der weiße Streifen des Hemdes, die braune Hand, geben dem Bilde die ruhige, edle Färbung.

Am deutlichsten zeigt sich die edle Anmuth der Liliencron'schen Farbengebung in seinen Landschaftsschilderungen. Die Landschaftsbilder in den Meisterwerken der Dichtkunst sind ein schlagender Beweis dafür, daß die dichterische Thätigkeit einzig und allein in der Auffassung und Wiedergabe der Natur besteht. Es spiegelt sich in ihnen der Grund und Boden wider, auf welchem der Dichter verweilte und dessen Reize unwillkürlich in seine Sinne übergegangen sind. Bei Goethe bildet die Landschaft, so bedeutend sie auch an und für sich ist, wie bei jedem großen Menschenschilderer, nur die Staffage. Nichtsdestoweniger kann man in Goethes Dichtungen mit voller Deutlichkeit drei Landschaften unterscheiden. Die Jugenddichtungen des Dichters sind mit den lieblichen Bildern der süddeutschen Landschaft durchwebt, in seinen späteren Werken gesellen sich zur süddeutschen Landschaft

die Landschaft der Schweiz in ihrer großartigen Erhabenheit und die sinnliche Pracht der italienischen Landschaft. Bei den großen Lyrikern nach Goethe tritt die Landschaft sehr oft in den Vordergrund. Der Dichter wird zum Landschaftsmaler. Welch' tiefgehende Verschiedenheit herrscht aber in diesen Landschaftsbildern! In den Schilderungen Conrad Ferdinand Meyers zeigt sich uns die Schweiz mit ihren hochragenden Bergen, ihren Gletschern, Matten und Seen. In der klaren Gebirgsluft treten die körperlichen Umrisse scharf hervor, die Farben glühen und stehen unvermittelt nebeneinander. Oft scheint der Pinsel des Dichters in leuchtendes Gold getaucht zu sein. In die Gedichte Mörikes sind die silberhelle Anmuth und der milde und reine Farbenzauber der süddeutschen Landschaft übergegangen. In einem starken Contraste zu diesen hellen Bildern stehen die Landschaftsschilderungen Storms und Liliencrons. Die feuchte Luft der Heimat dieser Dichter breitet selbst im glühendsten Tageslichte einen Schleier über das Bild, dämpft die Farben und läßt sie in zarten Abstufungen allmählich in einander übergehen, die Bilder der Dämmerung und der Nacht überwiegen. Insbesondere Liliencron ist der Maler der Dämmerung, in welcher sich die Farben verwischen, und des nächtlichen Dunkels, das die Umrisse der Körper sich scharf von ihrem Hintergrunde abheben läßt.

Unter Liliencrons Dämmerungsbildern ist die Haidelandschaft in dem Gedichte „An meinen Freund, den Dichter," das farbenhellste. Die scheidende Sonne umrandet die Spitzen weißer Riesenwolken in Gold und rothen Tinten. Im Lilaschimmer steht die Haide. Eine einzige Fichte, ein Hünengrab beschattend, erhebt sich im dunkelklaren Dämmer der leeren Haidelandschaft. Viel dunkler gehalten ist die Winterlandschaft in dem Heinrich von Reder gewidmeten Gedichte. Sie erinnert an Winterlandschaften der holländischen Schule. Alle die Winterdämmerung charakterisirenden Momente sind in diesem Bilde erfaßt und wiedergegeben. Am Himmel dort, wo die Sonne unterging, liegen langgestreckte, helle Streifen wie vergilbte Regenbogenfarben. Drei, vier Kiefern, die sich mit den Fingerspitzen berühren, trennen sich vom blassen Himmel scharf ab.

„Ueber ihnen steht die milde Venus.
Zwischen Stern und Bäumen ziehen ostwärts
Flügelschwere, müde Krähenschwärme.
Ueberschwemmte, eiserstarrte Felder
Spiegeln fern des Lichtes letzten Schein."

Den Uebergang von diesen Dämmerungsbildern zu Liliencrons Nachtstücken bildet die Haidelandschaft in dem Gedichte: „Ehler Wittfoth." Von dem alten Unthatzeichen aus überblickt der Dichter die Haide; kaum erreicht sein Blick noch den Rand des Waldes. Im Westen blinzelt ein Stern. Schwer dämmern die Wolken über die Haide, „und dunkel war's, einsam und menschenfern". Von dieser Schilderung ist nur noch ein Schritt

zu den beiden aus wenigen Farbenstrichen bestehenden Nachtbildern. Das eine dieser Nachtstücke ist das Bild eines Parkes in einer Sommernacht. Der Mond ist hinter dem Walde verschwunden.

„Die Kaiserlilien leuchten nur im Dunkel;
Vom Himmel hebt sich die Akazienkrone,
Ein wenig sich nach Westen überneigend,
Wie sich ein Mensch wohl trauernd beugen mag
Auf ein geliebtes Grab."

Das zweite Bild, schwarz in schwarz gemalt, befindet sich im „Notturno"; durch ein offenstehendes Heck ist der Dichter auf die Koppel getreten und hat sich auf einem Melkdreibein niedergelassen:

Um mich lagernde Kühe,
Grasende Kühe, die zerstreut,
Ueber die Kuppe
Sich langsam weiter äsend,
Scharf ausgeschnitten sind
Am blauschwarzen Himmel."

Liegt auch der Schwerpunkt der Liliencron'schen Landschaftsmalerei in seinen Dämmerungsbildern und Nachtstücken, so darf man doch nicht annehmen, daß der Dichter dem strahlenden Tageslichte geflissentlich aus dem Wege gehe. Der Grund, weshalb in den Landschaften Liliencrons Dunkel und Halbdunkel überwiegen, ist vielmehr darin zu suchen, daß die Heimat des Dichters ein Land „mit ewiger Feuchte" und „seltenem Sonnenblick" ist, und daß die etwas eintönige Landschaft im Tageslicht für das Auge des schildernden Dichters weniger Reiz besitzt, als in der sanft verschleiernden Dämmerung und im verhüllenden Dunkel der Nacht. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Seltenheit des Lichtes die Liebe des Künstlers zu demselben erhöht hat.

Liliencrons Auge folgt den leisesten Regungen des Lichtes und erfaßt es, wo und wie es erscheinen mag. Er sieht es im Wassertropfen, ob derselbe nun nach dem Bade auf seinem nackten Arme glitzert, als Perle den braunen Thonkrug besprenkelt, oder als Silbertropfen auf Baum und Gras glänzt.

Aus der Pflugschar strahlt ihm das Tagesgestirn am Morgen im grellsten Weiß entgegen, und am Abend läßt es beim Sinken die Scheiben der kleinen Fischerhütten wie Messingplatten blinken. Der Dichter verfolgt das Licht im Glitzern der Meeresfläche und sieht es als blauen Duft über den Wäldern schweben. Selbst der strahlendste Glanz vermag sein Auge nicht zu blenden. Dies beweisen die herrliche Schilderung des Junimorgens in dem Heinrich von Kleist gewidmeten Gedichte, die farbenglühende und lichtdurchfluthete Skizze „Unter Goldregen und Syringen", vor Allem aber die „Wasserschwertlilie", in welcher dem Dichter das kühne Wagniß

gelungen ist, das ungemilderte grelle Tageslicht zu erfassen und in seinem stechenden Glanze wiederzugeben. — So vereinigt das Auge Liliencrons alle Eigenschaften in sich, die das Auge des schildernden Dichters haben muß. Ebenbürtig an Feinheit der Entwickelung ist ihm unter den Sinnesorganen Liliencrons nur das Gehör, und es sind hauptsächlich die Eindrücke dieser beiden Sinne, aus denen sich die anmuthigen Schilderungen des Dichters zusammensetzen. Weitaus bescheidener ist der Antheil, den die Eindrücke des Tastsinnes an Liliencrons Schilderurgen haben, die Eindrücke des Geruchssinnes sind kaum bemerkbar, und Eindrücke des Geschmacksinnes fehlen gänzlich. So bieten die Schilderungen des Dichters, die als Product der Wirksamkeit seiner Sinnesorgane erscheinen, auch die Handhabe, die Feinheit der Entwickelung dieser Sinnesorgane zu messen.





# Die Königin.

Von

## Detlev von Liliencron.

— Altona a. E. —

Mein flinkes Pathchen führt' ich an der Hand
In einem schmetterlingdurchspielten Park,
Wo sich vom Rococo noch Spuren zeigten.
Im alten Garten, mit geschloßnen Augen,
Denn alle Fenster hatten ihre Läden
Wie Lider zugemacht, lag blaß ein Schloß;
Die gelbe Malvenfarbe war vergilbt.

Im Schlosse wohnte einst die Königin,
Die einsame, verhärmte Königin.

Kein Mensch war rings zu sehn; nur einmal schritt
Ein Invalide, Wächter dieser Wege,
Vorbei, versunken in Erinnerungen,
Mit vielen Altersfalten im Gesicht.
Auf seiner Uniform erfunkelte
Die bunte Reihe seiner Ehrenzeichen,
Von Schlachten und von treuem Mannesdienst
Die Zeugenschaar, von langen Friedensjahren.
So stelzte stolz und stumm der Krongardist
An uns vorüber und verschwand im Grünen.

Nun setzten wir, mein Pathenkind und ich
Uns auf die Bank dem Schlosse gegenüber,
Und ich erzählte meiner kleinen Detta
Von jener schönen, guten Königin,
Die hier gewohnt und still gewandelt hatte.

Dann schlief, an mich gelehnt, der Wildfang ein,
Ermüdet von der Hitze und vom Horchen.
Kaum daß ein Windhauch, wie ein Geistergruß,
Zuweilen durch die hohen Ulmen seufzte;
Sonst Alles ruhig, wie in ruhiger Nacht.
Mit ganz erglühten Bäckchen schlief mein Pathchen;
Ich sah sie sinnend von der Seite an
Und rückte mich und rührte mich nicht weg,
Um den gesunden Schlummer nicht zu stören.

So eine Weile. Plötzlich kam das Leben:
Am Erdgeschoß vorüber ging ein Mädchen,
Ein Tagelöhnerkind von vierzehn Jahren,
Aermlich gekleidet, barfuß und verhärmt.
Das Schloß betrachtend, trug sie einen Korb,
Vielleicht das Essen für den lieben Vater.
Sie glaubte sich allein: Vorsichtig stellte
Sie ihren Korb auf eine Fliesenschwelle,
Dann hob sie auf die Zehen sich und schaute
Mit Anstrengung durch eine Ladenritze
Voll Neugier in das Inn're der Gemächer.
In diesem Augenblick erwachte halb
Mein Pathchen, sah mich an, noch voller Schlaf,
Sah dann das Mädchen an, erwachte ganz
Und sprach entzückt, mit immer größern Augen,
Sprach höchst entzückt: Da ist die Königin!





# Die Kunst im Hause.

Von

## J. Meier-Graefe.

— Paris. —

Die Klagen der Künstler über die schlechten Zeiten fangen wieder an stereotyp zu werden. Nachdem eine Zeit lang der aufgeklärte Bürger, der es sich leisten konnte, einen seiner Söhne malen oder dichten ließ, pflegt man jetzt wieder den idealen Jüngling für verloren zu halten, der sich diesem Beruf widmet, und dem praktischen Vater fehlt es nie an naheliegenden Exempeln, mit denen er dem romantischen Sohne den Verzicht auf hochgehende Pläne zu erleichtern vermag.

Die Verhältnisse sind in der That traurig. Sehr vereinzelte Berühmtheiten consumiren märchenhafte Preise, die Masse hockt zusammen und hungert, schimpft auf den Bourgeois und bildet sich mit mehr oder weniger Berechtigung zu Märtyrern aus. Das Schimpfen wird die Nahrung, von der so Mancher bis an sein Ende lebt, die ihm so gewohnt wird, daß er sie selbst dann nicht mehr zu entbehren vermag, wenn er die berühmte Ausnahme geworden ist und etwas Solideres für den Magen gefunden hat. Denn auch die gemachten Leute schimpfen, die erst recht, denn sie verdanken oft nur ihre Carrière dem besser ausgebildeten Organ, das sich nachher nicht abstoßen läßt wie ein rudimentäres Glied; sie brauchen es auch noch, aus Kastengeist; ihnen dient es den Andern gegenüber als Entschuldigung, daß sie berühmt geworden sind: Das Publicum ist doch ein Esel. — Zweifellos wird einem großen Theil des Publicums mit dieser Qualification nicht übertrieben Unrecht gethan. Man kann entgegenhalten, daß man durchaus kein Esel zu sein braucht, wenn man Nichts von Kunst versteht. Die größten Intelligenzen haben, wie bekannt, gar Nichts davon verstanden, und die größten

Thorheiten über Kunst sind — was eher auffallen könnte — gerade von den größten Künstlern ausgesprochen worden. Das ist vollkommen natürlich; der Esel fängt erst da an, wo die Ueberzeugung, daß man in gewissen Dingen einer ist und menschlicher Weise sein muß, aufhört. Schlimmer ist, daß man sich heute und zumal in Kunstsachen weniger denn je zu dieser Selbsterkenntniß zu entschließen vermag, daß Jeder, der einen Frack, jede Jungfrau oder Frau, die einen seidenen Unterrock besitzt, damit die Verpflichtung angezogen zu haben glaubt, Etwas von Kunst zu verstehen, während allerhöchstens nur von einer Pflicht, die Kunst zu lieben, gesprochen werden kann. Von dieser Liebe, namentlich von der, die über die platonische hinausgeht, wird heute immer weniger empfunden, je mehr die Kunstverständigen in allen Landen zunehmen. An dieser Verkennung ist aber nicht das Publicum schuld, auch nicht allein die Ungunst allgemeiner ökonomischer Verhältnisse, sondern die Kunst, die Künstler, die für Erfolg oder Mißerfolg nur das Schimpfen als Dank haben, die sich bei Gott und aller Welt beschweren, daß das Publicum ihnen den Rücken kehrt, während sie es sind, die sich von ihm entfernen. Es ist heute schon viel verlangt, den tollen Seitensprüngen der modernen künstlerischen Entwickelung zu folgen, fast eine Unmöglichkeit, aus den sich diametral widersprechenden Ansichten der Berufskritiker über einen und denselben Gegenstand sich ein halbwegs vernünftiges Urtheil zu bilden. Aber angenommen, der bewußte reiche Mann fände die rechten Kenner, bei denen er sich den Rath holen kann, den er sich selbst nicht zu ertheilen wagt — was kann er sich von den Sachen, die der verständige Kenner mit Recht für gut befindet, für sein Haus kaufen? Das ist der springende Punkt. Der Kauf ist für den Künstler das untrügliche Zeichen der Liebe, und zwar ist ihm im Allgemeinen das Symptom wichtiger als der Beweggrund. So muß es im letzten Ende auch sein. Soll eine Kunst festen Boden fassen, so darf sie nicht lediglich interessiren, es genügt nicht, daß sie die Gelehrten zu Zeitungsartikeln anregt und auf die Litteratur des Landes einen mehr oder minder wichtigen Einfluß erlangt; im Allgemeinen sind auch die Künstler vernünftig genug, weniger auf die ästhetische Bedeutung der Schreibereien über sie zu sehen, als an die Möglichkeit ihrer praktischen Folgen zu denken. Ueber diese pflegen sich aber die litterarischen Maler immer noch sehr optimistischen Täuschungen hinzugeben. Die gelehrtesten Dissertationen' können uns nicht den Besitz einer Frau wünschenswerth machen, die den einzigen Nachtheil besitzt, uns antipathisch zu sein. Nicht viel anders ist es mit der auf Besitz zielenden Liebe zur Kunst. — Es giebt Bilder, für die man schwärmt, und solche, mit denen man gerne zusammen ist; diese beiden Sorten trennt eine Welt, der persönliche Geschmack, der Sinn, den das häusliche Individuum seiner Umgebung mitzutheilen versucht. Ueber ein gutes Bild, das Einem zuwider ist, zu schimpfen, gilt mit Recht als sehr unverschämt; aber es heißt von der Objectivität zu viel verlangen, diese an sich guten Bilder zu kaufen. Der

Künstler, der es sich nicht wie der alte Watts leisten kann, auf jeden Verkauf zu verzichten, seine Bilder dem Staat zu vermachen und obendrein noch ein Haus für sie zu bauen, ist ökonomisch genöthigt, auf diese zwei Seelen in der Brust des allerbesten Publikums einige Rücksicht zu nehmen. Die Kunst, die das Haus beherrschen soll, und diese Tendenz haben — nicht einzelne Künstler — wohl aber alle gesunden Strömungen, treibt zu derselben Rücksicht eine ästhetische Pflicht. Man kann einer nicht unwesentlichen Richtung der modernen Entwickelung, gerade der, die sich in germanischen Ländern mit den ungünstigsten kunstökonomischen Verhältnissen zu behaupten sucht, nicht den Vorwurf ersparen, jenen natürlichen Zwiespalt bewußt verschärft zu haben.

Man könnte sich bei dieser Gelegenheit den Ruf eines verstockten Reactionärs zuziehen.

Darf man die Frage überhaupt aufwerfen?

Wie vermag man dem freien Künstler zuzumuthen, seine Muse in den Zwang anderer Leute Geschmack, dieses vergänglichsten aller menschlichen Dinge, zu stellen! —

Dies Ding ist, richtig angesehen, nicht so launenhaft als man denkt; natürlich, nicht der Geschmack, der abstract über das Bild mitentscheidet, sondern der, der es auf seine Beziehung zum häuslichen Milieu untersucht. Dieser unterliegt gewissen, nicht zu formulirenden Gesetzen, die wandelbar — Gott sei Dank — aber immer ganz zeitgemäß sind und nicht von der verschrieenen Moral des Bourgeois, sondern von den Nerven zeitgemäß reagirender Menschen bestimmt werden. Der Künstler, der in seiner Zeit wurzelt, der Moderne, wird sie zu fassen verstehen, und er braucht sich, wenn er sie beachtet, deshalb noch keiner Prostitution hinzugeben.

Die Tradition der deutschen modernen Malerei hält sich im Allgemeinen von solchen Versuchungen, mit dem Haus anzubinden, fern; und dies ist der beste Beweis für die genügend bekannte Thatsache, daß sie bis dato noch nicht geboren ist. Es giebt ein paar Maler in Deutschland sowohl unter den älteren Modernen — Liebermann, Uhde, Kühl, Dora Hitz, Kurt Herrmann, Skarbina z. B. — wie unter den Jungen, die dieser Richtung fern stehen und beitragen, in Deutschland eine Tradition in gedachtem Sinne — freilich keine deutsche — zu schaffen; es ist eine bittere Ironie, daß sich gerade diese geschmackvollen Leute mühsam Boden erobern, während manche Künstler in Deutschland, deren groß decorative alte oder junge Romantik überall hin, nur nicht in's Haus gehört, gerade dort Eingang finden. Es beweist, daß in Deutschland immer sehr viel Raum für gut oder schlecht gemaltes Gemüth und sehr wenig guter Geschmack zu finden ist. Die Cultur muß dem echten deutschen Bourgeois durch das, was er Seele nennt, zugeführt werden, mit den Sinnen wird er nie ihrer Herr, und deshalb wird deutsche Hauskunst im breiteren Sinne immer Gute-Stuben-Romantik bleiben.

Als wir von einem zu mittelbarem Einfluß berechtigten Publikum sprachen, dachten wir natürlich nicht an diese breite Masse, deren freie Interessen von dem gemüthlichen Skat oder Tarock absorbirt werden, und die für ihre Verdauung zuweilen eine gewisse, schwer zu bestimmende, Erhebung benöthigen, sondern an die paar Leute, die die Kunst unbedingt brauchen, die geschmackvolle Intérieurs und möglichst wenig Gemüth haben, wie dies im Allgemeinen der Zug der Zeit mit sich bringt. Diese Leute kommen in Deutschland zu kurz. Nicht für sie malt der gesinnungstüchtige Künstler, sondern für neutrale Räume; die Meisten denken überhaupt nicht an den Raum, der das Bild einmal beherbergen soll, der Factor spielt nicht einmal theoretisch eine wesentliche Rolle. — Wir reden von den guten, aber nicht placirbaren Sachen, bei denen man bedauert, daß sie nicht gekauft werden können. Welche Monstren aber hat diese Rücksichtslosigkeit, die nicht durch großes Talent paralysirt wurde, schon hervorgebracht! Diese todtgeborenen Kinder der modernen Originalitätshascherei, die nur dem einzigen Zwecke dienen, in den großen alljährlichen Bilderbörsen aufzufallen, aufzufallen um jeden Preis, auch wenn sie noch so schlecht gehängt werden. Mißlingt auch das, dann ist man mit der Welt fertig, dann wird nur noch für die lieben Schnapsbrüder gearbeitet, die man in Deutschland bohémiens nennt, für die, die auch so weit sind, und die in dem schönen Princip der admiration mutuelle und im épater le bourgeois, im Schimpfen vor Allem Ersatz finden. So geht das bischen Talent zum Teufel, das viel zu wenig war, die Rolle des großen Einsamen zu spielen, wohl aber bei bescheideneren oder auch nur vernünftigeren Anfängen genügt hätte, einen Platz oder ein Plätzchen im Hause zu finden, wo sich so manchem Kleinen neben den Großen ein Unterschlupf bietet.

So entsteht das Proletariat in der Kunst, das traurigste von allen und das relativ gefährlichste, weil es mehr wie jedes andere über Suggestionen verfügt, die seine Propaganda erweitern, unter denen die nächste die ist, den gut norddeutschen Specialausdruck „Knoten" mit dem französischen Bohème zu übersetzen, — verkehrt wie so manches Andere, was man von drüben herüberzunehmen glaubt.

Die Zeiten Murgers sind vorbei, es giebt auch in Paris keine eigentlichen Bohémiens mehr; man ist es nur so lange, als man muß, und man ist es auf andere Art als die jungen Helden in Deutschland, denen das Wort nur der Mantel ist, unter dem alle nur denkbaren Geschmacklosigkeiten erlaubt sind, und dessen malerische Falten dem genialen Faulenzer so gut stehen. — Die Pariser Bohème war nie Proletariat, sie sah nie ihre Stärke in dem Mangel an guter Erziehung, jenes für die ästhetische Gesittung so ungemein wichtigen Factors, und sie hat vor allen Dingen stets sehr energisch gearbeitet. Die Zeiten sind sauer, Murgers wohlthuende Gutmüthigkeit der Grisetten hat sich zu einer höchst objectiven Schätzung der Verhältnisse entwickelt, und der junge Ecolier hat gesteigerten

Ansprüchen Anderer und seiner selbst zu genügen. Es sind sehr fleißige und sehr zielbewußte Leute, man neckt wohl noch den guten Bürger, aber nicht des Neckens wegen, sondern um ihm Appetit zu machen; auf diese Leute würde der echte deutsche Bohémien wie ein fleischgewordener Antagonismus wirken. Sie halten es durchaus nicht unter ihrer Würde, dem Bourgeois, wenn es auf dem einen Wege nicht geht, auf einem anderen beizukommen zu suchen; sie behaupten, daß der Reichthum einer Persönlichkeit gerade in der Vielheit der Wege beruht, die sie gehen kann, ohne zu straucheln; sie sind es, die der Kunst das Haus erhalten, Kinder einer mächtigen und glücklichen Tradition.

Es wird so furchtbar viel gegen die Convenienz in der Kunst gewüthet, daß es an der Zeit ist, mal das Gegenbild der Medaille zu betrachten. Ueber den feilen Pinselträger zu reden, der dient, wo er herrschen soll, ist überflüssig, er zählt nicht mit. Die starke Reaction gegen diese Todsünde aber ist verdächtig, und geht sie über das selbstverständliche Ziel hinaus, wirkt sie in ihren letzten Consequenzen ebenso unfruchtbar wie jene. Es giebt Leute, die die stolze Devise L'Art pour l'Art haben dürfen, denen gar keine Fessel anhaften darf, deren haarscharfer Originalität kein Steinchen im Weg liegen darf, an dem das kostbare Gut die geringste Schmälerung erleiden könnte; sie sollen nur schnell und möglichst Alles abladen, ihre Werke, wo oder wie sie auch genossen werden, sind unsterblich. Denen ist Alles erlaubt, sie müssen über Alles hinaus, wenn sie überhaupt Etwas sollen. — Das sind möglicherweise zwei von Hunderttausend, sie machen nicht eine künstlerische Bewegung aus, sie geben sie an, sie sind angewiesen darauf, daß andere Leute mit oder nach ihnen kommen, die die hingeworfenen Ordres ausführen, und diese kleineren Leute sind auf die großen angewiesen, damit sie überhaupt Etwas zu thun haben. Das leicht Sichtbare an den Großen ist das, was ihre Kleinen aufräumen, die Großen bleiben in den Wolken und, weil sie für die Menschheit verloren wären, wenn sie nicht Jünger hätten, darum ist die Welt diesen auch dankbar und giebt ihnen nur dann den Schimpfnamen „Epigonen", wenn sie ihre Arbeit nicht tüchtig verrichten. Alle künstlerische Entwicklung ist Epigonenthum, und nur dadurch wird sie ästhetisch und praktisch möglich. Die Originalität ist nur ein relativer Begriff. Und sie ist nicht nur eine Pflicht, deren relative Vernachlässigung den Künstler ausscheidet, sie ist auch ein Recht, das verdient werden muß. Es giebt Böcklins, die absolut nicht in einem wohnlichen Raum zu placiren sind, aber sie haben solche Macht, daß sie die ganze Umgebung verschlingen, nicht von ihr zerstört werden. Man kann sie allein in ein kahles Zimmer hängen und einen Stuhl vor sie hinstellen, sie werden den Raum zum Palast machen. Und sie können in einem vollgepfropften Salon stehen, so werden sie Alles, was um sie herum ist, zerknicken. Sie spotten des Intimen, aber sie dürfen es, ja, ihrer Art nach müssen sie es, und sie bringen Ersatz. Für diese Leute allein sollte der

Staat seine Sammlungen halten, er hat die Mittel, sie würdig zu placiren, und wenn nun einmal die Menschheit an dem ungeheueren platzraubenden Schund der Jahrhunderte Kunstgeschichte lernen muß, so sind öffentliche Bauten da, die selbstständige decorative Wirkungen der Kunstwerke gestatten.

Kleinere Leute müssen bescheiden sein und der Einsicht Raum geben, daß die Kunst nicht der unmittelbaren Beziehungen zur Mitwelt mangeln darf, wenn sie überhaupt etwas praktisch mit den Mitlebenden zu thun haben will. Reactionen müssen freilich sein, ohne sie keine künstlerische Entwickelung, und die Leute, die sie schaffen, haben gewöhnlich das Pech, mit dem Genuß des eigenen Schaffens zufrieden sein zu müssen. Diesen großen Leuten thäte man Unrecht, wenn man sie unglücklich nennen und sie bedauern wollte. Der Laie kann jedenfalls nicht dafür, daß sie leiden; für ihn sind sie zunächst ohne Werth, er kann nicht verpflichtet werden, an jenen Reactionen activ theilzunehmen. Je heftiger die Kunst reagirt, je glänzender das unmittelbare Resultat des Kampfes, desto geringer wird die Fühlung mit dem Laien sein. Erst wenn die Demonstrationen zu Ende sind, wenn der eroberte Besitz gesichert erscheint und die mittelbaren Culturwerthe extrahirt sind, wird die Kunst reif für die Wohnung, sie muß intim sein, um dorthin zu gehören, und von dem Barbarismus des großen Genies befreit sein. Denn der Laie will nicht von ihr zu kühnem Schaffensdrang angefeuert werden, er will der Empfangende sein, will Cultur aus ihr genießen, Geschmack, Harmonie, alles Momente, die nicht die wesentlichsten, aber äußerst kostbar sind, die wohl bereits in dem großen Werk des erobernden Genies stecken, aber für den Laien latent, und die ausgelöst werden müssen, wenn ihr Same Frucht treiben soll.

Deutschland hat vielleicht das größte Genie im Besitz. Es hat Menzel und Böcklin, die beiden Pole moderner Kunst, vielleicht die größten. Und welchen Nutzen haben die Lebenden aus der Kunst dieser Größten gezogen? Sind das Kinder Menzel'schen Geistes, diese Leutchen, die vor einem Jahr in Berlin seinen achtzigsten Geburtstag feierten? Man hat lebende Bilder zu seinen Werken gestellt, das sagt ungefähr Alles. Was hat Spanien mit Goya anzufangen gewußt, diesem einzigen Künstler des modernen Spaniens, der in dem Jahrhundert gewaltigen Strebens wie ein Riese emporragt! — Es fehlen die Kleinen, und wie groß diese werden können, sie, die Nichts wie Cultur im Leibe haben, zeigt Frankreich, das Land, das politisch so leichtfertig und künstlerisch so wunderbar ökonomisch wirthschaftet, das die größte Kunst besitzt, nicht weil in ihm die größten Künstler geboren werden, sondern weil es die, die es hat, auszunutzen versteht, weil seine Kunst Schule macht, Tradition. —

Diese Tradition ist in erster Linie malerisch.

Dem Laien könnte parador erscheinen, daß man das Malerische als besonderes Attribut einer Malerei hervorhebt; ein Blick in die deutschen Museen zeigt aber, daß eine Malerei sehr viele Qualitäten haben kann,

ohne diese eine, die wir der französischen zuzusprechen genöthigt sind, zu besitzen. Die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts ist bis auf wenige Ausnahmen immer litterarisch; all die Classicisten, die Nazarener, die Gelehrten, die Cornelius und Kaulbachs, die reizenden Märchenerzähler Rethel, Schwind, dann all die unvertilgbaren Humoristen, Novellisten, Moralisten, dann endlich die Jungen mit ihrer ewigen biblischen Geschichte oder ihren erotischen Phantasien — und im Hintergrunde der rocher de bronze, die Patrioten mit ihrem gesinnungstüchtigen Historienbild: all diese echt deutschen Künstler sind, gut oder schlecht, alles Andere, nur keine Maler; wohlverstanden die wirklichen Deutschen, d. h. die, die auf deutschem Boden wurzeln, nicht die, die außerdeutschen Einflüssen nachgeben wie die vorhin Genannten und Andere. Es giebt nur eine reine deutsche Ausnahme — Menzel, und den hat sein Berlinerthum gehindert, Schule zu machen. Er erscheint trotz seiner innigen Verwandtschaft mit seiner Heimat wie ein verwehtes Samenkorn, das allein in der Einsamkeit eine köstliche Frucht getrieben hat; er, der einzig heimatliche Berliner, erscheint wie ein Fremder unter den anderen Berliner Künstlern. Was Klinger und ein paar Jüngere unter Menzel'schem Einfluß gemacht haben, ist nicht der Rede werth; Klinger wurde unter Menzel zu einem Schauer-Romancier, und er wäre nie der große Künstler geworden, wenn er an dieser Note, die ihm von Menzel kam, festgehalten hätte. Andere haben Menzel als Rococokünstler aufgefaßt; Keiner hat ihn künstlerisch aufgenommen. Es sind Kinder anderen Geistes. — Damit soll nicht der Werth der Anderen geschmälert werden. Böcklin, Thoma, Heider, Klinger sind Namen, die mit Recht bleiben werden, und ob sich ihr Genie in ihrer malerischen oder ihrer dichterischen Gestaltungskraft äußert, ist von unserem Standpunkt als dem der dankbar Empfangenden gleichgültig. Böcklin ist sogar so sehr Maler, daß er unsterblich wäre, auch wenn er uns nur seine Farben gegeben hätte. — Was wir unseren großen Meistern hier in diesem Rahmen vorzuwerfen haben, sind ökonomische Erwägungen, die Nichts mit der Aesthetik zu thun haben; sie gipfeln in dem Grundsatz, daß in unseren Zeiten keine Gedankenkunst, und sei sie auch noch so groß, Tradition machen kann, und daß der Versuch der Jünger, eine Schule um solche Meister zu schließen, stets zu den grausamen Verirrungen führen muß, die selbst der große Maler Böcklin an den Seinigen erlebt. Goethe hat nicht mit der Tiefe seines Faustes den noch heute unübersehbaren Einfluß auf die moderne Dichtung gewonnen, sondern mit den glänzenden Formen seiner Lyrik, an deren Ausgestaltung die Tüchtigen der jungdeutschen Dichtergeneration heute noch mit frischen Kräften arbeiten; und das, was in dem musikalischen Wagnerianismus an gesunder Weiterentwicklung steckt, setzt nicht bei dem tiefen Mysticismus des Meisters ein, sondern bei seiner gewaltigen musikalischen Harmonie und Dramatik. Gesunde Schule macht nur das Handwerkhafte an der Kunst im weitesten Sinne des Wortes, und Künstler, die gar nicht

Handwerker sind, können nie gesunde Traditionen schaffen. Man denke an die ersten Führer der modernen französischen Tradition, der einzigen organischen Schule, die heute existirt, an diese Rousseau, Corot, Dupré, Millet, die nicht aus Italien oder Griechenland, sondern aus dem Walde von Fontainebleau herkamen, die besser malen als lesen und schreiben konnten, die Nichts von der Musik, aber sehr viel von jener Wissenschaft verstanden, die dem Maler mit offenem Sinn in der freien Natur anliegt. Von solchen Leuten, denen der Pinsel Alles war, konnte man lernen; ihre Gabe lag offen da wie das Gold im Quarz, und die Mittel, mit denen man es heben konnte, mußten jedem Maler mit offenem Auge einfallen. Hält man heute neben einen Millet einen Liebermann oder einen modernen Niederländer, so sieht man deutlich, wie das Neue aus dem Alten wurde; nimmt man die Coloristen, so findet man eine schnurgerade Linie von Delacroix zu Manet, Monet, Renoir, Besnard bis zu den jüngsten Pointillisten, den Leuten mit dem ganzen Spectrum als Palette; denkt man an die Zeichner, so findet man in den Modernsten, den Rops, Forain, Vallotton alles das sorgfältig als Element erhalten, was die Alten, die Daumier und Gavarni, geschaffen haben. — Und diese innere Verwandtschaft hindert die Pariser Maler bekanntlich nicht, orginell zu sein. Zwischen Renoir und Besnard, zwischen Manet und Monet, zwischen Forain und Vallotton — um immer ein paar eng zusammenhängende Glieder der Kette zu nennen — ist ein so augenfälliger Unterschied, daß der der französischen Kunst fernstehende Betrachter sicher keinen Zusammenhang herausfände. — Diese Leute sind durchaus nicht geistreich, aber daß es ihre Kunst sein kann, zeigen die brillanten Placatkünstler von Cheret angefangen, zeigen Phänomene wie Lautrec, in denen die Tradition ihre größten Triumphe feiert, denn sie sind nicht im Himmel gemacht wie bei uns, wo es nur gottbegnadete, vom Himmel gefallene und entsprechend seltene Genies giebt, sondern die Erde hat sie geboren, dieser fruchtbare, von vielen ruhmreichen Geschlechtern gedüngte Boden. Aber das Geistvolle in der Kunst eines Lautrecs, des Malers, der die beiden Elemente des Zeichners und des Coloristen, die Endglieder zweier Entwicklungsreihen in einer seltenen Verschmelzung besitzt, beruht nicht auf dem guten Einfall oder dem Witz, der, einmal angehört, verduftet; die Malerei wird nicht benutzt, um den Esprit auszudrücken, man ist in Paris so naiv, diese Methode für einen Mißbrauch zu halten; sondern die Farben- oder Liniencombination, die gerade dem Maler im Kopf sitzt, giebt den Geist. Wenn Lautrec im Theater seine Lieblinge, die eines solchen Malers würdigen Modelle, die May Belfort oder deren Schülerin Yvette Guilbert studirt, wenn er den ersten aller Kutscher Rothschilds in seiner Majestät beobachtet, oder einen berühmten Gauner im Gerichtssaal während der Verhandlung skizzirt, so ist es nicht die Komik der Pose oder gar das Wort, das er auffaßt, sondern die Originalität der Linien und Farben, auf die er durch das Sehen gebracht wird. Er betrachtet vielleicht in Wirklichkeit

nur eine Secunde den Vorgang und um so länger sich selbst und empfindet dabei durchaus nicht die Lustigkeit, die nachher seine Bilder erregen; es ist ein vollkommen anderes Niveau, auf dem diese späteren, mittelbaren Reflexwirkungen verlaufen, und vielleicht erklärt sich so, daß die meisten großen Humoristen im Leben durchaus nicht witzig sind, ja sogar zur Melancholie neigen, ein Fall, der übrigens bei Lautrec nicht zutrifft. Es ist nicht unmöglich, daß diese Orginalität später zum Weinen bringt, wie sie heute zum Lachen oder Lächeln nöthigt; jedenfalls wird sie immer das über der Freude und der Trauer stehende künstlerische Behagen hervorrufen, und das allein ist das Wesentliche.

Einer Schule, die an solchen Anschauungen schon seit Generationen festhält, kann denn auch kein Publicum den Platz rauben. Während man in Deutschland die Häuser zählen kann, in denen ein gutes „modernes" Bild hängt, und man den Besitzer immer als eine Art Ausnahmewesen betrachtet, fristen in Paris ein paar Dutzend großer und kleiner Händler mit der exclusiven Specialität des Allerneusten ein ganz behagliches Dasein. Der Unterschied zwischen „Modern" und „Unmodern" ist natürlich da, und geschimpft wird wie überall auf beiden Seiten, wenn man sich auch im Allgemeinen nicht so eingehend wie in Deutschland dieser Zeitverschwendung hingiebt. Aber, vor Allem, lebt in Paris nicht die eine Richtung auf Kosten der anderen, es giebt nicht diese schneidende ökonomische Grenze auf dem Markt, das Publicum ist unverhältnißmäßig besser erzogen, vermag daher Contraste viel besser zu ertragen; und es sind hier eben große Ströme, die contrastiren, nicht einzelne Individualitäten, die allein kämpfen. Man kann hier bald sagen, daß kein tüchtiger Maler geboren wird, der nicht sein Unterkommen findet, und wäre er auch noch so excentrisch. Nur muß er Maler sein, ja nicht malender Dichter; gegen das hat man in gut künstlerischen Kreisen eine auf Deutsche fast komisch wirkende Abneigung, die das große Unrecht einigermaßen verständlich macht, das vollkommen liberale Kunstkenner instinctiv der deutschen Kunst zufügen. Man ist so sehr auf der Hut vor allem Phantastischen, daß man selbst unserem Böcklin, der sich, wenn nicht über, sicher neben die größten Franzosen stellen kann, nicht gerecht zu werden vermag. Wenn einmal der interessante Versuch einer Böcklin-Ausstellung in Paris, der geplant wurde, gelänge, so würde, bin ich überzeugt, das Durchschnittsurtheil der Verständigsten lauten: C'est curieux! — voilà tout! —

Die moderne Kunst will vor Allem intim sein, intim im weiteren Sinne, indem sie alle Abstraction ausschließt und lediglich malerisch wirkt. Intim im engeren Sinne ist sie in Whistler geworden und in den Schotten, den letzten Erben der großen Landschafterschule des Jahrhunderts. In Whistler ist jene Saat, die einst von Constable und seinen großen Vorläufern in denselben Boden gesät wurde, die sich in Frankreich zur Blüthe entwickelte, zur größten Reife gediehen und dabei ist aus dem einfachen Landkinde, das in Wald und Feld spielte, eine sehr vornehme Dame geworden, die nur in

den Salon gehört und sich mit all der Cultur eines Velasquez und der Japaner umgiebt. — Aber die Reife ist ein idealer Moment und der Uebergang zur Ueberreife unmerklich; in dem vornehmen Matt, in der bis zum Aeußersten getriebenen Discretion der Schotten liegt schon der Nothbehelf der Decadenten, sich in Schatten zu hüllen, um die Abnahme der Kräfte zu verbergen. — Während diese große ruhmreiche Bewegung zu Ende geht, steigt die rein französische, coloristische Richtung sicheren Schritts immer höher hinauf und kommt dem Hause von einer anderen Seite nahe, nach der hin sich eine noch unabsehbare Perspective eröffnet.

Schon das Placat, die glänzende Schöpfung des modernen Frankreichs, deutet den Uebergang der Kunst auf jenes Feld an, auf dem eine Epoche immer erst ihre Kraft zu beweisen hat, bevor sie den Anspruch erheben darf, stark genannt zu werden. Während bis vor Kurzem in den dem Hause unmittelbar dienenden angewandten Künsten nur ein schreckliches Gewirr alter und ältester Stile herrschte, während bei uns z. B. Placate, die nicht Reichsadlerrenaissance des ewig alten Döplers d. J. oder das Hellenenthum der Münchener verriethen, kaum denkbar waren, während Frankreich in seinem Louis XV. und XVI., England in seiner modernisirten Gothik erstarb, kommen nun, seit wenigen Jahren, hier und da Künstler auf die Idee, sich dem Kunstgewerbe selbstständig producirend zuzuwenden und dieses Stiefkind des Jahrhunderts an der reichen Ernte theilnehmen zu lassen, die die Kunst unserer Zeit bescheert hat.

Man erwarte von dieser Bewegung nicht von vorn herein das Unmögliche. Was bisher geschaffen werden konnte, ist bereits erstaunlich viel, aber es kann nicht geschätzt werden, wenn man nicht die Schwierigkeiten der Aufgaben, um die es sich handelt, erfaßt.

England fing wieder an, das England Whistlers und das dieser sehr vornehmen Präraphaeliten, der Morris, Burne Jones, Cranes, Shannons und Ricketts, die die mangelnde Originalität durch einen Geschmack zu ersetzen suchen, der dem alten Kern eine neue Schale giebt. England hat trotz dieser retrograden Richtung bisher am meisten erreicht, wenn man nicht das Einzelne, sondern die Niveaus in's Auge faßt. In den Tapetenstoffen und keramischen Sachen (namentlich den Kacheln), die hier nicht nur neue Gewerbe, sondern auch den dazu gehörigen Markt geschaffen haben, kommt zum Mindesten eine Vornehmheit des Farbensinns zum Ausdruck, die einen höchst wohlthätigen Einfluß erst mal auf das ganze England, dann auf das übrige Europa ausübt, und wenn für die decorativen Motive, die hierbei zur Verwendung kommen, noch die alten benützt werden, so versteht man das auf geistvolle Art.

Wieder drängt sich hier die Bedeutung einer Tradition als kunstökonomischer Factor auf. England ist von originalem Genie entblößt; hätte Deutschland nicht seine großen Einsamen, wäre es eine Wüstenei; England hat, wenn man von dem alten Watts absieht, nur die Kleinen, auch

Whistler ist kein Genie, sondern nur ein sublimer Culturmensch. Und trotzdem treibt dieses England seine Kunst tief in das Herz des Volkes hinein, eine Kunst, die sich fast nur von Erinnerungen nährt; trotzdem hat es das unzweifelhafte Verdienst, modernen kunstgewerblichen Sinn geweckt und die große Frage zum ersten Mal wieder auf die künstlerische Tagesordnung der Völker gesetzt zu haben, wenn es auch allein nicht im Stande ist, sie zu lösen.

Diesem Eklekticismus kamen Englands überseeische Beziehungen sehr zu Hilfe. Mit dem Thee und dem Kaffee kamen halb zufällig die kostbaren indischen Stoffe herüber, deren zarte Farben das Entzücken der Präraphaeliten erregen mußten, die Bronzen, Drucke, Kakemonos Japans, über die sich die Schotten hermachten, die Porzellane und Gläser Chinas, endlich die Möbels asiatischer Culturcentren, die dem Gewerbe in die Hände fielen. Man betrachtete aufmerksam, was man brauchen konnte, und benutzte, da die einheimische Industrie den Anforderungen noch nicht nachkam, die Colonien zur weiteren Fabrikation nach einheimischen Mustern. Man lernte von Asien die Billigkeit und Vollkommenheit der Techniken, es entstanden große Geschäfte wie das Welthaus Liberty in London, in denen diese Tendenzen fast im Handumdrehen ihren erfolgreichen commerziellen Ausdruck fanden. — Am glücklichsten benutzte man Japan. Es diente England nach zwei Seiten. Nicht nur die Schotten hatten ihren sehr wesentlichen Vortheil davon, auch die andere große Richtung, die Präraphaeliten, schöpften aus derselben Quelle, und denen kamen aus Japan die wenigen Tropfen gesunden Blutes, die den Präraphaelitismus am Leben erhalten. Am stärksten äußerte sich der Vortheil dieser auf den ersten Blick merkwürdigen, in Wahrheit nicht unnatürlichen Combination in dem englischen Buchgewerbe und anderen kunstgewerblichen Gebieten. Beardsley und noch Andere verstanden, die starre gothische Linie unter japanischen Motiven wenigstens bis zum gewissen Grade zu verbergen und erhöhten auf diese Weise ungemein den großen Reiz der englischen Bücher mit ihren brillanten Schwarz-Weiß-Illustrationen.

Auf demselben Wege erhielten die Tapeten, die Kacheln ein modernes Cachet, und diesem Einfluß verdankt London seine Bensons, die ersten vollkommen originalen Muster eines neuen Gewerbes, praktische Metallwaaren der denkbar größten Gediegenheit, die im Allgemeinen von allen Reminiscenzen an alte Stile frei sind. — Im Mobiliar versucht der Orient ebenfalls den archaisirenden Sinn der Engländer zurückzudrängen, hier hat er mit dem modernen Empire zu kämpfen, das in England eine neue Heimat gefunden hat, und Nichts erscheint begreiflicher, als daß England am hartnäckigsten an diesen vorzüglichen Möbels festhält, die unter dem Namen des Begründers dieses Genres, Cheeppendale, berühmt geworden sind. In diesem engeren Gebiet spielt Morris, der bekannte Dichterphilosoph und Künstler, in dessen Druckerei, der Kelmscott-Press in London-Hammersmith, die technisch besten, aber typographisch ganz archaistischen Luxusbücher, alle mit

der Hand und immer in wenigen Exemplaren gedruckt werden, eine nicht unbedeutende Rolle. Morris besitzt in London ein großes Magazin, in dem man gegenwärtig die besten Möbels und Stoffe findet, die in London gemacht werden. Hier kann man geradezu Wunderwerke des englischen Eklekticismus sehen, die theoretisch monströs sein müßten, thatsächlich dem Geschmack dieser Richtung das glänzendste Zeugniß ausstellen. Man findet die Empiremöbels mit gothischen Stoffen überzogen, und dergleichen Antagonismen, die nichtsdestoweniger harmonisch wirken und vor Allem durch ihre außerordentlich gelungenen Farbenzusammenstellungen fesseln.

Freilich wird mit allem Geschmack nichts Neues geboren, es sind stärkere künstlerische Potenzen nöthig, um eine kunstgewerbliche Bewegung zu schaffen, die etwas Eigenes haben soll. Andere Länder werden die Aufgaben fortführen, die England gestellt hat.

Zunächst ging die englische Bewegung auf Belgien über, d. h. Belgien empfand dieselben Einflüsse, denen England gefolgt war, aber nachdem sie durch das Londoner Gewerbe filtrirt waren. Es vermochte daher schon viel deutlicher zu scheiden, und es ging bei dieser Scheidung von streng modernen Principien aus, die in England noch vom Archaismus niedergehalten werden.

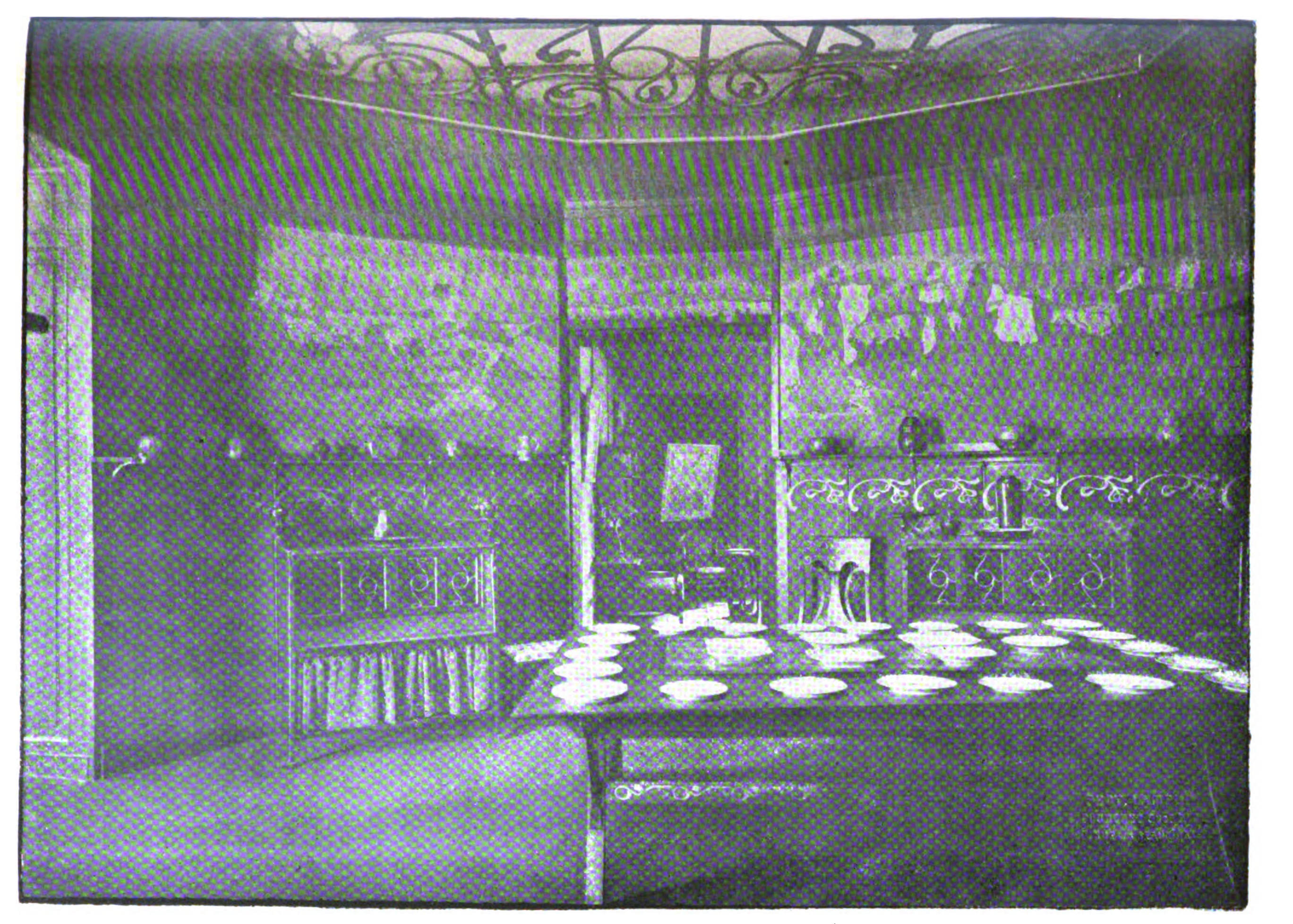
In Brüssel hat sich diese Bewegung concentrirt und Van de Velde, Lemmen, Van Rysselberghe, Finch und Andere sind ihre Führer, Alles junge, von der französischen Coloristik herstammende Künstler, die Maler waren, oder noch sind. Diese Leute trachteten darnach, zunächst einmal Möbels, Stoffe, Teppiche, Tapeten 2c. herzustellen, die zum Mindesten keinerlei Anklänge an die alten Stile zeigten und, wenn nichts Neues, zum Mindesten nichts Altes waren.

Auf diesem Wege sind die Belgier seit Kurzem, und da es Alles streng handwerksmäßige Künstler sind, werden sie Etwas erreichen; schon das, was sie bisher fertig gebracht haben, von dem man sich in dem Salon L'Art Nouveau in Paris, in dem sie drei vollständige Räume complet eingerichtet haben, ein Bild machen kann, ist viel, vor Allem, weil es das richtige Princip zeigt. Zuweilen sind auch in der Ausstellung der Libre Esthétique in Brüssel einzelne gute Modelle dieser Künstler zu sehen*).

In dem benachbarten Deutschland ist von dieser Bewegung noch so gut wie gar Nichts zu merken, wenn auch einzelne Museen, namentlich das Hamburgische kunstgewerbliche Museum unter Justus Brinckmann, neuerdings versuchen, mit diesen Bestrebungen des Auslandes eine gewisse Fühlung zu gewinnen. — Der erste moderne deutsche Künstler, der sich mit Kunstgewerbe beschäftigte, war Otto Eckmann in München, der sich bereits durch seine ausgezeichneten rein decorativen Schwarz-Weiß-Illustrationen und seine technisch sehr hochstehenden bunten Holzschnitte einen Namen gemacht hat.

---

*) Wir verweisen auf unsere Abbildung „Speisesaal im Salon L'Art Nouveau in Paris", der von Van de Velde stammt.



Speiſeſaal im Salon L'Art Nouveau in Paris, von Van de Velde.

Eckmann hat ein paar keramische Sachen, namentlich eine sehr gelungene große Kachel mit figürlichem Schmuck, ein paar Thongefäße und gute Buntpapiere gefertigt, die unzweifelhaft Begabung für das Gewerbe verrathen, und arbeitet gegenwärtig auch an modernen Möbels.

Ein anderer ist Professor Köpping in Berlin, der bekannte Radirer, der im vorigen Jahr zur allgemeinsten Ueberraschung mit Kunstgläsern hervortrat, die zuerst in der erwähnten Ausstellung L'Art Nouveau zu sehen waren und jetzt, nachdem viele von ihnen in den Besitz von öffentlichen (Musée de Luxembourg) und privaten Sammlungen übergegangen sind, populär werden. Sie frappiren durch ihre ganz originalen Formen, die nicht nur von einem unübertrefflichen Geschmack, sondern vor Allem von richtiger Auffassung des Materials zeugen, und haben die Aufmerksamkeit aller Freunde der modernen Bewegung erregt. Zuletzt hat sich diesen beiden Deutschen auf kunstgewerblichem Gebiet der Bildhauer Obrist in München mit tüchtigen, zum Theil vortrefflichen Teppichen und Stickereien zugesellt.

Ein anderes Centrum dieser Bewegung liegt, wie ich schon sagte, in Frankreich, wo bereits eine große Zahl von Künstlern in ähnlichem Sinne thätig ist und wo vor einem Jahre durch die Gründung des Salons L'Art Nouveau in Paris ein Sammelplatz geschaffen worden ist, in dem alle Resultate der modernen decorativen Kunst der Welt, die künstlerischen Tendenzen gehorchen, ihren Platz finden und finden sollen.

Frankreichs specifische Bestrebungen fielen schon seit 10 Jahren etwa auf die Production der Gegenstände, die zwischen der Kunst und dem Kunstgewerbe stehen und die man hier mit „objets d'art" bezeichnet. Diese Bestrebungen verlaufen auf zwei großen Gebieten, dem der Poterie (Keramik) und dem der Glaskunst; Gebiete, die gewählt wurden, weil sie die Entfaltung der specifischen Qualitäten der französischen Kunst gestatten, die, wie wir sahen, vor Allem coloristischer Art sind. In beiden Gebieten ging man von den beiden Ländern aus, die in der Keramik und der Glaskunst bisher das Höchste geleistet haben: Japan und China, und dieser Anlehnung blieb man in allen Gebieten treu, die sich an die beiden ersten anschlossen. Wir werden sehen, daß diese Anlehnung, die sich zunächst in einer bedingungslosen, vollkommen bewußten Nachahmung äußerte, nicht dieselben Vorwürfe verdient, die man dem Archaismus der Engländer zu machen hat; es galt zunächst einen Ausgangspunkt zu finden, zunächst einmal sich die technischen Fähigkeiten zu verschaffen, die hier mehr als irgendwo anders bedeuten; man mußte erst lernen, bevor man wirken durfte, und der einzige Lehrmeister konnte nur der Orient sein. Hier fand man künstlerische Principien, die sich mit den natürlichen Anschauungen der Modernen vollkommen deckten. Das neuere Japan hat sich immer die Treue zur Natur bewahrt; nie ist dem Orient, so lange er künstlerisch existirte, die intime Beziehung zum Hause verloren gegangen; hier fand man den Sinn, der in Europa erst geboren werden mußte.

Die ersten Töpfer waren der Maler Cazin, der Bildhauer Carries und der Südfranzose C. Massier, der sich mit dem brillanten Farbenkünstler Lévy-Dhurmer zusammenthat und nach dessen Vorlagen kleinere und größere Vasen, Schalen ꝛc. fertigte, die bereits eine ganz französisch-coloristische Note haben. In ihren metallischen Reflexen, ihrer südlichen Farbenpracht erkennt man unschwer den Niederschlag der französischen Malerei; Massier nimmt noch heute das Verdienst in Anspruch, der französischste Töpfer Frankreichs zu sein. Diese Richtung wurde in Frankeich durch Luneville, Dalpayrat und Lesbros, in Scandinavien durch den Dänen Kähler, in Ungarn durch Zsolnay in Fünfkirchen und Budapest fortgesetzt.

Zsolnay bleibt bisher, obwohl er rein technisch in seinen Eosinmajoliken sehr schöne Resultate erzielt, außerhalb der Bewegung und beschränkt sich auf die Copie alter, namentlich türkischer Modelle; Kähler ist vollkommen auf dem rechten Weg, er hat nicht den Farbenreichthum Massiers, dafür ist er discreter und solider, er und Dalpayrat, der vollkommen auf die metallischen Reflexe verzichtet und schwere dunkelblaue und rothe Farben an originellen, ebenso schweren, massiven Modellen liebt, bilden etwa den Uebergang zu Delaherche, dem Künstler, der heute wohl der beste Töpfer ist, obwohl der am wenigsten originelle. Delaherche, der die Intentionen Carries' fortsetzte, kommt den Japanern am nächsten, er verzichtet vollkommen auf jede Selbstständigkeit, aber ich glaube, man thut ihm Unrecht, ihn deshalb unter andere originalere, aber technisch nicht so vollkommene Künstler zu stellen, denn es steckt in diesem Verzicht Delaherches auf die Eigenheit eine Selbstüberwindung, die nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Delaherche ist ein absolut nöthiger Uebergang und zählt daher in der Geschichte dieser Entwickelung; es mußte einen Mann geben, der Japan einholte und somit eine Basis schuf, auf der die in Japan unterbrochene Entwickelung weiter fortgesetzt werden konnte. Diese Aufgabe hat Delaherche als treuer Handwerker gelöst, und auf der von ihm geschaffenen Basis gehen nun Andere weiter, vor Allem Bigot, der erste Künstler-Keramiker, der Delaherches Erfahrungen benutzte, um die Keramik direct für das Haus zu verwenden und nicht mehr Objets d'Art, sondern reines Gewerbe zu schaffen. Bigot hat der Keramik fast binnen einem Jahre eine Zukunft eröffnet, die ganz unübersehbar ist. Er hat die ersten praktischen Kacheln gemacht, die nicht die archaistischen Linien der Engländer zeigen, sondern sich dem Milieu modern empfindender Menschen natürlich anschließen, discret in den Farben, discret in der Linie, soweit überhaupt von Linien in seiner Composition die Rede ist. Im L'Art Nouveau hat er außer wundervollen Kaminen, die mit seinen Kacheln ausgelegt sind, eine Anzahl gnendlich einfacher, vornehmer Trinkgeschirre ꝛc. ausgestellt, die nicht besser uedacht werden können.

Er ist übrigens auch technisch ein Neuer. In der Farbe entfernt er sich von der französischen Tradition, der er auch mit seiner principiellen Einfach-

heit widerstrebt, er verwendet nur die braunen, grauen Töne der Schotten; aber er belebt dieses Matt, in dem er neuerdings die Oberflächen mit einem krystallinischen flimmernden Netz überzieht, das seine anz eigene Erfindung ist und namentlich seinen Kacheln einen besonderen Reiz verleiht.

Die Glaskunst hat in Frankreich ihr ganz abgeschlossenes Centrum, in dem auch zugleich wichtige andere Gewerbe moderner Künstler liegen: Nancy.

Der Begründer der Schule von Nancy ist Emile Gallé, der sowohl für die Glas-, wie für die Mobiliarkunst in Nancy die Wege angegeben hat, denen heute ungefähr alle Nancyer folgen.

Diese Colonie im Osten Frankreichs ist von dem Ideengehalt des angrenzenden Deutschlands nicht unberührt geblieben und nimmt eine Ausnahmestellung in Frankreich ein. Die einzigen französischen Romantiker leben in Nancy, sie sind alle Musiker, Wagnerianer, schwärmen für Bayreuth und machen mit Vorliebe Gefäße für den heiligen Graal. Es fließt zum Glück genug gesundes Künstlerblut in ihren Adern, um sie nicht an dieser gefährlichen Klippe scheitern zu lassen; aber wenn Etwas die sehr bedeutende Schule noch an ihrer vollen Entwickelung hemmt, so sind es diese „Ideen“, über deren praktischen Werth ich mich vorhin geäußert habe. Gallé wählt für seine Gläser schwere Formen, in schweren Farbencombinationen, die in der That Etwas von Wagner'schen Rhythmen haben, und in die decorative Motive, auch figürliche Darstellungen mit dem Rade eingegraben sind. Daum Frères u. a. traten in Gallés Fußstapfen und variiren seine Methode in sehr geschickter Weise. — In den Möbels hat Gallé einen sehr glücklichen Griff mit der Wiedererweckung der Intarsien gethan, für die er alle nur erdenklichen Hölzer nach geschmackvollen Zeichnungen — gewöhnlich Blumenmotive — verwendet. Nur fehlt bisher die nöthige künstlerische Oekonomie in der Vertheilung der Farben und Motive, die Möbels sind zu überladen, zu blendend, und die äußeren Formen nähern sich viel zu sehr dem Stile Louis' XV.

Einer seiner intelligentesten Collegen ist Majorelle, der noch in demselben Bann befangen ist und den überflüssigen Luxus, den wir heute nicht mehr an unseren Möbels wollen, noch stärker betont als Gallé. — Auch in den sehr interessanten Nancyer Lederarbeiten Camille Martins, Prouvés, Wieners, die ein lang vernachlässigtes Feld wieder bearbeiteten, kommen ähnliche Principien zum Vorschein. Auf alle diese Bestrebungen wird der frische Zug, der jetzt durch Paris weht, einen sehr wohlthätigen Einfluß ausüben, namentlich der erwähnte neue Salon, in dem die Möglichkeit, zu vergleichen, in denkbar bester Form geboten wird. Hier sind gegenwärtig neben vielen schönen Pariser und fremden kunstgewerblichen und künstlerischen Werken, auf die in diesem engen Rahmen nicht näher eingegangen werden kann, auch Erzeugnisse amerikanischer decorativer Kunst ausgestellt, die zum Theil bereits in den Marsfeldsalons ausgestellt waren und die durch den Chef des neuen Salons, dem durch Japan bekannten

S. Bing, nach Europa gebracht worden sind. Diese Werke nebst anderen, die man in der Weltausstellung von Chicago zu sehen bekam, haben die Augen der ganzen künstlerischen Welt auf Amerika gerichtet, auf das Land, das wir bisher glaubten wenigstens künstlerisch verachten zu können, nachdem es uns durch seine Industrie überholt hat, und das jetzt im Begriff steht, der Führer der gesammten modernen kunstgewerblichen Bewegung zu werden. Die Geschichte, wie Amerika zu dieser Führerschaft gelangt, klingt, wenn man an die künstlerische Entwickelung des Landes denkt, so parador, daß es sich wohl lohnt, ein wenig näher auf diese Entwickelung einzugehen. Dazu sind die Nachrichten über amerikanische Kunst mancher Ergänzungen bedürftig. Ich kenne von europäischen Berichten nur die Mittheilungen Bodes und Lessings und eine vor einem Jahre erschienene Abhandlung von Bing, La Culture en Amérique*), die ich im Folgenden mitbenutze.

## II.

### Kunst und Gewerbe in Amerika.

Malerei und Sculptur, die hohen Künste, die Traditionen verlangen und sich daher nicht verpflanzen lassen, konnten in Amerika nur Reflexperioden der europäischen Kunst hervorbringen, die all die zufällig zusammengewürfelte Buntheit zeigen, die das Völkerbild der europamüden Einwanderer aufweist. Es war natürlich, daß England, nachdem es dem Tochterlande die ersten Intelligenzen und die ersten materiellen Mittel zur Erschließung der natürlichen Kräfte des Landes geliefert hatte, auch zuerst für die Befriedigung der höheren Bedürfnisse sorgte, die mit der schnell wachsenden Wohlhabenheit entstanden. Eingewanderte Engländer machten die ersten amerikanischen Bilder, und die eingeborenen Maler, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftreten und unter denen Robert Ferke etwa der Erste ist, malten mit englischer Palette. Copley und Benjamin West — zwischen 1737 und 1820 — lebten die fruchtbarste Zeit ihres Lebens in England, dem West das zu werden suchte, was David der französischen Malerei war; er half den Engländern, die reiche Ernte der Reynolds und Gainsboroughs zu verderben, ohne den Adel des französischen Classicismus zum Ersatz zu geben.

Copley brachte eine realistische Note in der Historienmalerei. Beide haben nicht die mindeste Beziehung zu ihrem Vaterlande, sie reihen sich als recht entbehrliche Glieder der englischen Entwickelung ein. Stuart mit seinen Portraits, der zur selben Zeit lebte, Trumbull, der alle seine Kameraden überdauerte (1756—1843), mit seinen Darstellungen des Befreiungskrieges, sind wenigstens stofflich Amerikaner; tüchtige Leute, die die richtige Anregung in England suchten und fanden. Ihr Wirken blieb ohne Einfluß. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte den ganz werthlosen Bestrebungen der

*) 22 rue de Provence Paris.

Allston, dem amerikanische Renommisterei den Beinamen Tizian zulegte, Morte, Vanderlyn ꝛc., die den ödesten Classicismus in ein Land einzuführen suchten, das im Begriff stand, sich durch Handel und Industrie zum ersten modernen Staat zu entwickeln.

Die Gründung einer nationalen Akademie in New-York (1825) änderte daran Nichts, sie schien im Gegentheil eher das Signal zu einer vollständigen künstlerischen Deroute zu geben. Kein europäisches Stilchen war zu klein, um nicht noch drüben sein Diminutiv zu finden. Man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn man die amerikanischen Museen durchwandert, sie scheinen Begräbnißstätten der europäischen Malerei, und in die Moderluft, die dem Besucher entgegenströmt, wenn er von der lebenstollen Straße in diese Bildergewölbe eintritt, mischt sich der Geruch der alten deutschen Tabakspfeife, den man fast schon vergessen hat, und erhöht die graue Melancholie des Ortes. Hier hat die ewig vorgestrige Kunst, die in Deutschland fünfzig Jahre lang freudlos geherrscht hat, ihre letzten Seufzer ausgestoßen, und die nicht unberechtigte Vermuthung des Europäers, es könnte nichts Traurigeres geben, als eine Berliner Nationalgalerie, wird hier zur Uebertreibung. Um das Paradox dieser Kunstgeschichte auf die Spitze zu treiben, haben zufälliger Weise die Düsseldorfer hier am längsten gehaust. Emanuel Leutze brachte sie gegen Mitte des Jahrhunderts mit. Er fand den Unterschied zwischen den beiden Continenten nicht so bedeutend, um nicht auch Amerika den akademischen Schlafrock umzuhängen, der vorher vom Rhein aus seine unbehagliche Wärme über Deutschland verbreitet hatte. Zugleich verarbeiteten Leslie und Sidney Mount die deutsch-englische Anekdote mit amerikanischen Pointen. Aus der europäischen romantischen Landschaft machten Cole und Bierstadt seine sogenannte amerikanische, die ebenso gut auch in England oder in Deutschland liegen konnte. Der Vollständigkeit halber nahm man in Hunt, den beiden Fuller nnd Anderen auch die Fontainebleauer herüber. Alle diese Richtungen, die in Europa wuthentbrannt aufeinander losschlugen, vertrugen sich hier auf's Beste, und das Publicum fand Nichts dazu zu bemerken.

Immerhin arbeitete sich aus der Landschaft langsam ein Localton schlecht und recht heraus. Amerika bekam endlich junge Leute, die wenigstens einen schüchternen Versuch zur Bildung einer fortschrittlichen Gruppe machten und die Beeinflussungen, die sie brauchten, nach den Bedürfnissen ihres Landes wählten. Sie thaten sich zu der Hudson River School zusammen, aus der Gifford und die drei Morgan, Hamilton und Andere hervorgingen, die zum ersten Mal in Amerika unter Turners Einflusse intensive Lichtstudien machten, und von denen aus vielleicht mit einiger Phantasie eine Brücke zu dem späteren Harrison geschlagen werden kann. Die Landschaft blieb die Domäne der künstlerischen Amerikaner, sie erhob sich in Inneß und Tryon zur europäischen Höhe, ohne sich jedoch von der modernen Kunst der alten Welt zu entfernen.

Dieser ist sie auch heute noch treu, und zwar hat Frankreich, wie dies natürlich ist, die Rolle der ständigen Erzieherin übernommen. Heute ist es weniger als je möglich, von einer amerikanischen Malerei zu reden, so viele vortreffliche Maler auch in Amerika geboren werden; wir brauchen nur an Sargent, Alexander und Whistler zu erinnern, deren Würdigung in diesem Rahmen der historischen Logik mangeln würde und deren Abstammung, wenn sie überhaupt von Interesse ist, nur beweist, daß man die Gebiete künstlerischen Schaffens nicht mehr nach geographischen Begriffen zu trennen vermag. Die Bedeutenden leben fast ausnahmslos in Paris. Was den Allermeisten von ihrem Geburtsland anhaftet, ist die große Geschicklichkeit, sich in Scene zu setzen, und das einzige Amerikanische an ihnen ist der Preis, den man für ihre Bilder zu zahlen genöthigt ist.

Dagegen kann man bei einzelnen graphischen Künsten von einer gewissen localen Zusammengehörigkeit der Amerikaner, namentlich in technischer Beziehung, reden. Vor Allem bei dem Holzschnitt. Was in der Weltausstellung in Chicago auf diesem Gebiet in die Augen stach, war diese ausgezeichnete Sammlung von Schnitten, die eine geradezu verblüffende Technik verriethen. Es waren meistens Namen, von denen man noch so gut wie gar Nichts gehört hatte; die besten Sachen waren mit King Francis, Johnson, Powell, Putnam u. A. bezeichnet. Manche waren als getreue Reproductionen Hunt'scher und Fuller'scher Bilder historisch interessant, Andere hatten sich an die Uebertragung specifisch coloristischer Maler, wie z. B. Dannat, gewagt — King Francis, der vielleicht der interessanteste war —; die meisten aber waren Originalarbeiten nach der Natur. Die Sammlung, die übrigens später auch in Berlin und Wien ausgestellt war, hat die Deutschen sehr interessirt und dient vielleicht als Anregung, diese bei uns gänzlich vernachlässigte Technik wieder aufzunehmen. Welche Wirkungen man mit ihr erreichen kann, zeigten diese in Holz gegrabenen Naturstimmungen, deren Intimität an die Feinfühligkeit schottischer Maler erinnert. Freilich konnte man daran auch ihre Grenzen erkennen. Bei manchen Arbeiten ging die Technik in eine amerikanische Virtuosität über, die in andere Techniken eingriff, ohne deren Eigenthümlichkeiten zu erreichen. Man sah Radirungen in Holz, die eher den Eindruck geschickter Falsificationen als den originaler Werke machten und daher, so sehr ihre manuellen Werthe imponirten, kalt ließen. Diese Verwechselung des Kunststückes mit der Kunst, das Kennzeichen jeder traditionslosen Cultur und daher nirgends so wie in Amerika am Platz, wo das Princip des noch nie Dagewesenen entscheidet, entsprang auch dem Mangel an rechtem Verständniß für den Stoff, den man der Technik unterwarf. Es gab sehr wenige Blätter, die an künstlerischem Werth einem Holzschnitt von Léveillé nach einer Rodin'schen Sculptur gleichkamen, dessen größter Reiz in dieser wunderbaren Benutzung der natürlichen Qualitäten des Schnitts, in der geradezu idealen Wiedergabe der Technik der Vorlage besteht. Die Amerikaner sollten sich diesen

tüchtigen Franzosen zum Muster nehmen, der seiner Kunst, indem er sie bescheiden unter eine andere stellt, den größten Gefallen erweist und zugleich der Sculptur das langentbehrte Mittel gewährt, im Bilde gewürdigt werden zu können; ein Mittel, das die mechanischen Reproductionsverfahren, die Feinde aller Sculptur, auf das ihnen gebührende Niveau zurückweist. Es war übrigens bedauerlich, daß der Rahmen der Ausstellung so eng gefaßt war und man die älteren amerikanischen Holzschneider ausgeschlossen hatte, z. B. den vortrefflichen Cole, der den „Old Italian Masters“ das geworden ist, was Köppings Radirnadel für Rembrandt bedeutet.

Ebenso wenig wie von einer Geschichte der amerikanischen Malerei oder noch weniger kann von einer amerikanischen Sculptur die Rede sein. Hier erübrigt sich der Versuch zu einer nationalen Geschichte vollkommen. Die öffentlichen Statuen sind noch schlechter als die Masse der europäischen, fast alle im ledernsten akademischen Stil und im ärgerlichsten Contrast zu dem amerikanischen Straßenbild. Die paar besseren Sachen, die man in den Sammlungen findet, stammen der Art nach aus Frankreich. Die Sculptur wird erst interessant, wo sie einerseits in die Architectur, anderseits in die Kleinsculptur übergeht und sich zu den angewandten Künsten rechnet.

Sobald man diese in Amerika sehr scharf gezogene Grenze überschreitet, kommt man in ein neues Land, das ebenso überrascht wie der blühende Frühling, den man nach einer langen Nachtfahrt durch Schnee und Eis plötzlich des Morgens erblickt. Amerika war sonach der Boden, die unsinnige Einbildung, nach der der Künstler nur zum Malen und Bildhauen da sei, zu brechen. In Europa sind es die Demokratien allein, die künstlerisches Gewerbe machen, und sie rechnen sich die Weitherzigkeit ihrer Künstler als besonderes Verdienst an. In Amerika findet man die Sache nicht der Rede werth, und diese Selbstverständlichkeit, mit der man über dieses gefährlichste akademische Vorurtheil hinwegging, war nur in einer Republik ohne Culturgeschichte, nur in einem Lande möglich, in dem zwischen einem Schienenarbeiter und einem Geheimrath nur der Unterschied der Einnahmen geltend gemacht wird. Es waren aber ursprünglich auch zweifellos recht banausische Principien, aus denen man folgerte. Während die Rückkehr zum Kunstgewerbe in Europa die Folge einer unrichtigen künstlerischen Entwickelung war und erst eintreten konnte, nachdem man in den großen Künsten höchste Niveaus erreicht hatte, war dieselbe Bewegung in Amerika die allererste selbstgezogene Culturblume, die auf einem sozusagen unbeackerten Felde ersproß. Man kann für den mysteriösen Kreislauf aller Cultur kein schlagenderes Beispiel finden. Denn die hundert und fünfzig Jahre, während deren in Amerika eine Kunst gemacht wurde, die alles andere, nur nicht amerikanisch war, hatten nicht den geringsten Eindruck hinterlassen. Man baute Galerien, weil man sich dunkel erinnerte, daß es in Europa auch etwas Aehnliches gab, man kaufte sich Bilder, weil doch irgend Etwas an den Wänden hängen mußte, und es fehlte

durchaus an Zeit, zu constatiren, daß diese Bilder unsäglich schlecht waren. Sobald sich aber etwas Anderes fand, das demselben Zweck diente, aber praktischer war, griff man darnach, und die Einsicht, daß das, was man nun hatte, in Europa eigentlich nicht für rechte Kunst galt, änderte daran Nichts. Denn so sehr sich auch manche europäische Vorurtheile drüben in köstlichen Verzerrungen widerspiegeln, nie läßt sich der Amerikaner von dem abbringen, was er praktisch fand; in dieser Schätzung des Werthes hielt er sich stets allen Völkern für weitaus überlegen. Diesem praktischen Sinn widersprach jede abstracte Kunst vollkommen, und mit wachsendem Selbstbewußtsein schwand das Verständniß für den Brauch, sich Sachen zu kaufen, bei denen man nie sicher sein konnte, dem in Amerika fast schändenden Geschick zu entgehen, über's Ohr gehauen zu werden. Die Duldsamkeit, gewisse Begleiterscheinungen der durch jungen Reichthum erlangten Würde zu tragen, ist in dem Parvenu Amerikas bei Weitem geringer ausgebildet als in Europa, wo gewöhnlich erst die Kindeskinder in den naiven Genuß des Vermögens gelangen. Man verstand die Bilder nicht und wußte Nichts damit anzufangen; dem naiven Sinn ging ganz von selbst der geringe Werth dieser Kunst an intimen, für das Haus verwerthbaren Reizen auf, und es war nicht der versteckte Barbarismus des übertünchten Wilden allein, sondern ein sehr natürlicher Geschmack, der die Bilderkunst immer mehr zurückdrängte. In Ermangelung von etwas Besserem wird die Tradition des Amerikaners die, mit allen anderen zu brechen, mit der ganzen Malerei, mit der ganzen Sculptur. Keine Kunstwerke mehr in dem alten Sinne des Wortes, jeder Gegenstand des häuslichen Milieus muß dem Gebrauch dienen können; aber jeder Gegenstand mit eben der künstlerischen Liebe erdacht und gemacht, die die Europäer nur bei der Production ihrer prätensiösen hohen Kunst verwenden. Mit diesem, in seiner ersten Entstehung rein rationellen Theorem wird das barbarische Amerika mit einem Schlage fin de siècle für Europa. Es bricht das gewaltige Prestige der europäischen Kunst, indem es zeigt, wie man ohne das fertig werden kann, ohne deshalb eine tiefere Culturstufe einnehmen zu müssen, ja, es wird vom verachteten Epigonen zum Führer seines gealterten Erziehers und giebt ihm eine neue Aesthetik, die dem ausgesogenen Culturboden frische Nahrung zuführt.

Es ist in der That heute zu einer Frage geworden, ob Bilder und Sculpturen, ob diese ganze, reine Kunst überhaupt nöthig ist, um uns die ästhetischen Freuden zu geben, deren wir bedürfen. Das vornehmste künstlerische Milieu, das japanische, war nicht weit davon entfernt, diese Frage zu verneinen. Das amerikanische geht weiter, es basirt auf der Voraussetzung, daß allein schon die denkbar vollkommene Nützlichkeit eines von Menschenhand gefertigten Gegenstandes genügt, um ihm ästhetische Werthe zu geben. Diese Werthe müssen nothgedrungen neu sein, denn sie belegen neue Sensationen, ihre Formen entspringen modernen Bedürfnissen,

modernen Materialien, modernen Erfindungen. Sie sind logischer Weise vollkommen unvereinbar mit den Werthen früherer Epochen und können daher im Princip Nichts mit früheren Stilen gemein haben. Sie erscheinen überhaupt nicht als Kunstwerthe im alten Sinne, denn die Eigenheit, die sie verrathen, deckt sich nicht mit dem, was die alte Aesthetik unter dem Begriff Stil verstand. — Und doch ist diese Schöpfung die organische Folge nicht nur der modernen Zeit, sondern auch der in der Gegenwart wurzelnden modernen Kunst; sie allein ist im Stande, alle bisher noch verborgenen Genußwerthe dieses großen Jahrhunderts auszulösen, in sie gehen die Bestrebungen aller modernen Kunstländer auf, und sie allein vermag dem nächsten Jahrhundert das zu geben, was dem unsrigen unerreichbar blieb: einen neuen Stil im einzigen Sinne des Wortes.

Schon in der amerikanischen Architektur neueren Genres kommt diese Bewegung zur Geltung. Ich meine nicht die reizenden, von Japan beeinflußten, Landhäuser, die noch an die Colonialzeit erinnern, sondern diese ganz modernen Riesenbauten der großen Städte, die den Europäer am allermeisten verblüffen, Zeugnisse für einen genialen Sinn für das Nothwendige und zugleich für ein packendes Stilgefühl. — Auch die amerikanischen Architekten waren zunächst angewiesen, auf Vorhandenes zurückzugreifen, aber sie hatten dabei nach ein paar Fehlgriffen im Anfang eine außerordentlich glückliche Hand. Nachdem man eine Weile alle Launen Europas, Griechenthum, Gothik und die französische Renaissance mitgemacht hatte, fiel der geniale Richardson auf den romanischen Stil. — Dem Leser, der Amerika nicht kennt und an die erschütternd mächtigen Bauten denkt, die sich bei uns aus der romanischen Zeit erhalten haben und in die Gegenwart wie erstarrte Drohungen der Vergangenheit hineinragen, wird es schwer begreiflich erscheinen, wie gerade dieser älteste und ernsteste unserer Stile dem neuen Lande natürlich werden konnte. Sobald man aber hinkommt und die mit den unsrigen gar nicht vergleichbaren Bedürfnisse des Landes an die Architektur erkennt, findet man diesen Stil so specifisch amerikanisch, daß man seine Entstehungsgeschichte vollkommen vergißt. Nichts paßt sich so vollkommen diesen ungeheuren Dimensionen an, die die Ausdehnung amerikanischer Geschäfte verlangt, Nichts symbolisirt treffender die Stärke dieses Volkes; erst in Amerika hat der moderne Götze Geld einen würdigen Tempel gefunden. Diese großen Officins durften nicht mit geschnörkelten Ornamenten verziert werden; hier mußte die einfache Linie wirken, die große Fläche; der Stil mußte sachlich sein wie das, was in diesen Häusern vorgeht; man hielt sich frei von dem europäischen Nonsens, die Façaden der Banken mit zierlichen Liebesgöttern zu schmücken, während im Innern dieser Gebäude durchaus nicht von Schelmerei und Liebe die Rede ist. Der Ernst des modernen Erwerbslebens, die knappe Form, die über Haben und Nichthaben entscheidet, die ganz und gar rationalistische Denkungsart des Amerikaners kommt in diesem Stil zum Ausdruck.

Man nahm nicht das Romanische, wie man bei uns die Renaissance nahm, wie man bei uns jeden Stil nimmt, der gerade einmal wieder modern ist. Die einfache Uebertragung gäbe keinen Anspruch auf Originalität, und sie wäre unnatürlich. Man richtete sich nicht, wie dies bei uns geschieht, nach geschichtlichen Vorbildern, man besaß zum Glück keine. Das Romanische wurde von Anfang an vollkommen modificirt, und in den neusten Profanbauten ist in Wahrheit kaum noch Etwas vom Alten erkennbar. Es lag Logik in dieser Modification, dieselbe Logik, die die ganze moderne Cultur Amerikas durchzieht und die sie so stark und zukunftssicher macht. Man machte den primitiven Stil noch primitiver und gab ihm dafür eine Ausdehnung in's Grandiose, wie sie bei der ursprünglichen Schöpfung infolge der dürftigen Mittel der Zeit nicht annähernd möglich gewesen war. Dabei wurden Materalien verwandt, die erst die moderne Technik verwerthbar gemacht hat, man besáß die Mittel, um auch mit dem kostbarsten Gestein nicht sparen zu müssen, man riskirte Linienverhältnisse, zu denen erst die neue Mathematik den Muth gab und deren Kühnheit alle noch unentdeckten Geheimnisse des vorbildlichen Stils offenbarte. — Unter diesen Materialien spielt keins eine solche Rolle wie das Eisen, das in Amerika eine Industrie geschaffen hat, mit deren Productionszahlen sich selbst die glänzende deutsche Eisenindustrie, unser berechtigtster Stolz, weder relativ noch auch absolut nur annähernd messen kann. Freilich läßt die Verschiedenheit der einschlägigen Consumptionsverhältnisse beider Länder überhaupt keinen gerechten Vergleich zu, man weiß nicht, zu welcher Höhe sich unsere Eisenindustrie, die vielleicht die tüchtigsten deutschen Intelligenzen besitzt, erheben würde, wenn der Bedarf größer wäre. — In der amerikanischen Architectur hat das Eisen etwa die Rolle angetreten, die in der japanischen das Holz spielt. Es wurde der Nerv der neuen Architectur. Es gab der Speculation die Mittel, mit der enormen Steigerung der Platzwerthe in großen Städten wie New-York und Chicago gleichen Schritt zu halten, indem es eine Ausnutzung des Platzes, namentlich eine Ausdehnung der Häuser in die Höhe ermöglichte, an die früher nicht zu denken war, und so diese zwanzig Stock hohen Paläste schuf, gegen die unsere höchsten Gebäude wie Kinderspielzeug erscheinen. Es ist eine neue Architectur, die sich in diesen Dimensionen äußert. Man konnte nicht einfach auf die europäischen Häuser so und so viele Stockwerke daraufsetzen, um auf amerikanische Höhen zu kommen. Dasselbe Princip machte den Wegfall aller Innentreppen nothwendig, die übrigens kein Mensch täglich so und so oft hätte erklimmen können. Es galt für Licht, Luft und die Erwärmung dieser Kolosse zu sorgen, Alles Probleme, deren Lösung erst das neunzehnte Jahrhundert fertig gebracht hat.

Bing hebt in seiner lehrreichen Broschüre die weise Folgerichtigkeit der amerikanischen Architectur hervor, die sich immer dem Zweck des Gebäudes anschmiegt und dem Milieu Rechnung trägt, für das es be-

stimmt ist. Er weist dies speciell bei den Bahnhöfen auf dem Lande nach, die wirkliche ländliche Gebäude sind, daher nicht das Landschaftliche stören, sondern sich ihm unterordnen. Daran könnten ungefähr alle europäischen Bahnen, namentlich aber das Deutsche Reich lernen, das seine Gebäude in den kleinsten Städten mit recht überflüssigem und vor Allem rücksichtslosem Stilgepränge ausstattet, aus Bahngebäuden auf dem platten Lande Nürnberger Patrizierhäuser oder wunderliche Spätrenaissancebauten macht, die, wenn sie überhaupt da sein müssen, sich in die Städte verstecken sollten, und die in dem kahlen Gelände aussehen wie verlaufene Schafe, monströs und erbärmlich zugleich.

Dieser Sinn für natürliche Aesthetik bleibt nicht auf die Architectur beschränkt, er findet sein wahres Feld erst im Innern der modernen Häuser. Wieder identificirt sich hier das äußerst Primitive mit dem, was uns heute als vornehmster Geschmack erscheint. Es ist, als ob die Amerikaner sich ungestraft den ungeheuren Umweg durch alle Stilcomplexe zum Primitiven zurück schenken konnten und sofort die Mittel fanden, das praktisch Nothwendige zugleich in die ästhetischste Form zu bringen. Es ist bewundernswerth, daß dieser Weg nicht in einem Lande aus den Augen gelassen wurde, dessen rapid entstandene enorme Vermögen die größten Gefahren für jede künstlerische Entwickelung mit sich bringen mußten. — Man hat von dem amerikanischen Protz lange genug gesprochen. Zweifellos ist er da, wie er in Berlin, in London, Paris, überall ist; er wird immer und überall sehr breitbeinig im Leben stehen, während dem Geschmack die Rolle des Einsiedlers zufällt. Aber er interessirt uns nicht. Wenn wir vom Pariser Kunstleben reden, so meinen wir die zehn Leute unter Tausend, in Berlin meinen wir noch viel weniger: in manchen Kunstcentren sind diese Leute überhaupt nicht mehr, oder noch nicht da, und werden nur gedacht; wenn man der Illusion auf den Grund ginge, würde vielleicht überhaupt nicht mehr davon gesprochen werden. Jedenfalls kann man constatiren, daß diese kleine Gruppe in Amerika in beständigem Wachsen begriffen ist, sie findet dort Boden, sie hat den Vorzug der großen Mittel, der auch Paris und London zu gute kommt; denn wenn auch vielleicht die weltbekannten ganz großen Vermögen der Gruppe nicht angehören, so bedeutet das, was man in Amerika unter Wohlhabenheit versteht, schon so viel, daß künstlerische Aufwendungen in europäischem Maße kaum als Luxus angesehen werden können. Will es aber mal der Zufall, daß eines jener zahlreichen, ganz großen Vermögen in den Besitz des Geschmacks kommt, so ist die Wirkung gleich kolossal. Für einen amerikanischen Crösus bedeutet es nicht zu viel, das Kunstbudget eines anständigen europäischen Staates aufzuwenden, und daß ein solcher Privatmann in irgend einer Richtung dann unverhältnißmäßig viel mehr leistet, als eine staatliche Institution, die, wenn sie auch noch so kunstsinnig wäre, nie so subjectiv vorgehen kann, wie es die individuelle Ausbeutung der gegebenen Mittel verlangt,

liegt auf der Hand. Solche Fälle sind aber in Amerika nicht so selten wie bei uns, ja sie sind dank der höchst natürlichen Entwickelung der künstlerischen Verhältnisse der Zufälligkeit bis zu einem gewissen Grade entrückt, denn der Mensch, der in Amerika überhaupt modernen Empfindungen zugänglich ist, muß die Richtung mitmachen, die vor anderen den Vorzug voraus hat, die einzige zu sein. Die Freiheit des jungen Landes von mächtigen Erinnerungen der Vergangenheit, die bei uns stets die Augen nach rückwärts drehen, die in Amerika zur Armuth wurde, sobald man in frühere Stile zurück wollte, und aus allen Erzeugnissen dieser Tendenz lächerliche Caricaturen Europas machte; der Zwang, etwas Neues zu schaffen, da nichts Altes da war, die Empfänglichkeit des Volkes für alle spontanen Einfälle, die nicht wie bei uns sofort eine Welt von wohlverbrieften Rechten gegen sich haben: Alles das giebt dieser Entwickelung Sicherheit und Kraft. Wie stark dieses Vertrauen auf gesunden Fortschritt in breitere Bahnen hinein ist, beweisen die großen Etablissements, die dem neuen Interieur bereits dienen und die sich als verfehlte Gründungen erweisen würden, wenn sie nur Luxusbedürfnissen, also einem geringen Consum, zu dienen hätten.

Diese Zuversicht, die solche Speculationen riskirt, hat Amerika vor Europa voraus, und die macht es zum Führer. Bei uns bleibt die Weiterentwicklung den materiell unbeholfenen und schwachen Kräften der Künstler überlassen, schüchtern wagt sich hier und da mal ein gutes Möbel neueren Stils, ein gutes Objet d'Art hervor; freilich giebt es große Fabrikanten wie die Gläsermanufacturen in Nancy, die künstlerische Sachen machen, aber diese Artikel sind nie die laufenden, sondern werden neben der schlechten Massenwaare gefertigt aus Sport- oder Reclamerücksichten. Die Gläser in Nancy kosten den Fabrikanten Unsummen, und wenn man nicht mit der laufenden Waare gute Geschäfte machte, gäbe es überhaupt keine andere. In Amerika ist die Herstellung moderner kunstgewerblicher Arbeiten keine Liebhaberei mehr, sondern eine Industrie; sie bildet sogar einen directen Gegensatz zur Liebhaberei, man will solche Artikel, die mit modernen Mitteln, mit Maschinen, herzustellen sind, man geht also gerade von dem Punkt aus, dem man in Europa zu entfliehen sucht. Bei uns giebt man der Maschine die Schuld, die Decadence des Gewerbes verursacht zu haben, in Amerika sucht man zunächst die Perfection der Maschinen zu vergrößern und verlangt dann aber vor Allem Aufgaben, die von der Maschine ebenso exact oder besser zu lösen sind wie von Menschenhand. Auch amerikanische Maschinen vermögen keine complicirten Holzschnitzereien oder geschnörkelte Bronzebeschläge so gediegen herzustellen, wie es in der Renaissance die Hand des Arbeiters vermochte. Aber anstatt dieser Schwierigkeit auf den beiden unnatürlichen Wegen zu entrinnen, die man in Europa geht, wo man sich entweder begnügt, schlechte und billige, oder theuere und gute Schnörkeleien zu machen, nimmt man den nächst liegenden: man schafft die Schnörkelei ab.

In der Vervollkommnung der Maschinen ist man viel weiter als Europa. Man hat das von der Großindustrie gelernt; da die Arbeiter entweder sehr theuer oder ganz unbrauchbar sind, und da bei den großen Productionszahlen die Kosten maschineller Anlagen eine viel geringere Rolle spielen als bei uns, geht man in dem Ersatz der manuellen Kräfte durch die mechanischen so weit, wie es nur menschlicher Erfindungsgeist erlaubt. Nun ist es keine Frage, daß, wenn die Maschine nicht die künstlerische Willkür der Hand wiedergeben kann, sie jedenfalls bei geraden Flächen, z. B. bei Intarsien in Möbels und Täfelungen nicht nur ebenso gut, sondern besser als die Hand arbeitet. Diese Einsicht traf mit der Ueberzeugung zusammen, daß man, so lange keine positiv neuen Stil-Formen für die Möbel gefunden wurden, sich begnügen müsse, die denkbar einfachsten zu nehmen und diese durch sorgfältige Wahl und Bearbeitung des Materials so zu schmücken, daß sie auch ohne überzeugend neue Linien einen neuen Reiz bekamen. So entstanden diese wundervollen Intarsien, die tausenderlei Materialien zu einer neuen höchst künstlerischen Verwendung brachten, die die Entfaltung aller Farben- und Linienpracht gestatten, ohne den Zweck des Möbels zu gefährden. Dieser Zweck blieb obenan; es giebt nur ein Princip in Amerika: bequem und praktisch! Nur in diesem Rahmen durften Neuerungen entstehen, und daher liegt Amerikas Bedeutung für das Mobiliar in erster Linie im Negativen. Es war nöthig, zunächst die Basis herzustellen, auf der man weiter gehen konnte, das heißt, das Gewerbe von all den Irrthümern zu säubern, die der europäische Eklekticismus entstehen läßt. Zu dieser Basis wurde das Princip erhoben, daß kein Gegenstand, der specifisch modernen Bedürfnissen dient, mit den Mitteln vergangener Culturperioden, die diese Bedürfnisse nicht kannten, hergestellt werden kann. In Europa ist man noch recht weit von dieser Wahrheit; giebt es bei uns doch sogar — Rococotelephone und Aehnliches. Man entschuldigt solche haarsträubenden Geschmacklosigkeiten in der Regel mit der naiven Behauptung, daß Telephone nicht in ein Rococozimmer passen, während es der Stil ist, der nicht in die Zeit paßt. Kein Mensch findet bei uns Etwas gegen die furchtbare Unsitte einzuwenden, auf echte alte japanische Bronzen oder Vasen moderne Petroleum- oder Glühlichtlampen &c. zu schrauben oder sich Claviere aus Frührenaissanceschnitzereien zusammenstellen zu lassen. Der stilgerecht Gebildete begnügt sich, Antagonismen zu vermeiden, und läßt zur Sicherheit seine Gabel und Messer nach Renaissance- oder Rococomodellen bauen; er übersieht dabei, daß es schon zu allen Zeiten die schlimmste Degeneration bedeutete, Gebrauchsgegenstände mit den Ornamenten zu überladen, die der Architectur der Zeit zukamen. — Nirgends hat sich der Bruch mit der unsinnigen Architectur des Möbels so entschieden vollzogen als in Amerika. Man nehme einen amerikanischen Gasarm. Es ist ein einfaches rundes Rohr aus Messing, das durch eine Nüance in der Biegung, durch tadellose Bearbeitung des Messings, der Hähne und Schrauben Eleganz bekommt.

Die runde Glocke, mit der der Arm an die Wand befestigt ist, ist vielleicht aus rothem Kupfer, und um den Arm hat man noch eine offene Spirale aus demselben Metall geschwungen. Die Lampenglocke ist aus hübsch getöntem und gewelltem Glas, eventuell ein seidener Schirm. Das ist Alles. Es ist gar Nichts und trotzdem tadellos, so gut, daß sich kein Millionär genirt, so ein Ding in seinen Zimmern zu haben. Und nun vergleiche man damit unsere Monstren von Candelabern, diese griechischen Säulen, die an der Wand hängen oder diese Renaissancegebäude, bei deren Construction der Zeichner nur den einen Zweck im Auge hatte, die Bestimmung seines Werkes möglichst keusch zu verbergen, diese anmuthigen Frauenleiber, bei denen man vergessen soll, daß sie ein Gasrohr im Innern haben 2c. 2c.

Wieder sei an dieser Stelle das ausgezeichnete Londoner Geschäft von Benson hervorgehoben, dessen vorzügliche Waaren langsam anfangen, auch in Frankreich und Deutschland heimisch zu werden, und das jeden Vergleich mit den besten amerikanischen Artikeln aushält.

Unter den kunstgewerblichen Specialitäten, die sich bisher in Amerika ausgebildet haben, hat keine eine solche Vollkommenheit erreicht wie die Verwendung des Glases. Es ist dieselbe Tendenz, die das Mobiliar erneuerte und an Stelle der Wirkung durch die Umrisse die Wirkung durch die Flächen setzte. Auf diesem Weg konnte man Farbe und Bewegung in das Interieur bringen und Ersatz für die Werke der europäischen Kunst, die Bilder, finden, die man nicht besaß. Zwei Mittel boten sich, die Mosaik und das Glasfenster resp. Transparent. Mit diesen konnte man, da es hier nur auf eine freie Entfaltung von Phantasie und Geschmack ankam, wieder die Stilfrage im engeren Sinne umgehen und unabhängig von den Alten bleiben. Zunächst galt es, die vorhandenen Techniken und Materialien zu studiren; dafür fand man in der Moore'schen Sammlung in New-York die beste Gelegenheit. Moore scheint den Weg, den das amerikanische Kunstgewerke zu gehen hatte, vorausgesehen zu haben. Seine Stellung als erster Beamter des durch seine Schmucksachen berühmten Hauses Tiffany gab ihm Gelegenheit, alle Schätze des Orients kennen zu lernen. Er sammelte das Beste von kostbaren Steinen, Waffen und gewerblichen Artikeln aller Art und setzte seine Vaterstadt New-York zum Erben dieser Sammlung ein, die der besten der Welt gleichkommt. Hier studirte La Farge mit seinen Gesinnungsgenossen, unter denen namentlich L. Tiffany und Coleman hervorragen, Leute, die ursprünglich alle Maler waren und von der hohen Kunst nur den distinguirten Sinn behielten, den sie auf das neue Gebiet verwandten. Man ging wissenschaftlich vor, reconstruirte alle möglichen Techniken mit der Sachkenntniß des Chemikers, und nachdem man die Technik besaß, ließ man die glänzenden Resultate der modernen Coloristik darin aufgehen. Was das Jahrhundert an Farbe besitzt, feiert in den Glasfenstern La Farges und Tiffanys seine glänzende Apotheose:

man lernte malen mit dem Glasfluß wie die Europäer mit dem Pinsel, und man krönte die französische Malerei, indem man die Werthe, die in dem decorativen Talent der Franzosen enthalten sind und auf der Leinwand zum Theil unverstanden blieben, im Glase zur Lösung brachte. Die Wände der Fluren, die Paneele wurden zu Mosaiken, die selbst den Vergleich mit den Alten vertragen, die Bilder wurden zu Transparenten; man höhlte die Wand hinter ihnen aus und beleuchtete die Gläser von hinten; das elektrische Licht erwies sich hier wieder als neue Hilfe zu ganz neuen Lichteffecten. — In dem Salon L'Art Nouveau in Paris sind die hervorragendsten Verwendungen, auf die die amerikanischen Glaskünstler gefallen sind, zur Anschauung gebracht. Bing hat von den tüchtigsten Pariser Zeichner-Coloristen Lautrec, Ranson, Bonnard, Sérusier, Grasset u. A. Cartons entwerfen lassen, die L. C. Tiffany in New-York in Glasfenster und Transparente umgesetzt hat. Mancher Besucher des neuen Salons ist verlockt, die Gläser von allen Seiten genau zu untersuchen, um sich zu überzeugen, daß es sich hier nicht um Malerei oder dergleichen handelt, sondern um die Zusammensetzung farbiger Gläser, mit der allein solche zauberhaften Eindrücke erreicht werden können.

Man beschränkte sich nicht auf die Wände, auf die Beleuchtungskörper aller Art u. dergl; das Glas erwies sich in der Hand dieser Künstler als das vornehmste Material für jene Luxusgegenstände, in denen sich zu gleicher Zeit die französische Keramik und Glasmanufactur beschäftigen, und hier zeigte sich vielleicht noch entschiedener die Stärke dieser neuen Kunst. Während Nancy zunächst noch in einer gefährlichen Gedankenkünstelei gefesselt erscheint, die es an vollkommener Entwicklung seiner großen künstlerischen Kräfte hindert, ist das allem Spintisiren abgeneigte praktische Amerika hier schon weit voran auf dem allein richtigen Wege. Man verzichtet principiell auf alle gedanklichen Darstellungen, begnügt sich mit einfachen natürlichen Formen und concentrirt sich auf den Farbeneffekt. Auf diesem Wege ist es Amerika schon jetzt gelungen, Vasen zu schaffen, die Alles, was bisher, die alte Cultur eingerechnet, erreicht worden ist, einholen. Hier ist nicht die Kunst erneut worden, sondern die Natur; man glaubt in den Farbenströmen dieser Vasen neue Blumen zu entdecken, neue Welten, es sind Träume, Liebesträume der Farbentrunkenheit. Indem man consequent der Kunsthandwerker blieb und nicht der Versuchung höherer Ambitionen unterlag, an denen die Europäer kranken, hat man die Kunst gefunden. Denn diese Gläser sind kein Gewerbe mehr, sie sind so gut Kunst, wie die besten europäischen Bilder Kunst sind. Und daß sie einer größeren Menge zugänglich sind, die sie bezahlen kann, — denn man braucht nicht an den Preis europäischer Bilder, sondern nur an den Preis amerikanischer Luxusartikel zu denken, um diese Vasen, die immer nur in einem Modell gefertigt werden, billig zu finden, — diese Zugänglichkeit ist kein Fehler, sondern ein eminenter Vorzug, mit dessen Hilfe Geschmack und Kunstsinn

besser und schneller in das Haus zu bringen vermag als mit der theuren und zweifelhaften Bilderkunst der alten Welt.

Es können nicht alle kunstgewerblichen Zweige in Amerika auf dieser Höhe stehen, aber wir finden in jedem dieselben Principien wieder. Diese Principien, die feste Ueberzeugung, die Nichts dem Zufall überläßt, sondern immer nach natürlichen Bedingungen vorgeht, die Freiheit von allen ideellen Motiven, die diesen Weg verwischen könnten, sind die Stärke Amerikas. Ich habe mich darauf beschränkt, in erster Linie überall dieses Princip zu zeigen, denn ich kann mir weder für Amerika noch für Europa außerhalb desselben eine Entwicklung des Kunstgewerbes vorstellen. Thatsächlich verrathen auch alle bisher bemerkbaren Bewegungen dies Streben nach dem Ziele, dem man in Amerika bisher am nächsten gekommen ist. Da die mitwirkenden Factoren nirgends so günstig gruppirt sind, wie drüben, haben wir von Amerika mit größter Sicherheit die Prägung jenes Stempels zu erwarten, der die Bedeutung der Kunst unseres großen Jahrhunderts für das Haus besiegelt: den neuen Stil.





# Bertrand du Guesclin.

Von

**E. Maschke.**

— Breslau. —

(Schluß.)

Die Armee der weißen Compagnien rückte dann nach Toulouse und, nachdem sie dort eine große Revue vor dem Herzoge von Anjou, dem Bruder König Karls V., gehabt hatte, in das Gebiet von Aragonien. Hier war Peter von Castilien mit Kriegsmacht feindlich eingebrochen und hatte bereits mehrere Städte erobert. Die Grausamkeiten dieses Fürsten hatten die Nachbarmächte zu einer Coalition gegen ihn veranlaßt, welcher sowohl der Papst und die Könige von Frankreich und Navarra als auch der König von Aragonien mit angehörten, und die namentlich den Zweck hatte, zu Gunsten Heinrichs von Trastamare, des Halbbruders von Peter, einzutreten.

Die unerwartete Ankunft von Bertrand du Guesclin mit seinen Schaaren bei Perpignan veranlaßte König Peter von Castilien, schleunigst ganz Aragonien zu räumen und sich in das Innere seines Landes zurückzuziehen, um dort neue Streitkräfte zu sammeln. Auf dem Rückzuge hatte er einen großen Theil seiner Armee in den festen Plätzen Castiliens zurückgelassen, um den Feind bei seinem Vordringen möglichst aufzuhalten. Bertrand du Guesclin, welchem vom König von Aragonien, sowie vom Grafen von Trastamare die ganze Kriegsführung übertragen worden, war dem Könige Peter von Castilien auf dem Fuße gefolgt. In Castilien eingedrungen, nahm er die Richtung gegen Burgos und erstürmte auf dem Marsche dorthin die festen Städte Mugalon und Birbieska. Peter von Castilien zog sich nach Toledo zurück. Dem Grafen von Trastamare öffneten bereits die meisten Städte freiwillig die Thore, und ganz Castilien schien ihn als seinen

Befreier anzusehen. Auf den Rath du Guesclins nahm er jetzt in Calahorra den Herrschertitel an. Vor den versammelten Kriegerschaaren und der ganzen Bürgerschaft brachte Bertrand das Hoch auf Heinrich II., den siegreichen König beider Castilien, von Sevilla und Leon aus. Jetzt erklärte sich auch Burgos für König Heinrich, und im Triumph zog derselbe in die Hauptstadt ein. Bertrand du Guesclin mußte alle Ehren des Tages mit dem Könige theilen. In Burgos sollte dann nach alter castilischer Sitte die Krönung stattfinden. Zu dieser Feier wurde auch die Königin von Aragonien her erwartet. Bei ihrer Ankunft aber wurde dieselbe auf Befehl des Königs von Bertrand du Guesclin an der Spitze von 50 Edelleuten der Armee eine Meile vor der Stadt empfangen. Als die Königin die zu ihrem Empfange bestimmte Ritterschaft sich nähern sah, verließ sie mit den Prinzessinnen und den Damen des Gefolges sogleich die Wagen, während Bertrand und seine Begleiter von den Pferden stiegen und der fürstlichen Frau ehrfurchtsvoll entgegen gingen. Sowie die Königin aber den Abgesandten ihres Gemahls an der Spitze seines Gefolges erkannte, vergaß sie alle Etikette, eilte Bertrand entgegen, umarmte ihn und drückte ihm als dem Beschützer ihres Hauses mit innigen Worten ihren Dank aus. Während dieser Scene betrachteten die Prinzessinnen und anderen Damen mit Bewunderung, aber auch mit einem gewissen Erstaunen den Helden, von dem sie so viel Außerordentliches gehört hatten. — Der Recke Bertrand wird uns in der Chronik gerade nicht als ein schöner Mann geschildert. Er soll noch nicht von Mittelgröße, dabei aber von sehr untersetzter Gestalt gewesen sein mit herkulischen Schultern, ungewöhnlich langen und muskulösen Armen und gewaltigen Händen. Wiederholt bemerken auch die Chroniken, wie den Damen bei seinem Anblicke es stets so wunderbar erschienen wäre, daß der Held so gar nicht den Vorstellungen entsprach, die sie seinen großen Thaten gemäß sich von seiner äußeren Erscheinung gemacht hätten, und wie man oft die moralische Betrachtung daran geknüpft, daß es doch unumstößlich wahr sei, die Tugend gehe noch über die Schönheit. — Die Krönung geschah zu Pfingsten 1366. Auch bei dieser Gelegenheit wurde Bertrand du Guesclin besonders ausgezeichnet, indem die Königin die ihr gehörige Grafschaft von Trastamare ihm zum Geschenk machte, und der König ihn zum Connetable von Castilien ernannte. Schon in den nächsten Tagen wurde dann mit der Armee gegen Toledo aufgebrochen.

König Peter von Castilien ging jetzt nach Sevilla. Als aber Toledo seine Thore ohne Weiteres dem König Heinrich geöffnet hatte und Bertrand du Guesclin auch vor Sevilla erschien, floh Peter über die Grenzen seines Staatsgebietes, um auswärts Hilfe zu suchen. Sein treuester Freund und Anhänger Don Fernando di Castre eilte jedoch nach dem Königreich Galicien, um dort Geld und Mannschaften aufzutreiben. Sevilla vertheidigte sich mit hervorragender Tapferkeit und wurde erst nach dreimonatlicher Belagerung mit Sturm genommen. König Heinrich rückte dann in Galicien ein. Die

angesehensten Edelleute eilten herbei, um sich ihm zu unterwerfen, und die Städte öffneten ihm die Thore. So sah sich denn auch Don Fernando di Castre zu einer Capitulation genöthigt.

Trotz aller dieser Erfolge mußte aber König Heinrich bald gewahr werden, wie sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammenzog. Der Prinz de Galles, welcher sich in der Guyenne aufhielt, verlangte die englischen Truppen zurück, die sich beim Heere Heinrichs befanden, und diese mußten demnach entlassen werden. König Karl von Navarra, der schon lange eine sehr zweifelhafte Rolle seinen eigentlichen Verbündeten gegenüber gespielt hatte, entpuppte sich immer mehr als offenbarer Verräther. Bertrand du Guesclin wurde daher nach Frankreich gesandt, um dort neue Truppen für König Heinrich zu werben. Peter dem Grausamen war es thatsächlich gelungen, den Prinzen de Galles für seine Sache zu gewinnen, und Letzterer hatte den König von Navarra dazu vermocht, den Engländern den Marsch durch sein Gebiet und durch die Pyrenäen zu gestatten. Die Armee des Schwarzen Prinzen (Wales oder de Galles), in der sich die angesehensten Edelleute und viele alte Soldaten Englands, der Bretagne, der Gascogne und von Poitou versammelt fanden, marschirte darauf durch Navarra nach Aragonien.

Bertrand du Guesclin hatte in Frankreich die Werbungen für die Armee König Heinrichs von Castilien auf das Eifrigste betrieben. Aus dem Languedoc, aus der Bretagne und der unteren Normandie waren ihm so viele Leute zugeströmt, daß er die beste Auswahl treffen konnte. Er hatte 4000 Gensdarmes in den Dienst genommen, welche die Zahl von 12000 Pferden für den Kampf ergaben, und außerdem 2000 Armbrustschützen angeworben. Als Sammelpunkt war Toulouse bestimmt. Bertrand hatte während alledem aber auch die Vorgänge in der Guyenne nicht aus den Augen gelassen. Sowie er daher erfuhr, daß dem Prinzen de Galles der Durchmarsch durch Navarra gestattet worden, brach er sofort mit seinen Truppen nach Aragonien auf.

Der Prinz de Galles und König Peter drangen in Castilien ein. Ihre Armee zählte mehr als 30000 Mann Fußvolks und 30000 der damaligen besten Reiterei Europas. In der Gegend von Najera stieß man auf den König Heinrich, der über 60000 Mann Fußvolks und 40000 Reiter hier versammelt hatte. Außerdem traf jetzt auch Bertrand du Guesclin mit seinen Truppen bei Heinrich ein. Die beiden Heere standen sich so nahe gegenüber, daß es unzweifelhaft zum Kampfe kommen mußte, wenn sie in ihrer Lage verblieben. Im Heere Heinrichs drängten namentlich die Spanier zum Angriff; Bertrand warnte aber davor, trotzdem man eine so bedeutende Ueberlegenheit für sich hatte. Er verlangte ein vorsichtiges und hinhaltendes Operiren, um den Gegner, welcher auch Mangel an Lebensmitteln litt, zu ermüden; er rieth dazu, mit kaltem Blute abzuwarten, bis sich eine besonders günstige Gelegenheit zu einem Hauptschlage böte, denn er

dürfte nicht verschweigen, daß nach seiner Ueberzeugung die Engländer mit ihrer festen und sicheren Haltung im Kampfe den Spaniern bedeutend überlegen seien. König Heinrich gab jedoch dem Drängen der Spanier nach und entschied sich für die Schlacht.

Er theilte sein Heer in drei Corps, Bataillen genannt. Die Avantgarde von 18 000 Mann, die Elite der Truppen unter Bertrand du Guesclin und Marschall d'Andreghem, bildete den rechten, etwas vorgeschobenen Flügel. Die zweite Bataille von 46 000 Mann unter Graf Tejo und Don Sancho, den Brüdern des Königs, nahm den linken Flügel ein. Hinter der Mitte dieser beiden Corps war die dritte Bataille aufmarschirt, 50 000 Mann unter dem Könige Heinrich. Endlich war ein Reserve-Corps vorhanden, das durch die aragonischen Truppen gebildet wurde. Die ganze Aufstellung wurde schon vor Tagesanbruch des 3. April 1367 eingenommen, denn um die Tageshitze zu vermeiden, wollte man am frühesten Morgen die Schlacht beginnen.

Beim ersten Tagesgrauen sah man auch bereits die englische Armee auf dem Abhange eines Höhenrückens in die Ebene von Najera herabsteigen. Der Herzog von Lancastre, Bruder des Prinz de Galles, befehligte die Avantgarde und rückte dem Corps von Bertrand du Guesclin entgegen. Ein zweites Corps marschirte unter Prinz de Galles und König Peter auf den Flügel des Grafen Tejo und Don Sancho zu, während ein drittes, und zwar das stärkste unter dem König von Majorka und dem Captal de Buch seine Marschrichtung gegen König Heinrich nahm. Außerdem war eine Reserve vorhanden unter Befehl der Herren von Clisson und von Retz. Die Engländer befanden sich also in derselben Schlachtordnung wie das Heer Heinrichs.

Der Kampf begann zuerst bei den Avantgarden, welche beiderseits mit gleicher Tapferkeit stritten. Dann griff der Prinz de Galles den Grafen Tejo an. Dieser hielt jedoch der Attacke nicht Stand, machte gleich beim Beginn derselben Kehrt, ging mit 20000 Pferden davon und verursachte dadurch die Niederlage seines ganzen Flügels. Der tapfere Don Sancho behauptete zwar noch mit einigen Truppen eine Zeit lang den Platz, wurde aber schließlich von der Uebermacht erdrückt und für seine Person gefangen. Der Prinz ließ die Fliehenden nur durch wenige Truppen verfolgen, ging aber mit einem Theile seines Corps dem Herzog von Lancastre gegen Bertrand du Guesclin zu Hilfe und sandte die andere Hälfte unter Peter dem König Heinrich in die Flanke. Das unerwartete Eingreifen des Königs Peter in das Gefecht des Corps Heinrich von Trastamare mit den Truppen des Captal de Buch brachte auch hier die Spanier trotz tapferen Widerstandes zum Weichen. Die Aragonier versuchten zwar noch Unterstützung zu bringen, wurden aber ihrerseits durch die Truppen von Clisson und Retz angegriffen und zurückgeschlagen. So konnte sich denn jetzt die ganze englische Armee gegen das kleine Corps von

Bertrand du Guesclin wenden. Der heldenmüthige König Heinrich hatte allerdings noch den Rest seiner Bataille gesammelt und eilte seinem bedrängten Connetable mit etwa 5000 Mann zu Hilfe, doch war es unmöglich, das Feld noch länger zu behaupten. Bertrand bewog daher den König Heinrich, unter allen Umständen wenigstens seine Person in Sicherheit zu bringen. Derselbe verließ den Kampfplatz, nur von wenigen Reitern begleitet. Bertrand du Guesclin und der Marschall d'Andreghem setzten aber mit ihren wenigen Truppen noch kurze Zeit den Kampf gegen die ganze englische Armee fort, bis sie endlich der Uebermacht erlagen. Bertrand und der Marschall waren im Kampfgewühl gefangen genommen worden. König Heinrich hatte sich nach Toulouse zu dem Herzog von Anjou gerettet.

Der Sieg von Nareja war für König Peter ein vollständiger, und einen Monat später befanden sich sämmtliche Länder des Königreichs wieder unter des Letzteren Gewalt. Peter der Grausame führte aber jetzt die Regierung wieder in der früheren schlechten Weise fort. Bald griff im ganzen Lande eine große Unzufriedenheit um sich, und von allen Seiten ergingen dringende Aufforderungen an Heinrich von Trastamare, wieder nach Castilien zurückzukehren. Auch war Peter den eingegangenen Verpflichtungen gegen den Prinzen de Galles nicht nachgekommen und hatte sich diesen entfremdet. Heinrich durfte also hoffen, bei einem erneuten Kampfe gegen Peter von Castilien einen Gegner weniger zu haben. Vor Allem mußte er sich aber erst wieder des Beistandes seines treuen Freundes und Rathgebers Bertrand du Guesclin versichern. Derselbe befand sich in Bordeaux in Gefangenschaft, doch gelang es, den Schwarzen Prinzen zu bewegen, ihn freizugeben, und zwar gegen ein Lösegeld, das Bertrand erst nachträglich durch seine Freunde und Gönner beizutreiben hoffte. Du Guesclin ging jetzt zu dem Herzog von Anjou, ferner nach Paris und der Bretagne. Er brachte auch glücklich so viel Geld zusammen, daß er nicht nur die Summe für seine Auslösung bezahlen, sondern auch sämmtliche noch in Gefangenschaft befindlichen Bretonen und Franzosen seiner früheren Truppen loskaufen und außerdem noch neue Mannschaften anwerben konnte. König Heinrich aber, der vom Herzog von Anjou mit Geld und Mannschaften unterstützt worden war, und zu dessen Gunsten jetzt von Neuem der Papst, sowie die Könige von Frankreich und Aragonien sich verbunden hatten, drang im Frühjahr 1368 mit einem Corps von 10000 Mann in Castilien ein. In allen Städten wurde er wieder mit Freuden aufgenommen, und mit jedem Tage vermehrten sich seine Streitkräfte. In kurzer Zeit war Alt-Castilien, Galicien und Leon unterworfen. Die Armee belief sich bereits auf mehr als 60000 Mann. Heinrich zog nach Neu-Castilien, fand hier jedoch vor Toledo einen heftigen Widerstand und sah sich genöthigt, die Stadt einzuschließen und zu belagern. Mit großer Ungeduld sah man jetzt der Ankunft Bertrands du Guesclin entgegen.

Dieser hatte seine neugeworbenen Truppen unterdessen versammelt

und war nun im Begriff, durch die Pyrenäen zu marschiren. Hier fand er jedoch die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Karl von Navarra hatte die Engpässe besetzen lassen, und die Navarresen führten den kleinen Krieg mit großer Ausdauer und Gewandtheit, unterstützt noch durch ihre genaue Ortskenntniß. An vielen Stellen hatten sie auch die Wege gesperrt oder durchschnitten, so daß in Folge der nothwendigen Wiederherstellungsarbeiten der Marsch des Corps Guesclins bedeutend verzögert und erschwert wurde. Im Hochgebirge herrschte auch noch der Winter; und die Beschwerden für die Truppen steigerten sich zu einer fast unerträglichen Höhe, als am zweiten Marschtage in den Bergen sich ein starkes Unwetter erhob und der Sturm mit solcher Heftigkeit wüthete, daß er große Schneemassen wie die Wogen eines aufgewühlten Meeres umherwälzte. Viele Soldaten fanden in den Schneeverwehungen ihren Tod, andere blieben ermattet liegen und erfroren; dabei herrschte eine Dunkelheit, daß man kaum drei Schritt weit zu sehen vermochte. Diesem bösen Tage folgte aber eine noch schlimmere Nacht. Der Sturm hielt an; die Bagagen und der Proviant hatten den Truppen nicht zu folgen vermocht, diese blieben demnach ohne Lebensmittel, ohne Feuer, ohne Zelte. Doch das Vertrauen auf ihren tapferen Führer, an dessen Unverzagtheit und Entschlossenheit ihre moralische Kraft sich aufrecht erhielt, ließ die Soldaten Guesclins alle diese Unbilden ertragen und die geradezu unbesiegbar erscheinenden Schwierigkeiten dennoch überwinden. Vor den unaufhaltsam vordringenden Truppen des Gegners mußten sich die Navarresen nach dem Schloß Castelbon zurückziehen. Hier versuchten sie, 3000 Mann stark, nochmals Widerstand zu leisten, wurden aber vollständig geschlagen und verloren dann auch die genannte Veste. Der Weitermarsch Bertrands du Guesclin fand jetzt keine Hindernisse mehr.

König Peter von Castilien war inzwischen mit einer Armee von 43 000 Mann gegen Toledo gerückt und hatte hier dem Heere Heinrichs gegenüber Stellung genommen. Er gedachte auf diese Weise den Gegner in seinem Lager festzuhalten, bis sich eine günstige Gelegenheit zu einem Angriff bieten würde. Dies war die Situation vor Toledo, wie Bertrand du Guesclin sie fand, als er sich dem König Heinrich näherte, und er kam also gerade zu rechter Zeit, um die Sache hier schnell zur Entscheidung zu bringen. Peter von Castilien wurde von König Heinrich und du Guesclin gleichzeitig in der Front und im Rücken angegriffen, erlitt eine völlige Niederlage und vermochte sich nur mit einer kleinen Reiterschaar der Vernichtung zu entziehen. Er irrte dann noch eine Zeit lang im Lande umher, verfolgt von den Truppen du Guesclins. Nachdem er aber mit seinen wenigen Hundert Reitern noch eine neue Niederlage erlitten, flüchtete er schließlich allein nach dem Meeresstrande und setzte auf einer gemietheten Barke nach Afrika über, wo er bei einem maurischen Herrscher Aufnahme und Unterstützung fand.

Bald darauf wurden denn auch 20 000 Mauren nach Spanien ent-

sendet, um sich mit den bei Sevilla noch vorhandenen Truppen Peters zu verbinden und mit diesen zusammen den Entsatz von Toledo zu bewirken. Bertrand du Guesclin erhielt aber von diesem Vorhaben des Gegners Kenntniß und brach sogleich mit 10 000 bretonischen und französischen Reitern, sowie mit einiger spanischer Infanterie aus dem Lager von Toledo auf. In heimlichen Märschen ging er in der Richtung auf Cadix vor, wo die afrikanische Flotte erscheinen sollte. Es gelang ihm schließlich auch, die an genanntem Punkte gelandeten Mauren auf ihrem Marsche nach Sevilla zu überfallen und völlig zu zersprengen und zu vernichten. Nur ein kleiner Rest derselben vermochte noch die Schiffe wieder zu erreichen und verließ schleunigst die spanische Küste.

Alle diese Niederlagen Peters des Grausamen hatten aber noch immer nicht das Schicksal Castiliens zu entscheiden vermocht. Auf Anregung Peters machten jetzt die Mauren die möglichsten Anstrengungen, Alles, was sie an Streitkräften in Afrika und Spanien besaßen, gegen die Feinde ihres Schützlings, die sie instinctiv auch als ihre Gegner ansahen, in's Feld zu führen. König Peter vermochte also nochmals mit einer großen Kriegsmacht in Castilien einzudringen. Er hatte mit der Unterstützung der Mauren jetzt 80000 Mann beisammen und rückte im März 1369 gegen König Heinrich vor, der noch vor Toledo lag. Letzterer ging jedoch auf den Rath Bertrands du Guesclin mit 20000 Mann dem Feinde im freien Felde entgegen, während der Rest der Truppen die Belagerung fortsetzte. Bei Montiel kam es am 14. März zum Entscheidungskampfe. Heinrichs Truppen bestanden größtentheils aus Reiterei; der Feind hatte die vierfache Ueberlegenheit für sich. Die feste und besonnene Haltung der christlichen Kämpfer behielt jedoch die Oberhand über den stürmischen, aber unsteten Muth der Mauren. Im wilden und heißen Kampfe wurden die Schaaren Peters besiegt und fast vernichtet. Letzterer hatte schon vor Ausgang der Schlacht sich mit einer Schaar von vierhundert Reitern zu retten gesucht, seine Abtheilung war aber von Verfolgern erreicht und zersprengt worden. Nur mit wenigen Begleitern gelang es König Peter, sich in das Schloß von Montiel zu werfen, wo er darauf von den Truppen du Guesclins eingeschlossen wurde. Bei Gelegenheit eines Fluchtversuchs ergriffen, wurde er als Gefangener in ein Zelt der Einschließungstruppen geführt. Als König Heinrich ihn hier aufsuchte, machte Peter einen Mordversuch gegen denselben. Heinrich sah sich zur Gegenwehr genöthigt, und Peter fiel im persönlichen Kampfe mit dem Halbbruder.

Während Bertrand du Guesclin in Spanien das Königreich Castilien erobern half, hatte ihn das Schicksal bereits für eine neue kriegerische Rolle in Frankreich ausersehen. Die Unzufriedenheit der unter englische Herrschaft gelangten ehemaligen französischen Provinzen führten zu neuen Verwickelungen zwischen Frankreich und England. Die Edelleute der Gascogne namentlich, welche sich den Engländern gegenüber zurückgesetzt und in ihren traditionellen

Rechten beeinträchtigt glaubten, beim Prinzen de Galles aber kein Gehör fanden, wandten sich mit ihren Klagen nach Paris. Um die Angelegenheit eingehend zu untersuchen, ließ Karl V. den Prinzen de Galles vor sein Parlament der Pairs entbieten, dieser aber lehnte solche Aufforderung mit Stolz ab und warf die widerspenstigen Edlen in den Kerker. Die Folge war die Kriegserklärung Frankreichs an England. Der Connetable von Frankreich, Moreau de Fiennes, der sich seines hohen Alters wegen jetzt zum Rücktritt von seiner Stellung veranlaßt sah, rieth dem Könige, Bertrand du Guesclin zu dieser Würde zu berufen, und mit Letzterem wurden daher diesbezügliche Verhandlungen angeknüpft. Bertrand befand sich zu dieser Zeit noch vor Toledo, nachdem aber durch den Tod Peters des Grausamen dem Königreich Castilien endlich der Frieden wiedergegeben war, stellte er sich dem König Karl zur Verfügung. Noch vor dem Verlassen Castiliens machte er sich von vornherein im hohen Grade um die Krone Frankreich verdient, indem er im Namen derselben mit König Heinrich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Engländer abschloß. Bertrand waren Nachrichten aus Frankreich zugegangen, wonach dort die Angelegenheiten keineswegs gut standen. Noch nie hatten sich die Engländer so aufgebracht gegen Frankreich gezeigt; schon war auch die Champagne und die Brie von ihren Truppen belegt. Sie beabsichtigten ferner, mit allen Streitkräften der Guyenne von der Landschaft Poitou aus in Frankreich einzubringen und nach allen Richtungen hin die äußersten Anstrengungen zu machen. Sobald Bertrand in Paris seine Instructionen vom Könige erhalten hatte, begab er sich nach Caën, um dort seine Kriegsvorbereitungen zu treffen.

Schon nach der Ankunft du Guesclins in Paris hatte sich der englische General Robert Knolle aus der Nähe dieser Stadt nach dem Loir zurückgezogen, um von dieser vortheilhaften Stellung aus zugleich des Poitou, Anjou, der Landschaft von Maine, der Touraine, Bretagne und Normandie Herr bleiben zu können. Er hatte seine Truppen vertheilt, um besser für ihren Unterhalt gesorgt zu sehen und auch ein größeres Gebiet besetzt zu halten. Im Rathe König Karls war demnach beschlossen worden, den Krieg in jenen Provinzen zu führen und den Feind gänzlich aus dem Landesgebiete dort zu vertreiben. Bertrand du Guesclin hatte dem Könige gerathen, eine Armee von 30000 Mann versammeln zu lassen; nach der Sachlage bei den Engländern zu urtheilen, würde eine solche Streitmacht genügen, um jene zur Rückkehr nach ihrer Insel zu zwingen und ihnen Alles zu entreißen, was sie in Frankreich bisher occupirt gehalten. Der stets sehr vorsichtige König hatte aber einen anderen Entschluß gefaßt und wollte überhaupt blos 1500 Gensdarmes aufgestellt haben, deren Bezahlung außerdem nur für zwei Monate vorausgesehen werden sollte. König Karl war der Meinung, daß man durch Aufstellung einer größeren Armee Frankreich auch einen großen Krieg zuziehen und aufbürden würde, indem die Engländer ihre einheimischen Zwistigkeiten vergessen und unter sich

zusammenhalten möchten, um nur einer so großen Streitmacht gegenüber Stand halten zu können. Andererseits sei anzunehmen, daß eine nur kleine in's Feld gestellte Truppenabtheilung von dem Feinde wohl mit einer gewissen Nichtachtung behandelt werden würde und daß eben deshalb auch eine solche geringe Truppenmasse, aus auserwählten Mannschaften zusammengesetzt und unter einem vorzüglichen Führer, nach und nach recht bedeutende Vortheile erringen könnte. So würde man also das, was man wünschte, auch erreichen, ohne sich in zu außerordentliche Ausgaben zu stürzen, die schließlich doch auf Kosten des Volkes gehen müßten, welches man aber stets so viel als möglich zu schonen verpflichtet wäre; außerdem wäre der Winter so nahe, daß eine Action von Bedeutung nicht mehr in Aussicht genommen werden könnte.

Bertrand du Guesclin war also zu Caën und rief dorthin seine Freunde und ehemaligen Waffengefährten zusammen. Sehr bald hatte er anstatt der 1500 Gensdarmes, die er für den Dienst des Königs aufstellen sollte, deren mehr als 3000 kriegsbereit. Darauf aufmerksam gemacht, daß er mehr Leute in sein Corps aufnahm, als er bezahlen dürfte, erwiderte er aber, wie er den vielen alten Soldaten, welche ihre Dienste angeboten, die Aufnahme nicht hätte verweigern mögen; denn ihre Beschäftigung wäre nun einmal der Krieg, und wenn man ihnen nicht Gelegenheit böte, dieser nachzugehen, so würden sie eben unnütze Leute und, um ihren Lebensunterhalt zu haben, schließlich auch schlechte Menschen, Räuber &c. Er habe also für richtiger befunden, sie bei sich zu behalten; sie würden ihm schon dazu dienen, die Engländer die Kosten der Equipirung bezahlen zu lassen; was aber die nöthigen Vorschüsse beträfe, so wäre er gern bereit, für diese Zwecke sein bewegliches Hab und Gut, sowie die Kleinodien seiner Frau zu verkaufen; jedenfalls würde der König ihn entschädigen, wenn er später einsähe, daß schließlich Alles nur für seinen Dienst geschehen wäre. Vorläufig brachte der alte Partisan ein sehr reiches und prachtvolles goldenes Tafelgeschirr zum Vorschein, das wohl mal dem Könige Peter dem Grausamen gehört haben mochte, und machte damit seine Soldaten bezahlt.

Bertrand du Guesclin setzte sich darauf in der Richtung auf Le Mans in Marsch, in Absicht, die Engländer an ihrer Versammlung zu hindern und sie vereinzelt zu schlagen. Der Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe. Der Befehlshaber der englischen Truppen Robert Knolle war zur Zeit auf einer Reise begriffen, und sein Stellvertreter, Thomas Grantson, glaubte in seinem Ehrgeiz, die Gelegenheit benutzen zu sollen, auf eigene Faust gegen die Franzosen vorzugehen und sie zu schlagen. Er stand mit 4000 Mann bei Pont Valain, durfte aber für den nächsten Tag schon die Ankunft einer gleichen Truppenzahl der englischen Streitkräfte erwarten. Er zögerte also nicht, den im Anmarsch befindlichen Bertrand du Guesclin nach der gespreizten Sitte damaliger Zeit durch einen Herold zur Schlacht herausfordern zu lassen. Nichts konnte Bertrand erwünschter sein. Derselbe er-

theilte dem Herold in ritterlicher Weise seine zusagende Antwort, vergaß dabei aber auch nicht seine Schlauheit als Condottiere. Nachdem er den Abgesandten des Gegners so festlich hatte bewirthen lassen, daß dieser schließlich gar nicht mehr an die sofortige Rückkehr zu seinem Herrn dachte, setzte sich du Guesclin noch in der Nacht mit allen seinen verfügbaren Kräften in Marsch, überfiel am frühen Morgen die feindlichen Truppen bei Pont Valain und schlug nachher auch die herbeigeeilten Unterstützungen. Der Feind wurde also vollständig zersprengt, Grantson aber von Bertrand persönlich gefangen genommen. Robert Knolle beeilte sich nach seiner Rückkehr in die Guyenne keineswegs, den Fehler seines Stellvertreters wieder gut zu machen, ging vielmehr in's Winterquartier in sein Haus zu Derval und ließ auch Huë de Caurelée und seine anderen Capitaines in ihren festen Plätzen sich ausruhen, bis daß das nächste Frühjahr wieder eine bessere Gelegenheit zur Eröffnung des Feldzuges bringen würde. Bertrand du Guesclin dagegen machte sich die Unthätigkeit seiner Gegner wohl zu Nutzen, setzte seine kriegerischen Unternehmungen im Lande Poitou fort und nahm dort einen Platz nach dem anderen. So erlangte er mitten im Winter viele Vortheile über den Gegner und drängte denselben immer weiter zurück. Doch erhielt du Guesclin vom Könige jetzt den Befehl, seine Truppen bis zum Frühjahr zu verabschieden und sich unverzüglich nach Paris zu begeben, wo der neue Feldzugsplan mit ihm vereinbart werden sollte. Der Courier hatte aber zum Verdruß von Bertrand kein Geld mitgebracht, um die Soldaten ablöhnen zu können. Letzterer mußte daher zu diesem Zwecke eine bedeutende Geldsumme verwenden, die er eben erst vom König Heinrich von Castilien zum Geschenk erhalten hatte. Du Guesclin sprach sich darüber auch sehr bitter gegen den Courier aus; es wäre eine Ungerechtigkeit, die Leute nicht zu entschädigen, welche alle Tage ihr Leben für die Ruhe und den Ruhm des Landes einsetzten, und wenn man in Zukunft nicht andere Maßregeln träfe, würde er dem Könige danken, ihm seinen Degen zurückgeben und sich nach Spanien zurückziehen; gar nicht zu entschuldigen wäre es aber, falls der König kein Geld hätte, und wenn derselbe nur gestattete, würde er, Bertrand du Guesclin, es wohl bei denen zu finden wissen, die die Finanzen des Landes mißbrauchten.

Bertrand entließ also seine Mannschaften bis auf wenige Compagnien, die zur Besetzung des eingenommenen Gebietes nothwendig waren, und ging nach Paris. Hier hatte er zunächst Gelegenheit, mit dem König über die finanzielle Lage des Landes zu sprechen. Der König wollte ihm 20000 Fr. für die Besoldung der Truppen geben; sehr charakteristisch für den biederen Haudegen war aber, wie er diesen Entschluß seines Kriegsherrn aufnahm.

„Zwanzigtausend Francs, Sire? Gütiger Gott, das ist kaum für ein Frühstück! und ich muß mich über den elenden Stand der Finanzen verwundern; zu meinem Leidwesen kann ich nicht verstehen, wie ein weiser und mächtiger König kein Geld haben soll, während das Volk so ungeheuere

Summen für ihn bezahlt, und ich muß daher glauben, daß auch nicht der zehnte Theil des Geldes, welches erhoben wird, in die königlichen Kassen fließt. Wenn dem aber so ist, so wäre es freilich besser, alle Lasten aufzuheben, so daß das Volk ohne so große Abgaben leben könnte. Ferner wäre es wohl angezeigt, die Finanzbeamten über den Verbleib des Geldes zu befragen und sie wegen ihres Verfahrens zur Rechenschaft zu ziehen. Und, Sire, sollen die Herren von der Kirche nicht zu den Staatskosten beitragen, während sie gerade alljährlich so große Einnahmen aus dem Lande ziehen? Und wollten Sie sich einreden lassen, daß dies ein Gebot der Religion sei, dieselben sich ihrer vollen Einkünfte erfreuen, sie in großer Behäbigkeit und in behaglicher Ruhe leben zu lassen, während gerade in diesen bösen Zeiten der Adel sein Hab und Gut opfert, sowie alle Tage sein Leben für die Vertheidigung des Königreichs in Gefahr bringt, und während die armen Landleute unausgesetzt und angestrengt arbeiten, um die Mittel zu beschaffen, den Staat zu erhalten. Wenn die Herren von der Kirche die Güter derselben gebrauchten, wie sie dies thun sollten, und wenn sie solche verwendeten zu Almosen und zu guten Werken, würden sie vielleicht noch einen Grund haben, eine Ausnahmestellung einnehmen zu wollen, Sie wissen aber, Sire, wie die Sache liegt. Ich habe sagen hören, wie man aus der Geschichte ersehen könnte, daß einige Ihrer Vorgänger die Einkünfte der geistlichen Beneficien nahmen, um ihre Armeen zu unterhalten; dies erschien damals recht und war es thatsächlich auch, heute aber verschanzen sich die Geistlichen hinter der Religion, wenn man davon spricht, einen Gulden von ihnen verlangen zu wollen, und sagen einfach, daß solche Forderungen ketzerische wären. Sollen endlich, Sire, die Advocaten, die Leute von der Feder und der Politik" — der alte Haudegen nennt sie: gens de chicane — „Nichts für das allgemeine Wohl beitragen, und sollen sie ganz nach ihrem Gefallen die öffentlichen, wie die Privatangelegenheiten ausbeuten können? Dies Alles sind unschädliche und gerechte Mittel, Geld zu finden, und wenn Sie mir die Genehmigung zum Handeln ertheilen wollen, so werde ich dieselben wohl in Ausführung bringen und werde veranlassen, daß die reichen Leute, welche nicht auf andere Weise dem königlichen Dienste zu nützen vermögen, wenigstens ihre Geldbeutel öffnen, und daß die armen Leute geschont werden." Der König hatte Bertrand du Guesclins Rede mit großem Wohlgefallen angehört, konnte ihn aber auch bezüglich der nöthigen Geldmittel beruhigen, denn es waren die entsprechenden Befehle bereits erlassen worden. Der Connetable vermochte also seine Anordnungen für den nächsten Feldzug zu treffen und bestimmte für Ende März Saumur zum allgemeinen Sammelpunkte.

Im Feldzuge von 1371 handelte es sich dann im Wesentlichen um die Landschaften Poitou und Saintonge. Bertrand nahm durch Ueberraschung und Ueberfall, oder auch mit stürmender Hand eine große Anzahl

fester Plätze und Städte, darunter auch die Hauptpunkte Poitiers und la Rochelle. Die englischen Truppen unter dem Captal de Buch, welche im Poitou noch das freie Feld behauptet, hatten sich schließlich nach Nyort zurückziehen müssen. Bei der Belagerung bezw. Einschließung von la Rochelle war auch die castilische Flotte thätig gewesen, nachdem sie das englische Geschwader unter Pembroke geschlagen hatte.

Im Frühjahr 1372 setzte Bertrand du Guesclin die Operationen im Poitou wieder fort. Die britische Flotte, welche Verstärkungen hatte bringen sollen, war durch widrige Winde gezwungen worden, unverrichteter Sache nach dem heimischen Hafen zurückzukehren, die Engländer vermochten daher im Poitou keine Truppen mehr in's Feld zu stellen. Der Connetable von Frankreich nahm jetzt auch Nyort und sämmtliche Schlösser, feste Plätze und Städte, welche der Feind überhaupt noch inne gehabt. So hatte denn Bertrand du Guesclin nicht allein durch seine Tapferkeit, sondern namentlich auch durch seine klugen Maßnahmen und überraschende Schnelligkeit ganz Poitou und die Saintonge von den Engländern befreit und diese Gebiete wieder dem Könige von Frankreich unterworfen. Der Connetable wurde dann nach Paris berufen, wo er seine Instructionen für den bevorstehenden Krieg in der Bretagne erhalten sollte.

Jean de Montfort, Herzog der Bretagne, hatte sich schließlich doch nicht völlig den Verpflichtungen zu entziehen vermocht, die er seinem Schwiegervater, dem Könige von England, gegenüber zu haben glaubte, und an welche ihn namentlich die neuesten Ereignisse so lebhaft mahnten. Auch durch seine Gemahlin und durch die Engländer, welche um deren Person waren, wurde er wohl noch in seiner Neigung bestärkt, gegen Frankreich Partei zu nehmen. Unter den obwaltenden Verhältnissen sah er ferner sein eigenes Interesse in Frage kommen. Wenn die Engländer endlich auch aus der Guyenne vertrieben wurden, konnte die Gräfin von Penthièvre, die Wittwe Karls von Blois, wieder mit ihren Ansprüchen kommen und ihm den Besitz der Bretagne streitig machen. Möglicher Weise wurde sie dann dabei durch die französischen Waffen, durch den Einfluß des Herzogs von Anjou, ihres Schwiegersohnes, und durch die angesehensten Edelleute der Bretagne unterstützt, welche Letzteren stets ihre Partei genommen hatten. Der Herzog war auch der Meinung, daß die Eroberungen des Connetable von Frankreich im Poitou und in der Saintonge rechtlich sich nicht begründen ließen, und daß es ein willkürlicher Gewaltact Frankreichs war, dem Könige Eduard die Provinzen wegzunehmen, welche derselbe in Folge eines zwischen den beiden Reichen abgeschlossenen Friedenstractates besaß. Jean de Montfort sah sich aber außer Stande, Etwas dagegen zu thun. Seine Freunde waren ohnmächtig, der König von England aber von Alter und Sorgen gedrückt. Die Franzosen sahen sich dagegen überall im Vortheil, und die Bretonen, welche eifersüchtig waren, daß ihr Herzog die Engländer bei sich hielt, wollten nicht mehr zu ihm

stehen und hatten sich dem Könige Karl von Frankreich zugewendet. Als dieser Bertrand du Guesclin zum Connetable gemacht, hatte er zugleich die einflußreichsten Edelleute der Bretagne in ihrem Ansehen erhöht; er hatte ihnen auch hohe Anstellungen gegeben und hielt sie seitdem an sich gefesselt, nicht allein durch die ihnen fortgesetzt zu Theil werdenden Begünstigungen, sondern auch durch die noch größeren Hoffnungen, die er ihnen erweckte. Allerdings hatte der Herzog auch einen gewissen Nutzen davon, wenn seine Unterthanen in Frankreich Dienste nahmen. Wie viele erwarben sich dort nicht große Vermögen, lernten außerdem dort das Kriegshandwerk und verbanden dann mit ihrer natürlichen Beanlagung als Soldaten auch noch die Erfahrung; es gab auch damals in Europa kein anderes Volk mehr, welches verhältnißmäßig so viel kriegserfahrene Soldaten und tüchtige Truppenführer zu stellen vermochte, als gerade das der Bretagne. Endlich kannte der Herzog wohl den Patriotismus seiner Bretonen und war überzeugt, daß sie niemals der Unterjochung ihres Vaterlandes zustimmen würden. Andererseits sah sich Montfort auch durch Verträge und Versprechungen an Frankreich gebunden, und er durfte nicht im Zweifel sein darüber, daß seine Parteinahme für England als ein Vertrauensbruch angesehen werden und dieser dann als Vorwand dienen würde, ihn seiner Lande für verlustig zu erklären. König Eduard ließ indessen den Grafen von Montfort zu Rüstungen im Interesse Englands drängen. Die Verhandlungen zwischen beiden Fürsten konnten aber nicht so verborgen bleiben, daß nicht auch der König von Frankreich Kenntniß davon erhielt. Derselbe benachrichtigte nun die bretonischen Edelleute davon, und diese gewannen daraus nur die Ueberzeugung, daß, wenn der Herzog die Engländer in die Bretagne hineinziehen wollte, dies hauptsächlich geschähe, um sich an ihnen zu rächen und sie ihrer Güter zu berauben. Sie waren daher darauf bedacht, dem Schlage, der sie bedrohte, zuvorzukommen, oder sich wenigstens gegen ihn zu decken, und bereiteten sich darauf vor, sich nöthigen Falls der festen Plätze zu bemächtigen und die Fremden von hier zu vertreiben; man setzte sich diesbezüglich mit den Städten, sowie der Landbevölkerung in's Einvernehmen. König Karl ließ aber den Herzog auffordern, als sein Vasall sich mit ihm gegen Frankreichs Feinde zu verbinden, wogegen dieser auf den Vertrag von Bretigny hinwies, nach welchem der Herzog nicht gezwungen werden dürfte, gegen England zu rüsten.

Jean de Montfort sah sich sogar veranlaßt, den Engländern einige Garnisonen einzuräumen. Dies war denn für die bretonischen Edelleute das Signal zum Aufstande. Die Seigneurs Graf von Laval, Vicomte de Rohan und Robert de Quitté bemächtigten sich sofort der Städte Rennes, Vannes und Dinan; bald geriethen auch noch andere Plätze in ihre Gewalt, und es nahmen die offenen Feindseligkeiten im Lande einen immer größeren Umfang an. Die bretonischen Edlen hegten die Befürchtung, daß die Engländer die Bretagne vollständig unterwerfen wollten, daß der Herzog seine

Krone verlieren, sie selbst aber des Erbes ihrer Vorfahren beraubt werden würden und daß das ganze bretonische Volk seinen alten Feinden, den Engländern in die Hände gerathen könnte. In diesen schweren Sorgen wandten sie sich an den König von Frankreich um Hilfe und baten ihn, Bertrand du Guesclin mit Truppen nach der Bretagne zu schicken.

Der Connetable rückte dem zu Folge mit 4000 Mann von Pontorson aus in das Herzogthum ein. Hier schlossen sich ihm sofort die bretonischen Seigneurs an; das Land war im vollen Kriege, nicht nur gegen die Engländer, sondern auch gegen seinen Herzog. Die Erbitterung gegen Letzteren steigerte sich aber noch, als der Engländer Neufville mit 16000 Mann bei Saint Mahé landete. Der Kampf gestaltete sich immer mehr zu einem ganz besonders blutigen und grausamen. Die Engländer sahen sich zwar genöthigt, hauptsächlich in ihren festen Plätzen sich zu halten, versäumten jedoch keine Gelegenheit, durch blutige Streifzüge im Lande sich zu rächen. Jean de Montfort hielt daher für gerathen, für seine Person das Herzogthum auf einige Zeit zu verlassen und sich nach England zurückzuziehen. Seine Unterthanen konnten ihm dann doch nicht mehr all das Böse zum Vorwurf machen, das ihnen ferner noch widerfuhr. Auch hoffte er, daß, wenn der bretonische Adel schließlich nur noch an die Vertheidigung des Landes gegen den äußeren Feind zu denken hatte, derselbe endlich wohl bestrebt sein würde, sämmtliche Fremde, Engländer sowohl wie Franzosen aus dem Herzogthume zu vertreiben. Montfort hatte Robert Knolle zu seinem Generallieutenant ernannt. Bertrand du Guesclin suchte ebenfalls den möglichsten Vortheil aus der Abwesenheit des Herzogs zu ziehen, indem er darauf hielt, die Engländer möglichst nur durch die Beihilfe der Bürgerschaft aus den Städten des Landes zu verjagen. Allein in den Fällen, wo es unumgänglich nothwendig wurde, brauchte er selbst Waffengewalt. So gelang es ihm denn, sich der meisten festen Plätze und Städte zu bemächtigen. Doch wurde er bald nach einem anderen Kriegsschauplatze abberufen.

Die Herzöge von Lancastre und von der Bretagne waren mit frischen Streitkräften bei Calais gelandet, und von allen Seiten strömten ihnen Leute zu, um in der Engländer Reihen am Kriege Theil zu nehmen. Karl V. hatte seinerseits Vorkehrungen getroffen, daß seine Truppen in der Champagne und Pikardie sich zur Gegenwehr sammelten. Der Feind drang bereits, 60000 Mann stark, in letzterer Provinz vor, als Bertrand du Guesclin dort anlangte. Es kam jetzt zu jenem in der Kriegsgeschichte des Mittelalters denkwürdigen Feldzuge, in welchem sich die Engländer ohne Ruhe und Rast durch die Landschaften Forêt, Auvergne und Limousin über die Loire, den Allier, die Dordogne und den Lot bis nach Bordeaux drängen lassen mußten, ohne Gelegenheit für eine Schlacht finden, ohne irgend einer Stadt sich bemächtigen zu können. Dabei war in der englischen Armee der Mangel an Lebensmitteln überaus groß; durch Hunger und Strapazen erschöpfte Soldaten bedeckten schließlich die Heerstraßen, und überall fand man verlassene Pferde

und liegen gebliebene Feldgeräthe. Endlich waren auch Mißhelligkeiten zwischen den beiden Herzögen eingetreten; letztere trennten sich, und als ihre Schaaren Weihnachten 1373 bei Bergerac und Bordeaux angelangten, waren dieselben überhaupt nur noch 6000 Mann stark.

Nach beendetem Feldzuge ging Bertrand du Guesclin für den Rest des Winters nach seinem Heim zurück. Er hatte 1371 seine Gattin Tienphaine de Raguenel verloren, dieselbe war kinderlos gestorben. Jetzt verheirathete er sich mit Jeanne de Laval, einer Dame aus einer der ersten Familien der Bretagne. Aus dieser zweiten Ehe hatte du Guesclin später einen Sohn, der dann sein Erbe wurde.

Im folgenden Jahre war Bertrand du Guesclin in der Gascogne thätig, um dieses Land für Frankreich zu gewinnen. Der Herzog Montfort benutzte indessen die Abwesenheit des Connetables und versuchte wieder in der Bretagne festen Fuß zu fassen. Da jedoch jetzt zu Brügge zwischen England und Frankreich ein allgemeiner Waffenstillstand abgeschlossen wurde, mußte Graf von Montfort seine Sache in der Bretagne vorläufig aufgeben und ging nach England zurück. Bertrand du Guesclin erhielt für seine neuesten Verdienste die Grafschaft Pontorson für sich und seine Nachkommen von König Karl V. zum Geschenk.

Es ruhten jetzt während einiger Jahre die Waffen; auch war der 1377 erfolgte Tod des Königs Eduard III. von England insofern ein günstiges Ereigniß für Frankreich, als der Nachfolger Richard, der Sohn des Prinzen von Wales, noch sehr jung war und somit der Friede noch für einige Zeit gesichert schien. Andererseits kam es aber zum Kriege zwischen Frankreich und dem Könige von Navarra, welcher Letztere beschuldigt worden, gegen Karl V. einen Vergiftungsversuch geplant zu haben. Bertrand du Guesclin drang in die Normandie ein und kämpfte dort im Verein mit dem Könige von Castilien. Karl II. von Navarra erhielt zwar Unterstützung von England, indem Robert le Roux mit einem englischen Corps Cherbourg besetzte, der Herzog von Lancastre aber mit einem anderen St. Malo belagerte, nachdem jedoch Bertrand du Guesclin letzteren Platz entsetzt hatte, gingen die Engländer nach ihrer Insel zurück. Der Connetable focht dann mit dem Herzog von Anjou zusammen in der Gascogne, wurde aber noch vor der vollständigen Unterwerfung dieses Landes nach Paris zum Könige gerufen.

Karl V. hatte den in England weilenden Herzog der Bretagne vor sein Parlament der Pairs gefordert, damit er sich hier wegen seines Verhaltens der Krone Frankreichs gegenüber verantworte. Da der Herzog nicht erschienen war, auch keinen Sachwalter für sich gesandt hatte, so wurde er schließlich in contumaciam als Rebell und seines Herzogthums verlustig erklärt, die Bretagne aber der Krone Frankreich einverleibt. Der König hatte darauf gerechnet, daß der bretonische Adel mit seinem Verfahren einverstanden sein würde, er glaubte, durch seine Wohlthaten und Ehrungen denselben vollständig für sich gewonnen zu haben. Karl V. hatte auch die

Seigneurs der Bretagne in Paris um sich versammelt gehabt und ihnen die Gründe, sowie die Zweckmäßigkeit seiner Handlungsweise entwickelt. Die Edelleute hatten jedoch den König inständig gebeten, zu bedenken, daß der Herzog sein naher Verwandter sei, deshalb Gnade für Recht an ihm ergehen zu lassen und ihm zu verzeihen. Karl V. hatte ausweichend geantwortet, weil er bereits seinen Entschluß gefaßt und nicht mehr ändern wollte.

Ob Bertrand du Guesclin von dem Vorhaben des Königs vorher Etwas gewußt und wie er zutreffenden Falls sich zu diesen Plänen gestellt hatte, ist nirgends ersichtlich. Jedenfalls trat aber durch diese Angelegenheit ein Wendepunkt in dem Glück du Guesclins ein. In der Bretagne bereitete sich plötzlich ein vollständiger Umschwung zu Gunsten des Herzogs vor; Schmerz und Verzweiflung erfüllte die Bevölkerung, daß man sie ihres legitimen Fürsten berauben und aus ihrem Lande eine französische Provinz machen wollte. Die bretonischen Grundherren verließen den Dienst des Königs von Frankreich, denn sie erinnerten sich jetzt ihrer alten Verpflichtungen gegen ihren Herzog und wollten sich nun diesen wieder weihen. Jean de Montfort wurde schließlich aus seiner freiwilligen Verbannung wieder zurückgerufen und in allen Städten und Plätzen mit stürmischem Jubel empfangen.

Karl V. hatte sich zu seinem großen Aerger in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen. Er beauftragte jetzt Bertrand du Guesclin, nach der Bretagne zu gehen, und zwar weniger, um dieses Land durch eine energische Kriegführung zu unterwerfen, als um die Truppen, welche sich dort schon zu sehr engagirt hatten, mit Ehren wieder herauszuziehen. Der König sprach die Hoffnung aus, daß du Guesclins Anwesenheit dort das Ansehen seiner Waffen wieder herstellen würde und daß die Vortheile, welche er dort erränge, eine vollständige Beilegung der ganzen Angelegenheit ermöglichen möchten.

Bertrand du Guesclin sah wohl ein, daß die Nothwendigkeit ihm gebot, dem Befehle des Königs zu gehorchen; er setzte sich also mit seinen Compagnien in Marsch, die gewöhnt waren, ihm überall hin zu folgen. Als er aber nach der Bretagne kam, sah er nicht mehr, wie früher, die Bevölkerung von allen Seiten herbeiströmen, um ihn sehen zu wollen, hörte er sich nicht mehr den Befreier und den Ruhm des Vaterlandes nennen. Aus den Städten kamen keine Deputationen mehr, um ihn aufzufordern, sie zu besuchen, und aus den festen Plätzen eilten nicht mehr die Soldaten ihm entgegen, um ihn zu empfangen und ihn ihres Gehorsams zu versichern. Ganz im Gegentheil machte die Kunde von seinem Anmarsche jede Gegend zur häßlichen Einöde. Alles floh vor ihm, überall begegnete er nur Scenen des Schreckens und den Kennzeichen eines allgemeines Hasses; er sah sich als Geächteten in seinem eigenen Vaterlande. Der Einzug in die Städte wurde ihm verweigert und, wenn die Besatzungen ihm entgegenzogen, so geschah dies nur, um ihm als Feind gegenüberzutreten, um ihn

anzugreifen. Er fand jetzt keine Möglichkeit mehr, zu siegen, wie ehemals, und war leider gezwungen, dieselben Soldaten zu bekämpfen, die ihm einst geholfen hatten, so viele Schlachten zu gewinnen und die gerade unter ihm gelernt hatten, niemals besiegt zu werden. Des Connetable eigene Truppen verminderten sich auch unausgesetzt, und der größte Theil seiner Gensdarmes verließ ihn, um sich wieder mit den alten Kameraden zu vereinigen. Es erging in Folge dessen in Frankreich der Befehl an alle Bretonen, aus dem Dienste des Königs zu scheiden und das Königreich zu verlassen. Doch war es ein sehr böser und schlechter Rathschlag gewesen, der zu dieser Anordnung geführt hatte. Die unausbleibliche Folge der Maßregel mußte sein, daß der Connetable und seine Unterführer jetzt auch noch den Rest der alten bretonischen Kriegsleute verloren. Der Herzog von Anjou rückte zwar zur Unterstützung von du Guesclin heran, aber auch dies vermochte nur wenig zu nützen. Man schloß schließlich wiederholt Waffenruhen ab, die aber immer nicht von langer Dauer sein konnten. Im Uebrigen suchte sich nur Jeder möglichst fest zu setzen und zu sichern, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, den Gegner zu überraschen.

Das war also nicht mehr die frische und fröhliche, die ruhmvolle Art und Weise, mit der Bertrand du Guesclin früher seine Kriege geführt hatte. Derselbe fühlte sich auch von einer tiefen Mißstimmung ergriffen. Er wurde beim König vorstellig, ihn nach Hause gehen zu lassen, oder ihn anderswo zu verwenden, denn er wäre es müde, der Schrecken und Abscheu seiner Verwandten, seiner Freunde, seiner Mitpatrioten und seiner alten Waffengefährten zu sein. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß schließlich die Verleumdung ihr häßliches Schlangenhaupt erhob und ihr Gift gegen den unglücklichen Connetable richtete. Bei Hofe flüsterte man, daß Bertrand du Guesclin in der Sache der Bretagne jetzt allerdings nicht mehr mit derselben Ergebenheit dem Könige gedient hätte, wie bei früheren Gelegenheiten, und daß er wohl im Einverständniß mit dem Herzoge und mit den Edelleuten von dessen Partei sich befände. Die böswilligen Gerüchte gelangten auch zu Ohren des Connetable. Es war diese Verdächtigung jedenfalls wohl der schwerste Schlag, der den alten Kriegshelden treffen konnte. Bertrand du Guesclin protestirte öffentlich gegen die ihm angethane Schmach, verließ die Armee und erklärte, daß er unter solchen Umständen nicht mehr den Degen des Connetable führen und sich nach Spanien begeben wolle, um dort sein Leben zu beschließen. Er schrieb an Karl V., beklagte sich über die schwere Beleidigung, welche die Feinde seiner Ehre zugefügt hätten, und bat den König, den Degen zurückzunehmen, mit dem er ihn in so hohem Maße geehrt hätte; er müsse aber sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen und fühle sich daher verpflichtet, dem Könige zu erklären, daß er bei allen und jeden Gelegenheiten stets von derselben Pflichttreue, von demselben Diensteifer beseelt gewesen sei; auch in dem letzten Kriege habe selbst die tiefe Trauer, die schmerzliche Betrübniß dar-

über, daß er leider genöthigt gewesen wäre, so unendliches Unglück über sein eigenes Vaterland zu bringen, niemals doch seine gewissenhafte Pflichterfüllung gegen den König irgendwie beeinträchtigen können. Karl V. suchte in einem eigenhändigen Schreiben seinen Connetable zu beruhigen und ihm Genugthuung zu geben. Zugleich entsendete er die Herzöge von Anjou und von Bourbon nach Pontorson, wohin sich du Guesclin zurückgezogen hatte; dieselben sollten ihn zu fernerem Verbleiben in seiner Stellung bewegen. Diese Vermittlung schien aber ganz ohne Erfolg bleiben zu sollen. als der kluge König den richtigen Ausweg zu finden wußte und durch einen zweiten Brief an seinen Connetable den Ausschlag gab. Karl V. theilte darin mit, daß nach eingegangenen Nachrichten die französischen Truppen in der Guyenne aus den festen Plätzen, welche sie in der letzten Zeit erobert hatten, von den Engländern wieder vertrieben worden wären, und erklärte, daß nur allein die Weisheit und Tapferkeit du Guesclins im Stande sei, das königliche Ansehen im jenem Lande wieder herzustellen; er glaubte daher von der unverbrüchlichen Treue seines bewährten Freundes und Connetable sich wohl versprechen zu dürfen, daß derselbe auch diesen neuen großen Dienst dem Könige leisten und die Armee nach dem bedrohten Gebiete führen werde.

Bertrand du Guesclin war jetzt bereit, den Befehlen des Königs nachzukommen, erklärte aber mit Bestimmtheit, Frankreich verlassen zu wollen, sobald er den Feind aus der Guyenne vertrieben haben würde. Der Connetable begab sich dann zunächst nach Paris. Hier wurde er von Karl V. auf das Gnädigste empfangen, auch suchte der König ihm eine neue Genugthuung zu bereiten. Bei Gelegenheit einer längeren Unterredung sagte er ihm, daß er ihn aus der Bretagne abberufen habe, weil er dort seiner nicht mehr benöthigt sei; bezüglich des Herzogs der Bretagne sei Karls Absicht niemals eine andere gewesen, als denselben nur von den Interessen der Feinde des Königs zu trennen; er wolle auch jetzt noch immer den Herzog erhalten und bewahren und wünsche nur, daß derselbe die Protection des Königs auch verdiene; weit entfernt also davon, den Herzog berauben zu wollen, sei der König im Gegentheil bemüht, es dahin zu bringen, daß der Herzog mit ihm in engere Verbindung trete und ein guter Franzose werde; was der König diesbezüglich wünschte, würde ebensowohl zu des Herzogs, wie zu Frankreichs Vortheil gereichen und, wie der König die Sache ansähe, wäre sie schließlich viel besser durch Nachgiebigkeit und liebevolle Rücksicht, als durch Waffengewalt zu erreichen. Ob Bertrand du Guesclin durch die Worte des Königs sich auch bezüglich dessen Absichten hatte überzeugen lassen, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls wußte aber der alte Haudegen, daß für Frankreich die Trauben in der Bretagne vorläufig noch zu sauer waren.

Der Connetable zog also von Neuem gegen die Engländer zu Felde, mochte dies aber wohl nicht mehr mit der alten Zuversicht, mit dem bisher gewohnten Vertrauen thun.

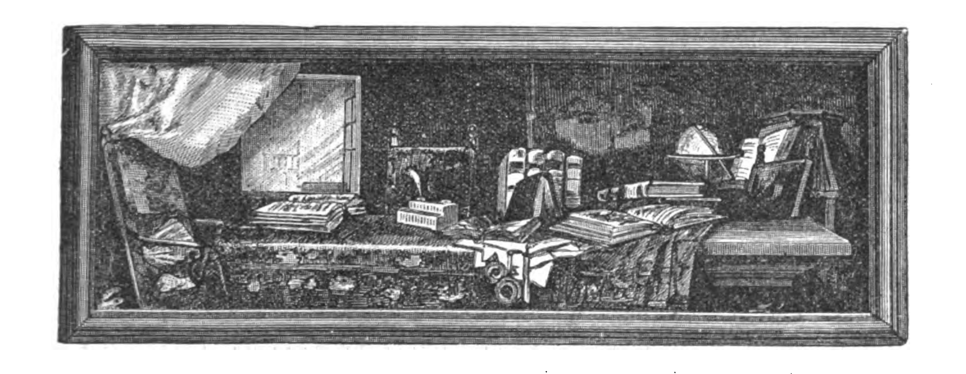
Bei der Verabschiedung vom Könige, die thatsächlich auch die letzte im Leben sein sollte, sprach Bertrand du Guesclin seine Gedanken und Gefühle nochmals dahin aus, wie die letzten Feldzüge so recht den Pflichteifer und die Tapferkeit der Bretonen zur Geltung gebracht hätten, daß diese selbst vor allen Franzosen die treuesten Diener des Königs gewesen wären und am allermeisten zu den günstigen Erfolgen seiner Waffen beigetragen hätten. Er sähe daher voraus, wie in dem bevorstehenden Feldzuge man wohl merken würde, daß die Bretonen in seinen Compagnien fehlten. Auch mache sich bei ihm allmählich das Gewicht der Jahre geltend, ohne daß er indessen der Arbeit etwa schon überdrüssig wäre; er fühle aber, daß sein Adler nicht mehr mit der früheren Kraft und Leichtigkeit seinen Flug nehme, namentlich seit man demselben durch Verabschiedung von du Guesclins alten Waffengefährten die Federn ausgerissen habe. Er verspreche sich also nicht mehr viel davon, zu siegen, da er von denjenigen getrennt sei, deren Muth ihn einst Städte erobern und Schlachten gewinnen machte. —

Bei der Belagerung des Schlosses Rendon in Givaudin erkrankte Bertrand du Guesclin schwer an einem hitzigen Fieber: am 13. Juli 1380 erlag er dieser Krankheit. Der Connetable fand seine letzte Ruhestätte in der Kirche von St. Denis neben dem königlichen Grabgewölbe. Der König erwies ihm also die höchsten Ehren und zollte damit noch dem Todten den Dank, den der Lebende wohl um ihn verdient hatte.

König Karl V. wird uns in der Geschichte als ein wohlunterrichteter, aufgeklärter, sehr kluger und einsichtsvoller Fürst geschildert. Er soll zwar sehr bedächtig gewesen sein, aber seiner Ziele sich wohl bewußt, freilich auch nicht ohne Hinterlist und Neigung zur Täuschung. Unverkennbar war König Karl in der Diplomatie, in der Politik seinem Connetable Bertrand du Guesclin bedeutend über und suchte denselben als Werkzeug in der Bretagne zu benutzen. Wenn Letzterer aber auch als Soldat sein Glück außerhalb seines Vaterlandes gesucht hatte, so mußte er doch immer ein Sohn der Bretagne bleiben.

Als daher Karl V. seine Hand nach der Bretagne ausstreckte, dieses Land seinem rechtmäßigen Herrscher nehmen wollte und seinen Connetable du Guesclin mit diesem Acte der Gewalt beauftragte, da mochte sich in Letzterem der Widerstreit erheben zwischen seinen Pflichten als Diener eines fremden Staates und andererseits seiner Vaterlandsliebe. Hierin kann wohl der Dichter den tragischen Conflict in dem Leben Bertrands du Guesclin finden. Ob Letzterer aber wirklich diesen Zwiespalt schwer empfunden hat, könnte wohl erst durch eine eingehendere Untersuchung festgestellt werden. Näherliegend dürfte jedenfalls das Urtheil erscheinen, daß Bertrand du Guesclin auch als Connetable von Frankreich seinem ganzen Wesen nach noch immer der alte bretonische Partisan geblieben war.

---



# Die unbekannte Naturwissenschaft.

Von

**Karl du Prel.**

— München. —

Die Geschichte der Wissenschaften bildet die Glanzseite der Culturgeschichte. Wenn wir die Entwickelung der verschiedenen Wissenszweige überblicken und bei den oft wunderbaren Gedankenoperationen verweilen, womit hervorragende Geister zu ihren umwälzenden Entdeckungen kamen; oder wenn wir gar die zusammengetragene Summe des menschlichen Wissens, in Lehrbüchern verdichtet und geordnet, betrachten, so macht uns das geneigt, eine hohe Meinung von der Menschheit zu fassen.

Aber die Geschichte der Wissenschaften hat auch eine sehr trübe Seite. Sie zeigt uns, daß die Anzahl der wirklich hervorragenden Geister immer nur eine sehr geringe war; daß diese immer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, um die Anerkennung der von ihnen entdeckten Wahrheiten zu erzwingen; daß viele von ihnen — und gerade die Besten — ein Leben voll Entbehrungen führten und, ohne gewürdigt worden zu sein, in die Grube sanken; daß gerade die wissenschaftlichen Vertreter der jeweilig herrschenden Ideen oft jedes Abweichen von diesen als ein Abweichen von der Wissenschaft selbst gebrandmarkt haben und sogar zu bloßen Kärrnerdiensten für jene Könige untauglich waren. Jeder Vertreter einer neuen Wahrheit ist mehr oder weniger ein Märtyrer der Wahrheit. Es stirbt oft in Armuth ein Erfinder, aber nach seinem Tode bereichern sich Dutzende von Fabrikanten an seiner Geistesarbeit. Es stirbt oft ruhmlos ein Entdecker, weil er das große Unrecht hatte, zu früh

im Recht zu sein; aber der spätere Plagiator, der die richtige Zeit abgewartet hat, wird mit Ehren überschüttet.

Diese Geschichte der Wissenschaften ist noch nicht geschrieben worden; aber sie würde beitragen zur Selbsterkenntniß der Menschheit im Sinne der Bescheidenheit.

Die Menschheit als Ganzes hat kein Recht, auf den Fortschritt der Wissenschaft stolz zu sein. Er geht immer nur von Einzelnen aus, die schlecht genug behandelt werden, und vollzieht sich nur trotz des Widerstandes der übrigen Masse, die immer nur ein Hemmschuh des Fortschrittes ist. Es ist aber kein Verdienst, den schließlichen Sieg des Wahren und Guten nicht hindern zu können.

Betrachten wir das Resultat der Cultur, dann sind wir Optimisten; verfolgen wir aber den vorangegangenen Proceß, dann kann unser Urtheil über die Menschheit nur pessimistisch ausfallen. Man kann nicht stolz sein, einer Rasse anzugehören, die einen Christus an's Kreuz schlug, einem Sokrates den Giftbecher reichte, einen Camoens verhungern ließ und einen Giordano Bruno verbrannte, kurz, die ihren edelsten Söhnen immer das Martyrium bereitet hat.

Wenn eine neue Wahrheit entdeckt wird, so tritt sie, gleich einer Offenbarung als Lichtblitz im Gehirn eines Einzelnen auf; ihm gegenüber aber stehen die Millionen seiner Zeitgenossen mit allen ihren Vorurtheilen. In der Schwierigkeit, alle diese Gegner zu bekehren und die alten Vorurtheile erst zu beseitigen, liegt oft das traurige Schicksal des Entdeckers. Zwar ist die Macht der Wahrheit groß; aber je weiter sie von den herrschenden Ideen abliegt, je weniger die Menschheit darauf vorbereitet ist, desto schwerer macht sie sich Bahn. Gerade weil sie nach der schließlichen Anerkennung umwälzend wirken wird, hat sie zu Beginn den schwierigsten Stand. Mit ihr aber auch ihr Entdecker. Es ist in der Welt so eingerichtet, daß, wer einen Baum pflanzt, die Früchte desselben nicht pflücken wird, die einer späteren Generation mühelos in den Schooß fallen.

Es frägt sich nun, ob jene trübe Seite der Geschichte der Wissenschaften ihre unvermeidliche Begleiterscheinung bleiben, oder ob vielleicht eine Zeit kommen wird, in der die Menschheit größere Empfänglichkeit für neue Wahrheiten zeigen und ihren Vertretern ein besseres Loos, als bisher, bereiten wird. Das Letztere wird dann eintreten, wenn wir aus der Geschichte der Wissenschaften gelernt haben werden, daß neue Wahrheiten, gerade wenn sie von umwälzender Bedeutung sind, nicht plausibel sein können, sondern paradox sein müssen; daß ferner die Allgemeinheit einer Meinung durchaus keinen Beweis ihrer Wahrheit enthält; daß der Fortschritt einen Wechsel der Meinungen bedeutet, welcher Wechsel von Einzelnen vorbereitet und dann von Minoritäten weiter verbreitet wird. Es wird also besser werden, wenn wir aus unserer Culturgeschichte die Achtung der Minoritäten gelernt haben werden. Wir dürfen nie vergessen, daß alle Majoritäten aus an-

fänglichen Minoritäten hervorgegangen sind, daß also keine Meinung blos wegen der Minderzahl ihrer Vertreter abgelehnt werden darf, sondern vielmehr ohne jedes Vorurtheil geprüft werden muß, weil das Paradoxe ein Merkmal jeder neuen Wahrheit ist.

Andererseits aber soll in der Entwickelung der Wissenschaften der conservative Zug nie verloren gehen; ihr Licht soll stetig und ruhig leuchten und darf nicht im beständigen Wechsel der Meinungen hin und her flackern. Auch kommt es für den Fortschritt der Menschheit nicht darauf an, daß Einzelne als ragende Häupter sich auszeichnen, sondern vielmehr darauf, daß die Menschheit als möglichst homogene Masse sich weiterentwickelt, daher denn jeder gesunde Fortschritt nur ein langsamer sein kann. Endlich muß aber jede neue Wahrheit zunächst nur als Hypothese angesehen werden, und je tiefer sie greift, desto größer ist das Erscheinungsgebiet, womit sie sich auseinander zu setzen hat, desto länger also dauert ihre Prüfungszeit, von der sich nicht Umgang nehmen läßt. Entdecker sollen sich also sagen, daß sie nur Pfadfinder sind, denen erst mit der Zeit die Ansiedler folgen können. Denn im Grunde genommen versteht es sich von selbst, daß, wer seinen Zeitgenossen um hundert Jahre voraus ist, auch hundert Jahre zu warten hat, bis er allgemeine Anerkennung findet. Wer einer Minorität angehört, muß sich vorweg darüber klar sein, daß er gegen den Strom schwimmt, daher nur sehr langsam vorwärts kommen kann. Wer ein Streber ist, der halte sich an die Majoritäten; diese verleihen, wenn man ihren Zug lenkt, Ehren und Ruhm; nur wer auf diese zu verzichten vermag, mag sich einer Minorität anschließen. Bequem hat er es dabei allerdings nicht; denn in der Majorität wird man geschoben, in der Minorität muß man selber gehen und muß schieben. In jener benutzt man die Arbeit der Vorgänger, in dieser muß man selbst arbeiten. Dafür kann man sich aber auch sagen, daß die Minoritäten schon darum die Repräsentanten der Zukunft sein müssen, weil in unserer Rasse bekanntlich Vernunftepidemien nie vorkommen, wohl aber häufig und oft langdauernd einstimmige Thorheit, ja Tollheit. Man kann nun zwar nicht behaupten, daß alle Minoritäten im Besitze der Wahrheit seien, wohl aber, daß die Besitzer der Wahrheit zunächst immer in der Minorität sein werden. So erfordert es die Entwickelung. Den Meisten zwar ist es ganz wohl bei den herrschenden Meinungen, die ihnen für selbstverständlich und unantastbar gelten; aber Jedem ist es eben nicht gegeben, und nicht Jeder hat es nöthig, seine Ansichten von der Allgemeinheit zu beziehen, um nur überhaupt welche zu haben. Wie nicht Jeder von einer einfältigen Mode spitze Stiefel sich anbefehlen läßt, so läßt sich auch nicht Jeder von der Denkmode des Tages seine wissenschaftliche Meinung, seine Weltanschauung dictiren. Dieses Ungenügen an der herrschenden Meinung ist die Bedingung jedes Fortschrittes; nur aus diesem Boden kann eine neue Offenbarung des menschlichen Geistes herauswachsen.

Nach dieser Lobrede auf die Minoritäten darf ich es nun eher wagen von einem Gegenstande zu reden, den die allgemeine Meinung heute noch verwirft: vom Occultismus, oder — wie er im Mittelalter genannt wurde — von der Magie. Ich will mir die Sache keineswegs leicht machen und will nicht etwa nur beweisen, daß in der Magie doch vielleicht ein kleiner Wahrheitskern steckt, an welchen zu glauben verzeihlich sei, sondern daß es vielmehr Mangel an wissenschaftlicher Besonnenheit ist, an Magie nicht zu glauben. Die Magie soll also als eine logisch nothwendige Folgerung aus dem derzeitigen Standpunkt der Wissenschaft dargestellt werden.

Dieser Standpunkt ist kurz folgender: Die moderne Wissenschaft stellt die Alleinherrschaft des Causalitätsgesetzes an die Spitze aller ihrer Untersuchungen. Diese Alleinherrschaft ist sogar die Voraussetzung aller Wissenschaft und folgt aus dem Begriff derselben. Denn Wissenschaft treiben heißt Ursachen entdecken und Wirkungen beobachten; das bestimmte Verhältniß aber von Ursache und Wirkung ist, was als Causalitätsgesetz bezeichnet wird. Die Wissenschaft würde also sich selber aufgeben, wenn sie die Möglichkeit zugäbe, daß diese Causalität irgendwo ein Loch hätte. Die Wissenschaft kann nicht einmal gestatten, daß auch nur die Lücken unseres Wissens mit übernatürlichen Principien ausgestopft werden, die neben und zwischen der naturgesetzlichen Causalität noch wirksam wären; sie muß auch das als eine wissenschaftliche Halbheit verwerfen. Es giebt für sie nichts Uebernatürliches.

In allen diesen Punkten nun gebe ich der Wissenschaft Recht. Nun giebt es aber andere Punkte, in welchen umgekehrt die Wissenschaft ihrem Begriffe gemäß mir Recht geben muß: Wenn es nichts Uebernatürliches giebt, so kann es doch Uebersinnliches geben. Das Wort des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, hat den sehr richtigen Beisatz: „Der seienden, wie sie sind, der nicht seienden aber, wie sie nicht sind.“ Dieses übersinnliche Gebiet ist sogar, wie die Theorie der Sinneswahrnehmungen beweist, von unbestimmbarer Ausdehnung. Das blos Uebersinnliche wiederstreitet durchaus nicht dem Causalitätsgesetze. Wenn ferner die Wissenschaft nicht etwa auf Allwissenheit Anspruch erhebt — was die Möglichkeit jedes weiteren Fortschrittes leugnen hieße —, so muß sie zugeben, daß der Mensch — ein Wesen, das sich noch kaum aus dem Thierreich erhoben hat — nicht alle Kräfte und Gesetze der Natur kennt. Diese unbekannten Kräfte sind nun zwar aus unserem subjectiven Weltbild ausgeschaltet, aber nicht objectiv aus der Natur. Objectiv sind sie vielmehr thätige Kräfte. Bis zum Eintritt der wissenschaftlichen Allwissenheit müssen daher nothwendig immer und überall Phänomene existiren, die den uns bekannten Gesetzen wiedersprechen, mit unserem Wissen von der Causalität nicht in Einklang zu bringen sind, in der That aber den uns unbekannten Gesetzen entsprechen, also naturgesetzliche sind,

und nicht ein Loch in der Causalität aufzeigen, sondern nur eine Lücke in unserem Wissen von ihr. Solche Phänomene könnten erst dann fehlen, wenn wir den Gipfel des Wissens bereits erstiegen hätten. Das ist nicht der Fall; also müssen wir Umschau halten nach solchen Phänomenen, die, weil von thätigen Kräften ausgehend, nothwendig immer, und so auch heute, vorhanden sein müssen. In allen diesen Punkten muß die Wissenschaft mir Recht geben.

Welches sind nun diese Phänomene? Die Merkmale, woran sie erkenntlich sind, sind bereits erwähnt: Sie werden von der Majorität verworfen, und nur von einer Minorität anerkannt; sie müssen ferner einen scheinbaren Widerspruch mit den Naturgesetzen enthalten, der aber bei näherem Zusehen sich in einen bloßen Widerspruch eines bekannten Gesetzes mit einem unbekannten auflöst. Ich, der ich selbst einer Minorität angehöre, brauche nach solchen Phänomenen nicht lange zu suchen: sie finden sich im Occultismus.

Es ist nun von selbst klar, daß gerade solche Phänomene, die den Naturgesetzen zu widersprechen *scheinen*, zu den wichtigsten, weil nahrhaftesten Thatsachen gehören. Gerade weil sie unserer Theorie nach *nicht* sein sollten, sollten sie recht eigentlich der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sein; denn ein realer Widerspruch kann in der Natur nicht liegen, sondern nur der Widerspruch einer Thatsache mit der herrschenden Theorie. Ein solcher muß uns aber auffordern, die Theorie so lange zu erweitern, das Causalitätsgesetz so lange zu ergänzen, bis jene Thatsache davon umfaßt wird. Immer kommt der wissenschaftliche Fortschritt dadurch zu Stande, daß eine neue Thatsache entdeckt, ihr Widerspruch mit der jeweiligen Theorie erkannt, dann aber die Theorie durch ein neues Naturgesetz erweitert und jene neue Thatsache dadurch erklärt wird. Thatsachen sind ewig, Theorien wechseln; darum ist es der Gipfel der Thorheit, jene zu verwerfen, um diese zu retten, das heißt mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Der Hauptgrund, warum der geistige Fortschritt sich so langsam vollzieht, liegt in der hartnäckigen Verwerfung neuer Thatsachen durch die Theoretiker.

Wie müßte nun die Magie definirt werden, wenn sie in Einklang stehen soll mit jener Voraussetzung, daß in der Natur Alles naturgesetzlich geschieht? Die Definition kann nur lauten: Magie ist unbekannte Naturwissenschaft. Die unbekannten Kräfte liegen theils in der äußeren Natur, theils im Menschen, diesem verkleinerten Weltall — Mikrokosmos. — Da es nun unthätige Kräfte nicht giebt, und auch die unbekannten unter den geeigneten Bedingungen ihre Wirksamkeit äußern müssen, so giebt es eine solche Magie; nur ist darunter etwas ganz Unschuldiges zu verstehen: Phänomene, welche zu Stande kommen durch Kräfte, die wir noch nicht kennen. Menschen, von welchen solche Phänomene ausgingen, hat es von jeher gegeben. Man nannte sie Wunderthäter, Heilige, Zauberer, Hexen 2c.

Zusammenfassend können wir sie als Magier bezeichnen; denn verschieden ist nur die Gesinnung, mit welcher, der Zweck, wozu solche Kräfte angewendet werden. Die Kräfte selbst sind identisch. Die Magie ist das Wunder nichtheiliger Personen, das Wunder die Magie der Heiligen. Alle Magie, alle Wunderwirkung aber ist nur unbekannte Naturwissenschaft, mag sie ausgehen, von wem sie will, mag sie schwarze oder weiße Magie sein.

Die Magie ist im ersten Stadium unbewußte Anwendung unbekannter Kräfte; sie wird dann zur bewußten Anwendung unerforschter Kräfte, wobei der Magier selbst wohl noch der Meinung sein kann, ein wunderwirkendes Ausnahmewesen zu sein; im letzten Stadium aber wird sie bewußte Anwendung erforschter Kräfte.

Damit ist ihre Naturgesetzlichkeit eingesehen, und sie bildet sodann einen Bestandtheil der Wissenschaft, der Physik und Psychologie. Die Wissenschaft hat also die Aufgabe, die Magie allmählich aufzuzehren, erhält aber von dieser immer neue Zufuhr. Im Mittelalter wurden von Heiligen, Zauberern und Hexen verschiedene Proceduren mittels unbekannter Kräfte vorgenommen, bezüglich deren Anwendung sich allmählich Erfahrungen ansammelten, während die wissenschaftliche Theorie noch gänzlich fehlte, welche Lücke von der Kirche durch das Wunder und einen wüsten dämonologischen Aberglauben ausgefüllt wurde. Jetzt, da die Forschungen in dieser Richtung wieder aufleben, sehen wir bereits, daß diese mittelalterlichen Proceduren sich zum Theil mit dem decken, was heute als Hypnotismus bezeichnet wird, der aber in dem Maße aufhört Magie zu sein, als die Theorie erkannt wird. Faust bei der Scene in Auerbachs Keller ist Magier; Hansen, der in Meiningen dieselbe Scene vorführte, ist Mann der Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat bis vor Kurzem den Hypnotismus und die Suggestion hartnäckig geleugnet und dadurch den Fortschritt um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Nun ist dieser Bestandtheil der alten Magie wissenschaftlich aufgelöst. Da nun aber nach wie vor Phänomene von unbekannter Causalität vorkommen *müssen*, haben wir noch weitere Umschau zu halten, und wir erkennen auch diese leicht schon an dem äußeren Merkmal, daß zur Zeit nur Minoritäten für sie eintreten, und an dem inneren, daß ihre Erforschung weitere Bestandtheile der mittelalterlichen Magie begreiflich erscheinen lassen würde.

Dies ist nun schon insofern der Fall, als die Suggestionslehre selber zur Weiterentwickelung in eben dieser Richtung drängt. Es wäre auch im höchsten Grade befremdlich, wenn man schon bei diesem ersten Anlauf zufälliger Weise auf das einzige Goldkorn der alten Magie getroffen wäre, während alles Uebrige nur blindes Gestein wäre. Um Vieles wahrscheinlicher ist es, daß bei weiterem Forschen noch andere Bestandtheile der Magie als berechtigt sich erweisen werden. Die Suggestionslehre selbst ist noch keineswegs abgeschlossen und wird noch Anwendungen sehr merkwürdiger Art gestatten. In meiner „Experimentalpsychologie“ habe ich sogar

experimental nachgewiesen, daß die Suggestion als Hebel benützt werden kann zur willkürlichen Auslösung der magischen Fähigkeiten des Menschen, die nur darum bestritten wurden, weil sie bisher dem Experiment so wenig zugänglich waren und wir deren spontanen Eintritt abwarten mußten. Die Suggestion durchzieht sogar das ganze Gebiet der Magie bis zur äußersten spiritistischen Grenze, wo der Hypnotiseur des Mediums unsichtbar ist und seine Suggestionen durch Gedankenübertragung ertheilt. „Wer dies nit versteht — sagt Paracelsus — aut taceat, aut discat*)."

Aber noch ein Gebiet giebt es, das heute erst noch von der Minorität anerkannt ist, dem aber die künftige allgemeine Anerkennung um so sicherer ist, als wir darin jener physikalischen Grundkraft begegnen, vermöge welcher alle magischen Phänomene eintreten. Der Schlüssel zur Magie liegt im animalischen Magnetismus, dem Reichenbach später den Namen Od gegeben hat. Darin liegt die Physik der Magie, und wenn diese einmal erforscht sein wird, wird die Magie in Wissenschaft verwandelt sein, die, weil aller Wunder entkleidet, die allgemeine Zustimmung finden wird. Noch Schopenhauer, in Erstaunen versetzt durch die Thatsache des Tischrückens, glaubte darin eine Bestätigung der magischen Macht des Willens zu sehen. Er glaubte an eine directe Einwirkung des Willens als „Ding an sich" und verfiel damit in den oben gerügten Fehler wissenschaftlicher Halbheit, indem er zwischen die bekannten Naturkräfte ein metaphysisches Princip einschob und wirksam sein ließ. In der That aber würde der Tisch sich niemals bewegen, wenn nicht die menschliche Hand eine Odquelle wäre. Diese physikalische Seite der Sache hat Schopenhauer übersehen; er hat den Hebel, der die bewegende Kraft auslöst, den Willen, mit der Kraft selbst verwechselt.

Mesmer und Reichenbach also sind es, die, ohne es selbst zu wissen, das Verständniß der Magie angebahnt haben. Mesmer hat einseitig die organische Wirkung des Od auf den kranken Organismus betont, Reichenbach seine allgemeine Wirkung auf den gesunden Körper. Bei Reichenbach tritt die physikalische, naturgesetzliche Seite der odischen Vorgänge ganz deutlich hervor, er hat ganz eigentlich die Physik der Magie geschrieben, und weil in aller Magie das Od die wirkende Dynamide ist, wird die Auflösung der Magie in Wissenschaft auf der Grundlage Reichenbachs erfolgen müssen. Mesmer dagegen hat, ohne es zu wollen, dem Wunderglauben eher Vorschub geleistet. Er hat im magnetischen Somnambulismus jenen Zustand entdeckt, in welchem der Mensch vorzugsweise magischer Operationen fähig ist, ja sogar Fernsehen und Fernwirken eintritt. Er hat diese Entdeckung verheimlicht, als aber Puysegur selbstständig darauf kam und zahlreiche Erfahrungen gesammelt wurden, schien die Magie im alten Sinne des Wunders wieder aufleben zu wollen; die naturgeschicht-

*) Paracelsus: Liber Azoth. II. 523.

liche Seite der Phänomene trat in den Hintergrund, und erst jetzt wieder beginnt es klar zu werden, daß auch die wunderbaren Fähigkeiten der Somnambulen gesetzmäßig sind, auf der quantitativen und qualitativen Regelung und Beherrschung odischer Ausströmungen beruhen.

Die lebende Generation ist nun abermals der Gefahr ausgesetzt, die naturgesetzliche Seite der Magie aus den Augen zu verlieren, und zwar nicht trotz, sondern eben wegen der Entdeckung der Suggestion. Es ist nämlich der Schein entstanden, als würde der animalische Magnetismus, das Od, durch die Suggestionslehre entbehrlich, und in der That sind zahlreiche Hypnotiseure der Meinung, Mesmer sei durch Braid abgelöst, es gebe keinen Magnetismus, sondern nur Suggestion. Das wäre sehr schlimm; denn da die Suggestion thatsächlich magisch wirkt, ständen wir wieder vor der alten Magie im Sinne des Wunderglaubens, statt vor der wissenschaftlichen Magie mit der physikalischen Grundlage des Od. Wenn eine medicinische Suggestion schon als solche wirken, d. h. in einem fremden Organismus organische Veränderungen erzeugen könnte, so wäre eine solche directe Einwirkung des Geistes auf einen fremden Körper die reine Magie, und das Causalitätsgesetz hätte ein Loch. So ist es aber nicht. Die Fremdsuggestion als solche wirkt gar nicht. Sie wird aber zunächst vom Empfänger in eine Autosuggestion verwandelt. Damit er das thue, wird der Empfänger vorher in einen künstlichen Schlaf mit psychischer Widerstandslosigkeit versetzt. Er acceptirt also die Fremdsuggestion, d. h. verwandelt sie in eine Autosuggestion, die nun in seinem Gehirn schon darum dominirt, weil sie als isolirte Vorstellung darin liegt. Eine solche Gehirnvorstellung kann nun aber als solche wiederum Nichts wirken. Damit diese Vorstellung sich im erkrankten Körpertheile organisch realisire, ist eine Kraft nöthig, die aus dem Gehirn dahin geleitet wird, und zwar eine Kraft, welche organischer Wirkungen fähig ist. Nur vermöge dieser Zwischenprocesse also kann sich eine Suggestion in einem fremden Organismus realisiren. Keineswegs aber realisirt eine Autosuggestion oder gar eine Fremdsuggestion sich selber. Die Suggestion ist immer nur der Hebel, der die eigentlich wirkende Kraft auslöst.

Welches ist nun aber diese eigentlich wirkende Kraft? Wir können sie nur aus ihren Leistungen beurtheilen. Sie leistet nun aber dasselbe, was der animalische Magnetismus leistet. Sie erhöht die Lebensthätigkeit, bessert organische Schäden aus, kurz sie organisirt. Wenn Mesmer gesagt hat, der animalische Magnetismus sei identisch mit der Lebenskraft und Naturheilkraft, so müssen wir nun weiter sagen: die Kraft, vermöge welcher eine Suggestion sich organisch realisirt, ist identisch mit dem animalischen Magnetismus. Beim Magnetisiren wird sie dem Körper des Magnetiseurs entnommen, bei der Suggestion dem eigenen Körper des Patienten. Eine Suggestion realisirt sich also durch einen automagnetischen Act des Empfängers.

Mesmer ist also durch Braid nicht überflüssig gemacht; durch die Suggestionslehre ist der animalische Magnetismus nicht beseitigt, sondern erst recht bewiesen. Die Medicin bekämpft seit hundert Jahren die Lehre Mesmers, und nun sagt sie, der animalische Magnetismus sei ein falsch verstandener Hypnotismus; es erkläre sich Alles aus der Suggestion. Nun kann sich aber eine Suggestion nur entweder selbst realisiren oder durch eine vermittelnde Kraft. In der ersteren Annahme verwechselt die Medicin den Hebel mit der Kraft und verfällt dem Glauben an Magie in weit höherem Grade, als daß ich ihr folgen könnte, nämlich im Sinne des Wunders; mit letzterer Annahme dagegen bleibt einer Medicin, welche die Lebenskraft verwirft, nur etwa übrig, auf die elektrischen Ströme zu verweisen, welche im Organismus kreisen, und in diesen die vermittelnde Kraft für die Realisirung der Suggestionen zu suchen. Hier bleibt aber die Erklärungsursache weit hinter dem Erklärungsgegenstand zurück. Eine Elektricität, welche die verschiedensten organischen Veränderungen bewirkt, und zwar gerade die jeweilig nöthigen, und noch dazu auf Befehl; die ferner bald ein künstliches Stigma hervorruft, bald jene merkwürdigen psychischen Erscheinungen, die sich durch Suggestion bewirken lassen, das ist wahrlich eine tolle Elektricität.

Die Suggestion an sich ist also überhaupt keine Kraft, sondern nur der psychische Hebel zur Auslösung eines animalisch magnetischen Odstromes, der, wie er im normalen und gesunden Leben vom unbewußten Willen geleitet wird, so bei der Suggestion vom bewußten Willen. Im normalen Leben besorgt er unwillkürlich die ganze Oekonomie des Lebens, bei der Suggestion eine ihm vorgezeichnete Einzelaufgabe organischer oder psychischer Art.

Magie kommt also durch unbekannte Kräfte zu Stande; aber erst der willkürliche und bewußte Gebrauch dieser Kräfte macht den eigentlichen Magier aus. Insoferne kann also allerdings die Leistung einer Suggestion als Magie bezeichnet werden; aber diese Magie ist nur unbekannte Naturwissenschaft, Physik und Psychologie, und das Causalitätsgesetz herrscht hier, wie überall. Es liegt kein Wunder in der organischen Realisirung einer Suggestion; sie kommt durch denselben Proceß zu Stande, der auch sonst oft spontan und unwillkürlich eintritt, theils in natürlichen Mustern, theils in anderen medicinischen Verfahrungsarten. Wenn in der religiösen Exaltation sich ein Stigma bildet; wenn bei einer Schwangeren durch plötzlichen Schrecken das Versehen eintritt; wenn ein Gelähmter plötzlich den Gebrauch seiner Beine wiederfindet, weil er einer drohenden Gefahr entfliehen will; wenn im neuesten medicinischen Verfahren, in Dr. Pictets Kältetherapie, der Organismus einer Kälte von — 70° ausgesetzt wird, dann aber die zurückgestaute Lebenskraft plötzlich wieder im ganzen Organismus sich verbreitet: — in allen diesen Fällen wird ein Odstrom von besonderer Stärke ausgelöst, nach der entsprechenden Stelle geleitet

und setzt mit seiner organisirenden Thätigkeit ein, und das geschieht eben auch bei der Suggestion.

Die unbekannten Kräfte sind eben nicht unthätige Kräfte, und darum kann im Gebiete der Magie nichts eigentlich Neues entdeckt, sondern es können nur bereits vorhandene natürliche Muster copirt werden; denn die Kunst kann nur Kräfte benützen, die in der Natur gegeben sind, und auch in der Kunst können sie nur unter den gleichen Bedingungen wirken, wie in der Natur. Das muß hier näher ausgeführt werden, denn auf diesen Punkt bezieht sich das interessanteste Capitel der unbekannten Naturwissenschaft.

Kapp hat in seiner „Philosophie der Technik" sehr schön durchgeführt, daß unsere Mechanismen nur unbewußte Copien von Organismen oder von Theilen derselben sind, beispielsweise die camera obscura eine Copie des Auges. Diese „Organprojection" — wie er sie nennt — ist philosophisch und naturwissenschaftlich von gleich großem Interesse. Philosophisch müssen wir aus der Organprojection folgern, daß die Seele nicht nur die Function des Denkens, sondern auch die des Organisirens hat. Das Gehirn ist also das von ihr gebaute Werkzeug zur Orientirung in der Welt, der ganze Leib ihr Werkzeug für die irdische Thätigkeit. Damit stehen wir vor der monistischen Seelenlehre. In naturwissenschaftlicher Hinsicht dagegen weist die Organprojection dem Techniker die Richtung, in welcher er neue Probleme finden kann, und zugleich die Art, in welcher sie zu lösen sind: durch Naturnachahmung. Wenn unsere Techniker einmal philosophisch gebildet sein werden, dann werden die Erfinder nicht mehr auf den Zufall angewiesen sein, sondern mit klarem Bewußtsein sich selber Aufgaben stellen, wovon sie das natürliche Vorbild sehen, und sie werden nur mehr zu erforschen haben, auf welche Weise die Natur das Problem löst. Der philosophische Techniker wird seine Zeit nicht damit vergeuden, in's Blaue hinein der Luftschifffahrt nachzusinnen, sondern er wird sich sagen, daß die Natur das Problem durch den Flügel der Insecten und Vögel gelöst hat, daß daher der menschliche Geist die Organprojection des Flügels zu suchen hat.

Wenn nun aber die Magie weiter Nichts ist, als unbekannte Naturwissenschaft, so erfährt die Organprojection eine ganz ungeahnte Bereicherung. Wir werden uns dann mit apriorischer Gewißheit sagen können, daß die Organprojection ausgedehnt werden kann auch auf die magischen Functionen der menschlichen Seele, und damit ist dem Erfindergeist ein Arbeitsfeld für Jahrhunderte eröffnet. Nehmen wir an, ein Techniker wäre zugleich Occultist und hätte aus dem Buche „Phantasms of the Living" die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen, daß die magische Fernwirkung der menschlichen Seele eine relativ häufige Erscheinung sein. Dieser Techniker würde sich sagen, daß alle Magie nur unbekannte Naturwissenschaft sei; er wäre also sofort vor das Problem

des Telegraphirens ohne Draht gestellt. Aber auch für das Wie der Lösung des Problems hätte er bereits Anhaltspunkte. Durch die vorliegenden Thatsachen belehrt, würde er sich sagen, daß Telepathie eine psychische Sympathie zwischen Agent und Percipient zur Voraussetzung hat, was, in's Mechanische übersetzt, gleiche Spannung getrennter Apparate bedeutet. Dieser Techniker hätte also längst mit Bewußtsein die Organprojection der Telepathie gesucht und gefunden, dagegen die unbewußte Organprojection weit länger auf sich warten läßt, und sogar heute erst die ersten noch unbehilflichen Versuche im Telegraphiren ohne Draht gemacht werden. Die Technik kann also vom Occultisten neue Probleme beziehen, die im Gebiete der Magie liegen, und aus der technischen Organprojection wird umgekehrt der Occultist lernen, daß diese Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist, und in welcher Weise die magische Function sich natürlich erklären läßt. Zur Zeit bekämpfen sich beide Parteien, weil sie sich gegenseitig nicht verstehen; würden sie im Einklang arbeiten, so würde sich ein ganz ungeahnter Fortschritt ergeben. Denn weil die unbekannten Kräfte keineswegs unthätige Kräfte sind, können wir vorweg sicher sein, daß die natürlichen Muster ihrer Thätigkeit sehr zahlreiche sind, und das sind in der That die Phänomene des modernen Occultismus. Nehmen wir an, jener Techniker wäre orientirt im Zauberwesen, in der Hexerei, in der Geschichte der Heiligen, er hätte Nachtwandler, künstliche und natürliche Somnambulen beobachtet und mit Medien experimentirt; er hätte die Ueberzeugung gewonnen, daß alle diese magischen Phänomene unbestreitbare Thatsachen seien: so würde er vermöge seiner ebenso festen Ueberzeugung, daß alle Magie nur unbekannte Naturwissenschaft, nur Thätigkeit unbekannter Kräfte sei, vor einer unerschöpflichen Fülle von Problemen stehen. Nehmen wir an, er wüßte, daß die Levitation, die Erhebung über den Erdboden entgegen dem Gesetze der Schwere, bei indischen Fakiren vorkommt, bei Joseph von Copertino documentarisch bewiesen ist, bei den Besessenen des Mittelalters häufig eintrat, und er hätte gesehen, was ein Dutzend englischer Gelehrten gesehen hat, daß das Medium Home bei einem Fenster hinaus und 80 Fuß über dem Erdboden, beim anderen wieder hereinschwebte, — so würde dieser Techniker näher als Newton daran sein, die Frage nach dem Wesen der Gravitation zu beantworten, und weil er sich sagen müßte, daß die Schwere eine veränderliche Eigenschaft der Dinge ist, so würde er je nach seinen Anlagen vor umwälzenden Entdeckungen stehen; denn von der Einsicht in die Veränderlichkeit bis zur Herbeiführung derselben ist nicht weit.

Die Organprojection ist zugleich Functionsprojection. Aber nicht nur die rein mechanischen und physiologischen Functionen des Organismus, auf die sich Kapp beschränkt hat, sind projectionsfähig, sondern auch die Projection occulter Fähigkeiten muß möglich sein, weil ja auch hier die Originalfunction, die copirt werden soll, ein naturgesetzlicher Vorgang ist,

mag sie auch als eine magische bezeichnet werden, so lange uns der Proceß nicht klar ist. Wenn das denkende Princip in uns identisch ist mit dem organisirenden, wenn der Wille, der sich meiner Hand bedient, identisch ist mit dem Willen, der diese Hand geformt hat, so muß jede Erfindung mehr oder minder deutlich eine Organprojection sein, und zwar um so deutlicher, je besser die Erfindung ist. Dabei ist es bisher die Regel gewesen, daß der Erfinder das organische Muster nicht kannte, die Nachahmung geschah unbewußt; aber die eigentliche Aera der Erfindungen wird erst dann anbrechen, wenn das Bewußtsein sich der Organprojection bemächtigt. Freilich ist auch der Fall denkbar, daß das organische Muster auf der Erde überhaupt nicht gegeben ist; dann aber läßt sich doch annehmen, daß es unter anderen Lebensverhältnissen, auf anderen Gestirnen gegeben ist, daß z. B. andere Sternbewohner ein telesskopisches Auge besitzen, oder ein Wahrnehmungsorgan, das gleich einem spectralanalytischen Apparat functionirt. Ebenso könnten aber da oder dort unsere occulten Fähigkeiten technisch projicirt sein, während sie bei uns der Projection noch harren.

Es ist natürlich, daß die Naturwissenschaft und die Technik im Beginn mit der Beobachtung und Ausnützung der gröberen, offen vor unserem Blick liegenden Naturkräfte sich befassen, daß dagegen die feineren Agentien ihrer Beobachtung entgehen, oder doch die Ausnützung derselben erst später kommt. Heute ist die Elektricität an der Reihe, und ihre Verwerthung beim Telegraphen ist eine Organprojection: das atlantische Kabel mit seinen Hüllen gleicht gar sehr den menschlichen Nerven; beide haben den gleichen Querschnitt. Im nächsten Jahrhundert wird das Od an die Reihe kommen, dessen Functionen, soweit sie in einer unverstandenen Praxis vorkommen, als magische angesehen werden, dagegen als naturwissenschaftliche bezeichnet werden, wenn die Theorie hinzukommt. Eine Somnambule fühlt z. B. die odische Beschaffenheit des von ihr berührten Kranken und nimmt die Diagnose desselben nicht reflectiv, sondern sensitiv vor. Die Aerzte nennen das Schwindel; klüger aber ist der Odforscher Martin Ziegler, der sich mit dem Problem eines Apparates beschäftigt hat, wodurch die odische Diagnose vorgenommen und das erkrankte Ganglion bezeichnet wird. Ein vollkommener Apparat dieser Art wird die Projection einer occulten Fähigkeit sein, und ich zweifle nicht daran, daß wir auf diesem Wege noch zu einer odischen Diagnose kommen werden, als Seitenstück zur odischen Therapie, die wir im animalischen Magnetismus bereits besitzen, wobei aber sicherlich der Magnetiseur in Zukunft ebenfalls durch einen Apparat ersetzt sein, die magnetische Function technisch projicirt sein wird.

So wird jede menschliche Function, die mechanische, physiologische und occulte mit der Zeit ihr technisches Abbild finden. Es kann aber auch umgekehrt die Technik um einen Schritt voraus sein und eine Function zeigen, die der Mensch nicht besitzt. Immerhin werden wir auch dann zu erwägen haben, ob sich vielleicht doch die technisch gegebenen Bedingungen

in's Psychische übersetzen lassen und eine noch unbekannte occulte Fähigkeit des Menschen in dieser Weise entdeckt werden könnte.

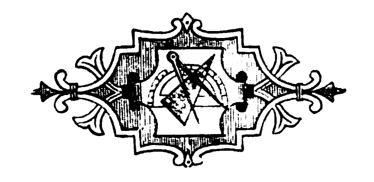
Gerade die Naturforscher, die den occulten Fähigkeiten des Menschen nur Zweifel entgegenstellen, sind dazu berufen, in künftigen Entdeckungen und Erfindungen die letzten Zweifel daran zu beseitigen, indem sie die technische Copie liefern. Naturforscher und Occultisten, statt beständig entzweit zu sein, sollten sich ergänzen. Der Naturforscher soll occulte Functionen in's Technische übersetzen; der Occultist technische Functionen in psychische. Die technische Copie ist möglich, weil es in der Natur unkannte Kräfte giebt, die von der Psyche bereits benützt sind; die occulte Copie eines technischen Musters aber ist denkbar, weil unser Selbstbewußtsein nur einen Theil unserer Fähigkeiten umfaßt, also noch andere vorhanden sein können, die sich vielleicht äußern, wenn wir die technischen Eintrittsbedingungen nachahmen. Der Physiologe hätte dem Erfinder des Telegraphen längst das organische Muster bieten können: den menschlichen Nerv; und es wäre nicht nöthig gewesen, abzuwarten, bis diese Erfindung aus der immanenten Entwickelung der Physik erfolgte. Der Psychologe hätte dem Erfinder des Phonographen längst das organische Vorbild zeigen können: das menschliche Gehirn; der Occultist hätte den Erfinder des drahtlosen Telegraphen längst auf die Telepathie verweisen können. Wenn umgekehrt der Biologe frägt, in welcher Richtung die Differenzirung der menschlichen Sinne fortschreiten wird, so kann der Naturforscher auf technische Anticipationen verweisen, und unter Vorzeigung von Apparaten wird er auf künftige Wesen schließen, welche, dem Spectroskop vergleichbar, die chemischen Bestandtheile der Dinge vereinzelt empfinden — was in somnambulen Zuständen sogar schon vorkommt — welche mikroskopisch oder teleskopisch sehen &c. Denn Geist und Natur, weil einheitlichen Ursprungs, müssen reale Analogien zeigen.

Die Organprojection erstreckt sich also auf die magischen Fähigkeiten des Menschen, weil eben auch diese dem Causalitätsgesetze unterworfen sind; aber allerdings ist der Widerspruch, dem der Occultismus noch ziemlich allgemein begegnet, ein Anzeichen davon, daß wir von solchen Projectionen noch weit entfernt sind. Glücklicher Weise läßt sich die Ueberzeugung, daß der Mensch magische Fähigkeiten besitzt, auch noch auf anderem Wege als dem der technischen Projection gewinnen; wir können magische Functionen selbst ohne jede naturwissenschaftliche Einsicht in deren Proceß willkürlich wiederholen, sobald wir die psychische Hebelvorrichtung kennen, wodurch occulte Kräfte ausgelöst werden. In den natürlichen Mustern, wo die magische Function unwillkürlich eintritt, besteht diese auslösende Hebelvorrichtung immer in einer Autosuggestion, in einer intensiven Vorstellung, die das ganze Bewußtsein des Empfängers erfüllt, sein Inneres aufwühlt, und zu deren Realisirung die organischen oder psychischen Kräfte des Menschen, mit Einschluß der magischen, aufgerufen werden. So kann ein heftiger Schrecken dem Stummen die Sprache wiedergeben, eine intensive

religiöse Versenkung die Stigmatisirung herbeiführen und die innige Ueberzeugung, in Lourdes geheilt zu werden, die wirkliche Heilung bewirken. So kann aber auch die tiefe Sehnsucht einer sterbenden Mutter nach einem Kind in der Ferne Telepathie hervorrufen und die in den Schlaf hinüber genommene nagende Sorge, etwa um einen verlorenen Gegenstand, kann uns ein Ferngesicht erwecken, oder sogar nachtwandlerisch ihn suchen und finden lassen. Solche magische Functionen können wir auch ohne Einsicht in den naturgesetzlichen Proceß dadurch willkürlich herbeiführen, daß wir den Hebel in Bewegung setzen. Zeigt sich in den natürlichen Mustern dieser Hebel als eine Autosuggestion, so ist es Sache der Kunst, das gleiche Phänomen durch Fremdsuggestion zu erzeugen. Ein Specialfall dieser Kunst in organischer Richtung ist die medicinische Suggestion des Hypnotiseurs. Ein Specialfall in psychischer Richtung ist die fremdsuggestive Erweckung eines räumlichen Ferngesichts, wovon ich in meiner „Experimentalpsychologie" ein Beispiel gebracht habe. In der monistischen Seelenlehre sind beide Phänomene gleichwerthig; so gewiß, als die medicinische Suggestion eine Thatsache ist, so gewiß müssen auch alle übrigen magischen Functionen künstlich geweckt werden können; denn beide gehören der gleichen Seele an.

Die eigentliche Organ- und Functionsprojection ist allerdings nur die technische, diese aber muß sich auf den ganzen Menschen, auch den magischen, erstrecken, wenn — was selbstverständlich ist — die Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist. Freilich ist der Parallelismus zwischen der Naturreihe und der technischen Reihe nie ein vollständiger, weil die Entwickelung beider vielfach von äußeren Factoren und Zufällen bestimmt wird. Die organische Entwicklung paßt sich den an allen Orten verschiedenen und veränderlichen Existenzbedingungen an; die Entwicklung der Technik den jeweilig verschiedenen Bedürfnissen der Menschheit und den vorhandenen Mitteln zu deren Befriedigung. Nur wenn wir das Naturganze überblicken könnten, würden wir auch den vollständigen Parallelismus der beiden Reihen erkennen, indem auf anderen Lebensschauplätzen entweder die überschüssigen Glieder der irdischen organischen Reihe technisch ausgefüllt sind, oder die überschüssigen Glieder unserer technischen Reihe organisch. Die beiden Reihen würden sich also decken und ihre Lücken gegenseitig ergänzen, wenn wir die räumlich und zeitlich entfernten Entwicklungsglieder beider Reihen übersehen könnten. Dieser Parallelismus ist keine bloße Hypothese, sondern eine nothwendige Folgerung aus der monistischen Weltanschauung, in der auch die Seelenlehre nur monistisch sein kann. Das treibende Moment in beiden Entwicklungsreihen ist identisch; der organische Bildner ist identisch mit dem technischen Nachbildner. Der derzeitige Unglaube an Magie beruht darauf, daß wir kaum erst beginnen, deren technische Projectionen zu finden, so daß der Parallelismus uns noch stark verhüllt ist. Je mehr er sich aber vervollständigt, desto mehr wird offenbar werden, daß die Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist.

Ich weiß nicht, ob und wie weit das erfinderische Genie Edisons dadurch unterstützt wird, daß er, wie bekannt, Occultist ist; aber aus der Gewißheit, daß die Organprojection sich auf den ganzen Menschen erstreckt, mit Einschluß seiner magischen Functionen, folgt nothwendig, daß unter sonst gleichen Umständen derjenige der größte Erfinder sein muß, der die tiefste Menschenkenntniß besitzt, also der Occultist. Techniker, Physiologen, Anatomen, Psychologen und Occultisten sind also von Natur aus auf einander angewiesen. Der Occultist ist es, von dem der Techniker die Probleme der Zukunft beziehen kann, und der den blinden Finder in der Technik in einen zielbewußten Erfinder verwandeln kann; der Techniker aber ist es, der dem Occultisten die naturwissenschaftliche Lösung der magischen Functionen bietet. Es ist also ein verkehrter Zustand, daß sie sich gegenwärtig bekämpfen, statt von einander zu lernen. Die Gegner des Occultismus im Allgemeinen hemmen durch ihren Widerstand nicht nur die Entwicklung dieses Wissenszweiges, sondern schaden sich selbst, indem sie der Naturfoschung das Muster für die Organprojection, also das Ziel aus den Augen rücken, auf welches diese lossteuern sollte. Sie hemmen die Civilisation, die nur durch eine rapidere Entwicklung der Naturwissenschaften gefördert werden könnte, und sie hemmen die Cultur, indem sie die Würde des Menschen herabsetzen, die erst aus seinen magischen Fähigkeiten ganz erkannt wird. Weit entfernt also, im Sinne der Aufklärung thätig zu sein, wirken die Gegner des Occultismus in doppelter Richtung gemeinschädlich.





# Christian Donalitius und seine Zeit.

Von

**F. Tetzner.**

— Leipzig. —

Als 1261 König Mindowe von Litauen an der Spitze der von ihm geeinten baltischen Völker die geschulten Heere der Deutschherrn vernichtet und Großfürst Gedimin (1316—42) von seinen Bojaren zum König der Litauer und Russen ausgerufen ward, als Keistuts Kanonen 1382 vor der Ordensfeste Insterburg erdröhnten und Witolds Gesandte auf die Beschlüsse des Kostnitzer Concils einzuwirken suchten, hat wohl keine dieser selbstbewußten Kraftgestalten an die Möglichkeit gedacht, daß schon 1430 die politische Selbstständigkeit Litauens aufhören würde, daß in aber 500 Jahren die verhaßten Deutschen und die russischen Feinde liebevoll die letzten Spuren jenes Volksthums pflegen, während die eigenen Landesgenossen je eher je lieber als reine Deutsche und unverfälschte Russen erscheinen möchten.

Aber die unruhige Zeit der völkerumdrohten politischen Selbstständigkeit hat keine Geistesblüthe in Kunst und Litteratur gezeitigt.

Donalitius, der einzige Nationaldichter, lebte lange nach dem Untergang der Freiheit seines Volkes. Und er war zugleich deutscher Poet.

Wohl erklangen vor ihm alte Lieder von Geschlecht zu Geschlecht, aber abgeblaßt und unverstanden erscheinen darin die ehemaligen Großthaten, und keine Spur einer Kunstdichtung verherrlicht ein großes Zeitereigniß. So liegt sie vor uns, die litauische Litteratur mit ihren edelsteingleichen Volksliedern, den Dainos und Pasakos (Fabeln, Märchen) gleich dem heiterkalten, sternhellen herbstlichen Nachthimmel. Und der leuchtende Mond erscheint, Donalitius; vor ihm gab es nichts Gleiches. Aber dem Sternen-

himmel folgte kein Sommermorgen, das große Gestirn des Abendhimmels versank spurlos, noch leuchten die Sternchen. Aber schon schämt sich das Volk seiner altmodischen Lieder und schweigt und singt nicht mehr. Die Sterne erblassen, und die hellglänzende Gegenwart begräbt und vernichtet bald, was uns heut noch erfreut.

Christian Donalitius wurde am 1. Januar 1714 in Lasdinehlen bei Gumbinnen geboren. Die ganze Gegend war damals noch mit Litauern durchsetzt. Als nämlich 1422 Witold im Frieden am Melnosee die Grenze zwischen Litauen und dem Ordenslande festlegte, schuf er die noch heute giltige Landesgrenze und gab damit die seit 1283 unterworfenen altpreußischen Landschaften Schalauen, Sudauen, Nadrauen in deutsches Interessengebiet. So war ein Landestheil mit litauisch sprechender Bevölkerung unter deutsche Herrschaft gekommen. — Im Gegensatz zu den früheren Ordensbestrebungen hat Albrecht, der letzte Hochmeister der Deutschherren nnd erste weltliche Herzog Preußens (1525—1568) seine Litauer nicht nur gewähren lassen, sondern hat ihnen sogar Vorrechte gegeben. Er hob die persönliche Leibeigenschaft auf, verlieh acht litauischen Alumnen den Unterhalt zum theologischen Studium an der Universität Königsberg und schuf mit Einführung der Reformation zugleich die litauische Schriftsprache. Denn es geht schließlich auf ihn zurück, daß 1547 einer jener Alumnen, der spätere Archidiakonus Moswidius von Ragnit, das erste litauische Büchlein herausgab, das die Fibel, den lutherischen Katechismus und 11 Kirchenlieder enthielt. Sein Neffe Willentus übersetzte bereits Stücke aus der Bibel, die zuerst Bretkun (1579—90) vollendete.

Wie Herzog Albrecht wandten auch seine Nachfolger jenem Volke ihre Fürsorge zu. Die Leibeigenschaft war dem Scharwerkdienst gewichen, der viel milder war und 1804 ganz abgeschafft wurde. Es bestanden also neben den Beamten und erblichen Rittergutsbesitzern und abgesehen von den Knechten zur Zeit des Donalitius zwei Stände: die Kölmer oder Freibauern (nach dem Kulmer Recht benannt) und die Scharwerker, die neben ihrer eigenen Arbeit die Domänen der Regierung zu versorgen hatten.

Dieses Scharwerkleben tritt uns lebhaft aus Donalitius entgegen, wenn er (Sommer 136ff, Uebersetzung von Passarge) singt:

Während sich Selmas also ereifert, da knarrèt die Thüre,
Und herein tritt Fritz, der Allen willkommene Schulze.
Seht, so sprach er, sogleich den Befehl des Herrn verlesend,
Uebermorgen, so heißt's, erscheinen die Bauern zum Scharwerk,
Um aus den Ställen des Herrn herauszuschaffen den Dünger.
Darum bringt mir alle die Wagen gehörig in Ordnung
Und stellt zeitig Euch ein mit Haken und Forken zum Laden.
Allen Bauern ist ja bekannt, wie viel ihnen obliegt,
Jeder kennt gut auch genau den ihm angewiesenen Morgen.
Ich auch werd' unter Euch, so Gott will, wacker mich tummeln,

Werde nicht blos, wenn den Dünger Ihr streut, Euch ehrlich bewachen,
Sondern auch lehren, wenn's Zeit, ihn zu laden und ab ihn zu fahren.
Sieh, da versammelten sich die Scharwerksleute in Haufen.
Einer hier seinen Haken, die neue Forke ein anderer
Bringend, so sputeten sie sich alle, so rasch sie nur konnten.
Albas hatte mit Fleiß sich neue Leitern verfertigt,
Auch Mertschuks auf die Achsen gestreift die kräftigen Räder.
Beide klapperten dann mit den übrigen Leuten in's Scharwerk!
Aber die Knechte auch, die sich neue Sohlen geflochten,
Liefen eilig herbei, wetteifernd, wer wohl der erste.

Der Vater unseres Dichters war der Lasdinehlener Gutsherr, ein Kölmer, freilich ein armer. Als er kurz nach der Geburt des Sohnes starb, hinterließ er eine unbemittelte Wittwe mit sieben Kindern; ein Sohn Friedrich zeichnete sich später als Mechanikus und Goldarbeiter in Königsberg aus und baute die ersten Pianos in Preußen, ein zweiter starb 1757 in Tolminkemen und ward dort beigesetzt.

Christian lebte nicht im Ueberfluß auf, trotzdem wendete seine Mutter Alles für eine tüchtige Bildung auf, der Knabe mußte als Pauperschüler eine der drei Königsberger Stadtschulen, die Kathedral- oder Domschule im pregelumflossenen „Kneiphof" besuchen und studirte seit dem 27. Sept. 1736 Theologie. —

Jene Zeit war in wirtschaftlicher wie in geistiger Beziehung für Ostpreußen eine hoch bedeutende. Kurfürst Friedrich III. (1688—1713) hatte sich 1701 zum König in Preußen ausrufen lassen; nach dessen Tode begann eine Blüthezeit jenes Landes. Ostpreußen hatte furchtbar gelitten. Der Tatareneinfall von 1658 und seine Folgen lichteten das Land um 100000 Menschen. Der schwedisch-polnische Krieg und die Pest von 1708/9 forderten unsägliche Opfer. Als Friedrich Wilhelm I. (1713—40) die Zügel der Regierung ergriff, hatte Preußen kaum noch die Hälfte seiner ehemaligen Bewohnerzahl*). Die Wohlthaten, die dieser vielverlästerte König und große Staatsmann während seiner Regierung (1713—40) dem Lande, namentlich aber Litauen erwies, sind mit ehernem Griffel in's Buch der Geschichte geschrieben. Neun Mal weilte er in Litauen. Eine seiner ersten königlichen Reisen galt 1714 diesem Gebiet. Sofort ordnete er an, daß Einwanderer in diesem Gebiet vorläufig steuerfrei wären und billigen Grundbesitz erwerben könnten. Er ließ Aussaat und Vieh den bedürftigen Colonisten schenken, und die strömten in Schaaren herbei. 1724 kamen etwa 3900 Schweizer, Pfälzer, Franken, 1732 erschienen 15508 Salzburger, die sich wie jene als Scharwerker ansiedelten. Zu gleicher Zeit hatte Leopold von Dessau für 17000 Thaler Ländereien gekauft und war bemüht, das Land zur Blüthe zu bringen. An die Colonien der 20694 Salzburger in allen seinen Provinzen wandte er 1½ Million Thaler. Seine Verordnungen für den Landbau, die Ein-

*) 1709: 600000, 1720: 460000, 1775: 775329, 1816: 886174, 1895: 1979387.

richtung der Musteranstalt Trakehnen (Trakehner Hengste), die Gründung landwirtschaftlicher Professuren zu Halle und Frankfurt a./O. zeigen den eifrig sorgenden Landesvater. Aber die Deutschen, die er in's Land zog, wurden mit der Zeit unzufrieden, als sie Steuern geben und immer weiter roden und kultiviren sollten. Der König kam ihnen entgegen, so gut er konnte, er meinte: „Es wird um so besser in Litauen, je mehr Deutsche kommen. Donalitius freilich ist voll Gift und Galle gegen sie, die wohl auf die Litauer als Niedrigstehendere herabgesehen haben mögen. Eine Blütenlese aus seinen Werken wird dies darthun. „Als sich das Litauervolk mit dem deutschen mischte, da schwand auch, haben wir's doch gesehen, Bescheidenheit, Sitte und Abstand." (Sommer 348).

„Ach, sprach Selmas, wohin doch kam es mit unseren Zeiten,
Seit in das Litauerland Franzosen und Schweizer gekommen? S. 530.
„Ach, wo seid Ihr geblieben, ihr altehrwürdigen Tage,
Als die Litauerinnen in deutscher Tracht noch nicht gingen,
Als sie noch nicht verstanden, in deutscher Sprache zu reden!
Nein, sie wollen wohl gar schon französisch parliren." — S. 579.
(Wir) „Dachten in unserem Sinn, daß Schweizer allein und Franzosen
Wüßten mit ihren weltlichen Lehren die Welt zu verführen,
Und daß die Deutschen bloß sich nicht scheuten zu stehlen und fluchen." H. 880.
„Unter den Litauern findet sich manch unsauberer Gesell auch,
Der zwar litauisch spricht, litauisch versteht auch zu tanzen,
Aber als richtiger Deutscher uns Nichts als Schaden bereitet.
— Welche gewohnt sind, auf deutsche Art zu fluchen und singen,
Täglich auch, wie die Deutschen, zum Saufen laufen in's Wirthshaus." H. 425.

Dem wirthschaftlichen Aufschwung ging ein geistiger nebenher. Königsberg bleibt geweiht durch Kants Wirksamkeit. Der Philosoph erblickte in der preußischen Krönungsstadt 1724 am 22. April das Licht der Welt und ist bekanntlich nicht aus dem nächsten Umkreis seiner Vaterstadt herausgekommen. Er studirte hier und wurde 1755 Docent und 1770 Professor. Donalitius hat ihn kaum gekannt, aber der geistige Einfluß, der von dem großen Weisen ausging, sickerte in 100 und aber 100 Rinnseln in die Bildung seiner Zeitgenossen ein. — Die Pflege des Litauischen erfreute sich besonderer Theilnahme. Hatte ja sogar die Universität Halle einen Docenten für diese Sprache, Haak, der 1730 das erste litauische Wörterbuch und eine Grammatik herausgab. In Königsberg selbst wirkten Schulz und Quandt, die zugleich Lehrer des Donalitius waren. Der Oberhofprediger Dr. Quandt veranlaßte den ersten Druck einer litauischen Bibel 1734/35 und die verunglückte Neuausgabe des litauischen Gesangbuches. In der deutschen Litteratur aber regten sich die Keime einer späteren Prachtblüthe, die Vorliebe für die Idylle und später für das Volkslied. Die Jahreszeiten Thomsons wurden allgemein bewundert, der Königsberger Professor Werner, der Vater des Dichters Zacharias Werner, besang in lateinischen Hexametern nach des englischen Dichters Vorgang den gleichen Stoff. Es bleibt

noch zu untersuchen, wenn das Gedicht noch vorhanden ist, ob und inwieweit Donalitius von Werner abhängig ist. Im Uebrigen hat freilich Donalitius von den Bewunderern des Volksliedes Nichts gewußt, die mit Ruhigs Veröffentlichung einiger Dainos und mit Percys englischer Volksliedersammlung erwuchsen und in Bürger, Lessing, Herder und Goethe ihre Führer sahen. Auch von Herder, seinem Landsmann, der 1744 zu Mohrungen geboren ward, scheint er nichts gewußt zu haben. Ob Donalitius seinen älteren Zeitgenossen Philipp Ruhig, Pfarrer in Walterkemen, einen Vorgänger seines Freundes Jordan, gekannt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Dieser gehört zu den 62 litauischen Pfarrherren in Preußen, die 1719 ihr Gutachten über den neuen Katechismus des Heinrich Lysius abgaben, an der von Quandt veranlaßten Bibelübersetzung und an verschiedenen litauischen Gesangbuchausgaben betheiligt waren. Er ist als Verfasser des ersten größeren litauischen Wörterbuches 1744—1747 und Veröffentlicher der ersten Dainos in deutscher Uebersetzung bekannt. In letzter Linie gehen diese litauischen Veröffentlichungen aber auf den tüchtigen König Friedrich Wilhelm I. zurück, der wie Herzog Albrecht für Litauen sorgte. — Als Student wohnte Donalitius mit seinem Studienfreund Sperber zusammen, der vor ihm und mit ihm als Präcentor in Tolminkemen wirkte. Beide werden als arm bezeichnet, sie hausten im alten Collegium Albertinum, Stube C. und speisten „wie arme Studenten“ in der Communität. Donalitius soll sich so ärmlich beholfen haben, daß er nach Angabe einer Nichte einmal vor Hunger entkräftet ohnmächtig niedersank. Seine Studien dehnten sich nicht bloß auf die Gottesgelahrtheit, sondern auch auf die Sprachen aus. Briefe an befreundete Pfarrer und sonstige Notizen bestätigen dies. Im Scherz citirt er die „Iliade“ (Aeneide) des Vergil und seine Bucolica, den Vers des Ovid, daß der Wille zu loben sei, wenn die Kräfte fehlen, und andere Stellen und Anklänge (Hesiod, Theokrit) aus lateinischen und griechischen Classikern, einmal auch Gellert und deutsche Kirchenlieder. Die litauische Schriftsprache hatte sich vor ihm auf kirchliche Schriften und Gesangbuchverse beschränkt. Unter Schulzens Anleitung widmete er sich der litauischen Sprache, die er nach eigner Angabe besser zu reden als orthographisch zu schreiben verstand. — Nach Beendigung seiner Studien finden wir ihn 1740 als Cantor, 1742 als Rector in Stallupönen. Pfingsten 1743 wurde er als Pfarrer nach Tolminkemen berufen, er blieb aber aus Mitleid für die Schulkinder noch bis zum Spätsommer und trat, nach einer Prüfung am 17. Oktober in Königsberg, am 24. November sein Amt an. Am 11. October 1744 vermählte er sich mit der Wittwe seines Amtsvorgängers in Stallupönen, Anna Regina geb. Ohlefant aus Goldap, einer Tochter des Stadtrichters daselbst. Er blieb bis zu seinem Lebensende, am 18. Februar 1780, als treuer Hirt seiner Gemeinde in Tolminkemen, trotzdem er die Besoldung mittelmäßig schlecht nennt. Seine Gattin starb am 10. März 1795; er hatte ihr ein Wittwenhaus gebaut,

um über ihre Zukunft außer Sorgen zu sein. Das Haus schenkte er der Kirchengemeinde, die ihn über Alles verehrte. Der Amtmann Ruhig sagt 1775 von einigen Tolminkemern, sie hörten nur auf ihren Pfarrer und plapperten ihm Alles nach. Kinder blieben ihm versagt, Donalitius pries dies als ein wahres Glück, angesichts der schlechten Besoldung und wegen der schlechten Exempel von Priesterkindern. — Unser Dichter hatte ein ziemlich galliges Gemüth. Zwar füllte er seine freie Zeit mit Pfropfen und Gartenbau, der Herstellung von Barometern, Thermometern, geschliffenen Gläsern und Fortepianos aus und war deshalb in breiten Freundeskreisen eine geschätzte Persönlichkeit*). Aber diese recht reichliche mechanische Arbeit, wie auch seine dichterische und musikalische Bethätigung waren seinem regen Geist und seiner gewaltigen Arbeitskraft noch nicht genug. Kein Wort findet sich in den reichlichen kirchlichen Aufzeichnungen aus seiner Feder über seine litauischen Dichtungen. Aber man erkennt aus jenen, wie fleißig er jederzeit war, wie er die Kirchenbücher immer wieder durchsah, sich tadelte, wenn er früher einen Fehler gemacht oder schlecht geschrieben hatte. Selbst sein ihm eng befreundeter Präcentor Schulz weiß im Todtenregister bei allem Lob Nichts davon zu erzählen. „Er war ein geschickter Mechanikus", das fiel ihm am meisten in die Augen. — Den größten Dank aber zollen ihm seine Tolminkemer Nachfolger für seine unerschrockenen Kämpfe um die Pfarrländereien mit den dortigen Amtmännern Bähring (—1765) und Ruhig (— 1780). Der Streit dauerte Zeit seines Lebens. Die Kampfsprüche „für den König" und „für die Kirche und die nothdürftige Existenz ihrer Diener" hallen aus allen Schriftstücken wieder. Die Amtleute wollten dem Pfarrer und der Gemeinde bei der Separation gute Landstücke entziehen und geberdeten sich als die Herren und Gesetzesvertreter. Die Mitbetheiligten waren, freilich nicht immer aus lauteren Gründen, Gegner des Donalitius. Donalitius wandte sich zuletzt an den König, der 1776 eine Entscheidung traf, nach der Jedem das Seine werden sollte, ein Theil aber gemeinschaftlich blieb. Natürlich entbrannte bald der Streit umso heftiger, wenige Tage nach seinem Tode traf noch ein königliches Schreiben bei Donalitius ein, in dem Theilung des gemeinschaftlichen Landes gewünscht ward. Der Streit ruhte mit dem Tode nicht, des Dichters Nachfolger Wermcke focht mit Jugendkraft und souveräner Verachtung der „tempelräuberischen" Amtmänner weiter, aber auch seine Schneidigkeit konnte kein Ende herbeiführen, erst 1793 fand die Theilung und 1829 die völlige Klärung statt. —

*) Bock sagt 1782 in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte Preußens I. 199: „Die beyden Brüder Donaleitis (verlitauerte Form), davon der eine als Prediger zu T. gestorben, der andere als Goldarbeiter und Juwelier in Königsberg lebet, sind hier im Lande durch Verfertigung der sonderbarsten musicalischen, ärometrischen, hydraulischen und anderer physikalischen Instrumente, Uhren und dergl. einem jeden bekannt."

Donalitius zeigte sich in diesem Streit als eine echte Kampfesnatur, der aber die zielbewußte Ruhe fehlt. Er schimpft zuviel und geräth immer außer sich, er bittet in einem Athem um den Verderb und die Besserung seiner Feinde. Die zahlreichen Schimpfwörter, ausnahmsweise auch litauische, wechseln mit Beschuldigungen schlimmster Art. Ruhig ist ihm ein Kind der Hölle, das ihn verderben will. Mit Vorliebe erwähnt er seinen Freund, den Amtmann Boltz von Waldaukadel, als den alten guten Amtmann, der ein „feiner Kopf und ein Freund der Religion" war, und schilt dann auf den bösen Amtmann und die Vornehmen, die in ihrer Freigeisterei Kirche und Abendmahl verschmähten und lieber l'hombre spielten. „Oftmals fluchte der Amtmann so, daß das Haar sich mir sträubte." (Herbst 487.) Die Acten über jenen Streit sind noch erhalten und stellen Donalitius nicht nur als schlagfertig und witzig, sondern auch als zäh und ausdauernd dar, als einen ganzen Kerl, der „für eine gute Sache ficht", uneigennützig bleibt und sich Nichts von Monsieur Ruhig und seinen Helfershelfern vormachen ließ. So gallig manche seiner Aufzeichnungen klingen, so vortrefflich beleuchten sie doch die Charakterfestigkeit und Wahrheitsliebe des Dichters. — Ueber weibliche Gemeindemitglieder, die sich vergessen hatten („Weibstücke"), schreibt er: „Die ganze Familie ist aus dem Schweinestall". Als im siebenjährigen Kriege Ostpreußen von den Russen überfluthet wurde und auch Tolminkemen 1757 der russischen Kaiserin Katharina huldigen mußten, wurde sofort zwangsweise eine neue Kirchenordnung eingeführt, kraft welcher auch an russischen Staats- und Siegesfesten nach vorgeschriebenen Texten gepredigt werden mußte. Da sollte denn Donalitius einst über den heiligen Alexander Newski reden. Er that dies mit folgenden Worten: „Er mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht, und Ihr kennet ihn nicht, deshalb wollen wir die Stelle der heiligen Schrift 2. Tim. 4, 14 zum Text unserer Betrachtung wählen: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken." Die Geschichte will Hasenkamp dem Werk von Preuß, Friedrich der Große, I. 272, entnommen haben, wo sie nicht steht. Das Berliner Urtheil von 1776 versah der Dichter mit der Ueberschrift: Ex Tripode ad Utopiam und richtet, wie es ähnlich heute noch vorkommt, alle seine Bemerkungen, auch in Kirchenbüchern, an seinen Nachfolger, dem er zuruft: „Du wirst Alles erfahren, was ich schon erfahren habe, oder, Du wirst Gott danken, wenn Du bald aus Tolminkemen erlöst wirst. Glücklich ist die Pfarrei, wo kein königlicher Weg, glücklicher die, wo kein königliches Gebäude, am glücklichsten die, wo kein Edeling (nobilista) sich befindet." Eine Blumenlese aus seinen Werken würde die hypochondrische Natur des Dichters noch mehr kennzeichnen. Die Menschen sind ihm ein Geschlecht gebrechlicher Wesen, die Kinder Schreipuppen. Das 3 Jahre gebrauchte und wiederholt geschliffene Messer vergleicht er der Mondsichel, dem Habichtsschnabel, der Hippe Freund Heins, dem Schrecken sterblicher Menschen. „Denn gealtert mit mir, ist's stumpf

und werthlos geworden." Alle Ausländer sind ihm verhaßt, und obzwar er auch immer seine Litauer rüffelt, ergießt er doch die Schale seines Unmuths immer wieder auf die Fremden, namentlich die Ansiedler aus der Schweiz und Frankreich und Deutschland.

„Ach, sprach Selmas, wohin doch kam es mit unseren Zeiten,
Seit in das Litauerland Franzosen und Schweizer gekommen,
Freilich auch unter uns befindet manch säuischer Mensch sich,
Der zwar litauisch spricht und für Nichts erachtet die Schweizer,
Aber in seinen Gebahren als richtiger Schweizer sich aufführt." (Sommer 530 f.)
„Unter den Deutschen ist ja manch nichtsnutziger Lump auch." (Fritz 96)

Zum Heiteren steigert sich aber dieses Litwophilenthum, wenn der Dichter nicht nur echt litauische Würste besonders hervorhebt, sondern auch bei den Kühen wünscht: „Wenn sie doch ihren Dank in Worten sagen könnten, natürlich in echt litauischen." Aber der Ruhm des Donalitius besteht nicht in seinen ärgerlichen und gereizten Aeußerungen, sie beweisen nur seinen regen ungewöhnlichen Geist. Als Dichter versuchte er sich zunächst in deutschen Versen. Er hatte nicht bloß an den Nachmittagen litauisch, sondern auch an den sonntäglichen Vormittagen deutsch zu predigen. Erhalten sind mehrere seiner Gedichte, so eins für seinen Verwandten, den Amtsrath Donalitius, in Sommerau, als diesem die Gattin starb, das unter Anderem die Zeilen enthält:

„Und wie, soll nur ein Mensch allein sein Unglück zählen
Und ohne Muth und Trost auf seinem Posten stehn?
O nein, ihm ist die Welt zum Paradies gegeben
Und nicht, wie Heraklit, nur Thränen drin zu sehn!

Zwei andere Gedichte von ihm theile ich mit, weil sie bisher unbekannt waren und von mir in den Akten zu Tolminkemen gefunden wurden. (Vgl. „Kurtz gefaßte Nachrichten" von Chr. Donalitius in „Unsere Dichter", VI. Hrsg. v. Dr. F. Tetzner, Leipzig, Claußner.)

I.

Der Gott der Finsterniß, der abgefeimte Teufel
Erbauet gern den Thor durch eingehauchte Zweifel;
Und dieser ranzt sogleich den Unflath in ein Buch
Zum Leid der Redlichen und seinem eignen Fluch.
Die Hölle freuet sich bei diesen Kindesnöthen,
Und jauchzet, wenn sie sieht den Trost des Glaubens tödten.
Drauf führt die Pestilenz mit der verdammten Schrift
Aus des Verlegers Hand in alle Welt wie Gift. —

II.

Unschuld sei mein ganzes Leben
Und mein Wandel Redlichkeit.
Wohlzuthun und gern zu geben
Sei mein ganzes Herz bereit.
Gott und Menschen ohne Schein zu lieben,
Niemand (auch) im Geringsten zu betrüben,
Dieses sey nur meine Schuld.

Andere Gedichte habe ich, auch in Rhesas Nachlaß zu Königsberg, nicht gefunden. Die bekannten Proben ragen nicht über die Durchschnittspoesie seiner Zeit hervor. Voll Kraft und Schönheit sind die zahlreichen in die Kirchenacten eingestreuten Gebete, die schon deshalb erwähnenswerth sind, weil er darin Thatsachen des tagtäglichen Lebens geistvoll und nicht gewöhnlich behandelt. Dasselbe gilt von seinen kulturgeschichtlichen Aufzeichnungen über die erlebten Kriegsgefahren und die in seinem Amtsbezirk neu gegründeten Ortschaften. Und darum ist es wünschenswerth, daß er seinen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte bekommt. Er hat in Deutschland Zeit seines Lebens geweilt und deutschen Boden und deutsche Staatsangehörige in seinen Gedichten behandelt, ganz abgesehen davon, daß er deutsch gepredigt und deutsche Prosa geschrieben hat. Von litauischen Dichtungen sind sechs Fabeln, eine poetische Erzählung und vier Idyllen aufbewahrt; der Sprachfertigkeit nach ist dies wohl auch die zeitliche Reihenfolge. Die sechs Fabeln sind betitelt: Das Gastmahl des Fuchses und des Storches, der Köter auf dem Jahrmarkt, der Hund Dickkopf, der Mistkäfer, der Wolf als Richter, der Eichbaum als Prahlhans. Die poetische Erzählung: Fritzens Bericht von einer litauischen Hochzeit ist später in seinen einzelnen Theilen in die vier Idyllen eingewebt worden, die den Namen der Jahreszeiten führen. Sämmtliche Gedichte sind in Hexametern geschrieben, dies ist bemerkenswerth. Donalitius hatte in seinem Volke gar keine Vorgänger, er schuf die dichterische Form, die vorher kein neues Culturvolk nachgeahmt hatte, die Form Vergils.

Die ersten Gesänge des Messias wurden 1748, also später veröffentlicht, als Donalitius zu dichten begann. Die vier Idyllen sind vollständig von den „Seasons" Thomsons verschieden. Thomsons Jahreszeiten waren 1726—30 erschienen, so daß Donalitius als Student gewiß davon gehört hat. Thomson aber ergeht sich fast nur in handlungslosen Naturschilderungen; wenn man bei Donalitius die Schilderung der beschneiten Bäume und der Vögel im Lenz liest, so ersieht man am besten die Art der unabhängigen verwandten Dichtweise. Kleists „Frühling", der 1749 erschien, ist weit von der realistischen Behandlungsweise unseres litauischen Dichters entfernt.

Die Fabeln sind selbstständig geschaffen, sie haben verwandte Züge in den litauischen Volksfabeln und im Aesop, nach Sitte damaliger Zeit fügt er eine Nutzanwendung hinzu, die besonders breit ist und den Anschein giebt, er habe diese Fabeln als Theile von Predigten verwandt; vielleicht hat er sie auch für seine Stallupöner Schüler gedichtet, doch weist der Inhalt eher auf Erwachsene hin. Vom schwedischen Dichter Tegnér ist es ja bekannt, daß er öfter gereimte Predigten in der Kirche vortrug, und ich selbst weiß aus meiner Jugend, daß Pastoren nicht blos Thema und Theile, sondern auch ganze Predigtstücke in Versen von der Kanzel verkündigten. Den Höhepunkt seiner Kunst zeigen die Idyllen und von diesen der zuerst gedichtete Herbst. Den Inhalt bilden die täglichen Be-

schäftigungen der Scharwerker, die Feste und Bräuche seiner Volksgenossen. Eine bestimmte Handlung fehlt dem Ganzen, also auch eine Reihenfolge, oder ein organischer Zusammenhang. Die Zusammenstellung Rhesas, der, mit dem Frühling beginnend, das Ganze als „Jahr" herausgab, war willkürlich. Im Großen wie im Kleinen müssen wir also von der Hauptforderung an ein Kunstwerk, Einheit und Fortschritt der Handlung und Gruppirung um einzelne Personen, absehen. Der freischaffende, ohne Vorbild dichtende Meister hatte aber auch nicht Litterarhistoriker vor Augen, als er schrieb. Er dichtete für seine Freunde, die Gefallen am „Fritz" gefunden hatten, und hat sich nie um die Veröffentlichung gekümmert. Aber er sah auch seine Gemeinde vor sich, er kann das Ermahnen und Belehren nicht lassen und die Entrüstung über Mißstände nicht verbeißen; dabei übertreibt er und klagt oft in seiner ärgerlichen Weise. Wenn aber der Leser von diesen Ausstellungen der heutigen Betrachtung absieht und seine Werke dann rein genießt, muß er bewundernd zu Donalitius aufblicken. Sehen wir uns einmal seine Hauptperson, den Schulzen Fritz, an.

Das Abzeichen seiner Würde, den Schulzenstab, in der Hand, ist er immer im Begriff, den Verkehr zwischen Amtmann und Scharwerkern zu vermitteln. Diese Arbeit hatten damals die Schulzen, deren es zu des Dichters Zeit im Tolminkemer Kreis vier gab. Er übersetzt und liest die Briefe, ruft die Bauern in's Scharwerk, beaufsichtigt sie, schlägt die Faulen und schilt die Lässigen, er vertheilt zur Aufmunterung Tabak und erzählt bei der Arbeit den Bauern Geschichten aus alter und neuer Zeit, von den Herren und Bauern, von guten und schlechten. Er sucht sich gern in Ansehen zu setzen, muß aber ruhig dulden, daß ihn der Amtmann vor den Scharwerkern schlecht macht, schimpft und schlägt; ja, er muß sich gefallen lassen, daß ihn die Untergebenen ausspotten und an die Prügel erinnern, die er vom Amtmann bekommen. Schließlich erleidet er im hohen Alter den Tod. Ein Schilling hatte bei Ablieferung der gesammten Steuern gefehlt. Deshalb schlug ihn der Amtmann so, daß er in 3 Mal 24 Stunden seinen Geist aufgab. Den thatsächlichen Vorkommnissen entspricht dies nicht. Ruhig hat einmal dem Dorfhirten Schläge angedroht, und Donalitius bittet die Behörden, dem Amtmann dafür eine Nase zu ertheilen. Fritz steht vollständig auf Seite der Bauern und ist litauischer Patriot. Er haßt die vom Könige angesiedelten Franzosen, Schweizer, Pfälzer und Salzburger. Er glaubt an Gespenster und ruft Perkun an; die Herren und Reichen haßt er sammt ihren greulichen Mählern von Habichten (Auerhähnen?), Fröschen (Austern), und Caviar; er verwünscht diese Herren, die den Bauer schinden und für Nichts ansehen und hat zuweilen socialdemokratische Anwandlungen. Bei seinem Moralisiren, Feuer und Licht zu wahren, auf den Winter Vorräthe zu sammeln, Reinlichkeit zu zeigen, Fleiß, Mäßigkeit und Ordnung zu üben, gefällt er sich in Sentenzen und verfällt in Geschimpfe, wenn Nichts fruchtet. In Schimpfworten sind die

Gedichte des Donalitius groß. Mistkäfer, alte Schachtel, Aas, verfl. Schweinegezücht, Schmutzfink, gemästete Heiden, aufgeblasene Leiber, Gottvergessener, Schuft, Nichtsnutz, Rotznase erschöpfen den Reichthum nicht. Fritz muß es aber auch dulden, daß er ob seiner Tadelungen wiederholt von den Gerüffelten ordentlich geprügelt wird. Aber auch das ist nicht so schlimm zu nehmen. Die gesammten Gedichte wimmeln von Schlägereien, Haarzausen, Balgereien. Der Lehrer schlägt in der Schule, der Amtmann prügelt den Wachtmeister, daß er fünf Tage krank liegt, und den Schulzen, daß er stirbt. Der Bauer schlägt den faulen Knecht, der Mann die Frau, aber am liebsten schlagen sie Alle, bis einer der Herren kommt und die Ruhe herstellt. Trotz dieser derben Eigenschaften ist Fritz pessimistisch und sentimental. Er meint, daß Alles zur Hölle stürze, der Amtmann mit seinem Komödienbesuch voran. Ueberall leugne man Gott, die Fremden hätten lauter Uebles mitgebracht und die alten guten Sitten verdorben. Dabei erwähnt er aber auch mit verhaltenem Groll, daß die Deutschen in vieler Hinsicht besser als die Litauer seien, daß es eine Schande sei, sich so übertreffen zu lassen. In dichterischer Weise, wie alle Personen des Donalitius, ergeht er sich in Schilderungen der alten guten Zeit und der edlen und braven Weiber von früher. Jetzt aber sei Alles schlecht, er kann weder die quiekenden Puppen, die Kinder, noch die Frauen leiden, die nur schwatzen, faulenzen und Geld haben wollen. Dabei ist Fritz ein von allen gerühmter Schlaukopf. Er hat in der Jugend, wie die meisten Anderen, wie ein Rabe gestohlen und Holz gemaust, er hat sich aber dabei nie erwischen lassen und hat die Anderen ausgelacht.

Das wird von seinem guten Freund Enskys aufgedeckt, der Fritzen in allem Guten ähnelt, die schlechten Eigenschaften aber in erhöhtem Maße hat. Enskys ist Judenfeind nnd haßt die Deutschen, er liebt die Litauer auch mit ihren schlechten Eigenschaften und schilt Fritzen, der in manchen Stücken die Deutschen als Muster aufstellt. Seine Sprache ist ebenfalls reich an Sprichwörtern und poetischen Vergleichen, so bekundet er, zugleich Fritz tröstend, seine Sentimentalität, indem er sein Messer schildert. Wie hat er dereinst bei der Hochzeit damit das Fleisch zerlegt und dabei heldenhaft gegessen und getrunken, jetzt aber hat die Klinge durch wiederholtes Schleifen Sichelform angenommen wie der schwindende Mond oder die Todeshippe. Lustig ist seine Ansicht über das Stehlen. Er verurtheilt ganz und gar die thörichten Tölpel und erbärmlichen Dummköpfe, die mit der Pfeife im Munde in den Wald fahren und unverblümt das beste Holz stehlen, keck verkaufen und den Erlös sofort in Bier anlegen. Aber so heimlich sich ein hübsches Führchen zusammenstehlen und den Knecht zum Diebstahl in's Holz schicken ist ihm eine Lust, wenn der Knecht Geschick bei dem „schönen Werk" bekundet. Und er ist mit sich im Reinen, daß das keine Sünde ist, er giebt ja den Herren den Erlös als Steuern zurück. Der Bauernschlauheit gesellt sich die ungehobelte Kraft, eine Hauerei macht

ihm Freude; fast scheint's, er tadele nur deshalb den Peleda, um in die übliche Prügelei zu gerathen. Beim Essen und Trinken stellt er seinen Mann und ist wohl schon vor der Hochzeit betrunken.

Ganz anders Selmas, der hat Nichts auf dem Kerbholz und ist in jeder Beziehung ein Musterbauer. Er eifert gegen die Lästerer der Kirche und Schule, die sich um die Abgaben drücken wollen, und gegen die genußsüchtigen Nachäffer fremder Gewohnheiten. Er erzieht seine Kinder trefflich, predigt gegen das Fluchen und Betrügen und klagt, wie Alles unter dem alten Amtmann so gut und schön gewesen sei. Jetzt aber ahmen die Bauern dem neuen, gottlosen Wesen nach, wohl gäbe es noch gute, brave Litauer, aber deren Zahl sei gering. Selmas spricht auch das herrliche Gebet, das Donalitius als echten Dichter kennzeichnet. Auch er ist mit der Welt im Reinen. Er huldigt der fatalistischen Anschauung, daß Gott es so gewollt und gefügt hat: die Herren müssen, wie Gott will, herrschen, und die Bauern sind arm und geplagt. Der Hochgeborne, (das verweist er dem Fritz), hat gar kein Verdienst an seiner Ausnahmestellung und verdient Verachtung, wenn er sich darauf Etwas einbildet. Der Bauer, der Gott von Herzen fürchtet, der arbeitet und ehrlich und treu ist, braucht sich in keiner Weise zu schämen. Man weiß nicht recht, ob dies Galgenhumor ist. Mir scheint, Donalitius hat sich in diesem Selmas selbst gezeichnet, und der hat sich doch mit einer so windigen Verzichts-Philosophie, verbunden mit stoischer Ruhe, nicht begnügt. Aber Selmas ist glücklich mit ihr und lebt fromm und brav. Doch die Nationaltugend der Litauer vermissen wir auch nicht bei ihm, er rauft und hilft gern dabei.

In den drei Hauptpersonen des Dichters lebt nur noch ein schwacher Abglanz der urwüchsigen Eigenschaften eines Mindowe, Gedimin, Olgerd, Keistut und Witold, die Sentimentalität hat überhand genommen, aber noch nicht das Volksthum erstickt. Im Gegensatz zu Fritz, Enskys und Selmas stehen einige Andere. Zunächst Dotschys. Das ist ein Taugenichts und Faulenzer bester Güte, bei Hochzeiten, Taufen und anderen Familienfesten ein unflätiger Gesell. Er liegt am liebsten auf der Ofenbank, säuft, wo es Etwas giebt, und nimmt die Kinder mit in die Kneipe. Er drischt schnell ein wenig Getreide aus und verpulvert das Geld, und Liebmütterlein Pimme, seine Frau, macht dasselbe mit dem Flachs. Bei der Hochzeit schlägt er, — ein echter Bauernscherz, — mit sechs gedungenen Dreschern auf Erbsenhaufen, daß Alles erdröhnt. Ein Vorbild des Königs Lear der Steppe, reißt er Häuser ein und kehrt das Unterste zu oberst. Bei einer Kindtaufe schwatzt er so thöricht und aufdringlich über ekelhafte Schweineställe, daß er von ein paar anderen Bauern kreuzlahm und bewußtlos geschlagen wird. Von allen Seiten springt man dann mit Hausmittelchen herbei, und die Weiber bestreichen ihn mit allerhand Salben. Von den Gerüchen wird er wieder munter; wie ein zweiter Perkun springt er wieder auf, schlägt Alles kurz und klein, wirft die Salben und Weiber

hinaus und vertreibt die Mitleidigen. Beim Krähenschießen entzündet sein Knecht eine Scheune, und Dotschys wird, in eiserne Ketten gelegt, vor die Richter geführt. Hier bekundet er seine ganze Lebensweisheit. Die Hände in die Hüften gestemmt, spricht er: „Ihr Richter, was kümmert's Euch, wenn ich armer Schlucker auch einmal Fleisch essen will, Ihr gönnt wohl einem Armen gar Nichts und habt kein Erbarmen mit der bittersten Noth: Ihr Herren habt uns so von Allem entblößt, daß uns kaum noch Ratten und Eulen bleiben."

Noch klarer ist die Philosophie eines andern Taugenichts, Slunkius genannt. Der geht ungebeten zu allerhand Festlichkeiten und theilt die schönsten Hiebe aus, wenn ihm der würdige Schulze Moral liest oder ihn zur Arbeit anhält. Er ist ein Säufer und liederlicher Wirth, ein Landstreicher und Thunichtgut, aber auch er hat über Gott und die Welt nachgedacht und entwickelt sein Gedankensystem klar überzeugt: „Der Lenz ist da, mit göttlicher Hilfe haben wir doch endlich einmal richtig ausschlafen können, der Winter hätte jedoch länger anhalten sollen. Immer schlafen, das ist das einzig Erstrebenswerthe. Aber da kommt die Sonne schon wieder mit ihrer ewigen Arbeiterei, es ist ein Jammer. Aber gräme Dich nur nicht, Weiblein, wir wollen uns schon nicht zu Tode schinden, wir gehen noch nicht gleich an die Arbeit und wollen Maß halten. Ein langsam sich drehendes Rad überholt oft ein schnellrollendes und bricht auch nicht so leicht entzwei. Ein fauler Klepper trägt die Last oft weiter als ein springendes und sich bäumendes Vollblutpferd, auch nimmt's nicht so schnell Unglück. Der Theerführer mit seinem langsamen Wagen verdient ja auch ein ganz erkleckliches Sümmchen. Wer sich die Füße abläuft, macht sich sinnlos das Herz mit Angst und Sorgen schwer. Mein Vater und Großvater haben gesagt: ‚Kinder, nehmt Euch vor Neuerungen in Acht, macht Eure Arbeit hübsch gemächlich, schont Euch in der Jugend, daß auch das Alter noch Etwas findet', und dann legten sie sich trunken auf die Matte zum Schlaf und bedeckten sich mit einem Sack, wie sich's für Bauern ziemt.' Das will auch ich treulich halten." Dieser Lebensweise mit seiner Philosophie ohne Hörner und Zähne setzt jeden Epikuräer in den Sand.

Von den Frauen tritt uns nur eine in scharfen Umrissen entgegen: Jeke. Donalitius als Kinder- und Weiberfeind zeichnet sie nicht grethchenhaft. Sie ist bei jedem Fest und schwatzt und lügt und preist ihre Enten. Bei der Arbeit nimmt sie sich Zeit, knackt Nüsse zum Zeitvertreib, ist schnell mit Hausmitteln zur Hand und sieht, wie sie ungesehen Etwas stehlen kann, und wenn's ein alter Besen ist. Es fällt nicht auf, wenn sie wie Andere „Runzel" oder „alte Schachtel" genannt wird und dem Schnaps heimlich zuspricht, den Anfangs keine von der edlen Weiblichkeit auf der Hochzeit kennen will. Die Frauenfrage hat sie für sich gelöst. Als die Männer auf die lässigen Frauen schelten, ruft sie aus: „Halt, laßt Ihr Frauen Euch schelten? Was wollt Ihr Männer, Ihr wollt uns wohl ganz

zu Tode quälen? Was gehn Euch Flachs und Heede an? Kümmert Euch um Eure Felder und das Winterfutter. Nichts ist gehau'n. Der Hanf wiegt sich sogar noch im Winde."

Neben diesen Hauptpersonen treten eine ganze Menge anderer auf, die sich zwar nicht so charakteristisch abheben, aber in Einzelheiten trefflich gemalt sind.

Im „Winter" spricht Donalitius von zwei Bränden in Königsberg. Diese fanden 1756 und 1764 statt. Andere Brände sollen 1769 und 1775 gewesen sein, Bock erwähnt sie nicht. Das Gedicht entstand also nach 1764, wenn die Erwähnung ursprünglich war. Uebrigens kann man die erhaltenen Handschriften vom Frühling und Sommer genau datiren, da uns die Handschrift des Dichters in seinen Aufzeichnungen, namentlich im Taufregister (1744—1780) genau bekannt ist. Freilich ist sie nur eine Abschrift etwa vom Jahre 1773.

Nun sehe man sich in der ganzen deutschen Litteratur damaliger Zeit nach ähnlichen Werken um. Kleists Frühling ist matt und handlungslos, die moralischen Gedichte jener Zeit entbehren der Natürlichkeit und wahren Lebensgestalten! Am ehesten treffen einige poetische Erzählungen von Gellert, das beste aus Zachariäs Renommist und später die volksthümlichen Stücke aus Hebels Schatzkästlein einen ähnlichen der Natur abgelauschten Ton. Jan Steen und Hans Sebald Beham könnten seine Illustratoren sein. Und wenn dem litauischen Dichter die Größe des Stoffes und die Gruppirung um einen Mittelpunkt fehlt, so übersehe man nicht die tausenderlei Schönheiten eines Realisten, der sich den Sinn für's Ideale bewahrt hat. Es klingt lächerlich, wenn er die Würste bis zum Platzen stopfen läßt und das Beten mit Düngergestank (Zola, la terre!) vergleicht. Der Dichter findet aber auch den rechten realistischen und dabei zum Herzen gehenden Ton, wenn er die Wiederkunft der Frühlingsvögel schildert und den Einzug des Winters beschreibt. Er verdient es, daß ihm die **Litteraturkundigen** nicht länger fern bleiben.

Ein einfacher Denkstein, den Freunde seiner Gedichte im März 1896 im Donalitiuspark zu Lasdinehlen enthüllten, gemahnt den vorüberziehenden Wanderer an Litauens größten Dichter.





# Liebigs Fritz.

## Eine Skizze aus den schlesischen Bergen.

Von

**Marga von Rentz.**

— Breslau. —

m Schulzimmer war's mäuschenstill.

Das einzige Geräusch war das Kritzeln der harten Schiefer auf den Tafeln.

Die Köpfe der kleinen Knaben und Mädchen waren tief gesenkt, nur hin und wieder sah eins der Kinder nach dem Lehrer, der mit müdem, abgespanntem Gesicht im Schulzimmer auf und ab ging.

Zum offenen Fenster herein flog ein großer Brummer und summte in dem heißen, dunstigen Raume weiter. Draußen gaukelten bunte Schmetterlinge auf und nieder — immer auf und nieder, und aus dem Grase herauf zirpte und summte es.

Fritz Liebig lugte ein wenig zur Seite und sah hinaus nach dem dunkelblauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu erblicken war, und nach den in matt violetten Dunst gehüllten Bergen.

Ja, da oben in den Bergen war's schön.

So frei und frisch!

Wieviel lieber wäre Fritz jetzt mit seinem Vater, dem Gebirgsführer Liebig, zwischen dem knorrigen Knieholz umhergewandert, über die grünen Elbwiesen hinab nach Spindelmühl und St. Peter. Und der Reifträger mit den Pferdekopfsteinen schaute so klar und lockend hinunter, gerade zum Fenster herein.

Ach wie schön! Wie schön — —

„Fritz, an was denkst Du wieder — schreib!“

Der Kleine zuckte erschreckt zusammen, sah mit ängstlichem Blick den Lehrer an und schrieb dann eifrig weiter.

„Auf der zweiten Bank wird geplaudert."

Lehrer Hartmann schlug mit dem Rohrstöckchen mehrere Male hart auf sein Pult.

Die beiden Mädchenköpfe fuhren auseinander, und wieder wurde es ganz still.

Der junge Lehrer seufzte tief auf, dann gähnte er.

Die Hände hielt er mit dem Rohrstöckchen auf dem Rücken, und immer noch ging er auf und ab in dem engen Zimmer. Er sah nach der Uhr.

Fünf Minuten vor zwölf. Gott sei Dank!

„Packt immer zusammen. Aber hübsch ordentlich! — Die Hefte zusammen geben, jede Bank für sich. — Pleschke, was fällt Dir denn ein? — Na, müßt Ihr denn gleich solchen Spectakel machen? — Ruhe da hinten — sonst —! Ihr benehmt Euch ja wie die Hottentotten. Wenn's nicht augenblicklich still wird, bleibt die ganze Klasse noch eine halbe Stunde da."

Als darauf eine feierliche Stille eintrat, faltete der Lehrer die Hände. Die Klasse erhob sich:

„Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermaßen,
Segne unser täglich Brot,
Segne unser Thun und Lassen,
Segne uns mit seligem Sterben
Und mach' uns zu Himmelserben! Amen."

Dann stürmten sie hinaus, froh und frei, und der Lehrer athmete erleichtert auf.

Da fiel sein Blick auf den kleinen Liebig, der als einer der Letzten die Klasse verließ.

„Fritz!"

Der Gerufene zuckte merklich zusammen, er wandte sein ängstliches Gesicht dem Lehrer zu und blieb stehen.

„Komm mal her, Fritz!"

Zögernd gehorchte der Kleine.

„Wann wirst Du denn endlich das Schulgeld mitbringen? He? Und dann hab' ich Dir auch gesagt, daß Du nicht mehr mit der zerbrochenen Tafel kommen darfst. Was ist denn das für eine Wirthschaft?"

Er nahm Fritz bei einem Ohr und sah ihm streng in das purpurrothe Gesicht.

Der Junge brachte keinen Laut hervor; er trat vor Verlegenheit und Angst mit dem einen nackten Füßchen auf das andere, dann fuhr er sich

mit der freien Hand in die Hosentasche und wühlte wie verzweifelt darin herum.

„So 'ne Liederlichkeit — na, bis morgen werd' ich noch Geduld haben! Das sag' ich Dir aber, wenn dann nicht Alles in Ordnung ist, giebt's mal — verstehst Du mich?" Er machte eine bezeichnende Handbewegung, wobei er den Kleinen freigab.

Fritz blieb noch ein paar Augenblicke stehen, dann schlich er zur Thür hinaus.

„Aetsch! Der Fritz hat wieder mal dableiben müssen, ätsch!" neckten ihn die anderen Schüler.

Fritz erwiderte Nichts, er trabte schüchtern und verlegen mit den Kindern weiter, dann fing er an zu laufen und war bald den anderen weit voraus.

Er hatte auch den weitesten Schulweg. Gute dreiviertel Stunden lief er, ehe er sein Elternhaus erreichte.

Vor der Thür stand seine Mutter, ein gewöhnlich aussehendes, vierschrötiges Weib.

„Na, Du Rumtreiber? Wo hast Du denn wieder gesteckt?"

„Ich?" Fritz sah ängstlich seiner Mutter in das zornige Gesicht. „Ich — war su schnell gerannt, wie ich kunnt'."

„Ach, Du Lügenpatz, Du! Du und gerannt! Dahergeschlichen bist, als wollt'st jedes Steinel am Wege zählen. O, Dich kenn' ich. Geh' jetzt glei 'nein und wieg' die Liesel."

Fritz drückte sich scheu an seiner Mutter vorbei in's Stübchen. Hier herrschte eine sengende Gluth. Kein Fenster war offen, und dazu knisterte und prasselte das Feuer im Ofen. Der Dunst von schlechtem Kaffee erfüllte den Raum.

In der Wiege lag das Jüngste, die Liesel.

Die Fliegen krochen ihr auf Gesicht und Händen umher. In den bunten Kissen lag die Kleine so fest eingeschnürt, daß sie sich kaum bewegen konnte.

So schrie das Kind aus Leibeskräften und wollte sich auch durch des Bruders Wiegen nicht beruhigen lassen.

Die Flasche lag neben der Kleinen, angefüllt mit einer graubraunen Flüssigkeit, in dem einen Händchen hielt sie eine Brotkante.

„Pscht — pscht — pscht —" machte Fritz beim Wiegen und versuchte immer wieder, die zahllosen Fliegen von dem Kinde fernzuhalten.

Da fing Fritz in seiner Herzensangst mit ganz leiser, ängstlicher Stimme zu singen an: „Schlaf, Kindel, schlaf, im Garten gehn zwei Schaf."

Die Thür ging auf. „Ja, Schaf, das Du bist. Was stellst denn wieder an, daß die Liesel net schläft, Du Lausbub', Du! Du bist doch zu nischt zu gebrauchen. Geh' lieber 'naus in 'n Stall und hack' Holz."

Der Kleine hielt im Wiegen inne und trollte ab.

Die Axt war doch recht schwer, und er war so müde. Wie gern hätte er ein wenig geschlafen oder wenigstens gesessen. Aber das durfte er nicht wagen.

So hackte er mühsam die kleinen Scheite zurecht.

Da plötzlich fuhr ihm die Axt tief in das linke Händchen. „Au, au!“ schrie er laut auf.

Dann betrachtete er sich erschreckt die tiefe Wunde.

Wenn das die Mutter sähe! Da möcht's ihm schön gehen. Fest drückte er das rechte Händchen auf die blutende Linke. Dann fing er an, im Stalle zu suchen.

Einen alten schmutzigen Leinwandfetzen, den er fand, wickelte er fest um die verwundete Hand.

Daß nur die Mutter Nichts merkt!

Mühsam hackte er den kleinen Holzvorrath zu Ende. Dann steckte er die Linke in die Hosentasche und spazierte hinein in's Stübchen.

Auf dem Tische stand ein Teller Suppe für ihn, schon halb ausgekühlt, aber es schmeckte ihm herrlich.

Frau Liebig ging jetzt fort zur Erntearbeit, so mußte Fritz allein das Haus hüten und auf die Kleine achten. Er holte sich seine zerbrochene Schiefertafel und begann, eifrig an seinen Schulaufgaben zu arbeiten.

Dabei fiel ihm die Mahnung des Lehrers wieder ein.

Er faltete rathlos die Händchen und blickte zum Himmel. „Ach Du lieber Gott,“ dachte er, „wenn doch der Vater erst wieder vom Gebirge zurück wäre.“

Er zog an dem Knopfe der Tischschublade und blickte hinein. Unter allen möglichen Gegenständen lag auch etwas Geld darin, dabei ein Zwanzigpfennigstück, wie er's brauchte.

Vater würde ihm ja gleich das Geld wiedergeben, er war ja so gut. Dann konnte er es an den alten Platz zurücklegen, ehe die Mutter Etwas merkte.

Scheu sah sich Fritz im Stübchen um, auch nach der Wiege guckte er. Liesel schlief jetzt fest.

Unschlüssig drehte er das Geldstück zwischen den Fingern herum. Ach, Mutter wird's nicht gleich merken. Wo sollte er das Geld aber hinstecken? Seine Taschen hatten alle Löcher. Nach reiflichem Ueberlegen schob er es zwischen die verwundete Hand und den Leinwandstreifen. Darauf schrieb er weiter, aber sein Händchen, das den Stift hielt, zitterte merklich, der blonde Kopf hob sich hin und wieder, und dann blickten die Augen scheu in der Stube umher. — —

In der Nacht warf sich Fritz stöhnend in seinem Bette hin und her. Die Hand schmerzte so sehr, ihm war so heiß, und der glühende Durst wollte ihn schier verbrennen. Seine Mutter schnarchte neben ihm,

ermüdet von der Feldarbeit. Der Mond schien zum Fenster herein, gerade auf das Lager des Knaben, und er schien auch auf die Schublade, und dann machte er dem Fritz ein böses Gesicht. Doch immer wenn sich der Kleine mühsam erhob und nach dem Geldstück langte, fiel er wieder matt und erschöpft in die Kissen zurück, und der helle Mondschein peinigte und quälte ihn wieder von Neuem. —

Am nächsten Morgen stand Fritz nicht auf.

Seine Mutter schrie ihn an und schüttelte ihn, aber er redete nur unverständliches Zeug und sah sie mit irren Augen an.

„Krank is der Bengel, das fehlt noch grade. Als ob man net schon genug Jammer und Noth hätt'! Und jetzt grad', wo ich so viel Arbeit hab'."

Sie holte noch eine alte Decke, die sie über Fritz breitete. Nur immer hübsch warm halten! Das ist die Hauptsache. Dann band sie sich ein Tuch um und lief zur alten Dore.

„Weeßte, Pauline," meinte die weise Frau und wischte sich mit der Hand einen Tropfen von der Nase, „weeßte, das is a bös Fieber, was de in dem Jungen steckt. Das muß austrieben wern." Dann besann sie sich eine ganze Zeit. — „Da mußte geh'n so um Sonnenuntergang auf 'n Kirchhof, dort mußte drei Vaterunser beten, darfst Dich aber beileibe net umdrehen dabei, und dann mußte Blatteln pflücken von der Lind', die dorten in der Mitten steht. Und um Mitternacht mußte von den Blatteln an Thee kochen und dam Jungen zum Trinken geben. Dann wird's besser — — kannst Dich druff verlassen!"

„Bezahl's Gott!" antwortete Pauline Liebig und ging beruhigt nach Hause. —

Fritz lag jetzt im höchsten Fieber, er lachte und redete von Geld und von der Schule.

Gegen Abend ging Frau Liebig nach dem Kirchhof. Sie verschloß hinter sich die Thür und steckte den Schlüssel ein. —

Lehrer Hartmann machte seinen gewohnten täglichen Spaziergang. Unterwegs fiel ihm ein, an Liebigs Hause vorüber zu gehen, um bei der Gelegenheit sich wegen Fritzens Schulversäumniß zu erkundigen.

In dem kleinen Gärtchen vor dem Hause sproßten Sommerblumen, wild durchwachsen mit Unkraut, in die Höhe.

Hartmann blickte durch die kleinen schmutzigen Fensterscheiben in's Innere des Stübchens.

Erschreckt blieben seine Augen auf dem fiebergerötheten Gesicht Fritzchens haften, und er hörte mit Erstaunen die irren Laute, die zu ihm herausdrangen.

Die Hausthür fand er fest verschlossen, und er überzeugte sich bald, daß die Beiden dadrin, das Kleine in der Wiege und der kranke Knabe, die einzigen lebenden Wesen im Hause waren.

Er ging um das ganze Häuschen herum, dann trat er kurz entschlossen an das eine Fenster, stieß mit kräftigem Ruck eine Scheibe ein und öffnete das Fenster von innen, so daß die frische sonnige Luft in's Stübchen dringen konnte.

Im nächsten Augenblick schwang er sich auf das schmale Fensterbrett und hinein in den heißen, stickigen Raum.

Als er Fritz kurz betrachtet hatte, sah er sich nach frischem Wasser um.

Fritz trank das Dargebotene in tiefen Zügen, etwas wie Wohlbehagen drückte sich in dem Gesicht des Knaben aus. Erschöpft fiel er zurück auf sein Lager und lag minutenlang ganz still. Aufmerksam verfolgten des Kranken Blicke des Lehrers Thun.

Hartmann begann vorsichtig den Leinwandstreifen von des Kindes Hand zu lösen, das Geldstück fiel dabei heraus. Fritz machte ein ängstliches Gesicht:

„Bitt' schön, nehm' Sie's, Herr Lehrer, 's ist das Geld — — ich — Mutter soll's nich —" da verfiel er wieder in seine irren Reden.

Der junge Mann hatte gar nicht auf die Worte des Kindes geachtet, er hielt entsetzt das dick geschwollene Händchen in seiner Hand.

„Herrgott, das ist ja die höchste Zeit. Hier ist ja schon Blutvergiftung eingetreten. Nur schnell zum Arzt!" Als er seinen Weg durch's Fenster wieder antrat, sah er von Weitem ein helles Kopftuch auftauchen.

„Frau Liebig," rief er laut, „kommen Sie schnell. Der Fritz ist ja schrecklich krank, ich will gleich den Doctor schicken."

Die Frau kam näher.

„Lassen Sie 's nur gutt sein, Herr Lehrer, ich koch' nachher an Thee. Da braucht er keenen Doctor nich."

„Ach, dummes Zeug, der Thee nützt hier gar nichts."

„Oho," sagte Frau Liebig lachend und schloß die Thür auf, „das werd' ich doch wohl besser wissen. Die alte Dore —"

„Dummer Quatsch," antwortete Hartmann ärgerlich und sprang in großen Sätzen die Wiesen hinunter.

Verwundert sah ihm das Weib nach.

„Bei dem scheint's im Oberstübel nich ganz richtig zu sein. Möcht' blos wissen, wie der überhaupt das 'rausgeschnüffelt hat vom Fritz."

Das offene zerbrochene Fenster sagte ihr genug.

Eilig lief sie hin und schloß es wieder; vor die zerbrochene Scheibe hängte sie ein Tuch.

„So 'n Unsinn," schimpfte sie dabei, „in dem Zug muß ja a Gesundes sterben, viel eher a Krankes — und hier — Herr Jesses, der ist wohl verrückt" — sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen — „mir scheint, er hat ihm eiskalt Wasser zu trinken geben. Nee — nee — sowas — und das will a Lehrer sein — so a dummer Kerl!" Sie beugte sich über Fritz, dann fing sie an zu jammern. „Nu freili — sagt' ich 's

net! Viel, viel schlimmer is geworden — und die Hand — was is denn mit der Hand?"

Sie hob und drückte unsanft daran herum, so daß der Kleine laut aufschrie. „Da hat er sich, mir scheint's, gehackt und nischt gesagt, der dumme Bengel. Da hätt' ma doch bei Zeiten a Pflaster auflegen könn'."

Nach zwei Stunden kam der Arzt.

„Das ist ja viel zu spät, Frau Liebig, warum habt Ihr mich nicht eher gerufen?"

Die Frau zuckte die Achseln.

„Gerufen hab' ich Euch überhaupt nich. Und ich fänd's schon gescheiter, wenn Jeder sich um seine eignen Sachen kümmern thät und nich um die andrer Leute. Es wär' schon besser worn, aber natürlich, wenn der Herr Lehrer seine Nase in meine Sachen steckt, 's Fenster sperrangelweit aufreißt und dem armen Kindel a eiskalt Wasser giebt —" sie setzte sich auf einen Schemel und fing plötzlich an zu jammern. Den Schürzenzipfel hielt sie vor die Augen, und darunter hervor klang es anklagend und vorwurfsvoll: „Ach Jesses, wenn mir der Junge stirbt! — Un mei Mann net da! — Und was das arme Kindel muß ausstehn — so a liebes —"

„Hören Sie auf Sie, Sie dum — Sie Weib Sie!" Der Doctor war in höchster Entrüstung aufgestanden und sah sie durch die Brillengläser wüthend an. „Machen sie sofort alle beide Fenster dort auf — augenblicklich."

Frau Liebig ließ wie erstarrt die Hände sinken.

„Was soll ich? — Fenster aufmachen?"

„Zum Donnerwetter ja, sonst werde ich Ihnen Beine machen. Hier muß man ja ersticken."

Widerwillig gehorchte sie, immer leise vor sich hinmurmelnd. „Nu, — da muß er ja sterben — da muß er ja sterben." — —

Um Mitternacht wurde es besser, wie die alte Dore gesagt hatte.

Fritz streckte sich und lag ganz still — es that ihm Nichts mehr weh, und mit dem letzten Seufzer des Kindes fiel klirrend das Geldstück, das sich zwischen die Betten verschoben hatte, zu Boden. —

Am nächsten Tage, als Frau Liebig die Diele reinigte, fand sie das Geld.

Sie hielt mitten in ihrer Arbeit und in ihrem Jammern und Heulen inne und wandte sich zu zwei Weibern, die gekommen waren, sich das liebe Kindel anzusehen. „A Zwanzigpfennig? — Wo kommt denn der daher? Mir hat aner gefehlt gestern Morgen aus dem Schube. — Seht Ihr's? Den muß er mir g'nommen haben, das Bürschel. So war er!"

Die guten Freundinnen nahmen schnell die Schürzen von den Augen.

„Ja, ja, Pauline, a schlimmer Junge is wohl gewest. Du hast viel Verdruß, Kummer nnd Surge mit'n gehabt."

„Nu freili —, aber Du lieber Gott," und sie schluckte an ein paar Thränen — „wenn ma's bedenkt — — was a noch zu gutterletzt hat ausstiehn müssen — un doch blus, weil der dran Schuld is — denn sunst wär' Alles gutt worn, — un wer bleibt mer denn jetzt bei der Liesel — das frag' ich Euch blus — da ha ich doch jetzt keen Menschen mehr derzu!"

Am Sonntag war das Begräbniß.

Fritzchens Mitschüler begleiteten ihn zur letzten Ruhe und sangen an dem kleinen Hügel mit lauter Stimme ihre frommen Lieder. — — —

Droben auf den Bergen lag heller, klarer Sonnenschein. Der Gebirgsführer Liebig blieb einen Augenblick auf seinem Heimwege stehen und schaute, die Augen mit der Hand beschattend, aufmerksam hinunter in's Thal. Ganz deutlich sah er da unten einen kleinen Zug sich bewegen, und bis herauf zu ihm drangen Glockentöne.

Sinnend schritt er weiter.

Wem mochten sie wohl läuten?





# Melitta.

## Ein Skizze

von

## Bernstein-Sawersky.

— Meiningen. —

Der Nachmittag gefällt mir nicht ... ob ich dem Großstadtleben Schuld geben soll? — Ich glaube kaum ...

Ich war schon über ein Jahr in Berlin, und meiner inneren Einsamkeit, an der ich schon in der Provinz krankte, that die Abwechslung der Weltstadt wohl ... ich verschlang das Leben in meiner Einsamkeit, und es bekam dem Provinzler sehr gut — ich empfand nie Verdauungsbeschwerden. . .

Aber heute?

Das Heute ist mir ein Räthsel. —

Das wühlende, farbige, lächelnde, ernste, kokettirende, schweigende, schwatzende, häßliche und herrliche Leben zieht wohl wie immer in der Gestalt einer schillernden, tausendköpfigen Riesenschlange an mir vorüber, aber mein Auge sieht es nicht — meine Sinne empfinden es nicht ...

Und sonst — ...

Ich fühlte stets einen unbeschreiblichen Reiz, meine Seele in den Wellen dieses ungeheuren Menschenmeeres zu baden — Perlen und Muscheln dabei zu sondiren — und das Schöne und Angenehme mit nach Hause zu nehmen, um es unter dem Schleifsteine der Kunst zu verwerthen ...

Hin und wieder kam mein Herz mir auch vor wie eine Laterna magica . .

Heute ist die Laterna magica umflort — kein Bild spiegelt sich wieder — die Friedrichstraße ist für mich leblos, menschenleer. Woran das liegen mag — ich bin doch kein Brutus, der hinter seiner leichtverschlungenen Toga einen scharf geschliffenen Dolch verbirgt, mit dem er das Vaterland erretten will ... in unserem Vaterland haben wir keinen Tyrannen, oder bin ich der Dänenprinz und will die Welt wieder in ihre Angeln heben? ... O arme Welt und ich noch ärmerer Dänenprinz — dazu bin ich viel zu schwach und zu ungelenkig — das vermag weit besser ein preußischer Feldwebel, der bei seinem Akrobaten- und Rekrutenunterricht seine Muskeln gestärkt hat ...

So schlendere ich denn für mich allein, in mir allein durch die Straße — fast überträume ich die jähen Scenenwechsel in der Natur ... die Sonne hat soeben mit Erfolg den Versuch gemacht, das graue Herbstgewölk zu durchbrechen.

Einen Augenblick lächelt dieses Babel, von dem so herrlichen Licht durchfluthet, von goldenen Fäden umsponnen — in Goldperlen blitzend . . . und die Menschen lächeln — und die Augen und Herzen lächeln . . . Eine andere Welt, von einem Zauberwort geboren — eine selige, glückliche, jauchzende Welt — aber im Nu verschwindet der Zauber wieder — die Luft durchströmt der belebende Sonnenstrahl nicht mehr — die Menschenmasse schleppt sich wieder wie vorher schwer, ernst und still weiter, und wie von einem Porzellanschirm umhüllt, zieht die Sonne matt und dumpfig, manchmal ganz unsichtbar, hinter den grauen Wolken . . .

Ob die grauen Herbstwolken meine Stimmung verursachen — oder das welke Blatt auf meiner Schulter, das eine Linde träumend auf mich herabgleiten ließ? . .

Der Herbst ist kein Freund der Menschen. Manche loben ihn — Manche schildern ihn als das schönste Kind der Zeit. Der Herbst, sagen sie, ist der Förderer des Familienlebens, der Ankünder der Concerte und Bälle, der Theatervorstellungen und der Gesellschaften und der tausend anderen Vergnügungen . . . Ich kann nicht bei seinem Erscheinen an dergleichen denken — freilich bringt er uns das Alles, muß man aber nicht vielmehr daran denken, daß er es uns nimmt?

Der Herbst mit seinem grauen Gewand erscheint mir immer wie ein Pastor, der dem Menschen die letzte Oelung giebt und ihn auf den Tod vorbereitet — er spricht zwar mit schönen Worten vom Jenseits, umschreibt in herrlichen Metaphern das Nichts im Nichts — aber es ist doch immer der Tod . . .

Ich bin an der Ecke der Behrenstraße. Der Gedanke, daß ich heute noch Etwas unternehmen müsse, führte mich an die Anschlagsäule . . . Es war inzwischen die Dämmerung eingetreten — Gas- und elektrisches Licht durchfluthet die schmutzigen, naß kalten, thaudampfenden Straßen — an den Pferde- und Dampfbahnwagen schwanken heran und wogen hinweg Farbenlämpchen, schimmernd in allen Nüancen . . . die Geschäftsläden speien durch die Schaufenster ein Meer von Flammen aus, belebend und vertausendfacht wiederbelebt, sich reflectirend in seidenen Stoffen, herrlichen Glas- und Goldwaaren, Edelsteinen, Schmucksachen und tausend anderen Gegenständen, die der Riesenbazar unter den Linden, Friedrichstraße aufzuweisen hat . . .

Gehe ich in's Theater? . . . nein, nein — nicht in's Theater — wie kann ich nur daran denken — ein Recensent geht nicht in's Theater, wenn er nicht mit seinem Schwerte hinein muß, um einen armen Dichter hinzurichten — aber was — was thun in meiner Einsamkeit?

Schon beabsichtige ich, in die Ringbahn zu steigen, um nach irgend einem Ende der Weltstadt zu fahren — in der Vorstadt passirt eher einmal etwas Nervenerregendes, Herzenaufrüttelndes — und ich stehe schon am „Marterholz" — da tritt ein Umstand ein, der meinem Willen eine andere Directive giebt.

Die Behrenstraße entlang kommt ein junges Mädchen — bald hastig schnell in seiner Bewegung, bald wieder langsam, als ob es sich was überlegte und von Zweifel erfüllt sei, als ob es im Entschluß klar und zur Ausführung schreite. Das Mädchen ist der Gestalt nach nicht schön, ziemlich klein — wie es mir scheint, sogar ein wenig verwachsen — Kopf etwas vorgebeugt — aber ein Gesicht hat sie — ich muß unwillkürlich an das reizende Bild „Verlassen" denken. In einem lilienbleichen, lieblichen Gesicht zwei große, schwermüthige, träumerische Augen — die Schwere des Daseins, was ein Herz leidend empfunden, sagen diese Augen, hier kannst Du es offen sehen — diese Augen predigen Mitleid wie jener große Nazarener . . . Das Gesicht umrahmt schwarzes, offenes Haar, das auf ein schwarzes, längst nicht mehr neues, verschlissenes Kleid in mächtigen Wellen herabfällt. Die bleiche Gesichtsfarbe tritt in dem Rahmen noch mehr hervor.

Das Mädchen interessirt mich — ich möchte die Kleine ansprechen. Vielleicht giebt es hier was zu erleben, denke ich, und welcher Journalist erlebt nicht gerne Etwas — das Leben ist sehr theuer, und der Stoff ist rar — doch nein — es ist nicht allein Abenteuerlust — ich thue mir Unrecht, wenn ich das sage; ich habe wirklich eine eigenthüm-

liche Sympathie für das Mädchen, und ich fühle, daß ich vielleicht durch irgend eine Wohlthat Jemand glücklich machen könne . . .

Ich — glücklich machen und selbst . . .

Das Mädchen geht über die Friedrichstraße am Passage-Panoptikum vorbei die Behrenstraße weiter. Ich folge der jungen Dame in gemessener Entfernung, und immer wieder beobachte ich, daß Angst, Sorge, Zweifel das Mädchen bald zu einem auffälligen Stehenbleiben oder hastigen Gehen veranlassen.

In der L . . straße, an einem großen und schönen Eckhause, das in einer Wandvertiefung die Figur des alten Dessauer in Lebensgröße zeigt, macht sie Halt. Wir sind schon nicht mehr in dem Centrum Berlins — nicht mehr das Tausenderlei in den großen Läden — nicht dieses elektrische Flammenmeer — nicht dieser Menschenandrang — nicht mehr dieses Wagengerassel — Glockengebimmel u. s. w. fesseln unsere Sinne, umschwirren und betäuben sie . . .

Ob sie gemerkt hat, daß ich ihr folgte? . . . ich glaube nicht — sie hat sich wenigstens nicht umgesehen — freilich, nunmehr muß es sich entscheiden, ob ich ihre Bekanntschaft machen werde oder nicht — ich bin von ihr kaum fünf Schritte entfernt, und sie steht vor der Hausthüre, und ihre Hand liegt schon an dem Klingelzug . . .

Wohnt sie hier?

Sie läßt plötzlich ihre Hand wie entkräftet fallen — und „ach Gott" höre ich sie seufzen; sie scheint sich zu überlegen, ob sie weitergehen soll . . . Jetzt dreht sie sich um und erblickt mich . . .

Mit welchen Augen ich sie wohl angesehen habe — ich weiß es nicht, aber einen solchen undefinirbar seltsamen, heißen, schmerzvollen, gequälten Blick warf mir das Mädchen zu — ich mußte ihr gewiß Vertrauen erweckt haben — zweifelsohne — nicht Jedem zeigt man so sein Inneres auf dem Präsentirteller der Augen . . .

Eine unbezwingliche Sehnsucht faßt mich, ihr Seelenräthsel zu lösen . . .

Und ich fasse mir ein Herz und rede sie an — ich habe wohl sehr eigenthümliche Worte und Redewendungen gebraucht, um meine Verfolgung, Vorstellung, den merkwürdigen Herzensdrang, sie kennen zu lernen, zu erklären, aber die Ehrlichkeit meiner redlichen Absichten muß ihr doch eingeleuchtet haben, ein sanftes Lächeln an ihren Mundwinkeln verräth mir die Erlaubniß, daß ich ihr folgen darf.

Dieses Lächeln . . .

Ich habe noch nie Jemand so lachen sehen . . dieses Lächeln muß mehr Werth haben, als die ungezählten Thränen von tausend anderen Menschen . . . es verlangte Mitleid, aber wer so lächelt, muß auch Mitleid haben, muß ein großes Herz haben, in dem Empfindung, Freundschaft, Liebe schön und herrlich wie tropische Blumen gedeihen — — . . .

Ein solches Herz — mehr als ein Königreich für ein solches Herz — danach ringe ich schon lange wie der ermattete Schwimmer nach dem Lande . . . ich will Alles entbehren — Alles auf diesem kalten Schutthaufen Erde — nur ein Herz — ein großes, mitfühlendes, warmes Herz . . .

Man begreife das . . . es gehört wohl für Jemand, der ausgeprägten Sinn für das Schöne hat, der fähig ist, wie ein Grieche vor der schönen Form eines Götterbildes zu knien, eine gewisse Nervosität dazu, Sympathie und fast noch mehr für ein Mädchen mit kränklichem, nahezu häßlichem Körper zu gewinnen . . .

Ich habe schon schöne Frauen innig in meine Arme gedrückt — wollte an einem wild schlagenden Herzen mein wild schlagendes Herz in Verzückung gerathen lassen und jene gewaltige unlösbare Sehnsucht, die uns der Himmel zum ewigen Glück und Fluch gegeben, stillen . . . vergessen . . . mich selbst vergessend, in einem anderen Wesen aufgehend — aber Eis der Selbstsucht, der schnöden Berechnung trafen meine Brust, mein schlagendes, glühendes Herz — Eis . . . und ich schauerte zusammen — und stieß sie von mir . . .

Ein Herz . . . ein warmes Herz . . .

Melitta heißt das Mädchen — ein seltsamer Name . . . seltsam? . . . ich besinne mich, warum mir dieser Name seltsam erscheint. — Nachdem sie ihn mir gesagt hat, gehe ich nachdenkend neben ihr her und besinne mich . . . ein einfach griechischer Name —? Ah, ich begreife plötzlich meine inneren Gefühle, seltsam, weil den herrlichen Namen eines reizenden griechischen Mädchens ein verwachsenes Mädchen führt — dieser Contrast schien mir seltsam — aber wie charakteristisch, ich muß mich erst besinnen, um auf die Ursache der Empfindung zu kommen; jeder Andere wäre sofort klar gewesen, aber ich sehe ja nicht vor diesem großen, schwarzen, herrlichen Auge, daß das Mädchen häßlich ist . . .

Und jetzt gar, da sie mir ihre Verhältnisse erzählt — da wie Honig die Worte aus ihrem Munde fließen — — in ihnen diese Empfindung — diese Liebe — . . .

Melitta . . .

Ihre Eltern sind todt — acht Jahre schon — sie lebt bei ihrem Onkel. Ihr Onkel ist nicht mit Glücksgütern gesegnet gewesen, so lange er das elterliche Haus verlassen hatte, aber jetzt . . .

Das tiefe Athemholen — ihr Blick verräth mir den ganzen Roman.

Er stammt von sehr feinen Leuten, das heißt fein nach dem Conversationslexikon der Gesellschaft — sie wohnen auch in Berlin; an der Ecke der L. . . . und W. . . . Straße, in dem Gebäude, vor dem sie vorhin gestanden hat und die Klingel ziehen wollte. . . .

Die Erde ist eine kleine Drehorgel — ein Dutzend Lieder spielt sie, die kehren in kurzem Abstand immer wieder. . . .

Ein altes neues Lied. . . .

Weil er ein armes Mädchen heirathete, wurde ihm die Freundschaft gekündigt, wurde er enterbt.

Schwere Tage — schmerzliche Stunden — ewige Augenblicke der Qualen. . . .

Ihr Onkel strengte Processe an — die kosteten viel Zeit und viel Geld, er verlieberte — nein, das könne man nicht sagen — sie corrigirte sich in so liebem Tone — er versäumte dadurch seine Geschäfte, wollte er doch sein Erbe für die Kinder retten, — „denen glaubt er jedes Opfer bringen zu müssen — er hat zwei so hübsche Bübchen. . .“

Wie mußte Melitta nach dem Tone, in dem sie die letzten Worte sprach, nach ihren leuchtenden Blicken die Kinder lieben?

Es wurde immer schlimmer — die Sorgen machten die Mutter sehr krank — eine lange, schwere, theuere Krankheit. — aber Mühe, Aufopferung, Gebet zum lieben Gott halfen Nichts — die Mutter starb. . . .

Die arme, arme Frau und der noch ärmere Mann mit den armen Kindern. . . .

Sein Geschäft war so zurückgekommen, daß er es aufgeben mußte, um seine Hauptgläubiger zu befriedigen — er wollte ja lieber hungern als die Schande eines Concurses erleben, als Jemand um einen Pfennig bringen. . . .

Nach diesem Unglück suchte Melitta, das arme Mädchen, allein die Familie durch Nähen zu ernähren, während ihr Onkel erfolglos sich bemühte und noch bemüht, eine Stellung zu finden. . . . Und ihr Fleiß — Tag und Nacht — ward auch bis vor wenigen Tagen belohnt — es fehlte nicht an Brod, aber nun drohe eine Aenderung zu noch Schlimmerem. . . .

Ihr Onkel hat noch eine kleine Restschuld, und heute war der Gerichtsvollzieher da, um zu pfänden. Er fand Nichts, außer der Nähmaschine, der Miternährerin der Familie, und die gehörte Melitta. Sie durfte also nicht gepfändet werden. Als sie aber die inneren Qualen erkannte, die ihr Onkel ausstand, nur wegen einer so kleinen Schuld noch seinen Namen befleckt zu sehen — ihn drückte das Unglück nun einmal als eine Schande, er verfluchte sich ja, daß er es soweit hatte kommen lassen — er kommen lassen? — ist er das Schicksal? . . . kurz und gut — sein Schmerz veranlaßte sie, ihre Maschine herzugeben. Der Gerichtsvollzieher hat sie gepfändet — morgen wird sie verkauft werden.

„Morgen — darum wollte ich vorhin die Eltern des Onkels besuchen — sie sollten Erbarmen haben — allein als ich vor der Thüre dieses großen Hauses stand, überkam

mich ein Frösteln, ich konnte mich nicht entschließen, zu schellen — die hätten in Folge der Vorgänge ja erst recht kein Erbarmen gehabt — ich ging wieder. . . .

Die kleinen, lieben Kinder. . . .

Um die thut es mir leid. . . .

Manchmal wird's mir, solange der Onkel keine Stellung gefunden hat, schon schwer werden, sie satt zu machen, aber ich sage mir: „Gieb Dir Mühe, Du mußt es fertig kriegen, daß sie keinen Hunger leiden — — ich werde — mir — sehr große — Mühe — geben. . . .“

Die letzten Worte sagt Melitta in schluchzendem, gebrochenem Tone — an ihren Augenlidern hängt eine Thräne. . . .

Eine Thräne aus solchem Auge. . . .

Die Stimmung der Situation macht mich nachdenkend . . . ich sehe in die Nacht — zerrissene Wolkenbilder in der Form der seltsamsten Thiergestalten — freundlich, fratzenhaft, hin und wieder leicht vom Mondstrahl durchzittert, bedecken den Horizont, die alten Häuser der Vorstadt werfen ihre beweglichen Schatten auf die schmutzigen Straßen, die einige Rowdys, halb betrunken, rohe Bemerkungen ausstoßend, durcheilen — das Gaslicht flackert im Gesang des unruhigen, naßkalten Windes. . . .

Und ich sehe Melitta an, als gerade der Mond aus einem Wolkenspalt hervortritt — . . . das Auge, das herrliche Gesicht . . . ich muß wohl in einem hypnotischen Zustande sein — ich möchte schwören, daß ich noch nie ein idealeres Wesen, ein herrlicheres Wesen gefunden habe. . . .

Und ich bitte sie, ihr helfen zu dürfen — sie erlaubt es nicht — in keinem Fall — alle Vorstellungen frommen Nichts — aber ich darf sie besuchen. . . .

Wie freue ich mich. . . .

Schon am anderen Tage eile ich zu ihr — sie wohnt mit ihrem Onkel in sehr alten Zimmern einer alten Miethskaserne — aber wie nett hat sie die Wohnung — wie behaglich aus Nichts eingerichtet? Mir Verwöhntem ist das ganz unbegreiflich. Ich beneide den Onkel. Was ist alles Meublement der Welt gegen diese behagliche Einfachheit, gegen diese niedlichen Sächelchen, die ihre Hand berührt, ihre Hand geformt?

Sie sitzt und näht. . . .

Ihr herrliches Auge ruht auf weißer Leinewand zu einem Hemd — das herrliche Auge — o wie Mitleid verwirren, wie ein schönes Gesicht berücken, wie Liebe Liebe erwecken kann. . . .

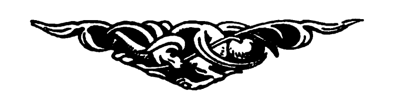
Mit welchem Anblick sie den zwei reizenden Kindern die letzten Semmeln giebt . . . und wie sie mit ihnen so süß redet — wie sie dann arbeitet . . . ich frage mich immer — ist sie so — ist ein Weib wirklich so — wie viele Weiber haben Dich hintergehen wollen — Dir tolle Komödie vorgespielt — aber ich kann nicht zweifeln, ich bin überzeugt von diesem großen Herzen in dieser armen Hülle. . . .

Was sage ich — arme Hülle — sehe ich eine arme Hülle . . . .?

Ich besuche Melitta sehr oft, und immer mehr und fester fühle ich mich an sie gefesselt. . . .

Eines Tages. . . . .

Werde ich sie beglücken, wie sie es verdient. . . . .?






# Illustrirte Bibliographie.

**Das Matterhorn und seine Geschichte.** Von Theodor Wundt. Herausgegeben von der Section Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Berlin, Raimund Mitscher.



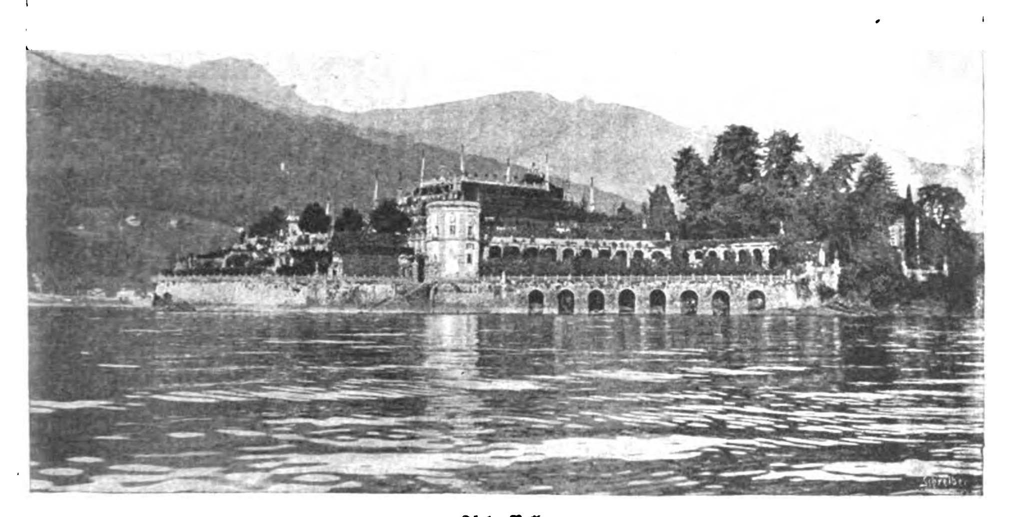
Das Programm einer „künstlerischen Erschließung“ der Alpen, welches Theodor Wundt in seinem Werke „Die Besteigung des Cimone della Pala“ aufgestellt, und zu dessen Ausführung mit dem in Heft 229 dieser Zeitschrift von uns gewürdigten schönen Werke Wundts über die Ampezzaner Dolomiten der erste verheißungsvolle Schritt gethan wurde, ist um ein bedeutungsvolles Stück gefördert worden. Ein neues gleich fesselndes und gleich prächtig ausgestattetes Werk Wundts, das, wie das vorige, ebenfalls unter der Aegide des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins (Section Berlin) an die Oeffentlichkeit tritt, ist im Verlage von Raimund Mitscher, Berlin, erschienen; es ist dem — nach Wundts Ansicht — „schönsten Berge der Erde“, dem Matterhorn, gewidmet; an dem wir, wie nirgends sonst in den Alpen, „den schonungslosen Kampf der Elemente gegen menschlichen Unternehmungsgeist und Wagemuth so ausdrucksvoll verkörpert sehen“, der wie kein anderer Berg bewundert worden ist und wie kein anderer an seinen Freunden sich gerächt hat. Diese Doppelnatur des Berges, seine erhabene Schönheit und „dämonische“ Anziehungskraft einerseits und seine Schrecken und gefährliche Heimtücke andererseits weiß der Verfasser beredt zu schildern. —

Freilich der Ruf der Unbesiegbarkeit ist dem Riesen der Penninischen Alpen seit mehr als drei Jahrzehnten geraubt; er, der früher als unersteiglich galt, wird heute sogar, da Schutzhütten, Ketten und Seile die Schwierigkeiten seiner Erklimmung und die Gefahr beträchtlich vermindert haben, von manchem hochstrebenden Alpinisten ein wenig geringgeschätzt.

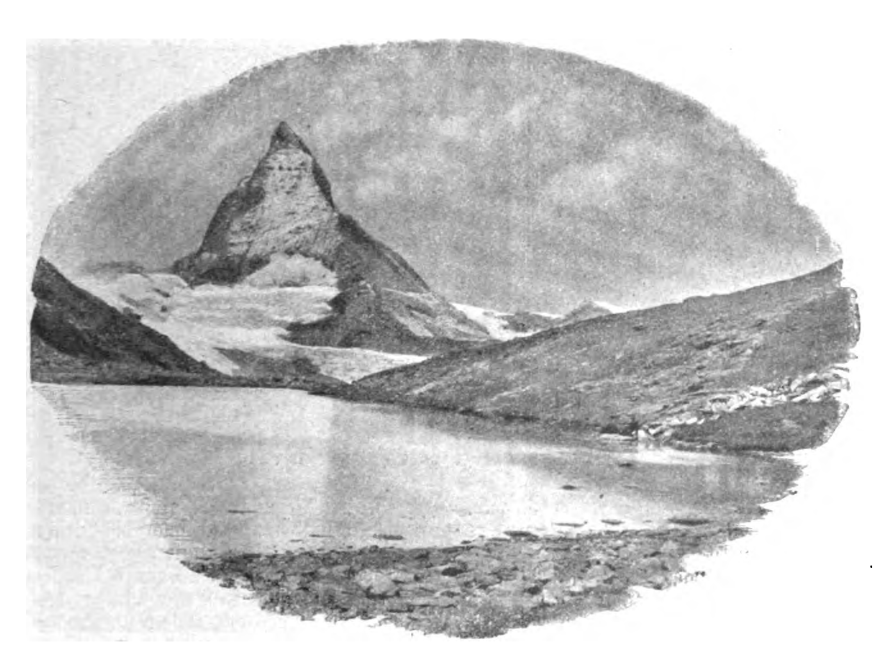
Indeß ist, wie Wundt hervorhebt, auch heutzutage noch eine Matterhornbesteigung ein mühevolles und gewagtes Unternehmen; denn plötzliche Witterungsumschläge, welche nur Unkenntniß oder Uebermuth mißachten, Steinlawinen, die gerade an bedenklichen Passagen



Der Tyndall-Grat von Norden mit dem Col Tyndal.
Aus: Th. Wundt, Das Matterhorn und seine Geschichte. Berlin, Raimund Mitscher.



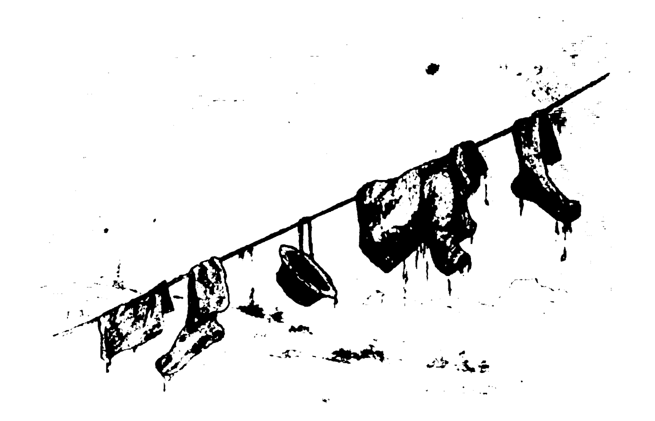
Isola Bella.
Aus: Th. Wundt, Das Matterhorn und seine Geschichte. Berlin, Raimund Mitscher.



Matterhorn mit Riffelsee.
Aus: Th. Wundt, Das Matterhorn und seine Geschichte. Berlin, Raimund Mitscher.

den Bergsteiger bedrohen, können heute wie früher Opfer fordern; wie die Unglücksfälle der Jahre 1890 und 1893 bezeugen; im ersteren Jahre stürzten der Straßburger Göhrs und seine Führer Brantschen und Graben bei heftigem Sturme unterhalb der „Schulter“ ab, und 1893 verunglückte der Sohn des den Besuchern Zermatts und des Matterhorn wohlbekannten Gasthausbesitzers Seiler. —

Die erste Besteigung des Matterhorn gelang am 14. Juli 1865 den Londoner Alpenclubisten Whymper, Hudson, Hadow und Lord Douglas mit drei Führern; sie forderte mehrere Opfer, denn beim Abstiege stürzten in Folge Abgleitens Hadows und Zerreißen des Seils Hadow, Hudson und Douglas mit dem Führer Croz in den Abgrund. Seitdem ist der Bergriese oftmals besiegt worden und fast zum „Mode-Berg“ geworden; und er wird vielleicht gar als würdiges Ziel für Hochzeitsreisen in Aufnahme kommen, wenn das Beispiel von Max und Dolly, den Helden des Wundt'schen Buches, mit denen der Verfasser uns den interessanten und aufregenden Besuch des Matterhorns machen läßt, Nachahmung findet. Wer diese muthigen Hochzeitsreisenden sind, erräth man leicht, wenn man die Widmung des Buches beachtet: „Meiner lieben Frau zur Erinnerung an unsere Hochzeitsreise gewidmet.“ — In die Schilderung der Erlebnisse dieses Paares, die dem Buche in den Augen des größeren Lesepublicums einen erhöhten Reiz geben muß, sind Rückblicke auf die hervorragendsten Momente aus der Geschichte des Matterhorns nach den Berichten hervorragender Alpinisten, wie Tyndall, Whymper, Güßfeld u. A., eingeflochten. Ein wirkungsvoller Contrast zu den wild-erhabenen Eindrücken der Gebirgswelt wird durch die Schilderung eines Besuches des Lago Maggiore mit seinen lieblichen Landschaftsbildern geboten. Auch durch die Einfügung humoristischer Partien weiß der Verfasser jedem Gefühl der Monotonie vorzubeugen und die Lectüre auch dem für den Alpinismus an sich nicht begeisterten Leser genußreich und unterhaltend zu machen. Das Werk ist vorzüglich ausgestattet, mit zahlreichen Autotypien und Lichtdrucken in tadelloser Ausführung geschmückt. Es sei Allen, die ein Prachtwerk, welches sie für die Schönheit und Größe der Natur, im Besonderen der Gebirgswelt, empfänglicher zu machen geeignet ist, vor andern bevorzugen, warm empfohlen. —l—.



# Bibliographische Notizen.

**Rankes Weltgeschichte.** Textausgabe. 2. Auflage. 4 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot.

Eine neue Auflage der Weltgeschichte von Leopold von Ranke haben wir anzukündigen. Der große Ruhm, den der Name des Verfassers besitzt, läßt es überflüssig erscheinen, neue Lobpreisungen aufzuhäufen. Wir dürften uns in diesem Falle bereits mit der einfachen Nennung des großen Namens begnügen; wird man doch auch nicht leicht eine Anzeige von einer neuen Ausgabe von Shakespeares Werken oder Homers Odyssee mit einer ausführlichen Motivirung des Ruhmes von Volk und Dichter zu vervollständigen suchen, sondern es würde einen lächerlichen Beigeschmack haben, wollte man hier noch auf die Bedeutung aufmerksam

machen. Allein ein Anderes ist doch in gewissem Sinne die wissenschaftliche Arbeit. Hier spielt der Gegenstand selbst doch eine ungleich wichtigere Rolle, und gerade die Aufgabe, eine Darstellung der Weltgeschichte zu geben, ist an sich durch ihre Größe anziehend und merkwürdig. Aber Rankes Weltgeschichte — verbinden wir Person und Thema, und wir vergegenwärtigen uns diese concrete Thatsache, da müssen wir schwanken, ob denn hier nicht ein so intimes Verhältniß zwischen Autor und seinem Werk obwaltet, daß wir losgelöst ein jedes zu würdigen uns berechtigt glauben. Denn hier werden die Freunde der Sache, nämlich der Durchdringung der Historie zu einem tiefen und festen Verständniß, mit den Bewunderern der Person des großen Darstellers vielleicht nur so zu unterscheiden sein, daß die Letztgenannten zunächst das Erste gewesen sind.

In wie weit die Geschichtsdarstellung ein persönliches Gepräge trägt, erhellt aus dem Vergleich. Wir gewöhnen uns leicht an den Begriff einer idealen Gemeinschaft und sehen in der Person schließlich besonders den individuell erhobenen Ausdruck eines Volkes und einer Zeit. Wir denken bereits so historisch oder philosophisch, daß uns die Historiker selber, im Grunde sogar unsere eigene Vergangenheit in diesem Lichte erscheinen. Darf es uns deshalb wundern, wenn wir als willkommenen Anhang der Weltgeschichte eine Sammlung biographischer Aufsätze finden? Sie haben keinen Rankecultwerth im Sinne eines närrischen Huldigerthums, sondern sind voll historischen Lebens; wir fühlen den Pulsschlag der eigenen Zeit.

Wie man weiß, haben sich um die Herausgabe die Herren Dove, Winter und Wiedermann dankenswerthestes Verdienst erworben. Die Beifügung der 1854 dem Könige Maximilian von Bayern gehaltenen Vorträge über die Epochen der neuesten Geschichte wurde auch nur mit der größten Dankbarkeit begrüßt. Hier rhapsodirt der Geschichtsforscher, nach einem eigenen bon mot, und daß es ihm gelingen wird, uns immer Neues und Lehrreiches zu bieten, dürfen wir schon von ihm erwarten.

Eigenthümlich muthet uns bisweilen die Energie der Behauptungen im Vergleich zu ähnlichen Werthurtheilen an, und es drängt sich das Gefühl auf, mit einem majestätischen Herrn, der die Hände über dem ganzen Erdkreis hat, wie es im Egmont heißt, zu thun zu haben. Häufig tritt uns die innigste Hervorkehrung gewisser Zeitpunkte und Ereignisse entgegen, so daß wir uns verwundert fragen, ob diese Auffassung wohl im Zusammenhang steht mit einer principiellen Frage, der Gleichberechtigung der Stufen der Entwickelung vor Gott in jedem Augenblicke. So scheint uns Ranke zu empfinden. Daher scheint ihm nach der oder jener Richtung manchmal ein Höhepunkt bereits für immer erreicht. Diese Hervorkehrung bedingt aber nicht etwa eine ungleiche Behandlung, sondern es macht sich nur ein wohlthuender Rhythmus des Darstellers geltend.

Im Allgemeinen ist Ranke die Vorsicht selber, und fast stets pflegt er seine großen Betrachtungen gleichsam entschuldigend einzuleiten: „Ich fürchte nicht, die Grenze der Historie zu überschreiten", oder „Wenn man es wagen darf, die weltgeschichtlichen Nothwendigkeiten in ihrem Zusammenhang zu erörtern", oder „wenn es eine Idee giebt, die in den Ereignissen waltet". H. L.

**Unsere Kriegsflotte.** Dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt von Georg Wislicenus, Kapitän-Lieutenant a. D., unter Mitwirkung der Marinemaler Carl Saltzmann, Friedrich Schwinge, Willy Stöwer. 2. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Daß ein Werk wie das vorliegende in Deutschland überhaupt geplant und in's Leben gerufen werden konnte, ist ein erfreuliches Zeichen der wachsenden Erkenntniß von der Bedeutung der Flotte für eine große Nation, und des zunehmenden Interesses für Seewesen und Schifffahrt. Denn ohne die Voraussetzung eines solchen weitverbreiteten Interesses und des Bedürfnisses nach Belehrung über dieses Gebiet wäre wohl der Muth, ein solches Werk mit solchem Aufwande zu schaffen, nicht vorhanden gewesen. Freilich die allgemeine Vertrautheit, welche in nautischen Dingen bei dem britischen Inselvolk herrscht, und die Antheilnahme, mit der man alle auf die Flotte bezüglichen Fragen verfolgt, wird bei uns naturgemäß nie erreicht werden; denn bei uns hängt die Flotte nicht in dem Grade mit allen Lebensbedingungen der Nation zusammen, bildet nicht die wichtigste Grundlage ihrer Existenz. Immerhin ist noch eine Steigerung der nationalen Antheilnahme für Meer und Flotte nothwendig und zu erhoffen, und Werke wie das von dem Brockhaus'schen Verlage herausgegebene sind der Erreichung des Zieles förderlich.

Die trefflich reproducirten Bilder von

Carl Saltzmann, Friedrich Schwinge und Willy Stöwer zeigen, welchen Aufschwung die Marinemalerei bei uns genommen; sie vereinen künstlerische Wirkung mit informatorischem Werthe. Die Unterschiede der verschiedenen Schiffsgattungen, ihre verschiedene Bestimmung sind nicht nur aus der Darstellung der Schiffe selbst, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, der den Beschauer in verschiedene Meere, an heimische und fremde Küsten versetzt, angedeutet: was zugleich, in Verbindung mit dem Wechsel des Wetters eine erwünschte Abwechslung in malerischer Beziehung ergiebt. Auch die verschiedenen taktischen Formationen (Staffellinie, Kiellinie, Keil ꝛc) sind zur Anschauung gebracht.

Der Text von Georg Wislicenus beschränkt sich nicht darauf, fachmännische Erklärungen zu den Bildern zu geben; er sucht auch da, wo er trockenes Material, wie Zahlenangaben und Technisches zu verarbeiten hat, dasselbe mit Erfolg zu beleben.

In jedem Abschnitt nimmt er die Gelegenheit wahr, allgemeinere Fragen, die mit der Schifffahrt, der Kriegsflotte in Zusammenhang stehen, zu erörtern und so für die wahre Bedeutung derselben dem Laien das Verständniß zu öffnen.

In dem dem Brandenburg-Geschwader gewidmeten Abschnitt wird zugleich ein Rückblick auf die Geschichte der deutschen Marine gegeben und Bedeutung, Zweck und Ausrüstung der Panzerschiffe auseinandergesetzt, die trotz manchen gegentheiligen Meinungen auch fernerhin im Seekriege die entscheidende Rolle spielen werden. Bei Besprechung des Sachsen-Geschwaders wird die Anschauung von der Verdoppelung unserer Flotte durch den Nord-Ostsee-Canal als Trugschluß und Helgoland nur als ein strategisches, kein taktisches Hilfsmittel bezeichnet.

Das Bild, welches die Panzer König Wilhelm, Kaiser, Deutschland und Oldenburg in Staffellinie darstellt, giebt dem Verfasser Gelegenheit, die Entwickelung des Panzerschiffbaues in Kürze zu schildern und die Geschichte der ersten Schlachtschiffe der deutschen Flotte zu erzählen. Ein anderer Abschnitt behandelt mit Beziehung auf das Bild: „Heimdall und Siegfried in der Elbmündung“ die Küstenpanzerschiffe, über Hochseefischerei belehrt der an das Bild „Brummer beim Fischereischutz der Weser“ anknüpfende Text. Die Geschichte, Bedeutung, Aufgaben und Werth des Torpedowesens, die Wichtigkeit der Erwerbung von Kohlenplätzen, die Ausbildung der Seeoffiziere und Unteroffiziere, die Aufgabe der Schulschiffe, der Werth der Manöver, die Thätigkeit unserer Kriegsflotte im Dienst der Wissenschaft werden in anderen Abschnitten behandelt. — Mit Nachdruck betont der Verfasser die Unzulänglichkeit der Kreuzerflotte; er bemerkt, daß, während Deutschlands Seehandelsflotte die zweitgrößte der Erde ist, seine Kreuzerflotte kaum an der Seite Argentiniens marschire.

Das Werk schließt mit einem Hinweis auf die Expansion des deutschen Volkes, auf die Nothwendigkeit, Deutschland mit Hilfe einer starken Flotte auf die Höhe einer Weltmacht zu erhaben. —l—

**Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee.** Eine kritische Studie von Pannonicus. — Braunschweig, Rauert & Rocco Nachfolger.

Der Verfasser bespricht unter Zugrundelegung des Dienstreglements in kritischer Weise die taktischen Uebungen, im Speciellen die Truppenführung. Die während des Drucks erschienene 3. Auflage des 2. Theils des Dienstreglements hat der Kürze der Zeit wegen nicht mehr in Betracht gezogen werden können. In 6 Capiteln: „Die Führung und die Reglements, die Anlage der Uebungen, die Dispositions-Ausgabe, die Durchführung der Uebungen, die Besprechung und die Führung nach dem Gefecht“, ist der Verfasser bestrebt, die Truppenführung in ein ihrer Wichtigkeit entsprechendes Licht zu stellen. Der praktische Kriegszweck steht für ihn als maßgebend im Vordergrunde. Mit anerkennenswerther Offenheit geht er gegen Ueberreste aus der guten, alten Zeit vor, die nicht dem neuen Geiste des Reglements entsprechen. Namentlich ist er mit Recht gegen die vielfachen Commentare und besonderen Instructionen, die nur die Aufmerksamkeit vom Reglement ablenken. Die Studie ist recht lesenswerth. K.

**Schlesien.** Eine Landeskunde für das deutsche Volk, auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dr. Joseph Partsch, ord. Professor der Erdkunde an der Universität Breslau. — I. Theil. — Ferdinand Hirt, Breslau.

Der Verfasser, der auf eine zwanzigjährige Thätigkeit im geographischen Lehramt an der Universität seiner heimatlichen Provinz zurückblicken kann, hat es als eine nicht länger zu ertragende Pflicht erachtet, die Bearbeitung einer Landeskunde Schlesiens, auf wissenschaftlicher Grundlage, in Angriff zu nehmen. Trotz der vielfach vorhandenen

Einzelforschungen fehlte es in der Neuzeit doch an einer zusammenfassenden, umfangreichen Bearbeitung der Geographie Schlesiens, dieses, wie Goethe sagt, „bedeutenden“ Landes. Die hier vorhanden gewesene Lücke wird durch das vorliegende Werk, von dem der I. Band erschienen ist, ausgefüllt, wofür dem Verfasser nicht nur seine Landsleute, sondern auch die Lehrer der Erdkunde sich zu Dank verpflichtet fühlen müssen. Aus seinen akademischen Vorlesungen heraus ist allmählich dieses Werk entstanden. Schon aus dem Inhalt des I. Bandes wird der Leser ersehen, mit welcher Sorgfalt, Umsicht und Gründlichkeit der Verfasser an die Arbeit gegangen ist. Nach einer Schilderung der Entwickelung der schlesischen Landeskunde bis zur Gegenwart, sowie der Darlegung der Weltlage Schlesiens, seines Namens und seiner Grenzen unterzieht der Verfasser in den weiteren Capiteln einer näheren Betrachtung: „den Gebirgsbau, die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Landoberfläche, das Wassernetz, das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt, die Bevölkerung und schließlich Schlesien als Kriegsschauplatz.“ — Der Verfasser versteht es, durch gewandte Darstellung, der jeder Gebildete mit vollem Verständniß zu folgen vermag, von Anfang bis zu Ende zu fesseln. — Das Werk ist durch Karten und Zeichnungen vortrefflich ausgestattet und sei hierdurch aufs Wärmste empfohlen. K.

**Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Culturentwickelung.** Von Albrecht Stauffer. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Mit wahrem Vergnügen wird Jeder dieses Buch lesen, welches, mit großer Vorliebe für die Athener geschrieben, eine reichhaltige Geschichte Athens bietet, nicht von den ältesten Zeiten bis etwa zum Untergange der griechischen Freiheit, sondern im Wesentlichen während des 5. Jahrhunderts, welches den dramatischen Höhepunkt im Leben des athenischen Volkes bildet. An den Gestalten des Kimon, Polygnot, Aeschylus, Perikles, Pheidias, Sophokles, Herodot, Alkibiades, Aristophanes, Euripides, Thukydides und Sokrates wird uns die Culturentwickelung Athens vor Augen geführt. Die flott entworfene Einleitung enthält treffende Urtheile über die ältere Zeit, reizvolle Schilderungen, man lese z. B. die Charakteristik des Achill und des Odysseus, und schließt mit einem Vergleiche der athenischen Cultur mit der hellenistischen. In den folgenden 3 Abschnitten mit den Titeln: ‚Das Lebensalter des Sieges‘, ‚Das Lebensalter der Höhe‘ und ‚Das Lebensalter der Krise‘ werden uns die Bilder der 12 genannten Persönlichkeiten gezeichnet, die als typische Gestalten zu betrachten sind, die die Führer ihres Volkes waren. Eine lebendige Darstellung des politischen und geistigen Leben des athenischen Volkes, von den Perserkriegen bis zum Sturze Athens, entwirft der Verfasser mit so warmer Hingabe, daß auch ein Gegner der humanistischen Bildung von ihrem Werthe überzeugt werden muß, mit so umfassender Gründlichkeit, daß auch der Fachmann außer der Befriedigung mannigfache Belehrung und Anregung darin finden wird. Als besonders tüchtige Leistung muß Ref. die Analyse der Tragödien und die Würdigung der Kunst bezeichnen. Die Quellen und die Ergebnisse der Forschung, ich nenne nur die lichtvollen Arbeiten von Eduard Meyer nnd Wilamowitz, hat der Verfasser durch mühevolles Studium zu einem Buche verarbeitet, welches, ohne populär zu sein, gerade dem Nichtfachmann auf's Angelegentlichste empfohlen werden kann, welches nicht eine Zusammenstellung, sondern eine selbstständige geistreiche Durchdringung des Stoffes ist. P. H.

**Dichter und Frauen.** Vorträge und Abhandlungen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel).

Die hier in einem stattlichen und vornehm ausgestatteten Bande vereinigten 16 Aufsätze aus der Feder des bekannten Berliner Universitätsprofessors waren größtentheils in verschiedenen Zeitschriften schon veröffentlicht; sie verdienen aber diese durchgesehene Neu-Ausgabe, denn sie beruhen auf reichem, theilweise zuerst erschlossenem litterarischen Material. Geiger hat bei seinem fleißigen Spüreifer, in alten Correspondenzen wichtige Funde zu machen, auch eine glückliche Hand, und weitverzweigte Verbindungen ermöglichen es ihm, sogar scheinbar dünne Fäden mit Nutzen weiterzuspinnen. Daß in einem solchen Sammelbande auch Minderwerthiges sich findet, ist selbstverständlich. Dagegen sind schätzenswerth jene Abhandlungen, wo der Vf. sich auf seinem besonderen Arbeitsgebiet bewegt, z. B. gleich die erste Studie aus der Renaissance, „Isotta von Rimini,“ oder die Anregungen über den bisher wenig beachteten französischen Humanismus, über Molières Verhältniß zu den Frauen und dgl. Eine Reihe von Aufsätzen schildert lebendig und anschaulich die klassischen und romantischen Frauengestalten: Goethes Schwester, Char-

lotte von Schiller, Dorothea Schlegel, Karoline von Günderode, Johanna Motherby, Bettina von Arnim, Charlotte von Stieglitz. Endlich folgen noch litterarisch-ästhetische Studien über Leopold Schefer und Karl Werder, Otto Ludwig, Fanny Lewald und Guy de Maupassant. In dem Aufsatze: „Deutsche Dichtung in den Befreiungskriegen“ berichtigen wir ein Versehen: Das S. 213 aus der volksthümlichen Dichtung erwähnte Schlachtfeld „Wauer“ ist natürlich nicht „Waterloo“, sondern „Wavre“, „Waveren“, südöstlich von Brüssel. —

F. V.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven.** I. Arbeit und Wille, Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene von Dr. E. Hallervorden. Heft 2. Würzburg, A. Stubers Verlag.

**Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.** Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. Zweite Folge. Mit Reuters Selbstportraits als Schüler und Festungsgefangener, einem Farbendrucke „Entspekter Bräsig“ nach einem Aquarell des Hofmalers Schloepke, sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Facsimiles, meist nach Originalen von Theodor Schloepke und Fritz Reuter. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

**Barazetti, Sophie,** geb. von Le Monnier. Mammon. Roman in drei Büchern. Köln, Albert Ahn.

**Bjelomor, A.,** Der Zukunftskrieg im Jahre 18 . . Vision eines russischen Patrioten. Einzig berechtigte Uebersetzung von Karl Kupffer. Zweite Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

**Bierbaum, Otto Julius,** Der bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch. Mit vielen Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiss. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Daenell, C. R.** Gedichte. Stettin, Léon Sauniers Buchhandlung.

**Dayot, Armand,** Napoleon I. in Bild und Wort mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Lieferung 31—34. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther,

**Donner und Blitz!** 101 Sensenhiebe von einem Saft- und Kraftbauern. Braunschweig, Diedr. Janssens Verlag.

**Engel, Eduard,** Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Vierte Auflage. (In neuer Bearbeitung.) Leipzig, J. Baedeker.

**Evers, Franz,** Hohe Lieder. Mit Bildschmuck von Fidus. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Freiheitsklänge,** Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. Weckrufe aus alten und neuen Freiheitskämpfen. München, Verlagsgesellschaft „Münchner Freie Presse“.

**Gabler, Dr. Wilh.,** Ludwig XVII. Eine historische Streitfrage und ihre Lösung. Prag, Fr. Rivnáč.

**Hildeck, Leo,** Wollen und Werden. Roman. Dresden, Heinrich Minden.

**Ibsen, Henrik,** John Gariel Borkman. Schauspiel in vier Aufzügen. München, Albert Langen.

**Jesinghaus, Walter,** Sehnsuchtsklänge. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

**Die Kritik.** Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. III. Jahrgang No. 114 —116. Berlin, Kritik-Verlag.

**Kronenberg, Dr. M.,** Kant. Sein Leben und seine Lehre. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

**Künstler-Monographien.** In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XVII. Holbein der Jüngere. Mit 151 Abbildungen von Gemälden, Zeichnungen und Holzschnitten. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

**Leistikow, Walter,** Auf der Schwelle. Berlin, Schuster & Loeffler.

**The International Magazine.** Vol. I. No. 5. December 1896. Chicago, Union Quoin Company.

**Meisternovellen, Nordische,** Mit Charakteristiken der Verfasser und ihren Portraits herausgegeben von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Olinda, Alexander,** Die weisse Rose. Historischer Roman aus der Jugendzeit Kaiser Wilhelm I. Köln, Albert Ahn.

**Planck, Dr. K.,** Die Lyriker des Schwäbischen Klassicismus (Ständlin; Conz; Neuffer; Hölderlins Jugenddichtung). Stuttgart, W. Kohlhammer.

**Rolf,** Allerlei Liebe. Märchen. Strassburg, Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co.

**Salinger Eugen,** Ein moralisches Stück. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Sombart, Werner,** Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Chronik der socialen Bewegung von 1750—1896. Jena, Gustav Fischer.

**Skowronnek, Richard,** Masurische Dorfgeschichten. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

**Schultz, Alwin,** Kunstgeschichte. Lieferung 14 und 15. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Separat-Conto.

**Stillfried, Felix,** (Adolf Brandt.) In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte. Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

**Willomitzer, Josef,** In's Blaue hinein! Heitere Geschichten! Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** (Vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. W. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg Neue Folge. 109. Band. (1896.) Heft 1. October. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

**Karlsbader Mineralwasser-Versendung**

**Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen**

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

**Ueberseeische Depôts in den grösseren Städten aller Welttheile.**




Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

# März 1897.

## Inhalt.



Hierzu ein Portrait: Giosuè Carducci.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

**Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.**
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



## An unsere Abonnenten!


Die bereits erschienenen Bände von

# „Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

## Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXX (Januar bis März 1897), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

# Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.............................................................................................................

bestelle ich hierdurch

## „Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.......... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX.,

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—
pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.............. Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXX. (Januar bis März 1897)

.......... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV, XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.................................................. ..................................................

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Giosue Carducci

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

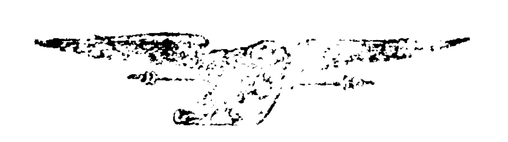
Herausgegeben

von

## Paul Lindau.

LXXX. Band. — März 18[illegible]. — Heft 240.

[illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender

*Giovne Cimoducci*

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

LXXX. Band. — März 1897. — Heft 240.

(Mit einem Portrait in Radirung: Giosuè Carducci.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



# Kriegszeiten.

## Eine Seegeschichte.

Von

## Heinrich Kruse.

— Bückeburg. —

Krieg! Wer dachte bei uns wohl an Krieg? Wie wenn mitten im Winter,
Wo sonst rieseln die Flocken des Schnees auf die Erde herunter,
Plötzlich ein blendender Blitz und rollender Donner uns aufschreckt:
Also wurden die Deutschen verstört durch die plötzliche Nachricht,
Frankreich habe den Krieg uns erklärt, aus irgend 'nem Grunde,
Wenn man auch nicht ihn verstand. Sehr deutlich verstanden wir aber,
Daß die Franzosen am Rhein nach leidiger alter Gewohnheit
Wollten ein wenig, wo möglich auch viel von Neuem erobern. —
Was zu Lande geschehn, wie die tapferen deutschen Soldaten
Rückten in Frankreich ein und alle französischen Heere
Sammt Napoleon selber, dem Kaiser, gefangen genommen,
Wissen wir Alle. Doch wie's indeß aussah auf den deutschen
Meeren und Küsten, darüber erlaubt mir jetzt zu berichten.
Hartlepool ist ein Ort nicht weit von der Tyne und Newcastle,
Wo Steinkohlen man gräbt in unerschöpflicher Menge.'
Schiff an Schiff lag dort mit deutscher Bemannung im Hafen,
Alle nicht wenig erschreckt durch die Kunde vom Kriege mit Frankreich.
Zwar wir hatten ja auch Kriegsschiffe bekommen, wir Deutschen,
Doch nur wenige erst, und „König Wilhelm", das größte,
Das Millionen gekostet, war nicht im Stande, so hieß es.
Deutschland war auf dem Meere verdammt zu kläglicher Ohnmacht.
Also saßen die Unsern wie Mäuse im Loche, vor welchem
Lauert der grimmige Kater, die ganze französische Flotte.
Tage und Wochen vergingen. Sie blieben in Sorgen und rathlos.
Unter dem deutschen Geschwader war auch von der freundlichen Insel
Spiekerooge ein Kuff, Johanna, Kapitän Edden.
Edden war längst schon taub und gebrechlich geworden. So hatt' er
Abgegeben das Schiff an Ayme, den ältsten der Söhne,
Hochgewachsen und schlank. Er machte sich Nichts aus Gefahren,
War von Kopf bis zu Fuß ein stattlicher, trotziger Friese.

Ayme, der Schiffer des Kuffs, saß einst mit den beiden Matrosen,
Folkert und Dirk, in der kleinen Kajüte zusammen als Kriegsrath.
„Ja, was machen wir jetzt?" so sagte mit zorniger Stimme,
Schlagend die Faust auf den Tisch, nun Ayme, der muthige Schiffer.
Dirk sprach gleichermaßen, nur weinerlich etwas und furchtsam:
„Ja, was sollen wir machen?" Und Folkert sagte dasselbe
Ganz hilflos; denn er richtete stets nach dem älteren Dirk sich.
„Man soll immer das Nächste bedenken!" so sagte der Schiffer.
„Aber das Nächste ist doch, so däncht mir, zu essen zu Mittag.
Halb zwei Uhr ist es schon, und es knurrt uns nachgrade der Magen.
Koch, Du bist wohl aus Rand und Band! Was giebt es zu Mittag?"
„Sackkook!" sagte der Koch. Da erhellten sich alle Gesichter.
Sackkook ist ein Schiffergericht, wohlschmeckende Klößchen,
Welche man kocht im Sack. Koch Folkert holte das Essen,
Und so langten sie zu, bis völlig die Schüssel geleert war.
„Und sie stillten den Gram mit Essen!" so heißt es im Liede,
Sagte der Schiffer behaglich; „doch heißt es im Lied auch: „Sie tranken
Innig gerührt dazu! Wie wär's mit 'nem Gläschen Genever?"
„Gern!" so sagte der Eine, der Andere sprach: „Mit Vergnügen!"
Also genehmigten denn sie sich einen Genever von Schiedam.
Als nun der hitzige Trank in den Adern ihm glühte, so rief er:
„Sollen wir, meiner Six, hier bleiben, so lange der Krieg währt,
Sieben Jahre vielleicht, vielleicht auch dreißig, wer weiß es?
Wovon sollen wir leben, zumal bei den englischen Preisen?
Kinder, es geht nicht so. Ich denke, wir fahren nach Hause?!
„Ja, das saget sich leicht; allein die französische Flotte,"
Rief kopfschüttelnd da Dirk: „Mir ist schon, als wär' ich gekapert!"
„O die französische Flotte! Wer weiß denn, ob sie schon da ist?
Ja, mit dem Maul sind stets sie bereit. Sie erklärten den Krieg uns.
Mehrere Wochen vergingen, sie kamen nicht einmal zum Rheine.
Viel Geschrei und wenig Wolle! So sind die Franzosen,
Zu leichtsinnig, um pünktlich zu sein. So kenn' ich das Völkchen.
Nehmen wir an, sie wären schon da, so wissen wir Deutschen
Besser Bescheid doch gewiß auf der Nordsee, als die Franzosen,
Weit und breit ist die See. Wir schlüpfen schon durch nach der Heimat."
„Wenn Ihr es meint, Kapitän —" „Ich mein' es —" „so wollen wir fahren."
Und am anderen Morgen war schon die Johanna verschwunden.
Noch in der Nacht kam an ein Schiff mit der sicheren Nachricht,
Daß die französische Flotte bei Helgoland sich gesammelt.
Aber es ließen sich nicht abhalten die muthigen Friesen.
„Wißt Ihr was?" rief Ayme, „wir halten uns möglichst nach Norden.
Alle französischen Blicke sind jetzt nach Süden gerichtet.
Gierig spähen sie aus nach der Mündung der Weser und Elbe
Und nach den mächtigen Schiffen mit kostbarer Ladung befrachtet.
Hier im Norden ist wenig zu holen." „Da habt Ihr nicht Unrecht,"
Sagte der pfiffige Dirk und kratzte sich hinter den Ohren.
„Aber wir müssen zuletzt doch vorbei an der feindlichen Flotte.
Das wird schwierig sein." „Nicht schwierig nur, sondern unmöglich,
Soll es bei Tage geschehn. Wir schlüpfen vorüber zur Nachtzeit.
Neumond haben wir jetzt, und der Himmel ist wolkig und neblicht."
So war Aymes Plan, und sie hatten mit günstigem Winde
Auch schon, ohne dem Feind zu begegnen, die jütische Küste

Glücklich erreicht. Und eben erhob sich leuchtend die Sonne
Ueber den Nebel der Frühe, als Koch, der nach der Combüse
Wegtrug grade das Kaffeegeschirr, stillstand, mit dem Daumen
Hinter sich weisend, und sprach: „Kap'tän, das scheint mir verdächtig.
Seht nur, da liegt so ein Rauch auf der Kimmung." „Folkert, ich seh' Nichts!
Du, Du siehst wie ein Luchs, und mit unbewaffnetem Auge
Siehst Du alle Trabanten des Jupiter: Gieb mir das Fernrohr!"
Aufmerksam und lange besah sich der Schiffer die Stelle.
„Donnerwetter," so rief er zuletzt, „wahrhaftig, Recht hast Du,
Denn ich sehe die Fahne des Rauchs. Kein Zweifel, ein Dampfschiff!
Ja, und der Rauch wird dichter! Das Schiff kommt näher! Wie sollen
Wir entgeh'n, Gott straf' mich, dem großen französischen Dampfer!"
„Laß mich auch durch's Fernglas gucken!" entgegnete Folkert.
„Ja, er führet die Flagge, allein sie flattert im Winde,
Und so kann ich nicht seh'n, zu welcher Nation er gehöret.
Aber Ihr irrt, Kapitän, er ist kein verdammter Franzose.
Ja, nun erkenn' ich die Flagge! Das Schiff ist ein ehrlicher Deutscher."
„Gott sei gelobt!" sprach Ayme. „Wir wollen nicht weiter nun segeln,
Sondern ihn hier abwarten, den lieben willkommenen Landsmann."
„Herr," rief Folkert darauf, in der Hand noch haltend den Dolland,
„Herr, ich kenne das Schiff!" so rief er. „Im vorigen Jahre
Ward ich bekannt mit ihm in den Londoner Docks, und es heißet:
‚Friedrich Wilhelm der Vierte'. Ein Schiff dem zu Ehren zu bauen,
Konnte doch nur sich ereignen im Anfang seiner Regierung,
Ehe wir wußten, was wir an dem preußischen Könige hatten.
Friedrich Wilhelm war ein Mann von glänzenden Gaben,
Aber er war kein Mann, er war kein Wilhelm der Erste."
Also plauderte Ayme und scherzte behaglich, nach schwerer
Sorgen Erledigung froh. „Wir wollen erwarten den Landsmann!"
Und sie riefen ihm schon aus weiter Entfernung entgegen.
Er antwortete drauf, gradwegs aus Baltimore käm' er
Und sei nach Cuxhaven bestimmt. „Ob er günstig gefahren?"
„Ja, bis jetzt." Und näher gekommen erzählt er dann Alles,
Wie es begeben sich hat. In Baltimore, wo er zum Laden
Lag am Quai, war auch, im Sturm ein wenig beschädigt,
Eingelaufen ein Schiff der französischen Flotte. Es hatte
Ausgebessert den Schaden beinah', und der Führer des Schiffes,
Commandant Leboeuf, der freundlich verkehrt' mit den Deutschen,
War ein artiger Herr aus Bordeaux. Doch als nun der Krieg kam,
Nahm ein protziges Wesen er an mit dem deutschen Kap'täne.
Prahlte wie ein Gascogner; sobald sich rührte der Deutsche,
Kapert' er ihn auf der See, Schiff wäre verloren und Ladung.
Unser Kap'tän, ein ruhiger, tüchtiger Schiffer aus Rostock,
Ließ ihn flunkern und fluchen und sagte zu seiner Besatzung:
„Leute, wir müssen doch auch dabei sein!" Und in der Nacht drauf
War bei den Deutschen es still auf dem Deck; doch unten im Raume
Schaffte man heimlich und eifrig. Mit Fett und anderen Stoffen,
Welche nicht Rauch erzeugen, ward hurtig geheizt die Maschine,
Alles bereitet zur Fahrt, und in mitternächtlicher Stille
Wurden die Anker geschlippt und die Taue gekappt, und es setzt sich
Leise das Schiff in Bewegung. Da erst, als rauschen die Räder,
Merkt im französischen Schiffe der müde, verschlafene Ausguck,

Was sich begiebt, und schlägt gleich Lärm; doch war es zu spät schon,
Ehe in Gang die Maschine gebracht, war der Deutsche verschwunden.
„Und wir fuhren," so sprach der Kap'tän, „an die Spitze von Schottland,
Ohne ein Schiff nur zu seh'n mit einer französischen Flagge.
So weit hatten wir Glück; doch nun, so nahe dem Ziele,
Sagt, wie sollen wir jetzt erreichen die Küste von Deutschland?
Denn auf Feuerschiffen und Thürmen erlosch ja das Feuer,
Tonnen und Zeichen sind fort von der See. Was sollen wir machen?
Lootsen sind nicht für Geld und gute Worte zu haben."
„Ei, so folgt mir nach, denn ich bin der sicherste Lootse.
So wie die Maus auf dem Boden das Korn kennt, kenn' ich die Gegend
Hier um den friesischen Strand. Wie der zierliche, kleine, wie Silber
Glänzende Lootsenfisch vor dem Haifisch, sagt man, voranschwimmt
Und ihm weiset den Weg, so wollen den Weg wir Euch zeigen.
Sieh', da dämmert es schon. Wir dürfen auf unseren Schiffen
Heut in der Nacht kein Licht anstecken. Wir müssen, wie Diebe,
Sacht uns schleichen vorbei an Helgoland." „O, Ihr seid mir,"
Sagte der Rostocker Schiffer, „als rettender Engel erschienen."
Richtig! So kamen des Nachts sie vorbei am gefährlichen Eiland,
Und sie begrüßten am anderen Morgen die Mündung der Elbe.
„Hier ist bereits Ditmarschen, das Land der tapferen Bauern,"
Sprach nun Ayme, „und bald schon erreicht ist der Hafen von Büsum.
Dorthin bin ich befrachtet und muß ausladen die Kohlen.
Freund, kaum hat man sich zusammen gefunden, so muß man
Auch schon wieder sich trennen, so geht es im Leben. Ein Trost ist,
Berg und Thal kommt nicht, wohl aber die Menschen zusammen."
Und so trennten sich seelenvergnügt und dankbar die Freunde,
Einer nach Büsum links, rechts nach Cuxhaven der Andre.
Aber der Schiffer von Spiekeroog, der kühn die Blockade
Hatte gebrochen, war nun ein gefeierter Held an der Küste.
Jeder begehrt' ihn zu sehn und zu hören. Die Badegesellschaft
Büsums drängte sich an ihn heran, um ihn zu bewirthen
Und sich bewirthen zu lassen von ihm mit Schiffergeschichten.
Wie ein Wasserfall, so floß ihm vom Munde die Rede,
Während die Friesen doch sonst still sind und von schweigsamer Haltung.
Wilhelm der Schweigende war ein Mann nach dem Herzen des Volkes!
„Aber was nun?" so fragten sie ihn. Und es sagte der Schiffer:
„Nunmehr verlangt mich nach Nichts, als nach Haus zu den Meinen zu kommen!"
Denn ihm winkte ein freundliches Heim. War das niedrige Haus auch
Alt und einfach nur, in der Wand mit Kojen zum Schlafen,
War es doch sauber und schmuck, und Anna Maria, die Hausfrau,
War mit goldenem Haar und mit blau leuchtenden Augen
Eine Krone der Frauen, verständig und fleißig und tapfer,
Hochgewachsen wie er! Und schöne Knaben und Mädchen
Hatte sie ihm geboren, und Theda, die älteste, war schon
Fünfzehn Jahr, beinahe so groß wie die Mutter, nur schlanker.
Alles das mußten die Gäste von Büsum erzählen sich lassen.
Aber, so sagten sie ihm, er werde doch reisen zu Lande,
Da zu gefährlich es jetzt auf der See sei durch die Franzosen.
„Nein, ich gehe zur See, ich bleibe bei meiner Johanna,
Meine Johanna bei mir. Wir sind zusammengewachsen."
„Recht so," sagten die Fremden. „Ihr sprecht wie ein richtiger Seemann."

Also fuhren sie ab, und der Wind war Osten zu Norden.
Aber sobald sie Wursten erreicht, da bauschten die Segel
Kaum sich noch auf, und am Abend war ganz windstill es geworden.
Ja, sie konnten fürwahr sich kaum von der Stelle bewegen.
Also hatte der Seemann Zeit, sich im stillen Gemüthe
Auszumalen die Wonne des Wiedersehns mit den Seinen,
Welches in Nacht und in Sturm wie ein Morgenroth sich ergießet.
Erst am siebenten Tag sah'n steil aus dem Meere sie ragen
Wangeroogs alten Thurm und dahinter im Strahle des Abends
Lag mit Weiden und Vieh die benachbarte Insel, das liebe
Spiekeroog, und Ayme erkannte sein Edden'sches Stammhaus.
Denn vier kräftige Linden beschatten es gegen den Süden;
Wo sie über das schützende Dach aufragen, die Bäume,
Wurden im Wipfel sie dürr: an dem Zeichen erkannt' er die Stelle.
Ob sein Vater noch lebt? Wie wird sein prächtiges Weib wohl
Ihren verschollenen Mann empfangen? Die reizenden Kinder!
Holdere Wesen sind nicht auf Erden zu finden! „He, Folkert!"
Rief er, „und Dirk, ich lasse Euch hier zurück auf dem Schiffe,
Denn wir können nicht landen. Zu weit schon ebbt es am Strande,
Aber die Sehnsucht läßt mir keine Ruhe. Ich gehe!
Ich will schlafen noch heut in meinem eigenen Hause."
Und schon zieht er die Wasserstiefel sich an, und er watet
Muthig nach Spiekeroog durch Prielen und sumpfige Stellen,
Wo ihm das Wasser beinahe zu hoch; doch er konnte im Nothfall
Schwimmend erreichen das Land. So betritt er die heimische Insel.
Nicht mehr blitzen die Fenster des Kirchleins, schon ist es dunkel.
Ayme wird nicht es gewahr, daß er tritt in ein Nest, das unscheinbar
Hatten die Möven im Sande gebaut, und ein Pärchen er aufschreckt,
Welches ihn, wie mit Gelächter, verhöhnt und kreisend umherfliegt.
Aber was ist denn das? Wer wandelt so spät noch am Strande?
Wer ist die ganz in den Mantel gehüllte Gestalt? In den Händen
Blinkt ein Gewehr. „Wer da?" so ruft von fern schon die Wache,
Ohne doch näher zu treten. Es kehrt sich der muthige Ayme
Nicht an den Ruf und schreitet voran. „Halt! Stille gestanden!"
Schreiet der Posten ihn an. „Sonst schieß ich! So ist es befohlen!"
„Ja, er könnte die Dummheit begehen!" So brummte da Ayme.
Und stand lieber doch still. „Wir müssen die Insel bewachen,"
Sagte der Posten darauf. „Wer seid Ihr? Seid Ihr Franzosen?"
„Nein, wir fressen nicht Frösche!" entgegnete lachend der Schiffer.
„Und wer seid Ihr denn selbst? Mir ist, als kennt' ich die Stimme.
Weiblich klingt sie beinah, als wärest Du Anna Maria,
Frau von Ayme Edden, dem Schiffer." „Das bin ich auch wirklich."
„Wie? Du wärest?" — „Ich bin's!" „Und ich bin Ayme." Da flogen
Auf einander die hohen Gestalten, entzückt sich umschlingend.
Sie, sie weinte vor Freude, und er, er hielt sich am Küssen.
Und sie lachten und weinten und waren die glücklichsten Menschen.
Ayme sagte zuletzt und strich ihr die goldenen Haare:
„Anna Maria, was soll denn die Inselbewachung bedeuten?
Seid Ihr denn Alle verrückt auf Spiekerooge geworden?"
„Weißt Du, es heißt für gewiß, daß hier anlanden der Feind will."
„Unsinn, Anna Maria! Was wäre bei uns wohl zu holen?
Nun ist nirgend ein Ort noch ein Oertchen am baltischen Meere

Oder am Nordseestrand, wo nicht die Bewohner es fest sich
Hätten gesetzt in den Kopf, daß dort und nirgendwo anders
Sei zu erwarten die Landung der ganzen französischen Flotte.
Blind macht Alle die Furcht!" „Doch der Obrigkeit muß man gehorchen.
Haus für Haus wird angesagt für den nächtlichen Wachtdienst.
Wo kein Mannsbild ist, da müssen die Frauen auf Dienst ziehn.
Vater ist willig, doch hört er ja nicht, und nächtliche Wachen
Sind auch nicht gut mehr zuzumuthen dem redlichen Alten.
Darum zog ich den Mantel mir an und griff zum Gewehre."
„Gottesvergessenes Weibchen, Du drohtest mich ja zu erschießen!"
„O, Du brauchtest nicht bange zu sein! Ich habe noch niemals
Abgedrückt ein Gewehr. Ich fürchte mich schier vor dem Dinge!
Wenn es von selbst losginge! Drum hab' ich es gar nicht geladen."
„Ah, so bewacht Ihr das Land!" sprach Ayme mit fröhlichem Muthe.
Und so lachten zusammen die Gatten, wie harmlose Kinder.

„Aber wie steht es denn jetzt mit dem Seebad und mit den Gästen?"
„O, wir hofften das Beste und durften es hoffen. Im Juni
Waren die Wohnungen meist schon vermiethet. Im Dorfe war Niemand,
Der nicht gern sein Haus nach seinem Vermögen verbessert,
Spiegel und Möbel gekauft und Geräth und behagliche Betten.
So kam Juli heran mit den Schaaren willkommener Fremden.
Da ward plötzlich es Krieg, und verscheucht flohn sämmtliche Gäste;
Denn die Franzosenangst umnebelte alle Gedanken.
Einige sagten sogar, und fanden auch gläubige Ohren,
Daß die Franzosen vergiftet die Nordsee hätten!" „Potztausend!"
Andere sprachen: „Es kann ja nicht sein!" doch badeten nicht mehr.
Da war gar kein Halten. Sie stritten um Wagen und Pferde,
Um nach dem Schiffe zu fahren und sich nach Hause zu flüchten.
Viele erhielten Befehl und mußten zum Heere sich stellen.
Aber auch ohne Befehl griff Mancher beherzt zu den Waffen.

Seit sechs Jahren schon wohnet bei uns eine pommersche Herrschaft,
Graf Wachtmeister, ein altes Geschlecht von schwedischer Abkunft,
Vater und Sohn, von hoher Gestalt und von männlicher Schönheit.
Axel, der würdige Alte, und Erich, der blühende Jüngling,
Ohne Herablassung, doch offen und grade mit Jedem,
Jeden nach seinem Verdienst und innerem Werthe nur schätzend.
Sie sind gebildet und reich und begütert in Pommern und Schweden.
Alles das können sie nicht abändern und nicht es verhehlen.
Darum darf man sie freilich wohl Aristokraten benennen;
Doch wer sie kennt, der weiß, daß bessere Menschen nicht leben.
Und so sagte der Vater zum Sohn nach kurzem Bedenken:
„Erich, ich reise zum König, um wieder in Dienste zu treten.
Ja, ich zieh' in den Krieg, und Du — Du bleibst nicht zu Hause!"
Und in den Armen lagen sich weinend die herrlichen Menschen.
So war Alles beschlossen im Augenblicke. Sie packten,
Und schon fuhren sie ab am nämlichen Tag mit dem Fährschiff.
Nehmt Euch, Ihr kleinen Franzosen, in Acht vor den Heldengestalten,
Denen Ihr zwischen den Beinen bequem durchliefet, Ihr Knirpse!
Mir auch standen die Thränen im Aug' und das Herz vor dem Halse."

„Aber warum erzählst Du mir alles das, liebe Marianne,
Ehe Du mir noch berichtet von unserem eigenen Hause?
Warum stehen wir still? Wir können auch plaudern im Gehen."

Und so gingen sie denn durch die Dünen und dann durch das Wäldchen,
Eichen und Erlen, wo frisch aus dem Erdreich sprudelt die Quelle.
Aymen antwortete drauf sein prächtiges Weibchen und sagte:
„Vater ist jetzt ganz taub; doch ist es ihm lieber so, sagt er,
Als zur Zeit, wo er nur schwer hörte, und Alles ihn anschrie,
Während er halb nur verstand. Jetzt kann er mit Schreiben sich helfen.
Vater ist immer mit Allem zufrieden. Er sagte noch neulich,
Welch ein Glück es doch sei, daß er hier auf der Insel geblieben';
Denn wer sollte wohl sonst im Sommer die Gäste des Bades
Mit Garnelen versorgen? ‚Wenn auch nur wenig es einbringt,‘
Sagt er, ‚so freut es mich doch, mich nützlich noch machen zu können.‘

Unsere Aelteste ist hoch aufgeschossen und ist auch
Fünfzehn Jahre beinah und übt mit den älteren Wichtern
Ein sich im Scheibenschießen.“ „Im Scheibenschießen? Was sagst Du?
So was lebt nicht! Wozu?“ „Wir müssen uns hier doch vertheid'gen.
Theda ist sehr anstellig; sie tanzt am besten im Dorfe,
Und sie traf auch gleich mit dem anderen Schuß in das Schwarze.“
„Aber die Jungen?“ „Gedeih'n rothbäckig wie Borsdorfer Aepfel.
Niemand ist so glückselig und froh wie unsere Knaben;
Denn seit der Krieg ausbrach, ist kaum noch von Schule die Rede.“

Ayme fragte zuletzt: „Was macht denn unsere Ilse,
Unsere Jüngste, das herzige Kind mit den offenen, großen
Augen, so blau wie die Tremsen*)?“ Sie sagte: „Die Kleine ist drollig.
Neulich kam sie zu mir, um einzugestehn mit Bedauern:
‚Mutter, ich habe noch keine, gar keine Verehrer gefunden.
Aber, nicht wahr, das thut ja wohl Nichts?‘ ‚Nein‘, sagt' ich, ‚das thut Nichts.
Und Du brauchst Dich auch nicht darum zu grämen, mein Ilschen.
Siehe, Du bist noch jung, und wirst Du älter und bleibst nur
Fleißig und gut, so werden Dir auch die Verehrer nicht fehlen.
‚Fleißig und gut!‘ so sprach Nesthäkchen und sagte bedächtig:
‚Aber man muß doch schön auch sein, um Verehrer zu finden.‘
Innerlich mußte ich lachen, doch sagt' ich mit ehrbarer Miene:
‚Hübsch ist Jede, die hübsch sich beträgt.‘ Drei Monate später
Kam sie munter und froh. Ich fragte: ‚Was giebt es, Du Kleine?‘
‚Mutter, mir haben die Mädchen erzählt in der Schule, es hätten
Drei, vier Knaben — sie nannte dabei sie alle mit Namen —
Hätten gesagt, ich sei sehr nett!‘ ‚Da hast Du ja auch schon
Deine Verehrer! Allein Du mußt Dich nach ihnen nicht umsehn.‘
‚Nein, das thu' ich auch nicht: doch ich kann doch darüber mich freuen.‘“

So in trautem Gespräch mit der lieben verständigen Hausfrau
War jetzt Ayme zum Dorf schon gelangt auf dem Wege, mit Eber-
Eschen bepflanzt, die im Herbste mit hochroth funkelnden Beeren
Locken die Drosseln zum Schmaus, so Krammetsvögel man nennet,
Welche sich schaarenweis ausruhn auf der lieblichen Insel.
Sieh, da erhob sich der Mond, sehr groß und roth, und man sah nun
Ueber dem glitzernden Meere der Watten die Küsten von Friesland.
Und da stand schon das Haus mit den Linden. Sie klopften und klopften.
Während es drinnen sich regte im Hause, versetzte mit Rührung
Ayme, betastend die Bank, die stand vor der Thüre der Wohnung:

---

*) Kornblumen.

„Wenn ich im wechselnden Leben so recht, recht glücklich mich fühle,
Sitz' ich im Geist stets hier auf der Bank vor dem eigenen Hause."
Als man da drinnen die Stimme vernahm, die bekannte, des Vaters,
Was für ein Jubeln und Jauchzen erhob sich im schweigenden Hause!
Nackt aus dem Bette gesprungen, so kamen die Buben gelaufen,
Während die sittsamen Mädchen vorher sich ein wenig verhüllten.
Vater umarmte mit Stolz sein blühendes Mädchen und sagte:
„Theda, Du führest mit Recht den Namen der Gräfin, der großen;
Denn Du bist kräftig und streitbar, wie sie." Doch es wollen die Knaben
Nicht vor der ältesten Schwester zurückstehn, klettern am Vater
Beide empor und umhalsen und küssen den lange Entbehrten.
Aber ihr Vater, er nahm auf die Arme die liebliche Kleine.
„Ilschen," so sagt' er zu ihr, „ich bin nun auch Dein Verehrer."
„Ich kann Schlittschuh laufen, Papa!" Das waren die ersten
Worte, womit Klein-Ilschen den lieben Vater begrüßte,
Denn wir Menschen sind alle geneigt, ein wenig zu prahlen.
„Ei, was Du sagst!" „Jawohl, das kann sie!" bezeugte die Mutter.
„Denn sie erklärte, sie wolle das Schlittschuhlaufen erlernen,
Und was sie will, das will sie; sie ist ein entschlossenes Wesen."
Hoffentlich nehmet Ihr Theil am genügsamen Glücke des Seemanns,
Wenn er nach Fahrten und Stürmen zur Heimat, der lieben, zurückkehrt.
Nun schwamm schon drei Tage in einem Meere von Wonne
Ayme, der muthige Schiffer, der Stolz und die Freude der Insel.
Und er erzählte so lange, bis rauh ihm wurde die Kehle.
Aber danach, am vierten, befragt' er den jüngeren Bruder:
„Ulrich, wie ist Dir zu Muthe?" „Nicht gut!" antwortete Jener.
„Denn in Harlinger Siel liegt Woche vor Woche mein Fahrzeug
Müßig und fault." „Noch mehr," so sprach sein Bruder, „verdrießt mich,
Daß ich gezwungen nun werde, die Tage dem lieben Herrgott
Abzustehlen und zu faulenzen. So schön es auch hier ist,
Thätigkeit bin ich gewohnt, und wenn ich raste, so rost' ich."
Ulrich, der jüngere Edden, war los und ledig, ein lust'ger
Junggeselle. Er war auch Schiffer geworden und hatte
Eine Schaluppe gekauft mit fremdem Gelde; das macht' ihm
Keine Sorge. Er war Hans ohne Sorge von jeher.
„Ja, es ist sehr langweilig!" versetzte zu Ayme der Bruder,
Dem das Vergnügen das Wichtigste war. Es liebten ihn Alle;
Aber er sprach manchmal, und er that manchmal, was er vorher
Nicht wohl hatte bedacht. „Langweilig nur?" sagte der Bruder.
„Wenn wir stets ausgeben und Nichts einnehmen, wie soll das
Enden zuletzt, mein lustiger Freund, als mit Hunger und Kummer?"
Und so beschlossen die Brüder, Etwas zu erwerben zusammen.
Schiffen und Fischen sind nahe verwandt, drum wollten sie fischen.
Also gingen sie früh am anderen Morgen zum Strande
Schnüvers*) zu fangen. Das sind von den guten Fischen die besten.
Und sie zogen das Netz entlang; doch es störte des Nachbars
Hund sie dabei und machte sich stets vor dem Netze zu schaffen.
Als sie es nun aufzogen, da zappelte nicht es im Sacke,
Hatten sie doch darin nur wenige Krabben**) gefangen.

---

*) Steinbutten.
**) Taschenkrebse.

Und so merkten die Schiffer, daß sie aus der Uebung gekommen.
Auch am rechten Geräth für den Fischfang fehlt' es den Brüdern.
„Fischer sind Plümper," so sagte verstimmt da der ältere Ayme,
„Und wenn Nichts sie fangen im Netz, so sind sie nur Stümper.
Aber die Zwei und dreißig*), sie nöthigen uns, sich zu plagen.

Mehr als Alles verdroß ihn das ewige Schwatzen und Jammern
Von den Franzosen. „Sie wagen sich nicht in das seichte Gewässer.
Jeden Franzosen, der hier sich zeigt, den verzehr' ich lebendig.
Aber ich weiß, was ich thu!" Und er telegraphirte nach Büsum.
„Könnt Ihr noch Kohlen gebrauchen?" so fragte er an bei dem Makler.
„Gern, um den doppelten Preis!" so erfolgt' umgehend die Antwort.
Damit ging er zu Folkert und Dirk. „Nun, Jungen, was sagt Ihr?
Was ich mehr als gewöhnlich verdiene, das theilen wir redlich."
„Das soll ein Wort sein!" sagten die Leute. So ward es beschlossen.
Darauf ging er zum Bruder, erzählte ihm Alles und sagte:
„Ulrich, willst Du nicht auch Dir die Langeweile vertreiben?"
Ulrich besann sich nicht lang und sagte: „Mit großem Vergnügen!
Ayme, Du bist so klug, so neunmalweise, ich thue,
Was ich will, Du findest daran nur zu tadeln und mäkeln.
Darum will ich es machen, gerad wie der Rostocker Schiffer,
Dem Du sagtest, Du wolltest als glänzender kleiner Pilotfisch
Ziehen vorauf und ihm weisen den Weg, er solle nur folgen.
Wenn ich's mache wie Du, so muß ich doch, Bruder, im Recht sein."
„Gut! Wir segeln nach Hartlepool. Doch laß Dich nicht kapern."

Ulrich war ganz fröhlich und sprach zum Bruder mit Rührung:
„‚Speculant', so heißt mein Schiff; drum will ich auch einmal
Speculiren. Du sollst ein Wunder an mir noch erleben.
Wenn wir schwimmen im Geld, so bezahl' ich Dir für das mir gütigst
Zum Schiffskaufe geliehene Geld zum ersten, zum aller-
Ersten Male auch Zinsen!" Er klopft' ihn dabei auf die Schulter.
Und sprach seelenvergnügt: „Du bist ein prächtiger Kerl doch,
Daß Du so Manches an mir, doch niemals tadelst, wozu Du
Hättest das Recht, daß ich als Schuldner der säumigste Mensch bin."
„Laß es nur gut sein, Ulrich. Doch bitt' ich Dich, laß Dich nicht kapern."

Oftmals fuhren die Brüder hinüber zum Siel, wo die Schiffe
Müßig am Bollwerk lagen, und rüsteten Alles zur Abfahrt.
Sprachen jedoch von Nichts, bis endlich ein Briefchen vom Siele
Kam von Ayme an Anne Marie. Er meldete kürzlich:
„Theuerste Frau, erschrick nur nicht: wir versegeln nach England,
Kehren jedoch gar bald zurück und schwimmen im Gelde.
Aber ich komme vorher noch zu Euch." Und er kam denn auch wirklich,
Schon am anderen Tag; doch er sprach bei der ersten Begrüßung:
„Unsere Reise ist fest und sicher beschlossen. Wir wollen
Nicht davon sprechen; es taugt niemals, Zweckloses zu reden."
Und dann war er so munter und heiter, daß schwere Gedanken
Gar nicht kamen zu Wort. Und Anna Maria, sein treues
Weib, ließ sich's nicht nehmen, ihn noch zum Strand zu begleiten.

„Schatz, ich erhalte die doppelte Fracht," so sprach er im Gehen;
Darum will ich denn auch so gut, Marianne, es haben,

---

*) Gemeint sind die Zähne.

Wie der Pastor und der Ortsvorstand, Postmeister und Wirthe
Und wie die sämmtlichen Großen des Dorfs, indem ich —" „Indem Du?"
Sprach sie, in fragendem Tone gespannt. Er sagte: „Indem ich
Kaufe ein seidenes Kleid für meine geliebte Gemahlin."

„Bringe Dich selbst nur zurück; ich brauche nicht seidene Kleider,"
Sagte das treue bescheidene Weib, beinahe beleidigt.
„Aber was machst Du denn da?" „Du siehst," sprach Ayme, „die Ebbe
Schritt weit vor, und das Wasser ist abgeflossen; zum Schiffe
Kann ich rudern nicht mehr, drum muß ich waten und ziehe
Mir Seestiefel nun an." „Nein, laß das!" sagte die Hausfrau.
„Halten die Nähte auch dicht, durchfeuchtet sind dennoch die Stiefel,
Und Du erkältest Dich, Mann." „Wie soll es denn werden?" „Ich trage
Die paar Schritte Dich schon." „Du wolltest, mein prächtiges Frauchen —"
„Nicht Umstände gemacht. Ich nehme Dich jetzt auf die Hucke."
Und so trug sie den Mann mit festen und sicheren Schritten,
Wenn auch bebten die Kniee, zu seinem schon wartenden Schiffe.
Ayme sprach: „Du Perle von Weibe, wie soll ich Dir danken?
Aber mir ist, als müßt' ich mich schämen." Sie sagte dagegen:
„Hat nicht Gott es gesprochen: ‚Der Mensch braucht eine Gehilfin!'
Darum schuf er das Weib. So laß Dir, Ayme, die schwache
Hilfe gefallen. Geleite Dich Gott, Du mein Ein und mein Alles!"
Darauf schritt sie zurück zum Strand mit bekümmertem Herzen.

Noch in der nämlichen Nacht stach Ayme und hinter ihm Ulrich
Muthig in See, nicht achtend den Krieg und die feindliche Flotte,
Um nicht müßig zu gehen und abzuwehren den Hunger;
Denn uns Menschen beherrscht ja der leidige Magen und treibt uns,
Gleich wie ein Vogt, zur Arbeit an. Mit günstigem Winde
Fuhren sie rasch entlang an alle den friesischen Inseln,
Glitten auch über die Doggersbank ungefährdet hinüber,
Wo man doggert, das heißt, wo man fischt mit Schnüren von Angeln.
Auch bei den Goodwinsands passirten sie, ohne zu scheitern.
Und so gelangten sie bald zur gesegneten englischen Küste.
Dort, wo Schiffe von jeder Gestalt, so große wie kleine,
Einer beständig in Fahrt begriffenen Flotte vergleichbar,
Stets wie ein Kranz zur Verzierung gelegt sind rund um die Insel.
Und so kamen sie denn nach Hartlepool, wo die deutschen
Schiffe noch lagen zusammen, verzagt und den sicheren Hafen
Nicht zu verlassen sich trauend. Doch als nun der muthige Friese
Edden von Spiekeroog ankam, der mit seiner Johanna
Zweimal hatte die See durchkreuzt, und erzählte, er habe
Nicht ein einziges Orlogschiff der Franzosen gesehen,
Riefen sie Alle: „Hurrah!" Und der Kamm schwoll mächtig den Deutschen.
„Was der kann, das können wir auch!" so sagte der Eine,
Aber der Andere meinte, es käme doch sehr auf das Glück an.

Während sie so rathschlagten, erhob sich plötzlich ein Lärmen.
Und ein Geschrei aus der Stadt, man konnt' aus dem Stimmengewirre
Nur ein einziges Wort „Napoleon!" deutlich vernehmen.
Nämlich, es war am Tag von Sedan, am zweiten September.
Als man die Kunde vernahm, Napoleon wäre geschlagen
Und ein Gefangener nun von König Wilhelm, da schien erst
Manchem die Kunde zu gut, und sie wollten noch nicht daran glauben.

Doch als auch schon die Zahl der eroberten Feldgeschütze
Und der gefangnen Franzosen verkündigt wurde, da brauste
Stürmischer Jubel empor aus dem Munde der Deutschen, sie wollten
Feiern ein Siegesfest, so ward einmüthig beschlossen.

Ebenso warfen die Lader, die englischen Schiffsarbeiter,
Schaufeln und Spaten zu Boden, um Feierabend zu machen,
Nicht aus Freude, aus Zorn. Sie grollten den Deutschen schon lange,
Und man sah sie die Blätter zerstampfen mit grimmigen Füßen,
Die von der Schlacht von Sedan und dem Siege der Deutschen erzählten.
Aber am andern Tag, als die Schiffe zu laden begannen,
Hatten die Leute sich anders besonnen; denn wo es Verdienst giebt,
Da sind stets Engländer zur Hand, so gut, wie die Juden.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ so riefen beständig die Schiffer beim Festschmaus.
Wie viel Male sie heute den König und Bismarck und Moltke
Leben gelassen bereits und die Wacht am Rheine gesungen,
Wußten sie selbst wohl nicht. Sie schwärmten im Jubel des Sieges.
„Kinder, der Krieg ist aus!“ rief Ulrich in höchster Begeistrung.
„Hab' ich die Ladung an Bord, so fahre ich, ohne zu säumen.“
Und neun andere Schiffer erklärten: „Ich fahre! Ich fahre!“

Aber zur Vorsicht mahnte der immer besonnene Ayme:
„Metz und Paris sind noch nicht über. Der Krieg ist zu Lande
Noch nicht zu Ende gebracht. Auf der See bleibt Alles beim Alten.
Fahre Du, wenn Du willst, doch lasse Dich, Ulrich, nicht kapern.“
Ulrich sagte: „Ich weiß nicht, warum Du mich immer ermahnest,
Mich nicht kapern zu lassen. Was soll das, Ayme, bedeuten?
Soll man gekapert werden, so wird man gekapert. Da hilft Nichts.
Kann man dabei was thun?“ „Nicht viel, mein Lieber, doch Etwas.
Wagen gewinnt und wagen verliert. Ganz ohne Gefahr setzt
Nichts im Leben man durch; doch muß man sie möglichst verringern.
Siehe, wir haben zu thun bis Freitag Morgen. Am Freitag
Darf man aber nicht segeln, das weiß ein Jeder. Drum warten
Wir bis zum anderen Tag und machen davon uns im Dunkeln.“

So sprach Ayme; jedoch was geschah? In der Frühe des Freitags
Wehte ein herrlicher Wind, den Ulrich verlieren nicht wollte,
„Wegen des Aberglaubens,“ so sprach er. Am helllichten Tage
Ging er in See, und man sagte sogar, er habe die deutsche
Flagge geführt an der Gaffel, als wären wir mitten im Frieden.
Wenn man mausig sich macht, so wird man verzehrt von der Katze.
Wenige Stunden war kaum die Schaluppe von Ulrich gesegelt,
Siehe, da stieß auf sie, wie der Habicht stößt auf die Taube,
Ein französischer Kreuzer, besetzte sie, brachte das deutsche
Fahrzeug auf nach Brest, wo das Prisengericht es verdammte.
Und dann weg mit der Prise, paschol! nach dem Westen von Frankreich.
Was aus Ulrich geworden, darüber verlautete gar Nichts.

Als es am Freitag tagte, da rieb sich Ayme die Augen,
Ulrichs schmucke Schaluppe war nicht mehr im Hafen vorhanden;
„Mein leichtsinniger Bruder!“ so dacht' er mit Schütteln des Kopfes,
„Ja, ein Windhund ist er und bleibt er!“ Dann sprach er zur Mannschaft:
„Habt Ihr die Ladung auch sicher verstaut?“ „Ja!“ sagten die Leute.
„Nehmet die Decke noch ab von der Ladung und legt eine Lage

Schmiedekohlen darüber, die feinsten und schwärzesten Kohlen."
„Wozu das, Kapitän?" so fragten ihn beide Matrosen.
„Wer kann wissen, wozu das gut ist!" sagte er schmunzelnd.
Nun, sie wunderten sich und thaten, was ihnen befohlen.
„So! Jetzt breitet darüber nur wieder den großen Persenning."
Samstag früh, da noch finster es war, fuhr auch die Johanna,
Aber es wehte so stark von Osten her, daß sie nach Büsum
Nicht zu steuern vermochten. Sie mußten die nämliche Straße,
Die sie gekommen, zurück auch fahren, und glücklich gelangten
Sie bis zur Doggersbank. Am Horizonte erblickten
Sie ein Linienschiff, doch sah es nicht, oder es wollte
Nicht wahrnehmen die kleine Johanna. Es schwand in der Ferne.
Rasch kam auf sie zu ein anderes Schiff, die Fregatte
La belle Poule, und als zu entkommen die Deutschen versuchten,
Feuerte scharf der Franzose und zwang sie zu halten. Sie sahen
Neben dem Schiff aufprallen die große Kanonenkugel,
Und wie sie hüpfte und hüpft' auf der Fläche, so hüpften die Herzen
Unserer Schiffer! Nun sollt' es trotz aller gepredigten Weisheit
Ayme nicht besser ergeh'n, als dem vielgescholtenen Ulrich.
Schon kam von der Fregatte ein Boot zum Schiffe gerudert.
Folkert — er war nicht sehr hell — rief aus: „Wir werden wohl Alle
Nun als Galeerensklaven verkauft!" Dirk sagte dagegen:
„Wenn sie sprechen mit uns, was sollen wir sagen? Wir haben
Kein Französisch gelernt, Kapitän." Jhm erwiderte Ayme:
„O, sagt immer nur: Bon!" Und das Boot stieß jetzt an das Schiff an.
„Herr, wir könnten den Deetz einschlagen den Kerlen mit unsern
Handlichen Speichen!" so flüsterte Dirk. „Still!" sagte der Schiffer.
„Nicht Dummheiten gemacht. Das bitt' ich mir aus!" Und ein kleiner
Lieutenant sprang schon behende an Bord mit etlichen Leuten,
Fragte, woher und wohin, und ließ die Papiere des Schiffes
Sich vorlegen und las darin, als ob Deutsch er verstände.
„Ihr habt Kohlen geladen?" „Ja wohl!" „So zeigt mir die Probe!"
Ayme sagte darauf, zu seinen Matrosen gewendet:
„Hebt den Persenning auf und zeiget dem Herrn Offiziere,
Was für Kohlen wir führen." Der prüfte bedächtig die schwarzen
Diamanten und sagte: „Wir können die Kohlen nicht brauchen!"
„Wie, sind die Kohlen nicht gut?" so sprach wie verwundert der Schiffer.
„Sie sind gut, mein Herr, und ich darf wohl sagen, vortrefflich,
Aber wir können sie nicht für unsre Marine verwenden.
Das sind Kohlen für Schmiede und nicht, um Maschinen zu heizen;
Denn sie ballen sich leicht beim Brennen in Klumpen zusammen.
Und sie verstopfen den Rost durch reichliche Schlacken." Indeß so
Ayme belehrt sich sah von dem kleinen französischen Lieutenant
Ueber die Dinge, die er so gut schon wußte, wie Jener,
War ganz plötzlich verschwunden vom Tisch auf dem Achterverdecke
Sieh, ein Fläschchen mit Rum und ein Kistchen mit guten Cigarren.
„Bon! Bon!" schrien mit Macht, als den frechen Raub sie bemerkten,
Dirk und Folkert zugleich; doch es half ihr Schreien zu gar Nichts.
Alles blieb in den Taschen der Seesoldaten verschwunden.
Krieg ist Raub! Das wissen die Herren Franzosen am besten.
Ayme that, als merkte er Nichts, sich ärgernd im Stillen,
Daß um die Kleinigkeit Lärm machten die Leute zur Unzeit.

„Ueber die Ladung deckt nun wieder den großen Persenning!"
Rief er den Seinigen zu. Dann wandte er sich zu dem Lieut'nant.
„Haben der Herr Ka'pitän noch sonst Etwas zu befehlen?"
Denn Nichts schmeichelt den Menschen so sehr wie Standeserhöhung.
Und der Franzose versetzte, verlegen fast, zwirbelnd den Schnanzbart:
„Haltet Euch im Kielwasser von unsrer Fregatte; doch dürft Ihr
Weiter nicht bleiben zurück als hundert Klafter auf's Höchste.
Glückliche Reise!" so sprach der Franzose, sich artig verneigend.
Und er grüßte sogar aus dem Boot noch verbindlich und freundlich.
Unter den Tugenden scheint mir die Höflichkeit nicht die geringste.

„So! Nun müssen wir zieh'n in die Sklaverei und das Elend!"
Jammerte Folkert. Jedoch sein Schiffer verwies ihm die Rede.
„Wißt Ihr, mir schien der Musjö ein wenig verlegen und kleinlaut,
Gleich, als hätt' er die Hiobspost von Sedan schon erfahren,
Und nun denkt der Franzose bereits an die Wiedererstattung
Und die Entschädigungskosten beim abzuschließenden Frieden.
Ja, sie haben nicht Lust, uns zu kapern, so will es mir scheinen.
Darum denn ist mein Rath: wir halten uns in der Entfernung,
Die man uns vorschrieb, nur Anfangs und bleiben zurück bald,
Erst nur wenig, wie absichtslos, doch weiter und weiter,
Endlich machen wir Kehrt und segeln nach Hause!" „So sei es!"
Sagte da Dirk. „Ja, ja, wir nehmen französischen Abschied!
Ihr wißt immer zu rathen. Die Schmiedekohlen — ich muß nun
Lachen darüber! — sie waren gar eine gelungene Kriegslist."

Schon am anderen Tag war ihnen die große Fregatte
Aus dem Gesichte gekommen. „Sie lassen uns laufen!" so sagte
Ayme, der Schiffer, mit lachendem Munde. „Ich konnt' es mir denken!
Nun Hurrah für Anne Marie und die Kinder, die süßen!"
Wenn am Abend die Pferde sich nähern dem heimischen Stalle,
Laufen sie schneller und wiehern. So schien, je näher der Heimat,
Rascher zu segeln das Schiff. Schon war es an Borkum und Baltrum
Nur so vorüber gesaust. Man sah von der anderen Seite,
Diesmal von Westen, den Thurm von Wangeroog steil sich erheben.
Neben den Dünen von Spiekeroog und dem grünenden Eiland.
Aber die Schiffenden wären beinah' noch im Hafen gescheitert,
Nicht durch Sturm, denn der Wind war schwach; doch es tobte die Brandung
Wüthend um Spiekeroog. Wie sollte das Schiff sie durchbrechen?

„Leute, es gilt anjetzt in die Ozuner Balge zu laufen!"
Sagte der Schiffer. Sie mühten sich ab, doch wollt' es nicht glücken,
Denn ihr Schiff, die Johanna, gehorchte nicht länger dem Steuer,
Sondern es ward durch die wachsende Fluth gradwegs auf das Ufer
Weiter und weiter nach Süd in die donnernden Fluthen geworfen.
Wenn da das Schiff aufstieß, so war es verloren. Es konnte
Nicht aushalten die wuchtigen Stöße der brausenden Brandung.
Ayme, der muthige, wurde von Furcht ergriffen, als so er
Sah sich getrieben auf Legerwall, wie die Schiffer es nennen.
„Nun, Gott helf uns, Marie!" so sagt' er und küßte den Trauring.
„Leute, ich steig' auf den Mast und kommandire den Helmsmann.
Denn Seezeichen sind ja nicht mehr im Wasser geblieben."
Wie vom Hügel ein Feldherr blickt auf das wogende Schlachtfeld,
Mußt' er das Wogengetümmel beschauen. Da saß er nun oben,

Schrie mit Gewalt, um verstanden zu werden, und sah, wie die Seinen
Jeglichen Nerv anspannten, doch war es vergeblich. Die Kräfte
Mußten erlahmen. „Wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren!"
Seufzte der Schiffer, und sieh, Gott half! Kraus wurde das Wasser,
Denn es erhob sich der Wind. Da blähten sich wieder die Segel,
Und es gehorchte das Schiff dem am Steuer drehenden Folkert.

Aber auf Spiekeroog, wo man lange den Kampf mit den Wellen
Hatte mitangesehn und das Schiff, die Johanna, erkannte,
Stand am Strande geschaart theilnehmend die ganze Bevölk'rung.
Und sie begrüßten mit Jubel das glücklich gerettete Fahrzeug.
„Ist ein Franzose gekommen nach Spiekerooge?" Von Weitem
Rief so Ayme Edden hinaus zum versammelten Dorfe.
„Nein!" so rief man zurück. „Sehr gut," sprach Ayme, „für mich das;
Denn sonst müßt' ich ihn ja aufessen lebendig, so hab' ich
Euch es versprochen!" Da hörte man lautes Gelächter am Strande.

Anna Maria empfing ihn mit Lachen und Weinen. Das Lachen
War für jetzt, doch das Weinen für alle die traurigen Tage,
Welche die Seinen erlebt, seitdem er sie plötzlich verlassen.
„Doch nun bleibst Du bei uns!" so bat ihn die Frau und die Kinder.

„Ja, ich bleibe bei Euch, so lang der abscheuliche Krieg währt.
Das ist ein Glückspiel jetzt; man gewinnt beim Spiele so viel nicht,
Als wie kostet das Licht, das man anstecken dazu muß.
Darum bring' ich auch nicht von hier nach Büsum die Ladung.
Mögen die Kohlen sie sich abholen von hier; es genügen
Ja Schleppkähne dazu. Wir wollen den Winter genießen;
Denn wir ließen es sauer genug uns werden im Sommer."

Als man nach Ulrich ihn fragte, da zuckt' er die Achsel und sagte:
„Daß sein Schiff ‚Speculant' von einem Franzosen gekapert,
Habt Ihr gehört, und Weiteres kann ich selbst nicht berichten.
Hoffentlich lebt er ja noch, und es wär' auch schade um Ulrich.
Ein leichtsinniger Mensch, doch der liebenswürdigste Junge!"

Metz war übergegangen indeß, und endlich Paris auch,
Wo so lang' nichts Neues es gab, von den Deutschen erobert.
Aber von Ulrich war noch keinerlei Kunde gekommen.
Da, als Eddens mit Weib und Kind einst sitzen bei Tische
Und ein bescheidenes Mahl von getrockneten Fischen verzehren,
Tritt er zur Thüre herein und rufet mit fröhlichem Lachen:
„Ja, ich bin's und nicht mein Geist!" Da springt von den Stühlen
Alles empor und begrüßt den fast schon verloren Geglaubten.
„Vater, Du lebst auch noch!" so sagt' er, den Alten umarmend.
„Das ist Gnade von Gott!" „Wie ist es Dir, Ulrich, ergangen?"
Fragen ihn Alle zugleich. Erst küßt er sie ab, und dann sagt' er:
„Anfangs schlecht und nachher sehr gut." „Und wo kommst Du denn her, sprich!"
„Ich, ich komme von Bismarck her." „Ei, rede nicht Unsinn!"
„Was ich Euch sage, ich komme von ihm, von unserem Bismarck."
„Und wo trafst Du ihn denn?" „Nicht weit von Paris, in Versailles.
Wie's mir in Frankreich ging? Ich wurde von einem zum andern
Orte beständig geschleppt, zuletzt nach Bordeaux, das die Weine,
Oder zum wenigsten doch uns liefert die Namen der Weine.

Ein Quartier war immer noch schlechter und mehr mir zuwider,
Als mein früheres war. Mit welchem Entzücken vernahmen
Wir, die gefangenen Deutschen, daß ausgehungert Paris sei,
Daß schon der Friede geschlossen, und ausgewechselt wir würden.
Als wir kamen zuerst nach unseren Posten, da fielen
Fast um den Hals wir den uns auf Deutsch anredenden Leuten.
Sieh, und plötzlich umarmt mich als alten und werthen Bekannten
Jemand, geschmückt mit dem eisernen Kreuz. Wer war es? Der junge
Erich, der prächtige Mensch. Er bewirthet mich fürstlich, begleitet
Dann mich zur Bahn und sagt: „In Versailles ist jetzt auch mein Vater,
Ulrich, den mußt Du besuchen!“ Wir dutzen uns noch aus der Kindheit. —
Und so ging ich denn gern in Versailles zum Grafen, dem Vater.

Nun, er empfing mich denn auch mit seiner gewöhnlichen Güte.
Und nachdem er mit mir nur wenige Worte gewechselt,
Sagte er: „Ulrich, kommt, Ihr müßt mir folgen zu Bismarck.“
„Bismarck!“ rief ich. „Wie käm' ich dazu, zu der Ehre, mich Bismarck
Vorzustellen? Ihr scherzt.“ „Nein, nein, er wartet auf Euch schon.
Bismarck redet mit Jedem; denn lernen kann man von Jedem,
Pflegt er zu sagen. Er will von Euch sich lassen berichten,
Wie die Franzosen behandelt die kriegsgefangenen Deutschen.“
„Spricht er denn auch plattdeutsch?“ „Und ob! Das versteht sich am Rande;
Denn wie könnt' er denn sonst die Gedichte aus Jever verstehen?
Ja, und es macht ihm Vergnügen, sein Plattdeutsch leuchten zu lassen!“

Also der Graf geht richtig mit mir zur Wohnung von Bismarck.
Aber es war nicht leicht, hindurchzudringen zum Kanzler.
Generäle, Minister und Fürsten, so große, wie kleine,
Warteten täglich ihm auf, und er ließ sie vor auch, die Fürsten,
Aber er machte nicht Gegenbesuche an Alle. Er sagte:
‚Ich hab' mehr zu thun, als Gegenbesuche zu machen.‘
Und so standen wir lang im Gedräng, bis auf sich die Thür that
Und der gewaltige Mann im Rahmen der Thüre sich zeigte.“
Alle bestürmten nun Ulrich mit Fragen, was für ein Mann denn
Bismarck sei. Und Ulrich erwiderte kurz auf die Frage:
„Bismarck ist ein Mann! Mehr braucht man von ihm nicht zu sagen.
‚Ulrich, der Friese?‘ so fragt er mit einem gewinnenden Lächeln.
Und ich verneigte mich tief. ‚So bitt' ich denn näher zu treten.
Von nun ab,‘ so fügt' er hinzu, ‚bin ich nicht mehr zu sprechen.‘
Also mußt' ich mich setzen im Arbeitszimmer des Kanzlers
Und ihm Alles, was ich zu Wasser und Lande erlebte,
Was mir nur kam vor den Mund, haarklein nach der Wahrheit erzählen.
Manchmal nahm er 'nen riesigen Stift und notirte sich Etwas.
Alles ist groß an dem Manne, sogar der gewaltige Bleistift.
Wir Ostfriesen geniren uns nicht, wir sind ja die alten
Freien Deutschen am Meer, die gleich sich achten mit Jedem.
Als er nun hörte, wie schlecht die gefangenen Deutschen behandelt,
Ward Bismarck fuchswild. ‚Wir mußten hungern und frieren,‘
Sagt' ich, ‚doch war es das Schlimmste noch nicht; denn das Schlimmste in Frankreich,
Das ist der Schmutz, der Gestank und die Flöhe und schlimmere Thierchen.
Daß ein Volk sich stets aufspielt als fein und gesittet,
Aber von Reinlichkeit leider und Sauberkeit keinen Begriff hat!‘
‚Ja, Holländer und Friesen sind reinlich; man kann sich nicht wundern.

Daß Euch belästigt der Schmutz!' so sagte der Kanzler mit Lachen.
‚Nehmet den stolzesten Pair von Frankreich, prächtig gekleidet,
Hochelegant, doch sötte man wohl aus der seidenen Nachtmütz'
Zwei Pfund Seife heraus.' In dem Punkt waren wir einig.
‚Einmal sagte mir ein Franzose,' erzählt' ich dem Kanzler:
Seltsam ist, daß Tag für Tag man sich wäschet die Hände,
Niemals aber die Füße.' ‚Man darf Schmutzfinken sie nennen.
Ihr habt Schlimmes erlebt bei diesen Franzosen,' so sagte
Bismarck schließlich zu mir, ‚und ich weiß, Dank Euren Berichten,
Jetzt von der Sache Bescheid. Sie sollen, die Herren Franzosen,
Jetzt uns zahlen für Alles. Wir haben im Sack die Milliarden!
Abraham Oppenheim sagte, daß höchstens man vier Milliarden
Könnt' aus Frankreich ziehn. Doch so klug auch sonst ja der Mann ist,
Diesmal glaub' ich ihm nicht. An falscher Bescheidenheit haben
Nie die Franzosen gelitten; drum müssen wir Deutschen denn auch nicht
Etepetete sein, wie wir zu Hause das nennen.
Nur nicht ängstlich, so sagte der Hahn zum Wurm und verschlang ihn.
Wenn man nicht ängstlich ist, drückt aus dem gesegneten Frankreich
Man wohl zehn Milliarden heraus. Doch will ich für diesmal
Mich mit der Hälfte, mit nur fünftausend Millionen begnügen.
Halten sie Frieden, nun gut! Doch fangen von Neuem sie Krieg an,
Lassen wir sie zur Ader, bis daß sie kriegen die Bleichsucht;
Denn wer Krieg anfängt, der begehet ein großes Verbrechen
Und muß büßen dafür. Doch wollen wir hoffen das Beste.
Seid nur ruhig, Ihr Schiffer. Für Eure gekaperten Schiffe
Werdet Ihr reichlich entschädigt und auch für die Schiffe, die müßig
Lagen im Hafen, erhaltet Ihr Jeder ein artiges Sümmchen,
Um den verloren gegangnen Verdienst Euch baar zu ersetzen!'"

O, das klang wie Musik in den Ohren der Schifferfamilie.
Portwein wurde sogleich herbeigeschafft aus dem Keller
Und ein donnerndes Hoch dem Patrone der Rheder und Schiffer
Bismarck ausgebracht, und der Dank kam wahrlich von Herzen.

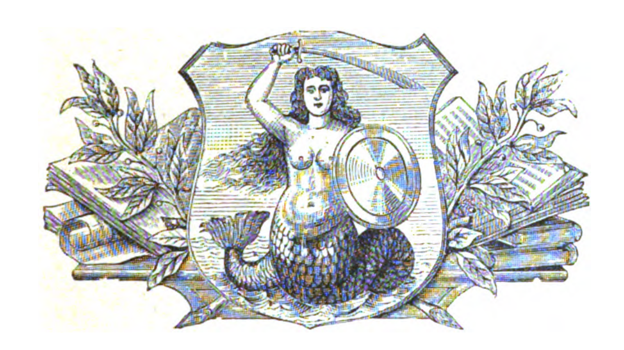
„Ich darf sagen, daß wir einander gefielen", so schloß nun
Ulrich seinen Bericht. „Doch konnten wir länger nicht plaudern;
Denn so sprach, sich erhebend der Kanzler: ‚Es warten schon wieder
Einige Fürsten auf mich. Ich wollte, sie blieben zu Hause;
Denn hier stehn sie im Wege!' Wir schieden mit kräftigem Handdruck,
Und was ferner mir noch im wechselnden Leben begegne,
Ich kann sagen hinfort: ‚Ich habe gesprochen mit Bismarck!'
Morgen noch werd' ich ein größeres Schiff mir bestellen in Elsfleth."

„Ja, Du schwimmst nun im Geld, Du kannst wohl lachen. Das glaub' ich!,"
Sagte zum lustigen Ulrich darauf sein ernsterer Bruder,
„Nimm es mir, Lieber, nicht übel, Du bist und bleibst doch ein Windhund.
Segelst am Freitag aus in die See, bei helllichtem Tage,
Und mit wehender Flagge und wunderst nachher Dich nicht wenig,
Wenn Du gekapert wirst. Doch Dir muß Alles gerathen.
Aber wie gehet es mir? Man pfleget mich immer zu rühmen,
Daß ich muthig und kühn und doch vorsichtig zugleich sei.
Aber was hab' ich davon am Ende der Rechnung? so frag' ich.
Da ich die Kohlen nicht konnte nach Büsum schaffen, so ward mir

Ausgezahlt nicht die doppelte Fracht, nur die immer gewohnte.
Ja, ein Pferd, das Hafer verdient, das kriegt ihn gewiß nicht!"

Doch es versetzte darauf sein lustiger Bruder und sagte:
„Ayme, Du hast ja die Weisheit mit Löffeln gegessen, das weiß man.
Doch wenn ich schwimme in Geld, so hast Du Dich nicht zu beklagen;
Denn ich werde Dir jetzt, großmüthiger Bruder, mit einmal
Alle gestundeten Zinsen auf Heller und Pfennig bezahlen!"

Ayme erwiderte drauf: „Ei, Ulrich, so hab' ich ja selbst noch
Einen Gewinnantheil an den Folgen des schrecklichen Krieges.
Aber ich habe den Krieg nun satt und hoffe von Herzen,
Daß wir Alle hinfort uns ruhig des Friedens erfreuen.
Und wir dürfen auch hoffen, daß uns die Franzosen nicht wieder
Fallen in's Land; denn sie haben erfahren die Wahrheit des Sprichworts:
„Wer will Unglück haben im Krieg, fang' an mit den Deutschen!"





# Was bedeutet das Wort „Deutsch"?

Von

## F. Kuntze.

— Karlsruhe in Baden. —

In den Tagen der großen Bismarckfeier des Jahres 95 ist von den vielen geflügelten Worten, die dem Gefeierten ihr Dasein verdanken, sicherlich keines häufiger wiederholt worden als das allbekannte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst Nichts auf der Welt"; und dabei mag denn auch die früher oft erörterte Frage wieder aufgetaucht sein, ob man sagen soll: wir Deutsch**e** oder wir Deutsch**en**. Wenn die Aufschrift auf dem vom Kaiser dem Fürsten gewidmeten Ehrenpallasch maßgebend ist, so heißt es richtig: wir Deutsch**en**; Fürst Bismarck selbst aber sagt, wenn die Zeitungen recht berichten: wir Deutsch**e***). Schriftsteller wie Gustav Freytag und andere folgen demselben Brauche, und so gilt denn wohl von dieser wie von mancher andern die deutsche Grammatik angehenden Frage das Wort: adhuc sub judice lis est. Ja vielleicht wird der Schiedsmann, der in letzter Instanz das entscheidende Wort zu sprechen hat, der Sprachgebrauch, sich noch lange des Urtheils enthalten und einstweilen noch beiden Redeweisen die gleiche Berechtigung zugestehen. Gleichwohl wird man fragen dürfen, wie man es früher damit gehalten hat, welche von den beiden Ausdrucksformen das historische Recht für sich hat oder sich den Gesetzen unserer Sprache am besten fügt. Um das entscheiden zu können, muß man freilich einen Blick in die Geschichte der

*) So lautet der Ausspruch nach Büchmann-Tornow: Geflügelte Worte S. 47, eine Fassung, die wohl authentisch sein wird. Zu den Citaten, die hier als Vorläufer des Wortes aus Alterthum und Neuzeit angeführt werden, könnte man noch hinzufügen den Ausspruch des P. Syrus: tutissimum est timere nihil praeter deos, an den freilich Fürst Bismarck ebenso wenig gedacht haben wird als an die andern.

Sprache thun und ein gutes Stück der Vergangenheit prüfend durchschreiten. Eine solche Wanderung ist an sich schon lehrreich genug, sie wird es aber in diesem Falle ganz besonders durch die lohnenden Ausblicke, die sie nach verschiedenen Seiten hin gewährt, und sie führt, wenn man sie bis an's Ende fortsetzt, zuletzt zu der Frage: Was bedeutet das Wort Deutsch? Woher stammt es, seit wann erscheint es in der Geschichte, und welche Wandlungen nach Lautgestalt und Bedeutung hat es im Laufe der Jahrhunderte erfahren?

Aus grauer Vorzeit stammend, ist das in Rede stehende Wort dem gemeinsamen Schicksal fast aller Lautgebilde verfallen. Seine lebendige Bedeutung ist erloschen, und so gleicht es einer Versteinerung, die in dem Tiefen der Erde begraben oder auf dem Meeresgrunde ruhend, die kaum noch erkenntlichen Reste eines längst vergangenen Lebens enthält. Die älteste erreichbare Gestalt des Wortes Deutsch liegt in dem gothischen Adjectivum thiudisk vor, das zu dem Substantivum thiuda, d. h. Volk, gehört und also eigentlich „volksmäßig" bedeutet. Die Ableitungssilbe ist dieselbe, die man auch in dem von dem gothischen manna gebildeten mannisk findet, woraus im Althochdeutschen mennisko, später Mensch, hervorging*). Das Wort thiuda aber ist ein altes Erbwort der arischen Stämme, das in einer Zeit, wo das Germanische sich von der arischen Gemeinsprache noch nicht losgelöst hatte, teuta gelautet haben muß. Dem Griechischen ist das Wort verloren gegangen, ebenso dem Lateinischen. Aber im Oskischen, einer dem Lateinischen verwandten Mundart, die in Mittelitalien besonders in Campanien heimisch war, findet sich das Wort touto für Volk und das davon abgeleitete Adjectivum tuticus, das genau dem eben erwähnten gothischen thiudisk entspricht, erscheint in der Verbindung meddix tuticus, womit man in Campanien den Gemeindevorstand bezeichnete**). Auch im Litthauischen, Lettischen und Irischen ist das Wort noch in den diesen Sprachen zukommenden Lautformen nachzuweisen, das Gothische aber hat außer dem hier in Rede stehenden Adjectivum noch mehrfache Sproßformen entwickelt: thiudans heißt im Gothischen der Volkskönig, thiudinassus und thiudangardi die Königsherrschaft oder das Königreich, letzteres Wort eigentlich regia die Königsburg; thiudamers endlich und thiudareiks, „volksberühmt" und „Volkskönig", sind die echtgothischen Namen für die beiden Ostgothenkönige, von denen der Sohn nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Sage unsterblichen Nachruhm erlangt hat. Das Adjectivum thiudisk aber wird an der einzigen Stelle der gothischen Bibelübersetzung, wo es vorkommt, im Sinne von heidnisch verwandt, wie auch das Grundwort thiuda die Heiden bezeichnet, eine Verschiebung der Bedeutung, die freilich nicht dem Bildungstriebe der gothischen Sprache selbst entsprungen ist,

*) Schwedisch und dänisch noch jetzt: menniska und menneske.
**) Meddix ist hervorgegangen aus metideicos d. h. Rathsprecher.

sondern auf die Uebersetzung des griechischen ἔϑνη und ἐϑνικῶς zurückzuführen ist, womit im griechischen Text die Heiden als das gemeine Volk im Gegensatz zu der von der christlichen Bildung berührten meist in den Städten lebenden Bevölkerung bezeichnet wurden*).

Das gothische thiuda nun verwandelt sich im Westgermanischen d. h. bei den Stämmen, die in dem jetzigen Deutschland wohnten, Oberdeutschen, wie Niederdeutschen, einschließlich der Angelsachsen, in theoda. Das urgermanische eu nämlich, das in dem vorzeitigen teuta vorhanden war, mußte nach bestimmtem Lautgesetz zunächst in iu übergehen; dieses iu aber, das im Gothischen, wie bei der Kurzlebigkeit dieses Volksstammes begreiflich ist, uneingeschränkt erhalten blieb, dauerte im Westgermanischen in der Regel nur vor einem in der Flexionssilbe auftretenden i, während es vor nachfolgendem a, wie man sich ausdrückt, in eo gebrochen wurde. Dies muß man wissen, um zu verstehen, wie es kommt, daß im Westgermanischen das Substantivum theoda und das Adjectivum thiudisk neben einander stehen.

Als dann aber etwa im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den oberdeutschen Stämmen jene Bewegung der Consonanten beginnt, die man gewöhnlich mit dem Namen der zweiten Lautverschiebung bezeichnet, und demgemäß im Allemannischen wie im Bayrischen die dentale aspirata th in die media d, die media d aber in die tenuis t umgesetzt wurde, so mußte in den eben bezeichneten Mundarten das alte theoda in deota, das Adjectivum thiudisk in diutisk umspringen. Aber die mittel- und niederdeutschen Mundarten hielten noch an dem alten Lautstande fest, dann aber trat auch hier ein Schwanken ein, das schließlich mit einem Ausgleich zu Gunsten der oberdeutschen Lautform endete, nur daß in Niederdeutschland die alte media d im Inlaut stehen blieb. Andererseits beginnt zur Zeit Ludwigs des Frommen etwa das aus dem germanischen iu im Oberdeutschen entwickelte eo in io überzugehen. Endlich fällt das a, der Auslaut des Stammes ab, während das io das Stammes im Oberdeutschen zu ie abgeschwächt, im Niederdeutschen eo in e zusammengezogen wird. So entsteht zunächst das allemannische diota und das fränkische thioda, oder thiota**), später das oberdeutsche diet, das mitteldeutsche dêt und das streng niederdeutsche dêde.

Aus allen diesen Veränderungen folgen nun auch die verschiedenen Schreibungen der mit dem Worte theoda oder diota gebildeten zahllosen Eigennamen. Hier ist in erster Stelle der des großen Gothenkönigs zu nennen, der im Gothischen selbst, wie gesagt, thiudareiks lautete. Es ist nun klar, daß die geschichtliche Form des Namens Theodorich fränkischen Ursprungs ist und in einer Zeit entstand, wo die oben besprochene Lautbewegung noch im Flusse war. Denn während im zweiten Worttheil die

*) Aehnlich bedeutet das lateinische paganus die auf dem Lande Lebenden; auch ihm entspricht ein gothisches Wort, nämlich haithins, der Haidewohner.

**) Thioda ist niederfränkisch, thiota oberfränkisch.

tenuis k bereits in ch umgesetzt ist, stehen die Dentallaute noch auf der alten, d. h. der germanischen Lautstufe.

Die Allemannen und Bayern freilich sprachen und schrieben zur Merowingerzeit bereits Deotrich. Später wird daraus nach dem oben Ausgeführten Dietrich, und in dieser Gestalt lebt bekanntlich der Name des großen Gothenkönigs noch heute in der Volkssage fort. Auch als Eigenname, weniger als Vorname, häufiger als Familienname hat das Wort noch jetzt eine weite Verbreitung, ja wenn der Name Dietrich heute auch ein Diebesinstrument, den Nachschlüssel, bezeichnet, so beweist dieser Mißbrauch des altehrwürdigen Wortes, der schon am Ende des 15. Jahrhunderts aufgekommen sein muß, daß der Name ehemals noch häufiger vorkam als jetzt, da es doch immer nur die gangbarsten Namen sind, die sich zu einer solchen, sei es euphemistischen, sei es hypokoristischen Anwendung eignen. Nun denke man sich den Abstand! Dort der ruhmreiche Gothenkönig, der gefeiertste Held der deutschen Sage, hier das gemeine Werkzeug gewerbsmäßiger Gauner und Spitzbuben! Welch eine Wandlung hat sich dem solche Gegensätze bezeichnenden Worte gegenüber in dem Bewußtsein einzelner Menschen wie ganzer Geschlechter vollzogen!

Allein nicht nur seinem Begriff, auch seiner Lautform nach ist das edle Wort im Wechsel der Zeiten arg entstellt worden. Da erinnert man sich zunächst der weitverbreiteten Verkleinerungsform Dietz oder Tietz, auch wohl Dietsch, mittelhochdeutsch Detz oder Tetz, die sich zu Dietrich verhalten wie Fritz zu Friedrich, Lutz zu Ludwig, Heinz zu Heinrich u. s. f. Ihnen gegenüber steht das niederdeutsche Dede, verkürzt aus Dederich und unter Einwirkung des Oberdeutschen auch zu Diede und Tiede umgeformt. Zusammensetzungen sind Dietzmann, Tiedemann, Dedekind, dazu kommen Koseformen wie Diezel und Tezel oder niederdeutsch Detken und Deeke, während Dierke bei niederdeutscher Verkleinerungsform oberdeutschen Vocalismus zeigt. Auch Dederer gehört hierher, und in Dieterici erscheint der Genetiv eines lateinischen Dietericus nach Art von Wilhelmi, Martini, Philippi u. a. Nicht anders ist es auch den übrigen mit unserem theoda gebildeten Eigennamen ergangen. Wo sie erhalten sind, da sind sie meist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt oder entstellt. Hier wird billig an erster Stelle genannt der Name des schon erwähnten Gothenkönigs Theodomer, eigentlich Theodomaere oder noch früher theodomari, der im Volke berühmte, die althochdeutsche Gegenform zu dem gothischen thiudamers, und im Altnordischen noch als Adjectivum in der Form thiodmoerr erhalten. Daraus ist Thietmar oder Dietmar, niederdeutsch Detmar geworden, jetzt meist Dittmar oder Diemer oder Detmer lautend, und Detmering ist die dazu gehörige niederdeutsche Koseform. Ebenso beliebt war im Alterthum der Eigenname Theodobald, der Volkskühne, von bald; gothisch balths, englisch bold, nach Eintritt der Lautverschiebung in Diotpold und später Dietpold umgesetzt, woraus einerseits ein Thebald (französisch Thibaud) andererseits

ein Dippold, Dippelt oder Deppelt entstand. Dann finden wir ein Thiothart, ebenfalls der Volkskühne bedeutend, dem die Bildungen Dietert, Detert, Detharding und Deterding entsprossen sind, während Diether, eigentlich theodo-hari, das Volksheer, noch in Dieter und Deter mit dem Genetiv Deters und der Koseform Detering erkennbar ist. Dazu gesellt sich noch Dietprecht (theodobrecht) oder Dietpert, der Volksglänzende, jetzt noch in den verkrüppelten Bildungen Dippert, Deppert oder Döppert und Deppe oder Debbe erhalten, Dietleib, das zu Tetzlaff und Dettleff geworden ist, endlich Theodohad, Theodowald, Theodofried, Theodulf (= Theodowulf), Diethelm, Dietwin, die sämmtlich ebenso verschwunden sind wie die Frauennamen Theota, Theodarada (die Volksberatherin), Dietlind (von lint Schlange, das bekanntlich noch im Lindwurm steckt), Diethilt (von hilt Kampf), Dietburg. Aber auch Ortsnamen gehören hierher, wie Dietendorf, Dietenweiler (Dittweiler), Dietenberg, Diedenhofen, Detmold*), und daraus sind dann wieder Eigennamen wie Dittenberger u. a. abgeleitet. Alle diese Namen aber, deren Reihe sich leicht verlängern ließe, sind ein beredtes Zeugniß für die Fülle des Lebens, das einst dem alten Worte **deota** innewohnte. In den mannigfaltigsten Beziehungen hat es sich offenbart, nun liegen die Reste erstarrt, verkrüppelt und zerbröckelt wie eine große Schuttmasse vor uns. Und das Grundwort selbst ist der Sprache längst abhanden gekommen, es ist ersetzt durch das Wort „Volk", das eigentlich die Heerschaar bedeutet.

Im Gegensatz zu solchen bis zum Ruin führenden Wandlungen hat das stammverwandte thiutisk oder diutisk sich verhältnißmäßig unversehrt behauptet. Bezeichnet es, wie schon bemerkt, im Allgemeinen „volksmäßig", so wurde es allmählich in einer ganz besonderen Bedeutung verwendet: man brauchte es, um die germanische Sprache des Volkes der lateinischen Sprache der Gelehrten und später auch der lingua rustica der linksrheinischen romanisirten Bevölkerung gegenüberzustellen. Wann dieser Brauch aufkam, läßt sich natürlich nur ungefähr bestimmen. Die ersten Spuren davon weisen auf die Zeit Karls des Großen, und zwar findet sich das erste urkundliche Zeugniß, wenn nicht für das echte thiudisk, so doch für dessen lateinisches Abbild theodiscus in den im Jahre 788 vollendeten Lorscher Annalen an einer Stelle, wo es heißt, daß die Vasallen des Königs Pippin das thaten, was in der theodisca lingua harisliz, d. h. Fahnenflucht genannt wird. Und aus dem Jahre 813, also kurz vor dem Tode Karls des Großen, liegt ein Beschluß der Synode von Tours vor, ut quilibet episcopus homilias aperte transferre studeat in rusticam romanam linguam aut theotiscam, quo tandem cuncti possint intellegere quae dicantur, d. h. ein jeder Bischof soll sich be-

---

*) Eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Form liegt vor in Deensan, dem Geburtsort J. H. Campes, die Grundform ist Dedenhusen. S. Westermanns Monatshefte 96, X. S. 129.

mühen, die Predigten, deren er sich zum Unterricht bedient — die keineswegs von ihm selbst verfaßt sein mußten — in einer für Alle verständlichen Weise in's Romanische oder in's Germanische (eigentlich in die Volkssprache) zu übertragen. Dann mehren sich die Beispiele. Walahfrid Strabo in der allemannischen Reichenau und Rhabanus Maurus im fränkischen Fulda, Beide Zeitgenossen Ludwigs des Frommen, nehmen das Wort theodiscus in ihren Sprachschatz auf, ja der Verfasser der lateinisch geschriebenen Vorrede zum Heliand, an deren Echtheit heute wohl kaum noch gezweifelt wird, rechnet bereits die Sachsen zu den dem Scepter Ludwigs des Frommen unterworfenen Völkern, deren Sprache die lingua theodisca ist. Am bekanntesten aber dürfte der Bericht des Geschichtschreibers Nithart sein, der erzählt, daß die sog. Straßburger Eide, durch welche im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ihren Bund gegen Lothar feierlich bekräftigten, von Ludwig in der lingua romana, von Karl in der lingua teudisca (d. h. theodisca) geschworen seien.

Daß das Wort zunächst nur in der lateinischen Form vorkommt, ist beachtenswerth. Denn daraus folgt, daß es die Gelehrten, die Geistlichen waren, die dem alles Volksthümliche bezeichnenden Worte die besondere Beziehung auf die Sprache der germanischen Völker ohne Unterschied beilegten. Hatten sie früher die Rede der Deutschen schlechtweg als die barbara lingua bezeichnet, so führten sie jetzt den Ausdruck theodiscus ein, der ja im Grunde das nämliche sagt, nur daß er weniger das dem lateinisch gebildeten Ohr fremdartig Klingende als das Niedrige und Plebejische des zu bezeichnenden Idioms hervorhebt. Jedenfalls machte jetzt die barbara lingua der lingua theodisca Platz. Die große Masse des Volkes aber, die auf das Gemeinsame in der Rede der Stammesgenossen stets weniger zu achten pflegt als auf die Unterschiede, behalf sich auch nach dem Aufkommen des gelehrten theodiscus noch längere Zeit mit den Stammesnamen. Der Franke bezeichnete nach wie vor seine Sprache als die fränkische, ebenso der Allemanne, der Bayer, und der Sachse erst recht. Oder man brauchte auch die allgemeine Wendung: unsere Sprache; zu einer ausgleichenden, alle Stämme umfassenden Bezeichnung fehlte im Volke selbst noch das Bedürfniß.

Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung die Praxis Otfrids von Weißenburg. In seiner lateinisch geschriebenen Vorrede zum „Krist" bedient er sich regelmäßig des gelehrten theotiscus, wo er die Landessprache im Gegensatz zur lateinischen bezeichnen will: eine vornehme Frau, sagt er gleich im Anfang, Judith, habe ihn veranlaßt, einen Theil der Evangelien theotisce aufzuzeichnen. Aber derselbe Otfrid gebraucht in seiner Dichtung selbst niemals das Wort thiutisg — denn so müßte es in seiner oberfränkischen Mundart lauten — sondern stets das Wort frenkisg, wenn er die von ihm gewählte Sprache bezeichnen will. Das ist begreiflich genug. Schreibt er doch zunächst für seine fränkischen Stammes- und Landesgenossen, damit sie die unheiligen Scherz- und Liebeslieder der Heimat

vergessen und es lernen, sich der Thaten des Erlösers zu freuen. Darum naht er sich ihnen in der Sprache der fränkischen Heimat, darum will er, wie er selbst sagt, ihnen in frenkisga zungûn das Heil des Evangeliums verkündigen. Und wie er stolz ist auf die Vorzüge seines Volkes und seines Landes, die er im ersten Capitel seiner Dichtung mit fast überschwänglichen Worten rühmt, so klingt das Wort frenkisg stolzer als das halbverachtete thiutisg, das allzu stark an die auch von Otfrid lebhaft empfundene barbaries der heimischen Sprache erinnern mochte. Aber das Wort frenkisg wird von Otfrid, was sehr zu beachten ist, auch in erweiterter Bedeutung gebraucht, so daß es die germanischen Sprachen in ihrer Gesammtheit bezeichnete und geradezu das verschmähte thiutisg ersetzte. Denn daß Otfrid, wiewohl er sich zunächst an seine engeren Landsleute wendet, doch auch an die außerfränkischen Stämme, besonders die oberdeutschen und mitteldeutschen, dachte, ist an und für sich klar und wird unter Anderem deutlich genug bezeugt durch die an den Bischof Salomon von Constanz gerichtete, in deutschen Versen abgefaßte Widmung, worin der Dichter ausspricht, daß er dem mächtigen Gönner dies Buch zusende, damit es auch in suâbo rîchi, im Lande der Schwaben, gelesen werde. Wenn also Otfrid in seiner Dichtung einmal sagt: Galilea, thaz ich quad, heisst in frenkisgon rad, Galilea, das ich genannt habe, bedeutet im Fränkischen Rad, so ist es klar, daß hier ebenso gut in thiutisgon hätte gesetzt werden können, wie denn auch in der schon genannten lateinischen Vorrede anstatt des gewöhnlichen theotisce ohne Unterschied der Bedeutung einmal ein frenzisce sich eingestellt hat. Diese Verschiebung ist ja auch in den politischen Verhältnissen wohl begründet. Der Stamm der Franken war in dem großen Karolingerreiche selbstverständlich weitaus der einflußreichste: alle anderen Völker des großen Reiches fühlten sich, wie ein alter Gewährsmann sagt, hochgeehrt, wenn man sie als Franken bezeichnete; da ist es dann ganz natürlich, daß in dem fränkischen Reiche auch die fränkische Sprache eine hervorragende Bedeutung gewann, ja es ist unzweifelhaft, daß das Wort „fränkisch" für Sprache und Volksthum der rechtsrheinischen Germanen vollkommen durchgedrungen wäre, wenn nicht das Wort diutisk ihm entgegengetreten und aus gleich zu erörternden Gründen in diesem Wettkampfe den Sieg davon getragen hätte. Nun ist das Wort fränkisch in Folge einer eigenthümlichen Fügung des Geschickes auf die linksrheinischen, der romanischen Bildung verfallenen Völker als Name für Land und Sprache übergegangen.

Ehe wir jedoch diesen Entwickelungsgang näher verfolgen, mag hier noch auf ein anderes Wort hingewiesen werden, das sich von dem altdeutschen theoda abgezweigt hat: es ist das Substantivum githiuti oder rein niederdeutsch githiudi, augenscheinlich ein Collectivname wie Gebirge, Gestirn, Gewölk, der zunächst das Volk in seiner Gesammtheit, dann Art, Sitte und Brauch, zuletzt das einem jeden Volke eigenste Merkmal, nämlich die

Sprache bezeichnet und so bei Otfrid — allerdings nur einmal — als Ersatz für das nicht gebrauchte diutisk erscheint.

Aus dem Substantivum githiuti entwickelt sich die mittelalterliche Formel ze diute. Ze diute sagen, heißt etwas in der eigenen Sprache, d. h. auf deutsch sagen, wie in folgender Stelle einer alten Reimpredigt: nu ir daz latîn vernomen, nu vernemet ze dûte*) dabî waz di selbe rede sî, wo natürlich auch in diutiscun hätte gesagt werden können.

Später bezeichnet die Wendung, indem die Beziehung auf die heimische Mundart zurücktritt, schlechtweg etwas erklären, und so entwickelt sich aus der Formel ze diute ein neues Verbum diuten und bediuten, das schon um das Jahr 1000 nachweisbar ist. Daraus wurde, als um das 14. Jahrhundert das mittelalterliche iu in das mittelhochdeutsche eu überzugehen anfing, deuten, und so lebt das Wort, von seinem Ursprunge gänzlich losgelöst, noch jetzt fort und ist, wie die Wendung „das hat Etwas zu bedeuten" oder das Participium „bedeutend" und „unbedeutend" lehren, wieder zu neuen Vorstellungskreisen in Beziehung getreten. Wenn wir aber jetzt sagen: mit Jemand einmal deutsch reden, so ist das eine freilich vollkommen unbewußte Rückkehr zu der eben bis zu ihrer Wurzel zurückverfolgten Redewendung.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zur Hauptsache zurück, so entsteht die Frage: wann wurden die Adjectiva, die vorerst nur von der deutschen Sprache galten, auf das Volk selbst übertragen, um dieses als ein nationales und politisches Ganze von den andern Nationen zu unterscheiden? Wann tritt neben die theotisca lingua die Bezeichnung Theotisci, seit wann nennen sich die Völker des festländischen Germaniens die Diutisken? Man würde die Antwort auch dann geben können, wenn urkundliche Beweise fehlten: das geschah zu der Zeit, wo die sämmtlichen deutschen Stämme ihre Zusammengehörigkeit im Gegensatz zu Welschen und Slaven deutlich zu empfinden begannen, wo namentlich auch die Sachsen fest in das Gefüge des Reiches hineinwuchsen. Diese Zeit beginnt na dem Aussterben der Karolinger mit der Regierung des sächsischen Heinrich und erreicht ihren Höhepunkt unter Ottos des Großen machtvoller Herrschaft. Ausgeglichen sind die Gegensätze zwischen Nord und Süd, und wenn Otto sich nicht selbst als rex Teutonicorum bezeichnet hat, so hat er sich doch sicherlich als solcher gefühlt. Natürlich vollzieht sich so ein Bedeutungswandel nicht mit einem Schlage; ja die ersten Ansätze zu dieser Bewegung werden schon im neunten Jahrhundert sichtbar. Der schon genannte Walahfrid Strabo bemerkt einmal, daß die Theotisci von den Lateinern mancherlei Ausdrücke wie schamel, fenster, lectar (= lectus Lager) entlehnt haben, und ungefähr in dieselbe Zeit gehört eine niedersächsische Glosse, in der Germania durch thiudiska liudi wiedergegeben wird. Aber Walahfrid meint mit seinem

*) dûte ist mitteldeutsch, da das oberdeutsche iu in Mittel- und Niederdeutschland in û zusammengezogen wurde.

Theotisci doch eigentlich nur die deutschredenden, und auch der sächsische Glossator will mit seiner Umschreibung nicht viel mehr als dasselbe sagen. Klar ist es jedoch, daß hier der Uebergang liegt: die deutsch Redenden werden allmählich ihrer Sprache wegen den anders Redenden gegenüber gestellt und, da sie nun auch politisch zusammengehören, fortan nach ihrer Sprache als politische Einheit bezeichnet. Das geschieht zuerst in Italien, wo man deutlicher als jenseits der Alpen die Sprache als Scheidewand wie als Bindemittel empfinden mochte. Schon im Jahre 845, also noch zur Karolingerzeit, werden in einem placitum von Trient die vassi Teutici den Langobardi gegenübergestellt, und in einer Urkunde eines Venetianers Bischof von Cremona aus dem Jahre 909, betreffend die Schenkung einer Capelle in Guastalla unterschreiben zwei Zeugen ex gente Langobardorum, zwei ex genere Francorum, zwei ex genere Teutonicorum (d. h. zwei Italiener, zwei Franzosen, zwei Deutsche). Der Geschichtsschreiber Liutprand, Ottos des Großen Vertrauter, unterscheidet zwischen den Teutones und den Latini, den Deutschen und Welschen*). Von Italien aus wandert die neue Volksbezeichnung über die Alpen, sie wird zunächst von süddeutschen Schriftstellern gebraucht und erhält bald ihre officielle Bestätigung dadurch, daß Kaiser Otto sie in seinen Urkunden anwendet. Die sächsischen Schriftsteller sträuben sich zwar noch eine Weile gegen den neuen Brauch: Widukind und Roswitha reden nur von Saxones und Franci und verschmähen das Wort Teutonicus; aber in dem modus Ottinc, einem lateinischen Gedicht, das die Thaten der Ottonen verherrlicht und sicher noch zu Lebzeiten Ottos III., vielleicht im Jahre 996 verfaßt ist, läßt der Dichter die Teutones auf die Hunderttausende der ihnen auf dem Lechfelde gegenüberstehenden Feinde eindringen**). Nach dem Jahre 1000 wird der Name auch bei den deutschen Geschichtsschreibern gang und gäbe, wie er denn auch bald in Verbindungen wie Teutonia patria und Teutonicum regnum zur Bezeichnung des deutschen Reiches verwendet wird***).

So sind zwei Bezeichnungen des Deutschthums, die bisher üblich waren, verdrängt oder zurückgeschoben, nämlich Franci und Germani. Der Ausdruck Franci mußte zugleich mit der Dynastie der Karolinger und der Hegemonie des fränkischen Stammes fallen, weil der Stolz der Sachsen

*) Die Byzantiner freilich wollten, wie Liutprand in seinem denkwürdigen Reisebericht erzählt, diesen Brauch nicht gelten lassen, sie bezeichneten nach wie vor die Welschen wie die Deutschen mit dem umfassenden aus der Karolingerzeit herrührenden Namen Franci wie ja auch jetzt noch im Orient alle Abendländer Franken genannt werden.

**) Hinc incensi bella fremunt
arma poscunt, hostes vocant,
Signa secuntur, tubis canunt.
clamor passim oritur,
et milibus centum Teutonos immiscentur.

***) Otto I. gebraucht dafür in seinen Urkunden entweder Saxonia et Franconia oder imperium nostrum.

sich gegen diesen Namen sträubte, das Wort Germani, das zeitweilig im Gebrauche war, mochte zu allgemein erscheinen und das Nationalgefühl zu wenig ansprechen. So trat auch das Wort Germania, das eigentlich der amtlichen Kirchensprache angehört und in dieser stets üblich geblieben ist, wie die päpstlichen Bullen bezeugen, zurück. Das Wort theodiscus aber, das zunächst siegreich vordrang, mußte sich, wie man bemerkt haben wird, eine nicht unwesentliche Veränderung seiner Lautgestalt gefallen lassen. Oder anders ausgedrückt: an seine Stelle schob sich das anklingende Teutonici und Teutones. Woher diese Veränderung, ist leicht genug zu erkennen. Beide Worte stammen aus dem Nachlaß der lateinischen Litteratur, hatte man doch allmählich angefangen, das Adjectivum Teutonicus, das zunächst nur dem Stamme der Teutonen galt, auf germanische Art und Sitte ohne Unterschied zu übertragen. Zwar der vielberufene furor Teutonicus des Lucan (Pharsal. I, 256) enthält, wie man leicht glauben könnte, diese Erweiterung noch nicht. Denn an der Stelle, wo er vorkommt, beklagen sich die Einwohner der von Cäsar bedrohten Stadt Ariminum, daß ihre Stadt beim Ausbruch eines Krieges immer die erste sei, gegen die das Wetter heranziehe, daß sie somit nicht nur den Angriff der Gallier, der Cimbern, des Hannibal, sondern auch den furor Teutonicus hätten aushalten müssen. Aber bei Martial, dem witzigen Zeitgenossen des Domitian, bedeuten die von der ätzenden Salbe glänzenden capilli Teutonici, mit denen sich bekanntlich die römischen Damen zu schmücken pflegten, natürlich schon die germanischen schlechtweg, und in diesem Sinne wird das Wort auch von anderen Schriftstellern des ausgehenden Alterthums gebraucht. Kein Wunder also, daß in einer Zeit, wo nach Erneuerung der von Karl dem Großen angeknüpften, aber dann wieder gelockerten Beziehungen zu Italien die klassischen Studien in Deutschland einen neuen Aufschwung nahmen, die lateinisch schreibenden Gelehrten bereitwilligst das aus Italien eingeführte Teutonicus aufgriffen, das im Klange dem heimischen Worte wenigstens nahe kam, auch dasselbe zu bedeuten schien, dabei aber den werthvollen Vorzug besaß, daß es den Stempel des Alterthums trug. Und von dem Beiworte Teutonicus war es dann zu dem Grundworte Teutones nur ein kurzer Schritt. Beide Ausdrücke verblieben der lateinischen Litteratur des Mittelalters und kamen, als im 15. Jahrhundert mit den Schriften des Tacitus das deutsche Alterthum entdeckt wurde, zu neuen Ehren. Das alte theodiscus aber wurde später ausschließlich von der altdeutschen Litteratur des Mittelalters gebraucht.

Es versteht sich von selbst, daß das heimische Wort diutisk dieselben Phasen durchlaufen hat wie seine lateinischen Gegenbilder, nur daß wir die Entwickelung hier nicht so deutlich verfolgen können, weil zumal vor dem Jahre 1000 die deutschen Quellen der Litteratur bei Weitem nicht so reichlich fließen, wie die lateinischen. Aber wir sehen doch, wie das Wort, das noch von Notker († 1022), der sich bekanntlich wegen der Meisterschaft, mit der er die heimische Sprache beherrschte, den Namen

Teutonicus erworben hat, lediglich von der Sprache gebraucht wird, bereits im Annoliede, das um das Jahr 1080 verfaßt sein mag, von dem Lande und dem Volke der Deutschen verwendet wird. Hier werden die Deutschen noch als diutschi liuti oder diutschi man bezeichnet. Aber in der Kaiserchronik, — jener versificirten Geschichte des deutschen Reiches, die weit in die Römerzeiten zurückgreifend, Dichtung und Wahrheit in bunter Mischung durcheinander mengt — erscheint das Wort diutisk ohne den Zusatz von man und liuti bereits als Substantivum. Der Dichter bezeichnet sein Volk schlechtweg als die Diudisken, und da die Kaiserchronik unter der Regierung Lothars des Sachsen entstanden ist, so erhellt, daß um das Jahr 1100 die Bewegung auch für das deutsche Wort abgeschlossen ist, ungefähr 100 Jahre nach der endgiltigen Fixirung des entsprechenden lateinischen Ausdrucks. Dem Beispiel der Gelehrten sind die Dichter und mit ihnen auch die Masse des Volkes allmählich gefolgt. Aber viel länger dauert es, ehe das Wort Deutschland aufkommt und das Bürgerrecht gewinnt. Die mittelalterlichen Schriftsteller kennen zwar diutisk (diutsch) lant, und in diutschen landen ist eine vollkommen gangbare Bezeichnung. Aber erst zu Luthers Zeiten vollzieht sich der Zusammenschluß der beiden Wörter zur Einheit. Luther folgt noch gewöhnlich dem alten Brauch: zwar findet sich bei ihm „ganz Deutschland" neben deutsch Land; aber in den obliquen Casus giebt er der ungebundenen Redeform unbedingt den Vorzug; er schreibt „in deutschem Land" oder „in" und „aus deutschen Landen", auch „ins deutsch Land" oder „durch ganz deutsch Land", wobei dann die Grenze zwischen der unverbundenen Ausdrucksform und dem Compositum bereits zu schwinden beginnt. Gleichwohl ist sie auch hier noch vorhanden; sie liegt in dem Wortaccent, der sobald die beiden Wörter bestimmt als ein Ganzes gefühlt werden, von dem zweiten auf das erste Compositionsglied zurücktritt. Wenn ich spreche „ganz deutsch Land", so empfinde ich noch deutsch als Adjectivum und halte in Gedanken noch beide Ausdrücke, wenn auch nur schwach aus einander, wenn ich aber die beiden Wörter unter einem Hochton vereinige und diesen auf das erste Compositionsglied lege, so ist damit die in Gedanken vollzogene Einheit auch durch den sprachlichen Ausdruck bestätigt. Aehnlich ist Jungfrau aus junge Frau, Junker aus Jung Herr zusammengesetzt und das jetzt so beliebt gewordene aus Süddeutschland stammende „Altreichskanzler" bedeutet viel mehr als der „alte Reichskanzler". So hat auch die Bildung des Wortes „Deutschland" mehr zu sagen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn das neue Wort ist der bündigste Ausdruck für die in Gedanken längst vorhandene Einheit der Länder deutscher Zunge.

Wir haben bei dieser Ausführung ein wenig vorgegriffen, indem wir die mittelalterliche Form diutisk stillschweigend durch das neuhochdeutsche Deutsch ersetzt haben. Schon einmal ist die Veränderung im Vocalismus berührt worden. Das mittelalterliche iu wird im 14. Jahrhundert zuerst im Bairisch-Oesterreichischen in eu umgesetzt, und dieser neue Doppellaut dringt

zunächst in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, von hier aus in die Lutherische Bibelsprache, mithin auch in die neuhochdeutsche Gemeinsprache ein. Wie aus liute Leute, aus fiuwer Feuer, so mußte aus dem mittelalterlich süddeutschen diutsch ein neuzeitiges Deutsch entstehen. Die Spuren der alten Aussprache zeigen sich freilich noch heute im Allemannischen, wo das Wort als dîtsch erklingt, wie ja auch die Niederdeutschen, wenn sie die Mundart sprechen, ihr altes nur in ü umgelautetes u festgehalten haben. Vollkommen rein wird deutsches eu überhaupt verhältnißmäßig selten gesprochen, eigentlich nur von den Niederdeutschen, die, wenn sie der Mundart entsagen, möglichst die geschriebenen Laute wieder zu geben suchen. Die Mitteldeutschen und Süddeutschen müssen sich Mühe geben, wenn sie die ihrer Mundart anhaftende Neigung, geschriebenes eu wie ei erklingen zu lassen, überwinden wollen. Ueber die Veränderung des alten sk der Ableitungssilbe in jenen palatalen Reibelaut, den wir jetzt als sch bezeichnen, braucht kaum gesprochen zu werden. Dieser von Oberdeutschland ausgehende Wandel, der jenes oben schon berührte fränkische mitteldeutsche sg zur Voraussetzung und Durchgangsstelle hat, beherrscht jetzt längst die gesammte Schriftsprache und ist sogar bis in das niederdeutsche Sprachgebiet vorgedrungen, wo er bekanntlich nur noch im Westfälischen zähen Widerstand findet.

Eben so einfach als die eben beschriebenen Lautveränderungen erklärt sich die Thatsache, daß sich im Anlaute unseres Wortes nicht selten ein t einstellte. Das geschieht schon im Mittelalter. Walther von der Vogelweide beklagt mit den berühmten Worten: „so wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge," den Verfall der Zucht und guten Sitte im deutschen Reiche, und es ist wohl klar, daß hier und in anderen Fällen das t nur der Exponent der ober- und mitteldeutschen Aussprache ist, die zwischen der fortis und lenis keinen Unterschied kennt. So gehen in den Texten der mittelalterlichen Dichter die Schreibungen diutsch und tiutsch friedlich neben einander her. Wenn aber im 16. Jahrhundert die Schreibung mit dem t trotz Luther, der unbeirrt an dem historisch berechtigten d festhält, der andern geradezu den Rang abläuft, so werden wir hier wohl den Einfluß des lateinischen Teutonicus zu erkennen haben; ja es scheint beinahe, als ob in einer Zeit, wo das Nationalgefühl nach einer durch die religiösen Kämpfe veranlaßten Pause abermals aufzuflammen beginnt, die Dichter, die als Dolmetscher dieser Gesinnung auftreten, die Fischart, Zinkgref, Weckherlin, das Gefühl hatten, als ob das von ihnen bevorzugte tiutsch, wenn man es rein spricht, kräftiger klänge, als die Concurrenzform und sich daher besser für die vielberühmte „teutsche Heldensprache" schicke. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls behauptet die Schreibung „teutsch", vom Süden ausgehend, das ganze 17. Jahrhundert hindurch den Vorrang. Zwar Opitz und die Seinen lehnen im Allgemeinen die neue Schreibart ab, ebenso die Hauptvertreter der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule Lohenstein und Hoffmannswaldau. Aber daß der modische Brauch auch bis in den hohen

Norden, wo ihm jegliche historische Berechtigung fehlt, gedrungen ist, lehren zahlreiche Beispiele. Erst im 18. Jahrhundert beginnt ein entscheidender Umschlag. Gottsched bekämpft in einem zuerst im Jahre 1728 veröffentlichten, später seiner deutschen Sprachkunst einverleibten Aufsatze: „Erörterung der orthographischen Frage, ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle," mit theilweiser veralteter Gelehrsamkeit, aber doch siegreich die Schreibung „teutsch", Klopstock, Lessing sind ihm gefolgt. Aber Wieland behauptet in seinem „Teutschen Merkur" noch das Recht des Süddeutschen, und Goethe sagt:

Dies der Landsmann wünscht und liebt,
Mag er deutsch, mag teutsch sich schreiben.

Und so lebte denn im 19. Jahrhundert die Schreibung teutsch noch fort. Ernst Moritz Arndt giebt noch im Jahre 1813 Lieder für Teutsche heraus, und ein Gelehrter wie Hattemer hat die Schreibung mit dem t noch im Jahre 1847 allerdings mit gänzlich unhaltbaren Gründen vertheidigt. Nun dürften auch die letzten Reste des so lange Zeit eigensinnig festgehaltenen Mißbrauchs verschwunden sein.

Die, wie wir sahen, um das Jahr 1100 abgeschlossene Fixirung des Wortes diutisk hatte, wie schon einmal angedeutet, auch für das gallische Nachbarland bedeutsame Folgen. Nachdem aus dem ehemaligen Frankenreiche die rechtsrheinischen Germanen als Teutones und Teutoni ausgeschieden waren, verblieb der ehemals gemeinsame Name den Bewohnern des Westreiches, und Franciscus wurde auf streng lautgesetzlichem Wege zunächst in François, dann in Français umgebildet, daneben entstand aber aus dem alten theodiscus oder teudiscus ein tyois, das freilich hauptsächlich von den niederrheinischen Stämmen gebraucht wurde, während die Oberdeutschen nach der zunächst wohnenden Völkerschaft als Allemands (Allemannen) bezeichnet wurden. Aber aus dem teudiscus entsproß noch ein anderes für das Deutschthum geltendes Wort, das sich länger erhalten hat als das längstverschollene tyois, nämlich tudesque. Zunächst in gelehrten Kreisen zur Bezeichnung der altdeutschen Sprache, Geschichte und Litteratur verwandt und somit genau dem Sinne entsprechend, den man, wie gesagt, in Deutschland vom 16. Jahrhundert ab in das ausgegrabene theodiscus legte, nahm es später die Bedeutung von unserm „altfränkisch" an und erhielt, als eine verfeinerte Bildung sich von dem Reckenthum der germanischen Vorzeit abgestoßen fühlte, sogar den Nebensinn des Rohen und Barbarischen.

Ma muse tudesque est bizarre,
Jargonnant un français barbare,

sagt Friedrich der Große mit einer Bescheidenheit, die freilich wohl nicht wörtlich zu nehmen ist, in Frankreich aber verkündigte man mit bitterem Hohn, auch nach Arouets Säuberung blieben die Verse des Königs noch tudesque, und Klopstock spricht in seiner Ode „Die Rache" diese Worte mit schadenfrohem Behagen nach, dann eignet er sich das französische Wort

geradezu an, um die von ihm so bitter gehaßten Reimverse damit in Acht und Bann zu thun.

Auch in Italien hat das dort im Mittelalter schon geläufige Theodiscus fortgewirkt. Hier ist es bekanntlich zu dem jetzt noch gangbaren tedesco umgeformt. Aber im Mittelalter hat jedenfalls auch Allemanno gegolten, das erkennt man z. B. aus einem Spruch Walthers v. d. Vogelweide, in dem dieser den Papst Innocenz III. ausrufen läßt: ich hân zwên Alman (nämlich Otto IV. und Friedrich II.) under eine krône brâcht, daz si daz rîche stoeren unde wasten. Für die Benennung des deutschen Landes freilich war ein Tedesca nicht wohl zu brauchen, ein dem Allemanno entsprechendes Allemagna hat bestanden und besteht vielleicht noch heute, aber das allgemein übliche Wort dafür ist bekanntlich Germania. Die Spanier sind in der Aufnahme des Wortes Allemanno den östlichen Nachbarn gefolgt. Die Engländer bezeichnen mit dem Worte Dutch die stammverwandten Niederländer, von denen sie es offenbar übernommen haben, als diese sich selbst noch als Dutchmen, d. h. als Deutsche fühlten, von dem deutschen Gesammtvolk gilt in England bekanntlich das aus der Gelehrtensprache des Mittelalters stammende German und Germany.

Die Niederländer ließen natürlich dem großen Volke im Osten die herrschende Bezeichnung, auch als sie sich politisch von diesem getrennt hatten; einen besondern Weg aber haben die nordischen Völker eingeschlagen. In ältester Zeit hieß, wie man aus der Edda ersieht, der Deutsche sammt den Hunnen der Südliche (sudhroenn), später tritt dafür Saxa nebst Saxland ein, indem man nach bekannter, eben auch bei den Romanen beobachteter Gewohnheit den Namen des zunächstwohnenden Stammes auf das Gesammtvolk übertrug. Diese Bezeichnung dauert noch jetzt im Finnischen fort, aber die Dänen und Schweden haben längst dem Einfluß der deutschen Gemeinsprache nachgegeben und ein tydsk, beziehungsweise tysk aufgenommen. Die Slaven nennen den Deutschen njemzet, d. h. den Stummen, weil er in ihrer Sprache nicht mitreden kann, und dieses nach der Mundart der verschiedenen Stämme, von denen es gebraucht wird, leicht umgestaltete Wort ist auch in's Ungarische und Walachische eingedrungen. Die Griechen haben das alte Γερμανός wieder herbeigeholt, nachdem, wie schon bemerkt, im ganzen byzantinischen Reiche Jahrhunderte lang das vielumfassende Φράγγοι für die Deutschen mitgegolten hatte*).

Nun aber scheint noch eine Bezeichnung zu fehlen, und zwar eine solche, die nicht aus der Fremde stammt, sondern in Deutschland selbst heimisch ist. Wer kennt nicht die den patriotischen Dichtern so geläufige Phrase „Teuts

*) Was das litthauische Wukietis und Wuokie, das lettische Wahzis, Wahsemme bedeutet (semme heißt Land, z. B. Nowaja Semlja Neuland), weiß ich nicht. Von den Spott- und Schimpfnamen haben wohl im Osten der Schwob, im Westen der Prussien eine gewisse Berühmtheit erlangt. Aber daß die Ungarn die Deutschen spottweise als „Roßfresser“ bezeichneten, meldet schon in seiner bairischen Chronik Aventin.

Söhne"? Wann ist sie entstanden, und wer ist der Teut, dem sie ihren Ursprung verdankt? Um dies klar zu erkennen, muß man einen Blick in die Chroniken der Reformationszeit thun. Sebastian Franck (1499—1542) erzählt im ersten Capitel seiner deutschen Chronik Folgendes: „Noha, schreibt Nauclerus und Berosus, hab nach dem Sündfluß under anderen sünen auch Tuisconem den Risen geboren. Nun Tuiscon der Teutschen Vatter hat gezeugt Mannum, der hat geborn Ingevon, diser Istevon, der Herminonem, der Marsum, der Gambrinium, Gambrinius Suevum, Suevus Vandalum, Vandalus Hunnum, Hunnus Herkulem, Herkules Teutonem. Haec Berosus." Hinzugefügt wird, das Weib Noahs, das den Tuisco geboren habe, sei mit drei Namen, Vesta, Terra oder Tytea genannt, und Berosus stimme mit Tacitus überein in der Angabe, daß Tuisco von der Terra geboren sei. Nach der Sündfluth sei dann Tuisco ausgezogen und habe in Europa ein großes Reich gegründet. Nach ihm seien seine Nachkommen Tuisci genannt worden. Diese seltsam fabulirende Darstellung will offenbar zweierlei: erstlich den Bericht des Tacitus, der die Germanen von dem erdgeborenen Gotte Tuisco und dessen Sohn Mannus abstammen läßt, mit der biblischen Fluthsage und der Ueberlieferung von der Erneuerung des Menschengeschlechts in Einklang bringen und die bei Tacitus vorkommenden Völkernamen durch die Aufstellung von Stammvätern in dessen Sinne erklären, wobei dann eine Stammesfolge hergestellt wird, die theilweise recht komisch wirkt. Allerdings ist die Sache nicht ganz so schlimm, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Denn wenn man bei dem Namen Gambrinius an den sagenhaften flandrischen Herzog denkt, dem die Erfindung des Biers zugeschrieben wird, und bereits gegen die ihm erwiesene Auszeichnung protestiren will, so wird man eines Bessern belehrt, wenn man sieht, daß in dem Naukleros, dem von Franck citirten Gewährsmann († 1510), nicht Gambrinius, sondern Gambrivius steht, was den postulirten Stammvater des bei Tacitus neben den Marsen, Sueven und Vandalen aufgeführten Stammes der Gambrivier bedeuten soll. Allerdings ist der mythische Gambrivius wegen der Aehnlichkeit des Namens dann bald mit dem flandrischen Gambrinus verschmolzen worden, wie sich mit voller Deutlichkeit aus einem in Knittelversen abgefaßten Gedicht ergiebt, das bereits der ersten Ausgabe des deutschen Aventinus (1477—1534), die im Jahre 1566 von Simon Schard besorgt wurde, gleichsam als Einleitung beigegeben ist. Es führt den aufgedunsenen Titel: „Bildniß oder Contra Faktur der zwölf ersten alten Teutschen König und Fürsten, welcher Tugend und Thaten vor andern gerühmt und gepreist und bei den Geschichtsschreibern wie auch in nachfolgenden Chroniken gedacht wird samt kurzer Beschreibung ihres Ursprungs und Herkommens mit Anzeigung, zu was Zeiten sie regiert und gelebt haben," ist also mit den Bildnissen der gefeierten Heroen ausgestattet und giebt einen Bericht über ihr Leben und ihre Thaten, der voll von den abenteuerlichsten Einfällen ist. Hier wird der angebliche Sohn des Marsus zwar noch Gambrivius

benannt, aber bereits zum König von Brabant und Flandern und zum Erfinder des Braugewerbes gemacht,

„wie er solchs von Osiride
Gelehrnt hett' und von Iside",

was weiter nicht auffallen kann, da der deutsche Stammvater zur Zeit des assyrischen Königs Beloch gelebt haben soll. Von so tollen Auswüchsen haben sich nun freilich die älteren Chroniken frei erhalten. Aber an ausschweifender Phantasie fehlt es auch ihren Berichten nicht, und es ist noch nicht das Aergste, daß sie den Hercules und Hunnus in die Reihe der deutschen Stammväter aufnehmen. Denn Tacitus nennt ja den Hercules, indem er ihn mit dem Donar identificirt, als einen der germanischen Götter neben dem Mars und Mercurius, und die Hunnen waren im Bewußtsein jener unkritischen Zeit ebenso wenig von den Germanen geschieden, als dies in der nordischen Sage, wie sie in der Edda vorliegt, der Fall ist. Ueberdies waren solche Mischungen und Anachronismen in der Renaissancezeit nichts Unerhörtes, sehen wir doch, um ein nahe liegendes Beispiel anzuführen, wie am Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses der griechische Hercules friedlich neben Josua, Samson und David steht.

Wenn nun alle diese Phantastereien für die Geschichtsschreibung des sechzehnten Jahrhunderts höchst bezeichnend sind, so wird die Sache noch interessanter, wenn man sich nach dem Ursprunge all dieser Legenden umsieht. Berosus, der nicht nur von Sebastian Franck, sondern auch von Nauclerus als Quelle genannt wird, hat seine chaldäische Geschichte, von der nur noch einzelne dürftige Fragmente erhalten sind, mindestens zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung geschrieben, er kennt die Fluthsage und Noah, der von ihm Xisuthros genannt wird, weiß aber, wie sich von selbst versteht, kein Wort von Germanien und dessen Bevölkerung. Das Werk des Berosus, auf das sich Franck und Nauclerus berufen, ist eine Fälschung des Giovanni Nanni, eines Dominikanermönches in Viterbo, die im Jahre 1491 an's Licht trat*). Seinen schwindelhaften Bericht haben die gutmüthigen Deutschen treuherzig nacherzählt, wobei ihnen besonders die auf zufälligem Gleichklang beruhende Herleitung des Wortes Tuisci (die Deutschen) von Tuisco einleuchten mochte**). Aventinus wenigstens setzt das fremdklingende Tuiscon schlankweg in Tuitscho, Tuitsch oder Teutsch um und gewinnt dadurch den Deutschen einen Ahnherrn, der sich schon durch den Klang seines Namens als solchen zu erkennen giebt. Nun ist die Brücke zu dem von uns gesuchten

*) Die Fälschung ist übrigens schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt worden.

**) Uebrigens liest man jetzt anstatt Tuisco in Tacitus' Germania meist Tuisto, was besser beglaubigt, aber nicht viel leichter zu erklären ist. Es ist deswegen auch mehrfach vorgeschlagen, Teuto zu lesen. Das klingt ganz plausibel, nur will es nicht recht passen, daß Mann, d. i. Mensch, der Repräsentant der Gattung, zum Sohn des Teuto, dem Repräsentanten des Stammes, gemacht wird. Man müßte denn annehmen, daß Tacitus die Reihenfolge verwechselt und den Teuto anstatt des Mannus an die Spitze der Ahnenreihe gestellt habe.

Teut geschlagen, aber wohl erst unter dem Einflusse des Teuto, der in der oben angeführten Ahnenreihe als der Letzte erscheint, wird der neue Name endgültig festgelegt. Diesen Teut nennt schon Luther in seiner Schrift über die Eigennamen der Deutschen und ihre Herleitung von alten Stammwörtern, behauptet dabei, die alten Deutschen hätten so ihren Gott bezeichnet und stellt das Wort unrichtig genug einerseits mit dem hebräischen דוד (dod) „Freund“, anderseits mit dem griechisch-lateinischen deus zusammen. Nun verliere ich aber von dem Teut die Spur. Ich finde den Namen nicht bei den Schlesiern, auch Lohenstein scheint ihn in seinem „Arminius und Thusnelda“ nicht zu haben. Erst bei Klopstocks Nachfolgern finde ich ihn wieder, da begegnen Wendungen wie Teuts Baum, Teuts Barden, Teuts Söhne, und Voß hält es für nöthig, in einer der seinen Oden beigegebenen Anmerkungen das Wort Teut zu erklären: Teut sei gleich dem Tuiskon, einem fabelhaften Stammvater wie Danus (sic), Achaeus, Ion und ähnliche. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Wort vor den Zeiten der Bardenpoesie der deutschen Litteratur vollkommen entfremdet sei; gewiß kommt es auch in dieser Zeit öfter vor: wer möchte aber das ganze Gestrüpp der deutschen Dichtung von Opitz bis Klopstock nach dem einen Worte absuchen? Aber mag es hier und dort begegnen, als die Basis stehender Formeln scheint es erst von Klopstocks Jüngern in die Poesie eingeholt zu sein. Klopstock selbst verwendet niemals Teut, sondern nur das gleichbedeutende Tuiscon — von ihm selbst Thuiscon geschrieben — und bildet davon ein femininum Thuiscone, womit er die deutsche Muse oder die deutsche Sprache bezeichnet. Wenn aber in gleicher Bedeutung bei ihm auch Teutona erscheint, woraus Voß in seiner an Stolberg gerichteten Vorrede zur Uebersetzung der Odyssee dem Metrum zu Liebe Teutonia, Ramler Teutonica gemacht hat, so ist es klar, daß diese Neubildung auf das lateinische Teutones zurückgeht, und es klingt seltsam genug, wenn Klopstock selbst in einer Anmerkung zu seinen Oden erklärt, die Ableitungssilbe a müsse als deutsche Endung aufgefaßt werden.

Und nun zurück zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zurück zu der Frage, ob man sagen soll: wir Deutsche oder wir Deutsch**en**. Deutsch ist, wie wir gesehen haben, eigentlich ein Adjectivum und unterliegt somit allen für diesen Redetheil geltenden Gesetzen. Steht der bestimmte Artikel davor, so wird es schwach gebeugt, erscheint es artikellos, so tritt die starke Flexion ein, und so heißt es zweifellos und nach der Analogie: die Deutsch**en**, aber: Deutsch**e**. Nicht so einfach aber liegt die Sache, wenn einem Adjectivum ein persönliches Pronomen ich, du, wir, ihr vorhergeht. In diesem Falle — sagt Jacob Grimm im 4. Bande seiner Grammatik — scheint der Organismus unserer Sprache die schwache Form zu fordern. Dieses „scheint“ ist bezeichnend genug; es bedeutet, daß die Regel, wenn sie überhaupt jemals gegolten hat, schon frühzeitig in's Schwanken gerathen war. Im dreizehnten Jahrhundert steht die Sache so: in der Einzahl überwiegen die starken Formen, obwohl auch die schwachen häufig genug vorkommen, in

der Mehrzahl giebt man den schwachen unbedingt den Vorzug, d. h. man findet: ich tumbe, ich arme, aber häufiger ich tumber, ich armer, in der Mehrzahl jedoch regelmäßig: ir guoten liute, und so auch im Accusativ z. B. got, der uns vil armen schuof. Dieser Brauch gilt auch noch zu Luthers Zeiten. Wie Luther sagt: ihr lieben Leute, so schreibt er auch: wir Deutschen, und im Accusativ: uns Deutschen. Ebenso auch seine Zeitgenossen, wie Hutten und Murner, und auch bei Lohenstein, Gottsched, Klopstock, Goethe finde ich: wir Deutschen. Aber allmählich wird doch eine Art von Ausgleich wenigstens angebahnt, indem man zu Gunsten der Einzahl auch in die Mehrzahl die starke Form einzuführen begann. Lessing schreibt bereits in der Hamburgischen Dramaturgie: wir Deutsche*.) In Herders Fragmenten zur deutschen Litteratur liest man: ihr Deutsche, aber auch: ihr arbeitsamen Deutschen, und wir armen Deutschen. Ebenso: ihr gelehrten Weisen und ihr Weltweisen, dagegen aber: wir arme uneingeweihte Leser; kurz man sieht, daß der Gebrauch zwischen schwacher und starker Form bei Herder wenigstens regellos hin- und herschwankt. Das ist keine Frage, die schwache Form hält sich neben der neuaufkommenden starken im Gebrauch, und es ist offenbar zu viel behauptet, wenn Jacob Grimm sagt, daß sich im Neuhochdeutschen der Pluralis zuweilen auch der schwachen Form bedient, besonders wenn ein Substantiv auf das Adjectiv folgt, ihr armen Leute, ohne Substantiv aber: ihr Arme, ihr Unglückliche. Im Gegentheil: heute kommt ihr Arme, ihr Unglückliche gewiß seltener vor, als ihr Armen, ihr Unglücklichen, und man kann die Grimm'schen Sätze geradezu umkehren.

Anders liegt jedoch die Sache im Accusativ: Hier ist jetzt die starke Form die allein übliche; nicht: er wird euch Unglücklichen beschenken, sondern er wird euch Unglückliche beschenken, ist heute das gültige, und wenn Luther noch sagen konnte und gesagt hat: der Papst hat uns Deutschen beraubet, so kommt uns dies heute wie ein Mißgriff vor, und wir sprechen mit Heinrich von Kleist: „er wirft auch jetzt uns Deutsche in den Staub." Demnach verlangt die Analogie des heute bestehenden Sprachbrauches für den Accusativ zwar „uns Deutsche", für den Nominativ aber „wir Deutschen", und so ließe sich am Ende voraussehen, daß die Wendung „wir Deutsche" allmählich wieder verschwinden wird**).

Indeß der Sprachgebrauch hat seine Launen, und wenn irgendwo, so gilt im Leben der Sprache das Wort: Macht geht vor Recht. Es läßt sich recht wohl denken, daß die Phrase: wir Deutsche, wenn sie nach dem Vorgange Bismarcks in dieser Form häufig geschrieben und gesprochen wird, aller Analogie zum Trotz sich siegreich behauptet und isolirt als ein Wahrzeichen einer großen Zeit und ein Kraftwort eines großen Mannes bestehen bleibt.

*) Aber in der Vorrede zum Laokoon heißt es noch: wir Deutschen.

**) Daß im Accusativ die starke Form durchgedrungen ist, erklärt sich aus dem Bedürfniß, die Accusativform von dem gleichlautenden Dativ zu trennen.



# Goethe und Heine über die irische Frage.

Von
**Karl Blind.**
— London. —

## I.

Ist auch Gladstone als erster Staatsminister von der Bühne abgetreten, so hört man doch seine Anhänger selbst jetzt noch oft die abenteuerliche Behauptung wiederholen: die ganze „civilisirte Welt" in ihren bedeutendsten geistigen Größen sei von jeher in unserem Jahrhundert für Irlands Recht auf Herstellung als Sonderstaat und gegen die Erhaltung der Reichseinheit gewesen. Hören wir daher einmal, wie zwei deutsche Dichter ersten Ranges in Bezug auf Irland gedacht haben.

Des Einen Ruhmesglanz ist anerkannt von olympischer Erhabenheit. In Dingen des Weltlaufes gilt sein Urtheil als parteilos, aller Voreingenommenheit fremd. Da er gleichwohl nicht blos das Flügelroß ritt, sondern auch als Staatsminister im Regierungssattel saß, so war er immerhin darauf angewiesen, sich mit politischen Fragen genauer zu beschäftigen. Der Andere, der „ungezogene Liebling der Grazien", dessen Lieder so oft wie aus dem Tiefinnersten des deutschen Volksherzens entquollen erscheinen, dessen Verstandesschärfe und schneidender Witz in trüber Zeit entschieden befreiend gewirkt haben, der bis zu seinem Lebensende, trotz einiger bedauerlichen Verirrungen, so deutsch verblieb, daß er sich nimmermehr zur Annahme des französischen Bürgerrechtes entschließen konnte, hat sich Jahre hindurch politisch als Mitarbeiter der damals bedeutendsten deutschen Zeitung bethätigt. Ihm waren die staatlichen Angelegenheiten ein tägliches Studium. Das Urtheil dieser Geisteskämpfer ist also wohl etwas werth.

Zu dem Hinweise auf Goethe liegt noch ein besonderer Grund vor. Nicht allzu lange ist es ja her, daß Gladstone in einer Abhandlung über

Dichtkunst, in welcher er die großen neueren Litteraturen seit dem Ausgange der Griechen- und Römerzeit mitbesprach, die Welt durch die Mittheilung überraschte: „Der Zeitraum des deutschen Schriftthums sei verhältnißmäßig der kürzeste, denn man dürfe sagen, er sei durch die Lebensjahre Goethes umschlossen"! — —

Mittels einer Verkürzung, wie sie die größten Künstler kaum je kühn genug waren, auf einem Gemälde anzubringen, stieß Gladstone damit nahezu ein Jahrtausend unserer Litteratur, unsere Heldendichtung, unsere Minne- und Meistersinger und die nachfolgenden Schulen, einfach in das Nichts zurück. Das ist um so merkwürdiger, da Goethe in „Wahrheit und Dichtung" offen bekennt: er habe anfänglich Hans Sachs in Geist und Form sich zum Vorbilde genommen. „Um einen Boden zu finden," schreibt er, „worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen ... und so befreundete man sich mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirkliche meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht, wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde".

Es gab also, trotz Gladstone, doch auch schon starke Dichter vor Goethen. Fuere fortes ante Agamemnona.

Da nun der englische Staatsmann jedenfalls Goethen in so fern sehr hochstellt, als er ihn zum Vertreter und Mittelpunkt der gesammten deutschen Litteratur erhebt, so wird es immerhin von Nutzen sein, zu vernehmen, was dieser große alte Dichter über Irland zu sagen hat. Goethe gehörte ja sicherlich zu der „civilisirten Welt", von welcher der englische (oder urschottische?) Staatsmann so oft behauptet: sie stehe auf der Seite der Homeruler. Ob freilich Goethe das Zeug dazu besaß, ein Urtheil in der Sache abzugeben, das könnte Gladstone, seiner beliebten Gewohnheit gemäß, auch wieder in Frage stellen. Fragen wir also zuerst, wie es damit steht.

Aus Eckermanns „Gesprächen" ergiebt sich, daß Goethe nicht blos englische Litteratur auf's Eifrigste studirte, sondern auch die englische Politik aufmerksam verfolgte. Wie den Griechen und den Franzosen, so erklärte er, Shakespeare, Sterne und Goldsmith viel verdankt zu haben. Es ist wohlbekannt, wie er sich mit Fielding, Walter Scott, Byron, Moore, Carlyle beschäftigte. Frasers „Foreign Review" und die „Edinburgh Review" fanden sich auf seinem Tische. Die englische Geschichte bezeichnete er als vortrefflich zu poetischer Darstellung geeignet,

weil sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines enthalte. Das Studium der englischen Sprache und Litteratur empfahl er auf's Wärmste.

Oft hatte Goethe Besuch von durchreisenden Engländern. Einem derselben, der ihm bemerkte: „es gebe jetzt fast keinen jungen Engländer von guter Familie, der nicht Deutsch lernte," erwiderte Goethe freundlich: „Wir Deutschen haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der englischen Sprache und Litteratur, so daß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein."

„Es ist ein eigenes Ding," sagte Goethe einmal zu Eckermann; „liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen Anderen Etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das Alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen. Vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen . . . Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Thränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden."

Als Eckermann einwendet: „Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären, als andere Leute auch," da erwiderte Goethe:

„In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen Nichts verbildet und verbogen; es sind immer durchaus complete Menschen. Auch complete Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht. Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich freieren Entwickelung genießen, als bei uns Deutschen."

Bei anderer Gelegenheit äußerte sich Goethe abfällig über „die persönlichen Erscheinungen besonders jüngerer deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung", die „jung ohne Jugend sind und sich nur an den

höchsten Problemen der Speculation interessiren." Daran knüpfte er die Bemerkung: „Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zu Theil werden."

Das sind blos ein paar Aeußerungen, lediglich gewählt, um zu zeigen, daß Goethe auch in diesen Dingen einen guten Blick besaß. Was nun politische Angelegenheiten betrifft, so las er ebensowohl Londoner, als Pariser Blätter. Bei einem Staatsminister erklärt sich das ja leicht. Daß er übrigens englische Einrichtungen nicht unbedingt pries, erhellt aus seinen häufigen satirischen Bemerkungen über die ungeheure Besoldung der hohen Geistlichkeit der englischen Staatskirche, ihr unapostolisches Wesen und die Lächerlichkeit der „Neununddreißig Artikel". Kam er darauf zu reden, so that er es gern „mit Malice und Ironie; gelegentlich mit der Miene und dem Tone seines Mephisto". So berichtet Eckermann — über Goethe, nicht über Heine, wie ein Unwissender da auf den ersten Blick vielleicht meinen könnte. Einen englischen Bischof, der Goethen eine Predigt über die Unsittlichkeit seines „Werther" halten wollte, ließ er im Gespräch, um es kurz zu sagen, derb abfahren, worauf dieser Herr so sanft wie ein Lamm wurde und sich fortan der größten Höflichkeit und des feinsten Tactes befliß.

Zufolge seiner freien Anschauung in religiösen Dingen war Goethe nicht blos der päpstlichen Kirche, sondern auch dem protestantischen Sectenwesen abhold. Er erkannte aber an, daß durch Luther und die Reformation die Abschüttelung der geistigen Fesseln möglich geworden. Die Jesuiten und ihre Reichthümer hielt er für eine Staatsgefahr.

Als nun die irische Frage im Jahre 1829 in Gestalt der Katholiken-Emancipation an die Tagesordnung im englischen Parlament kam, sah Goethe voraus, daß der Antrag durchgehen würde, und er selbst wünschte dies. Er glaubte und hoffte indessen, es würden solche Bestimmungen getroffen werden, daß der Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden könne. Er setzte hinzu: „Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben." Säße er (Goethe) im englischen Parlament, so würde er die Emancipation nicht hindern, aber eine Erklärung zu Protokoll nehmen lassen, an die man dereinst denken möge.

Kurz vor der Ertheilung der königlichen Zustimmung zur Emancipations-Vorlage sagte Goethe: „Man erfahre bei dieser Gelegenheit manches Lehrreiche, woran Niemand gedacht habe. Recht klar werde man zwar über den Zustand Irlands nicht; die Sache sei zu verwickelt. So viel aber sehe man, daß dies Land an Uebeln leide, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. Den irischen

Katholiken aber sei gar nicht zu trauen." Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Uebermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie zum Beispiel arme protestantische Priester gedrückt, chicanirt und gequält wurden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. „Die irischen Katholiken", sagte Goethe, „vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunden gleich, die sich untereinander beißen, aber, sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."

Aus solchen Aeußerungen läßt sich mit Sicherheit schließen, daß Goethe die Errichtung eines in seiner überwiegenden Mehrheit aus Römlingen bestehenden Sonderparlamentes in Dublin, unter dessen Herrschaft die protestantische, reichstreue Minderheit niedergebeugt würde, unbedingt verworfen hätte.

Wir haben hier des größten Dichters eigene Worte wiedergegeben. Niemand wird sagen können, daß er über den irischen Ultramontanismus aus beschränktem kirchlichen Standpunkte geurtheilt habe. Was er sagte, ist im Grunde nur das, was Gladstone 1874, nachdem er in Folge seiner irischen Hochschul-Bill durch die ultramontanen Iren gestürzt worden war, in viel schärferer Weise geschrieben hatte. Heute mag er freilich nicht mehr daran erinnert werden.

Goethe lebte noch zwei Jahre nach Daniel O'Connells „Repeal"-Bewegung für Wiederauflösung der gesetzgeberischen Union zwischen Großbritannien und Irland. Allein selbstverständlich kam aus Goethes Munde kein Wort zu Gunsten dieser rückschrittlichen Bestrebung, wohl aber manches Wort zu Ehren Luthers und der Reformation. So äußerte er sich noch ein paar Tage vor seinem Tode, nachdem er im hohen Greisenalter allmählich von der freiesten Weltanschauung etwas abgegangen war und wieder religiös eingelenkt hatte.

Hier mag daran erinnert werden, daß Daniel O'Connell seinerseits auf dem Todtenbette sich als Mitglied des Jesuiten-Ordens ergab. Dieser Thatsache gedachte vor ein paar Jahren ein englisches Dissenter-Blatt in einem Aufsatze, der gegen die Uebertragung der Regierung Irlands an die ultramontane Nationalisten-Partei dringende Warnung erhob.

## II.

Wenden wir uns nun zu dem jüngeren Dichter, der in so merkwürdiger Weise die zartbesaitete Seele des tief fühlenden Liedersängers mit dem ätzenden Witze eines modernen Aristophanes verband.

Seine Ansicht über Irland hat Heine gewiß nicht aus übergroßer Liebe zu England geschöpft. Nur zu gern stichelte er ja, ungleich Goethen, auf die Engländer, versetzte ihnen auch oft einen nicht ganz ordnungsmäßigen

Hieb. Das hat indessen die Engländer nicht gehindert, Heinen in neuerer Zeit mehr und mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, trotzdem daß der Zauber von so vielen seiner Lieder in der englischen Uebertragung nur schwach erhalten bleibt und die gebotenen Uebersetzungen überhaupt an manchen bedenklichen Mängeln leiden.

In seinen „Englischen Fragmenten" (1828) ruft Heine aus:

„Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten. Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside; er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen. Der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen; die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren; er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen . . . . . Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz."

Es schien dem Dichter, als er auf die tosenden Straßen blickte, „als sei ganz London so eine Beresina-Brücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will; wo der kecke Reiter den Fußgänger niederstampft; wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist; wo die besten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Anderen, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen." Mit ausgesuchtem Spott behandelt Heine die Steifheit, die Schweigsamkeit, die starre Rechtgläubigkeit, das Puritanerthum eines großen Theiles der Engländer. Bei einer Vergleichung zwischen Wellington und Napolon überschreitet er in seinem Hohn gegen den Sieger von Waterloo alles Maß des Erlaubten.

Doch in Folgendem hat er schon eher wieder Recht. „Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht," sagt Heine, „so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion collidiren. Selten in ihren parlamentarischen Verhandlungen ist es den Engländern möglich, ein Princip auszusprechen."

Kein Ire wird also Heine anklagen können, für England voreingenommen oder katholikenfeindlich gewesen zu sein. Er war unbedingt für die Emancipation. Er lobte Pitt, Burke, den „großen Renegaten der

Freiheit", wie auch Canning, ob ihrer Haltung in dieser Sache. Die anglikanische Kirche bezichtigte er, um ihrer Zehnten willen Gegnerin der Emancipation zu sein. Andererseits erkennt er an, es sei „jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiösem protestantischem Eifer hervorgegangen: ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt und sie diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt."

Auch einige Warnungen gegen die Römlingsbestrebungen sind eingeflochten, obwohl „in flipprigem Tone", wie er selbst es nennt — „denn je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln", sonst wäre das blutige Gemetzel, das schaurige Sichelwetzen des Todes, in den weltgeschichtlichen Kämpfen nicht zu ertragen. Ganz Heine'sche Art!

Im Jahre 1841, als er ein gut Theil mehr über England gelernt hatte, schrieb Heine eine Beurtheilung des „Lebens von Thomas Reynolds", verfaßt von dem Sohne desselben, der das Andenken des Vaters zu retten suchte. Reynolds war in die Verschwörung von 1798 verflochten gewesen, hatte aber, als er ihre äußersten Ziele erfuhr, der Regierung Mittheilung davon gemacht und trat bei dem Landesverraths-Processe als Zeuge gegen die Angeklagten auf. Man kann über Reynolds' Persönlichkeit wohl anderer Ansicht sein, als Heine. Wir wollen diesen Punkt hier unerörtert lassen.

Folgendes aber schreibt der deutsche Dichter: Nach solcher Beleuchtung, wie sie in dem ihm vorliegenden Werke gegeben worden, könne man nicht mehr ein hartes Verdammungsurtheil über den Mann fällen, welcher der auf Losreißung von England ausgehenden Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, der aber „jedenfalls, wir müssen das gestehen, seinem Vaterlande einen großen Dienst leistete. Denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den Neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volke lastete, ihm aber dereinst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden."

Ohne solche Verschmelzung, bemerkt Heine, würde Irland eine sehr klägliche Rolle spielen in den nächsten europäischen Völkerturnieren. Der ganze Zug der Zeit gehe auf Bildung geschlossener Staatenmassen. In allen Ländern suchen, nach dem Beispiele Frankreichs, die nachbarlichen, sprachverwandten Stämme sich zu vereinigen. Die Zeit werde kommen, wo die besten Vaterlandsfreunde in Dublin sich der Einsicht von der Nothwendigkeit der Reichseinheit nicht länger verschließen könnten.

Zur Stunde sei zwar eine solche duldsame Beurtheilung der Verhältnisse noch nicht möglich in dem grünen Erin, wo die Oranien-Männer und die katholisch-nationale Partei sich fortwährend grimmig gegenüberstehen; denn „während Erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelms die freudigsten Toaste bringen, trinken Letztere auf die Gesundheit der stätigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.“

Im weiteren Verlaufe geht Heine in seinem unionistischen Eifer so weit wie nur möglich, um Reynolds zu rechtfertigen und ihn gegen die Beschuldigung, aus Eigennutz gehandelt zu haben, in Schutz zu nehmen. Er bezieht sich dabei auf das Zeugniß der vornehmsten Staatsmänner in England, namentlich auf den Earl of Chichester, den Marquis Camden und den Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung standen. Um sich nicht einem Mißverständnisse auszusetzen, fügt er bei: „Wie wenig ich auch diese britischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daß sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden.“

Ueber Wolfe Tone, der 1798 die Franzosen nach Irland herüberbrachte, hatte Heine noch die bis vor Kurzem ziemlich allgemein günstige Meinung, was die Persönlichkeit desselben betrifft. „Er war,“ schreibt er, „ein edler Mensch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agitirte einige Zeit als bevollmächtigter Gesandter der Verschworenen bei den französischen Republikanern. Nach Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Directorium etwas zu spät dorthin unternahm.“

Man ist heute über Wolfe Tone besser unterrichtet. Man kennt ihn nunmehr aus seinen eigenen, unlängst von einem der entschiedensten irischen Nationalisten, Herrn Barry O'Brien, wieder herausgegebenen Tagebüchern. Da erscheint Wolfe Tone ganz cynisch als ein Abenteurer, der sich ursprünglich der englischen Regierung anbot, und zwar nicht ein-, sondern zweimal, und der erst auf die Seite der irischen Empörer trat, nachdem er mit seinen Gesuchen abgewiesen worden war. Bei Pitt wollte er sich zuerst einen Freibrief für Kaperei gegen Spanien erwirken, weil damals ein Krieg mit diesem Lande in Aussicht stand. Da ihm dies nicht gelang, schwor er, Rache an Pitt und England zu nehmen.

Indessen überlegte er sich die Sache nochmals und machte einen ähnlichen Versuch bei Lord Greville. Auch da erhielt er einen abschlägigen Bescheid, und nun ging er unvermittelt zur irischen Nationalpartei und zu Frankreich über, ohne auch nur, obwohl er dort als Bevollmächtigter handeln sollte, der französischen Sprache mächtig zu sein. Er suchte sich bei diesen Unterhandlungen auszubedingen, daß, wenn Irland von den Franzosen erobert sei, er in der durch sie auf der Insel einzusetzenden Regierung eine Stellung erhalte. Gefangen genommen, schnitt er sich im Gefängnisse den Hals ab, um dem Tode am Galgen zu entgehen. Seitdem galt er

als einer der edelsten Blutzeugen seiner Partei. Allein, wie gesagt, seine eigenen Tagebücher, in denen sich noch andere unerquickliche Enthüllungen über ihn selbst finden, haben jetzt diese Legende zerstört.

Ueber den Einfall der Franzosen nach Irland (1798) bemerkt Heine: „Die Erzählung von der Expedition ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in Irland finden würde, wenn sie besser organisirt wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, commandirt von General Humbert, mit Uebermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben."

Heine giebt dann eine Beschreibung sowohl der blutigen Rohheit der irischen Empörer, als auch der von den siegreich gewordenen Engländern verübten Gräuel, und wie unter den Aufrührern selbst das furchtbarste gegenseitige Mißtrauen geherrscht habe. Er hofft und ist überzeugt, „im Kampfe mit John Bull werde Paddy immer den Kürzeren ziehen, und es werde Ersterer seine Herrschaft in Irland nicht so leicht einbüßen.

Der ganze, mit einem bei Heine außergewöhnlichen Ernst geschriebene Aufsatz ist ein Mahnwort an England, auf der Hut zu sein, und ein Aufruf an die Iren zur Staatsvernunft. „Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen, und des keltischen," heißt es zum Schluß, „wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England und Irland werden nicht blos politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganzes bilden."

So schrieb Heine im November 1841, als die „Repeal"-Bewegung, die Bewegung für Wiederauflösung der im Jahre 1800 gegründeten Union, unter Daniel O'Connell in vollem Zuge war. Ueber diesen, als „Befreier" gefeierten Agitator sagt sogar eine, vor ein paar Jahren von einem Fürsprecher der irischen Nationalsache, Herrn William Stephenson Gregg, veröffentlichte „Geschichte Irlands": „O'Connells Haltung gegenüber den Protestanten war derart, daß diese sich nicht ermuthigt fühlen konnten, den Nationalbestrebungen beizutreten. Der ‚Sachse' (Engländer) in jeder Form wurde von O'Connell verabscheut, und zu rein politischen Zwecken regte dieser den fast erloschenen Stammeshaß wieder auf."

Diese Darstellung zeigt, wie sehr Goethe und Heine in ihren, vor einer Reihe von Jahren gethanen Aeußerungen Recht gehabt. Heutzutage gehen freilich sog.! Liberale in England leicht über derlei Dinge hinweg — zum Beispiel über den Umstand, daß die heftigsten Römlinge unter der Geistlichkeit und den Bischöfen von Irland nicht blos hinter, sondern offen mit an der Spitze der Homerule-Bewegung stehen und die Masse der betreffenden Unterhaus-Partei von ihnen abhängt. Das hat sich soeben wieder an der Dubliner „Nationalen Parteiversammlung des irischen Stammes hier und im Auslande" gezeigt. Nicht weniger als 400 Priester

erschienen auf ihr. Ein katholischer Bischof führte den Vorsitz; und das einleitende Gebet wurde von dem berüchtigten P. M' Fadden gesprochen, der im Verein mit bekannten, in die Phönix-Park-Mordthaten verflochtenen Persönlichkeiten das Ehrendenkmal für Patrick O'Connell errichten half, der James Carey, den Angeber jener Mörder, abschlachtete.

Gegenüber solchen Thatsachen ist es um so erfrischender, zwei deutsche Dichter, wie Goethe und Heine, aus fernen Tagen her so gute, klare und noch heute durch die Ereignisse als richtig erwiesene Ansichten und Gesinnungen über die irische Frage äußern zu hören.





# Deutsche Männer- und Frauenspiele während des Mittelalters.

Von

**August Wünsche.**

— Dresden. —

Die Spiele sind ein sprechender Gradmesser für die Bildung eines Volkes; je höher dieses in Nahrung, Kleidung, Wohnung und Beschäftigung steht, desto sinnreicher, inhaltsvoller und vielseitiger sind seine Spiele. Das Spiel erscheint auf allen Stufen menschlicher Entwickelung, auf den niederen Culturstufen äußert es sich mehr in roher, auf höheren mehr in edler Weise. Aber wo auch wir ihm begegnen, bei Natur- oder Culturvölkern, immer füllt es in ihrem Leben einen ziemlich breiten Raum aus. Und das liegt in der Natur der Sache. Arbeit ist Anstrengung der physischen und geistigen Kraft, Spiel dagegen Erholung, Belustigung, Erheiterung, Scherz. Der Mensch sehnt sich zeitweilig nach Erholung, er will das Einerlei seiner berufsmäßigen Beschäftigung durch eine andere Thätigkeit angenehm unterbrechen. Selbst derjenige, der nicht an einen bestimmten Beruf gebunden ist, sondern frei über seine Zeit schalten und walten kann, sucht nach Zerstreuung, um die langsam dahinschleichenden Stunden in ihrem Laufe zu beschleunigen. Auf diesen Doppelzweck des Spiels deutet schon die Etymologie des Wortes Spiel in den verschiedenen Sprachen hin. Im älteren Hebräisch heißt spielen zachak, im jüngeren sachak, eigentlich wohl glänzen, leuchten, heiter sein. Ebenso bedeutet das griechische paizein ursprünglich: kindern, Kinderei treiben. Das lateinische ludere wieder geht nach einer Ansicht auf den Begriff des Springens, nach einer andern auf den des Erfreuens, Lustmachens, Belustigens zurück und wird sodann auf alle tändelnde, scherzende, schäkernde Beschäftigung übertragen. Unserm altdeutschen spilôn, mittel-

hochdeutsch spiln endlich mag der Sinn einer leichten, schwankenden Bewegung zu Grunde liegen, es erscheint aber im Sprachgebrauche von allerlei Zeitvertreib durch Scherz und Erheiterung.

Dem Subjecte nach lassen sich die Spiele in Einzel- und Gesellschaftsspiele gliedern, je nachdem dabei eine, zwei oder mehrere Personen betheiligt sind. In das Einzelspiel legt der Spielende mehr seine eigene Person und gestaltet es nach seiner subjectiven Anschauung, während das Gesellschaftsspiel sich seinen Charakter als solches wahrt und die Spielenden sich ihm anpassen müssen. Kommt dabei in Betracht, ob der Mensch vorzugsweise mit dem Körper oder dem Geiste oder mit Beiden in gleicher Weise thätig ist, so lassen sich körperliche und geistige Spiele unterscheiden. Während die körperlichen Spiele meist eine Nachahmung des Lebens in seinen wichtigsten Thätigkeiten sind und den Zweck haben, die verschiedenen Gliedmaßen des Körpers zur Geschicklichkeit und Brauchbarkeit auszubilden, zielen die geistigen auf die Schärfung der Kräfte des Geistes, vor Allem des Verstandes, des Witzes und schnellen Findens ab. Dem Objecte oder dem Gegenstande nach endlich gliedern sich die Spiele in solche, die mit Natur-, und in solche, die mit Kunstproducten gespielt werden. Auf niederen Entwickelungsstufen spielte man mit Dingen, wie sie das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich darbot, erst später traten an ihre Stelle geschnittene, bemalte oder gegossene Gegenstände, wie sie die Kunst hervorbringt.

Dem Orte nach finden die Spiele entweder im eigenen Heim, mag dieses nun die Form eines abbrechbaren Zeltes oder eines feststehenden Wohnhauses haben, oder unter freiem Himmel an dazu geeigneten Plätzen statt. Jene tragen mehr einen privaten, diese mehr einen öffentlichen Charakter.

Wie das Spiel im eigenen Hause bei den verschiedenen Völkern allmählich zum Bau von öffentlichen Spielhäusern führte, wo sich Alle, die sich vergnügen oder unterhalten wollten, zusammenfanden, ebenso führte das Spiel im Freien zur Anlegung von öffentlichen Spielplätzen und Spielorten, die mit der Zeit immer behaglicher und bequemer sich gestalteten und eine ungeheure Zuschauermenge herbeilockten.

Schon von den alten Babyloniern und Egyptern werden uns eine Reihe von Spielen überliefert, geradezu in großer Anzahl finden sie sich bei den Griechen und Römern, deren Leben sie von der Wiege bis zum Grabe begleiteten.

Ebenso hatten die Germanen ihre Spiele, wenigstens deuten darauf die Nachrichten, die wir von den Angelsachsen haben. Nachdem diese in der Mitte des 5. Jahrhunderts sich in Britannien niedergelassen hatten, mußten die von den Römern daselbst eingeführten Sitten und Gebräuche weichen, und es wurden auch die üblichen Spiele gepflegt, die meist einen öffentlichen Charakter hatten. In Hainen oder in der Nähe der Quellen, die im Volksglauben für heilig galten, waren besonders geeignete Spiel-

plätze errichtet, wo sich die Jünglinge und Jungfrauen der umliegenden Ortschaften an Fest- und Feiertagen zusammenfanden und im Laufen, Springen und Ringen belustigten. Eine Menge Volkes strömte herbei, um den Spielenden zuzuschauen und sich an der körperlichen Fertigkeit und Geschicklichkeit zu ergötzen. Zur Belebung der Spiele trugen wesentlich auch fahrende Minstrels durch ihre Lieder bei, nicht minder Krämer und Kaufleute, die ihre Waaren feilboten. Vielleicht sind auf diese Versammlungen die sogenannten germanischen Dorfkirchmessen zurückzuführen und vielleicht hat auch das Marktwesen ihnen seinen Ursprung zu verdanken.

Die ritterliche Welt der Angelsachsen vergnügte sich vorzugsweise mit Jagen, wozu die weiten, wildreichen Forsten günstige Gelegenheiten boten. An den Jagden nahm aber auch der Clerus Theil, wie denn dieser überhaupt die allgemeinen Vergnügungen gern zu den seinigen machte. Die Jagdthiere, zu denen namentlich Hirsche, Rehe, Eber und Hasen gehörten, wurden entweder laufend verfolgt oder mit Bogen und Pfeil niedergeschossen oder nach einer bestimmten Richtung zusammengetrieben und erlegt. Großer Beliebtheit erfreute sich auch das Jagen der Raubvögel, besonders der Falken und Sperber, welche man lebendig einzufangen und dann zu zähmen suchte. Bei der Jagd auf das Wild des Waldes bediente man sich in der Regel der Hunde und bei der auf Falken und Sperber der gezähmten Falken und Sperber.

Neben der Jagd galt ferner das Reiten als ein großes Vergnügen. Jeder angelsächsische Jüngling mußte diese Kunst verstehen, und je gewandter er sein Pferd zu tummeln verstand, je schneller er auf ihm quer durch Feld und Wald dahinsauste, desto angesehener war er und destomehr lenkte er die allgemeine Bewunderung auf sich. Auch die Damen huldigten dem Reitsport, nur saßen sie nicht wie die Männer auf dem Pferde, sondern, wie es heute noch der Fall ist, seitwärts.

Wie es bei den Angelsachsen hinsichtlich des Spieles war, so war es sicher bei allen germanischen Stämmen. Indem wir in Folgendem einige Spiele der Deutschen während des Mittelalters betrachten, fassen wir zunächst diejenigen in's Auge, die von der Jugend gespielt wurden und im Ganzen einen sehr harmlosen und unschuldigen Charakter an sich trugen.

Es fehlte den Kindern durchaus nicht an geeigneten Spielbelustigungen. Wenn auch das Spielzeug für die Knaben wie für die Mädchen im Allgemeinen sich durch große Einfachheit auszeichnete und nur in Naturdingen bestand, so bereitete es nichtsdestoweniger großes Vergnügen. Nur die Kinder vornehmer Eltern besaßen Gegenstände von kunstgeübter Hand, wie buntbemalte Figuren aus Holz oder Thon, die Hunde, Katzen und Vögel darstellten und inwendig mit kleinen Steinen ausgefüllt waren.

Zu den einfachsten und natürlichsten Knabenspielen im Lenz gehörte das Haschen, Schaukeln (mittelhochdeutsch: schoc, schocke, ûf dem

schocken farn, ûf dem seile rîten), das Blindekuhspielen, das Kreiselschlagen (mittelhochdeutsch: den kopf umbe trîben) und Schnellen mit Ringen (vingerlin snellen), auch das Reiftreiben und Reifschlagen, sowie das Spiel mit der Gerte und dem Steckenpferde fehlte nicht (die gerten rîten, oder ûfem stabe rîten).

Daneben belustigten sich die Knaben noch mit verschiedenen Kugelspielen, die auf den Wegen und Straßen stattfanden und darin bestanden, daß man kleine Gruben aushöhlte, in welche die Kugeln geworfen wurden. Zu den Spielgegenständen der Mädchen gehörten kleine, irdene Kochgeräthe und Thonfiguren, das Hauptspielzeug aber waren Puppen (Docken), die angeputzt wurden. Manche Mädchen scheinen ziemlich lange dieses Spiel betrieben zu haben. Ein Zeugniß dafür bietet der dem Parzival eingewebte Gawanroman. Während die schöne Obie, die ältere Tochter des Fürsten Lippaut dem Gawan den gesuchten Minnelohn trotz ihrer Liebe zu ihm verweigert, ja ihn sogar als Falschmünzer verfolgen läßt, erwählt ihn dagegen die jüngere Tochter Obilot zu ihrem Ritter und möchte ihn gern mit einem Geschenke erfreuen. Da sie mit ihrer Gespielin Klauditte aber nichts Anderes als Puppen (Docken) hat, so bittet sie ihre Mutter um ein Kleid aus kostbarem Goldstoff, aus dem sie sodann einen Aermel ausschneidet und Gawan übersendet, den dieser auf seinen Schild schlagen läßt.

Als vielverbreitete Kinderspiele nennen die Quellen noch das Geierspiel, das Schaf- und Wolfspiel, das Schelmspiel, den Plumpsack, das Todtenspiel, Helfen und Geben, die goldene und die faule Brücke, Stötzlen oder Blättlen, Platzwechseln, Knöcheln oder Ausdappeln d. h. in der inneren Handfläche liegende Steinchen emporwerfen und mit der äußeren Handfläche wieder auffangen, Gerad und Ungerad, „Herr König, ich diente Dir," ein Spiel, das jetzt „Schenken und Logiren" heißt, „Schneider, leih mir die Scheer", und noch manche andere.

Ein häufig vorkommendes Kinderspiel scheint auch das Halmmessen gewesen zu sein, das aller Wahrscheinlichkeit nach darin bestand, bei irgend welcher Ungewißheit einen Strohhalm zu nehmen und an den Knoten abzuzählen, ob das Fragliche eintreffen werde oder nicht. Der erste Knoten galt als bejahend, der zweite als verneinend, der dritte wieder als bejahend und der vierte als verneinend und so fort, der letzte Knoten war ausschlaggebend. Walther von der Vogelweide bedient sich dieses Spieles als Liebesorakel; er will dadurch erfahren, ob ihm eine Dame ihre Gunst erweisen werde oder nicht, und so fragt er zuerst: Sie thut's, sie thut's nicht, und es wird ihm mit der fünften Frage: Sie thut's! sein Schicksal bejahend beantwortet. Wenn er auch in dem Spiele nicht eine untrügliche Gewißheit für die ihn quälende Sorge erblickt, so hält er es doch für ein kleines troestelin und faßt Beruhigung und zwar umsomehr, als er bei der mehrmaligen Wiederholung immer dieselbe Antwort erhält.

In diesem Sinne hat das Spiel schon Pfeiffer in seiner Ausgabe der Gedichte Walthers erklärt. Ganz anders legt sich den Vollzug des Spiels Alwin Schultz in seinem Werke: Höfisches Leben, I. S. 602 Note 3 zurecht. Er nimmt an, der Dichter habe einen Grashalm gepflückt und auf gut Glück an einer Stelle umgebrochen und zugesehen, wie oft das umgebrochene Stück in dem ganzen Halm enthalten sei. Für diese Ansicht scheint der Umstand zu sprechen, daß ausdrücklich in dem Gedichte von einem kleinen Stroh die Rede ist, und ich erinnere mich auch aus meiner frühen Jugendzeit, daß wir Kinder in der Lausitz auf dem Dorfe mit Blumenstielen ganz ähnlich verfuhren, nur daß wir keine besonderen Fragen stellten. Trotzdem kann ich mich dem Erklärungsversuche schon aus dem Grunde nicht zuneigen, als der Dichter stets nur bis fünf zählt und ein Korn- oder Weizenhalm in der Regel so viele Knoten hat. Uebrigens erinnert das Halmmessen an das jetzt noch gebräuchliche Abzählen der Knöpfe an Rock und Weste, sowie an das Auszupfen der Blättchen des Maßliebchens.

Ein wichtiges Bewegungsspiel, das nicht nur zur Belustigung der jungen Burschen und Mädchen diente, sondern auch bei Männern und Frauen in hoher Gunst stand, war das Ballschlagen. Ob dasselbe auch in höheren Gesellschaftskreisen, namentlich bei Hofe, üblich war, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, desto mehr aber war es beim Bürger- und Bauernstande im Schwange. Das Ballspiel, das besonders im Frühling und Sommer im Freien auf Wiesen und Straßen gespielt wurde, bestand darin, daß sich die Spielenden bunte, mit Leder überzogene Bälle zuwarfen und auffingen. Wer den Ball nicht auffing, mußte ihm nachlaufen und im Rollen zu erhaschen suchen. Dabei kam es bisweilen vor, daß ein zuschauender Spaßvogel dem Laufenden, namentlich wenn er ein Mädchen war, plötzlich ein Bein stellte, so daß er hinfiel und ein Gegenstand des Gelächters wurde. Auch an Seufzern mag es bei dem Spiele nicht gefehlt haben, denn die Bälle waren sehr hart und verursachten, wenn sie das Gesicht trafen, heftigen Schmerz. Walther von der Vogelweide wünscht in dem schönen Liede „Frühlingssehnsucht" die rauhe Winterszeit, wo Haide und Wald fahl dastehen, verschlafen zu können, er sehnt sich nach dem Frühling, wo die Mädchen sich wieder im Freien versammeln und Ball spielen.

Saehe ich die megde an der straze den bal
Werfen, sô kaeme unz der vogele schal.

Auch in den höfischen Dorfliedern Neidharts von Reuenthal, die das Leben der Bauern in seiner Entartung schildern, werden uns verschiedene Scenen aus dem ländlichen Ballwerfen vor Augen geführt. Der ritterlichen Jugend hat das Ballspiel vorzugsweise als Mittel zur Leibesübung und Körperkräftigung gegolten. In welchem Ansehen das Ballen noch am Ausgange des Mittelalters stand, geht schon daraus hervor, daß es von

Männern in besonderen saalartigen Häusern gespielt wurde. Selbst zu Luthers Zeit verbrachte man noch viel Zeit mit dem Ballspiel.

An Höfen war weiter das Schnellen oder Werfen mit kleinen Ringen üblich. So schnellt Obilot ihrer Gespielin Klauditte, der Tochter des Burggrafen Scherules, Ringelein zu.

Ein hübsches Gesellschaftsspiel in Hofkreisen, das zugleich ein Neckspiel war, wird uns im Karlmeinet 184, 45—185, 59 geschildert. Der Ritter Godyn ist in Liebe zu dem Fräulein Orie entbrannt. Als die Damen mit Graspflücken beschäftigt sind, macht Gallia ihrer Freundin Orie den Vorschlag, ihren Liebhaber, der sich beim Spiele ein Versehen hat zu Schulden kommen lassen, dadurch zu necken, daß eine Dame nach der andern ihm eine Hand voll Gras in den Mund wirft. Dies geschieht, nur Orie nimmt an Stelle des Grases Erde, worauf er Alle zum höchsten Ergötzen anspurdelt. Ein wunderliches Gesellschaftsspiel bestand nach demselben Werke (vergl. 173, 50) darin, daß eine Dame einen Herrn ein Stück tragen mußte. Es ist wieder Orie, die dies mit ihrem Liebhaber Godyn thun soll. Da derselbe ihr aber zu schwer ist, so läßt sie ihn zur Erde fallen, wobei dieser ihr einen Kuß raubt. Ein anderes übliches Gesellschaftsspiel, das viele Aehnlichkeit mit dem Spiel: warme Hand, französisch main chaude, englisch Motcockles, hat, vollzog sich auf diese Weise. Ein junger Mann drückte knieend sein Gesicht mit der einen Hand in den Schooß einer Dame, während er die andere Hand auf dem Rücken hielt und Schläge von den Mitspielenden darauf erhielt, wobei er rathen mußte, wer ihn geschlagen hatte.

Zu den vergnüglichen Volksspielen gehörte das Werfen von brennenden Holzscheiben. Nach Sonnenuntergang versammelten sich die Leute im Freien mit runden Holztafeln, die am Rande angezündet und dann mit kräftigem Wurfe in die Höhe geschleudert wurden. Jedenfalls haben wir in diesem Spiel noch einen alten Ueberrest des germanischen Götterglaubens, zu gewisser Zeit, besonders beim Frühlingsfeste, flammende Räder von Bergen herablaufen zu lassen. Bisweilen mochte dieses Spiel gefährlich werden, vornehmlich wenn es in der Nähe der Häuser stattfand. So fiel im Jahre 1090 eine solche brennende Scheibe auf das Strohdach des Klosters Lorsch, in Folge dessen es in Feuer aufging und gänzlich zerstört wurde.

Ein Spiel, welches mit großem Kostenaufwand verknüpft war, aber als eine Art Sport galt, war das Federspiel, wozu ein abgerichteter Vogel, besonders ein Falke, ein Habicht oder ein Sperber benutzt wurde. In welcher Schätzung dergleichen Thiere standen, erhellt aus der Thatsache, daß der König Philipp August von Frankreich für das Wiedereinbringen eines Falken, der ihm bei der Belagerung von Akko während des dritten Kreuzzuges in das türkische Lager entwichen war, tausend Goldstücke bot, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Wer irgend nur die Mittel hatte, suchte sich ein Federspiel zu verschaffen und nahm es auf

Reisen mit. So führen die Gesandten des Aymeri de Narbonne auf ihrer Reise solche Federspiele auf der Faust mit sich, die Alten Habichte, die jüngeren Männer Falken, die Jünglinge Sperber. Die Dichter ergehen sich oft in beißenden Satiren über die mit dem Federspiel getriebene Verschwendung. Kürenberg stellt dasselbe vergleichsweise mit dem Weibe auf eine Stufe, wenn er sagt:

„Weib und Federspiel man leicht sich zähmen kann,
Und wenn sie recht gelocket, folgen sie dem Mann,"

und Freidank in seiner Bescheidenheit weist auf das Trügerische desselben hin, indem er es mit dem Würfelspiel und der Roßliebhaberei in Verbindung bringt.

„Würfel, Roß und Federspiel
Haben Treu, die taugt nicht viel."

Wir wenden uns weiter zu den Kugelspielen, von denen zwei Arten zu unterscheiden sind, das eigentliche Kugelspiel und das Kegelspiel. Was das Kugelspiel anlangt, so bestand dasselbe darin, daß zwei oder mehrere Spieler sich abmühten, ihre Kugeln an das Ziel, d. i. in einen bestimmten, abgegrenzten Raum, zu bringen. Dabei galt es, die Entfernung mit der aufzuwendenden Kraft genau abzumessen, was zu verschiedenen drolligen Stellungen, Bewegungen und Biegungen des Körpers Anlaß gab. Nicht selten lief auch der Spieler mit seiner Kugel ein Stück mit und begleitete sie mit Ausrufen. Lagen die Kugeln in verschiedenen Entfernungen vor dem Ziele, so liefen die Spieler hin, streckten sich auf den Boden nieder und maßen die Entfernungen genau ab; wessen Kugel dem Ziele am nächsten lag, der hatte gewonnen. Recht ergötzlich schildert dieses Spiel Hugo von Trimberg in seinem um 1300 verfaßten Renner mit den Worten:

So zwen scheiben zu einem zil,
Lauffet die kugel iht ze vil,
So wil einer uf haben den wint
Und neigt sich nider als ein kint
Und denet den mantel vaste nider.
Darnach scheibet der ander hin wider,
Und ist der kugeln iht vil ze gach,
So laufet er bald hinten nach
Und schreit: lauffe kugel, vrauwe,
Zauwe din, liebi frauwe, nu zauwe.
Siht man die kugeln geliche ligen
Gen dem zil, so wirt genigen,
Weiz got! vil michels tieffer dar,
Danne do man gotes selber nimt war.
Si streckent sich nider ůf den leip
Zu der erden, als ein altes weip,
Die lange würme peizzent,

Si kristen und kreistent,
Si mezzent und mezzent,
Biz daz si gar vergezzent,
Daz si witzig leute sint.

Verwandt mit diesem Kugelspiel war ein anderes, das mit Bolzen aus Holz oder Eisen auf dem Tische gespielt wurde und schon deshalb viel Spaß gegeben zu haben scheint, weil mancher Spieler dabei das Gleichgewicht verlor und auf den Kopf fiel. In dem in Laßbergs Liedersaal befindlichen Gedichte: Das Kloster der Minne II, 215, 238 ff., wird das Spiel also geschildert:

Du sichst ouch mit den zwecken,
Uff dem tische kämpffen dick,
By aim aingen ogenblick
Fellet einer uff den gebel.

Sehr beliebt in Stadt und Land war während des Mittelalters das Kegelspiel (mittelhochd. kegelen), besonders am Kirchweihfeste und auf den Schießplätzen. Dabei kam es darauf an, mit wenig Würfen möglichst viele Kegel zum Fallen zu bringen. Vielleicht haben wir im Kegeln nur eine andere Art des Steinstoßens und Steinwerfens, wodurch die alten Germanen ihre Götterfeste zu verherrlichen pflegten.

Zu den Brettspielen uns wendend, betrachten wir an erster Stelle das Würfel- oder Topelspiel. Wurden schon die verschiedenen Arten von Kugelspielen als Glücksspiele betrachtet, so noch mehr das Würfelspiel.

Das Würfelspiel, das wahrscheinlich mit dem Bickelspiel identisch ist, stammt aus dem Oriente. Der Sage nach soll es in der Stadt Hazarth (Hezar) in Palästina erfunden worden sein, weshalb es auch vielfach Hazardspiel heißt. Nach germanischem Götterglauben galt Wuotan als Erfinder des Würfelspiels. Da aber durch die Einführung des Christenthums verschiedene Eigenschaften und Zweige des Wirkens der Gottheit auf den Teufel übergingen, so wurde später dieser als der Erfinder des Würfelspiels betrachtet. Er hatte es geschaffen, um durch dasselbe Seelen für sein höllisches Reich zu gewinnen. Doch ohne es zu wollen, mußte sein Schöpfungsproduct dem Christenthume dienen, denn wie ein kleines Gedicht bei Reinmar von Zweter II, 109 beweist, wurden selbst die sechs Nummern des Würfels in symbolischer Weise auf den christlichen Glauben gedeutet.

„Der Teufel schuf das Würfelspiel,
Weil er damit viel Seelen sich gewinnen will.
Das Aß hat er deshalb gemacht, weil ein gewalt'ger Gott da ist.
Der Himmel sammt der Erde steht
In seiner Hand, auf welche zwei das Daus wohl geht,
Die Drei auf seinen Namen, die da hat der süße, wahre Christ.
Das Quatre, das schuf er mit großen Listen
Auf die vier Evangelisten,

Die Fünfe auf des Menschen Sinne,
Daß er die fünf ihm mache krank,
Die Sechs, daß er sechs Wochen lang
Die Fasten uns durch Würfeln abgewinne."

Würfeln hieß toppeln (topeln) und der Würfler topelaere. Das Würfelbrett, auch Wurfzabel, altfranz. berlenc genannt, war in der Regel aus Marmor, die Würfel dagegen waren aus den Knochen der Ochsen und hatten, wie jetzt noch, Nummern, die Esse, Tus (Taws), Drîe, Kwater, Zinke und Ses hießen.

Schon die alten Germanen waren, wie der römische Geschichtsschreiber Tacitus Cap. 24, vergl. Cap. 10 und Cäsar de bello Gall. Cap. 50, 53, meldet, dem Würfelspiel mit Leidenschaft ergeben. Tacitus schreibt:

„Das Würfelspiel treiben sie, worüber man sich wundern möchte, nüchtern, ganz wie ein ernsthaftes Geschäft, mit solcher Verwegenheit in Gewinn und Verlust, daß sie, wenn sie Nichts mehr haben, auf den äußersten und letzten Wurf ihre Freiheit und Person setzen. Der Ueberwundene begiebt sich gutwillig in die Knechtschaft; ist er auch jünger, ist er auch stärker, er läßt sich binden und verkaufen. So groß ist ihre Festigkeit in einer so schlechten Sache; sie selbst nennen es „Worthalten".

Der kalt berechnende und überlegt handelnde Römer kann es nicht begreifen, wie das Würfelspiel neben dem sittlichen Ernste des Germanen bestehen und sich sogar mit ihm innig verknüpfen könne.

In dieser Beliebtheit behauptete sich das Würfelspiel während des ganzen Mittelalters bei Männern und Frauen, Mönchen und Nonnen, und es handelte sich oft um hohe Summen, die gewagt wurden. Es kam sogar nicht selten vor, daß Jemand sein ganzes Hab und Gut in wenigen Stunden verlor. Freilich führte das Würfeln auch oft zu Hader und Streit, trotzdem aber wurde es leidenschaftlich betrieben. Die Ritter huldigten ihm besonders nach dem Mittagsmahle. So liegt nach der Holsteiner Reimchronik Erich III. Plogpenning im Jahre 1250 mit einem Ritter nach Tische in dem worptafelspele, wird dabei gefangen genommen und ermordet. Aber auch bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungsfesten, Hochzeiten und Trinkgelagen wurde gewürfelt. Bei der Krönung des Königs Artus fordern die Ritter, wie der Dichter des Romans de Brut 1083 ff. erzählt, Würfel, Brettspiele und Schach, der eine gewinnt, der andere verliert, sie borgen auf Pfänder Geld, am Ende aber betrügen sie sich und gehen wuthschnaubend auseinander. Bis in die Klöster drang das Würfelspiel, und die Mönche vergaßen darüber nicht nur die Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete und Andachtsübungen, sondern vernachlässigten auch ihre Studien.

Auf dem Lauterberg (jetzt Petersberg) bei Halle war um das Jahr 1223 durch die Spielwuth eine solche Sittenverderbniß eingerissen, daß selbst im Hause des Propstes eifrig gewürfelt, Schach und Dame gespielt und dabei Meth und Wein verkauft wurde.

Sogar in's Jenseits wurde das Würfelspiel verpflanzt. In dem bekannten Fableau von St. Petrus und dem Spielmann (de saint Pierre et du Jongleur) erscheint eines Tages während der Abwesenheit des Teufels Petrus mit Würfelbrett und Würfeln in der Hölle und fängt mit dem zur Aufsicht über die verdammten Seelen gesetzten Spielmann zu spielen an. Zuerst spielen sie nur um eine Seele, die der Spielmann verliert, dann aber wird das Spiel immer hitziger betrieben, und es dauert nicht allzu lange, so hat Petrus alle in der Hölle befindlichen Seelen gewonnen und führt sie im Triumphe mit sich in den Himmel. Als der Teufel bei seiner Rückkehr den Spielmann allein in der Hölle antrifft, geräth er in fürchterlichen Zorn, doch es hilft ihm Nichts, das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen, und es bleibt ihm nur übrig, darüber nachzudenken, wie er sein Höllenreich auf's Neue mit Seelen bevölkere.

Kein Wunder, daß zur Zügelung der Würfelspielwuth die Fürsten und Obrigkeiten scharfe gesetzliche Bestimmungen erließen. Schon Otto der Große sah sich auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 952 gegenüber den Bischöfen, Presbytern und Diakonen zu der Strafverfügung genöthigt, sie ihres Amtes zu entsetzen, wenn sie vom Spiele nicht lassen könnten. Später erließ Friedrich II. im Jahre 1232 ein empfindliches Gesetz gegen die Würfelspieler (de aleatoribus), desgleichen untersagte der fromme König Ludwig IX., mit dem Beinamen der Heilige, allen Beamten in seinem Reiche das Würfelspiel, wie er auch die Anfertigung von Würfeln auf's Strengste verbot. Nach einer Verordnung des Stadtraths zu Straßburg vom Jahre 1241 wurde Jeder, der nach der dritten wahteglocke d. i. nach dem dritten Glockenschlage (post sonitum tertium campanae) in einem Hause oder in einer taberna beim Spiele betroffen wurde, in Strafe genommen.

Mit diesen Strafverfügungen gegen die Spielsucht seitens der weltlichen Herrschaft gehen Hand in Hand auch die Verdammungsurtheile mancher mittelalterlichen Lyriker und Didaktiker. Sie halten das Spiel in seinen maßlosen Ausschreitungen für eine den Menschen an Leib und Seele ruinirende Macht und warnen vor ihm in den nachdrücklichsten Worten.

Reinmar von Zweter nennt die Lust des deutschen Mannes am Würfelspiel eine Gier, die stärker als seine Leidenschaften, zu lieben, zu besitzen und zu trinken ist:

„Ein schönes Weib bezwingt den Mann,
Und ist dabei auch Sünde, so ist doch kein Wunder d'ran.
Es zwingt ein Schatz auch seinen Knecht, daß er in seinem Dienst muß steh'n.
So zwingt ein Herr auch wohl sein Gut,
Daß es ihm dienen muß und leiden, was er mit ihm thut.
Es zwingt des Weines Kraft den Mann auch, daß die Sinne ihm vergehn,

Doch weiß ich noch ein wunderbares Zwingen,
Das wunderbar vor allen andern Dingen:
Daß einem todten Würfel-Knochen
Ein Mann, der lebt, mit Herz und Sinn
In solcher Gier sich giebt dahin,
Daß ihm Verstand muß werden abgesprochen."

In der noch in der Manessischen Sammlung der Minnesänger befindlichen Winsbeke heißt es:

„Weibe, Lotterie und Spiel,
Bringen Leib und Seel' zu Fall;
Wer maßlos ihnen folgen will,
Dem machen sie die Hufen schmal."

In ähnlichem Sinne äußert sich Thomasin von Zirkläre im weltlichen Gast:

„Das Spiel giebt Haß und Zorn gar viel;
Gier und Bosheit ist beim Spiel."

Freidank in der Bescheidenheit ergeht sich über die Verderblichkeit des Spiels in einem Abschnitt (s. 48, 9—48, 26, vergl. Pannier Nr. 14) wie folgt:

„Feile Weiber, Prassen, Spiel,
Machen dumme Leute viel.
Weibern und dem Spiel zu Liebe
Wurde mancher Mann zum Diebe.
Vom Spiele hebt sich manche Zeit
Fluch, Zorn und Schelten, Schwur und Streit.
Ich sag' nicht, daß es Jemand thu',
Denn Untreu' viel gehört dazu.
Deß Pfand gar oft im Spiel verfällt,
Der seine Ehr' auf Würfel stellt.
Würfel, Roß und Federspiel
Haben Treu, die taugt nicht viel.
Spiel thut manchen Leuten Leid,
Es lehret sie Verschlagenheit;
Es ist auch wenig Zucht dabei
Und bleibt von Schande selten frei.
Vom Spiele hebt sich große Noth,
Vom Spiele liegt auch Mancher todt."

Sebastian Brant endlich schließt das Capitel vom Spiele mit den Worten:

„Spiel mag selten sein ohn Sünd',
Ein Spieler ist nicht Gottes Kind:
Die Spieler alle Teufels sind."

Doch weder die Verfügungen und Strafandrohungen der Fürsten, noch die sittlichen Verurtheilungen der Dichter waren im Stande, die

Spielwuth des Volkes zu dämpfen, sondern Wirthe wie Spieler ließen lieber schwere Strafen über sich ergehen, als daß sie dem Spiele entsagt hätten.

Um die Schädlichkeit des gemeinen Würfelspiels abzuschwächen, erfand schon der Bischof Wibold von Cambray 972 „ein Würfelspiel, das in kunstreicher Form das Spiel auf geistliche Verhältnisse umdeutete.

Neben dem Würfelspiel gab es noch verschiedene Arten von Brettspielen (jeux de table, mittelhochd. zabelspile). Zu diesen gehört zunächst das Wurfzabelspiel oder das Trictrac, unser heutiges Puff (franz. buffe). Der Sage nach wird die Erfindung desselben dem Ritter Alco bei der Belagerung von Troja zugeschrieben, worauf die Verse im Renner 11401 hindeuten:

Wurfzabel ich daz spil auch nenne,
Daz vant ein ritter, hiez Alco,
Vor Troye, des ist vil manger unfro
Worden und wirt leider noch,
Dem spil aufbindet des kumers joch.

Die Wurfzabelbretter waren in der Regel sehr kostbar, besonders wenn die einzelnen Felder aus kunstvoll eingelegter Arbeit bestanden. Der Katalog der Münchener Kunstausstellung vom Jahre 1876 beschreibt unter Nr. 2453 ein solches in der Mensa des Valentinaltars der Stiftskirche zu Aschaffenburg 1852 aufgefundenes und als Reliquienbehälter verwendetes Brettspiel wie folgt: „Die nicht verzierten Felder bestehen aus Stücken von geädertem rothem orientalischem Jaspis, welche blos auf der Oberfläche geschliffen, an den Seiten aber und unten abgesprengt sind; die anderen Felder sind mit dicken Stücken von gespaltenem und ebenfalls abgesprengtem Bergkrystall überdeckt, unter welchen kleine Thonfiguren, bunt bemalt mit grünen, rothen, gelben, blauen und weißen Farben, auf Goldgrund liegen. Diese stellen theils zweigeschwänzte Sirenen dar, theils drachenartige Ungeheuer, Centauren, Thierkämpfe mit Menschen u. s. w. Die Fugen zwischen den Feldern, sowie die Einfassungen und Kanten der Seiten sind mit sehr dünnem, auf eine Kittmasse gelegtem Silberblech bedeckt, in welches Laubwerk und andere Verzierungen mittels Stanzenstempeln ausgeprägt sind, welche von vorne als Hautrelief erscheinen. Die Blumen, Blätter u. s. w., die Vierpässe an den beiden Seiten sind roth, grün und blau emaillirt. Auf jeder Seite des Brettspiels befindet sich ein kleiner Behälter zum Aufbewahren der jetzt fehlenden Figuren, die wahrscheinlich aus Chalcedon gearbeitet waren. Der Deckel hierzu ist von Krystall und mit Silber verziert." Vergl. Alwin Schultz, höfisches Leben I S. 534.

Das Wurfzabelspiel wurde mit drei Würfeln gespielt, und der Spielpreis bestand meist in Ringen (vingerlin); nur wenn Damen betheiligt waren, hatte der Verlierende irgend eine Buße zu erleiden. In dieser

Beziehung heißt es in dem umfangreichen Werke: Der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg 15 897:

Dâ spilte mit der Künigîn
Eintweder umbe vingerlîn
Oder um senfte biuze (Schläge).

Zuweilen spielte man das Spiel auch um Geld, und man konnte dabei viel verlieren, weshalb vor ihm ebenso wie vor dem Würfelspiele gewarnt wird.

Ein ferneres zu den Brettspielen gehörendes mittelalterliches Spiel war das Damespiel, auch ein Zabelspiel (jeux de table), das mehrfach in den Chansons de Roland, im Roman de la Rose und anderen Werken erwähnt wird. Es wurde, wie jetzt noch, auf einem Damenbrett mit flachen, scheibenförmigen Steinen, sogenannten Zabelsteinen, gespielt. Wir besitzen zu unserer Kenntniß des Spiels in den Bibliotheken zu München und Bamberg und in der Nürnberger Stadtbibliothek, sowie in der k. k. Sammlung in Wien noch eine große Anzahl von Damensteinen.

Vom Mühlenspiel (figgmüle, fickmüle) haben wir erst genauere Nachrichten am Ausgange des Mittelalters, weshalb wir es füglich hier übergehen.

Das während des Mittelalters wenigstens in höfischen Kreisen beliebteste Spiel, das aber nicht mit zu den Brettspielen gehört, war das Schach (schafzapel, schachtappel), über das wir durch die fleißigen Arbeiten von H. F. Maßmann, Wackernagel und Antonius von der Linde auf's Eingehendste unterrichtet sind.

Wer in höfischen Kreisen sich bewegen wollte, mußte das Schach verstehen, vor Allem mußte er mit den Zabelworten, d. i. mit den Kunstausdrücken, wie Schach, Abschach, Schachroch, Schachmatt vertraut sein. Das Schachzabelspiel stammt ebenfalls aus dem Orient, wahrscheinlich haben es die Araber mit nach Europa gebracht. Obwohl es schon von Schriftstellern im 11. Jahrhundert erwähnt wird, scheint es doch erst im 12. Jahrhundert in eigentlichen Gebrauch gekommen zu sein. In welchem Ansehen das Schachspiel auch bei den Geistlichen stand, erhellt aus dem Umstande, daß der Dominikaner Jakobus de Cessoles (um 1270) es in einer Reihe von Predigten symbolisch-allegorisch auslegte, welche die weiteste Verbreitung fanden und auch in's Deutsche übersetzt wurden. Mit Benutzung dieser Predigten verfaßte später der Leutpriester von Stein am Rhein, Konrad von Ammenhusen, ein bekanntes Gedicht auf das Schachspiel.

Die Schachzabelbretter, meist sehr kunstvolle Arbeiten, bestanden entweder aus Gold, Silber oder Elfenbein. Die besten und schönsten bezog man aus London. Eben so kunstvoll waren auch die Figuren, das Schachzabelgestein oder kurzweg das Gestein. Man verwandte dazu Elfenbein, Hirschhorn, Walroßzahn und Ebenholz, zu minder werthvollen Knochen, die

roth oder weiß gebeizt wurden: sehr theure waren aus Edelsteinen. Im Allgemeinen waren sie viel größer und schwerer als unsere heutigen und hatten Namen, die vielfach von den gegenwärtigen abweichen. Sie hießen: König (Künec, Künig, altfranzösisch roy), Königin, (Küneginne, Küniginne, altfranzösisch roine oder fierge), Ritter (altfranzösisch chevalier), unser Springer, der Alte (alde) oder Kurrier (altfranzösisch Dauphin), unser Läufer, Roch (altfranzösisch roch), unser Thurm, und Venden oder vuozgengen, vendelîn (altfranzösisch peons, paons), unsere Bauern.

Wegen der Größe hing das Schachzabelbrett in der Regel an eisernen Nägeln an der Wand, und im Falle der Noth konnte ein Ritter sich desselben beim Angriffe als Schild bedienen und vollständig damit decken. Ein treffliches Beispiel dazu liefert das zweite eingefügte Abenteuer des Gawanromans im Parzival VIII, 398—409. Der König Vergulacht ist gerade auf seiner prächtigen Burg Schampfanzon in Askalon bei der Reiherbeize beschäftigt, als Gawan bei ihm eintrifft. Um sich in seiner Beschäftigung nicht stören zu lassen, weist er den Gast an seine Schwester Antikonie, durch deren Schönheit er aber derart bezaubert wird, daß er sich zu ungestümer Liebeswerbung verleiten läßt. Schon ist er der Erhörung nahe, als ein grauer Ritter eintritt und das Volk zu den Waffen ruft, weil sich das Gerücht verbreitet hat, Gawan habe nicht nur den Vater des Königs ermordet, sondern auch dessen Schwester verführen wollen. Gawan flüchtet sich in Folge dessen mit Antikonie in einen Thurm, wo sie ein an der Wand hängendes Schachzabelbrett ergreift und ihm als Schild zu seiner Vertheidigung überreicht, während er selbst einen Thorriegel ausbricht und als Waffe benutzt. Aber auch Antikonie bleibt beim Kampfe nicht unthätig, sie nimmt die wuchtigen Schachfiguren und schleudert sie den Feinden entgegen.

Der interessante Kampf wird mit folgenden Worten geschildert:

„Zur Thüre drang der Feinde Heer:
Gawan stand innerhalb der Wehr
Und hielt vom Leibe sich den Troß.
Einen Riegel, der den Thurm verschloß,
Brach er aus, sich zu bewahren.
Seine üble Nachbaren
Zwang er oft, vor ihm zu fliehn.
Die Königin lief her und hin,
Ob sie was fände dort im Thurm
Wider der Ergrimmten Sturm.
Endlich fand die Reine
Eines Schachspiels Steine
Und ein Bret, schön und weit:
Gawanen brachte sie's zum Streit.
Es hing an einem Eisenring,
Mit dem es Gawan empfing.
Auf diesem viereckigen Schild
War schon manchmal Schach gespielt.

Er ward ihm sehr verhauen.
Nun hört auch von den Frauen.
Ob König oder Thurm es war,
Sie warf es in der Feinde Schaar:
Die Bilder waren groß und schwer;
Wohl zu glauben ist's daher,
Wen ihres Wurfes Schwang getroffen,
Der stürzte wider sein Verhoffen.
(Swen dâ erreichte ir wurfes swang,
Der strûchte âne sînen danc.)
Wohl stritt die reiche Königin
Bei Gawanen da so kühn,
Sie warf so ritterlich darein,
Daß die Kauffraun nie zu Tollenstein
Zu Fastnacht tapfrer stritten."

Auch Tristan sieht auf seiner Reise von Parmenien nach dem Hofe seines Oheims, des Königs Marke von Kurnevall, in seinem Schiffe ein sehr schönes und wohlverziertes Schachzabel hängen. S. Tristan V, 2220 ff.

Da die Schachzabel sehr werthvoll waren, so nimmt es uns nicht Wunder, wenn sie neben den Wurfzabeln in Hinterlassenschaften speciell aufgezählt werden. Von dem 1180 verstorbenen Grafen Siboto von Falkenstein wird gemeldet, daß er außer 20 Federbetten auch drei Schachzabel und drei Wurfzabel mit den dazu erforderlichen Spielsteinen von Elfenbein hinterlassen habe. Außerdem befanden sich in seinem Schlosse Falkenstein noch zehn Federbetten, zwei Schachzabel und zwei Wurfzabel und in Hademarspeoch zwanzig Federbetten, ein Schachzabel und ein Wurfzabel. Vergl. Mone, Boica VII, 502. Mehrere Museen Deutschlands und des Auslands sind noch im Besitz verschiedener Schachzabelspiele. Unter anderen hat das Pariser Museum ein solches Spiel, das früher im Besitz des Klosters Saint-Denis war und das der Sage nach von Karl dem Großen herrühren soll, in Wirklichkeit aber, wie die Costüme der Figuren beweisen, sicher erst aus dem zwölften Jahrhundert stammt.

Uebrigens wurde das Schachzabel nicht, wie es heute geschieht, Ehren halber gespielt, sondern es handelte sich dabei wie bei den anderen Brettspielen oft um große Summen, weshalb es gleichfalls mit Strafandrohungen belegt wurde. Ludwig der Heilige untersagte es allen Beamten in seinem Reiche, und in den Sittenlehren des Cato wird dem Jünglinge auf's Nachdrücklichste an's Herz gelegt, es zu vermeiden.

Zum Schlusse sei noch des Tanzes gedacht, der ursprünglich als eine Leibesübung betrachtet und um die heilige Feier zur Zeit des Lenzes und der Sonnenwende stattfand und wahrscheinlich von Gesängen begleitet war. Auch Hochzeiten wurden in den ältesten Zeiten mit Tanz begangen. Tacitus gedenkt in seiner Germania Cap. 24 des Schwerttanzes, der von nackten Jünglingen zwischen gezückten Schwertern und Speeren ausgeführt wurde.

Während des Mittelalters gab es hauptsächlich zwei Arten von Tänzen, einer, der getreten oder gegangen (danser) und einer, der gesprungen (caroler) wurde und Reihen (Reigen) hieß. Bei dem gegangenen Tanz, der ganz besonders in höfischen Kreisen üblich war, bildeten die tanzenden Männer und Frauen entweder eine Reihe oder einen Kreis und hielten singend unter Begleitung von Saitenspiel eines vorausschreitenden Spielmanns mit schleifenden leisen Schritten ihre Umgänge, die Frauen gingen rechts von den Männern und wurden von ihnen theils bei der Hand, theils am Aermel gefaßt. Der Inhalt des Gesanges, den ein Vorsänger oder eine Vorsängerin leitete, fand nicht selten auch mimisch durch entsprechende Bewegungen des Körpers oder durch sinniges Mienenspiel im Gesicht entsprechenden Ausdruck. Die Männer erschienen meist mit dem Schwerte bewaffnet zum Tanze, die Frauen dagegen trugen einen Kranz auf dem Kopfe und einen kleinen Spiegel an einer Schnur an der Seite. Oft trug das Tanzlied der Vorsänger oder die Vorsängerin auch allein vor, und die Menge stimmte nur in den Refrain ein. Der gesprungene Tanz, der besonders beim Landvolke in Gebrauch war, fand ebenfalls unter Begleitung von Instrumentalmusik statt, artete aber mit der Zeit immer mehr aus und hatte im 14. Jahrhunderte bereits einen sehr wilden Charakter angenommen.

Während für den gegangenen Tanz die Namen Stadelweise, Ridewanz, Firgganbray, Mürmum und Trypotey üblich waren, hieß der gesprungene Tanz auch krumme Reier, Hoppaldei, Heierleis, Firlefei und Firlefanz. Den Charakter des Reihen trugen auch die von der Landbevölkerung vor der Grundherrschaft getanzten Frohntänze, die den Zweck hatten, dieselben zu unterhalten oder ihnen die Anerkennung ihrer Herrschaft auszudrücken. Dahin gehören nicht minder die Pfingst- und Ernte- und Diensttänze der Bauern vor ihrer Herrschaft, wofür sie mit Kuchen und Bier bewirthet wurden. Daß mit dem Tanze stets ein Tanzlied verbunden war, dafür spricht im Romanischen noch der Name ballata, sowie im Deutschen Leich, was Beides soviel wie Tanzlied bedeutet. Bisweilen war mit dem Tanze auch das Ballspiel verbunden.

Während die höfische Gesellschaft in geschlossenen Räumen tanzte, wählte das Landvolk einen geeigneten Platz im Freien, in dessen Mitte eine schattenspendende Linde stand. Diese Tanzplätze hießen Tanzbühel, Tanzplan oder Tanzrain. Unter Umständen tanzten aber auch die Hofleute vor der Burg.

In Städten richtete man später besondere Tanzhäuser ein, oder man benutzte die Stube der Rathsherren oder der Zünfte dazu; auf den Dörfern dienten die Spielhäuser zum Tanzen. Da auch das Tanzen ausartete und das Volk oft ganze Tage damit verbrachte, vor Allem die Sonn- und Feiertage, so erließen nicht nur die weltliche Obrigkeit, sondern auch die Kirche Verbote gegen dasselbe; letztere suchte besonders dadurch abschreckend

zu wirken, daß sie vorgab, das Tanzen stamme vom Teufel und der erste Tanz sei der der Juden um das goldene Kalb gewesen.[1]

Von der Poesie des Tanzes fühlten sich sogar die Dichter ergriffen und sie haben ihm schöne Blüthen ihrer Kunst gewidmet. So fordert Graf Konrad von Kilchberg bei der Lust des Lenzes mit folgenden Worten zum Reihen auf:

„Auf denn, Kinder! laßt uns gehn
Hin zur frohen Schaar, es stehn
Rosen auf dem Anger schön,
Wo die Blumen aus dem Grase dringen.

Leget an der Ehre Staat.
Wo ein Lieb sein Lieb jetzt hat,
Giebt der Mai auch süßen Rath.
Hört nur, hört nur, wie die Vöglein singen!

Ei, wie herrlich klingt das da,
Freut Euch des Maien!
Schön're Maienblüthe sah
Nie ich ja.
Dabei woll'n wir tanzen nun und reihen."

In einem Gedichte Neidharts von Reuenthal sehnt sich im Mai das tanzlustige schmucke Mädchen nach dem grünen Anger, wo sie hofft, mit dem Dichter, dem Geliebten ihres Herzens, zusammenzutreffen:

„Laßt, Mutter, ohne Weilen
Mich hin zum Felde eilen.
Und dort im Reihen springen.
Ich hörte wahrlich lange nicht
Die Kinder Neues singen."

Da die Mutter sie vor dem Geliebten warnt, spricht sie:

Den will ich Euch nennen,
Den werdet Ihr ja kennen.
Zu dem ich voll Verlangen,
Jetzt will, ist der von Reuenthal,
Ihn will ich jetzt umfangen.

Es grünt ja an den Zweigen,
Daß berstend fast sich neigen
Die Bäume tief zur Erden.
Nun wißt nur, liebe Mutter mein,
Der Knabe muß mir werden!

Mutter, ach schon lange
Verlangt er nach mir bange:
Soll ich dafür nicht danken?
Er sagt, daß ich die Schönste sei
Von Baiern bis nach Franken."

Nicht minder trägt in einem anderen Gedichte Neidharts eine Alte das Verlangen, mit dem Dichter auf dem Tanzplan zusammenzutreffen.

„Eine Alte fing zu springen
Munter wie ein Zicklein an,
Sie wollte Blumen bringen.
Tochter, gieb mir mein Gewand,
Ich muß an des Knaben Hand,
Er ist von Reuenthal genannt.
Trara nuretum, trara nuri runtundrie!

Mutter, bleibt doch nur bei Sinne!
Dieser Knappe denkt ja nicht
Je an treue Minne.
Tochter, laßt mich ohne Noth:
Ich weiß ja, was er mir entbot.
Nach seiner Minne bin ich todt!
Trara nuretum, trara nuri runtundrie!

Eine Alte sprach mit Lachen:
Traut Gespiel: Laß mich mit Dir!
Ja Lust wird es uns machen.
Laß Beide uns nach Blumen gehn.
Was sollt' ich denn allein hier stehn?
Kann ich doch viel Gefährten sehn.
Trara nuretum, trara nuri runtundrie!"

In einem dritten Gedichte schildert Neidhart die Tanzlust des Volkes im Mai also:

„Wie stand der Wald so greise,
Von Schnee und auch von Eise,
Hell nun prangt er ganz und gar!
Nehmt das wahr,
Tanzt geschwind,
Ihr Schönen, wo jetzt Blumen sind!

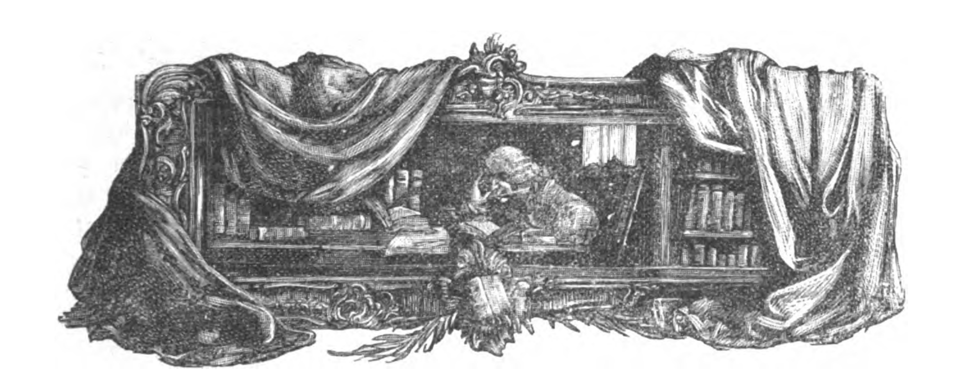
Ich hört' auf grünem Reise
Jetzt die süße Weise
Mancher kleinen Vögelein.
Blümlein fein —
Sah ich weit.
Haide trugt ihr helles Kleid.

Ich bin hold dem Maien
Wo getanzt im Freien
Liebchen bei der Linde hat.
Manches Blatt
Schützte gut
Sie vor heißer Sonnengluth."

Eine eigenthümliche mit dem Tanzen in Zusammenhang stehende Sitte war das Mailehen am Ostermontag oder am 1. Mai am Rhein, wo man vor den versammelten Burschen eines Ortes die Jungfrauen für Geld versteigerte, von denen dann eine Jede das Recht hatte, mit dem, der sie erstanden, das ganze Jahr hindurch zu tanzen. Der dadurch erzielte Erlös wurde für die Tanzmusik und für die Bewirthung der Maifrauen verwendet. (Vergl. Voß, Der Tanz und seine Geschichte, Berlin 1870.)

Damit haben wir die wichtigsten deutschen Spiele während des Mittelalters, soweit wir Kenntiß von ihnen haben, in Kürze geschildert. Ursprünglich zur Unterhaltung und Erheiterung ersonnen, haben sie öfters ihren unschuldigen Charakter verloren und sind durch die Leidenschaft zum Laster geworden. Unverkennbar aber liegt in ihnen ein bedeutsames Culturelement, indem sie immer eine innige Verwandtschaft mit dem geistigen Leben des Volkes während des Mittelalters darstellen.





# Giosuè Carducci.

Von

**Valerie Matthes.**

— Schweidnitz. —

Man begegnet in italienischen Zeitschriften häufig der Klage, daß das junge Königreich einer eigentlichen geistigen Centrale entbehre, Rom sei wohl die Hauptstadt des Landes in politischer Hinsicht, aber keineswegs der Mittelpunkt des litterarischen Lebens. In der That haben nur wenige hervorragende Schriftsteller in Rom ihren Wohnsitz, — und auch dies nur für einen Theil des Jahres — die übrigen wohnen in den Provinzen, in kleineren Städten oder auf dem Lande. So genießt Bologna, die Hauptstadt der Romagna, die von jeher durch ihre alte, berühmte Universität Strahlen des Geistes über ganz Italien verbreitet hat, heut den Vorzug, drei der bedeutendsten Dichter: Giosuè Carducci, Enrico Panzacchi und Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini) in ihren Mauern zu beherbergen.

Der leuchtendste Stern aus diesem dichterischen Dreigestirn ist zweifellos Giosuè Carducci, auf den Italien mit Recht stolz sein darf, und am stolzesten gewiß Bologna, an dessen Universität er seit 35 Jahren ununterbrochen als Professor der italienischen Litteratur wirkt. Neben dieser akademischen Lehrthätigkeit ging stets ein rastloses schriftstellerisches Schaffen einher, welches Carducci in der Gesammtausgabe seiner Werke, die bei Zanichelli in Bologna erscheint und gegenwärtig bis zu Band X vorgeschritten ist, zu einem Ganzen vereinigt auf's Neue dem Publicum bietet, nachdem jeder einzelne der etwa zwanzig Bände vielfache Auflagen erlebt hat. Carducci hat sich durch seine Werke zwiefachen Ruhm erworben, Schritt vor Schritt in ernster Arbeit und oft in hartem Kampfe mit seinen Gegnern, ist er

emporgestiegen zu seiner jetzigen Stellung als der größte Dichter und der gediegenste Litterarhistoriker Italiens. Die Bewunderung und Anerkennung, die ihm heut nicht nur von seinem Vaterlande, sondern der ganzen gebildeten Welt gezollt wird, ist um so beachtenswerther, da Carducci sich nicht dem Geschmack unserer Zeit beugt, die ihr Interesse in erster Linie dem Roman — zumal dem psychologischen — und dem sensationellen Drama zuwendet. Die Schriften Carduccis sind, sowohl der Form, wie dem Inhalt nach, himmelweit entfernt von dem Charakter leichter, unterhaltender Lectüre; die Prosawerke, zumeist litterarhistorische und kritische Abhandlungen, bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für die Gelehrtenwelt, für Litteraturforscher und Solche, welche den großen Dichterwerken sich nicht im flüchtigen Zeitvertreib, sondern zu ernsthaftem Studium hingeben; die poetischen Schöpfungen sind für Leser berechnet, die von Gedichten mehr verlangen als fließenden Rhythmus und Reimgeklingel ohne tieferen geistigen Gehalt. Carduccis Lyrik ist verhältnißmäßig selten reine Gefühlslyrik, vorwiegend ist sie Gedankenlyrik, und diese Gedanken wenden sich meist von der Gegenwart mit ihrem „nichtigen Kleinkram" ab und über die Jahrhunderte hinweg zurück in die Blüthezeit hellenischer und römischer Kunst und antiker Heldengröße. Im classischen Alterthum sucht und findet Carducci seine Ideale, in seinen Gedichten läßt er dieselben in all ihrer Kraft und ihrem opferfreudigen Heroismus wieder aufleben und trachtet dadurch die mit ihm lebende Generation Italiens zu den Tugenden anzuspornen, welche die alten Römer auszeichneten. So hat er durch seine Dichtungen einen sehr bedeutungsvollen Einfluß in politischer und litterarischer Beziehung ausgeübt. Er hat die Schwächen des Volkes und der Regierung in der Zeit der Entwickelung und Bildung des Königreichs unter Viktor Emanuel durch bittere Satiren gegeißelt und unermüdlich auf das eine, heiß ersehnte Ziel eines freien, von fremden Machteinflüssen unabhängigen Italien mit Rom als Hauptstadt hingewiesen; er hat in die, nach Inhalt und Form verweichlichte italienische Poesie frische Kraft und Lebensfähigkeit gebracht.

In Italien gilt nicht, wie in Deutschland, das Wort: „politisch Lied ein garstig Lied", und sofern daselbst die Poesie sich nicht in liebesäuselnden Sonetten verliert, hat sie stets an den politischen Geschicken des Landes regen Antheil genommen. Carducci folgte darin dem Beispiel der großen Dichter zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Alfieri in seinen freiheitbegeisterten Dramen, Foscolo in seinem berühmten Gedichte „I sepolcri" (die Gräber), Leopardi in seinen herrlichen, von patriotischem Schmerze durchglühten Canzonen, Parini und Giusti in ihren politischen und socialen Satiren, hatten schon wesentlich dazu beigetragen, das Verlangen nach Einigung in der Nation zu nähren. Als dann unter dem Könige Karl Albert von Sardinien in den Jahren 1848 und 49 Italien sich zum Ansturm gegen die Fremdherrschaft der Oesterreicher erhob und Garibaldi Rom gegen die Franzosen vertheidigte, feuerte eine Anzahl

Dichter, von denen die meisten auch mit dem Schwert am Kampfe theilnahmen, die Nation zum Widerstande an; so Dall' Ongaro, der Schöpfer der eigenartigen politischen Stornelli, Giulio Uberti, welcher die Republikaner Mazzini und Garibaldi besang, Domenico Carbone, dessen Satire „Rè Tentenna" den Wankelmuth Karl Alberts verspottete und den König thatsächlich zur Proclamirung der ersehnten liberalen Gesetze veranlaßt haben soll, Alessandro Poèrio, der mit Strophen aus seinem Gedicht „Il Risorgimento" in's feindliche Feuer ging, in dem er tödtlich verwundet wurde (1848), Ugo Bassi (Kaplan und Adjutant Garibaldis), der gefangen genommen und am 8. August 1849 erschossen wurde, — vor allen Andern aber Goffredo Mameli, der 21jährig den Tod für's Vaterland starb; Mamelis Ode: „Venezia e Milano" (1848) und der „Inno"; Fratelli d' Italia (1847) werden für alle Zeiten im italienischen Volke fortleben, besonders letztere Hymne, die, von Michele Novaro in Musik gesetzt, einer der italienischen Nationalgesänge wurde. Im Gegensatz zu dieser intensiven geistigen Theilnahme an den geschichtlichen Ereignissen war indeß das Vierteljahrhundert von 1850—1875 äußerst arm an hervorragenden dichterischen Leistungen, und die in jene Zeit fallenden wiederholten Kämpfe für die Einigung Italiens, wie die mannigfachen Wechselfälle des Geschickes, denen das Land unterworfen war, fanden nur vereinzelt einen kräftigen und wirklich zündenden Ausdruck durch die Poesie, so in den „Amori Garibaldini" des 1859 und 60 an der Seite Garibaldis heldenmüthig kämpfenden Ippolito Nievo, in Michele Coppinos „Addio Savoia" (1860 nach Abtretung Savoyens an Frankreich verfaßt), in Luigi Mercantinis „La Spigolatrice di Sapri" (Die Aehrenleserin von Sapri), und dem „Inno di Garibaldi" (der Garibaldi-Hymne, 1859—60). Letzteres Gedicht, von Alessio Olivieri componirt, riß die Kämpfer für die Freiheit und Einheit Italiens zu höchster Begeisterung hin. Aber neben diesen wenigen beredten Zeugnissen dichterisch hohen, von glühender Vaterlandsliebe getragenen Empfindens trat die Flachheit und Inhaltsleere der übrigen zahlreichen poetischen Productionen nur umsomehr hervor. Als den Grund derselben betrachtete sowohl Carducci, wie auch Lorenzo Stecchetti (Pseudonym für Olindo Guerrini) einerseits die Nachwirkung der „Heiligen Hymnen" Alessandro Manzonis — unter dessen zahlreichen Nachahmern als besonders erfolgreich Giuseppe Borghi zu erwähnen ist — andererseits die, jede Eigenart unterdrückende Schablone der römischen Dichterakademie Arcadia. Indeß diese religiösen Hymnen und Canzonen, welche katholische Dogmen und asketische Entsagung verherrlichten, entsprachen ebenso wie die seichten „idealistischen" Liebeslieder längst nicht mehr dem Geschmack des Publicums, das mehr und mehr gleichgiltig gegen die Poesie wurde, selbst wenn sie einmal, wie in den Versen Giovanni Pratis und Emilio Pragas, kraftvollere Töne fand. Da wehte in diese dumpfe, weihraucherfüllte Atmosphäre ein erfrischender Luftzug, ein Luftzug, der bald zum Sturm ward und zünden-

den Blitz und grollenden Donner im Gefolge hatte, in den Gedichten Carduccis und Stecchettis, der beiden Streiter für dasselbe Ziel: Freiheit des Geistes und Gedankens und Rückkehr zur Natur. Wenngleich Jeder von ihnen dieses Ziel in anderer Art anstrebte — Stecchetti, in den Spuren Heines und der französischen Romantiker, mehr das sinnliche, Carducci, den alten Klassikern folgend, das geistige Element wieder erweckend — jedenfalls regte sich durch ihre Dichtungen in der Litteratur Italiens wieder frischeres Leben, und dieselbe fand auch beim Publikum erneutes Interesse.

* * *

Das innerlich so reich bewegte Leben Carduccis läßt sich in seinen äußeren Umrissen mit wenigen Strichen zeichnen: Seine Heimath ist Toscana, welches so viele große Männer — Künstler, Dichter und Gelehrte — hervorgebracht hat. In Valdicastello bei Pietrasanta, einem kleinen Orte in den Maremmen, wurde Carducci am 27. Juli 1836 als Sohn eines unbemittelten, aber altangesehener Familie entstammenden Arztes geboren. Im Jahre 1849 siedelte derselbe nach Florenz über, wo der Jüngling seine Ausbildung zuerst im Collegio Scolopii erhielt, um später auf der Universität Pisa Philologie zu studiren. 1857 wurde er Lehrer der Rhetorik am Gymnasium San Miniato al Tedesco; 1858 und 1859 lebte er bei den Seinigen in Florenz, wo ihm alsbald, da sein Vater gestorben und die Familie in größter Dürftigkeit zurückgeblieben war, die Pflicht zufiel, für dieselbe zu sorgen und sie vor dem äußersten Mangel zu schützen; aus diesem Grunde mußte er, dessen Herz so feurig für die Freiheit und Größe seines Vaterlandes schlug, es sich auch versagen, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen und sich an den ruhmvollen Kämpfen der italienischen Freischaaren zu betheiligen. Mit Beginn des Jahres 1860 wurde er am Lyceum von Pistoia als Lehrer für Griechisch und Latein angestellt und im December desselben Jahres durch den — auch als Dichter, sowie als philosophischer und politischer Schriftsteller bekannten — Unterrichtsminister Terenzio Mamiani als Professor der italienischen Litteratur an die Universität Bologna berufen.

Der Sinn für Poesie und Schaffenslust waren schon früh in dem Knaben erwacht; mit 11 Jahren soll er bereits Verse geschrieben haben und in den Confessioni im Kapitel Primo passo erzählt Carducci, daß im Jahre 1852 zum ersten Male ein Gedicht von ihm — ein Gelegenheits-Sonett, um welches ein Freund ihn ersucht hatte — anonym gedruckt wurde. Ueber seine Studienzeit enthalten die Confessioni keine Mittheilungen, dagegen ausführliche Schilderungen von dem Orte seiner ersten Lehrthätigkeit, San Miniato al Tedesco bei Florenz. Zwei seiner Studiengenossen aus Pisa waren zugleich mit ihm als Lehrer dorthin berufen worden, und die drei Gefährten mietheten zusammen von einem

Gastwirth Afrodisio ein Häuschen vor der Porta Fiorentina, dem sie den Beinamen Torre bianka („Weißer Thurm") gaben; in der Nachbarschaft war dasselbe als das „Lehrerhaus" bekannt und bald in bösen Leumund wegen des Lärms, welcher Tag und Nacht daraus erklang. An Sonntagen kamen die Freunde aus Florenz: Nencioni, Chiarini und Gargani, und dann hallte aus dem weißen Thurme noch fröhlicheres und lauteres Leben. Doch trotz aller übersprudelnden Jugendlust, Gesang und Becherklang wurden auch die ernsteren Studien unermüdlich fortgesetzt. Die Schriftsteller, die Carducci damals bevorzugte, waren: Vergil, Horaz, Tacitus, Dante, Tasso, Petrarca; später wandte er sich den hervorragenden Prosaisten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts zu, besonders den Trecentisten, „jenen Zeugen frischen Lebens eines jungen, starken, freien Volkes, als es Geist, Phantasie, Leidenschaft, Wahrhaftigkeit und Würde besaß, wie nie wieder." Als Knabe hatte er siebenmal die „Promessi Sposi" von Manzoni gelesen, dessen klaren, musterhaften Stil er auch später stets bewunderte, obgleich er die politische Resignation, welche der Grundzug dieses Romans ist, ebenso verurteilte wie die religiöse Mystik der „Inni Sacri"; von neuen Autoren zogen ihn besonders Botto, Foscolo, Giordani, Leopardi und Giusti an, unter den Ausländern Victor Hugo, Lamartine, Byron, Goethe, Heine. „Fühlen wollte ich indeß," schreibt er, „stets auf meine Weise, und dieses Gefühl suchte ich mit angemessenster Offenheit vollkommen und rein auszudrücken." So vergingen den drei Genossen in San Miniato einige Monate, während welcher die Rechnungen bei den Wirthen Afrodisio und Micheletti „so hoch — aber weniger weiß — wuchsen, wie die Lilien im Thale von Jericho. Und wie mit 90 Lire monatlich dem üppigen Wachsthum Einhalt gebieten?" Da machte einer der Freunde den Vorschlag: „Lassen wir Deine Gedichte drucken!" Anfangs widerstrebte Carducci. Er erzählt darüber: „Irgend ein Sonett oder Lied für eine Zeitung, oder eine geistliche Hymne als Flugblatt für ein Fest von Landbewohnern, die keine Silbe davon verstanden, zum Druck zu geben — das mochte hingehen. Aber meine Gedichte sammeln und zum Kauf ausstellen, wehe mir! Die Gedichte machte ich damals für mich selbst. Es gehörte zu den größten Genüssen meiner Jugend, meine Gedanken oder Empfindungen flüchtig niederzuschreiben, um von Zeit zu Zeit den Entwurf wieder vorzunehmen und zu feilen; manchmal wurde er auch ganz vernichtet — um so besser! Indeß, nachdem der Buchdrucker Ristori eine billige Auflage und günstige Bedingungen angeboten hatte, willigte ich ein. So kam es, daß am 23. Juli 1857 meine „Rime" öffentlich erschienen. Und nun ist die Thatsache festgestellt, daß ich sie nicht dem Druck übergab mit der stolzen Absicht, einen neuen Weg zu bahnen, oder einen alten wieder zu eröffnen, auch nicht in der bescheidenen Hoffnung auf Ermuthigung seitens des italienischen Publikums, sondern mit der ehrlichen Absicht und kühnen Hoffnung, mei Schulden

zu bezahlen. Doch statt getilgt zu werden, nahmen dieselben nur zu. Eines Morgens im August mußten wir heimlich aus dem Weißen Thurme fliehen. Afrodisio und Micheletti bezahlten wir, Dank den Vätern und Müttern, bis auf den letzten Heller. Und die Rime blieben dem Mitleid Francesco Silvio Orlandinis, der Geringschätzung Paolo Emiliani Giudicis und den Angriffen Pietro Fanfanis ausgesetzt!"

* * *

Dieses erste Buch Carduccis war ein bescheidener Band von etwa 100 Seiten, von dem jetzt nur noch sehr selten ein Exemplar zu finden ist; es enthielt 25 Sonette und 13 Lieder, welche sich in den 1871 bei Barbèra in Florenz erschienen „Poesie" di G. C. (Enotrio Romano) als Theil I „Juvenilia" wiederfinden und auch später unter letzterem Titel mit andern Gedichten vermischt und nun auf 85 Nummern angewachsen, als selbstständiges Buch von Zanichelli in Bologna herausgegeben wurden.

Diese „Juvenilia" umfassen das Jahrzehnt von 1850—1860, während der Theil II der, in 4 Auflagen bei Barbèra erschienenen Poesie unter dem Titel: „Levia Gravia" aus den Jahren 1861—67 stammend, zuerst 1868 in Pistoia unter dem Pseudonym Enotrio Romano herausgegeben war, und Theil III „Decennalia", die Gedichte aus den Jahren 1860—70 enthält. In der neuen Gesammtausgabe der Werke Carduccis bilden die Poesien aus den Jahren 1850—60 als Juvenilia den 1., diejenigen aus 1861—71 als Levia Gravia den 2. Theil von Band VI; die früher Decennalia benannten politischen und socialen Gedichte, welche 1882 bei Zanichelli unter dem Titel „Giambi ed Epodi" erschienen und den Zeitraum von 1867—72 umfaßten, reichen jetzt unter gleicher Benennung in den „Opere" Band IX bis zum Jahre 1879. Es ist nicht leicht, sich in diesen verschiedenen Ausgaben zurecht zu finden, da bei den neueren Auflagen nicht nur die Reihenfolge der einzelnen Gedichte innerhalb desselben Bandes, sondern auch die Vertheilung auf die betreffenden Bände oft eine ganz andere ist.

Bald nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichte trat Carducci auch als Prosaschriftsteller in die Oeffentlichkeit, da der Verleger Barbèra in Florenz ihm den Vorschlag gemacht hatte, die Klassikerbibliothek, welche er herausgeben wollte, zu corrigiren, mit Erläuterungen und Vorreden zu versehen, gegen ein Honorar von 100 Lire für jeden Band. Diese Vorreden, später als Meisterwerke des Stils und gediegener Gelehrsamkeit gepriesen, wurden, wie Carducci selbst berichtet, damals wenig beachtet, „denn in jenen Jahren hatte man an Anderes zu denken, als an Litteratur". Die erste dieser Arbeiten war die Herausgabe der Satiren und kleineren Gedichte Vittorio Alfieris (1858), ihnen folgten die „Secchia rapita" und

andere Gedichte von Alessandro Fassoni, die lyrischen Poesien Vincenzo Montis und 1859 die Gedichte des Lorenzo de' Medici.

Zugleich mit der Medicäervorrede schrieb Carducci die Canzone „A Vittorio Emanuele“, und während er in ersterer, sich ganz in den Geist des Mittelalters zurückversetzend, die Saat seiner Gedanken über die Bedeutung und den Werth des Quattrocento ausstreute, die er auch später in Poesie und Prosa kühn verfochten hat, stellte er in der Canzone sowie in den Gedichten „Alla Croce di Savoia“ und „Il Plebiscito“ sich mitten in die politischen Stürme jener für Italien so reich bewegten Zeit; auch gab er mit einigen Freunden, darunter Giuseppe Chiarini, die Zeitschrift „Il Poliziano“ heraus, welche classische Studien und Formen wieder einführen sollte, indeß nach kurzem Bestehen einging. Diese auch weiterhin hervortretende Fähigkeit, so ganz verschiedenartige Werke zu gleicher Zeit zu schaffen, die Stoffe vollkommen zu beherrschen und in seinem Geiste so klar und scharf von einander zu trennen, ist eine ebenso Staunen wie Bewunderung verdienende Eigenart Carduccis. Er selbst schreibt darüber: „Ich verlange Gerechtigkeit, ich war, glaube ich, sehr ruhig in der Arbeit und klar in der geschichtlichen Kritik. Mit meinen künstlerischen und politischen Werken ist es etwas Anderes: ich wollte nicht nur, ich mußte kämpfen.“

Von den bis jetzt erschienenen Bänden der „Opere comptete“ enthält Band I (Discorsi letterari e storici) Abhandlungen — früher gehaltene Vorträge — über die Entwickelung der nationalen Litteratur über Vergil, Dante, Petrarca u. A., Band II („Primi Saggi“) behandelt Lorenzo de Medici, Alessandro Tassoni, Salvator Rosa, Alfieri, Giusti; Band III („Bozzetti e Scherme“) bietet Skizzen über Goffredo Mameli, Manzoni, Prati, Calderon u. A. Die autobiographischen und polemischen Schriften („Confessioni e Battaglie“) bilden den IV. Band. Den Titel „Ceneri e Faville“ führen die kleineren Abhandlungen, die in 3 Serien — aus den Jahren 1859—70, 1871—76, und 1876 bis in die neuere Zeit stammend — in Band V, VII und X enthalten sind. Den Band VIII füllen die „Studi letterari“, namentlich Dante betreffend, und die Bände VI und IX werden von den Poesien eingenommen, ersterer (wie schon erwähnt) von den „Juvenilia e Levia Gravia“, letzterer von den „Giambi ed Epodi e Rime Nuove“.

Die zuerst in den Jahren 1877, 1882 und 1889 erschienenen drei Bände Oden (Odi Barbare, Nuove Odi Barbare, Terze Odi Barbare) dürften, mit den neuesten, in Separatausgaben veröffentlichten großen Oden: „Piemonte“ (1890), „Bicocca di San Giacomo“ und „La Guerra“ (1891), „Cadore“ (1892) „Alla Citta di Ferrara (1895) und einigen kleineren Gedichten vereinigt, einen weiteren Band der Opere Complete füllen.

In diesen Dichtungen sehen wir das Talent Carduccis immer reicher und vielgestaltiger sich entfalten, und in den berühmten Odi Barbare zu seiner höchsten Vollendung gelangen.

Die Jugendgedichte „Juvenilia“ enthalten noch manches Minderwerthige, als Form herrscht das traditionelle Sonett vor, in der Sapphischen Ode ist durchweg der Reim angewandt. Doch finden sich auch hier in der Behandlung des Stoffes bereits die unverkennbaren Spuren der späteren, so mächtig wirkenden Eigenart des Dichters, die sich gleich in den seiner Jugendliebe gewidmeten Sonetten zeigt. Von großer Schönheit sind die Gedichte LX und XLI „Dante“ und „Beatrice“, dadurch interessant, daß sie Carduccis damalige — später von ihm wesentlich modificirte — symbolische Auffassung der Gestalt der Beatrice bekunden. Das Buch V der Juvenilia enthält meist Spottgedichte auf die arkadischen Reimkünstler, welche dadurch nur noch erbitterter gegen das junge, so kühn aufstrebende Talent wurden. Das Buch VI füllen die politischen Gedichte, die zu den populärsten jener Zeit gehören: die Canzone „A Vittorio Emanuele“, die Oden „Il Plebiscito“ und „Alla Croce di Savoia“, welch letztere auch gleich nach ihrem Erscheinen in Musik gesetzt und öffentlich gesungen wurde. Diese, in den Jahren 1859 und 1860 geschriebenen Oden sind ein begeisterter Aufruf des Dichters an Viktor Emanuel, die fremden Gewalthaber aus dem Lande zu vertreiben und dasselbe unter seinem Königsscepter zum einigen Italien zu machen; Carducci lieh in seinen Versen den Gefühlen Worte, welche damals das Herz jedes Italieners bewegten, als über alle Partei-Interessen hinweg die Sehnsucht und das Verlangen der ganzen Nation so auf dieses eine Ziel gerichtet war, daß die Republikaner Manin und Mazzini selbst Viktor Emanuel dazu drängten und Garibaldi für ihn in den Krieg zog.

„Das Kämpfen wird Freude, das Sterben für uns Sieg sein; mit uns wird der Ruhm und der Name der Vorfahren kämpfen; Gott schütze Dich, theures Banner, unsere Liebe und unsere Freude, weißes Kreuz von Savoyen, Gott schütze Dich und den König“ singt Carducci in der Ode an das Kreuz von Savoyen.

In den „Levia Gravia“ sind ebenfalls die Dichtungen politischen Inhalts die bedeutendsten, ganz besonders die an Garibaldi, den edelen und so oft mit Undank belohnten Freiheitskämpfer gerichteten: „Roma o Morte“ und „Dopo Aspromonte“. Nicht mehr dem Könige Viktor Emanuel, sondern dem „Löwen von Caprera, der es wagte, allein gegen das alte Europa aufzustehen“, gehört jetzt des Dichters Liebe und Begeisterung. Das Gedicht „Dopo Aspromonte“, nach der Schlacht von Aspromonte geschrieben, — in der Garibaldi, welcher dem Könige bereits Neapel und Sicilien erobert hatte, an dem Zuge nach Rom durch die italienischen Truppen gehindert, im Kampfe verwundet und gefangen genommen wurde, — ist der Ausdruck flammender Entrüstung über diesen Undank, zu welchem die Regierung durch

ihre mit Frankreich geschlossenen, sie aller Selbständigkeit beraubenden Verträge gezwungen war.

Ebenso wie in diesen letzteren Gedichten wurde Carducci auch zum beredtesten Dolmetscher der nationalen Empfindungen in dem Hymnus an Satan („Inno a Satana") in dem er das Papstthum und die Priesterherrschaft bekämpft. Die außerordentliche Berühmtheit und schnelle Verbreitung, welche das Gedicht fand — es erschien in Separatausgabe zuerst 1865 in Pistoia und später in Bologna bei Zanichelli fast jedes Jahr in neuer Auflage, — muß hauptsächlich daraus erklärt werden, daß es dem Hasse des Volkes gegen Pfaffenthum und Dogmenzwang Ausdruck gab; in poetischer und künstlerischer Hinsicht reicht es an viele anderen Schöpfungen Carduccis, der es hinsichtlich der Form später selbst abfällig beurtheilte, nicht heran. Eine „Orgie des Geistes" nannte es der Kritiker Quirico Filipanti. Es ist in der That eine Verherrlichung des heidnischen Hellenenthums und seiner Kunst im Gegensatz zu dem Christenthum des Mittelalters und der Gegenwart ein Hymnus auf Vernunft, Wissenschaft und Fortschritt.

Die meisten der politischen Kampfgedichte Carduccis sind unter dem Titel „Giambi ed Epodi" vereinigt. In dem Vorwort zu der Ausgabe vom Jahre 1882 — jetzt in den „Confessioni e Battaglie" enthalten — erklärt Carducci die Motive dieser herben Satiren und Angriffe auf die Regierung, indem er auf deren schmähliches Verhalten gegen Garibaldi und seine Freischaaren und auf die erbärmliche Unterwerfung („miserabile soggezione") unter das französische Kaiserreich hinweist und dann fortfährt: Und doch ertrugen wir das alles und hätten noch mehr ertragen, wenn im Jahre 1866 Italien gesiegt hätte. Aber die Sieger von Castelfidardo gaben uns Custozza, die Ueberwinder von Gaëta gaben uns Lissa. Alles läßt sich heilen, ausgenommen die Schande. Und in jenem Jahre war Italien die Schande eingeimpft: das Mißtrauen und die Verachtung gegen sich selbst, der Verlust des Ansehens und die Verachtung der anderen Nationen. Während solcher Wechselfolge der Ereignisse und Gefühle wurden die in diesem Buche enthaltenen Gedichte geschrieben. Und noch einmal ähnliche zu schreiben, habe ich keine Neigung. Aus drei Gründen: 1) Mit der Wiedererlangung Roms für Italien, wie immer sie geschehen sein mochte, war das höchste Ideal meiner nationalen Politik erreicht und das schöne legendenhafte Zeitalter der italienischen Demokratie war zu Ende; 2) mit der Wahlform ist das andere Ideal meiner demokratischen Politik, das allgemeine Stimmrecht fast erreicht oder kann leicht völlig erreicht werden; 3) Poesie wie die der „Giambi ed Epodi" gehört nur einer kurzen Periode des Lebens an, in welcher der Künstler einen vorübergehenden geschichtlichen Moment, der ihm antipathisch oder sympathisch ist empfindet und wiedergiebt. Diese eigenen Aussprüche des Dichters enthalten die beste, vollkommenste Rechtfertigung seiner schonungslosen, aber von hohem Patriotismus inspirirten Satiren und Anklagen, wie sie auch zugleich die,

Carducci so oft von seinen Feinden zur Last gelegte Aenderung seiner politischen Anschauungen hinreichend erklären. Die „Giambi ed Epodi" welche naturgemäß von speciell-nationalem Interesse und Werth für Italien sind, scheinen in Deutschland die am wenigsten bekannten von Carduccis Gedichten zu sein; meines Wissens nach sind nur drei derselben ins Deutsche übertragen: „Canto dell' Italia che va in Campidoglio", durch Professor Th. Mommsen, „Meminisse horret" und „Avanti! Avanti!" durch Dr. C. Mühling, letzteres Gedicht auch durch Bettina Jacobson.

Eine der berühmtesten, und vielleicht die ergreifendste der Dichtungen dieses Bandes ist die Epode „In morte di Giovanni Cairoli" auf den Tod Giovanni Cairolis, der bei Villa Gloria vor Rom die Wunden empfing, denen er nach vielen Qualen fast 2 Jahre darauf erlag — als vierter der Brüder, welche den Heldentod für das Vaterland starben. Der einzig überlebende, der nachmalige Ministerpräsident Benedetto Cairoli, welchem Carducci das Gedicht nebst einem Briefe in der „Riforma" (im Februar 1870) gewidmet hatte, antwortete darauf im „Popolo" von Bologna folgende Worte:

„Ich danke Ihnen nicht: ich wage nicht, die Schuld der Dankbarkeit durch ein zu profanes, gebräuchliches Wort auszudrücken — ich sage Ihnen nur, daß die arme Mutter Sie segnet; es ist ein Ihrer würdiger Lohn. Auf das Grab unserer Lieben senden Sie als Huldigung Blumen, die ihren Duft nicht verlieren, Verse, die nicht sterben, und die an die Pflicht mahnen, welche das Ziel des Opfers war. Heilig ist die Mission des Dichters, wenn sie die des Märtyrers vollendet, indem sie das nationale Erwachen vorbereitet. Wir wollen hoffen; das Bewußtsein eines Volkes kann zeitweise irregeleitet, doch nie verderbt werden bis zum Vergessen der Ehre, bis zum, in dauernder Erschlaffung resignirten Dulden der Schmach fremder Occupation, die uns Rom streitig macht. Ich schließe mit diesem Namen, der in der Todesstunde unserem geliebten Giovanni seine Prophezeihung eingab, und umarme Sie von ganzer Seele." So übermächtig war in der ganzen Nation, im Volke sowohl, wie in den höchsten Ständen, das Bewußtsein, daß das Einigungswerk erst vollendet sein würde, wenn Rom die Hauptstadt des Königreiches sei, daß kein Opfer zur Erreichung dieses Zieles zu schwer schien und das schon Erreichte über dieser Sehnsucht oft allzu gering geachtet wurde.

In „Avanti! Avanti!" sagt Carducci von sich selbst: „Zu schnellerem Schlage für Menschenhaß und Liebe entflammten mein Herz in ihren strengen Gluthen die letzten überlebenden Göttinnen: Gerechtigkeit und Freiheit; und ich glaubte für die neue Zeit der italische Dichter zu sein, dessen Strophen sich zum Himmel erhoben gleich klirrenden Schwertern ... Doch rings um mich sehe ich zusammengedrängt Sklaven und Tyrannen, und über meinem Haupte höre ich die fliehenden Jahre rauschen; sie flüstern: was singt nur Jener, zornig und allein? er singt und wiegt seine düsteren

Hirngespinnste, und das, was in der Welt lebt und sich bewegt, fühlt er nicht. — O Volk Italiens, Du Leben meines Gedankens, o Volk Italiens, Du alter, träg gewordener Titan; ich sagte Dir in's Gesicht, daß Du feig sei'st, da riefst Du mir Bravo und bekränztest Dein Glas mit meinen Todtengesängen!"

Man erkennt aus dieser Probe, wie weit Carducci, der stets die Gegenwart mit den ihm so vertrauten Gestalten und Thaten der römischen Helden verglich, in seinen Anschuldigungen ging; er richtete dieselben auch nicht blos gegen die Regierung oder den Papst, der grausam alle Erhebungsversuche unterdrückte, sondern auch gegen das Volk, wenn er dasselbe schwach und muthlos sah. Das Schlußgedicht des Bandes „Il canto dell' amore" mit den Versen: „Gruß Dir, gequälte Menschheit! Alles geht vorüber und Nichts kann sterben; zu viel haßten und litten wir; liebet! Die Welt ist schön, und heilig ist die Zukunft," bereitet schon auf die sanfteren Klänge vor, die in den 1887 erschienenen „Rime Nuove" ertönen.

Die meisten dieser Gedichte waren bereits 1873 unter dem Titel „Nuove Poesie di Enotrio Romano (Giosuè Carducci)" veröffentlicht worden und hatten alsbald außerordentlichen Beifall gefunden. Zu der 3. Auflage derselben (1879 Bologna, Zanichelli) hatte der ausgezeichnete Dichter und Kritiker Enrico Panzacchi eine Vorrede geschrieben, in der er die hohe Bedeutung Carduccis im Vergleich mit den ihm seit 1840 vorangegangenen Dichtern Italiens betont; „während" — schreibt Panzacchi — „auch die gefeiertsten Poeten Italiens, Prati und Aleardi, sich der Gleichgiltigkeit des Publicums beugten und ein Ereigniß abwarteten, um gewissermaßen die Veröffentlichung eines Gedichtes zu motiviren, fuhr Carducci fort, die Kunst als ein hehres, bescheidenes Priesterthum auszuüben, das sich nicht nach den Launen der öffentlichen Meinung richtet; er schlug und schlug in geduldiger, beständiger Arbeit an die starke, aus Unwissenheit und Stumpfsinn gebildete Mauer, die ihn von dem großen Publicum trennte, überzeugt, daß früh oder spät die Mauer fallen und das zeitgenössische Italien eines Tages seinen Dichter anerkennen und ihm Beifall zollen werde. Jetzt wird er nicht nur als der hervorragendste unserer lebenden Dichter, sondern auch als der Urheber einer poetischen und kritischen Bewegung begrüßt, die in wenig Jahren die ganze litterarische Atmosphäre unseres Landes verändert hat."

Auch in Deutschland war man auf Carducci aufmerksam geworden; Adolf Pichler schrieb in der „Abendpost", Karl von Thaler in der „Neuen freien Presse", und der gediegene Kenner italienischer Litteratur Karl Hillebrand in der „Allgemeinen Zeitung" und der Zeitschrift „Italia" über ihn, und Letzterer erklärte ihn für den größten Dichter, den Italien, ja sogar Europa, seit dem Tode Leopardis und Heines hervorgebracht hat.

Die, durch eine Anzahl von Dichtungen vermehrten Nuove Poesie,

jetzt, „Rime Nuove" benannt, sind vorwiegend Gefühlslyrik und haben, da sie deutscher Poesie und deutschem Empfinden am nächsten kommen, bei uns die meiste Bewunderung und Verbreitung gefunden. Auch die von mir verfaßten Uebertragungen von Gedichten Carduccis sind — mit Ausnahme einiger Oden — den Rime Nuove entnommen; die Schönheit der Originale können die Proben, die hier folgen, freilich nur unvollkommen wiedergeben.

Infolge der, den Schluß der Rime Nuove bildenden 12 Sonette: „Ça ira", welche in packender, meisterhaft-knapper Weise die französische Revolution behandeln — „diesen epischsten Moment der modernen Geschichte", wie der Dichter in einer Anmerkung sagt — wurde Carducci vielfach der Aufreizung zur Empörung beschuldigt, welche Anklage er in der Abhandlung „Ça ira" zurückwies. Auch an anderer Stelle läßt er sich über seine politischen Gesinnungen aus, z. B. in der Rede an seine Wähler in Lugo (1876): „Meine Jugend gehörte ganz den Studien, in deren Einsamkeit der republikanische Gedanke in mir erstand, wuchs und erstarkte. Im Jahre 1860 war ich demokratischer Monarchist, das Jahr 1867 fand mich als Republikaner. Aber meine Republik ist nicht die der Gewaltsamkeit;" im Vorwort zu „Juvenilia" (1880) heißt es: „Schließlich halte ich die Monarchie für eine legitime Institution des Staates, weil sie durch die Wahlstimmen des ganzen italienischen Volkes entstanden ist," und in der Rede an die Wähler in Pisa (1886):*) Die Grundlage der italienischen Monarchie ist demokratisch, das Plebiscit; ihr Gipfel ist die Idealität des geeinten Vaterlandes. Es lebe Italien! immer und über Alles Italien! Das einige, untheilbare, gleich seiner Mutter Rom ewige Italien! Und wie der lateinische Dichter, sich an die Sonne, diese alte Gottheit unseres Volkes wendend, sang, wiederhole ich heut:

„O Sonne, Du kannst nie Größeres und Schöneres sehen, als Italien und Rom!"

* * *

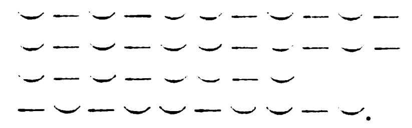
Das größte Aufsehen in den litterarischen Kreisen Italiens, und bald auch weit über dieselben hinaus, erregten die „Odi Barbare", Barbarische oder sprachwidrige Oden, in denen Carducci sich vollständig von dem Reim lossagend, die antiken — sapphischen, alkäischen und asklepiadeischen — Strophen, die er in verschiedenen Modifikationen dem Accent der italienischen Sprache anpaßte, zur Anwendung brachte.

Die sapphische Strophe hat in diesen Oden nur selten den Daktylus als dritten, sondern vorherrschend als ersten Fuß, oft zeigen die drei ersten

---

*) Carducci gehörte früher der Deputirtenkammer, gegenwärtig dem Senate Italiens an.

Zeilen auch fünffüßige Jamben, und nur der adonische Schlußvers bleibt rein. Die mächtigste Wirkung erzielt Carducci durch die herrlichen alkäischen Strophen, welche indeß auch nur selten sich streng an die antike Form halten, sondern meist folgendes Schema haben:



Die Modification der Distichen, welche sich häufig (z. B. in den Oden „Presso l' urna di Shelley," „Roma," „Fuori alla Certosa di Bologna") findet, verwandelt den Pentameter eigentlich in einen zweiten Hexameter:

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡

und nimmt dieser Versform durch die Thesis im dritten und sechsten Fuß viel von ihrem ursprünglichen, kraftvollen Charakter, was freilich vielleicht nur einem deutschen Ohre auffällt, während es den, an die versi piani gewöhnten Italienern als das Natürlichere erscheinen mag.

Uebrigens schlug Carducci mit der Wiederbelebung altklassischer Formen durchaus keinen ganz neuen Weg ein, denn, wie er in seinem Werke „La Poesia Barbara nei Secoli XV e XVI" (Bologna 1881) nachweist, hatten im 15. und 16. Jahrhundert und auch später bereits eine ganze Anzahl Dichter — Carducci giebt Proben von über fünfzig Verfassern an — ebenfalls sich der lateinisch-italienischen, oder sprachwidrigen Verse bedient. Jener Versuch erhielt aber nun, von Carduccis machtvollem Geiste getragen, eine ganz andere Bedeutung und gab der gesammten italienischen Litteratur Anlaß zu gründlichen, fruchttragenden Erörterungen des „Für und Wider". Bedeutende Kritiker, vor Allen Chiarini, Cavallotti, Borgognoni und Stampini, schrieben darüber gediegene und eingehende Studien. Auch in Deutschland erregten die Oden Aufsehen, wurden von litterarischen Zeitschriften besprochen, und sieben derselben (nebst drei anderen Gedichten) erschienen zu Ende des Jahres 1879 in Berlin (jedoch nur privatim, nicht im Buchhandel) in deutscher Uebertragung durch Professor Theodor Mommsen und einen andern, W unterzeichneten Uebersetzer. Dem größeren italienischen Publicum war freilich die Form dieser Dichtungen zu fremd, zu wenig einschmeichelnd in's Ohr tönend, der Inhalt zu tief und gelehrt. Doch Carducci, der stets nur seinem poetischen Impuls und künstlerischen Ideal folgte, ließ sich durch die von vielen Seiten erhobenen Einwände nicht beirren und zwang allmählich nicht nur die Gelehrten, sondern auch einen großen Theil des gebildeten Publicums zu sich hinüber. Professor Ugo Brilli schrieb in den „Pagine sparse": „Wenn Carducci in seinem ganzen Leben nichts Anderes geschaffen hätte als die drei Oden: „Nella piazza di S. Petronio,"

„Su l'Adda" und „Alle fonti del Clitumno", so würde dies genügend die Behauptung rechtfertigen, er habe in die italienische Lyrik Etwas eingeführt, was unbedingt vor ihm nicht darin gewesen ist. Und die Landschaften, denen man hier begegnet, sind mehr als lebendige und machtvolle Beschreibungen der Natur, scheinen mir vielmehr wunderbare Wiedererschaffungen derselben." Diese vollendet geschilderten Landschaften belebt des Dichters Phantasie mit den Göttern und Helden des Alterthums, Mythologie und Geschichte verknüpfen sich mit den Bildern der Gegenwart. Und durch diese Vertiefung des Inhalts, die Zuführung neuer Stoffe durch die Geschichte, und die Kunst der Verbindung zwischen Dichtung und Wissenschaft hat Carducci sich um die Poesie Italiens unschätzbare Verdienste erworben. Die Oden zeichnen sich durch einen solchen Reichthum tiefer Gedanken und farbenprächtiger Bilder aus, daß es schwer ist, die eine oder andere als besonders schön und bedeutend herauszugreifen, und kann hier stets nur das individuelle Empfinden geltend gemacht werden.

In der Ode „All Aurora" ist das Erwachen des ländlichen Lebens am Morgen geschildert und mit begeistertem Preise der in himmlischer Schönheit strahlenden Göttin vereint. „Nell' Annuale della Fondazione di Roma" giebt Zeugniß von des Dichters glühender Liebe für Rom; er sagt darin: „Gruß Dir, Göttin Rom! Auf die Trümmer des Forums gebeugt, folge ich mit sanften Thränen Deinen geliebten verstreuten Spuren, heimatliche, göttliche, heilige Mutter! Für Dich bin ich ein Bürger Italiens, für Dich ein Dichter, o Mutter der Völker, die ihren Geist in der Welt belebt und ihren Ruhm Italien aufprägte." Die alkäische Ode: „Alla Vittoria tra le rovine del tempio di Vespasiano in Brescia" ist in ihrer Kürze von hinreißender Wirkung durch markige Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Die sapphische Ode: „Alle Fonti del Clitumno" giebt eine wundervolle, lebendige Schilderung der umbrischen Landschaft und der schon von Virgil, Juvenal, Propertius, in neuerer Zeit von Macaulay, Byron, Alinda Bonacci-Brunamonti u. A. besungenen Quellen des Flusses Clitunno mit seinen, dem Flußgott Clitunnus geweihten Tempeln und läßt die an den Ort geknüpften Ereignisse der Jahrhunderte, die seitdem verrannen, wieder vor uns erstehen. In hellenisch-heiterer Auffassung, die sich über die Schrecken des Todes empor zu den Sternen erhebt, klingt die Ode „Fuori alla Certosa di Bologna" aus: „Die Todten sagen: Glücklich seid Ihr, die Ihr auf dem Hügel wandelt, von den warmen Strahlen der goldenen Sonne umhüllt. Für Euch murmeln die Quellen am blühenden Abhang, singen die Vögel im Grünen, rauschen die Blätter im Winde; Euch lächeln immer neue Blumen auf der Erde, Euch lächeln die Sterne, die ewigen Blumen des Himmels. Die Todten sagen: „Pflücket die Blumen, welche verblühen, liebet die Sterne, die nie vergehen. Modernd welken die Kränze um unsere feuchten Schädel, windet Rosen in Euere blonden und schwarzen Locken. Kalt ist's hier unten, wir

sind allein. O liebet Euch im Lichte der Sonne! über dem Leben, das vergeht, strahle die Ewigkeit der Liebe!" In prächtigen alkäischen Oden feiert Carducci den Freiheitskämpfer Garibaldi, von welchem er Dante zu Vergil sagen läßt: „Niemals ersannen wir eine edlere Heldengestalt," worauf Livius erwidert: „Er gehört der Geschichte an, o Dichter; der bürgerlichen Geschichte Italiens gehört diese zähe, ligurische Kühnheit an, die auf dem Rechte beruht, zur Höhe aufblickt und vom Ideal umstrahlt wird." So findet in Carduccis Oden alles Schöne, Hohe und Edle einen seiner würdigen Preis, und unverwelklich wird der Ruhmeskranz sein, welchen der Dichter sich durch diese Schöpfungen erwarb.

* * *

Die Dichtungen Carduccis bilden dem Umfange nach nur ungefähr den sechsten Theil seines Schaffens, während den weitaus größten Raum — etwa 17 Bände — kritische und litterarische Werke einnehmen. Außer den bereits genannten Klassiker-Ausgaben besorgte Carducci für Barbèra die Herausgabe der „Rime“ Cino da Pistoias und anderer Dichter des 14. Jahrhunderts [1862], der Stanzen und anderen Gedichte Angelo Polizianos [1863], u. A. Besonders die Vorreden zu letzteren zwei Werken gelten allgemein als das Gediegenste, was bisher über diese Dichter geschrieben worden ist. Die Abhandlung über Poliziano fand namentlich durch Karl Hillebrand in seinen „Litterarischen Studien" wärmste Anerkennung. Mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe widmete Carducci sich in den Jahren 1868—70, (derselben Zeit, in der er die leidenschaftlich erregten Giambi ed Epodi schrieb) einer Sammlung von etwa 350 „Cantilenen, Tanzliedern, Liebesliedern und Madrigalen aus dem 13. und 14. Jahrhundert". In Frankreich wird ganz besonders sein Werk über die „Rime von Francesco Petrarca, Versuch eines neuen Textes und Commentars mit Gegenüberstellung der besten Texte und Commentare" geschätzt; die „Revue critique d'histoire et littérature“ (23. 9. 1876) sagt darüber: „Geschichte, Philosophie, Aesthetik, Philologie, Alles wird in diesem musterhaften Commentar betrachtet, beleuchtet, bereichert. Carducci findet Mittel, der sorgfältigste der Gelehrten, der eingehendste der Kritiker und zugleich ein origineller Denker und kühner Schriftsteller zu sein." Ebenso ernteten die „Studi letterari“ (1874) — Theil I die Entwickelung der nationalen Litteratur, II. die lyrischen Gedichte Dantes, III. das verschiedenartige Geschick der Werke Dantes, und IV. die Musik und Poesie der eleganten Welt des 14. Jahrhunderts umfassend, — durch die Revue critique begeisterte Anerkennung. Von hervorragendstem Interesse sind die in Theil III, „La varia fortuna di Dante“ gegebenen Aufschlüsse über die Schätzung der „Commedia“ — den Beinamen „divina“ führen die Ausgaben erst von 1516 ab — im 14. und 15. Jahrhundert, vor Allem die durch Briefe Petrarcas und Boccaccios

documentirten Urtheile dieser beiden Dichter (1361), von denen letzterer schon 1357 in seinem „Leben Allighieris“ schrieb, derselbe habe in Italien die Volkspoesie ebenso zu Ehren gebracht, wie Homer und Vergil die ihrige bei den Griechen und Lateinern.

Es ist unmöglich, in dieser — hauptsächlich den Dichter betrachtenden — Skizze die hervorragendsten litterarischen und wissenschaftlichen Werke Carduccis auch nur alle anzuführen, viel weniger noch, sie zu besprechen und zu würdigen. Letzteres könnte nur ein gediegener Fachgelehrter unternehmen und in einer, der epochemachenden Bedeutung Carduccis nach dieser Richtung hin entsprechenden Weise durchführen.

In den Studien Carduccis über die klassischen Dichter Italiens sind durch seine gründlichen Forschungen reiche Schätze gehoben und neue Gesichtspunkte geschaffen worden, welche auch seitens der deutschen Gelehrten die höchste Beachtung verdienen. Es wäre zu wünschen, daß von diesen Werken wenigstens einige durch gute Uebersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht würden; bis jetzt existirt seltsamer Weise keine deutsche Uebersetzung von einer der Prosaschriften, jedenfalls ist dem Autor selbst — wie er mir mittheilte — keine bekannt. Die neuesten litterarischen Studien Carduccis sind seine „Storia del ‚Giorno‘ di Giuseppe Parini“ (Bologna, 1892) und 3 Essays über das Schäferspiel „Aminta“ von Torquato Tasso, letztere zuerst in der Nuova Antologia (Juli 1894 — Januar 1895) und 1896 bei Sansoni, Florenz, als Band 11 der von Francesco Torraca herausgegebenen „Kritischen Bibliothek der italienischen Litteratur“ erschienen.

In der Geschichte des „Giorno“*) — des großen satirischen Gedichtes, in welchem Parini den Müßiggang und die Verderbtheit des Mailänder Adels mit feinster Ironie geißelte und sich dadurch nicht nur litterarische, sondern ebenso sociale Verdienste um die italienische Nation erwarb — widerlegt Carducci u. a. den gegen Parini erhobenen Vorwurf der Nachahmung der Dichter Pope und Martelli; Alessandro Verri, Cesarotti und Niccolini hatten Parini den neuen Juvenal und Horaz genannt, Carduccis Urtheil lautet dahin: „Parini hat von Juvenal den Ernst in der Absicht des Sarkasmus, von Horaz die Leichtigkeit in den Formen der Ironie, aber er ist weder der Eine noch der Andere.“ Die (dem circa 370 Seiten starken Bande) angefügte Bibliographie der verschiedenen Ausgaben des Giorno und der bisher über denselben erschienenen oder auch nur theilweise von ihm handelnden Werke giebt einen Begriff von der Gründlichkeit, mit welcher Carducci arbeitet: die Zahl dieser Werke, die ihm als Studium gedient haben, beträgt gegen 160, und die chronologische Zusammenstellung derselben ist für Pariniforscher von großem Werth. Die Essays über Tassos berühmte Dichtung „Aminta“ geben eine Uebersicht über die Vorläufer der-

---

*) Die ersten Theile: „Il Mattino“ und „Il Mezzogiorno“ erschienen 1763 und 1765, „Il Vespro“ und „La Notte“ 1801, posthum.

selben, eine Geschichte des Aminta selbst, und zum Schluß das bisher ungedruckte Fragment eines in der Bibliothek von Ferrara handschriftlich aufgefundenen Schäferspiels „Favola pastorale“ von G. B. Giraldi Cinthio. Das mühevoll — und, wie manche Stimmen meinen, allzubescheidene — Amt des Sammlers übt Carducci in den 1896 und 1897 erschienenen „Letture del Risorgimento italiano“ aus; es sind Reden, Briefe, sowie Capitel aus größeren Werken der bedeutendsten Schriftsteller und Staatsmänner, die sämmtlich Bezug auf das italienische Einigungswerk haben; Band I, den eine trefflich orientirende Abhandlung Carduccis über die italienische Litteratur der letzten $1^1/_2$ Jahrhunderte einleitet, bietet Theile aus Werken von Alfieri, Giordani, Foscolo, Pietro und Alessandro Verri u. A.; Band II, mit dem Jahre 1830 beginnend, ist von noch intensiverem Interesse; Gioberti, Tommaseo, d' Azeglio Cavour, Giusti und viele andere der hervorragendsten Geister sind darin vertreten; das glänzendste Beispiel vaterländischer Begeisterung und prächtigen Stils ist wohl aber der von kühnstem Mannesmuth und Freiheitsliebe zeugende Brief Mazzinis an König Karl Albert (1831) und die — das Werk beschließende — Rede Carduccis über den Tod Garibaldis (1882), — in einigen Stellen ein hinreißend schönes Gedicht in Prosa. Carducci hat in dieser Sammlung es verstanden, aus einzelnen, verstreuten Blättern einen Ruhmeskranz für die italienische Nation zu winden, deren lange, opfermuthige Kämpfe für Freiheit und Einheit uns hier in ergreifenden Bildern vor Augen treten. Das Werk, welches der Gleichgiltigkeit der Jugend für die mit so vielem Blute erkauften Errungenschaften steuern soll, ist durch den Unterrichtsminister für die Schulen empfohlen und eingeführt worden und hat entschieden einen hohen erzieherischen Werth. Wenn Carducci seinen Plan — von welchem Ugo Ojetti in seiner Schrift, „Alla scoperta dei Letterati“ erzählt — ausführt und eine mehrbändige „Geschichte der italienischen Einheitsbestrebungen“ schreibt, so wird er darin der gesammten Nation ein Werk von noch größerer historischer Bedeutung schenken.

In den letzten Jahren hat Carducci in noch höherem Grade als früher das Hauptgewicht auf seine litterarischen Prosaarbeiten gelegt, von denen er viele zuerst als Vorträge an der Universität gehalten, und sowohl durch ihren wissenschaftlichen Gehalt, wie durch sein Beispiel tiefer Forschungen den Ernst und Eifer für litterarische Studien auf eine ganze, neue Generation von Philologen und Schriftstellern übertragen. Außerdem widmete er sich der sorgfältigen Durchsicht und Ordnung der Ausgabe seiner gesammelten „Opere“. Mehr und mehr tritt bei ihm die Neigung hervor, den Werth der Poesie für unsere praktisch-materialistische Zeit, und zugleich auch *seine eigene* Bedeutung als Dichter, zu unterschätzen. Daß aber trotzdem seine Poesie Nichts von ihrer Größe und Gewalt eingebüßt hat, beweisen von den neuen Gedichten vor Allem die herrlichen Oden Piemont, **Cadore** und **Alla Città** di Ferrara, dieselben gehören zu dem Mächtigsten,

was Carducci je geschaffen; in letzterer schildert er die an Ruhm und Glanz so reichen Geschicke Ferraras mit seinen hehren Dichter- und Heldengestalten in hinreißender Weise. In mehreren kleineren Gedichten, die in jüngster Zeit einzeln veröffentlicht wurden, kommt auch wieder der so lange verschmähte Reim zur Geltung, so in den schönen Terzinen zur Einweihung des Denkmals Dantes in Trient: „XIII. Settembre MCCCXXI“*) (Trient; Giovanni Zippel, 1896).

Von den Gedichten Carduccis sind viele in andere Sprachen übertragen worden; am wenigsten wohl in die französische, wie überhaupt die französische Litteratur arm an guten metrischen Uebersetzungen fremdländischer Dichtungen ist. Dagegen verfolgt man in England und Amerika das poetische Schaffen Carduccis mit liebevoller Aufmerksamkeit und Bewunderung. In New-York erschien (1893) ein Werk: „Poems of Giosuè Carducci“ von Frank Sewall, welches zwei Studien: „Carducci und die hellenische Reaction in Italien“ und „Carducci und der classische Realismus“ nebst einer Anzahl von Gedichten in zwar zum Theil metrischer, inhaltsgetreuer, aber reimloser Uebersetzung enthält. Die treffliche Sammlung: „Italian Lyrists of To-Day“ von G. A. Greene (London und New-York 1893) bietet 5 der Odi Barbare und 6 andere Gedichte in vorzüglicher, gereimter Uebertragung nebst biographisch-kritischem Vorwort. Die „Edinburgh Review“ brachte 1882 einen Essay über Carducci, und im „Litterary Club“ von Manchester hielt (1894) W. Butterworth, der als tüchtiger Kenner der modernen italienischen Litteratur bekannt ist, über den Dichter einen begeistert aufgenommenen Vortrag, der sich durch vorurtheilslose Klarheit und Wärme der Auffassung auszeichnet.

In Deutschland erschien bald nach den Mommsen'schen Uebertragungen ein Bändchen „Ausgewählte Gedichte“ von Carducci, übersetzt von B. Jacobson (Leipzig 1880). Paul Heyse, unser Meister italienischer Uebersetzungskunst, hat in den vierten Band seines Werkes: „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (Berlin 1889) 14 der „Odi Barbare“ und 16 andere Gedichte aufgenommen, deren Uebertragung — Heyse nennt es richtiger noch „Nachdichtung“ — wohl das Vollendetste ist, was wir in dieser Gattung besitzen. Der „Hymnus an Satan“ erschien (1875) in Hillebrands „Italia“, übersetzt von Julius Schanz und (1890) im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ von H. Wilm. Den Sonetten-Cyclus „Ça ira“ übersetzte Dr. C. Mühling. Die Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ (Berlin, K. E. Franzos) brachte mehrfach Uebertragungen durch Friedrich Adler und Johannes Schürmann, und von mir selbst sind — außer der großen sapphischen Ode „Piemonte“ in der Zeitschrift „Nord und Süd“ — eine Anzahl Gedichte aus den „Rime Nuove“ und einige der „Odi Barbare“ in der „Deutschen Dichtung“ und

*) Der Todestag Dantes.

im „Magazin für Litteratur" veröffentlicht worden. Die in jüngster Zeit (Berlin, Alexander Duncker, 1897) erschienene, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Anthologie „Italienische Lyrik" von Fritz Gundlach — von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu den neuesten Erscheinungen reichend — bietet 10 Gedichte von Carducci in Uebertragungen von Bettina Jacobson, Johannes Schürmann, Friedrich Adler und mir, und eine — bisher ungedruckte — Verdeutschung des „Hymnus an Satan" von Will von Schnehen. Eine ganze Reihe von Nachdichtungen mag es außer den hier genannten noch geben, die mir jedoch entgangen sind. Auch die in Sonderabdruck veröffentlichte sapphische Ode „Bicocca di San Giacomo" erscheint neuerdings (Città di Castello", Lapi, 1897), begleitet von einer lateinischen Uebertragung durch Angelo Sommariva.

Sehr interessant ist der unternommene Versuch, die in antiken Metren geschriebenen Oden nicht nur in lebende Sprachen, sondern auch in's Lateinische zu übersetzen. Der im Jahre 1893 erschienenen Sammlung der 52, früher auf 3 Bände vertheilten Odi Barbare sind 14 derselben in lateinischer Uebersetzung durch L. Graziani, A. Crivellucci, L. A. Michelangeli und G. B. Giorgini angefügt.

Aus den Schriften Carduccis lernen wir auch seinen Charakter kennen und hochschätzen; wir sehen ihn als ernsten Forscher, als glühenden Patrioten, als den heftigen, doch stets ehrlichen Feind seiner Feinde; aber ebenso leuchten aus seinen Werken die treue Freundschaft für seine Freunde, die Dankbarkeit für jede Förderung, die er erfuhr, der innige Familiensinn, der ihn beseelt, hervor. Mit welch' warmen Worten gedenkt er z. B. der Kritiker Nencioni, Chiarini, und Panzacchi — der wenigen, die ihm von Anfang an wohlwollend gegenüberstanden — sowie des Verlegers Barbèra; von wie tiefem Gefühl zeugen die Gedichte, welche mit dem Andenken an seine Eltern, seinen früh verstorbenen Bruder und seinen Knaben verbunden sind, oder die Ode, die er zur Hochzeit seiner Tochter verfaßte! So gewinnt er auch als Mensch unsere Sympathie, wie ihm als Dichter und Gelehrtem unsere Bewunderung gehört.

Carduccis litterarische wie sociale Stellung ist gegenwärtig eine höchst geachtete und bevorzugte, uud es vermag derselben nicht im Geringsten Eintrag zu thun, daß ab und zu sich immer noch Stimmen finden, die ihm die einseitige Verherrlichung des Alterthums, das Ueberwuchern der Gelehrsamkeit in seiner Poesie, oder seine Rechtfertigung des Krieges in der Ode „La Guerra" und Aehnliches zum Vorwurf machen. Allgemein bekannt ist die lebhafte Bewunderung, welche die kunstsinnige Königin Margherita für des Dichters Muse hegt. Zu Ehren des 35jährigen Jubiläums Carduccis als Professor der Universität — im Februar 1896 — versammelten sich alle Behörden der Stadt, die Professoren und Studenten von Bologna und ein zahlreiches, gewähltes Publicum zu einer Feier, bei welcher der Sindaco und die Professoren die Bedeutung Carduccis in ihren

Reden darlegten; eine goldene Medaille und ein Pergament mit der Abschrift des ihm schon im Jahre 1889 verliehenen Diploms als Ehrenbürger Bolognas wurden ihm überreicht; das italienische Königspaar, der Unterrichtsminister, wissenschaftliche Institute des In- und Auslandes, die Universitäten — allen voran die von Rom — sandten Telegramme voll begeisterten Dankes an den Gelehrten, der die Zierde und der Stolz Bolognas und Italiens ist. Der Senator Pasolini überreichte Carducci einen Zweig von dem Lorbeer, der am Grabe Dantes wächst, „als die würdigste Huldigung, die Ravenna dem großen Dichter darzubringen vermöge, der besser als Alle den Autor der Divina Commedia zu interpretiren und dem Verständniß zu erschließen wußte." Und dieser Gruß von der Ruhestätte Dantes, zu dem Carducci stets als dem erhabensten Vorbilde emporgeblickt hat, mag ihm in der That die werthvollste, sinnigste Anerkennung gewesen sein. Auch sein 60. Geburtstag, der am 27. Juli vorigen Jahres festlich begangen wurde, wird durch die ihm aus allen Ländern der civilisirten Welt zugegangenen Glückwünsche und Ehrungen Carducci den Beweis gegeben haben, daß die ernste Arbeit und das unermüdliche Schaffen, dem er die Kraft seines ganzen Lebens gewidmet hat, nicht vergebens ist, sondern die Spuren seines Geistes in Gegenwart und Zukunft unvergänglich sein werden.





# Frauenrecht.

Von

## Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Seitdem die dem früheren Rechte bekannten weitgehenden Beschränkungen der Verfügungsfähigkeit aller weiblichen Personen beseitigt worden sind, besteht auf privatrechtlichem Gebiete zwischen der Stellung verheiratheter und unverheiratheter Frauen ein grundsätzlich wie praktisch bedeutsamer Unterschied, den vollständig zu beseitigen auch die neueste Gesetzgebung sich nicht entschließen konnte; das großjährige Mädchen ist dem großjährigen Mann in privatrechtlicher Hinsicht im Wesentlichen gleichgestellt, es kann ebensowohl wie dieser jedes Rechtsgeschäft vornehmen, sich mit Rechtswirksamkeit verpflichten und verbürgen, Handel und Gewerbe betreiben u. dgl. m. Rechtsungleichheiten bestehen noch zwischen beiden Personen in Ansehung solcher an sich ebenfalls dem Privatrecht angehöriger Functionen, welche mit dem öffentlichen Recht in einem gewissen Zusammenhang stehen, beispielsweise bezüglich des Amtes des Vormundes; während der im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Mann sowohl zum Vormund als auch zum Gegenvormund ernannt werden kann, entbehrt die Frau im Allgemeinen dieser Fähigkeit, und es sind nur gewisse, durch engste Bande der Verwandtschaft mit dem Mündel verbundene Personen, welche das Gesetz mit der Ausübung dieses Amtes betraut wissen will. Diese Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts kann nicht gebilligt werden, sie beruht auf veralteten und unhaltbar gewordenen Anschauungen, deren Unrichtigkeit durch die Erfahrungen vieler Jahre zur Genüge dargethan ist. Wenn die Mutter und Großmutter die Eigenschaften besitzen, welche der Staat bei dem Vormund voraussetzt und voraussetzen muß, darf angenommen werden, daß auch

andere Frauen der befriedigenden Verwaltung der Vormundschaftsgeschäfte nicht unfähig sind, und es ist sehr zu bedauern, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch Deutschlands die Richtigkeit dieses Standpunktes nicht anerkannt hat. Weit ungünstiger als die Stellung der unverheiratheten Frauen ist diejenige der verheiratheten in vielen Staaten; die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe ist für sie noch ein frommer Wunsch, dem Manne gebührt die Verfügung, gebührt die Entscheidung sowohl in Familien- wie in vermögensrechtlichen Fragen, das gemeinschaftliche Vermögen untersteht seiner Aufsicht und Verwaltung, er allein kann dasselbe mit Schulden belasten, veräußern und verpfänden, ohne seine Zustimmung ist die Frau unfähig, eine auf die Verwaltung bezügliche Handlung mit Rechtswirkung vorzunehmen. Dritte Personen, welche mit ihr einen auf das gemeinschaftliche Vermögen bezüglichen Vertrag abgeschlossen haben, können sich dem Manne gegenüber, welcher denselben als wirkungslos betrachtet, nicht darauf berufen. Eine Einschränkung erleidet diese Regelung durch das der Frau gewährte Schlüsselrecht; dasselbe beruht auf dem Gedanken, daß die Ehefrau die Befugniß besitzen muß, die zum Zwecke der Erfüllung ihrer Aufgabe, dem Hauswesen vorzustehen, erforderlichen Verfügungen zu treffen und die hierfür nothwendigen Rechtsgeschäfte abzuschließen und zwar ohne Rücksicht auf den Inhalt des für die Ehe maßgebenden Güterrechts. Die ältere Gesetzgebung pflegte den Werth und Geldbetrag, bis zu welchem die Frau in Gemäßheit dieses Rechts selbstständig über das gemeinschaftliche Vermögen verfügen konnte, genau zu bestimmen, in der neueren hat man dieses Princip aufgegeben und die Frage dahin geordnet, daß die von der Ehefrau innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises eingegangenen Verbindlichkeiten auch für den Mann verpflichtend sind, die Frau gilt insoweit als unmittelbare Vertreterin ihres Mannes. Der Umfang des Schlüsselrechts ist hiernach in den einzelnen Fällen ein verschiedener, auf seine Begrenzung sind von Einfluß die socialen Verhältnisse der Eheleute, andererseits die Sitte und Uebung. In den minder bemittelten Schichten fällt Manches nicht unter das Schlüsselrecht, was in den begüterten Schichten unbedenklich dahin zu rechnen ist. Hieraus folgt, daß die thatsächliche Tragweite der Schlüsselgewalt sich nur von Fall zu Fall feststellen läßt, die gesetzlichen Vorschriften können dabei nur die Bedeutung von Directiven beanspruchen. Die Stellung der Ehefrau gegenüber dem gemeinschaftlichen Vermögen kann somit mit derjenigen des Mannes kaum verglichen werden, und es ist nicht zu bestreiten, daß insoweit das Recht die Superiorität des Mannes in weitestgehendem Maße anerkannt und gebilligt hat.

Aber nicht nur in Bezug auf das gemeinschaftliche Vermögen entbehrt die Frau der Rechte des Mannes, sondern auch in Ansehung des eigenen, wenigstens nach den Rechten, die bisher in Deutschland galten, und auch — leider — nach dem neuen Gesetzbuch, und hiermit kommen wir zu der Frage, auf welcher Grundlage in unserer Zeit das eheliche Güterrecht

geregelt werden sollte? Unter den zahlreichen, man kann geradezu sagen zahllosen Systemen, welche die Rechtsentwicklung hervorgebracht hat, lassen sich zwei große Klassen unterscheiden, die Kategorien der getrennten und die der verbundenen Güter; der ersteren liegt die Erwägung zu Grunde, daß die Eheschließung auf die Vermögensverhältnisse der Ehegatten einen Einfluß überhaupt nicht ausübt, es behält die Ehefrau das Eigenthum ihres eingebrachten und des späterhin ihr zugefallenen Vermögens sowie auch ihres eigenen Verdienstes, sie behält auch, wo dieses System in voller Consequenz ausgebildet ist, die selbstständige Verwaltung und Nutznießung, so daß der Ertrag desselben auch nicht zu der Bestreitung der Kosten des gemeinschaftlichen Haushalts und der Kindererziehung von dem Ehemann verwendet werden darf.

Auf vollständig anderen Anschauungen ist das System der verbundenen Güter aufgebaut; nach ihm wird das Vermögen der Ehefrau der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterstellt, welcher als Herr der Gütergemeinschaft — Gütereinheit — erscheint. Die Variationen des einen und anderen Systemes sind fast unübersehbar, es würde viel zu weit führen, im Rahmen einer nicht für den Fachmann bestimmten Darstellung auf sie einzugehen, es genügt, an dieser Stelle die Haupt- und Grundunterschiede hervorzuheben, welche zwischen Beiden vorhanden sind.

Nach dem System der verbundenen Güter hat die Frau kein Recht, ohne Zustimmung des Mannes über ihr Vermögen zu verfügen, und die Rechtsbehelfe, welche ihr das Gesetz gewährt, um einem verschwenderischen, ihr Hab und Gut gefährdenden Gebahren des Mannes entgegen zu treten, können regelmäßig erst dann angewendet werden, wenn die Vermögensverhältnisse schon recht schlecht sind. Nun giebt ja allerdings die Gesetzgebung wohl allenthalben den Ehegatten das Recht, im Wege des Vertragsschlusses vor Eingehung der Ehe das gesetzliche Güterrecht zu ändern und an seiner Stelle ein Recht zu vereinbaren, das ihren Verhältnissen und Bedürfnissen am besten paßt; allein von dieser Befugniß macht nur ein Theil der Bevölkerung und zwar durchaus nicht der größere Gebrauch, die überwiegende Mehrheit lebt unter der Herrschaft des Güterrechtssystems, für das sich die Gesetzgebung entschieden hat, und in den minder bemittelten Schichten ist die Vereinbarung von Eheverträgen überhaupt selten. Es kann nun nicht zweifelhaft sein, daß sowohl unter dem Gesichtspunkte der Selbstständigkeit der Frau und ihrer Gleichstellung mit dem Manne wie auch vom Standpunkte möglichst weitgehender Sicherung ihres Vermögens das System der getrennten Güter unbedingt den Vorzug verdient, und es darf heute, nachdem in einer Reihe hochentwickelter Culturstaaten die Gesetzgebung über das eheliche Güterrecht im Laufe der letzten Jahre in einer Weise abgeändert wurde, welche diesem System in größerem oder geringerem Maße Rechnung trägt, mit aller Bestimmtheit die Behauptung aufgestellt werden, daß dasselbe mit der Zeit seitens aller Cultur-Völker als das für unsere

Verhältnisse allein richtige anerkannt wird. Was die Verfügungsfähigkeit der Ehefrau bezüglich ihres eigenen Vermögens betrifft, so ist es in der That Zeit, dieselbe zu sanktionieren; welcher Grund kann dafür angeführt werden, diese Befugniß dem unverheiratheten Weibe zu gewähren, sie dagegen dem verheiratheten zu versagen? Die Verpflichtung des Mannes, den für den ehelichen Haushalt erforderlichen Aufwand zu bestreiten, rechtfertigt doch diese Unterscheidung gewiß nicht; wenn man aber glaubt, daß die Beseitigung der Schranken der Verfügungsfreiheit eine Gefährdung der Vermögensverhältnisse der Frau zur Folge haben werde, so spricht doch die Erfahrung durchaus gegen diese Annahme. Aus dem sittlichen Charakter der Ehe folgt die mangelnde Selbstständigkeit der Frau mit Nichten, die wahre Ehe beruht auf der gleichen Berechtigung und der gleichen Verpflichtung der Ehegatten, die Frau ist nicht die Dienerin des Mannes, sondern seine Genossin (consors), welche von dem Staate verlangen kann, daß er durch seine Satzungen nicht die Stellung verändert, die ihr die Ethik anweist, seine vollberechtigte Genossin, die mit Nichten dem unmündigen Kinde gleichzuachten ist, das über sein Vermögen nicht verfügen darf. Unlogisch ist es, der Frau mit dem Augenblick der Eheschließung die Rechte zu entziehen, die sie bereits besessen hat, unlogisch und ungerecht. Mag einer vergangenen Culturperiode die Anschauung eigen und selbstverständlich gewesen sein, den Mann als den Herrn der Frau zu betrachten, mag auch die classische Culturwelt, welche das unerreichbare Schönheitsideal des Weibes in der schaumgeborenen Göttin von Milo geschaffen hat, mag auch sie die rechtliche Ungleichheit der Ehegatten als eine aus dem Geschlechtsunterschied sich ergebende Folge betrachtet haben, der heutigen Zeit ist diese Ansicht fremd. Wie die moderne Gesetzgebung — auch hierbei in schroffem Gegensatze zu dem früheren Recht — von dem Manne dieselbe eheliche Treue fordert, zu der sie die Frau verpflichtet, so muß sie auch Mann und Frau bezüglich der rechtlichen Verfügungsfähigkeit durchaus gleich behandeln. Hiernach hat aber eine Vorschrift, welche die Rechtshandlungen der Frau nur unter der Voraussetzung anerkennt, daß dieselben mit Genehmigung des Mannes oder des Gerichts vorgenommen wurden, in dem modernen Recht keinen Boden, und es kann einer Gesetzgebung, die sich insoweit von den Ueberlieferungen der Vergangenheit zu befreien nicht im Stande ist, nicht das Lob zu Theil werden, daß sie von dem Geiste des Fortschritts beherrscht werde. Die rechtliche Selbstständigkeit gebührt der Ehefrau schlechthin, und mit gutem Grund würde sich eine Bestimmung rechtfertigen lassen, welche dieselbe als ein unverzichtbares Recht der Frau betrachtet, das auch durch Vertrag nicht auf den Mann übertragen werden kann. Vorbehaltlos ist zuzugeben, daß diese Forderung in unvermitteltem und unvermittelbarem Widerspruch mit dem Satze steht: „Er soll Dein Herr sein." Dieser Contrast kann ihr nicht zum Nachtheil gereichen oder doch nur dort, wo man die ernste Frage der Gestaltung der

rechtlichen Stellung der Frau durch Witze zu beantworten sucht, die allenfalls in einem Operettentext am Platze sind. Wollte man schließlich bestreiten, daß seitens der Frauen die Demüthigung voll und ganz empfunden wird, welche für sie in der Versagung der rechtlichen Selbstständigkeit liegt, so wäre hierin nur ein Beweis für die mangelhafte Würdigung der Frauenbewegung in Deutschland zu erblicken, die während der Berathung des bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstage eine bedeutsame Agitation zu Gunsten der Erlangung der Selbstständigkeit hervorzurufen verstanden hat, allerdings ohne den Erfolg zu ernten, der ihr zu wünschen war. Es ist ein charakteristisches Merkmal der deutschen Frauenbewegung überhaupt, durch welches sich dieselben von den feministischen Bewegungen anderer Länder, vor Allem Frankreichs, unterscheidet, daß von ihr zunächst nicht die öffentlich-rechtliche und politische, sondern die privat-rechtliche Gleichberechtigung erstrebt wird; dieser Charakter bedingt das Maßvolle ihres Auftretens, welches ihr mehr und mehr auch in Kreisen Freunde und Anhänger verschafft hat, die ihrer politischen und gesellschaftlichen Denkungsweise nach politische Emancipationsbestrebungen scharf bekämpfen würden.

Daß die Selbstständigkeit der Ehefrau durch die heutige Gestaltung der socialen Verhältnisse dringend gefordert wird, läßt sich kaum noch bestreiten: in den minder bemittelten und in den unbemittelten Schichten der Bevölkerung ist die Thätigkeit der Frau für den Haushalt mindestens ebenso werth- und bedeutungsvoll wie die des Mannes, vielfach übertrifft sie die letztere bei Weitem; der Unterhalt der Arbeiter- und kleinen Beamtenfamilien wird zum guten Theile durch die Arbeit der Frau errungen; nicht anders liegt die Sache in den Familien der Handwerker. Die Rolle des anmuthigen Salondecorationsstücks ist heute nur den wenigsten Frauen beschieden, die übergroße Mehrheit derselben ist gezwungen, trotz der Verheirathung — man könnte vielleicht sagen, gerade in Folge dieser — sich an dem Kampf um's Dasein mit voller Kraft zu betheiligen, sie ist genöthigt, auf den Markt des Lebens zu treten und nicht nur die fleißigen Hände zu regen, sondern auch die geistige Kraft anzuspannen und anzustrengen, um den Verdienst des Mannes zu mehren, dessen Einkommen zu erhöhen; die eigene wirthschaftliche und erwerbende Thätigkeit der Frau bedarf aber, wenn anders sie sich voll und ganz entfalten soll, der selbstständigen Verfügungsfähigkeit; wer mit der Frau einen Vertrag abschließt, muß die Sicherheit haben, daß derselbe ohne Weiteres gültig ist. Deshalb führt auch die Berücksichtigung der socialen Verhältnisse und der thatsächlichen Stellung der Frau im heutigen Erwerbsleben zu der Forderung der Beseitigung ihrer rechtlichen Abhängigkeit von dem Manne.

Es fehlt nicht an zahlreichen Einwendungen gegen diese Vorschläge, zum Theile sind dieselben beachtenswerth und discutirbar, theilweise aber haben sie einen Inhalt, der es als eine befremdliche und keineswegs erfreuliche Thatsache erscheinen läßt, daß hochwichtige und überaus ernste

Angelegenheiten in dieser Weise behandelt werden; es kann hierauf nicht näher eingegangen werden, es genüge zu betonen, daß eine ungünstige Einwirkung von der Erfüllung dieser Reform des Frauenrechts auf den weiblichen Charakter mit Nichten zu erwarten ist. Die Frauen werden sicherlich durch die Verleihung der rechtlichen Selbstständigkeit nicht zu Mannweibern werden, sie werden auch nicht in Folge dieser Aenderung des Privatrechts die weiche Empfindung, noch jene Eigenart verlieren, welche in der Psychologie keine geringere Rolle spielt, denn in der Poesie; möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ihr Wille ein festerer, ihr Auftreten ein bestimmteres, ihr Wesen ein gereifteres wird, allein das wäre nicht nur kein Nachtheil, sondern vielmehr ein Vortheil. Es könnte den deutschen Frauen wahrlich nicht schaden, wenn sie ihren Charakter in diesem Sinne etwas ändern, etwa nach dem Vorbilde der englischen Damen, welche durch bestimmtes und selbstständiges Auftreten so oft während ihres Aufenthaltes auf dem Continent Erstaunen erwecken. Für sentimentale Gemüther mag es schön sein, sich das Weib als den Epheu zu denken, der sich an dem Eichbaum emporrankt, und von dem weichen und hingebenden Wesen zu schwärmen, das seiner Hilflosigkeit und Inferiorität so bewußt ist, daß es ohne den Mann keinen Entschluß zu fassen vermag; der denkende Mann wird aber einem solch unselbstständigen, geistig unreifen Weibe die entschlossene, willensstarke und überlegt handelnde Frau vorziehen, welche ihm weder Spielzeug noch das ist, was das Weib dem Orientalen, sondern die an seinem geistigen Schaffen theilnehmende Genossin, welche mit ihm denkt und mit ihm sorgt, gegebenen Falles aber nicht nur mit ihm, sondern auch für ihn handelt. Wenn durch die angestrebte Rechtsreform das Wesen und Verhalten der deutschen Frau in diesem Sinne modificirt würde, so dürfte wahrlich kein Anlaß zur Klage dieserhalb vorhanden sein, weder vom individuellen, noch vom socialen, noch endlich vom culturellen Standpunkt.

Nicht minder bedeutsam ist für die Stellung der Ehefrau die Regelung des Güterrechts auf der Grundlage des Systems der getrennten Güter; auch verheirathet soll die Frau Herrin ihres Vermögens und zwar unbeschränkte Herrin bleiben, sie soll das Recht haben, dasselbe zu verwalten und nach ihrem Gutdünken darüber zu verfügen, sie soll die Sicherheit besitzen, daß das, was ihr gehört, nicht durch den Mann und sein geschäftliches Gebahren oder seine private Thätigkeit gefährdet wird. Hierauf ist aber unter den heutigen Verhältnissen das größte Gewicht zu legen. Man wende nicht ein, daß das genannte Gütersystem von einem übergroßen Mißtrauen gegen den Mann beherrscht wird, das nach Lage der Verhältnisse nicht als gerechtfertigt erachtet werden könne, daß es in jedem Manne einen leichtsinnigen Verschwender, Spieler, Trunkenbold oder doch einen verwegenen Speculanten erblicke, welcher das seiner Verwaltung anvertraute Gut bald in alle vier Winde zerstreuen werde, denn es ist nicht sowohl

der Gedanke des Mißtrauens als vielmehr derjenige der Fürsorge, welcher dieses Güterrecht als besonders empfehlenswerth erscheinen läßt; wie oft ist zu beobachten, daß in Folge ungünstigen Geschäftsganges, ohne daß dem Manne eine eigentliche Schuld zum Vorwurf gemacht werden kann, das Vermögen der Frau vollständig verloren wird und diese dann sich mit ihren Kindern vis-à-vis de rien befindet? Und sind etwa die Fälle in der That so selten, in welchem eine verschwenderische Lebensführung des Mannes das Vermögen der Frau in stärkstem Maße gefährdet? Nicht die Theorie, sondern die Praxis des täglichen Lebens mit seiner unendlichen und unerschöpflichen Fülle von Jammer, Elend, Sorge und Noth kann darüber Auskunft geben, wie dringend nothwendig die ausreichende Sicherung des Vermögens der Frau durch eine Ordnung des Güterrechts in diesem Sinne ist. Nicht unbeachtet darf auch bleiben, daß es sich hierbei auch um die Sicherung des eigenen Erwerbs der Frau, des Ergebnisses ihrer Arbeitskraft und der Anspannung ihrer geistigen Thätigkeit handelt. Dem römischen Recht war die Trennung der Vermögen der Ehegatten bekannt, die Ehe übte nach demselben keinen Einfluß auf die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Eheleute aus, und nur dann ließ der Gesetzgeber eine andere Gestaltung Platz greifen, wenn dem Mann durch ein besonderes Rechtsgeschäft ein Beitrag zu den ehelichen Lasten gegeben wurde. An das Recht der Siebenhügelstadt haben sich angelehnt, wenn schon theilweise mit einschneidenden Modificationen, das österreichische und italienische Recht. Voll und ganz auf den Standpunkt des Systems der getrennten Güter hat sich neuestens die englische Gesetzgebung gestellt; das im Jahre 1882 erlassene Gesetz, das eine in England schon vielfach vorhandene Uebung nur bestätigt, giebt der Ehefrau die uneingeschränkte rechtliche Selbstständigkeit und entzieht ihr Vermögen der Verwaltung des Mannes.

Das englische Recht hat sich hierbei das in verschiedenen amerikanischen Staaten geltende zum Vorbild genommen.

Nicht so weit geht die Gesetzgebung der skandinavischen Staaten; dieselbe schließt nur den persönlichen Erwerb der Ehefrau unter allen Umständen von der Verwaltung des Mannes aus, mag das Güterrecht im Uebrigen in diesem oder jenem Sinne geordnet sein. Eine ähnliche Vorschrift hat man neuestens im Canton Genf erlassen. In Frankreich ist man im Begriff, das Beispiel dieser Gesetzgebung mit einigen Abschwächungen nachzuahmen; bereits ist die Deputirtenkammer mit einem Gesetzentwurfe befaßt worden, der insbesondere von der Rücksicht auf die Verhältnisse der Arbeiterfamilien getragen wird, es ist dies um so bemerkenswerther, als in Frankreich Reformen auf dem Gebiete des Civilrechts sich überaus schwer und langsam durchführen lassen, eine Folge der übergroßen Zähigkeit, mit welcher man dort an dem Inhalte des Napoleonischen Gesetzbuches festhält. Diese Bewegung der Gesetzgebung beweist die Existenz eines allgemeinen Bedürfnisses für den Ausbau des Rechts in der

bezeichneten Richtung, und es wäre irrig, wollte man der feministischen Bewegung einen besonderen Einfluß hierauf zuschreiben. Ohne Zweifel entspricht nun die Trennung der Vermögen nicht der Auffassung, welche der Entwicklung des ehelichen Güterrechts in deutschem Recht zu Grunde liegt; nach dieser soll durch Eingehung der Ehe unmittelbar und kraft Gesetzes eine dem Zweck dieser entsprechende Gestaltung der vermögensrechtlichen Verhältnisse und Beziehungen der Ehegatten eintreten, es wird demgemäß die Trennung der Güter gewissermaßen als ein Widerspruch mit dem Charakter der Ehe betrachtet. Das deutsche Recht ist der Ansicht, daß die Ehe als eine Körper und Geist umfassende Lebensgemeinschaft auch die Vermögensverhältnisse mitergreift. „Mann und Weib," sagt in diesem Sinne der Sachsenspiegel, „haben kein gezweit Gut bei ihrem Leben," und an einer anderen Stelle seines Rechtsbuches erklärt der Schöffe Eike von Repgow, „wenn ein Mann ein Weib nimmt, so nimmt er in seine Gewere all' ihr Gut zu rechter Vormundschaft;" unter dem Ausdruck „Gewere" wird hierbei der thatsächliche Besitz mit einer kaum beschränkten Verwaltungs- und Nutznießungsbefugniß verstanden; es entspricht diese Regelung der in den mittelalterlichen Rechtsbüchern über die gegenseitige Stellung der Ehegatten niedergelegten Anschauung, welche der Schwabenspiegel dahin formulirt: „Der Mann ist des Weibes Vogt und ihr Meister." Diese Auffassung hat ihre Geschichte. Für die Verhältnisse, wie sie bei dem Entstehen der Rechtsbücher maßgebend waren, hat sie auch ihre Berechtigung und entsprach ohne Zweifel der damaligen rechtlichen und ethischen Ueberzeugung. Wenn vorbehaltlos zuzugeben ist, daß sie dem sittlichen Wesen der Ehe nicht widerspricht, so muß dasselbe von dem System der getrennten Güter gesagt werden, ja man darf sogar behaupten, daß letzteres den Forderungen der Ethik in noch höherem Maße Rechnung trägt. Es läßt sich nicht verkennen, daß unter der Herrschaft dieses Systems die Frau um ihretwillen und nicht ihres Vermögens wegen zur Ehe begehrt wird; wenn dem Manne weder die Verwaltung noch der Nutzgenuß des Vermögens der Frau zusteht, wenn er nicht die Erwartung hegen darf, durch die Ehe ein Vermögen zu erlangen, wird der modernen Mitgiftspeculation doch einigermaßen eine Schranke gesetzt, wird, wenn auch nur mittelbar, seitens der Gesetzgebung darauf hingearbeitet, daß bei der Wahl seiner Lebensgefährtin der Mann sich nicht durch finanzielle Erwägungen ausschließlich bestimmen läßt. Staat und Gesellschaft haben aber das höchste Interesse daran, daß die Ehe nicht zu einem Speculationsgeschäft entwürdigt, daß sie nicht zum Mittel wird, die vielleicht zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Die Ethik aber muß das größte Gewicht darauf legen, den Uebelstand zu beseitigen, daß, wie Mantegazza sagt (Anthropologisch-Culturhistorische Studien S. 282), „die Ehe nicht mehr die Weihe der freien Wahl, nicht mehr der Weg ist, der zu der Befriedigung der Liebe führt, sondern ein Kaufs- und Verkaufscontract, eine Verbindung

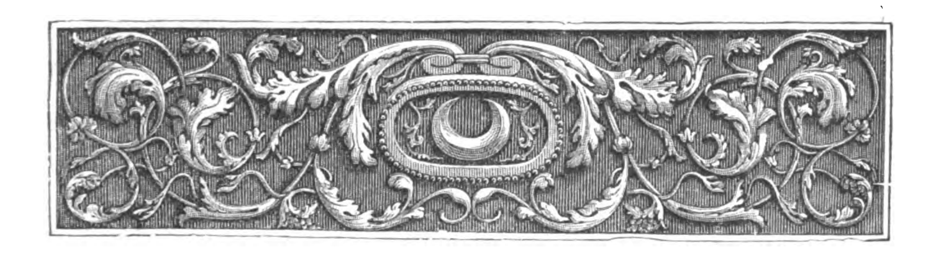
von Capitalien und Wappenschildern", daß, wie derselbe Schriftsteller weiter bemerkt, „wir heute nicht mehr den Vater bezahlen für das junge Mädchen, das wir zu unserer Gefährtin machen wollen, sondern uns vom Schwiegervater so und so viele klingende Skudi bezahlen lassen und, wer einen Titel hat, ihn zur Auction setzt und sich das Wappenschild vergolden läßt." Vergebens bemühen sich die Gegner in der Ausmalung der nachtheiligen oder gar gefährlichen Consequenzen der Einführung der Gütertrennung; sind die Ehen in England und Amerika schlechter als in Deutschland, ist die gegenseitige Zuneigung der Ehegatten eine geringere, die Sittlichkeit eine tieferstehende? Schwerlich wird man dies behaupten wollen. Wenn aber in diesen Staaten die Gütertrennung einen ungünstigen Einfluß auf die Ehe mit Nichten ausgeübt hat, so wird auch mit der Befürchtung nicht zu rechnen sein, daß in Deutschland ihre Einführung die pessimistischen Prophezeiungen derjenigen rechtfertigen werde, welche es nicht begreifen können oder nicht begreifen wollen, daß es endlich Zeit ist, die ausgefahrenen Geleise zu verlassen und neue Bahnen zu betreten.

Das neue Gesetzbuch Deutschlands entspricht den im Vorstehenden aufgestellten Forderungen nicht, es hat sich für das System der Verwaltungsgemeinschaft entschieden. Das Vermögen der Frau wird nach ihm durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen; lediglich das sogenannte Vorbehaltsgut bleibt davon ausgeschlossen. Als solches gilt das durch die Arbeit der Frau oder den Betrieb eines Erwerbsgeschäftes errungene Vermögen, sowie das im Erbgang oder durch Schenkung erlangte, wenn der Erblasser oder Schenkgeber ausdrücklich bestimmt, daß es nicht in die Verwaltung des Mannes fallen soll, endlich das durch den Ehevertrag von der Gemeinschaft ausgeschlossene Vermögen. Es soll nicht verkannt werden, daß das Gesetzbuch bestrebt ist, durch weite Ausdehnung des Umfangs des Vorbehaltsguts und durch sonstige Bestimmungen die Frau gegen eine Gefährdung ihrer Interessen und ihres Besitzes in Folge der Verwaltung des Mannes zu sichern, und daß ihm dies auch in soweit gelungen ist, als sich die Sicherung ohne Gütertrennung erreichen läßt, allein gerade der Umstand, daß die Sicherung nicht als eine ausreichende betrachtet werden kann, beweist zur Genüge die Nothwendigkeit des Uebergangs der Gesetzgebung zu dem System der Gütertrennung. Die Vorschriften des Gesetzbuches, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, haben in den Kreisen der deutschen Frauen stärksten Unwillen erregt, sie haben zu Aeußerungen der Entrüstung Anlaß gegeben, welche theilweise sogar einen leidenschaftlichen Charakter annahmen. Mag im Verlaufe der scharfen Polemik, welche von weiblicher Seite gegen sie geführt wurde, auch manche Uebertreibung vorgekommen, mancher Satz ausgesprochen und manche Behauptung aufgestellt worden sein, deren innere Berechtigung schwerlich erwiesen werden konnte, in der Hauptsache war die abfällige Beurtheilung angemessen und gerecht, und wenn auch die Bemühungen der deutschen

Frauen um ein ihre Selbstständigkeit anerkennendes Recht zu einem Sieg vorläufig nicht geführt haben, so ist doch — hierüber gestattet die Entwicklung keinen Zweifel, — der schließliche Erfolg für die von ihnen vertretene Sache unfraglich und gewiß. Jeder Kampf, bei dem es sich um die Emancipation von Vorurtheilen, um die Gleichstellung einer bislang theilweise rechtlosen Personenklasse mit der übrigen Bevölkerung handelt, ist ein schwerer und langwieriger; wie viele Geschlechter sind gekommen und gegangen, bevor die Menschheit sich zu der Anschauung aufzuschwingen vermochte, daß ein menschliches Wesen nicht Gegenstand eines Eigenthumsrechts sein könne, wie viele Jahrhunderte gingen vorüber, bis sich die Wahrheit Anerkennung verschaffte, daß die Glaubens- und Religionsverschiedenheit keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe? Die Emancipation von dem Vorurtheil, daß der Geschlechtsunterschied eine Rechtsverschiedenheit der beiden Geschlechter rechtfertige, ist nicht nur nicht leichter, sondern sogar schwerer als die Beseitigung desjenigen, welches der Aufhebung der Sklaverei, der Gleichberechtigung der Confessionen entgegenstand, und hieraus erklärt es sich, daß der Kampf der Frauen um ihr Recht ein äußerst mühevoller ist, mit höchster Anstrengung geführt werden muß, damit auch nur kleine Erfolge verzeichnet werden können. Aber darum darf keine Muthlosigkeit Platz greifen. So gewiß der Morgen der Nacht, die Sonne dem Mond folgt, so gewiß wird dieser Kampf, bei dem um der Menschheit höchste Güter, um Herrschaft und um Freiheit gerungen wird, mit einem vollständigen Triumph der gerechten Sache endigen, so gewiß wird er zu der Anerkennung der rechtlichen Selbstständigkeit der Ehefrau, zu ihrer Gleichstellung mit dem Manne führen, je größer die Hindernisse, um so glänzender der Sieg. Das gegenwärtige Jahrhundert geht zu Ende, ohne den deutschen Frauen ein Recht gebracht zu haben, wie sie es verlangen dürfen, das folgende wird aber auch in dieser Hinsicht die Unterlassungssünde des neunzehnten wieder gut machen. Und wenn die Frauen auch fernerhin um die Emancipation auf dem Gebiete des Privatrechtes kämpfen, so mögen sie sich dabei von dem Bewußtsein durchdringen lassen, daß sie für die Sache der Menschheit und des Fortschrittes streiten, daß auch für ihren Kampf die Worte gelten:

„Vorwärts, auf Bahnen des Geistes, Menschheit,
Durch Kampf zum Sieg, durch Nacht zum Licht."





# Gedichte von Giosuè Carducci.

Deutsch
von
**Valerie Matthes.**
— Schweidnitz. —

## Morgen im Gebirge.

Im Osten glänzt das Sonnenlicht,
Und seine ersten Strahlen
Im dunkelgrünen Buchenlaub
Viel goldne Farben malen.

Sie kosen mit dem Wellensang
Und schimmern auf dem Flusse,
Wie Mädchenaugen glückberauscht
Bei erstem Liebesgruße.

Sie wissen selbst dem Bergeshaupt
Ein Lächeln abzuzwingen,
So lacht ein Greis im Silberhaar,
Den Kinder froh umspringen.

Des Lichtes Fluthen zaubervoll
Das blüh'nde Thal umweben,
Wie Hoffnung in der Jugendzeit
Verklärt das Menschenleben.

Es wogt und wallt im Wiesengrund,
Von lindem Thau befeuchtet,
Ein Nebelflor, der silberhell
Im Sonnenscheine leuchtet;

Draus taucht hervor der Hügelkranz,
Doch Häuser, Flur und Bäume
Verschwimmen in dem Nebelduft
Wie halbvergess'ne Träume.

Und in des Lichtes Wechselspiel
Schwebt aus den dunst'gen Wipfeln
Im Flug ein wildes Taubenpaar
Empor zu Bergesgipfeln.

Es spiegelt sich der Farbenglanz
Am blitzenden Gefieder,
Und Liebe lächelt wundermild
Der hohe Himmel nieder.

Aus den Rime Nuove.

## An ein kleines Mädchen.

Dein Kindesangesicht so stolz und rein
Kann sinnend ich nicht ohne Rührung sehen,
Dein Anblick läßt tief aus des Busens Schrein
Ein trautes Bild vor meinem Geist erstehen:

Des Haares Wellen, die mit goldnem Schein
Dein Köpfchen krönen und es hold umwehen,
Erinnern mich an den Kastanienhain
Im Frühlingswind auf Apuaner Höhen.

Dort lebten einst die kriegerischen Ahnen,
Dort war's, wo meine Seele voller Wonne
In ros'gen Träumen noch die Welt sich malte.

Um weiße Marmorfelsen zog die Bahnen
Liguriens Meer, das in dem Licht der Sonne
In tiefer Bläue, wie Dein Auge, strahlte.

Aus den Rime Nuove.

---

## Zu meinem Bilde.

So war ich einst, — so vollen Lebens schäumte
Ich über in der sonn'gen Jugendzeit,
Als an den Klippen rauher Wirklichkeit
Sich brausend meines Liedes Woge bäumte.

Nun ist es still; ein Trauerflor umsäumte
Die blühenden Gefilde weit und breit,
Sumpfvögel kreischen durch die Dunkelheit,
Nichts hoff' ich mehr von Allem, was ich träumte.

O hehren Ruhmeswahns erlosch'ne Flamme!
Traum von Italiens siegreich freien Auen,
Darüber hell der Künste Krone blinkt!

Nichts bleibt mir mehr, als in Morast und Schlamme
Mein Grollen nicht'gen Blättern zu vertrauen,
Bis einst mein müdes Haupt herniedersinkt.





# Nadeschda Nikolaewna.

Von

## Wsewolod Garschin.

Aus dem Russischen übersetzt von Nathalie von Bessel.

(Schluß.)

### VIII.

Am selben Tage Abends siedelte Semen Iwanowitsch zu mir über. Er wohnte in der Sadowaja, in einem sehr großen, von unten bis oben mit Miethern gefüllten Hause, welches fast ein ganzes Stadtviertel zwischen drei Straßen einnahm. Der aristokratischere Theil des Hauses mit der Front nach der Sadowaja wurde von den möblirten Wohnungen des verabschiedeten Hauptmanns Grum-Skgebitzki eingenommen, der seine ziemlich schmutzigen, aber geräumigen Zimmer an angehende Künstler, nicht arme Studenten und Musikanten vermiethete. Diese bildeten das Hauptcontingent der Miether des mürrischen Hauptmanns, welcher in seinem, wie er sich ausdrückte, „Hôtel" streng auf Ordnung hielt.

Ich stieg eine eiserne Wendeltreppe hinauf und betrat den Hausflur. Hinter der ersten Thüre ertönten rasche Läufe auf einer Geige — etwas weiter erklang ein Cello, und irgendwo am Ende des Ganges wurde laut auf einem Clavier gespielt. Ich klopfte an Helfreichs Thür.

„Herein!" — rief er mit seinem dünnen Stimmchen.

Er saß auf dem Boden und packte seine Habseligkeiten in einen großen Kasten. Ein schon zugebundener Koffer stand daneben. Semen Iwanowitsch legte die Sachen in den Kasten, ohne sich nach irgend welchem System zu richten. Auf dem Boden war ein Kissen ausgebreitet worden, darauf ruhte eine auseinandergeschraubte und in Papier gewickelte Lampe, dann kamen eine kleine, lederne Matratze, Stiefel, eine Menge Studien, ein Farbenkasten, Bücher und verschiedener Kram. Auf dem Kasten saß ein großer, gelber Kater und sah seinem Herrn in die Augen. Dieser Kater stand, nach Helfreichs Aussage, in seinem beständigen Dienste.

„Ich bin schon fertig, Andrei," sagte Helfreich. „Ich bin sehr froh, daß Du mich zu Dir nimmst. Sage mir, hast Du heute eine Sitzung gehabt? War sie da?"

„Sie war da, Senja . . ." antwortete ich, im Inneren frohlockend. — „Weißt Du noch, Du hast Nachts eine Redensart gemacht . . . daß Du Deine linke Hand hingeben würdest?"

„Nun?" fragte er, indem er sich lächelnd auf den Kasten setzte.

„Ich verstehe Dich ein wenig, Senja."

„Siehst Du wohl! Ach, Andrei, Andrei, erlöse sie! Ich kann es nicht. Ich bin ein dummer, buckliger Teufel. Du weißt ganz genau, daß ich kaum im Stande sein werde, meine eigene Last ohne fremde, z. B. ohne Deine Hilfe, durch das ganze, lange Leben zu schleppen, und gar jemand Anderes zu unterstützen . . . wie brächte ich das fertig! Es ist ja nothwendig, daß man mich selbst vor dem Trunke rette, mich zu sich nehme, mich zur Arbeit zwinge, mein Geld aufbewahre, Körbe, Sophas und das ganze Zubehör meiner Katzen male. Ach, Andrei, was würde ich ohne Dich thun?"

In einem plötzlichen Zärtlichkeitsanfalle sprang Senitschka von seinem Kasten hinunter, lief zu mir heran, umarmte mich und lehnte seinen Kopf an meine Brust. Seine seidenweichen Haare berührten meine Lippen. Dann verließ er mich ganz rasch, lief in die andere Ecke des Zimmers — ich hegte den starken Verdacht, daß er unterwegs eine Thräne abwischte — und setzte sich auf einen an der Wand stehenden Sessel.

„Siehst Du nun ein, daß ich es nicht kann? Aber Du . . . Du — das ist etwas Anderes. Erlöse sie, Andrei."

Ich schwieg.

„Es gab noch einen Menschen, der es vermocht hätte," fuhr Semen Iwanowitsch fort — er hat aber nicht gewollt."

„Bessonoff?" fragte ich.

„Ja, Bessonoff."

„Ist er schon lange mit ihr bekannt, Senitschka?"

„Schon lange; noch länger als ich. Im Kopfe dieses Mannes sind lauter Kasten und Abtheilungen; er zieht aus dem einen ein Zettelchen heraus, liest, was drauf geschrieben steht, und handelt danach. Nun hat sich ihm folgender Fall entgegengestellt. Er sieht — ein gefallenes Mädchen. Gleich sucht er in seinem Kopfe nach (da geht bei ihm Alles nach dem Alphabet); er holt heraus und liest: „Sie kehren niemals um."

Semen Iwanowitsch sprach nicht weiter. Er stützte sein Kinn mit der Hand und sah mich nachdenklich an.

„Erzähle mir, wie sie einander kennen lernten. Was giebt es zwischen ihnen für sonderbare Beziehungen."

„Später, Andrei, jetzt noch nicht. Vielleicht erzählt sie es Dir selbst. Ich habe unnöthiger Weise „vielleicht" gesagt; sie wird es Dir bestimmt er=

zählen. Du bist ja ein ganzer Kerl . . ." sagte lächelnd Semen. Fahren wir. Ich muß nur mit dem Hauptmann abrechnen."

„Hast Du Geld?"

„Jawohl, ich habe. Die Katzen sorgen ja dafür."

Er ging auf den Flur, rief dem Dienstboten Etwas zu, und gleich darauf erschien der Hauptmann. Er war ein starker, stämmiger, sehr rüstiger Greis mit einem glatt rasirten Gesicht. Als er das Zimmer betrat, grüßte er stutzerhaft, reichte Helfreich die Hand, mir machte er nur eine stumme Verbeugung.

„Was verlangt der gnädige Herr?" fragte er höflich.

„Ich verlasse Sie, Herr Hauptmann."

„Ganz wie der gnädige Herr wünscht," antwortete er, mit den Achseln zuckend. „Ich war mit Ihnen sehr zufrieden, gnädiger Herr. Ich freue mich, wenn anständige, gebildete Leute in diesem Hotel wohnen . . . Ist Ihr Herr Freund auch ein Künstler?" fragte er, sich an mich mit einer zweiten sehr schönen Verbeugung wendend. „Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Hauptmann Grum-Skgebitzki, ein alter Soldat."

Ich reichte ihm die Hand und nannte meinen Namen.

„Herr Lopatin!" rief der Hauptmann, und sein Gesicht drückte eine ehrerbietige Verwunderung aus. „Es ist ein bekannter Name. Ich habe ihn von allen Schülern der Akademie nennen hören. Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie den Ruhm von Siemiradzki und von Matejko erreichen . . . Wohin siedeln Sie über?" fragte der Hauptmann Helfreich.

„Nun, zu ihm," antwortete Helfreich verlegen lächelnd.

„Obgleich Sie mir einen vorzüglichen Miether wegnehmen, bin ich doch nicht betrübt. Freundschaft hat das erste Recht . . ." sagte der Hauptmann und verbeugte sich von Neuem. „Ich werde gleich mein Buch bringen."

Er entfernte sich mit stolz erhobenem Haupte. Es lag etwas Kriegerisches in seinem Gange.

„Wo hat er gedient?" fragte ich Senja.

„Ich weiß es nicht; doch ist er kein russischer Hauptmann: er ist einfach der Edelmann Xaver Grum-Skgebitzki. Er theilt Jedem unter dem Siegel des Geheimnisses mit, daß er am Aufstand Theil genommen hat. An seiner Wand hängt auch jetzt seine Doppelflinte."

Der Hauptmann brachte sein Buch und seine Rechenmaschine. Nachdem er in seinem Buche nachgeschlagen und ungefähr zwei Minuten mit der Maschine gerechnet, theilte er die Summe mit, die ihm Helfreich bis zum Ende des Monats für die Wohnung und das Essen schuldig war. Semen Iwanowitsch zahlte, und wir gingen sehr freundschaftlich auseinander. Nachdem man die Sachen hinausgetragen hatte, nahm Semen Iwanowitsch den gelben Kater, der sich schon lange unruhig, mit erhobenem Schweife und leise miauend an seinem Beine rieb (wahrscheinlich hatte das verödete Aussehen des Zimmers ihn in Aufregung versetzt), unter den Arm und wir fuhren fort.

## IX.

Es vergingen noch drei bis vier Sitzungen. Nadeschda Nikolaewna kam zu mir um zehn oder elf Uhr und blieb bis zur Dämmerung. Mehr als einmal hatte ich sie gebeten, bei uns zum Mittagessen zu bleiben, aber sobald die Sitzung beendet war, ging sie immer eilig in das andere Zimmer, vertauschte das dunkelblaue Kleid mit ihrem schwarzen und verabschiedete sich unverzüglich.

Ihr Gesicht hatte sich in diesen wenigen Tagen stark verändert. Ein gewisser düsterer und wehmüthiger Zug lag um ihren Mund und um ihre grauen Augen. Sie sprach selten mit mir und wurde nur dann lebhafter, wenn Helfreich, der trotz meiner Ermahnungen, etwas Ernstes zu beginnen, immer nur eine Katze nach der andern malte, im Atelier hinter seiner Staffelei saß. Außer dem rothhaarigen Modell waren in unserer Wohnung noch fünf oder sechs Katzen verschiedenen Alters, Geschlechtes und Felles erschienen, welche Agafja Alexeewna ohne Widerspruch fütterte, obgleich sie einen beständigen Krieg mit ihnen führte, der sich hauptsächlich darin äußerte, daß sie etliche von ihnen unter den Arm nahm und sie auf die Hintertreppe warf. Die Katzen jedoch jammerten kläglich an der Thüre, und das weiche Herz unserer Hausregentin hielt es nicht aus. Die Thüre wurde geöffnet, und die Modelle ergriffen wieder Besitz von der Wohnung.

Wie lebhaft erinnere ich mich dieser langen, stillen Sitzungen! Das Bild näherte sich seiner Vollendung, und ein schweres, unbestimmtes Gefühl schlich in mein Herz. Ich fühlte, daß vom Augenblicke an, wo Nadeschda Nikolaewna mir als Modell nicht mehr nothwendig sein würde, ich mich auf die Trennung gefaßt machen mußte. Ich dachte an mein Gespräch mit Helfreich am Tage seines Umzuges; wie oft, wenn ich ihr bleiches, düsteres Gesicht betrachtete, tönten mir die Worte in den Ohren: „Ach, Andrei Andrei, erlöse sie!"

Sie erlösen: Ich wußte ja kaum Etwas von ihr, ich wußte nicht einmal, wo sie wohnte. Sie war aus der früheren Wohnung, nach welcher sie Helfreich am Abende unserer ersten Begegnung begleitet hatte, in eine andere gezogen, und Senia konnte nicht aus ihr herausbringen, wohin. Weder er, noch ich kannten ihren Familiennamen.

Ich weiß noch, wie ich sie eines Tages, da Helfreich abwesend war, danach fragte. An dem Morgen war er nach der Akademie gegangen (ich hatte ihn gezwungen, die Stundenklasse, wenn auch nur selten, zu besuchen), und wir verbrachten den ganzen Tag allein. Nadeschda Nikolaewna war etwas vergnügter und gesprächiger als gewöhnlich. Durch diesen Umstand ermuthigt, entschloß ich mich, ihr zu sagen:

„Nadeschda Nikolaewna, ich weiß bis jetzt noch immer nicht, wie Ihr Familienname ist."

Sie schien meine Frage zu überhören. Ein kaum sichtbarer Schatten huschte über ihr Gesicht, und nachdem sie einen Augenblick die Lippen

zusammengepreßt, als ob ihr Etwas aufgefallen sei, fuhr sie zu sprechen fort. Sie unterhielt sich gerade über Helfreich, und ich sah, daß sie sich bemühte, Etwas zu sagen, um mich zum Schweigen zu bringen und meine Frage vergessen zu machen. Endlich wurde sie still.

„Nadeschda Nikolaewna," sagte ich, „warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Habe ich denn, durch was es auch sei, gezeigt . . ."

„Lassen Sie das," antwortete sie traurig, „ich Ihnen nicht vertrauen? Hören Sie auf . . . Warum sollte ich kein Vertrauen zu Ihnen haben? Was können Sie mir Böses thun?"

„Warum denn . . ."

„Weil es nicht nöthig ist . . . Malen Sie, malen Sie, es wird bald dunkel werden . . ." sagte sie und gab sich Mühe, vergnügter zu sprechen. Semen Iwanowitsch wird auch bald kommen; was werden Sie ihm zeigen können? Sie haben heute kaum Etwas gethan. Ohnedies vergeht unsere Zeit fast nur im Gespräche."

„Wir werden schon Zeit haben . . . ich bin müde . . . . Wenn Sie wollen, können Sie von Ihrem Platze herunterkommen. Ruhen sie sich etwas aus."

Sie stieg von der Erhöhung hinab und setzte sich auf den in der Ecke stehenden Stuhl.

Ich setzte mich an das andere Ende des Zimmers. Ich verging vor Lust, mich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, sie auszufragen; ich fühlte jedoch, daß es mir mit jeder Sitzung unmöglicher wurde. Ich sah, wie sie zusammengesunken dasaß, ihre Kniee mit den ineinandergeschlungenen Händen umfaßte, ihre Augen unbeweglich auf einen bestimmten Punkt des Bodens heftend. Eine von Senitschkas Katzen rieb sich an ihrem Kleide und blickte ihr zutraulich in das Gesicht, indem sie dabei ihr gutmüthiges und leises Schnurren hören ließ. Sie schien in dieser Stellung erstarrt zu sein . . . Was ging in dieser stolzen und unglücklichen Seele vor?

Stolzen! Kein leeres Wort ist meiner Feder entschlüpft. Schon damals glaubte ich, daß ihr Verderben dadurch entstanden sei, weil sie sich nicht hatte beugen können. Sie hätte vielleicht, nachdem sie in irgend einem Falle etwas nachgegeben, wie Andere leben, sie hätte ein interessantes Fräulein mit „räthselhaften Augen" werden können, sie hätte dann geheirathet, um später in einem Meere ziellosen Daseins an' der Seite eines mit ungewöhnlich wichtigen Dienstgeschäften überbürdeten Mannes zu versinken.

Sie würde sich geputzt, die Kinder erzogen (den Sohn auf dem Gymnasium, die Tochter im Institute), sich ein wenig mit Wohlthätigkeit beschäftigt haben, und nachdem sie den ihr von Gott bestimmten Weg zurückgelegt, hätte sie dem Gatten Gelegenheit gegeben, am anderen Tage von seinem „tiefen Schmerze" in der Zeitung Mittheilung zu machen. Aber sie war aus dem Sattel gehoben worden. Was hatte sie denn gezwungen, von dem vorgezeichneten Geleise des Lebens einer „anständigen Frau" ab-

zuweichen. Ich wußte es nicht und quälte mich mit dem Versuche, es von ihrem Gesichte abzulesen. Es blieb aber unbeweglich, unverändert traurig und düster, und ihre Augen waren immer noch auf denselben Punkt gerichtet.

„Ich bin ausgeruht, Andrei Nikolaewitsch," sagte sie plötzlich und richtete sich auf.

Ich erhob mich, sah zuerst sie, dann die Leinwand an und antwortete: „Heute kann ich nicht mehr arbeiten, Nadeschda Nikolaewna."

Sie blickte mich an, wollte Etwas sagen, hielt sich aber zurück und verließ schweigend das Zimmer, um sich umzukleiden.

Ich erinnere mich, daß ich mich in den Sessel warf und mein Gesicht mit den Händen bedeckte. Ein wehmüthiges, mir selbst unverständliches Gefühl erfüllte meine Brust; eine unbestimmte Erwartung von etwas Unbekanntem und Schrecklichem, ein leidenschaftlicher Wunsch, Etwas zu thun, worüber ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte, und Zärtlichkeit zu diesem unglücklichen Geschöpfe, verbunden mit einer beängstigenden Empfindung, die es in mir durch seine Gegenwart erweckte, — das Alles vereinigte sich zu einem drückenden Gefühle, und ich kann mich nicht besinnen, wie viel Zeit ich, in fast vollkommene Vergessenheit versunken, zugebracht hatte. Als ich wieder zu mir kam, stand sie schon in ihrem eigenen Kleide vor mir.

„Auf Wiedersehen!"

Ich stand auf und reichte ihr die Hand.

„Warten Sie ein wenig . . . . Ich möchte Ihnen Etwas sagen."

„Was denn?" fragte sie besorgt.

„Vieles, Vieles, Nadeschda Nikolaewna. Bleiben Sie doch, wenn auch nur dies eine Mal, nicht als Modell da!"

„Nicht als Modell! Was kann ich sonst für Sie sein? Gott bewahre mich davor, für Sie kein Modell zu sein, sondern das, was ich war . . . was ich bin," verbesserte sie sich rasch. „Leben Sie wohl . . . Werden Sie Ihr Bild bald vollenden, Andrei Nikolaewitsch?" fragte sie an der Thür.

„Ich weiß nicht . . . . ich glaube, daß ich Sie noch während zwei oder drei Wochen bitten werde, zu mir zu kommen."

Sie schwieg, als ob sie sich nicht entschließen könnte, mir das Gewünschte zu sagen.

„Sie möchten Etwas sagen, Nadeschda Nikolaewna?"

„Braucht nicht Jemand . . . . von Ihren Freunden . . . . . ." sagte sie stockend.

„Ein Modell?" unterbrach ich sie. „Ich will versuchen, es einzurichten, werde es unbedingt versuchen, Nadeschda Nikolaewna."

„Ich danke Ihnen, leben Sie wohl."

Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr die Hand zu reichen, als es draußen schellte. Sie erbleichte und sank auf einen Stuhl. Bessonoff trat ein.

## X.

Er trat vergnügt und unbefangen ein. Es kam mir Anfangs vor, als ob er in den paar Tagen, in denen wir uns nicht gesehen hatten, mager geworden war; gleich darauf dachte ich, ich hätte mich geirrt.

Er begrüßte mich freundlich, verbeugte sich vor Nadeschda Nikolaewna, welche immer noch auf demselben Stuhle saß, und begann sehr lebhaft zu sprechen:

„Ich bin hereingekommen, um nachzusehen. Ihre Arbeit interessirt mich. Ich wollte mich überzeugen, ob Sie wirklich im Stande seien, Etwas zu leisten, namentlich jetzt, wo Sie ein Modell, wie man überhaupt kein besseres finden kann, haben."

Er blickte flüchtig nach Nadeschda Nikolaewna hin. Sie saß, wie früher. Ich dachte, sie würde weggehen, und ich wünschte es; aber sie blieb, wie an ihren Stuhle angenagelt, sitzen, schwieg und verwandte kein Auge von Bessonoff.

„Es ist wahr," antwortete ich. „Ich brauche nichts Besseres. Ich bin Nadeschda Nikolaewna für ihre Einwilligung sehr dankbar!"

Indem ich dies sagte, schob ich die Staffelei von der Wand ab und stellte dieselbe, wie es sich gehörte, auf.

„Sie können es ansehen," sagte ich.

Er bohrte seine Augen in das Bild. Ich sah, daß es Eindruck auf ihn machte, und meine Eigenliebe als Künstler wurde angenehm berührt.

Nadeschda Nikolaewna stand plötzlich auf.

„Auf Wiedersehen," sagte sie dumpf. Bessonoff wandte sich heftig um und machte einige Schritte zu ihr hin.

„Wo gehen Sie hin, Nadeschda Nikolaewna? Ich habe Sie so lange nicht gesehen, und jetzt, wo, wir uns hier zufällig treffen, ist es, als ob Sie vor mir wegliefen. Warten Sie wenigstens ein Weilchen, wenn auch nur fünf Minuten; wir können zusammen weggehen, und ich werde Sie begleiten. Ich habe Sie nicht finden können. In Ihrer alten Wohnung sagte man mir, Sie hätten die Stadt verlassen; ich wußte, daß es nicht wahr sei, und zog bei der Polizei Erkundigungen ein. Ihre Adresse war aber noch nicht angemeldet. Ich wollte morgen noch ein Mal hingehen, weil ich annahm, dieselbe müsse nun da sein, doch jetzt ist es natürlich nicht mehr nöthig; Sie werden mir selbst sagen, wo Sie wohnen; ich werde Sie begleiten."

Er sprach rasch und mit einem neuen, mir in seinem Munde noch unbekannten Tone von Zärtlichkeit. Wie wenig glich seine jetzige Art, mit Nadeschda Nikolaewna zu sprechen, derjenigen, die er an dem Abende, wo ich und Helfreich mit den Beiden zusammentrafen, zur Schau getragen hatte!

„Es ist nicht nöthig, Sergei Wassiliewitsch, ich danke Ihnen," antwortete Nadeschda Nikolaewna, „ich kann auch allein gehen. Ich bedarf keiner

Begleiter, und mit Ihnen," setzte sie leise hinzu, — „kann ich mich über Nichts unterhalten."

Er machte eine Handbewegung, wollte Etwas sagen, aber seiner Brust entfuhr blos ein seltsamer Laut. Ich sah, daß er sich zusammennahm ... Er machte ein paar Schritte im Zimmer, und sich zu ihr wendend, sagte er:

„Gehen Sie ... Wenn Sie mich nicht brauchen, um so besser für uns Beide ... vielleicht sogar für alle Drei."

Sie entfernte sich, nachdem sie meine Hand schwach gedrückt hatte; wir blieben allein. Bald kam Helfreich; ich lud Bessonoff zum Mittagessen ein. Er antwortete nicht gleich, da er mit irgend einem Gedanken beschäftigt zu sein schien, aber plötzlich kam er zu sich und sagte:

„Zum Mittagessen? Meinetwegen ... Ich bin schon lange nicht mehr bei Ihnen gewesen. Ich möchte mich heute aussprechen."

Und er sprach sich thatsächlich aus. Bei Beginn des Essens schwieg er größtentheils oder gab Senitschka, der unaufhörlich von seinen Katzen, die er unbedingt aufgeben wolle, erzählte, nur abgerissene Antworten; doch später, vielleicht unter dem Einflusse von zwei Gläsern Wein, theilte sich ihm Helfreichs Lebhaftigkeit mit, und ich muß sagen, daß ich ihn noch nie so lebhaft und beredt gesehen habe, wie bei diesem Mittagessen und an diesem Abende. Zum Schlusse bemächtigte er sich vollkommen des Gespräches und hielt uns ganze Vorträge über die innere und äußere Politik; das zweijährige Schreiben von Leitartikeln über alle möglichen Fragen befähigte ihn, sehr sachgemäß über alle diese Sachen zu reden, von denen Helfreich und ich, die wir mit unseren Studien beschäftigt waren, sehr wenig wußten.

„Semen Iwanowitsch," — sagte ich, nachdem Bessonoff gegangen war, — „Bessonoff kennt doch Nadeschda Nikolaewnas Familiennamen?"

„Wie weißt Du das?" fragte Helfreich.

Ich erzählte ihm den, seinem Kommen vorangegangenen Auftritt.

„Warum hast Du ihn denn nicht danach gefragt? Uebrigens verstehe ich es; ich will es schon selbst in Erfahrung bringen ..."

Warum hatte ich eigentlich Bessonoff nicht danach gefragt. Auch jetzt kann ich diese Frage nicht beantworten. Damals waren mir seine Beziehungen zu Nadeschda Nikolaewna vollkommen unverständlich. Aber eine trübe Ahnung von etwas Ungewöhnlichem und Geheimnißvollem, das zwischen diesen Menschen sich ereignen sollte, erfüllte mich schon. Ich hatte Lust, Bessonoff inmitten seiner heftigen Rede über den Opportunismus anzuhalten, hatte Lust, seine Auseinandersetzung über die Frage, ob sich der Capitalismus in Rußland entwickele oder nicht, zu unterbrechen, aber jedes Mal blieben mir die Worte in der Kehle stecken.

Ich erklärte das Helfreich folgendermaßen:

„Ich weiß selbst nicht, was mich hindert, unbefangen von ihr zu sprechen! Zwischen ihnen ist Etwas. Ich weiß nicht, was ..."

Der im Zimmer herumgehende Senitschka blieb ein Weilchen still, trat an das dunkle Fenster und antwortete, indem er in den schwarzen Raum hinaussah:

„Und ich weiß. Er verachtete sie, und jetzt fängt er an sie zu lieben. Weil er sieht . . . Ach, welches harte, egoistische und neidische Herz besitzt doch dieser Mensch! Andrei!" — rief er aus und wandte sich, beide Hände bewegend, zu mir. —

„Nimm Dich in Acht, Andrei!"

Ein neidisches Herz? Neidisches . . . Um was konnte es mich beneiden?

## XI.

### Aus Bessonoffs Tagebuche.

Gestern trafen Lopatin und Helfreich mich und Nadja. Meinem Wunsche zum Trotze haben sie Bekanntschaft gemacht. Heute Morgen bin ich zu ihm gefahren und wollte diese Annäherung verhindern, bin aber nicht im Stande gewesen, es zu thun. Sie werden sich sehen, jeden Tag stundenlang zusammen sitzen, und ich weiß, womit es enden wird.

Ich gebe mir redlich Mühe, die Frage zu entscheiden, warum ich eine so warme Theilnahme an dieser Angelegenheit nehme. Ist es mir eigentlich nicht gleichgiltig? Nehmen wir an, ich kenne Lopatin schon viele Jahre und sympathisire anscheinend lebhaft mit diesem talentvollen Jünglinge. Ich möchte ihn vor dem Uebel bewahren, und die Annäherung an ein gefallenes Weib, das durch Feuer und Wasser gegangen, ist ein Uebel, besonders aber für eine so unberührte Natur, wie die seinige. Ich kenne diese Frau verhältnißmäßig lange. Ich habe sie kennen gelernt, als sie schon das war, was sie jetzt ist. Ich muß es mir selbst eingestehen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher sich Schwäche meiner bemächtigt hatte, wo ich, von ihrem nicht gewöhnlichen Aeußeren und, wie es mir schien, nicht alltäglichen moralischen Eigenschaften hingerissen, mehr als nöthig an sie dachte. Aber ich überwand mich bald. Ich weiß schon seit geraumer Zeit, daß es „einem Kameel leichter ist, durch ein Nadelöhr zu gehen", als einer Frau, die dieses Gift genossen, zu einem normalen und ehrbaren Leben zurückzukehren. Ich beobachtete sie genau und gewann die Ueberzeugung, daß bei ihr keine Anzeichen darauf deuteten, sie könne eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze bilden, und mit blutendem Herzen entschloß ich mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Trotzdem hörte ich nicht auf, mit ihr zu verkehren.

Ich werde mir nie den an jenem Abende, an welchem Lopatin zu mir kam, mir seinen Mißerfolg zu klagen, begangenen Fehler verzeihen. Ich verschnappte mich, indem ich ihm sagte, ich kenne eine für sein Modell geeignete Persönlichkeit. Ich begreife nicht, wie Helfreich es ihm nicht schon früher mitgetheilt hatte: er kannte sie eben so lange, wenn nicht noch länger als ich.

Meine Unvorsichtigkeit und meine heutige Heftigkeit haben Alles verdorben. Ich hätte milder sein müssen; ich versetzte aber diesen weichherzigen Menschen in Aufregung. Er ergriff irgend eine Lanze und stieß sie mit solcher Gewalt in den Boden, daß die Scheiben klirrten, ich sah, daß er bis zum Aeußersten gereizt sei, und war gezwungen, zu gehen.

* * *

Ich habe Lopatin einige Tage nicht gesehen. Gestern traf ich Helfreich auf der Straße und brachte vorsichtig das Gespräch auf seinen Freund.

Sie kommt täglich zu ihm; das Bild schreitet rasch vorwärts. Wie benimmt sie sich? Bescheiden, mit Würde. Sie schweigt in Einem fort. Angezogen ist sie schwarz, ärmlich. Nimmt sie Geld für die Sitzungen? Nun und Lopatin? Lopatin ist ganz glücklich, ein solches Modell gefunden zu haben. Anfangs war er sehr heiter, jetzt ist er etwas nachdenklich.

„Ich weiß gar nicht, Bessonoff, warum Sie das Alles so interessirt," sagte mir der Bucklige zum Schlusse. „Sie haben niemals dieser Frau Theilnahme bewiesen. Und es hat doch eine Zeit gegeben, wo Sie sie hätten retten können . . . Jetzt ist es natürlich zu spät . . . d. h. für Sie zu spät . . ."

Für Sie zu spät! Für Sie zu spät! . . . Was hat er damit gemeint? Vielleicht, daß, wenn es auch für mich zu spät sei, so doch nicht zu spät für seinen Freund?! Dummköpfe!

Wie! Und dieser Helfreich, der sich als seinen Freund betrachtet, der besser noch als ich seine Beziehungen zu seiner Cousine-Braut kennt, versteht er denn nicht, welches Unheil sie anrichtet? Sie werden diese Frau nicht retten; Lopatin wird das Herz eines liebenden Mädchens brechen und das seinige . . .

Ich fühle, daß ich verpflichtet bin, Etwas zu thun. Ich werde morgen, im Laufe des Tages, zu Lopatin gehen und werde versuchen, mich persönlich zu überzeugen, wie weit die Sache gediehen ist . . . Heute aber will ich zu ihr gehen.

* * *

Ich bin bei ihr gewesen und habe sie nicht gefunden; sie ist, man weiß nicht, wohin, verzogen. Man hat mir gesagt, sie hätte ihre Kleider verkauft. Ich habe versucht, sie aufzufinden, aber trotz des Adreßbureaus und der Hilfeleistungen des Dworniks habe ich ihre Spur nicht finden können. Morgen gehe ich zu Lopatin.

Es ist unbedingt nöthig, meine bisherige Handlungsweise zu ändern. Ich habe mich in Lopatin getäuscht; seine Sanftmuth hatte in mir den Glauben erweckt, man könne mit ihm in einem befehlenden Tone sprechen, man muß auch sagen, daß unsere früheren Beziehungen diese Meinung bis zu einem gewissen Grade rechtfertigten.

Es ist durchaus nöthig, ohne ihn zu berühren, auf diese Frau zu wirken. Es gab eine Zeit, wo sie, wie es mir schien, ein gewisses Interesse für mich hegte. Ich glaube, daß, wenn ich mir etwas Mühe gebe, es mir gelingen wird, sie auseinander zu bringen. Ich werde vielleicht das alte Gefühl in ihr erwecken können, nud sie wird mir folgen.

Nadeschda Nikolaewna den Hof zu machen! Dieser Gedanke ist für mich unfaßbar, aber ich bleibe doch daran haften. Ich fühle, daß ich nicht das Recht habe, Lopatins Untergang und die Zerstörung seines ganzen Lebens zuzugeben.

* * *

Diese Frau lacht über mich! Ich habe mich an sie mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ich fähig war, gewandt; ich habe vielleicht mit ihr sogar in einem mich erniedrigenden Tone gesprochen, und sie ging fort, nachdem sie mir einige beleidigende und verächtliche Worte gesagt.

Sie hat sich wunderbar verändert. Dieses bleiche Gesicht hat einen Ausdruck von Würde bekommen, der gar nicht zu ihrer gesellschaftlichen Stellung paßt. Sie ist bescheiden und dabei doch stolz. Worauf ist sie es? Indem ich genau das Gesicht Lopatins beobachtete, glaubte ich darin die Geschichte seiner Beziehungen zu ihr zu lesen. Es ist nichts Besonderes: er ist etwas erregt, anscheinend jedoch nur durch sein Bild! Dieses wird vorzüglich. Sie steht wie lebend auf der Leinwand.

Ich habe meinen Zorn überwunden, und ohne mein Gekränktsein zu zeigen, bin ich bei Lopatin und Helfreich geblieben. Wir unterhielten uns, und sie lauschten aufmerksam meinen Belehrungen, die verschiedene mich jetzt beschäftigende Gegenstände berührten.

Aber was soll ich thun? Der Sache ihren Lauf lassen? Einst habe ich Lopatin das Versprechen gegeben, seine Cousine Sophie Michailowna in diese Angelegenheit nicht hineinzubringen. Ich bin natürlich verpflichtet, mein Wort zu halten. Aber kann ich denn nicht meiner Mutter schreiben? Wenn auch selten, so sieht sie doch Sophie Michailowna und könnte es ihr erzählen. Ich würde mein Wort nicht brechen und dabei . . .

Man darf einer solchen Angelegenheit nicht freien Lauf lassen, dazu habe ich gar kein Recht. Diese Frau werde ich, durch welche Mittel es auch sei, zwingen, ihre Beute aufzugeben. Ich muß nur ihre Wohnung ermitteln. Dann werde ich mit ihr sprechen . . . Jetzt will ich das Ganze lassen und zu arbeiten anfangen. Im leeren und ziellosen Geleise, das wir Leben nennen, gibt es nur ein wahres, bedingungsloses Glück: die Befriedigung des Arbeitenden, wenn er, in eine Aufgabe vertieft, alle Nichtigkeiten des Lebens vergißt, und dann, wenn er dieselbe beendet, sich mit Stolz sagen kann: heute habe ich Gutes geschaffen.

## XII.

### Lopatins Aufzeichnungen.

Sechs Tage sind seit der Zusammenkunft mit Bessonoff verflossen, und Nadeschda Nikolaewna ist nicht bei mir gewesen. Sie hat nur ein Briefchen geschickt, in welchem sie um Entschuldigung bat und sich auf Geschäfte berief.

Ich habe den Zettel Helfreich gezeigt, und wir sind Beide zum Schlusse gekommen, sie sei krank. Es wäre durchaus nöthig, sie aufzufinden. Wenn wir ihren Familiennamen wüßten, könnte man ihre Adresse auf dem Adreß-bureau erfahren, aber weder er, noch ich kennen denselben. Die Anfrage bei Bessonoff war erfolglos. Ich verzweifelte, aber Semen Iwanowitsch versprach mir, sie, „sei es auch auf dem Meeresboden", zu finden. Nachdem er am nächsten Morgen aufgestanden, zog er sich mit einer gewissen besorgten und entschlossenen Miene an, als ob er sich auf einen gefährlichen Ausflug vorbereite, und verschwand auf den ganzen Tag.

Nachdem ich allein geblieben, versuchte ich zu arbeiten; die Arbeit ging aber nicht vorwärts. Ich holte ein Buch vom Gestell und begann zu lesen. Die Worte und Gedanken zogen durch meinen Kopf, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ich spannte meine Aufmerksamkeit mit ganzer Kraft an und war doch nicht im Stande, einige Seiten zu bewältigen.

Ich schloß das Buch, — ein kluges und gutes Buch, welches ich vor einigen Tagen zwar mit Mühe, aber mit Hingebung und Freude, wie sie ein solches Werk immer hervorruft, gelesen, und ging aus, um in der Stadt herumzuirren.

Eine unbewußte, undeutliche Hoffnung, wenn auch nicht Nadeschda Nikolaewna zu begegnen, so doch Jemanden zu treffen, der mir irgend welchen Wink geben würde, verließ mich die ganze Zeit nicht; in Einem fort betrachtete ich aufmerksam die Vorübergehenden, und mehr als ein Mal überschritt ich die Straße, nachdem ich eine Frau erblickt, die mich an die bekannte Gestalt erinnerte. Ich traf aber Niemand, außer dem Hauptmann Grum-Skgebitzki, welcher gegen vier Uhr Nachmittags (es war Ende December und dämmerte schon) wichtig und würdevoll auf dem Newsky spazieren ging. Das Wetter war sehr warm, der Hauptmann hatte einen stutzerhaften Pelzüberzieher an, der nicht zugeknöpft und am Halse offen war; eine farbige Atlascravatte mit einer blitzenden Nadel guckte unter dem Pelze hervor; der Hut des Hauptmanns glänzte wie polirt, und seine in einem modernen, gelben Handschuh mit dicken, schwarzen Nähten steckende Hand stützte sich auf ein Rohr mit einem großen Elfenbeinknopfe.

Als er mich erblickte, lächelte er wohlwollend und herablassend und näherte sich mir mit einer bewillkommnenden Handbewegung.

„Ich freue mich, Monsieur Lopatin zu sehen," sagte er, „eine sehr angenehme Begegnung."

Er drückte mir die Hand, und als Antwort auf meine Erkundigung nach seinem Wohlbefinden fügte er hinzu:

„Ich danke Ihnen. Flaniren Sie, oder eilen Sie irgend wohin? Ist das Erste richtig, so würden Sie mich vielleicht begleiten? Gern wäre ich mit Ihnen umgedreht, aber die Gewohnheit, Monsieur Lopatin! Ich gehe jeden Tag spazieren und durchschreite den Newsky zwei Mal hin und zurück. Es ist ein Gesetz für mich."

Ich wollte nach Hause und ging deshalb mit dem Hauptmann. Er hielt das Gespräch mit Würde aufrecht.

„Heute ist es die zweite angenehme Begegnung," sagte er. „Ich habe auf dem Newsky auch Herrn Bessonoff gesehen und erfuhr, daß auch er Ihr Freund ist."

„Wie, Herr Hauptmann, Sie kennen auch Bessonoff?"

„Fragen Sie mich nur, wen ich nicht kenne!" antwortete der Hauptmann, mit den Achseln zuckend. „Auch Herr Bessonoff hat als Student in meinem Hotel gewohnt. Wir waren gute Freunde, mein Wort darauf. Wer hat nicht bei mir gewohnt, Monsieur Lopatin! Viele jetzt bedeutende Ingenieurs, Juristen und Schriftsteller kennen den Hauptmann. Viele sehr berühmte Leute erinnern sich meiner."

Bei diesen Worten grüßte der Hauptmann höflich einen rasch vorüber gehenden Herrn mit einem sorgenvollen und klugen Gesichte. Der Herr drückte in seinen Mienen schweigend Staunen aus, aber dann lächelte er und nickte freundschaftlich dem Hauptmann zu.

„Vergißt seine alten Freunde nicht und ist doch schon in hohen Würden, dieser Herr, Monsieur Lopatin. Es ist der bekannte Ingenieur Petrischeff. Hat auch bei mir als Student gewohnt."

„Und Bessonoff?" fragte ich.

„Auch Bessonoff ist ein prächtiger Herr. Etwas schwach in Bezug auf die schönen Augen des schwachen Geschlechts," fügte der Hauptmann hinzu, indem er sich zu meinem Ohre beugte.

Ich fühlte, wie mein Herz stärker zu schlagen begann. Es kam mir vor, als ob der Hauptmann auch etwas über Nadeschda Nikolaewna wissen müsse.

Der Hauptmann grüßte wieder einen Bekannten und fuhr fort:

„Ja, wenn er nicht ein so vortrefflicher Mensch gewesen wäre, so hätten wir uns entzweit, Pan Lopatin. Ich denke aber auch an meine Jugend, und außerdem ist ein alter Soldat auch jetzt noch nicht gleichgiltig gegen schöne Augen."

Er sah mich von der Seite an und zwinkerte mir zu; seine zugekniffenen Augen bekamen einen etwas lüsternen Ausdruck.

„Herr Hauptmann," hub ich an, „ich bin sehr froh, daß Sie mit Bessonoff bekannt sind ... Das wußte ich nicht, sehen Sie."

„Ja, er hat nur kurze Zeit bei mir gewohnt!"

„Kannte er vielleicht ..."

Ich schämte mich plötzlich furchtbar. Meine Zunge, die im Begriffe gewesen war, den Namen Nadeschda Nikolaewnas auszusprechen, stockte. Ich blickte den Hauptmann an, der mich mit ganz verändertem Ausdrucke anstarrte. Jetzt hatte er Aehnlichkeit mit einem Habichte.

„Uebrigens werden Sie es wahrscheinlich nicht wissen. Entschuldigen Sie," setzte ich verlegen hinzu.

Er sah mich an, machte ein ganz gleichgiltiges Gesicht und fuchtelte mit seinem Rohre herum.

„Ein alter Soldat hat manche Erinnerung," fuhr er fort, als hätte ich ihn gar Nichts gefragt. „Das sechste Jahrzehnt fängt an," setzte er hinzu, traurig den Kopf schüttelnd. „Ich beneide Sie, offen gestanden, Monsieur Lopatin, wahrhaftig, ich beneide Sie um Ihre Jugend!"

„Wo haben Sie gedient, Herr Hauptmann?" fragte ich und dachte an Helfreichs Worte.

Von Neuem ging mit dem Hauptmann eine plötzliche Veränderung vor. Sein Gesicht wurde besorgt, ernst. Er blickte nach rechts, blickte nach links, drehte sich um und beugte sich so nahe zu mir herunter, daß sein Schnurrbart mein Ohr streifte.

„Unter uns, wie unter Edelleuten gesagt, Sie sehen vor sich, Herr Lopatin, einen Streiter von Mechowo und Opatow."

Und indem er einen Schritt zurücktrat, sah er mich mit einem Verwunderung heischenden Blicke an. Ich gab mir Mühe, meinem Gesichte den für die Gelegenheit passenden Ausdruck zu verleihen.

„Dies ist ein Geheimniß, das ich nur sehr nahen Freunden anvertraue ..." flüsterte der Hauptmann, sich abermals zu mir beugend, dann trat er wieder einen Schritt zurück und warf mir einen triumphirenden Blick zu.

Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihm meine Dankbarkeit für das mir bewiesene Vertrauen auszudrücken, und da wir uns der Polizeibrücke nahten, mich zu verabschieden.

Ich war mit mir selbst unzufrieden; ich hätte fast Nadeschda Nikolaewnas Name diesem Manne, der mir gar kein Vertrauen einflößte, genannt.

Als ich nach Hause kam, theilte mir Alexeewna mit, daß unser ‚Katzenfreund' noch nicht da sei. Sie trug das Essen auf, stellte sich an die Thür und drückte in ihren Mienen schmerzliches Beileid wegen meiner mangelnden Eßlust aus.

„Warum kommt denn ‚Ihre' nicht, Andrei Nikolaewitsch?" fragte sie.

„Sie ist wahrscheinlich krank geworden, Alexeewna."

Sie schüttelte den Kopf, seufzte tief auf und ging in die Küche, um mir Thee zu holen. Ich hatte schon lange nicht anders als mit Helfreich zu Mittag gegessen, und es war mir sehr traurig zu Muthe.

## XIII.

Nach Tische wurde ein Brief von Sonja gebracht.

Ich habe niemals das Geringste vor ihr verheimlicht. Wenn ich gestorben sein werde — das wird bald sein; der Tod schleicht schon nicht mehr zu mir heran, er nähert sich mir mit festen Schritten, die ich Nachts höre, wenn es mit mir immer schlechter geht und mich die Krankheit, sowie die auferstehende Vergangenheit quälen — wenn ich gestorben sein werde und sie diese Aufzeichnungen lesen wird, so soll sie wissen, daß ich niemals, niemals ihr eine Lüge gesagt habe. Ich schrieb ihr Alles, was ich dachte und fühlte, nur das, wovon meine Seele selbst Nichts ahnte oder was ich mir selbst nicht eingestand, obgleich ich es unklar fühlte, fand keinen Platz in meinen langen Briefen.

Aber sie kannte mich. Ungeachtet ihrer neunzehn Jahre verstand sie mit ihrer wachsamen liebenden Seele, was ich mir selbst nicht einzugestehen wagte, was ich mir nie in meinem Geiste mit verständlichen Worten gesagt hatte.

„Du liebst sie, Andrei, Gott gebe Dir Glück . . .“

Ich konnte nicht weiter lesen. Eine große Welle kam auf mich zu, drang in mich ein und raubte mir fast das Bewußtsein. Ich sank auf einen Sessel nieder, und den Brief in meinen Händen haltend, saß ich lange mit geschlossenen Augen unbeweglich da, fühlte nur, wie die Welle in meiner Seele lärmte und tobte.

Es war die Wahrheit: ich liebte sie. Ich hatte bis jetzt dieses Gefühl nicht gekannt. Ich nannte meine Anhänglichkeit zu meiner Cousine Liebe; ich war bereit gewesen, sie in einigen Jahren zu heirathen und wäre vielleicht mit ihr glücklich geworden; hätte man mir gesagt, ich würde eine andere Frau lieben lernen, ich hätte es nicht geglaubt. Ich meinte, mein Schicksal sei besiegelt: „Hier ist Dein Weib“ — hatte mir der Herr gesagt — „und Du sollst kein Anderes haben,“ und darauf beharrte ich fest, fühlte mich für die Zukunft beruhigt und stark in meiner Wahl. Eine andere Frau zu lieben, schien mir eine unnöthige und unwürdige Laune zu sein. Nun erschien dieses seltsame und unglückliche Wesen mit seinem zertrümmerten Leben und seinem, in den Augen sich wiederspiegelnden Leiden. Zuerst bemächtigte sich Mitleid meines Herzens; das Mißfallen mit dem Manne, der ihr seine Verachtung zeigte, zwang mich, ihre Partei zu ergreifen, und dann . . . dann weiß ich nicht, wie es gekommen . . . Aber Sonja hatte Recht: ich liebte sie mit der qualvollen und leidenschaftlichen ersten Liebe eines Mannes, dem dieses Gefühl bis zu fünfundzwanzig Jahren fremd geblieben war. Ich hätte sie aus dem Leiden, in welchem sie sich quälte, reißen, sie in meinen Armen irgend wo in die Ferne tragen, sie an meiner Brust einwiegen, damit sie sich selbst vergessen könne, ihr niedergeschlagenes Gesicht mit einem Lächeln des Glückes beleben mögen.

Sonja hatte mir das Alles mit einer einzigen Zeile ihres Briefes gesagt . . .

„Denke nicht an mich. Ich will nicht sagen: ‚Vergiß mich vollständig‘, nur, daß Du nicht an meine Leiden denken sollst. Ich werde nicht über mein gebrochenes Herz klagen — und weißt Du, warum? weil es gar nicht gebrochen ist. Ich bin daran gewöhnt, in Dir den Vetter und nicht den Verlobten zu sehen; das Erste war die Wirklichkeit, und das Zweite haben sich die Menschen ausgedacht und uns aufgebürdet. Ich liebe Dich über Alles in der Welt; ich hätte das gar nicht zu schreiben brauchen, denn Du weißt es ja selbst; als ich aber Deinen letzten Brief gelesen und die Wahrheit über Dich und Nadeschda Nikolaewna erkannt — so glaube mir, mein theurer Freund, daß sich kein Tropfen Bitterkeit in mein Gefühl geschlichen hat. Ich verstand, daß ich Dir eine Schwester bin, aber keine Frau; verstand dies durch meine Freude an Deinem Glücke, — einer Freude, die mit Angst um Dich vermischt war. Ich verheimliche nicht diese Angst, aber Gott helfe Dir, sie zu retten, glücklich zu sein und sie glücklich zu machen!

Aus dem, was Du mir über Nadeschda Nikolaewna geschrieben, entnehme ich, daß sie Deiner Liebe würdig ist. . .“

Ich las diese Zeilen, und ein neues, freudiges Gefühl erfüllte mich. Ich theilte nicht Sonjas Angst; wovor sollte ich mich fürchten? Wie und wann das kam, weiß ich nicht, aber ich fing an, Nadeschda Nikolaewna zu vertrauen. Ihr ganzes vergangenes Leben, das ich nicht kannte, ihr Fall — das Einzige, was ich von ihrem Leben wußte, schien mir etwas Zufälliges, nicht Wirkliches, ein Fehler des Schicksals zu sein, an welchem Nadeschda Nikolaewna nicht schuldig war. Es war Etwas über sie gekommen, hatte sie betäubt, zum Straucheln gebracht, in den Schmutz geworfen, ich aber werde sie aus diesem Schmutze emporheben und sie an mein Herz drücken und dieses leiderfüllte Leben daran beruhigen.

Ein starkes, stürmisches Schellen ließ mich zusammenfahren. Ich weiß nicht, warum ich nicht abwartete, daß Alexeewna mit schlürfenden Pantoffeln herangeschlichen kam, die Thür zu öffnen, sondern selbst dahin stürzte und den Riegel wegschob. Die Thür ging auf, Semen Iwanowitsch ergriff meine beiden Hände, sprang auf der Stelle herum und rief mit einer freudigen und zitternden Stimme:

„Andrei, ich habe sie gebracht, gebracht! . . .“

Hinter ihm stand eine dunkle Gestalt. Ich näherte mich ihr stürmisch, faßte sie bei den zitternden Händen und begann dieselben zu küssen, ohne darauf zu hören, was sie mir mit einer erregten, von zurückgedrängten Thränen erstickten Stimme sagte.

## XIV.

An diesem für mich denkwürdigen Abende blieben wir Drei lange beisammen. Wir sprachen, scherzten, lachten. Nadeschda Nikolaewna war ruhig, anscheinend sogar heiter. Ich fragte Helfreich nicht aus, wo und wie er sie gefunden, und er selbst erwähnte es mit keiner Silbe. Zwischen ihr und

mir wurde Nichts gesagt, was wie eine Anspielung auf das vor ihrem Kommen von mir Gedachte und Gefühlte hätte aufgefaßt werden können. Ich kann nicht erklären, ob es Bescheidenheit oder Unentschlossenheit war, die mich zur Zurückhaltung zwangen: ich hielt es einfach für unnöthig und überflüssig; ich befürchtete, ihre verwundete Seele zu beunruhigen. Ich war gesprächig und vergnügt, wie noch nie! Helfreich zeigte ein lärmendes Entzücken, strahlte, schwatzte unaufhörlich und brachte Nadeschda Nikolaewna durch seine Einfälle manchmal zum Lächeln. Alexeewna deckte den Tisch und brachte den Samovar. Nachdem sie Alles, wie es sich gehörte, zurechtgemacht. stellte sie sich an die Thüre, stützte ihre eine Wange mit der Hand, sah uns Allen ein paar Minuten zu und betrachtete Nadeschda Nikolaewna, welche den Thee machte und die Hausfrau spielte.

„Brauchen Sie Etwas, Alexeewna?" fragte ich.

„Nichts brauche ich, mein Theurer, als Euch etwas zuzusehen . . . Ist er schon beleidigt!" sagte sie, „darf denn die alte Frau nicht ein Bischen stehen bleiben. Ich gucke zu, wie die Gnädige die Hausfrau vertritt. So ist es gut."

Nadeschda Nikolaewna senkte den Kopf.

„Siehst Du, wie schön! Sonst sind es nur Männer und wieder Männer: den Thee schenken sie ein und Alles. Auch mir ist es schon, um bei der Wahrheit zu bleiben, ohne Hausfrau langweilig geworden, Andrei Nikolaewitsch, Du mußt mich schon entschuldigen."

Sie wandte sich zum Gehen und trippelte den Gang hinunter. Unsere Heiterkeit schwand. Nadeschda Nikolaewna erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten.

Mein Bild stand in einer Ecke. Ich hatte mich in diesen paar Tagen ihm gar nicht genähert, und die Farben hatten Zeit gehabt, zu trocknen. Nadeschda Nikolaewna betrachtete lange ihr Bildniß, und sich zu mir wendend, sagte sie lächelnd:

„Jetzt werden wir bald fertig sein. Ich werde Ihnen nicht mehr solche Unterbrechungen bereiten. Es wird noch lange vor der Ausstellung beendet sein."

„Wie ähnlich Sie darauf sind!" schaltete Senitschka ein.

Sie verstummte plötzlich, als ob ein unvermutheter Gedanke sie am Sprechen hindere, und mit einem finsteren Gesichte entfernte sie sich von dem Bilde.

„Nadeschda Nikolaewna, was ist Ihnen? Sie sehen so finster aus," sagte ich.

„Nichts Besonderes, Andrei Nikolaewitsch. Das Bild ist thatsächlich sehr ähnlich. Es ist mir eben in den Sinn gekommen, daß mich Viele, zu Viele kennen. . . Ich stelle mir vor, wie es sein wird . . ."

Sie athmete schwer, und die Thränen standen ihr in den Augen.

„Ich denke mir, wie viele Redensarten, Fragen Sie werden anhören müssen," fuhr sie fort. „Wer ist sie? Wo haben Sie sie her? Und die

Leute werden fragen, welche genau wissen, wer ich bin und wo man mich hat herholen können."

„Nadeschda Nikolaewna . . ."

„Sie haben mich nicht verachtet, Andrei Nikolaewitsch, Sie und mein lieber Senitschka. Sie haben mich wie einen Menschen behandelt. . . Seit drei Jahren ist es mir zum ersten Male so ergangen. Ich traute meinen Augen nicht. . . Wissen Sie, warum ich von Ihnen gegangen bin? Ich dachte, verzeihen Sie es mir, ich dachte, Sie wären wie die Uebrigen. Ich dachte, endlich hat man mich, mein Gesicht, meinen Körper zu etwas Nützlichem brauchen können, daher kam ich zu Ihnen. Das Bild ging seinem Ende entgegen, Sie waren mit mir höflich und rücksichtsvoll; ich war an eine solche Behandlung schon nicht mehr gewöhnt und traute mir selbst nicht. Ich wollte den einen Schlag nicht erleben, weil er mir sehr weh gethan haben würde . . ."

Sie setzte sich in einen tiefen Sessel und drückte ihr Tuch an die Augen.

„Verzeihen Sie mir," fuhr sie fort, „ich traute Ihnen nicht. Ich habe mit Entsetzen auf den Augenblick gewartet, in welchem Sie mich endlich mit jenem Blicke ansehen würden, an den ich mich in diesen drei Jahren nur zu sehr gewöhnt habe, weil in diesen drei Jahren mich Niemand auf eine andere Art angesehen hat . . ."

Sie schwieg; ihr Gesicht verzerrte sich schmerzlich, ihre Lippen bebten. Sie starrte in eine entfernte Ecke des Zimmers, als ob sie Etwas dort sähe.

„Es gab Einen, nur Einen, der mich anders ansah als Alle . . . und nicht so wie Sie. Aber ich . . ."

Helfreich und ich lauschten mit angehaltenem Athem.

„Aber ich habe ihn getödtet," hauchte sie kaum vernehmbar hin.

Ein schrecklicher Verzweiflungsanfall bemächtigte sich ihrer; ein Stöhnen entrang sich ihrer gequälten Brust, und klägliches, kindliches Schluchzen erfüllte das Zimmer.

## XV.

### Aus Bessonoffs Tagebuche.

Ich warte auf das, was kommen wird. Ich war dort und habe sie zusammen gesehen. Die ganze mir zu Gebote stehende Willenskraft reichte nicht aus, um die vorgenommene Maske von Gleichgiltigkeit und Höflichkeit länger vorzubehalten. Ich fühlte, daß, wenn ich noch eine Viertelstunde geblieben, ich dieselbe fallen gelassen und mich ihnen in meiner wahren Gestalt gezeigt hätte.

Diese Frau ist nicht zu erkennen. Ich kenne sie seit drei Jahren und war stets gewöhnt, in ihr das zu sehen, was sie in diesen drei Jahren gewesen. Jetzt sehe ich die mit ihr vorgegangene Veränderung und verstehe dieselbe nicht, weiß nicht, ob diese Veränderung Wahrheit ist, oder ob sie nur eine Rolle bildet, die ein verächtliches, sich selbst und Andere zu betrügen, gewöhntes Geschöpf spielt.

Ich habe Nichts von ihren Beziehungen verstanden. Ich weiß nicht einmal, ob sie seine Geliebte geworden. Ich weiß nicht, warum ich es nicht glaube. Ist dies wahr, so ist sie geschickter, als ich dachte. Was strebt sie an? Seine Frau zu werden?

Ich habe diese paar Zeilen wieder durchgelesen und sehe, daß alles darin Enthaltene mit Ausnahme von dem, daß sie sich verändert hat, nicht wahr ist. Ich selbst habe in ihr vor drei Jahren etwas Ungewöhnliches, bei Frauen in ihrer Stellung selten Vorkommendes gesehen. Ich selbst hätte fast die Rolle des Retters, die Lopatin jetzt großartig spielt, übernommen. Aber ich war damals erfahrener, als er jetzt ist; ich wußte, daß daraus Nichts werden könne, und trat zurück, ohne auch nur das Geringste zu wagen. Ihre Natur stellte in diesem Falle, außer den allgemeinen Hindernissen, noch ein ganz besonderes entgegen und zwar — einen furchtbaren Eigensinn und Frechheit. — Ich sah, daß sie Alles aufgegeben hatte und sich bei meinem ersten Versuche widersetzen würde. Ich habe den Versuch nicht gemacht.

Ob Lopatin es gethan? Ich weiß es nicht. Ich sehe nur, daß diese Frau nicht zu erkennen ist. Daß sie ihre Lebensweise geändert, weiß ich bestimmt. Sie ist in ein kleines Zimmerchen übergesiedelt, in welches sie weder Helfreich, noch diesen Retter hineinläßt, sie geht zu ihm für die Sitzungen, sonst näht sie. Sie lebt sehr ärmlich. Sie gleicht jetzt einem Trunkenbolde, der sich vorgenommen, nicht mehr zu trinken. Ob sie es durchsetzt? Wird ihr darin dieser sentimentale Künstler, der das Leben weder gesehen, noch es verstanden hat, zu Hilfe kommen?

Gestern habe ich meiner Mutter einen ausführlichen Brief geschrieben. Sie wird bestimmt genau so handeln, wie ich es voraussetze — Frauen lieben es, sich in dergleichen Geschichten zu mischen — und Sophie Michailowna Alles wiederholen. Vielleicht wird ihn das retten!

Ihn retten! Warum kümmere ich mich um diese Rettung? Zum ersten Male im Leben bin ich von fremden Angelegenheiten in so hohem Grade berührt. Ist es mir nicht gleichgiltig, ob sich Lopatin mit dieser Frau vereinigt, sie aus dem Schmutze herausreißt, oder selbst zu ihr herabsinkt, sein Leben in fruchtlosen Versuchen zerschellt, sein Talent begräbt und verschleudert oder nicht? Ich bin nicht gewohnt, nachzudenken und in meiner Seele zu forschen; zum ersten Male im Leben komme ich dazu, tief hineinzusehen und meine Gefühle genau zergliedern zu müssen. Ich kann nicht verstehen, was in meiner Seele vorgeht, und was mich zwingt, aus mir herauszutreten. Ich dachte (und denke auch jetzt noch), daß es nur der uneigennützige Wunsch ist, das große Unglück eines Menschen, dem ich zugethan bin, zu verhüten. . . Wenn ich aber meine Gedanken aufmerksam belausche, sehe ich, daß es doch nicht stimmt. Warum, da ich ihn retten will, denke ich mehr an sie; warum tritt ihr früher leidenschaftliches und finsteres, jetzt niedergeschlagenes und sanftes Gesicht in Einem fort vor mein geistiges Auge; warum erfüllt sie und nicht er meine Seele mit

einem seltsamen Gefühle, das ich nicht begreifen kann, und in welchem die schlechten Neigungen vorherrschen? Vielleicht ist es wahr, daß ich nicht ihm so viel Gutes erweisen möchte, als ihr .. Was? Uebles? Nein, ich will ihr nicht schaden. Dabei möchte ich sie ihm doch entreißen, ihr seinen Schutz, in dem möglicher Weise ihre ganze Hoffnung gipfelt, nehmen ... Ist es denn, daß ich an Lopatins Stelle sein möchte?

Ich muß sie heute sehen. Diese ganze Geschichte läßt mich weder ruhig leben, noch arbeiten. Meine Arbeit geht nur langsam vorwärts; in diesen zwei Wochen habe ich nicht so viel, wie sonst in zwei Tagen gethan. Diese Frage muß auf irgend eine Art entschieden werden: sich aussprechen, sich selbst Alles erklären ... und was dann?

Sich zurückziehen? Niemals. Mein ganzer Stolz bäumt sich bei einer solchen Zumuthung auf. Ich habe sie gefunden. Ich hätte sie retten können und habe nicht gewollt. Jetzt will ich es aber.

## XVI.

### Lopatins Aufzeichnungen.

Helfreich lief zu einem Arzte, der mit uns auf einem Flure wohnt; ich brachte Wasser, und der hysterische Anfall ging bald vorüber. Nadeschda Nikolaewna saß in der Ecke des Sophas, auf welches wir sie mit Helfreich getragen hatten, und sie schluchzte nur ab und zu auf. Ich fürchtete, sie zu erregen, und ging in ein anderes Zimmer.

Semen Iwanowitsch, der den Arzt nicht getroffen, fand sie bei seiner Rückkehr schon beruhigt.

Sie schickte sich an, nach Hause zu gehen, und er sprach den Wunsch aus sie zu begleiten. Sie drückte mir die Hand, indem sie mich mit ihren thränenerfüllten Augen ansah, und ich bemerkte auf ihrem Gesichte eine ängstliche Dankbarkeit.

Es verging eine Woche, eine andere, ein Monat. Unsere Sitzungen dauerten noch immer. Um die Wahrheit zu sagen, gab ich mir Mühe, sie in die Länge zu ziehen; ich weiß nicht, ob sie begriff, daß ich es mit Absicht that, aber sie trieb mich oft an. Sie wurde ruhiger, und zuweilen, allerdings selten, war sie heiter.

Sie erzählte mir ihre ganze Geschichte. Ich habe oft über die Frage nachgedacht: soll ich diese Geschichte diesen Blättern einverleiben oder nicht? Ich entschließe mich, darüber zu schweigen. Wer weiß, in welche Hände dieses Heft gerathen kann! Wenn ich bestimmt wüßte, daß nur Sonja und Helfreich es lesen werden, so würde ich doch nicht hier über Nadeschda Nikolaewnas Vergangenheit sprechen: sie kennen Beide diese Vergangenheit ganz genau. Wie früher auch, so verheimlichte ich jetzt Nichts vor meiner Cousine und theilte ihr brieflich die lange und bittere Erzählung Nadeschda Nikolaewnas mit. Helfreich war über das Ganze von ihr selbst unterrichtet. Folglich ist für sie diese Geschichte in meinen Aufzeichnungen überflüssig. Andere aber ...

ich will nicht, daß sie von Anderen verurtheilt wird! Ich habe ihr ganzes Leben erfahren, ich bin ihr Richter gewesen, und habe ihr Alles verziehen, was nach der Ansicht der Menschen der Verzeihung bedarf. Ich habe ihre schwere Beichte, sowie den Bericht ihrer Prüfungen angehört; der schrecklichsten Prüfungen, die eine Frau erdulden kann, und keine Beschuldigung fand in meiner Seele Raum, sondern Scham und das erniedrigende Gefühl eines Mannes, der sich an dem Bösen, von dem man ihm spricht, schuldig fühlt. Der letzte Abschnitt ihrer Geschichte erfüllte mich mit Entsetzen und Mitleid; ihre Worte an dem Abende, an welchem Helfreich sie gebracht und sie den Anfall bekam, waren keine leeren Worte gewesen. Sie hatte wirklich, ohne es zu ahnen, einen Menschen getödtet. Er hatte sie retten wollen, vermochte es aber nicht. Seine schwachen Hände hatten nicht die Kraft gehabt, sie vom Rande des Abgrundes wegzureißen, und da er es nicht gethan, stürzte er sich selbst hinunter. Er schoß sich todt. Ohne Thränen, mit einer kalten Entschlossenheit erzählt sie mir diese schreckliche Begebenheit, und lange dachte ich darüber nach. Kann ihr gebrochenes Herz genesen, werden so entsetzliche Wunden vernarben?

Die Wunden schienen zu vernarben. Sie wurde immer ruhiger, und auf ihrem Gesichte erschien öfters ein Lächeln. Sie kam jeden Tag zu mir und blieb zu Tische bei uns. Nach dem Essen saßen wir längere Zeit zu Dreien zusammen, und worüber habe ich nicht mit Helfreich in diesen stillen Stunden gesprochen! Nadeschda Nikolaewna mischte sich nur selten in die Unterhaltung.

Ich erinnere mich so gut eines dieser Gespräche. Obgleich Helfreich seine Katzen noch nicht aufgegeben, fing er doch an, fleißig Studien zu malen. Eines Tages gestand er uns, daß er nur deshalb so fleißig arbeite, weil er im Geiste ein Bild entworfen, welches er „vielleicht in fünf, vielleicht auch erst in zehn Jahren ausführen würde".

„Warum denn so spät, Senitschka?" fragte ich, angesichts der Wichtigkeit, mit der er seine Absicht kundgab, unwillkürlich lächelnd.

„Weil es eine ernste Sache ist. Es ist eine Lebensfrage, Andrei. Du glaubst wohl, daß nur hochgewachsene Menschen mit geradem Rücken und gerader Brust sich ernste Sachen ausdenken können? O, Ihr prahlerischen Wesen! Glaube mir," fuhr er mit angenommener Würde fort, „daß zwischen diesen Buckeln erhabene Gefühle Platz haben können, und in diesem langen Kasten (er schlug sich auf den Schädel) große Gedanken geboren werden."

„Dieser große Gedanke — ist er ein Geheimniß?" fragte Nadeschda Nikolaewna.

Er sah uns Beide an und sagte nach kurzem Schweigen:

„Nein, kein Geheimniß. Ich werde es Euch erzählen. Der Gedanke ist mir schon längst gekommen. Hört zu. Eines Tages gerieth Wladimir, schöne Sonne genannt, in Zorn über Ilja Murometz wegen dessen dreister Worte; er befahl, ihn zu ergreifen, ihn in ein tiefes Verließ zu bringen,

ihn dort einzuschließen und mit Erde zu verschütten. Der alte Kosak wurde zum Tode abgeführt. Aber wie es immer der Fall ist, verfiel die Fürstin Ewpraksejuschka gleichzeitig auf einen guten Gedanken: sie entdeckte einen Gang, der zu Ilja führte und schickte ihm täglich ein Weißbrod, sowie Wasser und Wachskerzen, damit er das Evangelium lesen könne. Auch ein Evangelium ließ sie ihm bringen."

Senitschka verstummte, wurde nachdenklich und schwieg so lange, daß ich endlich sagte:

„Nun, Semen Iwanowitsch?"

„Das ist Alles. Natürlich vermißte der Fürst sehr bald den alten Kosaken: die Tataren waren gekommen, und es war Niemand da, um Kiew vor dem Verderben zu retten. Wladimir bereute dann bitter seine That. Ewpraksejuschka aber schickte sogleich Leute in das tiefe Gewölbe, um Ilja hinauszuführen. Ilja trug das Böse nicht nach, schwang sich auf sein Roß und so weiter. Er schlug auf die Tataren ein — das ist nun Alles."

„Wo ist aber hier das Bild, Semen Iwanowisch?"

Semen sah mich mit übertriebener Verwunderung an und schlug die Hände zusammen.

„Ein Künstler! Ein Künstler! Und sogar Lopatin, Andrei Lopatin! Aber da sind ja dreißig, dreihundert, dreitausend Bilder, wenn Du nur willst, aber ich wähle nur eins darunter und werde es malen; ich werde sterben, aber malen werde ich es. Siehst Du denn nicht, wie er im Verließe sitzt? Kannst Du es Dir nicht wie lebend vorstellen? Da hast Du es: eine Höhle, ein Gewölbe, überhaupt eine Grube in der Art der Kiew'schen Katakomben. Schmale Gänge und eine kleine Vertiefung in der Wand: Staub, Schimmel, das Ganze grauenerregend und phantastisch von der Wachskerze beleuchtet. Ilja aber sitzt auf einem Schemel —, vor ihm steht ein Pult, auf welchem ein großes, altes, heiliges Buch mit dicken, krumm gezogenen, vergilbten Blättern liegt, und die Buchstaben darin sind schwarz und roth. Der alte Kosak sitzt im bloßen Hemde, liest aufmerksam und wendet die ungehorsamen Blätter mit großen, ungeschickten Bauernhänden um, mit Händen, die an den Zügel, die Lanze, an das Schwert und an die Keule gewöhnt sind und von der schweren Arbeit, die sie ihr ganzes Leben gethan, grob und hart geworden sind; sie zittern, bewegen sich in Einem fort und blättern nur mit Mühe die Seiten des heiligen Buches um.

„Ach, Bruder," unterbrach Helfreich plötzlich seine Rede, „ein Unglück ist dabei: es gab damals keine Brillen. Hätte es welche gegeben, so würde ihm Ewpraksejuschka unbedingt ein Paar geschickt haben, große, runde, in silberner Fassung. Denn er war unbedingt weitsichtig vom Leben in der Steppe. Was glaubt Ihr?"

Wir lachten Beide auf. Helfreich sah uns verständnißlos an, dann aber schien er unser Lachen zu begreifen und lächelte selbst. Aber die feierliche Stimmung seiner Erzählung gewann wieder die Oberhand, und er fuhr fort:

„Ich werde Euch seine Augen nicht beschreiben: es ist zu schwer In den Augen liegt aber bei mir Alles. In den Augen und in den Lippen. Also er sitzt und liest. Er hat die Stelle über die Bergpredigt aufgeschlagen, und er liest, daß, wenn man einen Schlag erhalten, man sich unter den Anderen stellen soll. Er liest diese Stelle und versteht sie nicht. Ilja hat sein ganzes Leben, ohne die Hände zusammenzulegen, gearbeitet; eine große Anzahl von Petschenegen, Tataren und Räubern hatte er vertrieben; sein Leben hatte er in Waffenthaten und auf Schlagbäumen zugebracht und die Feinde in das getaufte Rußland nicht hereingelassen; er glaubte an den Heiland, dachte, daß er die Gebote Gottes befolge. Er wußte nicht, was in dem Buche geschrieben stand. Jetzt sitzt er und überlegt: „Wenn man Dich auf die rechte Backe schlägt, so halte die linke hin?" Wie ist denn das, o Herr? Es ist gut, wenn Einer mich schlägt, wenn aber Einer eine Frau beleidigt oder ein Kind berührt, oder wenn ein Verruchter kommen und beginnen würde, Deine Getreuen, o Herr, zu rauben und zu morden? Ihn nicht anrühren? Ihn in Ruhe lassen, damit er raube und morde? Nein, Herr, ich kann Dir nicht gehorchen! Ich würde mich auf mein Roß schwingen, die Lanze in die Hand nehmen und mich in Deinem Namen schlagen, denn ich verstehe Deine Weisheit nicht; Du hast mir aber eine innere Stimme gegeben, und der gehorche ich und nicht Dir!" Seine Hand zittert, und es zittert darin das vergilbte Blatt des Buches mit den rothen und den schwarzen Buchstaben. Das Licht brennt trübe; ein dünner, schwarzer Rußstreifen steigt säulenförmig empor und verschwindet im Dunkel. Nur Ilja und das Buch sind von der Kerze beleuchtet, nur diese Beiden. . ."

Semen Iwanowitsch verstummte und wurde nachdenklich, lehnte sich in den Sessel zurück nud hob die Augen zur Decke empor.

„Ja," sagte ich nach langem Schweigen, „es ist ein schönes Bild, Senitschka. Jedoch ist es leichter, es zu erzählen, als es mit Farben auf die Leinwand zu malen. Wie wirst Du das Alles ausdrücken?"

„Ich thue es, thue es unbedingt, thue das Alles!" rief Senitschka mit Wärme aus. „Ich werde dieses Fragezeichen stellen! Ilja und das Evangelium! Giebt es etwas Gemeinschaftliches zwischen ihnen? Für dieses Buch giebt es keine größere Sünde als den Todtschlag, und Ilja hat sein ganzes Leben getödtet. Er reitet auf seinem kleinen Hengst und ist ganz behängt mit den Werkzeugen der Strafe, — nicht des Mordes, sondern der Strafe, denn er straft ja nur. Wenn aber dieses Rüstzeug nicht ausreicht oder er hat es nicht bei sich, dann schüttet er Sand in seine Mütze und ist damit thätig. Er ist aber doch ein Heiliger. Ich habe ihn in Kiew gesehen . . . Er liegt mit den Anderen zusammen und zwar ganz gerechter Weise . . ."

„Das ist Alles so, Senitschka, aber das wollte ich Dir nicht sagen. Die Farbe wird es nicht ausdrücken können."

„Warum soll sie es nicht ausdrücken? Unsinn! Wenn sie aber nicht Alles ausdrückt, so ist es kein Unglück. Die Frage wird gestellt . . . Warte,

warte!“ brauste Semen auf, als er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte. „Du willst sagen, daß die Frage schon gestellt worden ist? Unzweifelhaft! Doch das schadet Nichts. Man muß sie täglich, stündlich, jeden Augenblick stellen. Es ist nöthig, daß sie die Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt. Wenn ich glaube, daß es mir durch das Bild gelingen wird, diese Frage auch nur zehn Leuten zu stellen, so muß ich das Bild malen. Ich denke schon lange darüber nach, aber diese da haben mich immer gestört.“

Er bückte sich, ergriff den auf dem Boden sitzenden gelben Kater, der aussah, als ob er seiner Rede aufmerksam folge, und nahm ihn zu sich auf den Schooß.

„Thust Du denn nicht dasselbe?“ fuhr Senitschka fort. — „Enthält denn Dein Bild nicht dieselbe Frage? Weißt Du denn, ob diese Frau richtig gehandelt hat? Du wirst die Leute zum Nachdenken zwingen, weiter Nichts. Außer dem ästhetischen Gefühle, das jedes Bild erweckt und das an und für sich nicht viel werth ist, liegt denn nicht darin der Sinn von dem, worum wir uns bemühen?“

„Semen Iwanowitsch, Senitschka, mein Lieber,“ sagte plötzlich Nadeschda Nikolaewna, „ich habe Sie noch nie so gesehen. Ich habe immer gewußt, daß Sie ein prächtiges Herz haben, aber . .“

„Aber Sie dachten, ich wäre ein kleiner, dummer Krüppel? Wissen Sie noch, wie Sie mich ein Mal so genannt?“

Er sah sie an, und da er wahrscheinlich einen Schatten auf ihrem Gesichte bemerkte, setzte er hinzu:

„Verzeihen Sie, daß ich daran erinnere. Man muß diese Jahre aus dem Gedächtnisse streichen. Alles wird gut gehen. Nicht wahr, Andrei, es wird doch Alles gut gehen.“

Ich nickte mit dem Kopfe. Ich war damals sehr glücklich: ich sah, daß Nadeschda Nikolaewna sich allmählich beruhigte und — wer weiß? Vielleicht würden sich noch für sie die letzten drei Jahre ihres Lebens in eine dunkle Erinnerung verwandeln; sie würden ihr nicht wie durchlebte Jahre vorkommen, sondern wie ein böser, schwerer Traum, nach welchem, wenn man die Augen öffnet und sieht, daß die Nacht still und im Zimmer Alles unverändert ist, man sich freut, daß es nur ein Traum gewesen.

## XVII.

Der Winter ging zu Ende. Die Sonne stieg immer höher, wärmte die Petersburger Straßen und Dächer immer mehr; überall aus den Dachröhren floß das Wasser, und das schmelzende Eis stürzte polternd daraus. Es zeigten sich „Droschkys“ welche auf dem stellenweise entblößten Pflaster, mit einem für das Ohr neuerstandenen Laute rasselten.

Ich hatte das Bild beendet. Nur noch einige Sitzungen, und man wird es in die Akademie, den Sachverständigen der Ausstellung zur Beurtheilung bringen können. Helfreich beglückwünschte mich im Voraus zu

dem Erfolge. Nadeschda Nikolaewna freute sich, wenn sie das Bild betrachtete, und ich sah oft auf ihrem Gesichte einen mir bis dahin nicht vertrauten Ausdruck von ruhiger Heiterkeit. Zuweilen war sie sogar vergnügt und scherzte meistentheils mit Senitschka; Senitschka vertiefte sich gänzlich in das Lesen einer großen Anzahl Bücher, die er, wie er behauptete, für das Bild lesen mußte, in das Durchsehen von Albums mit allen möglichen Alterthümern und in die Erlernung des Evangeliums. Seine Katzen waren auseinander gelaufen; nur der eine, unausbleibliche, gelbe Kater war noch da; auch der lebte in Ruhe und wurde nur selten von seinem Herrn als Modell in Anspruch genommen. Seit unserem Gespräche über Ilja Murometz hatte Semen Iwanowitsch ein einziges Bild gemalt; und da er es für hundertfünfzig Rubel verkauft hatte, fand er, daß er auf lange mit Geld versorgt sei, um so mehr, als er zu meiner großen Verwunderung sich nicht im Geringsten durch sein langes Bleiben in meiner Behausung, wo ihm das Leben Nichts kostete, bedrückt fühlte.

Wir verlebten zu Drei fast unsere ganze freie Zeit. Helfreich hatte Nadeschda Nikolaewna ein umfangreiches Manuscript verschafft, welches das Project einer wichtigen Persönlichkeit enthielt, — ein Project, nach dem Rußland in allerkürzester Zeit beglückt werden sollte, und sie schrieb es mit einer prächtigen, festen Handschrift ab. Da das Beglücken Rußlands sehr viel Gedankenarbeit erforderte, so wurde das Project unaufhörlich verbessert und ergänzt, und es scheint mir, daß dasselbe bis zum heutigen Tage noch nicht zu Ende gebracht worden ist. Wer schreibt es jetzt nach Nadeschda Nikolaewna ab? Wie dem auch sei, sie litt keine Noth. Was sie mit Abschreiben verdiente und das Geld, das sie von mir für die Sitzungen erhielt, reichte für ihren Unterhalt hin. Sie lebte in demselben kleinen Zimmerchen, in das sie sich damals vor uns geflüchtet hatte. Es war ein schmales, niedriges Zimmer mit einem auf eine Mauer gehenden Fenster; ein Bett, eine Commode, zwei Stühle und ein zum Schreiben, Theetrinken und Essen dienender Tisch bildeten die ganze Ausstattung desselben. Wenn Senitschka und ich kamen, ging sie in die Küche zu ihrer Wirthin und bat sich noch einen Schemel aus. Uebrigens waren diese Besuche selten; dieses Zimmer, von welchem sich Nadeschda Nikolaewna durchaus nicht trennen wollte, war unbehaglich und düster. Wir vereinigten uns meistens mit Semen Iwanowitsch bei uns, wo es geräumig und hell war.

Kein einziges Mal sprach ich mit ihr über das, was in meiner Seele vorging. Ich war ruhig und über die Gegenwart glücklich; ich begriff, daß eine unvorsichtige Berührung ihrer vielleicht noch nicht vernarbten Seelenwunden ihr weh thun würde. Ich hätte sie dann vielleicht auf immer verlieren können, wenn ich schon jetzt auf die Erfüllung meines geheimen Gedankens, meines Wunsches und meiner Hoffnung gedrungen hätte. Vielleicht hätte ich gar nicht so ruhig bleiben und mich so lange überwinden können, wenn die Hoffnung keine so starke gewesen wäre. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß sie nach Verlauf eines halben, ganzen, vielleicht sogar erst von

zwei Jahren (die Zeit flößte mir keinen Schrecken ein) beruhigt und genesen, eine feste, zuverlässige Stütze neben sich erblicken und mein für das ganze Leben werden würde. Nicht nur, daß ich es hoffte, ich wußte genau, daß ich sie als meine zukünftige Frau betrachten könne.

Ich weiß nicht, ob Bessonoff es bemerkte ... Er kam zuweilen zu uns, unsere Ruhe störend und Unbehaglichkeit in unsere Gespräche bringend. Er war anscheinend ruhig und sah Nadeschda Nikolaewna kaltblütig an. Sie redete ihn nie an, obgleich sie seine Fragen beantwortete und seine langen Auseinandersetzungen über verschiedene Gegenstände anhörte. Er war sehr belesen und sprach viel. Warum kam es mir nur vor, daß er so redselig und belehrend geworden sei, um etwas hinter seiner glatten Rede Verborgenes, das ihm keine Ruhe ließ, vor uns zu verheimlichen. Später erfuhr ich, daß es in der That der Fall gewesen, daß er hinter seiner äußeren Ruhe eine tödtliche, an ihm nagende Wunde verbarg, wie jener heilige französische Priester, der für unverwundbar galt, weil er in den Schlachten einen rothen Mantel trug, damit man das aus seinen Wunden fließende Blut nicht sähe. Als ich es erfuhr, war es leider schon zu spät.

Aus irgend einem Grunde war er wieder zu dem Hauptmann gezogen. Sein neues, wie früher auch sein altes Zimmer war ganz mit Büchern, Zeitungen und Papieren angefüllt, es kam mir aber vor, daß Alles in der größten Unordnung, mit Staub bedeckt, dalag, als ob in diesem Zimmer Niemand an die Arbeit ginge. Zu Hause benahm er sich anders als bei uns in Nadeschda Nikolaewnas Gegenwart, er sprach wenig und ging düster, eine Cigarette rauchend, aus einer Ecke des Zimmers in die andere. Ich fühlte mich überflüssig und beschloß, ihn nicht mehr aufzusuchen. Ich fragte ihn unter Anderem, ob er nicht Etwas über den Hauptmann wisse und ob es wahr sei, daß er ein Streiter von Mechowo und Opatow sei.

„Er erfindet," sagte Bessonoff. „Er ist nicht mal ein richtiger Pole. Er ist vor langer Zeit rechtgläubig geworden, und ich glaube, er will nur den jungen Leuten imponiren, indem er ihnen sein vermeintliches Geheimniß enthüllt." Ich verließ Bessonoff. Bald danach klärten mich zwei Thatsachen über sein Benehmen auf.

Erstens schrieb mir Sonja einen Brief, in welchem sie mir ein, zwischen ihr und Bessonoffs Mutter stattgehabtes Gespräch mittheilte. Die alte Dame besuchte sie zuweilen im Institute während der Empfangsstunden, da sie immer an die Theilnahme dachte, welche Sonjas Mutter ihr und ihrem Sohne bewiesen. Nach den Worten meiner Cousine war sie dieses Mal aufgeregt und geheimnißvoll erschienen und hatte nach einigen ungeschickten Redensarten den Zweck ihres Kommens offenbart. Sergei Wassiliewitsch hatte ihr über alles bei uns Vorgefallene ausführlich geschrieben. Seine Farbe war nicht schwarz genug, um unserer Angelegenheit den von ihm gewünschten düsteren Anstrich zu geben. Er bat nicht seine Mutter, den Inhalt seines Briefes Sonja mitzutheilen, aber die alte Dame hatte sich, von Dankbarkeit getrieben, ent-

schlossen, hinzugehen und ihr Alles zu erzählen, in der Absicht, sie zu warnen, damit sie handeln könne, so lange es noch Zeit sei, mich zu retten. Sie war sehr erstaunt, zu erfahren, daß meine Cousine von Allem unterrichtet sei. Sie regte sich auf. Sie schämte sich als alte Frau, einem jungen, sich noch im Institute befindenden Mädchen dergleichen Sachen zu enthüllen, aber was war da zu thun? Es war durchaus nöthig, koste es, was es wolle, den armen Andruscha zu retten. An Sonjas Stelle hätte sie gleich das Institut verlassen und wäre sofort nach Petersburg gefahren, um mir die Augen zu öffnen.

„Sergei Wassiliewitsch,“ schrieb Sonja, „spielt in dieser ganzen Geschichte eine seltsame Rolle. Ich glaube nicht, daß er das Ganze seiner Mutter geschrieben, ohne zu wissen, daß sie mir Alles wiederholen würde, ich will sogar mehr sagen, ohne zu wünschen, daß sie es thue.

Ich werde zu Dir nach Petersburg kommen, aber erst nach den Prüfungen. Wenn Du damit einverstanden bist, werden wir den Sommer zusammen irgend wo in der Umgegend verbringen, und ich werde mich etwas vorbereiten, damit es mir im Anfange nicht zu schwer wird, den verschiedenen Lehrcursen zu folgen.“

Dieser Brief verstimmte mich, aber ein gleich darauf erhaltenes langes anonymes Schreiben brachte die Schale zum Ueberfließen.

In hochtrabenden gezierten Ausdrücken warnte mich der unbekannte Schreiber vor dem traurigen Schicksale aller jungen Leute, die blindlings ihren Leidenschaften folgen, ohne die Vorzüge und Mängel derjenigen Wesen zu untersuchen, mit denen sie beabsichtigen, einen Bund zu schließen, dessen „Fesseln, wie leicht und unmerklich sie auch Anfangs seien, sich aber in der Folge in eine schwere Kette verwandeln, die derjenigen gleicht, welche die armen Galeerensträflinge schleppen müssen“. So drückte sich der unbekannte Verfasser des Briefes aus. „Glauben Sie dem Ehrenworte eines erfahrenen Greises, Herr Lopatin, daß die Ungleichheit in der Ehe eine entsetzliche Sache ist. Diese Sache hat der Welt viele große Talente geraubt: ich bitte Sie, daran zu denken, Herr Lopatin.“ Dann kam eine vollständige Anklageschrift gegen „Nadeschda“, deren Seele sogar als „Beute der Hölle“ bezeichnet wurde“. (Hier erkannte ich schon mit Bestimmtheit die Handschrift des Hauptmanns.) Sie wurde eines langjährigen liederlichen Lebenswandels angeklagt, dem sie, wenn sie gewollt, sich hätte entziehen können, „denn sie besitzt, — wenn auch entfernte — Verwandte ihrer Familie, welche — ich bin davon überzeugt — die Gefallene aus ihrer gesellschaftlichen Stellung befreien würden, aber bei dem, dieser Person angeborenen Hange zur Ausschweifung zieht sie es vor, im Schlamme zu versinken, aus welchem Sie vergeblich sich bemühen, sie zu erretten, bei welcher Aufgabe Sie unzweifelhaft Ihr Leben und Ihr wundervolles Talent einbüßen werden.“ Sie wurde des Mordes eines Menschen beschuldigt und „sogar eines sehr anständigen Herrn, der sich zwar nicht wie Sie durch Talente auszeichnete, aber eines prächtigen Mannes, der fünfzig Rubel monatlich verdiente und

Aussicht auf Erhöhung seines Gehaltes gehabt hatte, das dann vollkommen zum beiderseitigen Leben gereicht haben würde, denn worauf konnte ein solches Geschöpf wie diese Verachtungswürdige rechnen, welche indessen, ihrer Neigung folgend, es vorgezogen, diesem jungen Manne, Herrn Nikitin, auf seinen Heirathsantrag eine abschlägige Antwort zu geben, nur um ihr abscheuliches Leben weiter führen zu können?"

Der Brief war sehr lang; ich las ihn nicht zu Ende und warf ihn in den brennenden Ofen. Bessonoffs Theilnahme an dieser Angelegenheit schien mir unzweifelhaft. Wie kam der Hauptmann dazu, sich um die Rettung meiner Seele zu kümmern? Das Blut schoß mir in den Kopf, und mein erster Gedanke war, zu Bessonoff zu eilen. Ich weiß nicht, was ich mit ihm gethan hätte. An den Hauptmann dachte ich nicht: dieser Abtrünnige, der seine Abtrünnigkeit leugnete, war überredet, betrunken gemacht, vielleicht durch irgend Etwas eingeschüchtert worden. Ich griff nach meinem Hute und war schon an der Thüre, als ich mich eines Besseren besann. Es war vernünftiger, sich zuerst zu beruhigen, dann erst zu entscheiden, was zu thun sei.

Ich blieb bei diesem Entschlusse, und indem ich auf Nadeschda Nikolaewna wartete, begann ich, Nebensächliches an dem Bilde zu malen, weil ich in der Arbeit Ruhe zu finden hoffte. Der Pinsel sprang aber auf der Leinwand herum, und meine Augen konnten keine Farben unterscheiden. Ich zog mich an, um auszugehen und mich in der Luft zu erfrischen; als ich die Thüre öffnete, sah ich Nadeschda Nikolaewna, welche bleich, athemlos und mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den weitgeöffneten Augen davor stand.

## XVIII.

### Aus dem Tagebuche Bessonoffs.

Welches Elend! Dieses Elend verfolgt mich, wo ich auch sei, was ich auch thue, um es zu vergessen, es zu beruhigen. Meine Augen haben sich endlich geöffnet; seitdem ich Nichts mehr in dieses Tagebuch niedergeschrieben, ist ein Monat vergangen, und in diesem Monate hat sich Alles entschieden. Wo ist diese gerühmte philosophische Ruhe geblieben? Wo sind meine schlaflosen, bei der Arbeit zugebrachten Nächte? Ich, dasselbe Ich, das stolz darauf war, in unserer charakterlosen Zeit einen Charakter zu haben, bin durch den eingetretenen Sturm geknickt und vernichtet . . . . Von welchem Sturme? Ist es denn überhaupt ein Sturm? Ich verachte mich, verachte mich wegen meines früheren Stolzes, der mich nicht gehindert hat, mich vor einer leeren Leidenschaft zu beugen; ich verachte mich, weil ich diesem Teufel in Gestalt eines Weibes erlaubt habe, sich meiner Seele zu bemächtigen. Wenn ich an das Uebernatürliche glaubte, so könnte ich das Geschehene nur durch die Eingebung des Teufels erklären.

Ich habe die niedergeschriebenen Zeilen wieder durchgelesen . . . . . Was für erniedrigende, jammervolle Klagen! O, wo bist Du, mein Stolz, meine Willensstärke, die mir die Möglichkeit gaben, mich selbst zu überwinden

und nicht so zu leben, wie es sich leben ließ, aber so, wie ich leben wollte! Ich bin bis zur niederen Intrigue gesunken: ich habe meiner Mutter einen Brief geschrieben, und sie hat unzweifelhaft alles von mir Gewünschte einer Cousine erzählt, daraus ist aber Nichts entstanden, in meiner Ungeduld habe ich einen alten Dummkopf gezwungen, Lopatin einen ungeschickten Brief zu schreiben, und daraus wird, ich weiß es, auch Nichts entstehen. Er wird den Brief in das Feuer werfen, oder was noch schlimmer ist, wird ihn ihr, seiner Geliebten, zeigen, sie werden ihn zusammen lesen, sich über die schülerhaften Auslassungen dieser Hauptmannsseele lustig machen und über mich spotten, weil sie verstehen müssen, daß Niemand außer mir den Hauptmann zu dieser Feigheit hat verleiten können. Seine Geliebte! Ist es auch der Fall? Das Wort ist mir aus der Feder geflossen, doch weiß ich noch immer nicht, ob es auch wahr ist. Wenn es nun nicht ist? Wenn es noch für mich Hoffnung gäbe? Was zwingt mich, zu glauben, daß er sie liebt, außer dunklen, durch eine sinnlose Eifersucht geweckten Verdachtsgründen?

Vor drei Jahren wäre Alles möglich und leicht gewesen. Ich habe in diesem Tagebuche gelogen, als ich schrieb, daß ich sie aufgegeben, weil ich die Unmöglichkeit einsah, sie zu retten. Wenn ich nicht gelogen, so habe ich mich selbst getäuscht. Es wäre leicht gewesen, sie zu retten; ich hätte nur nöthig gehabt, mich niederzubeugen und sie aufzurichten. Ich habe mich nicht niederbeugen wollen. Ich habe es erst jetzt verstanden, da mein Herz vor Liebe zu ihr schmerzt.

Vor Liebe! Nein, es ist keine Liebe, es ist eine sinnlose Leidenschaft, eine Feuersbrunst, die mich ganz umhüllt. Wie kann ich sie löschen?

Ich werde zu ihr gehen und mit ihr reden. Ich werde meine ganze Kraft zusammennehmen und ruhig mit ihr sprechen. Sie soll zwischen uns Beiden wählen. Ich werde nur die Wahrheit sagen, werde ihr sagen, daß sie sich auf diesen erregbaren Menschen, der heute an sie denkt, der morgen von etwas Anderem erfüllt sein und sie vergessen wird, nicht verlassen kann. Ich gehe! So, oder so, aber es muß ein Ende gemacht werden!

Ich bin zu abgemartert, ich halte es nicht mehr aus! . . . .

Am selben Tage.

Ich bin bei ihr gewesen. Ich gehe gleich zu ihm.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich in dieses Tagebuch niederschreibe. Nichts kann mich zurückhalten. Ich habe keine Gewalt mehr über mich . . .

## XXIX.

### Lopatins Aufzeichnungen.

Wozu es noch in die Länge ziehen? Ist es nicht besser, meine Erinnerungen mit diesen Zeilen abzuschließen?

Nein, ich werde bis zum Ende schreiben.

Es ist ja Alles gleichgültig: wenn ich auch die Feder und dieses Heft

wegwerfe, so werde ich doch diesen entsetzlichen Tag zum tausendsten Male wieder erleben; zum tausendsten Male empfinde ich das Entsetzen und die Gewissensbisse, sowie die Qual des Verlustes, zum tausendsten Male wird sich der Auftritt, den ich beschreiben werde, mit allen Einzelheiten vor meinen Augen wieder abspielen, und jede dieser Einzelheiten wird meinem Herzen einen neuen, heftigen Stoß versetzen. Ich werde fortfahren und die Erzählung zu Ende führen.

Ich brachte Nadeschda Nikolaewna in das Zimmer; sie hielt sich kaum aufrecht und zitterte, wie im Fieber. Sie sah mich immer noch mit entsetzten Blicken an und konnte im ersten Augenblicke kein Wort hervorbringen. Ich nöthigte sie zum Sitzen und gab ihr Wasser.

„Andrei Nikolaewitsch, nehmen Sie sich in Acht. Schließen Sie die Thüre . . . . lassen Sie keinen Menschen herein. Er wird gleich kommen.

„Wer, Bessonoff?"

„Schließen Sie die Thüre," — flüsterte sie.

Der Zorn bemächtigte sich meiner. Namenlose Briefe genügten ihm nicht mehr; er griff zur Gewaltthätigkeit.

„Was hat er Ihnen gethan? Wo haben Sie ihn gesehen? Beruhigen Sie sich. Trinken Sie noch etwas Wasser und erzählen Sie mir das Vorgefallene. Wo haben Sie ihn gesehen?"

„Er ist bei mir gewesen."

„Zum ersten Male?"

„Nein, nicht zum ersten Male. Er war außer diesem noch zwei Mal da. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, um Sie nicht zu verstimmen. Ich bat ihn, seine Besuche einzustellen, ich sagte, es wäre mir peinlich, ihn zu sehen. Er verließ mich schweigend und blieb ungefähr drei Wochen weg. Heute kam er schon früh und hat gewartet, bis ich angezogen sei . . ."

Sie schwieg; es wurde ihr schwer, fortzufahren.

„Was geschah weiter?"

„Ich habe ihn nie in einem ähnlichen Zustande gesehen. Zuerst sprach er ruhig. Er sprach von Ihnen. Er sagte nichts Schlechtes von Ihnen, nur daß Sie ein erregbarer Mann seien, der sich leicht hinreißen ließe, und daß ich Ihnen nicht vertrauen könne. Er sagte mir einfach, Sie würden mich verlassen, weil es Sie bald langweilen würde, sich mit mir abzugeben."

Sie schwieg und begann zu weinen. Niemals hatte ich solche Liebe und solches Mitleid empfunden! Ich ergriff ihre kalten Hände und bedeckte sie mit Küssen. Ich war sinnlos glücklich; die Worte flossen unaufhaltsam von meinen Lippen. Ich sagte ihr, ich würde sie mein ganzes Leben lang lieben, sie müsse meine Frau werden, damit sie ja sehe und wisse, wie sehr Bessonoff im Unrecht sei. Ich stammelte tausend ungereimte Worte, die zumeist gar keinen Sinn hatten, aber sie verstand sie doch. Ich sah ihr liebes, von Glück strahlendes Gesicht an meiner Brust; es war ein ganz

neues, etwas fremdes Gesicht, nicht jenes Gesicht mit der heimlichen Qual in den Zügen, welches ich zu sehen gewohnt war.

Sie lächelte und weinte, küßte meine Hände und schmiegte sich an mich. In diesem Augenblick gab es nichts Anderes in der Welt außer uns Beiden. Sie sagte Etwas über ihr Glück und daß sie mich schon nach den ersten paar Tagen unserer Bekanntschaft geliebt habe und aus Angst vor dieser Liebe vor mir geflohen sei; daß sie meiner nicht werth sei, daß sie sich fürchte, mein Schicksal mit dem ihrigen zu verknüpfen, und vergoß abermals selige Thränen. Endlich kam sie wieder zu sich.

„Und Bessonoff!“ fragte sie plötzlich.

„Möge Bessonoff nur kommen,“ antwortete ich. „Was geht uns Bessonoff an?“

„Warten Sie nur, ich muß meine Erzählung über ihn zu Ende führen. Ja, er sprach von Ihnen. Er behauptete, eine viel zuverlässigere Stütze als Sie zu sein. Er erinnerte mich daran, daß ich ihn vor drei Jahren geliebt hätte und ihm damals willig gefolgt wäre. Als sich ihm sagte, er täusche sich, bäumte sich sein ganzer Stolz auf, und er gerieth derart außer sich, daß er sich auf mich stürzte. Beruhigen Sie sich,“ sagte Nadeschda Nikolaewna und hielt mich an den Händen fest, als sie sah, wie ich aufsprang, „er hat mich nicht berührt . . . Er thut mir leid, Andrei Nikolaewitsch, er hat zu meinen Füßen gelegen, dieser ehrgeizige Mann! Wenn Sie das gesehen hätten!“

„Was haben Sie ihm denn gesagt?“

„Was konnte ich ihm sagen? Ich habe geschwiegen. Ich sagte nur, daß ich ihn nicht liebe. Und auf die Frage, ob es aus dem Grunde sei, weil ich Sie liebe, gestand ich ihm die Wahrheit . . . Dann ging mit ihm etwas Entsetzliches vor, das ich nicht begreifen kann. Er stürzte auf mich zu, umarmte mich, flüsterte mir zu: ‚Leb' wohl! Leb' wohl!‘ und ging nach der Thür. Ich habe noch nie ein so schreckenerregendes Gesicht gesehen. Ich sank fast kraftlos auf einen Stuhl. An der Thüre wandte er sich um, lachte seltsam auf und sprach: ‚Uebrigens werde ich noch Dich und ihn sehen.‘ Sein Gesicht war aber schrecklich.“

Sie hörte plötzlich zu reden auf und erbleichte furchtbar, indem sie nach dem Eingange zum Atelier hinstarrte.

Ich wandte mich um. Bessonoff stand in der Thüre.

„Sie erwarteten mich wohl nicht?“ sagte er stockend. „Ich habe Sie nicht beunruhigen wollen und bin über die Hintertreppe gekommen.“

Ich sprang auf und stellte mich ihm gegenüber. So standen wir eine Weile und maßen uns mit den Blicken. Er war wirklich im Stande, Entsetzen zu erregen. Bleich, mit rothen, entzündeten Augen, die voller Haß auf mich gerichtet waren, sprach er kein Wort; seine dünnen Lippen bewegten sich lautlos und zitternd.

„Warum sind Sie gekommen, Sergei Wassiliewitsch? Wenn Sie mit mir zu reden wünschen, so treten Sie ein und beruhigen Sie sich.“

„Ich bin ruhig, Lopatin ... ich bin krank, aber ruhig. Ich habe keinen Grund, mich aufzuregen."

„Warum sind Sie denn gekommen?"

„Um Ihnen einige Worte zu sagen. Sie hoffen, mit ihr glücklich zu werden?" — er zeigte mit der Hand auf Nadeschda Nikolaewna. „Sie werden nicht glücklich werden. Ich werde es Ihnen nicht erlauben."

„Gehen Sie von hier fort," sagte ich, indem ich furchtbare Anstrengungen machte, ruhig zu sprechen. „Gehen Sie, und ruhen Sie sich aus. Sie haben ja selbst gesagt, Sie seien krank."

„Das ist meine Sache! Hören Sie, was ich Ihnen sagen will. Ich habe mich geirrt ... Ich habe Unrecht ... Ich liebe sie ... Geben Sie mir sie wieder."

„Er ist verrückt geworden!" blitzte es mir durch den Sinn.

„Ich kann ohne sie nicht leben," fuhr er mit einer dumpfen und heiseren Stimme fort. „Ich werde sie nicht eher hinauslassen, als bis Sie mir „Ja" gesagt haben."

„Sergei Wassiliewitsch!"

„Sie werden mir dieses „Ja" sagen, oder ..."

Ich nahm ihn bei den Schultern und führte ihn zur Thüre, er folgte willig, als er aber die Thüre erreicht hatte, drehte er, statt den Griff zu erfassen, den Schlüssel um, stieß mich mit einer heftigen Bewegung fort und stellte sich in einer drohenden Haltung hin. Nadeschda Nikolaewna schrie auf.

Ich sah, wie er den Schlüssel in die linke Hand gleiten ließ und mit der rechten in die Tasche griff. Als er sie herauszog, blitzte ein Gegenstand darin, dem ich in dem Augenblicke keine Zeit hatte, einen Namen zu geben. Der Anblick dieses Gegenstandes erfüllte mich aber mit Grauen. Meiner nicht mehr mächtig, erfaßte ich die in der Ecke stehende Lanze, und als er den Revolver auf Nadeschda Nikolaewna richtete, warf ich mich auf ihn mit einem wilden Wehegeschrei ... Alles stürzte mit einem entsetzlichen Lärm zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann begann die Heimsuchung.

Ich weiß nicht, wie lange ich besinnungslos dagelegen! Als ich wieder zu mir kam, wußte ich von Nichts. Daß ich auf dem Boden lag, die Zimmerdecke durch einen seltsamen, bläulichen Dunst sah, in meiner Brust einen fremden Körper fühlte, der meine Bewegungen hinderte und es mir unmöglich machte, ein Wort zu sagen, — das Alles setzte mich nicht in Erstaunen.

Es kam mir vor, als ob das Ganze für irgend eine Sache nöthig sei, die durchaus geschehen mußte, an die ich mich aber gar nicht erinnern konnte.

Das Bild! Ja. Charlotte Corday und Ilja Murometz ... Er sitzt und liest, sie wendet ihm die Seiten um und lacht wild ... welcher

Unsinn! Das ist es nicht; das ist nicht die Frage, von welcher Helfreich gesprochen.

Ich versuche eine Bewegung zu machen und empfinde heftige Schmerzen. Unbedingt muß es so, kann nicht anders sein.

Stille ringsumher. Eine aufgelebte Fliege summt in der Luft und schlägt dann an das Glas. Die Doppelfenster sind noch nicht herausgenommen, trotzdem dringt das lustige Rasseln der Wagen in das Zimmer. Der dünne Nebel, dieser seltsame bläuliche Nebel, verzieht sich vor meinen Augen, und ich kann ganz deutlich die grobe Gypsrosette um den Haken der Decke sehen. Ich finde, daß es ein sehr sonderbarer Schmuck ist; ich hatte denselben früher nie bemerkt! Nun berührt Jemand meine Hand; ich wende den Kopf und sehe irgend wessen kleines, zartes, weißes, auf dem Boden liegendes Händchen. Ich kann es nicht erreichen, und es thut mir so leid, denn es ist die Hand von Nadeschda Nikolaewna, die ich über Alles in der Welt liebe.

Plötzlich erleuchtet mich ein blendender Strahl von Erkenntniß, und ich erinnere mich auf einmal des Vorgefallenen . . . Er hat sie getödtet. Es kann nicht sein. Es kann nicht sein! Sie lebt. Sie ist nur verwundet! Hilfe! Hilfe! Ich rufe, aber man hört keinen Laut. Nur ein Brodeln in meiner Brust, das mich erstickt und drückt, und ein röthlicher Schaum bedeckt meine Lippen. Auch mich hat er getödtet.

Ich sammelte meine ganze Kraft, richtete mich auf und erblickte ihr Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen, und sie war bewegungslos. Meine Haare standen zu Berge. Ich hätte das Bewußtsein verlieren mögen. Ich warf mich auf ihre Brust und bedeckte mit Küssen dieses vor einer halben Stunde vor Leben und Glück strahlende Gesicht, das sich so vertrauensvoll an mein Herz geschmiegt hatte. Jetzt war es unbeweglich und streng; aus der kleinen Wunde über dem Auge floß kein Blut mehr. Sie war todt.

Als man die Thüre erbrach und Semen Iwanowitsch an meine Seite eilte, fühlte ich, wie mich die letzten Kräfte verließen. Man hob mich auf und bettete mich auf das Sopha. Ich sah, wie man sie nahm und hinaustrug; ich wollte rufen, bitten, flehen, daß man es nicht thue, daß man sie hier an meiner Seite lasse. Aber ich konnte nicht rufen, ich flüsterte nur unhörbar, während der Arzt meine durch und durch zerschossene Brust untersuchte.

Auch ihn trug man hinaus. Er lag da mit einem düsteren und schrecklichen Gesichte, ganz mit Blut, das aus der tödtlichen Kopfwunde geflossen war, bedeckt.

Ich schließe. Was soll ich noch hinzufügen?

Durch eine Depesche von Semen Iwanowitsch herbeigerufen, kam Sonja sofort an. Man hat mich lange und hingebend gepflegt; man thut es noch. Sonja und Helfreich sind überzeugt, daß ich am Leben bleiben

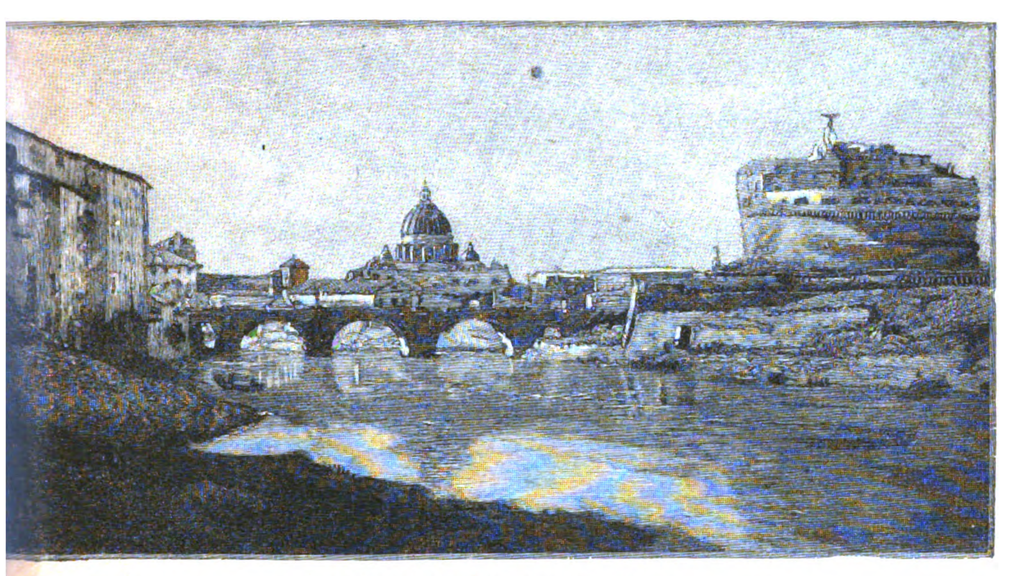
werde. Sie wollen mich in's Ausland bringen und bauen die größten Hoffnungen auf diese Reise.

Ich aber fühle, daß mir nur wenige Tage beschieden sind. Meine Wunde ist vernarbt, aber eine andere Krankheit zerstört meine Brust: ich weiß, daß ich an der Schwindsucht leide. Noch eine dritte schrecklichere Krankheit hilft ihr dabei. Nicht auf einen Augenblick vergesse ich Nadeschda Nikolaewna und Bessonoff; die schrecklichen Einzelheiten des letzten Tages stehen ewig vor meinem geistigen Auge, und eine Stimme flüstert mir unaufhörlich in's Ohr, daß ich einen Menschen getödtet habe.

Ich bin nicht angeklagt worden. Der Sache wurde keine Folge gegeben, denn es wurde festgestellt, daß ich aus Nothwehr gehandelt.

Für das menschliche Gewissen giebt es aber weder geschriebene Gesetze, noch eine Lehre der Unzurechnungsfähigkeit, und ich trage die Strafe für mein Verbrechen. Ich werde sie nicht mehr lange zu tragen haben. Bald wird der Herr verzeihen, und wir Drei werden uns bald dort treffen, wo unsere Leidenschaften und Leiden uns nichtig vorkommen und in dem Lichte ewiger Liebe versinken werden.





Der Tiber und das Mausoleum des Hadrian.
Aus: „Die Hauptstädte der Welt.“ Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

# Illustrirte Bibliographie.



**Die Hauptstädte der Welt.** Zwanzig Lieferungen à 0,50 Mk. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

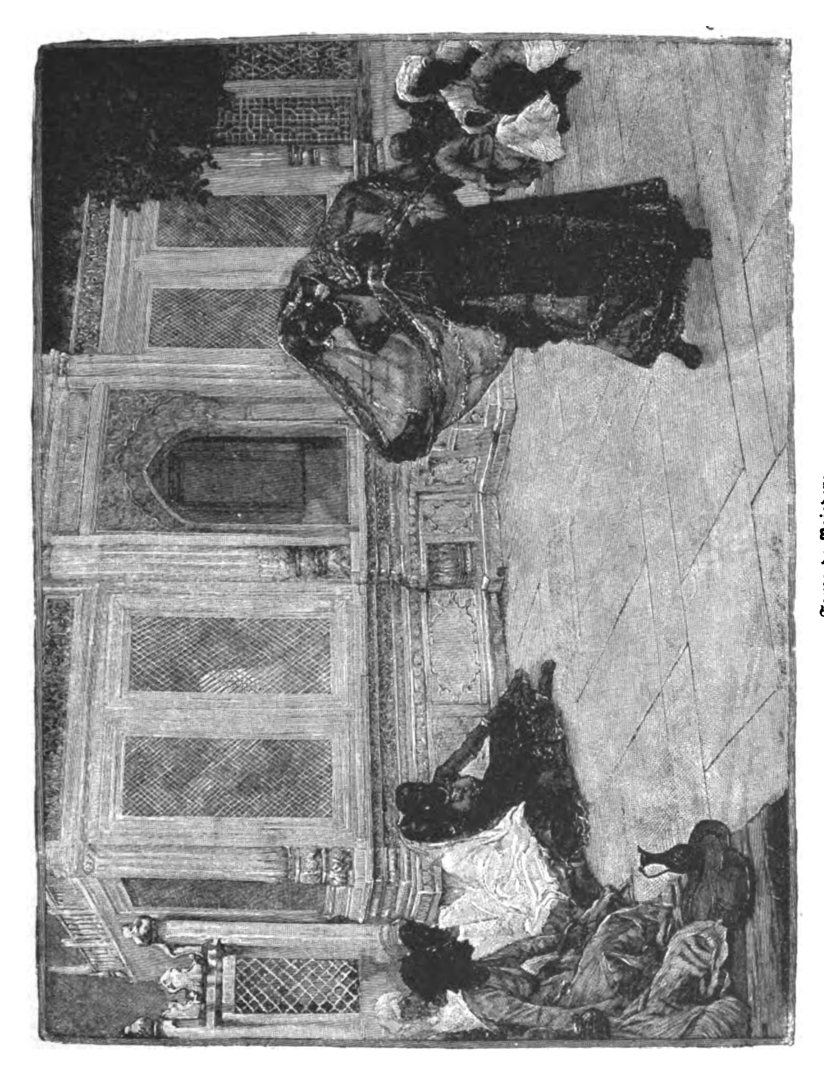
Die bisher erschienenen Lieferungen dieses Unternehmens lassen erkennen, was übrigens schon die in dem Prospecte genannten Namen der Mitarbeiter von vornherein verbürgten: daß diese in einen Rahmen gefaßten Schilderungen der „Hauptstädte der Welt“ ein anderes, ein höheres Ziel verfolgen, als die Bädeker und andere illustrirte oder unillustrirte Führer, als die auf die möglichst vollständige Zusammenstellung des thatsächlichen Materials sich beschränkenden Städteartikel des Conversations-Lexikons. Nicht der praktische, der künstlerische Standpunkt prägt diesem Unternehmen seinen Charakter auf, nicht ohne daß auch dem ersteren in mancher Beziehung gedient wird. Denn sicher wird derjenige, welcher mit dem für künstlerische und poetische Eindrücke empfänglichen und gebildeten Auge eines François Coppée, eines Melchior de Vogué, eines Pierre Loti, einer Carmen Sylva — durch Vermittlung dieser Schilderungen — Paris, Petersburg, Constantinopel, Bukarest geschaut hat, bei einem körperlichen Besuche dieser Metropolen mit ganz anderen, geschärften und verfeinerten Sinnen ihre Sehenswürdigkeiten genießen, das Charakteristische von Land und Leuten, von den Schöpfungen der Natur und der Menschenhand erfassen, dem wird aus seinen Reiseeindrücken ein ganz anderer Gewinn erblühen, als dem Bädekerfanatiker, dem es mehr auf



Straßentypen von Genf. Aus: „Die Hauptstädte der Welt."

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

die quantitative, als auf die qualitative Ausbeute ankommt, dem es Ehrensache ist, möglichst vollständig alle „Sterne" seines Mentors berücksichtigt zu haben. Diese Schilderungen, wie sie Melchior de Vogüé von Petersburg, Gaston Boissier von Rom (welchen Artikel der kürzlich verstorbene Konrad Telmann ergänzt und berichtigt hat), François Coppée von Paris bietet, zeigen, daß es mehr darauf ankommt, *wie* man sieht, als *was* man *sieht*,



Tanzende Bajadere.
Aus: „Die Hauptstädte der Welt." Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

oder doch, daß man nicht Vieles, sondern *viel* sehen soll. Die Gesammtphysiognomie der Stadt, die nationale Eigenart, die sich ebensowohl in den Bauwerken, den Kunstwerken, wie in dem Wesen, den Lebensäußerungen der Bewohner ausspricht, das Psychologische zu erfassen, das haben die Bearbeiter als ihre Aufgabe betrachtet; die freilich nicht Jeder mit gleichem Glück gelöst hat. Die etwas sachlich-nüchterne Schilderung Berlins von Klaußmann z. B. bleibt hinter denen der genannten französischen Autoren in künstlerischer

Auffassung und stilistischer Feinheit zurück; wofür sie durch manche wissenswerthe Mittheilung und die ehrliche Offenheit, mit der hier die Schattenseiten der Reichshauptstadt aufgedeckt werden, entschädigt. — Gewiß wird man nicht immer unbedingt die Anschauung der „Führer“ zu der seinigen machen; so wird z. B. ein Deutscher und gar ein Oesterreicher Wien und Wiener Verhältnisse in manchen Punkten anders betrachten, als es die Französin Juliette Adam thut. Aber das thut ebenso wenig, wie einzelne kleine thatsächliche Irrthümer, die hier und da untergelaufen sein könnten, dem litterarischen Werthe dieser espritvollen Schilderungen Abbruch: ja in den Augen des unbefangenen Lesers wird die fremde, zu zeitweiligem Widerspruch anregende Auffassung einen Reiz mehr bilden. —

Das Werk hat außer den bereits angeführten noch folgende Mitarbeiter, deren Namen alle von bestem Klange sind: Charles Dilke, Harald Hansen, Emilio Castelar, Henry Havard, Camille Pelletan, Eduard Rod, Camille Lemonnier, Armand Dayot u. A.

Der Text wird durch mehrere hundert Illustrationen, Text- und Vollbilder, ergänzt und dadurch das vortrefflich ausgestattete Werk zu einem Prachtalbum gestaltet, das eine reiche geistige und künstlerische Ausbeute bietet.

Das Werk wird im Laufe des Jahres zum Abschluß gelangen. —a.



# Bibliographische Notizen.

**Am Ende des Jahrhunderts.** Roman von Alexei Suvorin. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Elsa von Schabelsky, die gewandte Uebersetzerin, hat uns durch ihre Uebertragung des Romans von Suvorin vom Russischen in's Deutsche zu der Kenntniß eines recht interessanten, allerdings auch sehr anfechtbaren Werkes verholfen. Der Gedankeninhalt des Romanes wird durch zwei typische Gestalten charakterisirt: durch den professionellen Frauenverführer und durch das gefallene Weib, — an Zahl seiner Opfer kann der moderne Don Juan es dreist mit seinem berühmten Vorbilde aufnehmen, aber seine Verführung wirkt abstoßender, weil sie mit raffinirtem Egoismus bewerkstelligt wird, im Gegensatz zu der naiven Unbefangenheit des spanischen Vorgängers; — von Teufeln wird auch der Don Juan am Ende unseres Jahrhunderts geholt, aber von den ganz modernen Teufeln der Neurasthenie, die in Hallucinationen und Suggestionen sich vorstellen. Inter-

essanter dargestellt ist die Gestalt des gefallenen Mädchens, die durch den Verlust ihrer Reinheit seelisch und endlich auch körperlich zu Grunde geht; — für die große, wahre Liebe, die ihr nach ihrem Falle entgegentritt, fühlt sie sich unwerth, und jedes andere große Streben, zu welchem sie sich vorher für berufen hielt, wird immer wieder niedergehalten durch das Bewußtsein ihres Weibseins: — das Geschlechtsempfinden, welches durch die sündige Liebe ihres gewissenlosen Verführers in ihr geweckt worden ist, drückt sie von der Höhe hinab, zu der sie sich emporringen will, und läßt ihre angeborenen Gaben nicht zu freier Entfaltung gelangen. Diese Wera Murin ist vom Verfasser mit feinster Kenntniß des weiblichen Seelenlebens schöpferisch gestaltet worden, aus allen ihren Widersprüchen entsteht ein Gesammtbild, das uns an die Frauengestalten von Laura Marholm gemahnt, — aber dieser lebensvollen Gestaltungskraft Suvorins steht ein undurchdringlicher Mysticismus gegenüber; — sich in mystische Nebel zu verlieren, ist, wie es den Anschein hat, der Zug der Weltlitteratur, aber bei dem russischen Autor nimmt der Mysticismus körperliche Gestalt an und endet im obscuren Gespensterglauben. Wer sich mit den Geheimnissen der vierten Dimension nicht vertraut zu machen im Stande ist, wird namentlich den letzten Abschnitt des Romans unergründlich finden und mit Bedauern wahrnehmen, daß ein bedeutendes Talent auf weit entlegene, spiritistische Abwege gerieth. mz.

**Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik.** Herausgegeben von Lothar Schmidt. Verlag von L. Frankenstein, Breslau.

Obwohl an billigen Novellen-Bibliotheken heuer kein Mangel mehr ist, dürfte dies neue Unternehmen, falls es das aufgestellte Programm wahr macht und die ferneren Bändchen dem uns vorliegenden an innerer Güte und Ausstattung nicht nachstehen, sich bald einen ehrenvollen Platz neben den bestehenden Unternehmungen ähnlicher Art erobern. Nach der Ankündigung der Verlagshandlung soll in der Bibliothek „lediglich die moderne, von Convention und Phrase freie Novellistik, soweit dieselbe individuelles dichterisches Gepräge trägt, möglichst vollständig zum Ausdruck gelangen". Als Mitarbeiter werden u. A. genannt von deutschen Schriftstellern: Carl Busse, Ernst Eckstein, Paul Heyse, Maria Janitschek, Gabriele Reuter, Ernst Rosmer, Arthur Schnitzler, Ernst von Wolzogen; von ausländischen: Bourget, Alphonse Daudet, Fogazzaro, Anatole France, Gyp, Jokai, Jonas Lie, Loti, Maeterlinck, Neera, Marco Praga, Leo Tolstoj, Giovanni Verga, Zola u. A. — Der erste Band enthält vier Novellen, nämlich: „Ein Abschied" von Arthur Schnitzler, in der sich des Verfassers bekannte feine psychologische Analytik glänzend offenbart, leider wieder auf der Grundlage des illegitimen Verhältnisses, von dem der begabte Wiener Poet anscheinend gar nicht loszukommen vermag, — zwei Dialektnovellen von Maria Janitschek, von denen die eine, „Despotische Liebe", die typische Dorfnovelle mit dem trutzigen, schließlich überwundenen Liebespaar geschickt variirt, die andere, „Es geistert," orginell in Vorwurf und Gestaltung, prächtigen Humor mit Gemüthswärme vereint — endlich eine Novelle von Carl Busse: „Die häßliche Wikta," welche die im Lesen anfangs auftauchende Befürchtung, daß hier ein bereits sattsam behandeltes Motiv wieder einmal herhalten muß, in ihrem weiteren Verlaufe verscheucht und durch die überzeugende mit strengster Folgerichtigkeit fortschreitende Entwickelung des Seelischen wie der äußeren Handlung den Leser bezwingt, mag er auch eine stellenweise noch concentrirtere Darstellung — ohne Aufopferung eines der logisch aneinandergereihten Zwischenglieder in der Kette der Ereignisse — für möglich und wünschenswerth halten. Das 10 Bogen starke Bändchen ist in Druck und Papier vortrefflich ausgestattet, der Preis von 50 Pfg. für das broschirte, von 75 Pfg. für das in Leinen gebundene Exemplar außerordentlich mäßig. O. W.

**Menschen und Paragraphe.** Von M. Stona. Wien, Verlag von Carl Konegen.

Die erste der in diesem Buche vereinigten vier Erzählungen: „Nur zwei Veilchen" ist den Lesern unserer Zeitschrift bekannt. In ihr wie in den anderen offenbart sich ein gefälliges Talent, das sich im Ernst und im Scherz natürlich und anspruchslos giebt und nicht durch eine heutzutage leider häufig anzutreffende forcirte Originalität bedeutender erscheinen will, als es von Natur ist. M. Stona liebt die weichen Töne und die gedämpften Stimmungen sowohl im Tragischen, wie im Humoristischen. Keine grellen Laute glühender Leidenschaft, keine burlesken Sprünge eines ausgelassenen Humors; die Innigkeit sanfter Neigung, die Wehmuth

der Entsagung, das Lächeln schalkhafter Heiterkeit — stehen ihr zu Gebote. Der tiefste Jammer und die himmelhoch jauchzende Leidenschaft sind ihr fremd. So hat sie die ganze Tragik des in „Bis man begraben wird" behandelten Stoffes unseres Erachtens nicht zu erschöpfen vermocht; aber welche schlichtinnigen Töne findet sie in dem Lebensbilde ihrer Mutter — ein Gegenstand freilich, bei welchem jedem fühlenden Sterblichen das Herz aufgeht — und wie meisterhaft trifft sie den rechten Ton in der köstlichen Gewerbenovelle „§ 335", deren leichter Satire und maßvollem Humor eine ernste socialethische Auffassung gesellt ist, die der Novelle eine erhöhte Bedeutung verleiht. In dieser Schöpfung scheint sich uns das Können der Verfasserin am reifsten zu offenbaren und in diesem Genre das Hauptfeld ihrer Begabung zu liegen. Dem freundlichen Eindruck dieses Büchleins thun ein paar vereinzelte stilistische Bedenklichkeiten keinen Eintrag. Börne sprach einmal von Kunstwerken, die man auch in ihren Schwächen liebenswürdig finden müsse; auch dieses Büchlein scheint uns dies Prädicat zu verdienen wie die Verfasserin dem Bilde nach, welches man aus diesem Buche sich von ihrer Persönlichkeit machen muß. O. W.

**Tiberius auf Capri.** Von Ernst Wachler. Berlin, Hans Lüstenöder.

Das Vorurtheil, mit dem man an die Lectüre von Römerdramen zu gehen pflegt, erwies sich hier als besonders unbegründet. Wachler versteht es, den uns fernliegenden Stoff auf's Interessanteste zu behandeln. Sein Drama erinnert an die Romane Wilhelm Wallots, nur daß sich Wachler erfreulicherweise von dessen unschönen realistischen Einzelzügen freihält. „Tiberius auf Capri" verdient wohl auch deshalb Beachtung, als sich das Drama von den Phrasendramen in fünffüßigen Jamben durch äußerst scharfe Charakterzeichnung, energische Handlung und dem Zeitcharakter angemessene Sprache auf das Vortheilhafteste abhebt. Es ist nicht unmöglich, daß mit dieser Schöpfung eine neue Art der Bühnendichtung in's Leben gerufen ist und daß Wachler selbst bestimmt ist, das historische Drama in modernem Gewande dem Theater wiederzugewinnen. Freilich — der Tiberius auf Capri wird dies noch nicht erreichen. Der Dichter hat zu viel des Stoffes in die fünf Aufzüge gepackt, er ist in seinem Bestreben, deutlich zu sein, zu weit gegangen. Er hat von der Berechtigung des Autors, Unwesentliches berichten und Manches den Hörer oder Leser ahnen zu lassen, zu wenig Gebrauch gemacht. Daher führt er eine unheimliche Menge von Personen vor, die er allerdings mit großer Kunst einzeln scharf zu zeichnen weiß, daher wechselt er fast bei jeder Scene auch den Schauplatz, daher kommt es, daß ein eigentlicher Mittelpunkt der Handlung fehlt, daß sich dieselbe zersplittert und daß der interessante Tiberius selbst zu kurz kommt. Eine straffere Concentration würde auch wuchtigere dramatische Effecte ergeben haben, wie Gelegenheit zur breiteren Ausmalung der Hauptpersonen. Kurz, der „Tiberius auf Capri" bedeutet einen versprechenden Anfang. Möge ihm eine bedeutendere Fortsetzung folgen. L. S.

**Das Haideröslein von Sesenheim.** Von Otto Franz von Gensichen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Das dem Andenken Friederike Brions gewidmete Buch Gensichens ist ihm unter der Hand zu einer Goethebiographie ausgewachsen, allerdings zu keiner erschöpfenden, und als eine Bereicherung zu den bereits vorhandenen ist sie wohl auch nicht zu betrachten. — Ueber das unvergeßliche Idyll von Sesenheim und alle Personen, die zu demselben in Beziehung gestanden haben, hat der Verfasser mit peinlicher Sorgfalt Alles zusammengetragen, was die Goethe-Forschung bis jetzt darüber zu Tage gefördert hat, und da das anmuthige Bild Friederikens im Spiegel Goethischer Dichtung uns immer wieder entgegentritt und selbst in den spätesten Schöpfungen des Dichters einzelne Züge seiner edelsten und selbstlosesten Jugendgeliebten wieder zu erkennen sind, so ist es naturgemäß, daß Gensichen auch die späteste Schaffensperiode des Dichters einer kritischen Würdigung unterzieht; — daß er dem überragenden Genius Goethes überall die gebührende Werthschätzung zu Theil werden ließ, konnten wir jedoch nicht finden; — recht eigenartig berührt der moralisirende Zug Gensichens und dessen spießbürgerlicher Standpunkt, den er immer dann einnimmt, wenn Goethes Uebermenschenthum nach seiner Anschauung in's allzu Menschliche geräth. Das Buch ist jedenfalls als ein Familienbuch gedacht, zur Benützung für die heranwachsende Jugend, und von diesem Gesichtspunkt betrachtet, mag des Verfassers Auffassung eine Berechtigung haben. —

Wer sich Friederikens Bild wieder in's Gedächtniß zurückrufen will, oder wie die Jugend erst kennen lernen soll, findet in dem Buche Alles, was zum Verständniß dieser rührenden Frauengestalt erforderlich ist, der Ausschnitt aus „Wahrheit und Dichtung", der darin ebenfalls zu finden ist, enthält allerdings den reizvollsten Theil dieser ewig jugendfrischen Dichterliebe.

mz.

**Der Senator.** Von Stanislaus Lucas. Breslau, Müller u. Seiffert.

Lucas hat das Zeug zu einem tüchtigen Erzähler, das zeigt sich bereits im vorliegenden Romane, trotz mancher Schwächen. Er hat sich in die Zeit des römischen Verfalls, in der seine Handlung vor sich geht, zu tief hineingelebt und bietet ein wenig viel des Beschreibenden, das allerdings stets sehr anschaulich dargestellt wird. Es mangelt auch noch der seelischen Vertiefung der Figuren und der für ein Dichterwerk nöthigen Objectivität. Der Verfasser des „Graf Caschin" hat bereits bewiesen, daß er über dieses Werk, eines sehr ernsten, bereits hinausgewachsen ist.

L. S.

**Der Gotthard.** Von Carl Spitteler. Frauenfeld, Huber. —

Die Gotthardbahn ist zwar bereits in verschiedenen Zeitschriften, mit und ohne Abbildungen, beschrieben worden, so daß auch derjenige, dem es an Zeit und Mitteln fehlt, nach der Schweiz zu reisen, sich mit dieser hochinteressanten und imposant angelegten Bahn hat vertraut machen können. In dem vorliegenden Buch jedoch giebt der Verfasser, ein gründlicher Kenner der Alpen, ein vollständiges Bild vom Gotthard, der „ein Paß im vollkommneren Sinne ist, als jeder andere Paß, da er nicht aus Seitenthälern in Sackgassen führt, sondern auf beiden Seiten in die Ebene mündet und die denkbar stärksten Gegensätze entwickelt. Hier Norden, dort Süden, hier germanische, dort romanische Rasse; diesseits historisches Neuland, jenseits Durchdüngung mit uralter Cultur und mit Völkermoder." Darum verspüren wir, meint der Verfasser, die gehobene Stimmung so unvergleichlich lebhaft auf dem Gotthard. — Das Buch enthält 2 Theile. Im ersten Theile behandelt der Verfasser die Reise mit der Eisenbahn: „Der Gotthard als Reiseziel, eine Schnellzugfahrt von Luzern nach Bellinzona, diesseits und jenseits und eine Winterfahrt zu den Lawinen von Airolo." Der zweite Theil umfaßt in einzelnen Capiteln „die Reise zu Fuß auf der alten Poststraße mit Abschweifung in die Seitenthäler, alsdann den Gotthardpaß in der Geschichte und schließlich Betrachtungen über Föhn und Nerven, über Wagenfahrten, Naturgenuß und Phantome". Es würde sich empfohlen haben, die Geschichte des Gotthardpasses, gleichsam als Einleitung an den Anfang, anstatt an das Ende des Buches zu stellen. —

Der Verfasser versteht es durch gewandte Schreibweise und vortreffliche Schilderungen, wobei auch der Humor zu seinem Rechte gelangt, den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln, so daß dieser nur bedauern kann, zu schnell am Ziel der Reise angelangt zu sein. Für die Eisenbahnfahrt speciell giebt der Verfasser sehr werthvolle Winke, namentlich über die günstige Jahreszeit für eine Gotthardfahrt, sowie auch bezüglich der Fahrt selbst, beispielsweise, auf welcher Seite des Schienenstranges, von Station zu Station, sich dem Reisenden die beste und interessanteste Aussicht darbietet. Der Verfasser bezeichnet die Gotthardfahrt vom Süden aus als die eigentlich vortheilhaftere. „Es scheint, der Uebergang aus der Tiefenluft des Südens in die frischere Bergluft der Nordseite sagt den Nerven besser zu, als der umgekehrte Tausch." Eine handliche Uebersichtskarte, wodurch die Orientirung erheblich erleichtert wird, ist dem gut ausgestatteten Buch beigegeben, das hierdurch warm empfohlen sei.

K.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Bartels, Adolf,** Die Deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Eine litteraturgeschichtliche Studie. Leipzig, Eduard Avenarius.

**Bauer, Erwin,** Der Selbstmord des Lieutenants von Mergenthin. Novelle. Leipzig, Ludwig Hamann.

**Beethovens** Symphonien, erläutert mit Notenbeispielen von G. Erlanger, Prof. Dr. Helm, A. Morin, Dr. Radecke, Prof. Sittard und Kgl. Musikdirector Witting nebst einer Einleitung: Ludwig von Beethovens Leben und Wirken mit besonderer Berücksichtigung seines Schaffens als Symphoniker von A. Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

**Doehler, Gottfried,** Gedichte. Mit 11 Bildern aus dem Vogtland. Gera, A. Nugel.

**Egidy, Oberstlieutenant a. D. M. von,** Ueber Erziehung. (Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse etc.) Lfg. 9—12. Bern, A. Siebert.

**Gesellschafter, Der,** Litterarische Monatsschrift. III. Jahrg. No. 3. Erfurt, Eduard Moos.

**Glas, Elsa,** Du und ich. Gedichte. Berlin, Rosenbaum & Hart.

**Grosse, Julius Waldemar,** Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen. Braunschweig, George Westermann.

**Henckell, Karl,** Sonnenblumen. 1896/97. No. 1. 2. 3. 4. Zürich, Karl Henckell & Co.

**Hölderlins** gesammelte Dichtungen. Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. I. Band. Inhalt: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**Ichenhaeuser, Eliza,** Die Ausnahmestellung Deutschlands in Sachen des Frauenstudiums. Berlin, H. Walther.

**Janitschek, Maria,** Ninive. Roman. Leipzig. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

**Kants Traktat:** Zum ewigen Frieden. Ein Jubiläums-Epilog von F. Staudinger in Worms a. Rh. Hamburg, Leopold Voss.

**Kritik, Die,** Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. No. 107, 115, 117, 119, 120, 121. Berlin, Kritik-Verlag.

**Lüttichau, Max Graf von,** Lose Blätter aus dem Leben Wilhelms des Grossen. Eine Jubelschrift zum 22. März 1897 (mit einem Anhange). Leipzig. Georg Wigand.

**Künstler-Lexikon, Allgemeines.** Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Vorbereitet von Hermann Alexander Müller, herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Erster bis vierter Halbband (Aachen-Lezla). Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten und Loening.

**Lindenberg, Paul,** Aus dem dunklen Paris. Skizzen aus dem Pariser Polizei- und Verbrecherthum. Leipzig, Philipp Relam sen.

**Lindner, Dr. Felix,** Vom Frauenstudium. Vortrag zum Besten des Hilfsfonds der Grossen Stadtschule in Rostock gehalten am 16. December 1896. Rostock i. M, H. Warkentien.

**Menzinger, Dr. Johannes,** Friede der Judenfrage! Mit einem Anhang: Zur Geschichte des Antisemitismus. Berlin, Schuster und Loeffler.

**Meyer, Bruno,** Was nun? Ein Beitrag zur Duell-Frage. Berlin, Verlag Helios.

**Meyers Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf über 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Vierzehnter Band. Politik bis Russisches Reich. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

**Muret,** Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lieferung 22. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.

**Musiker und ihre Werke.** I. Band: Beethovens 9 Symphonien, erläutert von G. Erlanger, Prof. Dr. Helm, A. Morin, Doctor Radecke, Prof. Sittard und Musikdirector Witting mit Einleitung (Beethovens Biographie) von A. Pochhammer. 222 Seiten, II. Band: Wagner, Ring des Nibelungen, erläutert von A. Pochhammer. 139 Seiten, Frankfurt a. M., H. Bechhold.

**Pastor, Willy,** Der Andere. Aus den Aufzeichnungen eines Dichters. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

**Rathgeber für den Offizierburschen.** Ein Nachschlagebuch über alle in seinem Dienste vorkommenden Verrichtungen. Magdeburg, Walther Niemann.

**Rocholl, Heinrich Dr.,** Deutsches Volk, gedenke Deines grossen Kaisers! Ein Charakter- und Lebensbild Kaiser Wilhelms I. zu dessen hundertjährigem Geburtstage am 22. März 1897. Mit zahlreichen Abbildungen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Rogge, Bernhard, Dr.,** Melanchthon-Büchlein. Zur vierhundertjährigen Gedächtnissfeier des Geburtstages Philipp Melanchthons am 16. Februar. Mit Abbildungen. Hannover Carl Meyer (Gustav Prior).

**Schlaf, Johannes,** Frühling. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

**Tam-Tam.** Kritische und humoristische Vierteljahresschrift. Herausgeber und Leiter Josef Alexander Seebaum. I. Jahrgang. 3. Heft. Chicago.

**The International magazine.** Vol. II. No. 1. January, 1897. Chicago, Union Quoin Company.

**Umlauft, Prof. Dr. Fried.,** Die Oesterreich.-Ungarische Monarchie. 3. Auflage. Lfg. 13/16. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Versöhnung.** M. von Egidy. Monatsschrift, 1897. Januar. Heft: 7. Berlin, Selbstverlag.

**Vollmöller, Karl,** Der Kampf um den Romanischen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger. Erlangen, Fr. Junge.

**Die Waffen nieder!** Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. V. Jahrgang No. 8. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Wagner, Richard,** Der Ring des Nibelungen. Erläutert von Adolph Pochhammer. Frankfurt a./M., H. Bechhold.

**Wahrheit, Die,** Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben von Christoph Schrempf. No. 79. Siebenter Band No. 7. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag. E. Hauff).

**Walcker, Dr. Karl,** Karl Marx. Gemeinverständliche, kritische Darlegung seines Lebens und seiner Lehren. Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchhandlung,

**Weiss, W. R.,** Lieder. Weinheim, Fr. Ackermann.

**Wrede, Richard,** Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Mit Deckelbild von Th. Th. Heine, Randzeichnungen von H. Baluschek. Berlin, Kritik-Verlag.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
Frische Füllung.
Täglicher Versand
Quellen
und
deren Wärmegrade.
°R
Sprudel . . $58^{0}$
Mühlbrunn . $38^{4}$
Schlossbrunn $39^{2}$
Theresienbrunn $46^{2}$
Neubrunn . . $47^{2}$
Marktbrunn . $32^{3}$
Felsenquelle . $47^{3}$
KaiserKarls-Qu. $31^{5}$
Kaiserbrunn . $38^{8}$
Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause
Quellen-
Producte.
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Aord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

f>aul tindau.

Achtzigster Vand.

Mit den pc,r!rai!Â« von:

Albert MÃ¶rser, v, rÂ». llliencron. G!osui tarducci.

V r e s l ll u

3chlesische Vuchdrnckerei, KunstÂ» und Verlags-Anstalt

v. 3. 3chc>ttlaender.

Inhalt des 80. Bandes.

Januar — Februar — März



l^l4«4W

Inhalt des «n, Vandes,



Mit den portraits von:
Albert Mörser, D. r>. liliencron, Giosuü Earduc^i, radirt von Johann
tindner in München.

Januar ^89?.

Inhalt.

s^l,



hierzu ein Portrait: Albert Moeser.
Radlrnng von Johann lindner in München.

,N»»l> »»> s«t>' «sch»in« am Anfoo» >«!>«» M»n»I» w tzeften ml! j, «in», U»»stb»U»g«.
— Peel» pi» <v»ar»»l U H»ft«> i Mail. ^^^
All« »»chhlln»!»!!««« und p«»«n!!»Il«!> nebmen iebeizeil Vestellnngen «!«.
Alle auf den redactionellen Inhalt von «Ollrd und Süd" de»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von »Oord und Süd" Vreslau.
siebenbufenerstr. K, <3, <5.

Aord und öüd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f)aul lindau.
l.xxx. Vand. — Januar ^89?. — Heft 238.

VreFIau
5c«-!esische Vuchdruckerei. Kunst, und Verlags.Anstalt
r>. 3. »chottlaendei.

# Die Ouppe.

Novelle,

von

HanF Gnffmann.

— wernigeiode am kjarz. —

lutherische Kirchenbesserung war in den vommerschen Städten
niit großer Gewalt hindurchgedrungen: das geschah nur wenige
Jahre später als in Sachsen, und überall von unten, von den
Zünften her, wider den Willen der Herzöge und aller großen Herren.
Den Pommern aber als praktischen Leuten gefiel es, unter den trefflichen
neuen Lehren ganz sonderlich auf die eine zu achten, daß durch äußere
Werte das Heil der Seele nur wenig gefordert werde, am allermindesten
aber jemals erkauft werden könne durch Geld und irdische Gaben: und so
entzogen sie mit strenger Folgerichtigkeit vielfältig den Geistlichen ihres
neuen Bekenntnisses alle irdische Beihilfe und Besoldung, als welche ja
doch nicht in's Himmelreich führe, und die armen Prediger sahen sich zu
aller Bedrückung und Verfolgung, die sie von oben her traf, auch noch
mit Hunger und Dürftigkeit bedroht; denn Heuschrecken und wilder Honig
sind keine Nahrung für pommersche Mägen, auch nicht geistlichen Standes,
und Kameelshaare wachsen überhaupt nicht in diesem Lande. Zum Ersatz
dafür standen diesen treuen Glaubenszeugen die Kanzeln aller Kirchen
sperrangelweit offen, und sie durften predigen von: Morgen bis zum Abend
wider Ablaß und Werkheiligkeit und fanden auch Zuhörer, die das willig
aufnahmen und sich weislich merkten.

Zu solchen Bedrängten gehörte Karsten Ketelhodt, einer der eifrigsten
und feinsten Redner in der vornehmen Hansastadt Stralsund, die als die
allererste unter den norddeutschen Städten der Wittenbergischen Neuerung
sich freudig öffnete. Selbiger that nach dem Beispiel des Doctor Martinus,

nahm ein ehelich Weib, des Willens, mit ihr in Züchten zu Hausen. Mit dem Hausen aber hatte es gute Wege, denn ein Haus war für ihn nicht zu haben, und wo er des Leibes Nahrung hernehmen sollte, war seine Sache.

Da blieb ihm keine andere Hilfe, als er setzte sich in die Weinkeller, die zu Stralsund schon damals in bestem Ruf und Verdienste standen, und wartete auf Leute, die Lust hatten, zugleich mit einem köstlichen Trünke auch das Wort Gottes sich säuberlich einflößen zu lassen. Wenn solche da waren, so sagte der arme Ketelhodt: „Ei wohl, ich will Euch gerne lehren und predigen, doch wisset, ich habe Hunger und Durst, und aus einem hungrigen Maul mag nicht wohl gute Lehre gehen, die Eure Seeleu satt mache."

Dann thaten sie es gern uud ließen ihn essen und trinken und auch für sein Weib in den Sack stopfe«! und da er der Gelegenheit halber gut zusprach, so kostete ihnen das gemeiniglich dreimal mehr, als wenn sie ihr redlich Theil hätten öffentlich beigesteuert, ihm das üppigste Iahrgehalt mit Wohnung und Heizung rechtmäßig darzubieten.

Weil er aber tagelang und oft gar nächtelang im Weinkeller hocken mußte und ihm von seinen eifrigen Hörern hart zugesetzt wurde mit Trinken und Hochrufen, so geschah es nicht ganz so selten, als er selber gewünscht hätte, daß er auf eine seltsame Weise plötzlich unter den Tisch zu liegeu kam und dort seines Redens ein langsam «erklingendes Ende fand. Ein Arges sah Niemand in solchem Zufall, sondern sie sprachen nachsichtig- „Er hat sich bevredigt"; aber der geistlichen Würde war's doch nicht sehr zuträglich, und seinem jungen Weibe hat's auch mißfallen.

Dieser arme Ketelhodt saß eines Tages wiederum im Rathskeller, war leidlich satt und nicht sehr trunken, so daß er nur Heller und feuriger redete, und war nun der Hörer für eine Weile ledig geworden. Er' hatte sich jedoch so kräftig in die Wärme gesprochen, daß er nicht gleich aufhören konnte, gleichwie ein Schwungrad lange noch weiter wirbelt, auch wenn es von keiner Kraft mehr getrieben wird. Indem er nuu solcherart iu's Leere bineinpredigte, siel docb sein Auge plötzlich auf einen jungen Menschen, der ein wenig abseits einsam in einer Nische vor einem Kruge saß und ihm mit erusten und schier traurigen Blicken recht nachdenklich lauschte. Es war dem wohl anzusehen, daß er gern näher gerückt wäre und etwas gesprochen hätte, aber aus irgend einem Grunde es nicht recht wagte.

Karsten Ketelhodt als ein Kenner menschlicher Thorheit merkte alsbald, daß der gute Bursche wohl Etwas möchte zu beichten haben, das ihm nicht leicht würde von sich zu geben. Da winkte er ihn gütig heran, ließ ihn dem Weine noch etwas tapferer zusprechen und begann ihm mit leiser Hand auf den Zahn zu fühlen.

Der hübsche Jüngling war nicht sehr schlagfertig und gab mehr durch Scufzeu als durch freies Nedeu knud, daß ihn Etwas drückte. Es war

aber an dem, was Herr Ketelhodt uermuthet hatte: ihm lag eine lieber-
last auf dem Gewissen. Das gestand er willig zu; nur was es sei, sickerte
mühsam hervor, gleich einer verschütteten Quelle.
Der geistliche Kenner aber witterte von fern auch ohne Worte, daß
etwas Weibliches im Spiele sei, als von wannen in den unberathenen
und stürmischen Jahren fast jeglichen Uebels Keime zu sprießen pflegen,
er versuchte es also mit einem Kunstgriff, den Scheuen zum Reden zu
bringen.
„Ich merke es schon," sagte er mit einem Zwinkern und in einem
Tone mehr des Bedauerns als des harten Tadels, „eine böse Nuhldirne
hat Euch bei den Ohren gefaßt und weidlich herumgenommen. Es giebt
deren zu Stralsund, zumal wo das papistische Unwesen noch in den Seelen
ist hängen geblieben."
Der fromme Jüngling aber machte eine Geberde schaudernden Ab-
wehrens, und die Zunge war ihm gelöst.
„Ich bitte Euch," sagte er voll Eifers, „von meiner Christel nichts
Ungleiches zu denken, geschweige denn etwas so Uebles. Wenn Ihr mir
die Beichte abnehmen wollt, will ich Euch kurz erzählen, wie Alles ge-
kommen ist, und Ihr sollt ihre Unschuld uud Reinheit gleichsam mit
eigenen Augen sehen."
„Dafern nur nicht die Rede ist von einer Ohrenbeichte nach Art der
Papisten," bemerkte Ketelhodt etwas bedenklich, „so wollte ich gern hören."
Der Jüngling zeigte eine leise Betroffenheit.
„Es kann nichts Böses dabei sein," sprach er jedoch nach einigem Be-
sinnen, „denn so ich's recht verstehe, liegt das Unrecht der Papisten in
dem Ablaß, den schon Priester nach irdischer Willkür ertheilen, auch etwas
in dein Zwange, den sie hiermit über die Seelen ausüben, nicht aber in
der Beichte, die ein reumüthig Herz aus eigenem Begehren und in guten«
Vertrauen thnt. Denn einem solchen Herzen dient ein kräftig Beichten zu
einer großen Entlastung; es giebt aber Dinge, die man vor dem ver-
trautesten Freunde oder Bruder aus Scham nicht über die Lippen bringt,
den: Beichtvater hingegen schüttet man's leichter hin, denn er ist auch nach
unserem neuen Glauben ein Diener der Kirche, den Gott selbst berufeu hat,
bekümmerte Seelen zu trösten und aufzurichten. Damit nehmet getrost an,
was ich Euch zu bekennen habe; es ist kein sündiger Ablaß, den ich von
Euch begehre."
„Ihr habt verständig geredet," sagte Ketelhodt, ihm die Hand reichend,
„und seid gut berichtet. Darum will ich Euch gern hören und nachher zu-
sehen, ob ich Euch berathen kann."
Der Jüngling nickte dankbar, faltete die Hände und begann mit einem
demüthigen Aufblick seiner stillen Augen langsam und immer noch zögernd
also zu berichten:

H l'ians kjoffmann in Wernigerode am Harz.
„Ihr werdet Euch erinnern: in einer Capelle unserer schönen Nikolai-
kirche steht ein feines Bildwerk aus gebrannter Erde, jedoch mit Farben
anmuthig bestrichen; es stellt eine Muttergottes dar mit dem Jesuskinde, von
Engelsköpfen wie von einem Nahmen umgeben."
„Ich habe keinen Blick für solche Abgötter," sagte Ketelhodt streng,
„und weiß Nichts von dem Bilde."
„Es wäre nur besser," versetzte der Jüngling traurig, „ich hätte auch
von Anfang keinen Blick dafür gehabt. Iedennoch ist mir das Unglück ge-
schehen, und ich muß es erklären. Das Bild hat Herr Otto von Wedel
aus Welschland mitgebracht, ich habe vergessen, ob aus Rom oder Venedig,
da er mit unserem verstorbenen Herzog Bogislam, welcher der Große
heißt, aus dem gelobten Lande zur Heimat kehrte. Das war vor fast
dreißig Jahren, als man von Doctor Martinus noch Nichts wußte, denn
der war noch ein Knabe; darum hat mein Vater keinen Tadel davon, dast
er es Herrn Wedel abgekauft hat, für eine schwere Summe! Der nämlich
war jämmerlich verarmt auf dem Pilgerzuge; die Meisten sagen, er habe
sein Gut in den Spielhänsern Venedigs gelassen. Mein Vater stiftete es
in die Nikolaitirche, und ich habe von Jugend auf meine Andacht vor dem
Bilde gehalten, weil ich's niemalen anders war gelehrt worden.
Ihr seht daraus, daß ich eines begüterten Kaufherrn Sohn bin; mein
Vater war Herr Burkhard Lüdecke, der leider schon vor langen Jahren des
Todes verblichen ist; meine Mutter aber lebte bis vor Kurzem und ver-
stand es tapfer, den Geschäften unseres Hanfes vorzustehen. Ich selbst
habe in der heiligen Taufe den Namen Gerhart empfangen.
Vor besagtem Bilde also hatte ich eines Tages wiederum gebetet;
doch kniete ich ziemlich weit abseits in: Schatten einer Nische, indessen das
Sonnenlicht hell durch das bunte Fenster auf das Bildwerk fiel. Nun kam
ein Mädchen daher, das ich nicht kannte, sehr schlicht gekleidet, nur nicht
geradehin armselig, aber groß und stattlich von Wuchs und von kräftigem
Schreiten. Sie stand still vor dein Heiligenschreine und betrachtete ihn
lange mit einer ernsthasten Andacht, die ihr überaus lieblich stand. Ich
hinwiederum betrachtete sie selbst mit nicht geringerer Inbrunst, falls es
nicht Sünde ist, das zu sagen; ihr herrliches Blondhaar und die süße
Demuth ihrer klaren Züge hatten mir's von allein Anfang her angethan.
Sie hielt die Hände gefaltet und betete leise, indem sie das Christ-
kindchen mit ihren leuchtenden Augen immerfort weiter anstaunte. Und
am Ende drückte sie einen zärtlichen Kuß auf das glatte Figürchen und
ging heiter von dannen.
Ich war sehr bewegt von dem lieben Anblick, trat nun näher hinzu
und sah mir das Kindchen an. Da fand ich es schöner als je zuvor und
war ganz erstaunt, wie reizend es gesonnt war. In großer Verzückung
legte auch ich meinen Mund zu einem Kusse darauf, und das durchschauerte
mich mit einer wunderbar andächtigen Süße."

„Redet nicht von Andacht, wo Ihr doch ersichtlich von weltlichen Gefühlen geplagt wurdet und zudem Götzendienst triebet," unterbrach Karsten Ketelhodt mit einigem Unwillen den Erzähler.
„Ich spreche, wie ich es damals empfand," entschuldigte sich dieser, „nicht nach meiner jetzigen Meinung. Geplagt aber hat mich Nichts, es war eitel Wonne und Süßigkeit.
Das schöne Mädchen kam danach fast jeden Tag wieder, und ich des« gleichen, und immer drückte ich mich recht tief in meinen dunklen Betstuhl, nur daß ich die Augen frei hielt, sie mit Freuden zu betrachten. Und niir wollte scheinen, als ob das Christkindlein sie zum Dank für ihre treue Andacht schier mit jedem Tage immer noch schöner und stärker mache.
Eines Tages aber kam ich fpäter als sonst und trat gerade hinzu, als sie zum Kusse sich niedergebeugt hatte. Als sie mich merkte, ward sie sehr roth und machte große erschrockene Augen-. ich aber tonnt' es nicht lassen, ich neigte mich ebenso und küßte das Bild vor ihren Augen an derselben Stelle, die mir noch warm schien von ihren Lippen.
Als sie das sah, ward sie noch röther und schlich eilends von dannen. Mich aber überfiel auf einmal eine seltsame Verwirrung und geheimer Schreck, daß ich ihr nicht zu folgen vermochte, wie ich wohl gern gewollt hätte: das kam daher, daß ich mit einem jähen Blicke entdeckte, was mir zuvor entgangen war, wie diesem Christkindchen eine verwunderliche Aehnlichkeit eigen war mit dem fremden Mädchen, gleichsam, als hätte sie in ihrem Kindesalter dem Maler als Vorbild gedient, was doch in Wahrheit durchaus unmöglich war anzunehmen, da jene Schilderei vor allermindestens dreißig Jahren im fernen Welschland war angefertigt worden. Zumal um die Augen herum und die zarten Brauen war die Gleichheit so vollkommen, wie man sie sonst nur manchmal zwischen Mutter und Kind so bewundern mag.
Solche Entdeckung gab mir einen lieblichen Stich in das Herz, und ich mußte mir vorstellen, wie holdselig es sein möchte, das gute Mädchen mit eben diesem Kinde auf dem Schooße zu sehen, da mir dann die gemalte Muttergottes urplötzlich todt und unhold erschien, obzwar ne sonst eine recht feine Person war. Und dazu stieg mir die sonderbare ^Frage aus dein Herzen herauf: Weiß wohl das Mädchen Etwas von solchem Naturspiel? Doch ich antwortete mir damals sogleich, wie ich es später zwar noch sicherer von ihr selbst erfuhr: Mit Nichten, sondern höchstens daß etwa ein unbesinnliches Ahnen in ihrem Busen keimt.
Vou dieser Stunde an ward meine Sehnsucht nach ihrem Anblick gewaltig, und es war mir ein rechtes bitterliches Leid, daß sie nun mehrere Tage lang nicht mehr wieder kam zu ihrer stillen Andacht.
Und als sie dann noch nicht kam, fuhr ich angstvoll suchend in allen Gassen umher gleich einem scharfen Jagdhund, der die Spur seines Wildes

verloren hat- nur daß ich selber >wch mehr einem gehetzten Wilde zu vergleichen war.
Znletzt ward gleichwohl meinem Beharren sein Lohn: ich fand das Mädchen, wie es vor dem Thore auf dem großen Wiesenplatze Leinwand zun» Bleichen ausreckte. Voll stillen Jubels stand ich eine Weile und fah ihr zu und freute mich der sicheren Kraft ihrer Glieder, die ihre Bewegungen kund thaten, und ihrer trefflichen Größe.
Endlich faßte ich mir ein Herz, trat an ihre Seite, fragte um ihre Beschäftigung und ob sie dergleichen Arbeit auch für mich übernehme» wollte, und uni ihren Mmen. Sie sah mich im Anfang ein wenig mißtrauisch und mehr trotzig von der Seite her an; denn sie mußte den kecken Menschen aus der Kirche gewißlich erkennen. Allmählich aber mochte sie mir etwa vom Gesicht ablesen, daß ick, ein ehrlicher Mensch sei und nichts Arges im Schilde führe, und stand Rede und Antwort. Sie heiße Christel Hüpner, und was ich sonst von ihr wolle, müßte ich mit ihrer Mutter bereden, denn sie selbst verstehe von Geschäftssachen Nichts und würde sich mit der Bezahlung leicht über's Ohr hauen lassen. Ihre Mutter hingegen sei zwar an den Fußen gelähmt nnd sonst am Leibe gebrechlich, aber sehr bellen Geistes und ernähre sich gleichsam von ihrer Klugheit, indem sie anderen Leuten mit gutem Nath zur Hand gehe und dafür von denen kleine (beschenke in Empfang nehme; damit gewinne sie jetzt wohl mehr als vordem mit aller rüstigen Arbeit. Viel sei es freilich immer nicht, aber doch hätten sie zusammen genug, um keinen Hunger zu leiden.
Ick fragte nunmehr, wann ich die Mutter besuchen könne. Das könne gleich jetzt geschehen, gab sie zur Antwort, denn sie sei eben fertig und müsse nach Hause zum Kochen und Essen. Nur sei es für sie uicht schicklick, mit mir zusammen über die Straße zu geben, das würde Gerede geben, ich müsse allein nachfolgen, lind sie nannte ihre Wohnung.
Ich war es zufrieden und lobte ihre Klugheit, die mir nicht geringer scheine als die ihrer Mutter.
Sie schüttelte den Kopf. „Ick bin ziemlich dum»«," sagte sie ruhig, „kann aber gut arbeiten."
Und ich konnte es ihren herrlichen Armen uud Schulter» leicht ansehe», daß sie kein fälschlick Rühmen von sich »lachte.
Ich folgte »u» ihrer Weisung und strich langsam hinter ihr her.
Als ich in ihre Wohnung eintrat, fand ich ein trefflich sauberes und freuudliches Zimmerche» vo» lauter guter Ordnung und darinnen im Lehnstuhl die lahme Frau Höpner, die noch nicht gar alt war, und dazu eiuen grauhaarigen Mann auf einen» Vänkchen, der mir blöde entgegenglotzte uud immerfort leise vor sich hi»brummelte: als ich hinhörte uud aufmerkte, war es lauter dummes Zeug. Ich erforschte aber weiter mit schnellen Blicken, wie gewandt und liebreich die starke Christel diese beiden armseligen Personen bediente und ihnen hurtig an den Angen absah, was sie etwa

begehren oder wessen sie bedürfen mochten. Daran hatte ich eine Herzens-
freude; nach dein blöden Alten fragte ich nicht weiter und nahm ihn für
einen Oheim oder sonst einen Zugehörigen, denn ich wußte von Christel,
daß die Mitter eine Wittwe sei.
Diese gute Frau sah mich lange sehr prüfend an, indes; ich meine
Anbietung ihr kund that; doch merkte sie wohl gleichfalls mit ihren scharfen
Blicken meiner Weise an, daß ich es anständig meinte, und als sie meinen
Namen hörte, war sie ganz zufrieden, denn sie wußte von unserem Hause
und kannte meine Mutter auch von Person. Sie nannte den Lohn, der
ihrer Tochter gebühre, und als ich gern mehr bot, wies sie das ernstlich
und mit allem Eifer zurück; doch blieb sie mir freundlich und vertraulich
und ohne einen Argwohn.
Unterdessen mß Christel still zur Seite am Tische uud schaute mir
offen in's Gesicht mit ruhigen Augen. Und ich fühlte aus ihren Blicken,
daß sie mir nicht mehr zürnte. Auch ich war gauz ruhig und sehr friede-
vollen Herzens, so lange ich in dem Stübcheu mit den wackeren Frauen
saß. Allein sobald ich von ihnen geschieden war und hinaus auf die
Straße trat, kam es über mich als ein Sturm des Entzückens und un-
mäßiger Glückseligkeit, als hätte ich alle Güter dieser Welt auf einmal be-
reits gewonnen. Und ich muhte in ein Haus treten, um vor den Leuten
die Thronen zu verbergen, die mir vor Freuden still über die Backen
liefen.
Nachher trat ich in die Nikolaitircke und sah mir das Christkindcken
an nnd erquickte mich an seinen Augen. Da ging mir alsbald eine Klar-
heit auf, daß ich nickt mehr anders könne, als Christel offen zu meinem
Weibe zu begehren. Denn ick ineinte gewißlich sterben zu müssen, wenn
ich diesen lieblichsten Wunsch mir nickt ?u gewäbren uermückte.
Aus solcher große» Hoffnung faßte ich nur einen herzlichen Muth,
den ich sonst nicht gehabt hätte, sogleich zu meiner Mutter zu gehen und
ihr Alles zu offenbaren: denn sie war eine Frau zwar von viel Liebe
und Milde gegen redlichen Gehorsam, aber doch nnch von sehr heftigem
und halsstarrigem Willen, wenn ihr etwas wider den Strich ging.
Ich kam also und beichtete ihr Alles mit etlicher Freudigkeit; bat
auch freimüthig, sie möge selbst hingeben und bei der guten und klugen
Frau Höpner für mich werben.
Ich merkte nun freilich, daß ihr mein Verlangen nicht eben recht
sänftlich einging, wie es ihr denn kein Redlicher verargen mag, daß sie
für ihren einzigen Sohn weit lieber ein behäbiges Töchterchen aus gutem
Hause erlesen hätte. Gleichwohl kam sie nicht in Zorn, wie ich wohl hätte
fürchten mögen, sondern strich mir ganz liebreich niit der Hand über die
Stirn und sagte mit einer mehr traurigen Stimme:
„Das ist wohl ein Unglück, das über Dich ergangen ist; und ick
kenne Dick genugsam: Du hast nicht die Kraft in Dir, Dich dawider zu

wehren; Du möchtest mir zu Grunde gehen an solchem Kummer, wenn ich dies Mädchen Dir weigerte. Ich will hingehen und mit meinen Augen prüfen, weß Geistes Kind Jene ist und ob je etwas Gutes daraus entstehen mag."

Ueber diesen Bescheid wurde ich herzhaft fröhlich, denn ich konnte nimmermehr anders denken, als daß die Christel ihren Augen gefallen müßte. Also harrte ich geduldig, bis sie ging und wiederkam.

Doch das wurde ganz anders, als ich irgend erhofft hatte. Als sie lange ausgeblieben war und nun endlich heimkehrte, fuhr sie mich rauh an und sagte ganz kurz und hart:

„Es ist Nichts mit der Dirne. Das würde zum Unglück führeu."

Ich war bitterlich erschrocken und bat flehentlich, mir zu sagen, was ihr so seltsam mißfallen habe an dem Mädchen, an dem ich doch nur lauter liebliche Tugenden habe sehen können.

Meine Mutter wiegte langsam das Haupt hin und her und begann endlich nach einigem Besinnen zu reden:

„Ich will Dir's nicht völlig bestreiten, daß sie guter Art ist in den meisten Dingen; sie ist häuslich und arbeitsam, sauber und gesittet, auch treuen Sinnes für ihre Mutter, überall frommen und hilfreichen Gemüthes, auch ein bischen dummlich: und das ist etwas Gutes für eine Frau. Sie möchte für manchen Mann eine tressliche Frau abgeben — aber nicht für Dich. Denn sie ist stärker als Du."

Ich hätte schier lachen mögen über diese sonderbare Meinung. Denn ob auch ihre tüchtige Kraft meinen Augen sich eingeprägt hatte und zu meiner rechten Lust zwar, fo habe ich doch auch meine Anne und Fäuste und bin kein Kränkling. Zudem war ich nicht des Meinens, daß die heilige Ehe einem Prügel- oder Ringkampf gleiche, wo der Stärkere Sieger bleibt. Da ich aber solches nicht sagen mochte, reckte ich nur ein wenig meine Arme in's Weite, um zu zeigen, daß ich auch Sehnen habe.

Meine Mutter verstand mich und schüttelte den Kopf.

„So meine ich es nicht," sagte sie ruhig, „soudern sie hat eine andere Stärke, die Dir nicht eigen ist. Du würdest ihrer nicht Herr werden. Du bist ein hilflos Männlein und brauchst eine Frau, die für Dich lebe und die Dich liebe. Solche Frau wird aber Jene Dir nicht sein."

Ich sah meiner Mutter mit großem Staunen in's Gesicht und begriff nicht, wo sie hinauswolle und wie sie Solches wissen möge. Denn mir schwebte Christels sanftes und liebreiches und demttthiges Wesen fest vor den Augen.

Sie verstand wiederum mein Staunen und redete nun weiter:

„Ich will Dir Etnas erzählen, davor Dir schaudern wird — und doch ist es noch das nicht, was ich ineine. Ich habe in Erfahrung gebracht, denn alle Welt weiß es, und auch Dil würdest es wissen, wärest Du zu jener Zeit nicht in Lübeck im Contor Deines Herrn Gevatters ge-

wesen: Dieses junge Kind hat schon seit Jahren einen Mord auf dein
Gewissen oder doch, was einein Morde wohl gleich zu achten ist."
Als sie dies sagte, fuhr ich vor Entsetzen von meinem Stuhle und
schrie gewaltsam und bei aller Ehrfurcht nicht ohne einigen Zorn-
‚Hhr ließet Euch belügen, Mutter! Das ist wilder Wahnwitz! Und
wie könnte eine Mörderin leben und frei herumgehen?"
„Und es ist doch so," gab sie mir zum Bescheid, „und das ist so
geschehen: sie ist ein Ding von zwölf Jahren gewesen und hat vor dem
Hause ihres Vaters, welcher ein Gslbgießer war, auf dein Vänkchen ge-
sessen. Ist ein Trunkenbold dahergekommen, der wüste Peter Quade, ist
mühsam die Straße herabgetorkelt und zuletzt gestolpert und umgefallen
über ein Wägelchen, das dicht an dem Hause gegenüber und keinem Ver-
nünftigen im Wege stand. Aus dem umgestürzten Wagen ist ein Wickel-
rindchen zur Erde gerollt. Das hat der Trunkenbold in seinem blind -
wüthigen Zorne ergrissen und schändlich mit Schlägen und Püffen ge-
mißhandelt, daß es leichthin des Todes hätte davon sein können. Als das
diese Christel gesehen, ist sie ganz still in ihres Vaters Laden zurück-
getreten, ist mit einer sehr starken Mörserkeule wieder herausgekommen und
hinübergesprungen und hat dem Wüthrich mit einen: harten Streich g'rad
auf den Kopf gehauen, daß der für todt ist bei Seite gefallen. Sie aber
hat ruhig das Würmchen auf den Ann genommen und seiner gepfleget.
Um den Kerl, der da lag, hat sie sich gar nicht gekümmert, sondern ihn
liegen lassen, bis Leute dazukamen. Er ist freilich nicht todt gewesen, und
das ist schade, sondern ist nach etlichen Tagen wieder zu sich gekommen
und lebt leider noch heute, ist aber alle die Jahre seither blöden Geistes
geblieben und ganz untüchtig zu jeglicher Verrichtung, also mehr einem
Todten als einem Lebendigen gleich zu achten."
Sie schwieg eine Weile . . . Ich aber wollte die Hände über dem
Kopf zusammenschlagen vor Staunen und auch vor heimlichem Zorn wider
meine Mittler.
„Und das," rief ich eifrig, „das nennet Ihr einen Mord und rechnet
es dem Mädchen zum Schimpf, da es doch nur durch diese That mir noch
viel lieber wird? Um Gott, Mutter, Ihr thut Unrecht; ich verstehe
Euch nicht."
Sie sah mir mit einem sehr festen Blick in's Gesicht und entgegnete
ernsthaft:
„Wäre ich an der Stelle des Mädchens gewesen, ich hätte es gleich
ihr gemacht und den Lümmel zu Schanden geschlagen . . . Daraus ersieh,
ob ich ihr Unrecht thue. Sie ist auch hernach sogar von den Nichtern
ganz losgesprochen und auch jedes Schimpfes ledig geworden. Sie selbst
hat später aus freien Stücken den blödwitzigen Menschen in das Haus
ihrer Mutter zu nehmen verlangt und das nach ihres Vaters Tode auch
erzwungen; und man sagt, und ich selbst sah es, sie versorgt ihn und

hätschelt ihn mit aller Liebe und Treue, nie sonst ein Weil' einem Kinde thut."

„Nun also," stotterte ich halb erfreut, doch nur desto mehr verwundert, „wenn das Eure Meinung ist, wie tonnet Ihr sie dann mir zum Weil'« versagen, — es sei denn um ihrer Armuth willen?"

„Nicht doch," versetzte sie schnell, „nicht darum. Es ist anders. Vielmehr, davon weiß ich und sah es auch in ihren Augen und all' ihrem Gebahren: dies Mädchen ist recht ersichtlich von meiner Art; Du aber bist ganz nach Deines seligen Vaters Art geschaffen: und das paßt nicht zusammen."

Ich erstaunte immer mehr nnd rief mit einem Vorwurf:

„Mutter, wie tonnt Ihr so reden? Ihr seid meinem Vater eiue treffliche Frau gewesen, alle Welt weiß davon Rühmens zu machen; und er war Euch gleichfalls ein treuer Gesvons."

Sie beugte den Kovf und vergoß etliche Thränen, die ihr sonst nicht so leicht in's Auge kamen wie anderen Frauen.

„Ich und dies Mädchen," sagte sie, „sind von der Art, daß wir uur das ganz Schwache lieben können und das ganz Starke. Wir lieben nur Kinder und was Kindern gleich ist an Art und Schwachheit, und wir lieben Männer von gewaltiger Art, die uns beugen und erdnicken und vor deuen wir zittern. Einen Manu, wie Dein Vater war, den können wir nicht lieben, nicht glücklich werden und nicht glücklich machen. Wir lieben seine Kinder, ihn selbst aber müssen wir feindlich verschmähen uud au ihm vorbeisehen: wir können nicht in ihm leben. Du aber bist ganz aus Deines Vaters Vlute geschaffen, bist nicht schwach und nicht gewaltig; darum darf dies Mädchen Deine Frau nicht sein, denn Du kannst ihrer nicht Herr werden. Sie macht Dich nimmermehr glücklich. Ich aber will Dich glücklich sehen, uud müßt' ich's mit Gewalt erzwingen. In meinen Lebtagen bekommst Du das Mädchen nicht, und nimmst Du sie heimtückisch nach meinem Tode, so mordest Du Deiuc Mutter noch einmal in ihrem Grabe."

Nach diesen schrecklichen Worten stand sie eilends auf und schritt aus dein Zimmer.

Ich aber blieb ganz erschüttert und zerschlagen zurück und wußte mir keinen Ausweg. Ihre Meinung begriff ich nicht völlig; vielmehr ich bestritt sie i» meinem Herzen durchaus und war meiner ganz sicher, daß ich meiner liebsten könne völlig Herr werden nach aller Gebühr «nd sie unter mich zwingen nach meinem Willen, so es irgend Roth thue — es werde aber nimmermehr Roth thun. Allein ich kannte den Willen und die Strenge meiner Mutter nnd wußte genau, ich würde sie uimmermehr beugen tonnen von ihrem Vornehmen. Denn sie war der Art, wenn sie irgend einen Gedanken sich recht in den Kopf gesetzt hatte, ist er darinnen befestigt geblieben für all.» Zeit wie mit eisernen Riegeln.

Also war ick ohne Hoffnung nach dieser Heile und wußte nur keinen
Nach, als ihr zu gehorchen und der Liebsten mit Gram zu entsagen.
Als ich mit solchem harten Entschluß und in aller Verzweiflung in's
Freie lief und durch die Gassen strich wie ein armer Berirrter, kam ich
unversehens an Samt Nikolai vorbei und mnßte hineintreten, um etwas
mein Herz in Andacht zu erleichtern.
Doch als ich mein Ehristkindchen ansah und seine Augen, ward nur
nur dreimal weher um's Herz, und ich stürzte auf meine Kniee nnd «er-
sank in Jammer.
Das währte eine starke Weile, da vernahm ich neben mir ein
Rauschen, und da ich aufsah, war es nicht Christel, wie ich wohl zitternd
erhoffte, sondern ihre Mutter, die kluge Frau Hövner; die trug der blöd-
witzige Mensch auf seinen Armen vorbei wie ein Kind und setzte sie neben
mich in's Gestühl, das; sie auch iu ihrer Lähmung ihre Andacht verrichten
konnte.
Ich stand auf und machte mich zu ihr und bot ibr meinen Gniß als
ein still Beschämter. Sie sah mich an und lächelte ein wenig, und ich
erschrak insgeheim unter diesem klugen Lächeln.
„Eure Mutter will es nicht," sagte sie danach kurz.
Ich erschrak noch tiefer und fuhr scheu zurück wie vor einer Hexe.
„Wie tonnt Ihr wissen?" — fragte ich stammelnd.
Sie lächelte wieder, klug und freundlich.
„Es ist nicht so schwer zu wissen," sprach sie, „wenn eiu junger
Kaufherr mit eigener Rede ein hübsches Mädchen zur Arbeit wirbt, so thut
er das allemal in besonderer Absicht, entweder in böser, und das zumeist,
oder auch in guter. Wenn er nachher seine Mutter schickt, war es gute
Absicht. Und »venu er zuletzt verstört auf den Kuieeu liegt, hat die
Mutter nicht gewollt."
Ich verwunderte mich solches Scharfsinnes und bekannte ihr nun ver-
traulich all meine Hoffnung und deren trauriges Ende.
„Ihr seid ein guter Sohn," sagte Frau Höpner, „und Ihr handelt
auch klug, daß Ibr nicht gleich von Anfang Eure Wünsche ertrotzen wollt.
Laßt es also weiter eine Weile verziehen und bequemt Euch zur Geduld,
Nachher wüßte ich ein Mittel, die Frau Mutter zu zwinge»."
Ich horchte hoch auf, und schon der Schein einer neueu Hoffnung ließ
mich beben vor Wonne; dock wußte ich sonst Nichts aus ihren Worten zu
machen und grübelte vergeblich.
„Eure Mutter ist streng und hart, aber eine sehr, rechtliche Frau,"
fügte sie endlich nach einem Schweigen hin-u, als sei das eins Erklärung.
Ich aber verstaud es nicht und bat sie, es mir zu deuten.
Sie aber schüttelte den Kopf. „Ihr werdet's schon finden," sagte sie
leise. „i7der meint Ihr, ich sei eine Kupplerin?"
Ich verstand sie erst recht nicht, mußte mir's aber genügen lassen.

Ich fragte nach Christel und was die dazu sage?
„Sagen-?" versetzte Frau Hövner. „Wie kann sie Etwas sagen, wo sie nicht einmal Etwas denkt? Ihr wißt ja, das Mädchen ist nicht sehr klug und weiß selbst noch gar nicht, wie lieb es Euch hat."
„Hat sie mich denn lieb?" fragte ich stotternd mit einem glückseligen Schrecken.
„Guter Mann, merkt Ihr das nicht, wie konntet Ihr schon freien wollen?" sagte Frau Hövner. „Oder meintet Ihr, weil Ihr reich seid und sie arm, sie müßte Euch nehmen, auch wenn sie Euch nicht gern hätte? Das thäte wohl Manche, Christel aber ist dafür zu dummlich."
Da stand ich beschämt und doch voller Wonne; und eh' ich mich's versah, war ich ihr entsprungen und lief mit aller Eile durch die Gassen, mir Christel zu suchen.
Auch hatte ich das Glück, daß ich sie gleich im Hause fand. Zu reden vermochte ich nicht vor Freude; aber ich faßte still ihre beiden Hände und drückte die fest wider meine Brust und gab ihr also auch schweigend mein herzliches Verlangen kund.
Christel aber war im Anfang völlig verstört vor großer Ueberraschung, blickte starr in mein Gesicht, und es schien mir, als od sie voll Angst Etwas fragen wollte, sich's jedoch nicht getraute. Da berichtete ich ihr, daß ich zuvor in allen Ehren mit meiner Mutter und auch mit der ihren gesprochen und also meine Redlichkeit erwiesen habe, ob auch sonst noch nicht Alles gänzlich ini Neinen sei.
Als ich ihr das kund gethan, kam eine liebliche Nöthe in ihr Gesicht, und sie weinte vor Rührung, jedoch nicht sehr heftig, sondern sie lächelte dazwischen.
„Ist's denn möglich," lispelte sie endlich, „daß ich noch soll glücklich werden können wie ein anderes Mädchen? Ich konnte es nimmer glauben, daß es ein Mann mit mir wagen würde, von der alle Welt weiß, daß ich einen Menschen zu Schanden schlug und um dieser Ursache willen vor dein Nichter gestanden habe. Ist es denn möglich? Ist es denn noch möglich?"
Ich streichelte ihre Hände und tröstete sie herzlich: mir sei das nur ein Zeichen, daß sie ein tapferes Herz habe und Kindern sehr gut sei.
„Ach ja, Kindern!" flüsterte sie mit einem zärtlichen Seufzer; und dann zauderte sie noch ein Weniges, und dann legte sie ihre Arme um meinen Hals und ihre Stirn wider meine Schulter und blieb so ruhen; und ich fühlte einen leisen Schauder all ihre Glieder durchzittern.
Ich beugte mich hin und küßte leise ihren Nacken; da wich sie sanft von mir und wehrte mir fortan mit aller ehrbaren Strenge, sie wieder zu berühren. Nur mit den Augen durfte ich ihr mit allein Feuer mein Verlangen bezeugen, und auch sie blickte freundlich zu mir herüber.
Nachher kam die Mutter zurück, von dem blöden Menschen in einem Karren über die Straße gefahren und dann in's Haus getragen; und wir

blieben noch eine Zeit lang in Frieden bei einander und warb nicht davon geredet, was in der Zukunft daraus werden solle.
Als ich aber heimging, siel ich in Angst und Zagen vor meiner Mutter, durfte Nichts bekennen und nie mehr die Rede bringen auf diese Sache; wenn ich's ja versuchte, schnitt sie mir kalt das Wort ab wie mit einein Messer.
So besuchte ich auch fortan meine Liebste in aller Heimlichkeit und doch so streng in Ehren wie ein offener Bräutigam. Ich grübelte aber je und je über die Art. wie ich's von meiner Mutter dennoch erzwingen könne, doch ich ward nicht klüger, und auch die Frau Höpner kam mir nicht wieder zu Hilfe in nieiner rathlosen Bedrängniß.
Jedoch vei-fiel ich darauf, es mit geistlichen Werken zu versuchen, ging sehr fleißig zur Messe, rang heftig im Gebet vor allen Altären und heiligen Spinden und ließ manch schönes Stück Geld in den Kästen der Heiligen klingen, wähnend, daß diese durch ihre Fürsprache das Herz meiner Mutter wohl wenden möchten."
„Daran habt Ihr sehr übel gethan," fiel hier Karsten Ketelhodt mit viel geistlichem Nachdruck den: jungen Erzähler in die Rede, „Ihr habt Eure Sache zweifelsohne nur schlimmer gemacht durch solche Götzendienerei. Hättet Ihr Euch gleich ohne solchen Umfchweif ehrlich und geradeheraus an den echten evangelischen Herrgott gewandt, er würde gewißlich ein Mittel gefunden haben. Euch heraus zu helfen."
„Versucht habe ich auch das," versetzte Gerhart Lüdecke bescheiden; „als der alte Glauben nicht half, wagte ich's mit dein neuen; der kau: damals eben auf, zwar noch erst im Geheimen; allein wer wollte, konnte die Martinische Heilsbotschaft doch fchon vernehmen. Also betete ich eine Weile sehr emsig nach diesem neuen Gebrauch. Es half freilich auch nicht —"
„Weil Ihr's noch nicht in dein rechten Glauben gethan habt, der da Berge versetzen kann," warf ihm Herr Ketelhodt scharf auffahrend entgegen und fuhr noch weiter fort, ihn fehr reichhaltig seines Irrthums zu überweisen. Der Jüngling nickte immerfort ganz zustimmend mit dem Kopfe, ließ aber doch geduldsam die verdiente Strafpredigt über sich hinströme». Er hatte sehr gute, freie und treuherzige Augen; die befeueren den Geistlichen in seiner Arbeit, denn er merkte, daß er desto minder vergeblich seines Amtes walte.
Endlich kam der Gescholtene doch wieder zu Worte, jedoch nicht einnwl recht gern, sondern er stockte und stotterte und stockte wiederum, und es ward ersichtlich, daß er nunmehr dem schmerzlicheren Theil seiner Beichte sich nahte. Als Ketelhodt das witterte, mühte er sich fortan, ihm mehr milde aufzuhelfen, als ihn noch weiter zu zerknirschen.
„Ich merke schon," sagte er, „wo Ihr hinauskommt. Ihr seid am Ende der- Schwachheit unterlegen, die unseres Fleisches Erbtheil. Oder geschah es aus Vorbedacht und mit etwelchen Listen?"

„O nicht doch, Herr," seufzte der Jüngling, „durchaus nicht der-
gleichen. Es war eine Frühlinasnacht."
„Ich fragte nicht nach der Jahreszeit," bemerkte der Prediger ein
wenig strenger, „man kann sündigen im Winter wie im Sommer, sondern
nach dem, was Euch zu der Uebelthat trieb."
„Das eben: die Frühlingsnacht," wiederholte das Beichtkind.
„Ich weiß nickst, was Ihr sagen wollt," rief Ketelhodt, seine» Un-
willen mannhaft bezwingend, „doch erkläret weiter, was in der verda —
gebenedeiten Frühlingsnacht geschehen ist."
Der Jüngling kam langsam in Fahrt wie ein überladenes Wäglei»;
endlich ging's aber dennoch.
„Eines Tages," so erzählte er, sich weiter vorbeugend, als ob er, in
einen Beichtstuhl hineinflüsterte, „beredete uns die kluge Frau Hopner, wir
sollten selbnnder eine Wallfahrt nach Kenh mitmachen, um von den: Gnaden-
bilde daselbst uns Hilfe zu erflehen."
Hier entfnhr ein heftiges Zische» dem geistlichen Nerather zugleich mit
einer großen Geberde des Abscheues.
Der Erzähler that nur einen bittende» Blick und fuhr fort in seiner
Rede:
„Solcher Nath »ahm mich Wunder, dieweil ich die Frau nicht gar
selten hatte kräftiglich spotte» höre» über diese Fahrten. Maßen aber der
neue Glaube mir auch nicht geholfen hatte, wollte ich nickt versäumen, die
alten Heiligen noch einmal zn erproben, in der stillen Hoffnung, sie möchten
sich inzwischen eines Besseren besonnen haben, nachdem ich ihnen Ernst ge-
zeigt hatte und sie fürchten mußten, mich ganz aus ihrer Heerde zu ver-
lieren."
Karsten Ketelhodt faltete die Hände z» einer stummen Fürbitte für
den arme» Irrgläubigen.
Der neigte dankend das Haupt und berichtete weiter:
„Alfo faßten wir zwei uns an der Hand und gingen am Sonnabend
mit in dem großen Hanfe». Es war sehr viel Volks beieinander, als wir
aus dem Thore zogen, Männer und Weiber jegliche» Alter?, auck ganz
kleine Kinder; besonders aber handfeste Burschen und jungfrisckes Weibs-
volk, die sich froblick mengten bei,» Wandern und viel wunderlicke Kurzweil
unter sich trieben."
„O Ihr Otterngezückt!" fuhr Ketelhodt dazwischen.
„Als ich das lange sah," sagte Gerhart Lüdecke, „wie sie es so leicht
»ahme» mit solchen Dingen, die ich mir noch allezeit ernsthaft versagt
hatte, als süssen. Streichet», Tappe» u»d Umknsel», da ward auch mir
das Blut warm, und ick wollt' es gern mitmacke», weil es mir doch
wohlgefiel nnd angenehm zu sehen war."
„Für Satan, ja!" bemerkte der Prediger mit verzweifelndem Aufblick.

„Meine Christel aber war »icht dieser Meinung, sondern ward »ur
immer strenger ini Trotzen und Versagen, je zutäppischer ich ihr wurde,
und dürft' ihr zuletzt kein Fingerchen wehr rühren und nicht wehr Hand
in Hand gehe». Ja, wenn ich doch unartig wurde, schlug sie wir auf die
Tatze, das; es einen Klatsch gab.
Dabei aber sah ich, daß sie auch immer röther und rosiger ward in
dem lieben Gesichte, und daß ihre Augen ein spielend Leuchten begannen,
desgleichen ich sonst nicht von ihr gesehen hatte und welches mir ganz er-
reqsani an's Herz griff, daß mein Verlangen, sie emsig zu küssen, nur
immer heißer ward. Sie aber ließ nicht nach in ihrer wehrhaften Schärfe.
Zu allerletzt aber fielen ihr heftige Thränen aus den armen Augen.
Da erbarmte mich's doch, und ich ließ sie in Frieden und wanderte
fortan ehrbarlich neben ihr, sah auch nicht mehr rechts noch links, wie die
Änderen es trieben, sondern dachte einzig daran, Christels Gesicht wieder
zum Frohsinn zu bringen. Sie aber schritt immerfort schwer nachdenklich
einher, und das starke Roth wollte von ihren Wangen nicht weichen. Das
sah sehr schön aus, aber es ängstigte mich doch. Ich selbst war viel ruhiger
geworden und arbeitete ernstlich an meinein Rosenkranz."
Wiederum kam ein Prusten aus Ketelhodts Munde.
„Als es nun Abend wurde, kam die Wallfahrt in ein Dorf, dort
sollte genächtigt werden. Und wir wurden mit einem Haufen in eine große
Scheuer mit frischem Heu getheilt; denn es war schon so weit, es war
sebr früh geheut worden in dein Jahre. Christel girg ihr Lager zu nehmen
bei den andern Weibern und ich bei den Männern.
Mir aber ward schwül in dem Heu, und ich trat noch wieder in's
Freie; es war draußen eine liebliche Hellnacht, daß der Sterne nur wenig
waren. Ich blickte so gegen den lichten Himmel nach Norden zu, da stand
auf einmal Christel wieder neben mir heiß athmend und mit zornigen
Augen.
„Es ist kein Platz zu finden," sagte sie hastig, „wo nicht Mannsleute
dabei sind."
So standen nur eine Weile und waren verlegen, wie wir's anfangen
sollten. Ueberdem erhub sich drinnen in der Scheuer ein großes Gelärm;
viel wüstes Kreischen und ein schrillend Gelächter, das uns übel und
häßlich klang.
Da erfaßte uns ein Grauen vor solcher Schande auf einer geistlichen
FahN; ich nahm Christel wieder still bei der Hand, und wir gingen ein
Stücklein weiter in's Freie, wohin der Greuel nicht so weit scholl. Wir
fanden einen Garten vor einem Bauernhause und ein Bänkchen darinnen
unter einen» Apfelbaum; darauf ließen wir uns nieder. Ueber mein Herz
war eine große Ruhe gekommen, und ich saß so fern von dem lieben
Mädchen, als die Bank es «erstattete. Auch sie athmete ruhig und tief,
legte den Kopf wider den Baumstamm und schlief in Frieden. Mir zwar

ließen die Träume keine Ruhe, wenn ich's auch versuchte, und weckten mich schnell wieder; ich meine, das kam von dem starken Geruch der Blumen in dem Garten.

So blieben wir etliche Stunden geruhsam beisammen in der linden Nachtluft, bis es still wieder tagte und eine herrliche Frische uns ermunternd anwehte.

Da ließ sich auf einmal ein seltsam Stimmchen gleich hinter uns vernehmen, das nur von einen: Kinde herkommen konnte. Wir blickten herum und sahen ein klein hölzern Wäglein dastehen, darinnen ein Würmchen lag, das kaum eiu halb Jahr sein konnte. Nun war freilich zu sehen, daß dies Ding wohl verpackt und gebettet lag und ihm nicht viel Uebles geschehen konnte in der traulichen Frühlingsnacht; aber doch war ich hart erbittert, daß solch' ein Schandweib ihr hilflos Geschüvfchen hier so »lochte stehen lassen, um drinnen zu karessiren.

Christel aber stand immerfort ganz still über das Wägelchen gebeugt und sah das Geschöpf au mit weiten, verwunderlichen und schier begehrlichen Augen. Es war ein lustig Dingchen und konnte schon lachen, tappte auch mit niedlichen Patschen nach ihrer Brust und ihrem Halse; gleichwohl begriff ich's nicht, was sie solche Augen machte, die mir ganz fremd schienen und schon heimliche Angst »lachten. Doch ick vermochte sie nicht fortzubringen von diesem Wagen.

Indem kam aber ein Weib aus der Scheuer, und gerade auf unfern Garten zu, uud so ward deutlich, daß es die Mutter des Kleinen war. Da befiel mich eine Angst, Christel möchte wild werden gegen diese Person, und ich riß sie mit aller Gewalt von dannen und des Weges weiter.

Sie ging nun eine Zeitlang ganz still und in sich selber gekehrt; die Sonne war noch nicht völlig heranf, lind die Lnft noch etwas dämmerig. Wir kamen an den Rand eines sehr dichten Waldes von jungen Kiefern; es drang ein starker und füßer Duft von Harz daraus hervor und war dahinein zu feheil als in ein tiefes D.inkel.

Auf einmal blieb Christel hinter mir stehen; und als ich mick umdrehte, sah ich, daß sie mir schreckliche und ganz' feindselige Augen machte. Ich war darob sehr verwirrt und betrübt und wußte nicht, wie ich das begreifen und was dazu sagen sollte.

„Deine Mutter wird es nie zugeben," rief sie plötzlich laut in einem Tone erhitzten Zornes wider mich Unschuldigen. Ich wollte ihr die Hand auflegeu und sie freundlich beschwichtigen; da packte sie selbst mich mit beiden Händen an meinen Schultern und schüttelte mich mächtig und reckt zorngrimmig; denn sie ist eine sehr starke und tüchtige Person.

Ich hielt das gern aus, nur daß ich mich entsetzte über ihre wüthige Art, da sie sonst so sanft war. Ich begriff nicht, was sie mit mir harte; ihre Wangen waren sehr roth, und ihre Augen blitzten von einen» spielenden Feuer.

Da mußte ich mit Schrecken an das Wort meiner Mutter gedenken:
„Du kannst ihrer nicht Herr werden!" Und sogleich ergriff auch mich ein
ingrimmiges Feuer, daß ich's ihr zu zeigen gedachte, wie ich doch stärker
sei, ihrer Herr zu werden. Ich weiß nicht, ob sie solchen Gedanken in
meinen Augen gelesen hat: sie ließ mich schnell wieder fahren, rief laut
und hastig: „Jetzt laufe ich nach Hause!" und sprang wie ein Wild in den
Kiefernbusch hinein. Ich gleich ihr nach, denn ich meinte, sie müsse ein
wenig von Sinnen sein und könne sich einen Schaden thun. Es war
dunkel genug, daß ich kaum ihre Gestalt vor mir hinhuschen sah-, aber ich
hörte das Rauschen und Knacken der dürren Zweige, wo sie hindurchfuhr.
Endlich errang ich sie, denn ich war doch schneller. Und sie war nnn
weich und lieblich und ließ üb von ihrer Strenge. Mir aber stieg der
starke Harzduft fchwer in das Hirn und betäubte mich wie Weindunst.
An diesem Tage bin ich ihrer Herr geworden zu unser Veider Unheil.
Wir machten diese Wallfahrt nun nicht mehr mit, sondern gingen auf
dem schnellsten Wege nach Hause. Ihre Mutter blickte uns scharf an, als
wir so eintraten; aber sie fragte Nichts, und ich sah sie still lächeln; das
verwunderte mich, und ich wußte mir's nicht zu deuten.
Es kam aber doch ein Tag, da wir ihr Alles bekennen mußten, was
nicht mehr zu hehlen war. Sie schalt uns garnicht, that auch nicht über-
rascht und nicht erschrocken, sondern sagte zu mir nur ganz ruhig in einem
besonderen Ton, der nur auf's Herz siel:
„Eure Mutter ist eine fehr rechtliche Frau."
Ich erschrak darüber, denn es siel mir nuu ein, daß ich's ihr auch
wohl bekennen müßte.
Das fiel mir bitter schwer, und Gott weiß, daß ich lieber vor den
härtesten Nichter so getreten wäre, als vor meine Mutter. Gleichwohl
überwand ich's und offenbarte ihr getreulich, wie es mit uns stand uud
was zu erwarten war. Sie aber blieb gelassen und kalt und sagte ver-
ächtlich:
„Wer kann wissen, was daran ist? Es ist nicht das erste Mal, daß
listige Weiber einem leichtgläubigen Männlein solche Flausen vormachten,
um ihn an sich zu binden. Wir wollen's abwarten."
Ich ergrimmte bis zu Thränen über solch' scheußlichen Argwohn wider
mein reines Mädchen, fand aber keine Rede mehr, weil ich zu stolz war,
,'ie mit Worten zu vertheidigen. Auch tan« mir ein anderer Einfall: Wenn
ich ihr erst das lebendige Enkelkind bringen kann, wird sie ihr Herz er-
weichen und anderen Sinnes werden.
Ich sagte das auch Frau Hövner, uud nach einiger Netrübniß mußte
die sich zufrieden geben. Christel that's überhaupt Nichts; die war still
und vergnügt und sorgte sich um Nichts, als um ihre eigene Hoffnung. So
lebten wir in Liebe ein frohes Leben miteinander; meine Mutter, die es
nnn wußte, ließ es ruhig geschehen.

Nun kam der Tag und die schwere Stunde. Christel hatte ein
Töchterchen. Da waren die bösen Vetteln arg hinter ihr her, und gab es
kein Ende des Zischelns und Verlästerns. Sie aber achtete des; garnicht,
blieb frühlich, wie sie gewesen, und pflegte in Freuden unseres Kindchens.
Auch ich war getrost, denn ich hoffte sie nun binnen Kurzem als Ehegemahl
in mein Haus zu führen. Meiner Mutter sagte ich vor der Hand noch
Nichts, nm sie ganz mit den« Anblick selbst zu überraschen.
Doch ehe das geschehen konnte, verfiel meine Mutter in eine liarte
Krankheit, die sie für viele Monate fest an das Vett band! und der Arzt
verbot streng, ihr irgend mit Dingen zu kommen, die ihr heftiges Gemüth
in Erregung bringen könnten; auch das Geschäft lag jetzt allein in meinen
Händen.
So gab's wieder Aufschub; doch das war nicht zum Verzweifeln und
nahm uns keine Hoffnung. Ja, wir lebten mir noch enger und öfter zu-
sammen, da meine Mutter mich selten sehen durfte und mir wenig Zeit nahm.
Es geschah aber doch, dah in diesen Monden zwischen nur und Christel
sich Etwas wandelte. Nicht daß es Unfrieden gegeben hätte oder meine
Liebe vermindert wäre: recht im Gegentheil, ich fand das junge Mütterchen
nur noch viel reizender als sonst das Mädchen. Dahingegen war Christel
zu mir nicht mehr von der gleichen Anmuth, wie vor des Kindes Geburt.
Sie hatte nur noch Augen für das dumme kleine Geschöpf und gar keine
mehr für mich, ich mochte thun, was ich wollte, und schenken, was ich
konnte. Das Kind allein hegte sie uud pflegte sie; wenn es satt war und
ausgeschlafen, schäkerte sie mit ihm stundenlang gar läppisch, und selbst
wenn es schlief, ward sie nicht müde, über seiner Wiege zu sitzen und es
zu bestaunen.
Ich aber hatte das Nachsehen. Wollte ich sie liebkosen, so duldete sie
das wohl, doch ohne rechte Freude nnd ohne Verlangen. Sie war allezeit
freundlich, doch niemals mehr. Wenn ich Etwas erzählte, das mich ernst
anging, sei es von Geschäftssorgen, sei es von den Gedanken, die ich mir
machte uni die neue Lehre, die nun schon merklicher spukte, sei es von
meinen Freunden nnd Genossen, sei es auch nur von meinen Hemden und
Wämmser», so horte sie halb zu nnd kicherte und dnlberte dazwischen nur
thürichter mit ihrem Wurme. Es geschah wohl selbst, daß ich ging und
kam, ohne daß sie's recht merkte.
Einmal kam ich aus Bosheit in einem zerrissenen Wamms, des
Meinens nnd Hi'ffens, sie sollte doch vor Aerger sich mit mir befassen: doch
sie hat's garnicht gesehen.
Nun hätte ick dies ihr Treiben wohl hingenommen als rechte Weiber-
art, die über einem Kinde alle Welt vergißt: nur daß ich merken mußte,
wie sie's mit Andern doch anders that. Ihre krüppelige Mutter versorgte
sie noch nach wie vor auch neben dein Kinde mit aller Liebe nnd Treue,
und den verblödeten Trunkenbold hegte nnd hätschelte sie. Ja, wildfremden

Kindern, die ihr draußen begegneten, erwies sie mehr Freundliches noch als sonst, putzte ihre schmierigen Nasen und küßte sie zärtlich, ohne daß sie's «erlangten.

Solch Wesen fing doch allgemach an mich zu wurmen und im Herzen zu verbittern. Doch trieb ich's auch wieder wunderlich: statt Christel selbst drum zu zürnen — das vermochte ich nicht, sie war mir zu lieblich — wars ich einen feindlichen Groll auf das kleine Kind, das, wie ich ver- meinte, ihr Herz mir stahl. Dadurch ward Nichts besser; vielmehr mußte sie's merken und sich mir darum noch mehr entfremden.

So gingen diese Monde immer verdrießlicher hin. Endlich kam die Zeit, da meine Mutter gesund war und ich es ausführen konnte, ihr das Enkelkind zu zeigen. Ich inachte mich also mit Christel auf den Weg, barg diese im Vorzimmer und trug das Kind auf den Annen zu meiner Mutter.

Die sah es mit nicht so großer Verwunderung, ja, ich mag sagen, ein wenig befriedigt, nahm es auf den Arm und betrachtete es ernstlich. Auf einmal blickte sie mir sehr scharf in's Gesicht und fragte fast drohend:

„Bist Du ihrer^Herr geworden — so wie ich es meine?"

Das fuhr mir schrecklich wie ein Blitz durch die Glieder; ich war sah verblaßt und stammelte kläglich und versuchte etwas zu prahlen: doch ich verstummte gar bald, denn ich fühlte meine arme Seele entblößt vor den Äugen meiner Mutter.

Sie gab mir mit einem mitleidigen Lächeln das Kind zurück und sagte sehr kühl:

„Es sieht Dir nicht ähnlich. — Doch es ist Deines Bettschatzes Kind; wir wollen für es sorgen und es aufziehen lassen in guter Pflege. Es wird ein schönes Geschöpf und macht Dir keine Schande. Seine Mutter soll in ein Kloster gethan werden und es gut haben und in Buße sich ihrer Sünde entledigen. Dich aber will ich glücklich sehen."

Mit den Worten wandte sie sich schroff herum und ließ mich stehen.

Da ergriff mich ein herzlich Erbarmen mit dem armen Würmchen unter meinen Augen, das da sollte verstoßen werden von seiner Mutter fort, und ich schaute ihm in sein schlafendes Gesichtchen. Alsobald erwachte es und that die Augen groß zu mir auf; das zuckte mir plötzlich gar selt- sam durchs Herz, denn ich sah, was ich sonst nicht gesehen hatte: das waren ganz die Augen des Christkindes ans dein welschen Bilde, und also waren es zugleich die holden Augen seiner lieben Mutter. Und wenu meine Mutter es hart gemeint hatte mit ihrem Wort „Es sieht Dir nicht ähnlich," so klang es mir doch nun freundlich und weich, als wäre es ver- kehrt in eine andere Meinung: „Es sieht ihr so ähnlich." Und ich um- faßte in dem einen Worte Mutter und Kind zugleich mit einer neuen herzlichen Liebe.

Christel war nicht sc» heftig betrübt, als ich wohl geineint hatte: ihr war's ganz gleich, was sie war und wie sie hieß, wenn sie nur ihr Kind hatte. Mich kränkte das wohl wieder, aber ich ließ nur Nichts abmerken, und der Kleinen trug ich fortan nie mehr irgend einen Groll.
Vor lauter Freude, daß ich mein Töchterchen nun auch lieb hatte, schenkte ich ihm in diesen Tagen eine großmächtige Puppe, die ich eigens aus Nürnberg hersenden ließ: die war hübsch geformt und gestrichen und sah aus wie lebendig und war so groß wie das Kindchen selbst. Wir lachten darüber und nannten es seine Zivillingsschwester. Die Kleine selbst war freilich noch ein bischen zu dumm, um sich recht an dem schonen Spielzeug zu freuen, obgleich es holdselig zu sehen war, wie sie lustig daran tappste und ihm zulachte wie einer Kameradin. Um Vieles größer aber noch war die Freude ihrer jungen Mutter, die wollte mich schier übermäßig und lächerlich bedünken. Sie war wie toll dahinter her, aus Fetzen und Fähnchen neue Kleider für die Puppe zurechtzustoppelu und die dann mit Jubel der Kleinen zu zeigen.
Ich ließ das gehen und mochte mich nicht ärgern; denn immer war ich froh, daß Christel unser Elend nicht tiefer empfand. Und auch mir war die wachfende Lust an dein anmuthigen Kinde eine saufte Tröstung: und ich hängte mich gern an ein mildes Hoffen, auch die Großmutter werde der reinen Holdseligkeit des edlen Geschüpfchens nicht lange widerstehen tonnen. Ich wollte es wieder und wieder versuchen.
All solche Hoffnung und solcher Trost nahm leider binnen Kurzem ein jämmerliches Ende. Unser süßes Wttrmchen erkrankte plötzlich von der Hitze des Sommers und starb elendig nach wenigen Tagen.
Die arme Christel war schrecklich in ihrem Jammer und ganz wie von Sinnen. Wenn sie nur weinte, war es noch gut; aber zumeist saß sie thränenlos und in ödem Brüten. Erst spät, als die schlimmsten Tage vorüber waren, fand sie einen wunderlichen Trost, wie es den Anschein gewann, wenn sie die große Puppe unseres armen Kindes auf den Schootz nahm und leise damit spielte: dann kamen ihr die Thränen und machten ihr leichter. Ich gönnte ihr das gern, obzwar es mir eine Narrheit schien; uud sie trennte sich immer seltener von dieser Puppe.
Nuu geschah mir's nach diesen Wochen, daß ich mit aller Nothwendigkeit in Handelsgeschäften hinaus mußte iu die preußischen Städte, zumal nach Danzig und Thorn. Mir wurde der Abschied von Herzen schwer, auch von meiner Mutter, denn sie war von ihrer Krankheit her sehr gebrechlich geblieben. Sie ermahnte mich aber beim Segen, ich solle in den anderen Städten, etwa in Stettin, wo sonderlich feine Mädchen feien, mich fleißig umschauen nach einem rechtmäßigen Weibe, ihren letzten Jahren zum Trost. Als ich aber traurig den Kopf schüttelte, daß ich ihr dies nicht verheißen könne, ward sie auch wehmüthig und sprach ganz sanft, ohne alle Strenge:

„So warte zum Mindesten, bis ich dahin bin; dann »tagst Du thun, was Du nicht mehr lassen kannst, und siehe dann zu, ^ob Du ihrer noch Herr werdest. So lange ich lebe, will ich's nicht geschehen lassen, daß Du unglücklich werdest mit einem Weibe."
So ging ich von ihr in Frieden und sah sie lebend nicht wieder.
Ich zog auf dem Landwege, um auch unterwegs in den vommerschen Städten unseres Hauses Vortheil zu wahren. Zu Stettin hörte ich in der Smict Iacobi-Kirche Herrn Paulus von Rhode« die neue Lehre in wunderherrlicher Predigt verkündigen:' das schlug mir zuerst gewaltsam in's Herz und löste meine Gedanken, daß ich fest erkannte, wie ich bisher in Irrthum und Sünde gewandelt, und mir allein die Gnade Gottes ohne meine Werke mich des Kummers erledigen könne. Ich erkannte, daß Gottes Hand uni ^unserer Sünden willen das Kind geschlagen habe und zu unserer Erweckung; und ich bereute ehrlich und hoffte auf die Gnade, lernte auch die schnöde Wallfahrerei und alles Gaukel- und Nilderwerk und Heiligendienst, dadurch wir verführt worden, gar bitterlich verachten und beschloß, fortan allein im gereinigten Glauben treulich zu bestehen. Befestigte mich auch in den anderen Städten noch reichlich im Glauben, denn überall gab es schon Prediger des reinen Wortes.
Da empfing ich zu Elbiug die jähe Kunde, daß meine Mntter gestorben sei. Ich betrauerte sie redlich, trotz ihrer Strenge; doch konnte ich mit allein Ringen nicht wehren, daß etliche Freude meinem Kummer sich beimengte. Denn ich durfte nun hoffen, meinen lieben Vettschatz allendlich zu meinein christlichen Weibe zu »lachen.
Also eilte ich unverzüglich heimwärts zu Schiff und lieh lieber mehrere fette Geschäfte unerledigt zurückbleiben; konnte ich doch jetzt thun nach »»einem eigenen Willen und trug allein die Verantwortung.
Als ich Stralsunds Dhürme vom Wasser her erblickte, schlug mir das Herz vor gewaltiger Freude, also sehr, daß ich mich schämen mußte, weil die Trauer nicht dagegen aufkam.
O großer Gott, wie wenig hatte ich Grund zu irgend welcher Freude!
Als ich in dein Haufe meiner Liebsten ankam, fand ich fremde Leute darinnen. Die eröffneten mir 'gleichgiltig, Christel sei Nonne im Samt Nrigittenkloster geworden und habe ihre Mutter wohl mit sich genominen; der blöde Kostgänger sei zuvor schon gestorben.
Diese kurze Auskunft gab mir einen Schlag, als hätte mir Ieinand ein fcharfes Messer in die Vrust gestoßen. Und in schwerer Vitterniß stellte ich's vor meine Seele, wie schrecklich es sich gefügt: an eben demselben Tage, da ich sicher gemeint, meine Liebste für immer zu mir zu nehmen, sollt' ich sie für im»ier verloren haben.
In solchem Jammer zögerte ich aber nicht, sogleich !>>ach Samt Brigitten hinauszueilen und zu hören, ob Alles so wahr und schon v?ll-

endet wäre. Denn ich zwang wich dennoch zu einiger Hoffnung. Am
Kloster weidete ich wich und fragte die Pförtnerin uw diefe Sache.
„Die weiland Christel Höpner werdet Ihr nicht sprechen können,"
antwortete die, „sie ist schon eingekleidet und heißt Schwester Magdalena,
das will bedeuten: die Sünderin; aber sie büßet emsig und ist sehr frowm
lind spricht niemals wit einein Manne. Dahingegen die Mutter wird Euch
willig zu Diensten fein; sie ist auch hier im Kloster in unserer Pflege und
schwatzt gern einmal ein Stündchen."
Da bat ich herzlich, die Frau mir herauszuschaffen, daß ich allein mit
ihr reden könne.
Das ward mir bewilligt; zwei starke Kerle von Laienbrüdern wurden
aus den Nebenhäusern herbeigerufen und trugen mir die Frau Höpner auf
ihrem Sessel in den Garten heraus. Ich faß auf einer Bank, blickte ihr
traurig entgegen, vermochte Nichts zu fagen.
Sobald die Kerle gegangen waren, begann sie selber zu reden:
„Es !ist nicht anders," sprach sie geruhsam, „Ihr habt zu lange ge-
zaudert. Jetzt ist es zu spät."
„Mein Gott, mein Gott," stöhnte ich bekümmert, „nie ist denn das
möglich geworden? Warum konnte sie nicht warten?
Die Frau zuckte die Achseln. „Mir ist's auch nicht recht gewesen,"
sprach sie etwas verdrießlich, „es ist eitel Firlefanz und Narreteidung uw
dies Nonnenwefen und noch viel Schliwmeres. Aber sie hat's nicht anders
wollen, und ich tonnt' Nichts machen, sie ist zu dummlich. Kaum daß Ihr
aus dem Thore gewesen seid, haben sich flugs diese Nönnchen von Sanct
Brigitten an sie gemacht, ihr arm zerschlagenes Herz mit allen ihren
Künsten zu bearbeiten und zu verwirren. Denn dies Volk ist sehr klug
und weiß seine Stunde zu wählen, wo solch schwaches Geschöpf in feinem
Elend keinen Widerstand thnn kann. Allererst haben sie ^ihr Trost zu-
gesprochen in ihrem Gram, da sonst die frommen Nachbarn ihr nichts
Besseres zu sagen wußten, als sie solle froh sein, daß sie den Balg los sei,
da möchte man ihrer Schande desto eher vergessen."
Bei diesen Worten der Frau Höpner ballte ich grimmig die Faust,
und wäre ein Nachbar zur Stelle gewesen, ich hätte ihn zerdroschen.
Sie aber lachte verächtlich und fuhr fort:
„Da denkt, ob solche Schandreden meiner Christel nnmuthig zu höreu
waren. So ist sie desto lieber zu den Nonnen gelaufen und hat sich da
freundlicheren Zuspruch geholt. Und ich faß im Lehnstuhl und tonnt'
Nichts machen.
Nachdem die nlfo das betrübte Ding still an sich gefesselt hatten wie
ein scheues Kätzchen, sind sie ihr unmerklich ernster zu Leibe gegangen, erst
mit mäßigem Tadel über ihre vormalige Sünde — was die Schalksfrahen
so nennen, da es doch nach meinen» als einer ehrbaren Frau Verständniß
für ein frommes Mädchen nichts Rechtschaffeneres giebt, als einem Manne,

der es heirathen null, sich von ganzem Herzen zu ergeben, statt mit deren einem Dutzend, wie manche Nonnen und auch manche vornehme Frauen thun, in aller Sündlosigkeit hie und da ein bischen zu caressiren und zu scharwenzeln.

Christel aber in ihrem Unverstände und ihrem großen Leid hat ihnen geglaubt und sich gern zu Neue und Buße verstanden, davon doch zuerst ihr Herz Mchts wußte, vielmehr sie allezeit fröhlich war mit ihrem lieben Kinde. Darnach sind die Nonnen alle Tage scharfer geworden in ihrem Zuspruch, haben darthun wollen, Gottes Zorn habe das Kindchen erschlagen, weil es der Sünde entstammte, und um ihre Buße zu wecken, und viele solche Reden mehr. Da ist sie gar bald so windelweich geworden, daß sie selbst beschlossen hat, sich in's Kloster zu verkriechen. Und half da kein Neden und Gegenreden; sie blieb bei ihrem Vorhaben."

„Und hat sie meiner dabei nicht gedacht?" fragte ich bekümmert, „hatte sie mich denn gar nicht mehr lieb gehabt?"

„Wen hat denn ein Weib noch lieb, das sich in die Frommheit geworfen hat?" rief die Frau Höpner in einer ergrimmten und gleichsam giftigen Art — ich bin des sicher, sie meinte dabei nur die falsche Frommheit des alten papistischen Afterglaubens, die das Herz kalt macht; das rechte Evangelium aber erwärmt es lieblich. Nur mußte ich erstaunen, wie doch diese mißglaubigen Nonnen in dem Stücke von unserer Sünde und Gottes Zorn die rechte Wahrheit so fein entdeckt haben und wie seltsam sich also in eines Menschen Seele Wahrheit und Irrthum zu mischen vermag.

In solchem Erwägen fragte ich eifrig, ob's denn gar so arg sei mit der vavistischen Frommheit meiner armen Christel.

„Ja," versicherte die Frau, „sie thut sich viel an mit Veten und Büßen und anderen harten Werken, so die Nonnen ihr auflegen, und sie hat einen schrecklich gewaltigen Glauben an alle diese Dinge sich angenommen. Nlleu lustigen Freuden, deren die Andern doch reichlich und übermüthig pflegen, hat sie Valet gegeben, lebt fast nur in ihrer Zelle allein und mag auch mit den Schwestern nicht mehr gern verkehren, außer wenn diese mit Drohen und mit Strafen sie gewaltsam zwingen. Sie hat sich ein wunderlich Unwerk hergerichtet mit der schönen Puppe, die Ihr dem Kinde vordem geschenkt hattet; davor hockt sie wohl stundenlang und treibt ein Wesen damit wie manche andere Hansnarren in den Kirchen mit ihren Heiligenbildern. Die Nonnen sehen ihr das nach, obzwar sie darüber lachen, weil es sie tröste und in Gleichem immer an ihre Sünde gemahne; ich aber sage, es ist Firlefanz, und aller Firlefanz ist die rechte Sünde, nicht das, was sie gethan hat vordem um ihrer Liebe nullen."

„Auch dies war Süude," warf ich ihr ernst entgegen, „aber sie kann vergeben werden durch Gottes Gnade, zwar nicht durch äußere Werke — mir will doch scheinen, auch Ihr seid der neuen Lehre der Martiner er-

geben," fügte ich schnell hinzu, denn ich ineinte es wirklich aus ihren Reden zn erkennen.
Sie pustete ein wenig mit ihrem Munde und sagte dann gleichgiltig: „Ich habe sie predigen hören; es ist viel Gutes daran, daß sie die Klöster nicht mögen und die dummen Bilder und manches Andere; aber doch auch Firlefanz, viel Firlefanz. Auch die Martiner finden da Sünde, wo keine ist, und das oft noch mehr als die Papisten; und wenn's auch Sünde wäre, was soll es denn nützen, nachher mit der Neue darauf herum zu hocken und sich abzuwimmern, statt es hinter sich zn werfen als was nicht »»ehr zu ändern ist, und fröhlich nach vorwärts zu sehen und zu trachten, wie man's besser mache. Das ist wieder Firlefanz, sag' ich, und Firlefanz ist die rechte Sünde. Da sind die Papisten noch ein Nischen klüger."
Ich entsetzte mich nicht wenig über diese wilden Reden und verwies ihr den Unglauben. Doch mocht' ich sie zu sehr nicht gleich tränken, weil ich etwa noch Beistand von ihr erwartete, um zu Christel zu gelangen. Da war aber Nichts zu gewinnen.
„In Güte tonnt Ihr Nichts inachen," sagte sie bestimmt, „weder mit den Nonnen noch auch mit Christel. Und wolltet Ihr's mit Lift oder Gewalt versuchen, tünnt's Euch übel bekommen; denn diese Nönnchen sind ziemlich rabiat, und ihre Laienbrüder draußen möchten's Euer Hintertheil heftig entgelten lassen."
Auf diesen Bescheid wurde ich noch trauriger und schlich kümmerlich von dannen und überdachte im Herzen, was ich weiter thun könne. Doch fand ich keinen Nath. So kam ich hierher, weil mein Leib schwach wurde: und da fand ich Euch und vernahm Eure Predigt, die mir in's Herz sprach. Und ich habe nun Alles gebeichtet, was mir schwer auf der Seele liegt. Aber ich weih nicht, ob Ihr mir Trost spenden könnt: denn ich bin gewiß, diese bittere Sehnsucht nach meiner Liebsten kann auch durch die Gnade nicht von nur genommen werden."
Hier schwieg der Jüngling und blickte mit traurig bittenden Augen zu dem Prediger hinüber.
Karsten Ketelhodt reichte ihm lebhaft ergrissen die Hand.
„Heil Euch um Eures Glaubens willen," rief er feurig, „und wohl Euch um des treuen Gehorsams willen wider Enre Mutter! Gehorsam ist besser denn Opfer; und der Glaube machet selig: um dieser Leiden willen ist die große Sünde aus Gnaden von Euch genommen und abgewaschen. Seid fröhlich nnd getrost! Es mag Ench Euer irdisches Sehnen noch gestillet werden."
„Und wie sollte das ergehen?" fragte Gerhard Lüdecke schüchtern, aber doch schon leise anfhoffend.
„Habt Ihr nie gehört," versetzte Ketelhodt eifrig, „daß Doctor Martini liebes Eheweib Katharina auch zuvor eine Klosterfrau gewesen ist und doch

durch den Glauben nicht allein zum ewigen Heil, sondern auch zum tapferen
irdischen Leben ist erlöst worden?"
„Das ist mir wohl bekannt," sagte Gerhart noch etwas mehr gestärkt,
„und ich wollte wohl freudig und ohne Gewissensfurcht so edlem Beispiel
folgen; nur daß ich mir nicht vorzustellen weiß, wie ich in die verschlossenen
Klostermauern eindringen soll; und wenn das auch gelänge, was hätte ich
gewonnen? Habe ich nicht schlimm sicheres Zeugniß, daß meine Liebste
absonderlich fest in dem alten hartköpfigen Afterglauben gefangen sitzt? Und
ich habe immer sagen hören, daß leichter zehn Männer durch Vernunft zu
bekehren sind als ein einziges Weib, so es sich festgeklemmt hat in einen
frommen Wahn. Wer mag sie erlösen vom Bilderdienst und abgöttischem
Treiben?"
„Seid dennoch fröhlich in Hoffnung!" rief Herr Ketelhodl mit einein.
gütigen Lächeln, „der Herr wird sie erleuchten, wenn die Zeit erfüllt ist.
Ich sah schon manch ein hartgesotten Weiblein sich von Abgötterei und
Unfug bekehren, wenn es von Herzen einem Manne ergeben war: das ist
die Vernunft, die auch Weiberköpfe hell macht.
Laßt Euch aber nun rathen: seid fortan nur immer desto eifriger be-
flissen. Euren herrlichen Glauben laut vor dem Volke zu bekennen und
öffentlich zu preisen. Und siehe, ich sage Euch, es kommt eine Zeit, und
sie ist ganz nahe, da das reine Evangelium wird den Sieg gewinnen in
dieser Stadt und in ganz Pommerland, des Papstes Knechte werden ent-
weichen, und die Klöster werden leer stehen. Dann aber gebet wohl Acht,
Eurer Liebsten eilig habhaft zu werden und mit guter Rede ihr anzuliegen:
jedoch richtet es ein, daß sie nicht bloß Euere Rede vernehme, sondern anch
fleißig in Eure Augen schaue."
Durch diese Worte ward der gute Jüngling herzlich erfrischt, beugte
sich schnell nieder auf des Predigers Hand und küßte sie mit Ehrfurcht.
Und er bat Herrn Ketelhodt bescheiden, ob er hinfort nicht wolle in
seinem Hause eine Stube nehmen und die tägliche Nahrung; auch für sein
Eheweib solle daselbst gesorgt sein.
Karsten Ketelhodt war's herzlich zufrieden, nahm es gern an und
hoffte, es werde ein Beispiel geben für die anderen Kaufherren.
Es war nicht viele Tage nach diesem, am 10. April des Morgens,
Anno 1525, da kam Gerhart Lüdecke in großem Aufruhr von einem Aus-
gang nach Hause zurück, lief in Ketelhodts Stnbe und störte ihn auf von
den heiligen Schriften.
„Blicket her, Meister," rief er heftig athmend, „was ich Euch mit-
gebracht habe."
Und er warf ein Tuch zurück von einem breiten Nundwerk, das er

nüt Beschwerde bei sich trug, und entblößte ein farbig Bild aus gebranntem
Thon, die Himmelskönigin darstellend mit dein Iesusknabe».
„Dies ist das Bild aus Sanct Nikolai, vor dem ich sonst ineine An-
dacht verrichtete," setzte er erklärend hinzu.
„Heiliger Gott," rief der Prediger erschrocken und erhob die Hände
zn zorniger Abwehr, ohne der kostlichen Arbeit des wälfchen Werkes einen
Blick zu gönnen, „seid Ihr etwa gewillt, in den alten unseligen Irrglauben
zurückzufallen? Hat Satan wiederum Eure Seele verblendet? Wollt Ihr
wieder beten zu den Götzen der Philister und Vaalsdiener?"
„Nein doch," versetzte der Jüngling mit einem wehmttthigen Lächeln,
„sondern recht im Gegentheil: ich will den Götzen zertrümmern, wie Moses
that mit dem goldenen Kalbe. — Wohl ist es leider wahr, daß Satan
noch einmal' durch feine Künste meine Seele verblendet hat, aber nur für
einen Augenblick, und das will ich nun büßen. Hört, was mir ge-
schehen ist."
„Gilt schütze Euch! Ich höre," seufzte Ketelhodt erleichtert.
„Als ich heut eintrat in Sanct Nikolai Kirche," erzählte Gerhard
Lüdecke, „um daselbst ein kurzes Gebet zu sprechen nach dem neuen Glauben,
nicht wie ehedem mit den Lippen vor den Leuten, siel mein Blick von un-
gefähr doch auf dies heilige Spindchen, wie wir fönst es nannten, und die
alte Erinnerung bezwang mich mit aller Gewalt und lag über mir fchwer
wie eine heiße Entzückung, daß mir ganz zu Muthe war, als trügen diefe
Englein hier mich zurück in jene Tage und ich müßte Alles vergessen, was
ich seither erlebte und lernte.
Es feierten aber gerade die papistisck Gesinnten nach der anderen
Seite hin ein heiliges Hochamt; nnd all der schwebende Orgelklang und
der Duft von dem Weihrauch unter den hohen Hallen machte mich betäubt
und ganz schwindlig und verworren wie ein starker Wein; und ich kniete
nieder und küßte das fchöne Kindchen wie ehedem und verrichtete eine
brünstige Andacht wie in alter Zeit; und ich vermeinte meiner Liebsten fußen
Athemzug neben mir zu fühleu. Und war ganz versunken in eine klingende
Wonne.
Doch auf einmal vernahm ick, hinter mir ein Schurren und bald ein
demüthiges Brummeln; und da war es ein Bettelmönch, der mich anfprach,
ein feister junger Kerl mit zwinkernden Aeuglein.
Alsbald fuhr ich auf mit einem argen Schreck und erkannte meine
Sünde und ward voll Kummers über den sträflichen Abfall von unserem
lieben gereinigten Glauben. Und in großer Angst riß ich dies Bild hier
herunter von der Wand und trug es mit mir, um Euch zu beichten und
es dann in Trümmer zu zerschlagen mit einem Hammer, ans daß es zum
letzten Male meine Seele verführt habe zu unrechten Dingen. Habe ich
doch nun erkannt an einem starken Beispiel, wie große Macht dem Pabst-
teufel gegeben ist, nns mit Bildwerk nnd Tand nnd Geklingel zu über-

schleichen und zu verstüren, da wir's im Mindesten hoffen. Darum ist
es am besten und recht ein Gebot: ein Jeder zerstöre mit eigener Hand,
was an so schlimmem Kram er irgend besitzen mag.
Als Karsten Ketelhodt solches Bekenntniß vernahm, fiel er in heftiger
Rührung dem guten Jünglinge fest um den Hals und rief mit freudiger
Stimme:
„O lieber Kamerad, Du bist ein besserer Christ als nur Alle, die
wir zu Stralsund das Evangelium predigen."
Gerhart aber lief und holte einen Hammer und schlug das schöne
Bildwerk mit wenigen großen Hieben zu Schanden nnd in Stücke.
Als er das gethan hatte, siel er auf einen Stuhl, schlug die Hände
vor's Gesicht und weinte recht bitterlich.
Ketelhodt aber gürtete sich eilig und verlief; das Haus und schritt
schnurstracks durch die Gassen bis hin zu der Kirchhofslinde von Sanct
Jürgen, unter der er früher Gottes reines Wort zu lehren pflegte, ehe die
Kirchen ihm offen waren, und erzählte den Leuten, die ihm flugs zuströmten,
in großer Rührung deu Handel mit dem zerschlagenen Bildwerk, ließ auch
zur Erklärung Einiges einstießen von der halsstarrigen Nonne zu Sanct
Brigitten und rühmte seinen Herrn Gerhart als einen herrlichen Christen.
Von diesen seinen Eiferworten ging eine Bewegung aus unter die
Menge und regte sie auf wie ein hitziger Rausch. Das war dem gleich,
als sei ein Befehl erlassen von einem gewaltigen Feldhauptmann an seine
Truppen, so einig waren Alle. Man vernahm nicht viel Reden, nur ein
dunkles Gemurmel und wenige knrze Worte. Einige sah man Thränen
vergießen, und wenn man sie fragte, worüber denn wohl, so wußten sie es
nicht zu sagen.
Es nahm aber diese Menge alsbald eine einträchtige Richtung auf die
Pfarrkiche Sanct Nikolai zu; und je weiter sie zogen, desto größer ward der
Haufen, denn es war sogleich ein Geschrei ausgegangen über alle Gassen,
daß etwas Großes im Werke sei. Niemand fragte, was es sein möge,
sondern alle Bürger wußten es von selbst.
So drang der Haufe in die Pfarrkirche hinein und gedachte eine wilde
Arbeit zu beginnen.
Doch ging es erst noch zaghaft, denn der Hauch der Kirchenluft drückte
auf die Seelen.
Da war aber eine Magd, die von ihrer Herrin gesandt war, ein
heiliges Spindchen, das werthvoll war, noch in Sicherheit zu bringen; als
die nun versuchte, das schnell in ihren Korb zu packen, sahen es die Leute,
die ihr zunächst standen, rissen den Korb ihr vom Arm, nahmen das Heilig-
thümchen und schlugen es in Stücke.
Als dies erste Krachen und Bersten in der Kirche vernehmlich ward,
fiel über Alle die Wuth, und sie warfen sich wie rasend auf die Altäre
und schmetterten die Heiligen und alles Bildwerk herunter.

Jedoch waren Andere, die sich dawidersetzten mit Bitten oder Gewalt, vornehmlich solche Bürger, die selbst Besitz und Antheil hatten an diesen kostbaren Werkchen und sie gerne gerettet hätten. Von diesen, Widerstände aber und den: Zorne und Raufen ward die Hitze der Stürmenden nur noch größer, und die weiten Hallen erschollen überall von dem grelllichen Getön des blätternden Holzes und zerschmetterter Steine, dazu auch von wirrem Geschrei und Hetzen, vermischt den Wehklagen Beraubter und Geschlagener.
Karsten Ketelhodt kam erst in die Kirche, als das Bilderbrechen schon im wildesten Gange war lind wüste Trümmer ringsum den Boden bedeckteil. Er traf hier auf Gerhart Lüdecke, der auch herbeigeeilt war, und er rief ihm zu, indem er die Arme erschrocken gen Himmel hob:
„Gerhart, Gerhart, es ist nicht gut, was die Leute beginnen; sie treiben es zu arg und wie rechte Räuber. Laßt uns versuchen, daß wir sie noch hindern und besänftigen."
Gerhart aber kreuzte die Arme über der Brust und sagte entschlossen:
„Wie sollte es nicht gut sein? Was Euch, Herr Ketelhodt, erschreckt, ist nichts Anderes, als daß es scheußlich aussieht, nnd das widrige Geschrei i aber seht, diese Bilder sind schön, und gerade damit verderben sie die Seelen. Es ist Alles Teufelswerk, das muß zerschlagen werden, daß die Seelen ihr Heil gewinnen."
„Gerhart, Gerhart," warnte der Prediger bedenklich, „Ihr schürt den Aufruhr. Ist Euch nicht bekannt, daß Doctor Martinus selbst hat zu Wittenberg gewaltig gepredigt wider die Nilderstürmer und Schwarmgeister?"
„So hat Doctor Martinus nicht an sich selbst erfahren," versetzte der Jüngling hitzig, „wie groß die Verführung ist, welche ausgeht von solchen Bildern. Martinus ist von Hause ans ein heiliger Mann und kennt nicht die Schwachheit, die in unseren Seelen wohnet. Laßt gehen, Herr Ketelhodt; morgen sollt Ihr in der gereinigten Kirche uns predigen."
Da mich der geistliche Herr betroffen von hinnen und ließ seufzend die Dinge ihren Lauf nehmen.
Nachdem nun in Samt Nikolai Kirche genugsam zerstört und beschädigt war, zerstreute die Menge sich weiter und fuhr über die anderen Kirchen und Klöster. Und die Wuth entflammte sich immer gewaltiger bis zum Mißhandeln und Brennen.
Es war am frühen Nachmittag dieses Tages.
Die Nonnen des Klosters Sanct Brigitten vor dem Thore hatten gespeist und saßen guter Dinge noch im Refectorium beisammen.
Die Aebtissin, eine schöne, dicke Person in behäbigem Lebensalter, hatte einen silbernen Humpen mit Rheinwein zur Seite ihres Lehnstuhles stehen, wie sie das gewohnt war, nnd becherte ansehnlich. Davon ward sie vergnügt nnd sann auf allerlei Kurzweil.

Zuvörderst lies; sie zwei stämmige Lnienbrüder aus den Vorhäuseru
heraufkommen und befahl ihnen, sich mit einander zu prügeln; dem Sieger
setzte sie ein mäßig Fäßlein kräftigen Vieres aus. Da schlugen sich die
Kerle, daß die Fetzen flogen und die Gesichter ihnen aufschwollen wie
Kürbisfrahen, und die Nönnchen jauchzten dazu vor Eifer im Schauen und
hielten scharfes Kunstgericht und zeigten sich als Kennerinnen in solchen
Sachen.
Zuletzt kroch der Besiegte auf allen Vieren hinaus, und der Sieger
erhielt sein Fäßchen, davon er die Hälfte sogleich vor den Augen der
fröhlichen Schwestem austrinken mußte, bis daß er in einen Znstand kam,
der noch etwas schlimmer war, als der seines Unterlegenen: denn er
konnte auch nicht mehr kriechen, sondern mußte sich walzen gleich wie seit»
Faß, das er jedennoch nicht von sich ließ, sondern immer vor sich hertrieb.
Die Nonnen lachten herzlich, und die fröhliche Nebtissin schaukelte vor
Vergnügen mit dem übergeschlagenen rechten Beine wie mit einem Pumpen-
schwengel.
Hienach wurde ein Weltpriester zu Besuch gemeldet, den sie Alle als
einen lustigen Schalk gut kannten und mit vieler Freude begrüßten. Der
setzte sich und trank einen Humpen Rheinwein mit viel Anstoßen und
wackerem Geklirr. Darauf gab man ihm eine Bibel, daraus er vorzulesen
und ihnen aus dem Lateinischen in's Plattdeutsche zu verdolmetschen begann.
Er las immerfort sehr ernst und feierlich, aber was er auswählte,
waren lauter Geschichten aus dem alten Testament von so absonderlichem
Geschmack, daß ein armer Laie sie nimmermehr vertragen hätte, ohne sich
zu schämen, auch wenn er des starken Geschlechtes gewesen wäre: ja, sogar
unter den frommen Schwestern fanden sich mehrere, die scharf errütheten,
aber d'rum doch nicht minderen Eifers zuhörten. Ja, viele merkten sich
beimlich die Stellen an, wo das geschrieben stand, und ob sie gleich von
dem Lateinischen kein Wörtchen verstanden, so hatten sie doch eine stille
Luft d'ran, zu wissen, dies und das Geschichtlein stand da geschrieben.
Und sie musterten die fremden Buchstaben mit einer sehnenden Andacht.
Als der Priester aber geendet hatte und sie nach mehr verlangten,
schrie er sie grimmig an:
„Ja, meinet Ihr denn. Engelchen, ich gäbe Euch so schöne Brocken zu
genießen um Eures Vergnügens willen? Ei, nicht doch, sondern damit
Ihr das schändliche Beginnen dieser Martiner ermessen lernet, die da
wollen, man solle die heiligen Schriften nur getrost den thörichten Laien in
die Hände geben. Mein Gott, mein Gott, welch' ein Unheil möchte da an-
gestiftet werden!"
Bei diesen Worten zwinkerte er schlau und fröhlich mit den Augen und
ließ sie merken, daß er nicht so bös sei.
Es war aber eine unter diesen Nonnen, nämlich Schwester Magdalena,
welche die Sünderin hieß, die geberdete sich anders als sie Alle, die seufzte

und stöhnte, deckte die Hände mit starken! Errüthen über die Augen und darnach über die Ohren und schüttelte sich heftig wie von einem Fieberschauer. Zuletzt sprang sie in die Höhe mit Blicken voll Abscheues und wollte hinauslaufen. Die Andereil aber hielten sie gewaltsam an ihren Meidern fest und sprachen unter einander und auch zu ihr selbst:
„Es ist Deine alte Sünde, die wieder an Dir reißet. Es ist Dein beschwertes Gewissen, das Dich die Worte der Schrift nicht ertragen läßt."
Sie schüttelte leise den Kopf und wehrte sich noch kräftig. Doch da sie ohne Lärm Nichts wider die Vielen vermochte, legte ne die Stirn auf den Tisch und fügte sich eine Weile.
Es ward hierauf eine andere Lustbarkeit vorgenommen. Zwei Nonnen muhten wider einander disputiren, und es stellte die Eine den Dr. Martinus Luther dar, die Andere den Gegner, einen guten Papisten. Die aber den Martinus machte, verstand es klug einzurichten, daß sie Gelehrsamkeit von sich zu geben schien, in Wahrheit aber Nichts redete, als lauter lächerliches Zeug und handgreiflichen Unsinn, also daß jedes dumme Kindlein einsehen mußte, welch' ein Windbeutel dieser Luther war; dabei verstand sie nicht übel mit groben Schimpfreden und schier unfläthigem Wortgeschmeiß um sich zu feuern, wie dergleichen dem echten Urbilde wohl zu Zeiten entschlüpft sein sollte. Die Gegnerin hinwiederum redete sänftlich, verständig und zum Guten, so sehr, daß nicht M begreifen war, wie je ein Mensch hatte zweifeln können, auf welcher Seite die Wahrheit sei.
Unter diesem anscheinend hitzigen, aber doch immer zierlich abgemäßigten Wortgeplankel erscholl zuweilen aus ganz großer Ferne ein Tönen dazwischen hinein wie ein dumpfes Brüllen oder Meeresbrausen oder sonst etwas Bedrohliches, daß die Feinhörigeren unter den Nonnen schon ein wenig aufhorchten und heimlich im Innersten erschraken, sie wußten nicht wie, und sich's dock nicht merken ließen. Die Aebtissin aber lachte über die Matzen und ohne Unterlaß, so daß sie Nichts hören konnte; und die Disputantinnen plapperten auch weiter.
Jetzt machte der Weltpriester einen neuen Vorschlag.
„Ei, lasset doch sehen," rief er heiter, „ob von diesen Gegnern nicht Einer ein schönes Wunder zu vollbringen vermöge, daß die Wahrheit seiner Lehre auch unseren Augen sich erweise."
Da fand sich sogleich ein anderes Nönnchen, das warf sich auf den Boden und kam elend auf allen Vieren herangekrochen, unter Stöhnen und Winseln, als ob sie gelähmt sei und keine Kraft zum Gehen habe.
Die papisiische Rednerin aber, zu der sie hinrutschte, legte mit einer stillen und stolzen Geberde die Hand auf ihr Haupt: und unverzüglich sprang die Kranke auf ihre Füße und führte sogleich vor Aller Angen ein Tänzchen auf, das weit mehr durch weltliche Munterkeit als durch geistliche Zucht den Zuschauen» wohlgefällig war.
Inzwischen kam das dunkle Getön aus der Ferne schon etwas näher.

„Schaffet uns doch jetzt die krumme Frau Höpner herbei, die in
unserer Pflege liegt," rief die Aebtissin entzückt, „da lasse der Dr. Martinus
doch sehen, wie es um seine Wunderkraft bestellt sei."
Ein paar Nonnen hüpften willfährig hinaus, die gewünschte Person
zu suchen und herbeizuschaffen.
Doch kaum, daß die draußen waren, gefchah etwas Wunderneues,
dessen sich Niemand versehen hatte.
Schwester Magdalena kam langsam aus den Hinteren Reihen hervor-
geschritten, schob den falschen Martinus mit ihren starken Armen heftig bei
Seite und stand selbst an diesen: Platze. Und es sahen Alle, daß ihre
Augen von einem großen Zorne entbrannt waren.
„Ich will es nicht dulden," rief sie laut und trotzig, „daß mit
meiner kranken Mutter hier ein schändlicher Spott getrieben werde. Ich
will es nicht mit ansehen, daß sie diesen Saal hier betrete."
Von solchen dreisten Worten setzte sich ein ungeheures Staunen über
die Nönnchen, die eine so große Frechheit der sündigen Person durchaus
nicht begreifen konnten und die Blicke voll ahnender Erwartung auf die
Aebtissin und den Weltpriester richteten.
Die Aebtissin war gleichfalls von Staunen ganz übernommen; der
Priester allein blieb gelassen und vergnügt und fragte die Schwester
Sünderin behaglich:
„Ei, junges Närrcheu, wer sagt Dir, daß man hier Spott treibe?
Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen noch sitzet, da die
Spötter sitzen. Giebt es etwas Ernsteres, als daß man die göttliche Wahr-
heit gründlich erweise?"
Schwester Magdalena blickte ihm eine kurze Weile verworren in's
Gesicht; dann aber rieb sie sich die Stirn und sagte nicht sehr laut, aber
doch Allen verständlich:
„Ich hätte es längst merken solle», daß es Alles Spott war, was
Ihr mit mir getrieben habt nicht heute allein, sondern auch vordem alle
die Zeit hindurch. Nur daß meine Mutter wohl Recht hat, da sie sagt,
ich sei schweren Geistes gewesen von Kindesbeinen an. Doch aber bin ich
nicht blind und nicht taub geboren, und das Neides hätte ich sein müssen,
wenn, ich nicht merken sollte, daß hier Alles Lüge und Alles Spott ist.
Ich habe mich allezeit als eine Sünderin mit Schmerzen bekannt, von Euch
aber weiß ick, Ihr seid alle vielmal größere Sünderinnen als ich; doch
wenn Ihr es bekennt, so thuet Ihr es mit Spott. Darum kann ich nicht
anders glauben, als Ihr müßt deni Herrn ein Greuel sein; und wollte
nur Gott, ich wäre niemals in das Kloster gekommen, oder es genele ihm
jetzt noch, mich meines Gelübdes zu entbinden, das nimmermehr rechter
Art sein kann. O Gott, mein Gott, schicke mir einen Vemther, mich aus
der Angst zu erlösen; denn meine Mutter vermag es nicht, die hat keinen
Glauben."

Als Schwester Magdalena nach diesen Worten schwieg und still auf-
recht stand, ward das Staunen der Nonnen so groß, daß es mehr einer
Angst glich, und einige erzitterten. Doch vor der großen Verwunderung
merkten sie nicht, wie das seltsame Brausen immer näher und schwerer
heranschwoll.
Die Aebtissin war ein Gemüthsweit» und wechselte deshalb sehr leichtlich
mit ihren Gefühlen. So gerieth sie nunmehr aus dem Lachen sogleich in
einen jähen Zorn; sie nahm ihren großen Humpen, trank ihn hastig leer
und schleuderte ihn hochgeschwungen mit aller Kraft nach dem Kopfe der
aufrührerischen jungen Schwester. Die wich ruhig aus, und das Gefäß
fuhr mit häßliche»» Klirren an der Wand herunter.
Der gute Weltpriester hingegen wußte sich vor Lachen kaum zu helfen,
sowohl über die Ehrlichkeit der dummen Novize als auch über den Jähzorn
der lustigen Oberin.
Die Nonnen aber empfanden den Unwillen ihrer Aebtissin als ihren
eigenen und drangen scheltend und kreischend mit allerhand Gewaffen als
Schemeln und Schüsseln, auch Gabeln und Messern auf die Frevlerin ein
und bedrohten sie gefährlich. Andere brachten Stricke, sie zu fesseln, und
eine Geißel dazu, die ihr mit Schrecken bekannt war.
Als die arme Novize so schlimme Anstalten sah, griff sie eilig hinter
sich, wo an der Wand ein eisernes Cruciftr hing; das nahm sie herunter
und hielt es vor sich in die Hohe wie eine IKeule, obgleich es schwer genug
war, daß sonst nur ein starker Mann es so als Waffe Hätte heben nnd
lenken können.
Die Weiberchen erschraken, als sie ihr entschlossenes Gesicht und ihre
kampfbereite Geberde sahen, schauderten und wichen emsig bei Seite. Sie
rüsteten sich statt dessen zu einem Kampf aus der Ferne mit Wurfgeschossen,
wie die Heiden einst den heiligen Stephanus oder Sebastian erlegt hatten.
Schon flog eine schwere zinnerne Schüssel schmetternd wider das Crucifir,
und andere sollten folgen: da war unterdessen das Toben draußen so
übergewaltig geworden, daß es bei allein Kreischen und Zetern hierinnen
nicht mehr zu überhören war; und die an die Fenster liefen, fahen eine
wilde Volksmenge mit Johlen und Pfeifen dahertosen und vernahmen immer
deutlicher ans der Nähe die Drohungen, Schmähreden und Flüche.
Da war nicht mehr zu zweifeln, was dies bedeute, und es galt für
die Nonnen, vielmehr an ihr eigenes irdisches Heil zu denken als an das
Sielenheil der verirrten Schwester.
Also ließen sie die Sünderin stehen und stoben wirr durcheinander
hierhin und dorthin, die einen in ihre Zellen, hinter den Ofen oder unter's
Vett, die anderen an noch einsamere Oerter, wieder andere auch aufs
Dach oder auf Bäume, als wenn sie Katzen wären.
Die Stürmer drangen nun dröhnend in den Saal, mit ihnen Gerhart
Lüdecke, und der jetzt Allen voran, indem er mit hastigen Blicken umher:
>

spähte. Da fand er sie, die er suchte, allein noch im Saale an der Wand
stehen, das große Crucifir noch vor sich in den Händen haltend. Er
meinte, es sei schon ein Haufe vorangeeilt und habe sie bedrängt; darum
lief er mit freudigem Anruf auf sie zu, und als sie ihn erkannte und das
Kreuz schnell sinken ließ, ergriff er ihre Hand und redete zu ihr dringend:
„Komm, führe mich in Deine Zelle, da kann ich Dich schützen, und
da will ich noch Weiteres mit Dir reden."
Sie thllt nach seinen» Verlangen, ging schweigend mit ihm wie in
einem Traum und brachte ihn in die Zelle, indem sie das Kreuz immer
mit sich in den Armen trug.
Der wüthende Haufe drang nun durch alle Gänge und in alle Räume,
schlug mit Axthieben die Thüren ein und holte die zitternden Nonnen
heraus, mit ihnen allerlei Unfug und Narreteidung zu treiben.
Dm Weltpriester und die Aebtissin banden sie aneinander und stellten
sie an eine Säule; darauf hielt man ihnen einen Druckzettel vor, darauf
die fünfundneunzig Theses des Doctor Martinus geschrieben standen, und
zwang sie, die laut und feierlich alle herunterzulesen, indem man sie mit
Fäusten und Ruthen bedrohte.
Ein Kerl gab dem Geistlichen wirtlich einen derben Streich und ver-
langte dann hurtig Ablaß für diese Sünde und auch für die folgende, die
noch kommen sollte. Und als der Unglückliche schwieg, strich er ihn so lange,
bis er endlich den Mund aufthat und stöhnte: „Deine Sünde ist Dir ver-
geben." Darauf strich er ihn erst recht mehrmals, denn es sei doch keine
Sünde mehr.
D.'r Aebtissin aber reichten Andere einen Abendmahlskelch und
nöthigten sie, so vielen Wein daraus zu trinken, daß sie vor Ekel krank
ward und zuletzt in widriger Trunkenheit völlig von Sinnen kam. Den
anderen Nonnen wurden die Kutten abgerissen und Lumpen umgehängt;
so hetzte man sie um den Kreuzgang, und wenn sie matt wurden, tupfte
man sie mit Brennnesseln so lange, bis sie weiterliefen. Dazu suchte man
sie mit weltlich anstößigen Reden zu ängstigen, nnd es war ihr Glück, daß
sie an dergleichen gewöhnt waren, sonst hätten die ihren Seelen sehr wehe
gethan.
Nachdem die wüste Rotte an den Menschen mit solcher Kurzweil ihre
Lust gebüßt hatte, begann sie zu plündern und herunterzureißen. Alles
was sie fanden an Heiligthümern, Bildwerken, Reliquien und solchen Dingen,
schleppten sie zusammen in den Klosterhof, schlugen Alles zu Schanden,
warfen es bei Haufen zusammen und zündeten es an, daß die Flamme
gewaltig und schrecklich aufloderte.
Während diese schlimmen Greuel geschahen, verweilte Gerhart allein
mit seiner Liebsten in deren Zelle, nachdem er Alle vertrieben lhatte, die
auch hier einen Ansturm versuchten.
^

IH Hans Hoffmann in Wernigerode am Harz,
Christel hatte das eiserne Crucisix an die Wand gelehnt und kniete
betend vor einein kleinen Manenschrein, der dort nahe dem Fenster stand.
„Christel," sagte Gerhart sanft, „ich komme die Botschaft zu bringen
von einein neuen Heil, das uns verkündet wird. Höre mich an und
werde nicht unwillig über meine Lehre, ehe Du sie bedacht hast. Laß' Dich
es nicht wirren, was verblendete Leute Dir aufgeredet, der Glaube der
Martiner sei Ketzerei mid des Teufels Werk; es ist vielmehr umgekehrt;
vernimm meine Beweise —"
Er kam nicht weiter mit seiner Ansprache, denn Christel erhub sich
sogleich von ihren Knieen, schritt gerade auf ihn zu, ergriff seine beiden
Hände still mit den ihren, schmiegte die Stirn an seine Schulter und sagte
mit gelassener Freudigkeit:
„Ich will Dir gern Alles glauben. Gerhart, denn ich weiß, was hier
im Kloster geschah, das ist Spott und Greuel; ich sah es mit meinen
Augen. Ich will gern wieder Dein werden nach der neuen Art, dafern
es nun mit christlichen Ehren geschehen kann."
Da that er einen Iubelruf, schloß sie fester in seine Arme und küßte
ihre Stirn.
„Der Herr sei tausendfach gepriesen," rief er laut, „es ist eines
seiner Wunder, daß er sein Licht strahlen ließ auch in die Finsternis;
dieser strengen Mauern."
Hierauf schwieg er eine Weile in ernsterem Sinnen, und daun Hub
er mit milder Stimme von Neuem an:
„Liebe Christel, Du sagst. Du wollest glauben an unser Evangelium.
Aber nun sieh, ich erblickte Dich soeben noch knieend und betend vor einem
gemachten Bilde aus Menschenhand. Das mußt Du jetzt lernen, das ist
Götzendienst. Die geläuterte Lehre weiß Nichts von Heiligen noch von
Vermittlern zwischen uns und unserem Heiland."
Christel fuhr erst mit einem leichten Erschrecken zurück; darauf sagte
sie ruhig:
„Es ist die Mutter Gottes, zu der ich betete."
„Wir beten zu Gott allein und zu unserem Heiland," versetzte
Gerhart eifrig, „auch des Heilands Mutter ist keine Vermittlerin; es steht
Nichts davon in der Schrift. Auch das ist Götzendienst, Du mußt ihn
fahren lassen, liebe Christel."
Sie neigte das Haupt in stiller Betrübnis;.
„Es ist mir sehr lieb gewesen, zur Mutter Gottes zu beten," sagte
sie leise, „das hat mich allezeit am besten getröstet in meiner Noth; denn
sie ist ein Weib und versteht wohl, was uns cMIet. Aber ich will ihren
Dienst fortan meiden, wenn so der rechte Glaube ist, und will zum Heiland
allein beten. Auch er wird mich zu trösten wissen, wenn er seiner Mutter
gedenket."

„Recht so," sprach Gerhart erfreut, „so füget sich Alles trefflich zum
Guten. So wollen wir dies Vildniß wegthun und zu dem übrigen Teufels-
werk geben, das sie unten auf dein Hofe zerschlagen und verbrennen."
„Nein," bat Christel herzlich, „laß es wir, lieber Gerhart. Ich will
nicht mehr zu ihm beten, nur zu stillem Gedächtnisse will ich es behalten.
Es ist mir so lieb geworden."
„Nur um so schlimmer," beschied er sie streng, „der böse Geist suchet
einen Umweg, wieder in Dein Herz zu schleichen. In's Feuer mit dein
Unwert! Ich Hab' es erfahren in meiner eigenen Seele, wie mächtig er
ist, mit solchen Dingen uns zu betrügen und auch ohne unseren Willen
wieder an sich zu locken. Es geht nicht. Liebste, Du darfst den Götzen
nicht behalten."
Da schluchzte sie auf aus tiefster Seele.
„Ich kann es nicht geben. Liebster," so klagte sie bitterlich, „es ist
mir zu lieb geworden. Du mußt es mir lassen. Sieh, diese Nonnen, die
doch böse sind, haben es mir gelassen aus Mitleid; wie könntest Du mir
es denn nehmen?"
„Siehst Du wohl," rief Gerhart schon ein wenig heftig, „wie der
papistische Satan noch arbeitet an Deiner Seele, daß er sie wieder gewinne
mit seinen Lüsten? Fort, sag' ich, mit der Teufelsfratze, die sich als
Muttergottes verkleiden will. Verflucht, wer sie Dir gegeben hat. Dich
damit zu bethören —"
„Weh, lieber Gerhard," unterbrach sie ihn angstvoll, „Du fluchest Dir
selber. Vlick' her, von wem dies Bildchen mir geschenkt ist."
Er trat näher, that einen Vlick auf das Machwerk und fuhr zurück
mit einem Schauder.
„Pfui!" rief er entrüstet, „das ist nichts Anderes als die Puppe, die
ich einst unserem Kindchen geschenkt habe als ein Spielzeug. Die hast Dil
herausstaffirt mit gottschänderischen Händen zu einer Gützin. Pfui,
Mädchen, noch einmal. Das ist nicht mehr die Sünde einer irrenden
Christin, das ist heidnisches Schandwerk. Christel, mir granset, ich muß
zittern für Deine Seele. Fort mit dem Greuel!"
Er streckte die Hand aus nach dein wunderlichen Heiligenbilde; doch
er zögerte, es zu packen: ihm grauste wirklich vor dein ausgepntzten
Püppchen wie vor einer Spukgestalt. Die aufgerissenen, starren Augen
blickten ihm öde drohend entgegen, über die grellrothen Lippen schien ihm
ein höhnisches Grinsen zu zucken.
Das Mädchen aber fiel ihm mit einem dumpfen Aufschrei in den
Arm und rief leidenschaftlich jammernd:
„Gerhart, Gerhart, thu mir das Unglück nicht an! Cs ist das
Linzige, was ich behalten habe von unserem armen Kinde. Willst Du
das Kind mir zum zweiten Male tödten?"
Er trat einen Schritt zurück und sprach mit dumpfer Stimme:

„Christine, Du kannst »nein Weib nicht werden mit dieser Lästerung
in der Seele. Willst Du lieber mich verlieren als diese Fratze?"
Sie sah ihn an mit einem müden Schrecken.
„Ich kann es nicht lassen," sagte sie trostlos, „lieber Alles in der
Welt verlieren, als das Andenken an mein Kindchen. Glaube mir. Gerhart,
das Kind spricht zu mir durch dies Muttergottesbild. Es ist todt gewesen
und ist wieder lebendig geworden durch die Gnade der heiligen Jungfrau.
Du willst Dein Kind tüdten, wenn Du das Bild mir entreißen willst.
Laß es mir, lieber Gerhart'"
Er rang verzweifelt die Hände. Er sah sie vor sich stehen mit er-
hobenen Händen und flehenden Augen; es war das rührende Antlitz eines
Kindes über den starken Gliedern ihres stolz gewachsenen Leibes. Die alte
verlangende Leidenschaft ergriff ihn mit Uebermacht und zugleich ein tiefes
Eibannen mit ihrem flehenden Jammer.
„Kann denn das Sünde sein, was sie begehrt?" flüsterte er bebend.
„Und ist das Sünde, wenn ich ihr willfahre?"
Doch da meinte er plötzlich die Stimme seiner Mutter zu vernehmen,
die zu ihm spräche: „Sieh zu, daß Du ihrer Herr werdest!"
Da warf er sich mit neuer Gewalt an ihr vorüber auf das Bildwerk
zu, um es zu vernichten.
„Es ist nur der Teufelsspuk, der Dich verblendet," rief er ingrimmig,
„Du kannst nicht verloren sein — ich will Dich erlöse,'."
Sie aber kam ihm zuvor und schüttelte ihn an den Schulten! mit
ihrer großen Kraft und warf ihn zurück, daß er taumelte und wankte.
„So null ich ringen mit dem Teufel in Dir, bis ich ihn erdrücke,"
schrie er außer sich und umfaßte in neuem Ansturm ihren trotzigen Leib
und suchte sie gegen die Wand zu drängen und sich den Weg frei zu
machen. So kämpften sie schrecklich miteinander in Zorn zugleich und Liebe
und schien Keines unterliegen und Keines Herr werden zu können. Und die
Puppe itanle mit ihren Augen stumm glotzend auf die ringenden Menschen.
Da gab sich's bei einer Wendung, daß dem geängstigten jungen Weibe
dies Bild uor's Auge kam. Davon ward sie schwach und verfiel in ein
leises Weinen; und so gewann er die Macht, sie niederzudrücken und schnell
vorstürzend die Puppe mit beiden Händen zu ergreifen und heruorzuzerren.
Er eilte an's Fenster, das Ding hinauszuschleudern und zielte nach
dem Feuer, das auf dem Hofe immer mächtiger loderte.
Das verzweifelnde Weib aber packte mit jähem Griffe das eiserne
Cruzifir, das noch in der Ecke lehnte, schwang es wie eine Keule und ließ
es auf fein Haupt niederschlagen, daß er dröhnend zu Boden stürzte.
Da lag er leblos, die Puppe in der gekrallten Faust, und das Blut
ergoß sich im Strom über die Dielen. Wimmernd warf sie sich auf ihn
und fchrie seinen Namen und schüttelte ihn gewaltsam, daß er erwacben und

aufstehen sollte. Doch es blieb Alles vergeblich. Und als sie lange Zeit
so mit deni Tobten gerungen, fühlte sie seine Glieder unter sich erkalten.
Da stand sie schnell auf, breitete ein Tuch über den Leichnam und
schritt stumm hinaus, die Puppe im Arm und das blutige Kreuz über die
Schulter gelegt.
Als sie in'Z Freie kam, sah sie, daß die Kirche schon Feuer gefangen
hatte von der frei auffahrenden Flamme und lichterloh brannte. Un-
bekümmert ging sie mitten durch die tobende Menge; und wo sie vorüber-
schritt, schwiegen die Leute und staunten sie dumpf an wie eine große Er-
scheinung aus einer anderen Welt. Und obgleich sie ihr Nonnenkleid trug,
wagte doch Niemand an sie zu rühren oder sie zu schmähen und ihrer zu
spotten; sondern wer ihr bleiches und gramerstarrtes Antlitz sah, ward im
tiefsten Herzen ergriffen oder schauderte zurück; und Mancher hielt fortan
sich dem Wüthen fern und ahnte dumpf, daß er mitgeholfen habe an einem
Frevel.
Als sie eine Strecke weit auf die Stadt zugegangen war, fand sie
ihre Mutter in ihrem Krankenstuhl am Wegrande sitzen; mitleidige Leute
hatten sie dahin gebracht, wo sie in Sicherheit war; neben ihr stand der
Prediger Ketelhodt. Der hatte sie so gefunden in ihrer Verlassenheit und
fragte sie freundlich um ihre eigene Krankheit und um die Schrecknisse, die
dem Kloster geschehen waren und noch geschahen.
„O des sündhaften Uebereifers, der zerstört und nicht aufbaut!" klagte
er unwillig und traurig.
„Ja," sagte Frau Höpner gelassen, „es ist viel scheußlicher Firlefanz
in all diesem Glauben. Davon kommt uns mehr Unheil als von aller
Sünde."
Als sie nun Christel daherkommen sahen mit dein geisterhaften Antlitz,
die Puppe im Arm und das blutgetränkte Mordkreuz, da wußten sie Beide
zugleich, was geschehen war, so schnell, wie wenn ein Blitz einen schwarzen
Abgrund überleuchtet, und sie wußten auch genau, warum es geschehen war.
Christel aber siel vor ihren Füßen über das Kreuz hin zu Boden.
„Mutter, warum hat »tan mich nicht schon damals dem Henker ge-
geben?" rief sie klagend, doch thränenlos. „Es wäre viel besser gewesen.
Ich hatte doch auch einen Menschen erschlagen. Nun entrinne ich ihm doch
nicht und habe viel inzwischen erduldet. Mutter, und warum habt Ihr
mich nicht besser behütet vor der ersten Sünde mit diesen: Manne? Da-
von kommt all dies Unheil."
Da schrie die Frau laut auf, und ihre Lippen schlotterten so heftig,
daß sie eine Zeit lang Nichts zu reden vermochte. Endlich aber kam sie
zu Worte und sprach jammernd:
„Ja, mein ist diese Sünde, daß ich nicht rechnete mit Eurer Blind-
heit und Eurem Glauben. Ich wollte Dich glücklich sehen und als eines
reichen Mannes Weib; danach habe ick gerungen. Denn ick hatte allezeit

mit Augen gesehen: Der Neichthum allein ist kein Firlefanz in dieser Welt.
Aber nun sehe ich dazu: wem die Augen verschlossen sind, dein wird Allee
Ding zum Unheil, auch das Glück und der Neichthum. Die Sünde ist
mein, daß ich dies nicht bedacht habe. Kein Mensch kann einem anderen
das Glück verschaffen, denn jeglicher hat seine eigene Weise, glücklich zu sein.
Verflucht meine Klugheit, und verflucht die tluge Mutter dieses Mannes,
den Du erschlagen hast! Wir Neide sind es, die Euch das Verderben ge-
bracht haben. Und ich muß nun selber daran ersticken."
Als sie das gesagt hatte, wandte Christel sich jäh von ihr ab, denn
sie verstand sie nicht und fragte Herrn Karsten Ketelhodt mit auftrotzendem
Jammer:
„Aber war es denn Sünde, war es denn Sünde, zur Mutter Gottes
zu beten? Kann ein Veten in Liebe denu Sünde sein? War sein nickt
die Sünde, als er mir's wehren wollte? Wo ist denn der rechte Glaube?
Ich kann ihn nicht finden."
Der Prediger entfetzte fich zu ihren Worten und siel in ein dunkles
Sinnen und wußte uicht, was erwidern.
Endlich fand er die Rede nnd fagte tieftraurig:
„Ach, armes Kind, was foll ich Dir entbieten auf Deine Frage?
Mein Gott, mein Gott, was ist rechter Glaube? Was ist rechter Eifer?
Du betetest in Liebe, und er wollte Dir's wehren aus lauterer Liebe.
Wer will mir nun sagen, wo die Wahrheit sei? Liebe um Liebe ^ doch
Schrecken und Mord sind daraus entsprossen. Herr Gott im Himmel,
sende Deinen Geist zu mir hernieder, mich zn erleuchten und dies Kind
zu trösten!"
So betete er erschüttert und in schmerzlichem Schauder. Doch es tarn
ihm keine neue Erleuchtung, ob er gleich selbst auf die Knie? fiel und
mächtiger flehte und rang »nd fchier haderte mit seinem Gotte.
Da wandte sich das Mädchen still auch von ihm hinweg und sagte
scheidend und weiterschreitend:
„So will ick mir Nach von dem Höheren holen. Und ick werde »lein
Kind anck wiederfinden dort oben."

# Albert Moeser.

## Ueberschau seines kebens und Dichtens,

von

Walter Bormann.

— München, —

c an de» ebnen Schritt gewöhnte Fns; zagt zurück uor den
steilen Pfaden, die zu den Höhen führen. Doch giebt es manchen
Wandrer, dem der Aufstieg nicht beschwerlich ist, der immer
leichter dahinschrcitet, je mehr er sich den ragenden Gipfeln nähert, dem
die Brust stets freier athmet, je rascher und tiefer sie da droben die rauhen
Lüfte des Himmels trinkt. Man braucht heute nicht nach denen zu suchen,
deren Ohr und Junge unter den alltäglichen Bedürfnissen so sehr an die
Prosa und ihren Gang in der Fläche gewöhnt ist, daß ihnen die Aufnahme
von Versen zeitraubende Beschwernis; ist. Aber wie ganz erlöst vom irdischen
Drucke, wie emporgetragen und doch tüchtiger und gestärkt auch zn irdischem
Thun fühlt sich der Freund edler Dichtkunst, wenn in der Kraft und Weich-
heit, Gluth und Melodie der Verse sich Innerstes und Unaussprechliches
ihni offenbart!

Nach Goethe und Schiller folgte noch eine Schaar erlesener deutscher
Sänger, die in Lyrik, Epik oder im Drama nur oder fast nur in Rhythmen
die Geheimnisse inneren Schauens enthüllten. Etliche solcher Sänger, die
nur in Versen dichteten, giebt es noch heute, und zu ihnen gehört der Lyriker
Albert Moeser.

Nicht in stolzem und reichem Hause ward ihm die Gabe hoher Kunst
in die Wiege gelegt, in bescheidenem Vürgerheim ist Albert Moeser am
?. Mai 1835 zu Güttingen geboren, ein Landsmann, aber kein Verwandter
Iustus Mosers. Seiu Großvater von Mutterseite formte und rundete statt
der Verse als ehrsamer Töpfer zu Münden Scheiben von Thon, und sein

Vater übte als Corpora! beim hannoverischen Iägerbataillon in der Unifvrm
der Waterlootampfer, in der ihn der Sohn noch lebhaft im Geiste erschaut,
als Rhythmus blos den Tactschritt seiner Soldaten. Als dieser darauf,
zum Sergeanten und bald auch zum Feldwebel vorrückend, in Alberts drittem
Lebensjahre nach Goslar versetzt wurde, spielte der Knabe fast täglich unter
den Mauern der alten Kaiserpfalz, und die damaligen Eindrücke haben sicher
zum nicht geringen Theile seinen Sinn für vergangene deutsche Gröhe, wie
er sich später in den „Deutschen Kaiserliedern" aussprach, hervorgerufen.
Da er neun Jahre zählte, wurde der Vater als Universitätshilfspedell in
Göttingen angestellt, was als besonderes Glück betrachtet werden mußte, da
ihm bei den geringen Mitteln der Familie so die einzige Möglichkeit zum
Studiren geboten war. Als Schüler einer Privatbürgerschule, an der er
bis zun» vierzehnten Jahre sein erstes Latein und Französisch lernte, erwarb
er sich in hohem Grade die Zufriedenheit der Lehrer und wurde, wie er
sich erinnert, einst in einer Gesellschaft vom Director der Schule als hoffnungs-
volles Kind einer Dame vorgestellt. Noch eine andere Gabe, die ihm später
nicht ganz verblieben ist, entwickelte sich an ihm in dieser Fmhzeit: er war
Sänger, ein vielgerühmter Altist. Ohne daß er durch das Spiel irgend
eines Instrumentes seine musikalische Begabung weiter ausbildete, hat sie
doch den» späteren Dichter den Sinn für Maß und Wohlklang geweckt, und
sie ist ihm in den Prüfungen des Lebens als ein Quell mächtigen Trostes
verblieben, wenn sie sich auch dann nur noch auf das verständnißvolle Anhören
guter Werke beschränkte. Der Knabe sang mehrfach im abgebrannten Güttinger
Theater Soli unter dem herzlichen Beifalle des gedrängt vollen Hauses.
Für öffentlichen Ruhm schien aber zunächst seine Lebensbahn keineswegs
bereitet, und nach der Consirmation 1849 war vom Vater für ihn die Er-
lernung eines Handwerkes geplant. Er sollte bei einem Vatersbruder, der
Schneider war, in die Lehre treten, nährend ihn selbst ein stärkerer Trieb
zur Buchbindermerkstatt hinzog, damit er wenigstens mit den geliebten Büchern
und allen ihren Inhaltsschätzen auch künftig den Veckhr erhalte. Da plötzlich
trat helfend der 8piriw8 taniiliariF dazwischen, jener rechtschaffene tüchtige
lind froh aufstrebende Geist, der alle Glieder der Familie beherrschte, von
denen in seinen Gedichten Moeser uns so gern allerhand zu erzählen weiß.
Vom Großvater, dein Tüpfer, erhielt er Schilderungen aus der Vergangen-
heit und Ferne über Friedrich den Großen und Bonaparte, sowie die Helden-
thaten der Freiheitsschlacht von Waterloo. (Aus der Mansarde S. 81.)
Zum Großmütterlein aber, des Töpfers Frau, wanderte er, fo oft er freie
Zeit hatte, nach dem waldumkränzten Münden, um in einem Gärtchen vor
der Stadt, neben ihr traulich auf der Bank sitzend, was nur rings dem Aug'
und Ohr sich darbot, erklären zu lassen, Blumenglanz und Vogelstimmen, Stadt
und Schloß, Flüsse und Wald und alles das, was Geschichte und Sage von
dieser Gegend berichtete. („Singen und Tagen" S. 29.) Und welchen
Einfluß erst schreibt Moeser seiner Mutter zu, die als Märchenerzählerin seine

Phantasie neckte und für alles Schöne und für alles Fromme ihm die Seele
erzog, die feinem Gemüthe Unverlierbares bot in unermüdlicher Liebe.
<S. „Am Grabe meiner Mutter"^in „Nacht und Sterne" S. 91.) Als „ehr-
lichen und schlichten, aber grüblerisch düsteren, von: Schicksal arg mißhandelten
Mann" schildert er den Vater, bei dem Neigung und Beruf stets im Streit
gewesen seien. Er galt trotz seiner geringen Stellung den Universitäts-
professoren, wie Professor von Leutfch einmal bezeugte, für einen „klugen
Mann", und er machte sich sogar daran, über Disciplinar- und Verwaltungs-
angelegenheilen der Universität anonyme Aufsätze im „Hamburger Corre-
svondenten" zu veröffentlichen. Was irgend das Wissen bereichem konnte,
war ihm heilig, und von feinem kargen Solde schaffte er sich als einziges
Werk seiner Bücherei die Bände des Konversationslexikons von Brockhaus
an, in denen er in jeder Muhestunde Genus; fand. Wie muhte es mit
Recht den Sohn rühren, als er später für eben dieses Lexikon die Taten
des eigenen Lebenslaufes einzusenden aufgefordert wurde! Die Anlagen
des vierzehnjährigen Knaben konnten einem solchen Vater nicht entgehen, und
da er überdies für ein Handwerk körperlich schwach war, wurde Albert zu
Michaelis 1849 der Quarta des Göttinger Gymnasiums einverleibt, wo
dann seine eigene Kraft das Ihre that, um diesen Entschluß zu segnen.
Obgleich er bei mangelhafter Vorbereitung in jene Klasse nur als Unterster
Aufnahme fand, übertraf er beim schriftlichen Examen nach einen: Viertel-
jahr alle Anderen und wurde schon nach einem halben Jahre nach Tertia
versetzt. Ebenso machte er schneller als die meisten Schüler die übrigen
Klassen durch, so daß er die Jahre, um welche er zu spät am Gymnasium
Aufnahme gefunden hatte, einholte und als Zwanzigjähriger die Universität
bezog. So war das Unbegreifliche geschehen, daß der Vater mit einem
Gehalt von nur 300 Thalern ohne jede Erleichterung seinem Sohne die für
das Studium nöthige Gymnasialbildung verschafft hatte, und der Dichter
selbst hielt diese Schuljahre stets für die glücklichste, förderlichste Zeit seines
Lebens. Er hatte sich, wie er selbst sagt, vom Standpunkt des harmlos-
ungebildeten Bürgerknaben zu einer Höhe namentlich der litterarischen und
ästhetischen Cultur emporgearbeitet, wie sie nicht jeder Abiturient sein nennen
wird. Unter vortrefflichen Schulfreunden, die ihn, da sie ihm voraus waren,
in Manchem förderten und mit vieler Langmuth die Ausbrüche seines
jugendlichen Sturmes und Dranges über sich ergehen liehen, befand sich auch
der Sohn des Professors und Staatsraths Zacharici (f. „Singen und Sagen"
S. 123), der damals das schönste Haus, die schönste Frau und die schönste
belletristische Bücherei in ganz Güttingen besaß. So erhielt Moesers Schönheits-
sinn, der sich mit allen diesen Bücherschätzen vertraut machte, die reichste
Nahrung. Da es sich indeß beim Uebergange zur Universität um die Wahl
eines Fachstudiums handelte, standen die idealen Neigungen zu den brotlosen
Künsten und der Poesie zurück, über die der Vater schon längst sorgenvoll
den Kopf schüttelte. Mit 12 Jahren hatte der Knabe bereits die ersten

Gedichte verfaßt, die — für einen angehenden Poeten feilen genug! — von ihn: fehr geheim gehalten wurden; immer enger war feine Berührung mit der Dichtkunst geworden. Jetzt aber forderten die Bedürfnisse des Lebens alleinige Rücksicht, und um ihnen zu genügen, entschloß er sich ohne Neigung, aber auch ohne Abneigung, die ihn von den anderen Facultäten fern hielt. Iura als Vrotstudium zu wählen. Die philosophischen unb historischen Studien, die ihm geistig am nächsten lagen, waren für ihn praktisch nur iui Lehrerberufe zu verwerthen und, wie hoch er denselben an sich achtete, war ihm der Eindruck des Undankes und der Unart, mit welcher die widerspenstige Masse der Schüler der Mühe der Lehrer lohnt, noch zu frifch, um mit seinem jugendlich begeisterten Herzen sich dieser Zukunft zu bequemen. Die materiellen Aussichten, die ihm die Rechtswissenschaft bot, waren freilich nicht die günstigsten; aber die Freundschaft zum Hause Zachariä bestimmte den Jüngling zu dieser Wahl, der noch uuter jener rosigen Weltauffassung stand, daß keinen, der ehrlich seine Pflicht thue, das Schicksal im Stich lassen werde. Daneben aber trieb es ihn in die Hörsäle der philosophischen Facultät, zur Beschäftigung mit Litterntur, Geschichte, Aesthetik. Ja, diese Studien traten allmählich so sehr in den Vordergrund, daß er bewogen wurde, mit ihnen das Nechtsstudium, das ihm ohnehin die Zukunft nicht sicherte, ganz zu vertauschen, doch beschloß er zuvor ehrenhalber noch sein juristisches Staatsexamen abzulegen. Nachdem er den Ansprüchen desselben voll genügt hatte, trennte er sich leichten Herzens von der Juristerei, horte erlöst Hermann Sauppes Eregetik zn den „Persern" des Aeschylus und vertiefte sich mit ungetheilter Hingabe in seine geliebten Griechen. Da ihm diese Studien uie fremd geworden waren, tonnte er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sich auf's Neue zum Staatseramen melden, das er Osten« 1862 bestand, um dann unvermeidlich, aber jetzt in ruhiger Fassung zum Lehrerberufe überzugehen. Hatte er doch auch das Glück, daß sogleich Dresden die Stätte seines amtlichen Wirkens wurde, und mit aller Genugthuung sah ihn sein Vater, der nach dem Tode der Mutter und allen über den Wechsel seiner Studien empfundenen Sorgen noch zwei jüngere Kinder zu ernähren hatte, dort in fester Stellung geborgen. Er fand dieselbe an der berühmten, jetzt eingegangenen Krause'scheu Lehr- und Erziehuugsanstalt, an welcher er mit Ausnahme der Jahre 1868--69, die er am Gymnasium in Bielefeld zubrachte, bis 1883 seiues Amtes waltete. Er prmnouirte von Dresden aus noch 1862 in Jena mit einer Dissertation über die Echtheit des platonischen „Jon" unter Kuno Fischers Decanat. 1883 nahm er Stellung am nengegründeten Wettiner Gymnasium Dresdens, an dem er noch jetzt als Professor thätig ist. Nach dem Wegzuge Gutzkows uud Auerbachs traf er litterarische Berühmtheiten nicht mehr in der sächsischen Hauptstadt an; doch bescheerte das Theater mit den großen Leistungen Dawisons und Emil Devrients sowie mancher ausgezeichneten Sangeskünstler, die Galerie mit ihren Schätzen ihm tiefe Genüfse. 1878 vermählte er sich in

Dresden mit Anna Schönberg, die unter dein Namen Elly Tregor ebenfalls schriftstellerisch gewirkt hat. Ueber die unerfreulichen Seiten der Lehrthätigkeit und den Zwang, der ihn in seiner dichterischen Ausbildung hemmte, hat er zwar, vorzugsweise während seiner Bielefelder Anstellung, wie die Briefe Rob. Hamerlings, des Lehrers, an ihn, den Lehrer, bezeugen („Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich". Von Albert Moeser, Verlin, Hans Lüstenoder 1890) öfter fchwer aufgeseufzt; allein tröstlich war es doch, daß er in einer langen Reihe von Jahren eine bedeutende Zahl von begabten, dankbaren, ja begeisterten Schülern dem Edlen und Grohen zuwenden durfte. Er nahm sein Amt überaus gewissenhaft, ging nie unpräparirt in eine Stunde, erledigte alle Correcturen anf das Gründlichste, anders als sein Freund Hamerling, von dem in pädagogischer Hinsicht Merkwürdiges verlautet. Es ist vielleicht nicht der hauptsächlichste Zug, den ich im Folgenden von seiner Lehrerarbeit erwähne, weil ich mit demselben zufällig bekannt geworden bin, doch ist er bezeichnend für den Ernst, die Wärme und Neidlosigkeit seiner Bemühungen. Unter die liebevolle Erfassung dichterischer Genien, zu der er seinen Schülern die Bahnen erschloß, gehörte ihm auch die Behandlung der echten neuen Dichter, und so ließ er beispielsweise mit einer zweifellos richtigen Methode, die auf dem Gebiete der Theorie vor Allein zunächst das eigene Denken der Lernenden hervorlockt, in jedem Jahr einen Primaner einen Vortrag über Hermann Lingg halten, dem er alsdann seine eingehenden Auseinandersetzungen nachschickte. Wußte er doch, wie viel gerade er selber dem Vorbilde Linggs verdankte, und nie hat er diesen Dank vergessen. „Ich habe," so schreibt er in einem Briefe, „wenige so bedeutsame dichterische Eindrücke empfangen wie an jenem Tage, als mir ein Mitprimaner in Göttingen Linggs erstes, von Geibel herausgegebenes Bändchen gab." In einem anderen Schreiben versichert Moefer: „Ich habe in den Münchner Dichtern stets meine Lehrer gesehen, habe mich selbst nie anders als einen Appendix der Münchener Schule betrachtet." Wie er Geibel, Lingg, Heyse in Verehrung zugethan war, erfuhr er auch ohne persönliche Bekanntschaft von ihnen Freundliches. Als ich im Januarhefte dieser Blätter von 1894 meine Darstellung über Wilhelm Hertz herausgab, schrieb er, ohne die Worte zu zirkeln, in raschem Ausbruche der Freude: „Ich habe fast Alles von ihm, er ist ein famoser Kerl."

Mit Julius Grosse verband ihn abgesehen von seiner Schätzung des Dichters auch persönliche Bekanntschaft und Verehrnng. In engeres Verhältnis; trat er, obwohl der persönliche Umgang nur flüchtig blieb, mit Schuck, den er durch seine Gedichte für sich gewonnen hatte, und als dieser noch in seinen letzten Jahren für ihn eine Asphodelosblüthe am Aetna pflückte und übersandte, erwiderte er mit einem Sauge voller Grüße nach dein von ihm selber nur im Geist erschauten Boden des Südens.

Mit Hamerling, mit dem er durch Briefe in ein besonders inniges Verhältnis; trat, hat ihn bei weiter Ortsentferming das Leben nie zusammen-

HH Walter Vormann in München.
geführt. Ehe noch irgend eine Buchausgabe von Hamerlings Dichtungen erschienen war, hatte Moeser bereits in den „Unterhaltungen an» häuslichen Herd", in der „Novellenzeitung" und andern Zeitschriften Proben dieses Dichters entdeckt, die ihn und seinen Göttinger Genossen, den Dichter Eduard Grisebach, mächtig fesselten. Die sinnliche Pracht und Gluth und der Schwung dieser Lieder wirkten auf ihn unwiderstehlich. Nach den Buchausgaben Hamerlings konnte sich dieser Eindruck nur erhöhen, und als dann Moeser 1865 von Dresden einen Band eigner Gedichte in die Welt sandte, war es nur selbstverständlich, daß er einem Exemplare derselben den Reiseweg zu Robert Hamerling nach Trieft vorschrieb. Es traf, ohne daß Moeser es so berechnete, den Dichter an seinem Geburtstage und trug dadurch noch mehr dazu bei. Jenen zu erfreuen. Hamerling spendete sofort sehr hohes Lob: „Ihre Oden sind unbedingt die besten, die ich von deutschen Dichtern aus den letzten Jahrzehnten gelesen habe. Sie verrathen darin wirklichen Sinn für Rhythmus und ein metrisch feinfühlendes Ohr, Eigenschaften, die nach meiner unmaßgeblichen Meinung in unserer Zeit immer seltener werden, obgleich die Recensenten von der poetischen Formgewandtheit, die in unseren Tagen herrschen soll, sehr viel Aufhebens machen."
Mit erstaunlicher Uneigennühigkeit nahm sich der ältere des jüngeren Dichters an, den er ein für alle Male für das Pantheon deutscher Poesie in Anspruch nahm, bemühte sich, ihm Verleger zu verschaffen, und wies ausdrücklich und gebieterisch jede Besprechung seiner eignen Werke durch den Andern zurück, damit „die Welt nicht von Kamewderie rede". Noch 1889, als ein sterbender Mann kurz vor seinem Ende, hat Hamerling seine Kenntniß des Italienischen gefällig Moeser zur Verfügung gestellt, und wie ein Kind weinte dieser um den Tobten, den er nie gesehen.
Unversehens sind wir so bereits zu Moesers eigenen dichterischen Schöpfungen übergegangen und wollen gleich eines anderen Mannes gedenken, der nach des Dichters Bekenntniß auf sein Schaffen befruchtenden Einfluß übte. Das war Feodor Wehl, der Dresden schon vor dem Eintreffen Moesers mit Hamburg vertauscht hatte und mit dein er ebenfalls nie in persönliche Berührung kam. Wehl redigirte in Hamburg die „Jahreszeiten", und da seine feine und vornehme Art zu kritisiren, in der er doch nie die Wahrheit verleugnete, Moser ungemein ansprach, schickte er ihm seine Erstlinge im Manuscrivt zur Veurtheilung, und die Antwort, die er empfing, war die erste rückhaltlose Anerkennung seines Talentes von zuständiger Seite. In Folge dessen erschienen nicht wenige Gedichte Moesers zuerst in den „Jahreszeiten", und Wehl aus dessen Kritiken der sich entwickelnde Dichter fortdauernd lernte, begleitete auch dessen Gedichtsammlungen mit liebender Theilnahme, schrieb „so eingehend und verständnißvoll darüber, wie ihn kein anderer Kritiker beurtheilte, indem er die erfreulichen wie bedenklichen Seiten Ihervorhob". „Das waren nicht Phrasen, die ein blos flüchtiges Durchblättern bemäntelten," so versicherte der dankbare Moeser

noch «ach Wehls Tode, „das war ein Urtheil, welches auf eingehender
Le:türe und litterarischen Grundsätzen, beruhte und überall Zeugniß davon
ablegte, wie ernst und verantwortungsvoll Wehl den Bemf des Kritikers
ansah." Vei jeder seiner Veröffentlichungen dachte der Dichter stets zuerst:
„Was wird Wehl dazu sagen?"
Noch ein Anderer nahm plötzlich regen Antheil an Moesers Dichtungen in
der Ferne. Das war der vlämische Dichter Pol de Mont, der in der in Java
erscheinenden Zeitschrift „Die Locomotive" eine höchst rühmende Besprechung
über ihn herausgab. Moeser, dem das Vlämische wie dieser Dichter bisher
gänzlich unbekannt gewesen waren, hat erst in Folge davon die Sprache
und die Idyllen des Vlamen sich zu eigen gemacht und letztere dann in
zwei Sammlungen deutsch bearbeitet und drucken lassen. Sie sind Nosegger
gewidmet, enthalten viel Anmuthiges und volksmäßig Frisches und ver-
dienen, in Deutschland nicht unbeachtet zu bleiben. Die eine Sammlung
enthält nur Idyllen in Versen (Pol de Mont, Idyllen, Nachdichtungen nach
dem Vlämischen von Albert Moeser, Berlin, H. Lüstenöder 1893), die andre
zur Hälfte Idyllen in gebundener, zur Hälfte in ungebundener Rede.
(Idyllen von Pol de Mont, nach dem Vlämischen von Albert Moeser,
Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut). Pol de Mont ist dann von
Moeser die Ausgabe von Hamerlings Briefen, da auch er ein besonderer
Verehrer dieses Dichters ist, zugeeignet worden.
So wären wir denn dazu gelangt, von den Bänden der Gedichte zu
reden, welche Moeser von Dresden hat ausgehen lassen. Bevor wir uns
auf deren Charakteristik einlassen, scheint es doch angezeigt, mit etlichen
Worten noch die jetzigen LebenZmnstände des Dichters anzugeben. Wenn
ihm an seinem Herde des Daseins Noth, körperliche Uebel, die ihm und
seinen Theuren zustoßen, auch keine ungemischte Freude vergönnen, wenn das
Glück, das er in seiner Jugend hoffnungsselig erwartete, noch nicht an seine
Thür geklopft hat (s. Aus der Mansarde S. 89), wenn die Stimmung
und Muße für sein dichterisches Streben durch Pflichten eingeschränkt bleibt,
so giebt er selbst in seinen Gedichten uns doch bisweilen Vorstellungen
von mancher echten Freude, die innerhalb seines schlichten Heimes blüht.
Welch' Zeugniß legen davon die an sein Töchterchen gerichteten Trochäen
ab, die ganze väterliche Sorge und Liebe schildernd, mit welcher der
Dichter die Entfaltung der Kindesseele in ihren leisesten Regungen belauscht
und behütet hat! In ihrer etwas formlosen Einkleidung lassen die Verse,
als künstlerische Erzeugnisse betrachtet, wohl Manches vermissen, es begegnen
uns Schilderungen, deren Inhalt mitunter trivial erscheinen mag, indeß
schließen diese Berichte so viel Innigkeit und zarte Sinnigkeit ein, daß sie
Jedem, der Moesers Kunst und Geistesart einmal näher trat, als Kund-
gebungen seines eigmen intimsten Lebens theuer sein werden. (S. „Aus
der Mansarde" S. 35—56.) Und wie wohl gelegentlich ein Neiteroffizier,
um seinein Knaben Freude zu machen, ihn neben sich ans hohem Roß

sitze« läßt, damit er unter seinen» Schutze rasch dahinbrause, so nahm Albert Moeser sein Söhnlein, den Quintan/r Richard, einst zu sich auf den stolzen Pegasus, wie ein Blatt der „Dresdner Zeitung" im April 1895 der ganzen Welt kundgab; es war an jenein Tage, an dem ein hehres Nationalfest begangen! wurde; es war zu Ehren des ersten deutschen Reichskanzlers, an Nismarcks 80. Geburtstage.

Und nun verzeichnen wir in der Reihe ihres Erscheinens die heraus-gegebnen Gedichte. 1865 erschien, wie erwähnt, deren erster Band, unter dem Titel „Gedichte", der 1869 wieder in zweiter vermehrter Auflage herauskam (Leipzig, H. Matthes), 1890 seine dritte, sehr veränderte und vermehrte Auflage erlebte. (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G., vormals I. F. Richter.) Davon sind 1866 in Sonderausgaben die zweite Ab-theilung 5>er Sonette unter dem Titel „Neue Sonette" mit Widmung an Hamerling und dieCanzone „An den Tod" erschienen. (Leipzig, H. Matthes.) 1870 kam dann allein für sich die Cnnzone „Todtenopfer" heraus zum Gedächtniß an Gneisenaus Enkel, den Grafen Lothar von Hohenthal, Moesers geliebten Schüler, der bei Mars l« Tour endete, wieder auf-genommen in den zweiten 1872 gedruckten Gedichtband „Nacht und Sterne". (Halle, Emil Barthel.) 1875 erschienen ebenda „Idyllen", die wieder abgedruckt sind in „Schauen und Schaffen", der dritten Sammlung der Gedichte (1881), die wie „Nacht und Sterne" jetzt in den Verlag von Schwabacher (Stuttgart) übergegangen ist. „Die in Schauen und Schaffen" enthaltenen „Deutschen Kaiserlieder" gab Moser noch in Sonderausgabe (Dresden 1889, Klemm) heraus. Als vierter Gedichtband kam darauf „Singen und Sagen" (Hamburg 1889, Verlagsanstalt A.-G., vormals I. F. Richter) und als fünfter „Aus der Mansarde" (Bremen 1893, Heinsius Nachfolger).

Auf der Stelle machen wir eine Bemerkung, die fo weit entfernt ist, die dichterischen Eigenschaften Moesers herabzusetzen, daß sie ihren wahren Werth nur voller bestätigt. Es ist nämlich gewiß, daß dieser Dichter mit seinem Pfunde nicht so, wie man es wünscht, gewuchert hat, daß er zur vollen Ausbildung und Ausreifung dessen, was in ihm liegt, nicht gelangt ist. Moeser war stets, wie Grosse ihn einmal nannte, ein Ferienpoet, der nur in Zeiten, wo die Schulpflichten ruhten, die rechte Muße und Stimmung für die Poesie finden tonnte, und es bedurfte 1892 der Influenza und ihrer störenden Folgen, damit Moeser für einige vortreffliche längere Er-zählungen Sammlung fand. Kann man die Anschaulichkeit und Lebendig-keit der Schilderung, wie „Der Korallenhändler von Iante" und „Der Shnwl des Papstes" (s. „Ans der Mansarde") sie zeigen, gar nicht genug anerkennen, so muß man es äußerst bedauern, daß ein so großes episches Talent uns nicht umfassendere poetische Erzählungen geschenkt hat. Moeser ist beinahe nur Lyriker geblieben, und neben Gaben von hoher poetischer Schönheit und Formvollendung, die er als solcher uns bietet, giebt es

andere seiner Gedichte, die, mit jenen verglichen, auch wenn sie durch eigenthümliche Schönheiten in: Einzelnen für ihren Urheber Zeugniß ablegen, sich in der Form und im Ausdruck des Ganzen ihnen nicht an die Seite stellen können. Spähne gleichsam und Abfälle sind es nur aus einer Werkstatt, in der Gebilde aus den» Sonnengolde göttlicher Kunst entstehen', und als solche behalten sie oft noch Werth, obwohl ihre verstreuten Lichter nicht zu einem Strahlenkern zusammengeschossen sind. In kleineren Gedichten, im Sonett, in der Ode, im Ghasel, in der Ballade und Romanze, in scherzhafter und ernster Schilderung aller Art hat Moeser seine Kunst bewährt: ein kennzeichnender Zug derselben ist,im Allgemeinen das Vorwiegen der Betrachtung. Nicht daß es an manchen Liedern der rein naiven Art, in denen die Anschauung und Thatsächlichkeit der Borgänge Alles bedeutet, fehlte, und ich habe bereits an größeren Erzählungen des Dichters den hohen Grad der Anschaulichkeit gerühmt. Allein schon die schwärmerische Liebe für die Schönheit, die vielleicht mehr als bei irgend einen: deutschen Dichter den Inhalt zahlreicher Gedichte bei Moeser bildet, läßt erkennen, wie deutlich das betrachtende Element bei ihm im Bordergrunde steht. In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" ergriff ich, als ich einen Ueberblick über die früheren Gedichtsammlungen Moesers anstellte (1893, Nr. 311, 313, 317), die Gelegenheit, mich gegen die Trennung einer sogenannten Restexionslnrik von der Gefühlslnrik, gegen den Mißbrauch, der' heute mit dem Worte „Reflerlonslyrit" geschieht, und den unangebrachten Tadel dieser letzteren zu wenden. Dort führte ich aus, daß alles Denken in der Poesie, sobald nicht Vers, Reim und bloß äußerer Wohllaut, sondern die Verschmelzung dieses Aeußeren mit einem innersten Wesensgehalt über die Echtheit der Form keinen Zweifel lassen, durch Phantasie und Stimmung hindurchgehen und so sehr zum Gefühl geworden sein müsse, daß die Kraft, mit der das geschieht, insbesondere den echten vom unechten Dichter unterscheiden lasse. Ich verwies dabei auf die Begeisterungsfülle und Phantasiegluth der hohen betrachtenden Gedichte Schillers, auf den Goethe'schen Faust, die Chorlieder eines Aeschylus und Sophokles, die unzähligen Weisheitssprüche des Epos und der Tragödie, die hebräischen Psalmisten und hellenischen Elegiker. Ick» erinnerte an Schillers Belehrungen darüber, daß das naive dichterische Element fast niemals uuvermischt auftrete, nnd erläuterte das mit Hinweisung auf die Dichter, die in Erfindung und Darstellung die größte naive Ruhe auszeichnet, Homer, Shakespeare, Goethe, die gleichwohl nicht umhin konnten, der Betrachtung ein sehr weites Feld in ihren Dichtungen einzuräumen und ihnen eine beseelende yind gestaltende Idee zu Grunde zu legen, welche weniger Natur ist, als einen der Natur innewohnenden Sinn und Plan sucht. Denn die Natur, wie man wohl festhalte, giebt uns Näthsel auf, die wir mit unserem Gedankenleben und unserer Sprache zu erschließen getrieben sind; die Natur giebt uns nicht fertig und unmittelbar das Seiende; alle Kunst aber verlangt vom Darsteller Seiendes in runder, fertiger Form;

und nicht durch die Sinnlichkeit an sich, sondern durch Denken, das sich
der Sinnlichkeit als Mittels bedient und selbst ohne eindringende Ne-
trachtungen schon bei der bloßen Wahrnehmung und Aufnahme thätig ist,
geschieht dieser Anforderung Genüge. Es ist nicht meine Absicht, alle an
jener Stelle angestellten Erörterungen hier zu wiederholen, die ich nicht
sowohl in Rücksicht auf Albert Moeser, als in Bedacht auf einige mehr und
mehr überhandnehmende unhaltbare kritische Schlagwort?, in Anlehnung an
Schillers berühmten Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung" zu
ernster zeitgemäßer Veherzigung gab. Darf doch, wer einmal als Theore-
tiker über Kunst rechten will, auch die Strenge und Mühe der Theorie
nicht scheuen, und schreckt sie ihn ab, soll er auf das Anrecht der Kritik
verzichten.

So kann uns Albert Moeser nicht als „Neflerionslyriker" gelten,
dessen schönste Dichtungen das warm klopfende Herz und die schauende
Phantasie beseelen. Ja, es möchte die Frage sein, ob die Gefühlsinnerlichkeit
eines großen Herzens, welches, zu stärkerem Bewußtsein erwacht, den
weitesten Umkreis überspäht und sein Selbst zur Menschheit erweitert,
nicht am Ende ein gewaltigeres Fühlen einschließe, als die Schilderungen
des einzelnen, ganz nur auf das eigene Ich beschränkten, wenn auch noch
so innig empfundenen Glückes oder Wehes. Das Unbewußte, das alles
künstlerische Schaffen leitet und ihm sein Bestes verleiht, wird ja durch das
gesteigerte Bewußtsein hier so wenig verdrängt, daß vielmehr jenes neben
diesem nur voller, reicher, unerschöpflicher hereinfluthet. Je mehr das
wache Auge erblickt, desto erstaunlicher mehren sich die Gesichte des inneren
für das Sonnenlicht blinden Auges, Wissen erweckt Ahnen, und die Neickie
des Geistes haben kein Ende.

Die von Moeser mit solcher Begeisterung verherrlichte leibliche Schön-
heit ist bei ihm nichts oberflächlich Sinnliches; vielmehr ist sie ihn«
geistiges Sinnbild, ein Pfand des Höchsten und des Göttlichen (Nacht und
Sterne S. 36, 43), und so tief, wie sie ihn beseligt, verwundet sie ihn,
sobald er sie mit einer häßlichen verkrüppelten Seele in Zwiespalt gewahrt.
(Ged. S. 71, 1li3.) Eine wie lief seelenvolle Auffassung der Leibes-
sckönheit spricht aus den rührenden Versen: „Einem jungen Mädchen".
(Nacht nnd Sterne S. 231.) Und mit folgendem Distichon feiert er den
berühmten Adorante:

„Vetcnd hebst Tu die Hände, was flehst Du, lieblicher Knabe?
Bitte nichts Eitle»! sieh: daß sich vollende der Mensch.
Wichtig sa>int mir's allein, der Rest ist nichtige Thorhcit,
GrieäM haben's erkannt, Griechen ja bist Du entstammt;
D'rum so bitte mir dies, baß, gleich wie der Leib Dir in Liebreiz
Strahlt, der Seele sich auch göttliche Schöne gesellt."
((Kb. S. 109.)

Ebenso lautet fem eigenes Gebet:
.Ich ob« flehe: Gebet, o Götter, mir
Schönheit der Seele, leihet mir reichen Geist,
Schenkt heil'gen Sinn, mein Innres läßt's dem
Kw'gen und Schönen ein rein Gefäß sein."
(Ged. S. 161.)
Wie in das Schöne, so ist dieser Poet tief eingeweiht auch in alle Noch
und Schwere des Lebens, und die Erwägung der ernsten Weltfragen, mit
denen die Gegenwart sich abmüht, ist es wiederum, was seine Dichtung in
so hohem Maße mit Betrachtung füllt. Wollten Sätze, wie er sie ver-
kündet, ihren Eingang in die Gemüther finden, so würde vielleicht bald die
Zeit anbrechen, da der Dichter in besserem Einklang mit der Welt leichter
und fröhlicher schafft und sein Volt ihn besser versteht und genießt; denn
Moeser hat keinen Antheil an jenem Leben und Kunst verwüstenden Pessi-
mismus, der sich jetzt so unerfreulich breit macht, und der praktische Ge-
halt seiner Dichtungen ist durchweg Bejahung trotz überaus schwermüthigen,
ja bitteren Liederklängen. Er wendet sich mit einein wahrhaft Schiller'schen
Geiste an die innere Kraft des Menschen, der die Niedrigkeit seiner irdi-
schen Daseinszustände erkennen und sein physisches Leben verachten kann.
Von der bloßen Verzweiflung will Moeser ihn zu einer weisen und niuthigen,
ideal gläubigen Weltanschauung erheben, und in diesen: Bewußtsein hat er
vom Werth des Dichterruhmes die edelsten Vorstellungen.
„Daß was zu tiefst ihn, den Busen durchloht," „nicht Dunst sei,
thut ihm noth zu wissen"; er braucht das Gefühl einer „tüchtigen Natur,
die sich nicht selbst verneint". (Ged. S. 124, Sprüche.)
Darum fügt er dem oben genannten Gebete noch die Bitte um eine
höchste Gabe hinzu, daß „die Götter ihm des Herzens Drang stillen und
ihm Menschen geben, die er lieben kann":
„Ein Possensftiel, ein sinnlos-leeres,
Scheint mir das Leben, dem Liebe fehlet. —
Gebt Menschen mir, groß, edel und hellen Geists,
Die nicht der Traum des Irdischen ganz besangt,
Aus deren Aug' mich rührend anspricht
Göttervenvandtschaft und Erdenfremdheit."
Und in einem seiner schönsten Gedichte hat der Dichter noch einmal
diesem Drange mit ganzer Inbrunst Worte verliehen:
„Soll ich des Herzens Sehnen und bangen Schmerz
Stets nur im Lied ausströmen, in Rhythmen wie
Im Leidenslelch die Schmerzenstropfen,
Götter, der blutenden Seele beigen?
Gebt einen Sonnentag mir des Glückes, laßt
An gleichgestimmtem Heizen mich einmal ruhn,
Daß lastbcfreit ein einzig Mal die
Seele sich jauchzend mit Inbrunst öffne:

Daß schrankenlos aufbrausend des Geistes Quell
— Gleich wie des Weins entfesselte Schaumfluth — in
Verwandte Brust sich stolz mit Allmacht.
Niesengewalt'gen Drangs ergieße;
Daß ich verständnihinnigen Wesens froh,
Einsamer Qual baar, schwelgend in Sympathie,
Entzückt, berauscht, still, selig.heiter
„Götter, ich habe gelebt!" mag sagen." (Ged. T. 34.)
Und solche Sehnsucht ist es, die seinen Drang nach Frauenliebe wie
nach Freundschaft leitet. Wie er Liebe in ihrer reinsten Gestalt begehrt,
so weih er freilich:
„Toll Leib, tiefherbes, höchstes uns weiden,
Leih'n uns ihr schlimmstes Geschenk himmlische Götter: ein Herz.
(Ged. S. 114. Aehulich Nacht und Sterne S. 81 und Ged. S. 37.)
Aber er weiß nicht minder, daß das Menschenherz der Schöpfung
Krone ist, und ruft:
„— Wonnen, drin entzückt die Seele badet,
lind Leiden, die des Busens Marl verzehren,
Nur Du, o Herz, nur Du kannst sie bescheercn;
Wen Du durchglühst, der dünkt mir gottbegnadet.
Wer Dein enträth, ob Wissensqualm ihn fülle,
Der bleibt ein Nichts in eines Menschen Hülle."
Und dieses Herz schleicht nicht dahin „im Nlltagstrott", es ist ein
stürmisch klopfendes, dem Liebe etwas Gewaltigeres ist, als das, „was
mattherzigen Erdensöhnen zum Hohn dem Gott so heißt;" augenblicklich wie
der Blitz zündet in ihn» die Flamme. (Ged. S. 8 nnd S. 41.) Liebe ist
ein mystisches Zusammengehören der Seelen, die magnetisch sofort ohne
Wahl sich finden:
„Nur da kann höchste Liebe sich entzünden,
Wo Grundlos-Ew'gcs sich berührt mit Granu."
(Ged. S. 16.)
Gleichwohl kennt anch unser Dichter eine Schule der Liebe, wie er
uns in dem tiefwahren Sonett bedeutet, welches anhebt:
„Ter Liebe Wcrth schätzt nur, wer viel gelitten."
(Ged. S. «.)
Und dies Zusammenschlagen zweier Herzen nun, die eines geworden,
kann man es irgend inniger und schöner ausdrücken, als es von Moeser
wieder in einem Sonett (Ged. S. 17, vergl. auch S. 76) und in dem
Kranze von vier „Idyllen" (Schauen und Schaffen, S. 137—182) geschieht,
von denen zumal die drei letzten nicht im Alltngsuerstande, aber im höchsten
^v

Sinne der Dichtung erlebt heißen dürfen? Es sind in Form von Distichen Zwiegespräche, voll Ernst und geniüthstiefer Sinnigkeit und doch voll leichter Anmuth, Wort und Antwort unmittelbar sich ineinanderschlingend als Sprache zweier ebenso schlicht wie edel fühlender Seelen, bei denen Natur und Geist ganz eins sind. Das äußere naive Thun, das schon seit dein Alterthum in der Idylle merklich zurücktritt, anders als bei Voß und in Goethes Meistergedicht, wo die sinnliche Anschaulichkeit satt den Vordergrund füllt, wird hier vom Gespräche und der Betrachtung zurückgedrängt, wie auch dafür Goethe ein Vorbild in einem von ihm als „Elegie" bezeichneten Gedicht gab, in dem freilich die Anknüpfung an sinnliche Vorgänge lebhafter fortdauert. Desto bewundernswürdiger ist eine Kunst, die es vermachte, mit vorwiegender Betrachtung ein so reiches, unmittelbar und unausgesetzt bewegtes Leben zu vereinigen, und dieser Idyllen wegen gebührt Moeser ein voller Dichterkranz.

Nicht weniger hat er der Freundschaft manches Denkmal gesetzt, so in den „Lothar" überschriebenen Gedichten, die dein Andenken seines bei Vionville gefallenen Schülers und Freundes, des Grafen Hohenthal, gelten, und in andern warm empfundenen Liedern. (Ged. S. 95—102, Nacht und Sterne, 54—65, 123 ff.; Ged. S. 85, 87, 89, 92. Aus der Mansarde S. 28.) Gleich andern Dichtem hat er einen Sang der Liebe zur Mutter geweiht, der schön und eindrucksvoll zugleich eine Aussprache seines das Erdenleid erhaben bezwingenden Lebensernstes ist, dem in keiner Nacht die Sterne schwinden. (Nacht und Sterne S. 91.)

Wo das Gefühl der Liebe ihn erfüllt, da drängt sich auch immer in ernstem Vereine die Verehrung des Schonen und der Kunst herzu, und allerwärts preist er die Meister der schönen Künste für Trost und Erhebung, die sie ihm spenden.

Ein Umschwung tritt in den späteren Gedichtbänden darin ein, daß der Dichter, der früher so oft die Natur der Feindseligkeit gegen den Menschen anklagte, immer mehr die letzte tröstende Zuflucht bei der Natur selbst sucht, indem ihm das All-Eine der Schöpfung unerbrüchlich sich aufthut.

Als Beispiele seiner früheren Auffassung lese man namentlich die herrliche Ode „Empedokles auf dem Aetna" (Ged. S. 168) und eine zweite Ode, in der er als Jünger Kants dem kalten Mechanismus der Natur die Unzerstörbarkeit des Geistes gegenüberstellt:

„Du leimst allem Dein starres Gesetz, es rührt
Im Aug' Dich nicht der edleren Seele Vlitz,
Und fremd ist Dir, der uns im Busen
Waltet, der adelnde Gottesfunle.

Drum heg' ich Trost: Was immer Du tilgst, nicht ganz
Erstirbt es: Dein ist, was Dir entstammt; doch was
Von Göttern stammt, zu Göttern wird es,
Gnädig errettenden, heimwärts schweben."

(Ged. S. 177.)

Ja die vollendete menschliche Schönheit, die Moeser vorden, so scharf
der Natur gegenüberstellte, jetzt feiert er sie als das höchste Gebilde der
Natur selbst, das sie als ihr ewiges friedliches Ziel nach Streit und
Sturm erreichen möchte, wie die schönen Distichen „Im Zillerthal" zeigen
(Singen und Sagen S. 73). Es überkommt ihn, der sonst ungestüm
nach dem Austausche der Herzen begehrte, allgemach die Reife ruhiger Ent-
sagung, die ihn« inl Unausgesprochenen und Unaussprechlichen, in dem der
Mensch sich an die Natur schmiegt, noch Trost leiht.
Es stellen sich sogar Stimmungen ein, in denen er seinen Abscheu vor
der Abgrenzung des Ich gänzlich vergißt und die Einsamkeit, anstatt sie als
„Verlassenheit" zu bedauern, wie Lenau als Enthüllerin des Tiefsten ver-
stehen lernt; denn wie es schon im ersten Gedichtbande heißt:

„Mit andere» Herzen völligen Einklang sucht
Umsonst die Vrust, von Seele zu Seele geht
Kein Zaubersteg, kein Gott erschließt des
Busens verborgenste Heimlichkeiten."
(Ged. S. 180.)

Aus solcher Empfindung heraus ist auch die Ode „Einsamkeit und
Verlassenheit" entstanden, in der er die „vielliebliche", die „beglückende"
Einsamkeit im stillen Wald und am Meeresgestade preist neben der Ver-
lassenheit im Stadtgewühl und im Lichtersaale, wo „kein freundlich-ver-
wandtes Wort an das Ohr schlägt". (Aus der Mansarde S. 13l!.>
Trotz alledem verbleibt ihm, auch wenn er Geist und Natur zu einem
einzigen Grundquelle leitet, stets die Vorstellung, daß das irdische Dasein
für den Geist ein niederes unvollkommeneres sei, was er mit innigster
Sehnsucht nach seiner wahren Heimat in „Verirrt" ausspricht, einem der
schönsten Gedichte, die der erste Band von Otto Brauns „Musenalmanach"
(Stuttgart, Cotta Nachfolger) brachte:

„Es ringt der Geist, wie er die Fesseln sprenge.
Schon fühl' ich's, wie er neu die Schwingen regt,
DeL Tages harrend, der aus ird'scher Enge
Ihn aufwärts trägt.
Und was mihlang, als mich dem ird'schen Kriege
Geburt gesellt, die lähmend uns umflicht,
Im Tod — hoff' ich — vollbring' ich's einst und fliege
Iu's ew'ge Licht."
(3! u2 der Mansarde S. 153.)

Und so hat dieser nach Liebe so glühend verlangende Dichter auch an
den kältesten, unbarmherzigsten Tyrannen der Erde, den er in andern
Liedern als grausen Hasser und Vernichter kennt, einen langen Gesang ge-
richtet voller Huldigung und Versöhnung. Moesers Canzone „An den Tod"
umfaßt 30 Strophen, Strophen gewaltigen Ergusses und Schwunges, die alle

Entsetzen des Unterganges in furchtbaren Gemälden vorüberführen und den Triumph der Seele über die Vernichtung darstellen, das dunkle Thor begrüßen als die Pforte zur Freiheit und zum Lichte. (Ged. S. 207 ff.)
Das zu tiefst Eindringende, Außerordentlichste nach Vorwurf und Ausführung von allen», was Moeser gedichtet, ist zweifellos dieses mächtig wogende Gedicht, dem es, ob auch ein abgestumpfter Weltsinn daran vorübergehe, an ernsten Bewunderern kaum je fehlen wird. Hamerling verbindet mit seinem Lob der Canzone die Ansicht, daß „das lugubre Thema sich hätte phantastischer ausputzen und mit eigentümlicheren Gedankenlichtern beleuchten lassen". (In den Briefen a. a. iD. S. 25.) Wir pflichten den: nicht bei und wissen es Moeser Dank, daß er bei allem Rechte, das der Phantasie von ihm eingeräumt ist, den tiefernsten Eindruck des Ganzen nicht durch allzu phantastische Spiele beeinträchtigt hat. Hamerling hatte die an sich löbliche Absicht, den jungen idealistischen Schwärmer möglichst auch auf „die Entfaltung seiner beschreibenden neben der reflexiven Dichtertraft" zu verweisen, und er räth ihm, seine ideale Sehnsucht nicht immerfort in lyrischen Seufzern anszuhauchen und sie, wie er selbst es thue, zu uariiren und zu mastiren, indem er an seinen Ahasver erinnert, in welchem er sogar das directe Gegentheil des Ideals zum Stoff genommen habe. (Ebenda S. ?, 36—37.)
Diese Nachschlage hat Moeser befolgt und keine geringe Anzahl rühmenswerther darstellender Gedichte und Balladen verfaßt. So rechnen wir den schönsten deutschen Balladen das „Lied der Kalnpso" (Ged. S. 227) zu, das in getragenen! edelsten Valladenstile ganz aus dein besonderen Geiste Moesers geboren ist. Ihre öde Güttereinsmnkeit beklagt Kalnpso, die den Laertiaden entsendet, als Fluch, verglichen mit einem kurzen Wonneschauer des Liebesglückes, wie er Sterblichen lacht. Aus eben demselben Geiste ist „Die Frau des Kreuzfahrers", ein Gedicht, das außerdem durch die ganz und gar naive Form ausgezeichnet ist, in der Moeser hier seine Idee gestaltet hat. (Singen und Sagen S. 217.) Ich erwähne ferner „Johanna von Castilien": die Königin in der Gewalt ihrer Liebe null an den Tod des jungen Gatten nicht glauben und glaubt im Wahnsinn, daß er nur schlafe und noch lebe. (Singen und Sagen S. 224.) Schön und innig empfunden ist das Lied vom „Kaiser Max", dem der Abt Trithemius vergeblich das Bild der verstorbenen Maria von Burgund herzaubert, da er nach der Lebenden schmachtet, wie er sie einst besaß, und der Schatten, den er nicht greifen kann, dafür keinen Ersatz bietet. Der herrliche Schluß lautet:

„Ja, grüßte Zauberin der Welt
Ist stllltei Liebe Macht:
Die Lust, die je das Herz sseschwellt,
Tilgt nicht der Zeiten Nacht.
Und wer uns schuf das höchste Olück,
Das Herz hält stets ihn fest;

Und hat? ihn längst der Tod entrückt,
Erinn'mng feiert hochbeglückt
Ein ew'ges Liebesfest."
(Aus der Mansarde S. 184.)
Von den übrigen Balladen geben wir noch die Titel derer, die uns
am vorzüglichsten erscheinen, aus allen 5 Gedichtbänden: „Persepolis",
„Kaiser Augustus und die Sibylle von Tibur", „Kaiser Julians Ende",
„Alarick in Olympia" — wo uns nur die Schlußworte floskelhaft matt
dünken — „Das Lied Vothwells", „Karl I. und der Henker", „Vurg
Fragenstein", „Prometheus", „Das Gastmahl des Skopas", „Pygmalion",
„Agrippina", „Tassilo", „Robert Guiscard", „Lied des Normannen", „Der
Templer auf Cypern" — durch dichterische Kraft vortheilhaft von der ge-
wöhnlichen gegen die Kirchengelübde ankämpfenden Tendenzpoesie unterschieden
— „Columbus", „Das Grab im Passeierthal", „Die Venus des Apelles",
„Kursus", „Die Milesierin"; auch „Sulla vor Athen" sei genannt, da der
Dichter hier eine seinen: Ideale völlig widerstrebende Art von Größe kräftig
erfaßt, obwohl sie leider in der ihr eigenen Naiuetät zu wenig Schönheit
besitzt, um an der Ballade rechtes Wohlgefallen aufkommen zu lassen. Unter
den „Deutschen Kaiserliedern" bezeichnen wir als die schönsten: „Iagdlied
Ottos I.", „Todtenwacht an der Leiche Lothars des Sachsen", „Friedrich II."
und vor Allem „Konradins Abschied von» Vodensee", worin der bedeutende
Gegenstand unvergleichlich schön in Moesers eigenster Geistesart behandelt
ist: Konrndin reißt sich mit schwerem Herzen los von allein süßen Jugend-
glück, von der stillen Zaubermacht von Lied und Minne, weil ihn die
Schatten seiner Ahnen rastlos zu Thaten gen Süden treiben. Als wohl-
gelungene Proben humorvoller Nehandlungsweise nennen nur die in Reim-
paaren schelmisch vorgetragenen Mären „Der Pfnffensack" und der „Jung-
brunnen". (Aus der Mansarde.)
In sehr erfreulicher Weise ist an der geschichtlichen Ballndenpoesie das
Vorbild Hermann Linggs wahrzunehmen, der wie kein Andrer in weiten«
Umfange und großein Stile die Ballade mit der Behandlung großartiger
Geschichtsstoffe vertraut gemacht hat. Nicht immer hat Moeser jenen Meister
in der seelenvollen Innerlichkeit, welche bei ihm die sich nach allen Zeiten
und Zonen versetzende Phantasie begleitet, erreicht und auch mattere
Leistungen geboten, die uns um so mehr leid thun, wenn treffliche Ansätze
durch lahme Stellen oder Abschlüsse verdorben werden. Unter den Balladen
scheinen uns auch „Die Rosse von Mars-la-Tour" nicht gelungen; denn
nach der lebhaften Vergegenwärtigung des Anfanges wirkt die in das Ver-
gangene zurückschweifende Erzählung abschwächend und schleppend, und
schwerfällige Einsätze folgen, so daß das Gedicht mit Freiligraths „Trompeter
von Grauelotte" keinen Vergleich aushält.
Eine Behandlungsart, die Moeser ausnehmend liebt, in der er neben
Trefflichem auch manches Verfehlte hervorgebracht hat, ist es, Menschen,
>.

Geschöpfe oder Dinge in der ersten Person als Einheit oder Mehrheit sprechen zu lassen, wie Schiller in „Kassandra" und „Klage der Ceres". Sehr glückliche Proben sind „Kalnpso", „Konradin", „Frau des Kreuzfahrers". Weniger passend aber scheint es, wenn die Freier Penelopes ihrem Liebesverlangen gemeinsam in einem überdies allzu wortreichen Chorus, dessen vierte Strophe den Inhalt der viel besseren zweiten wiederholt, Ausdruck geben, und wenn gar die stummen Delphine und die fetten Pinguine ihre Stimmen im Chore erheben, so dünkt uns das mehr sonderbar, als wunderbar.

Wir müßten wahrlich die echte Empfindung, die von innen heraus so vielen Gedichten Moesers Form und Schwung giebt, niedriger schätzen, als wir es thun, wenn wir Geist und Gehalt solcher Leistungen ebenso hoch stellen wollten. Ja, Moeser verdient alle die ehrenden Anerkennungen, die wir ihm aussprechen, mit zu gutem Rechte, als daß wir verschweigen dürften, wie alle die Gedichte, in denen wir seinen naturwissenschaftlichen Unterricht genießen, uns kalt berührten und durch die auch hier öfter angewandte beliebte Einkleidung eines Gespräches in erster Person so wenig im Stande sind, für den allzu trocknen lehrhaften Inhalt zu entschädigen, daß sie sich dadurch zuweilen nur um so erkünstelter und steifer ausnehmen. Die äußerlich klangvollsten Verse haben keinen Werth, wenn da Nichts von innen erklingt. Alle solche Stücke, wie „Der Komet" (Singen und Sagen), „Gesang des Weltmeers" (ebenda), „Mondlandschaft" (ebenda), „Die Asteroiden" (Schauen und Schassen), „Die Steinkohle" (ebenda», überschlagen wir gern und möchten nicht die Bedeutung des Dichters nach ihnen bemessen wissen. Freilich sind darüber auch ganz entgegengesetzte Urtheile abgegeben worden, bei denen es mir nur hat scheinen wollen, daß die modernen Stoffe Vielen hier schon allein Grnnd zum Lobe wurden. Was aber ein Dichter aus jedem Stoffe macht, nicht seine Reflexion, sondern der warme Hauch, mit dem er Alles beseelt, allein hat Werth, lind es bedünkt uns immer auf's Neue, daß in Moesers Hand, die manches Harte in weiche Formen preßte, diese Stoffe ungefüge geblieben sind.

Wir setzen, um den Abstand solcher Arbeiten von Moesers echter und eigenthümlicher Dichterart fühlbar zu machen, noch ein wunderschönes Sonett hierher:

„Ihr pflegt des Seufzers Heiben Laut zu schelte»,
Ihr sprecht: Die Welt ist gut: was soll Dein Klagen?
Des Lebens Fahrt schafft köstliches Behagen,
Was macht's, ob wen'ge hie und da zerschellten?
Ich aber sag' Euch, laßt Ihi's gleich nicht gelten:
Brach' anch ein einz'ges Herz nur je mit Zagen,
Fand' ich das All weitllaffend fchon zerschlagen
Und arg zerstört die Harmonie der Welten.

Jedweder Mensch ist eine Welt im Kleine»,
Mit Zwang gebannt in seines Ichs Umgrenzung,
lind sinkt er hin, geht eine Welt zu Grunde!
Und alle Lust auf lveitem Erdenrunde
Schafft nie de» Thränen sühnende Ergänzung,
Die schwergepreßt zwei Menscheuaugen weinen.
Wir haben nun zuletzt noch von den Mitteln, mit denen Moeser seinen poetischen Gehalt ausdrückt und oft wuchtige Gedankenmassen in leichten Wohllaut und dichterischen Schmuck verwandelt, etliche Worte zu sagen. Aus der echten innerlichen Künstlerharmonie des Gehaltes mit der Biegsamkeit einer edlen Sprache und der sicheren Beherrschung der Versarten und Reimwirkungen ist alles Schöne, das wir bei ihm rühmen dürften, geboren. Seine Sonette verdienen wegen ihrer ausdrucksvollen Formfülle und Phantasie zu den besten der deutschen Sprache gerechnet zu werden. Eigenthümlich an ihnen ist, daß der Dichter anstatt der Zweitheilung des Sinnes, wie sie bei deutschen Dichtern im Sonett meist üblich geworden, viel häufiger die Dreitheilung anwendet in Uebereinstimmung mit jener geschichtlichen Entwickelung des Sonetts, die Carriere in seinem Buche „Die Poesie" aufstellt. Seine Oden, in denen er Holderlins Mustern nachstrebte, stehen hinter seinen Sonetten in Nichts zurück; ja Hamerling versicherte, sie diesen sogar noch vorzuziehen. Der Dichter bewährt in der Ode eine eigene Kunst, wie niederbrausende Wasserfälle seine Sätze in satter bedeutungschwerer Wortfülle von Vers zu Vers wie von Fels zu Fels durch eine Strophe hindurchzuleiten, fo das; sie in rasch stürzende!» Laufe gleichfam auf einmal dieselbe ausfüllen. Die Satzccisuren am Ende der Verse stellt er dabei mit richtigstem Formennnn, trennt die Hauptwörter von ihren Bindewörtern und beide miteinander von ihren Vorwörtern auf das Ausdrucksvollste. Eine im Ganzen bewundernswerthe Reinheit der Form zeigen, wie z. B. in den erwähnten Idyllen, die Distichen Moesers. Nichts lastet darin als mühsamer Gedanke, durch und durch hat ihn die Form vertilgt und labt, wie die allnährenden Elemente von Wasser und Luft schier am »leisten, wenn sie in ihrer Durchsichtigkeit ihren reichen Gehalt verheimlicht. Aligreifbare Wortmessungen, die in der sonstigen Schönheit dieser Verse auffallen, sind nur vereinzelt. Eben dieselbe Fonubeherrschung zeigt Moeser dann in den stolz dahinfluthenden Strophen seiner großen Canzonen, von denen er außer den angeführten noch die gedankenvolle Dichtung „An das Glück" (Nacht und Sterne S. 243) verfaßte. Endlich giebt es uon unsere!« Dichter eine Reihe von Ghaselen, die ebenfalls unter die gelungensten deutschen Beispiele dieser Versart gehören. Wegen der überaus reichen Rhythmik seiner Gedichtstrophen zumal in den Balladen, in denen sich Moeser je nach dem bezweckten Inhalt und Ausdruck die Maße selber gestaltet, verdient er die rühmlichste Auszeichnung. Er

hat damit den Sin» für einen getragenen Valladenftil, der uns seit der
Vorliebe der Iungdeutschen für halbprosaische Verse gar sehr abhanden kam,
zugleich mit wenigen anderen wahren Dichtern ungewöhnlich gepflegt.
Von der deutschen Sprache, der er wie Schenkendorf und Rückert
tiefen Dank ausspricht, sagt er:

„Spröde wie Marmor, wohl! Du bist es, aber wie Marmor
Fügst Tu auch willig und leicht Dich in entzückende Form!
Was uns umtönet im All, was Meuschengemüther durchzittert,
Zartes und Mildes, getreu hauchst Du in Worten es nach:
Was Deinen Schwestern gelingt. Tu machst es Dir bildsam zu eigen,
Was Dich als Eigenstes schmückt, bleibt Dein besond'rer Besitz: —
Göttliche Sprache, wie dank' ich dem Glück, das freundlich mich würdigt,
Formend zu künden in Dir, was mir die Muse bcscheert."

(Ged. S. 107.)

Und so hoffen wir, daß Albert Moeser, dessen höchstes Sehnen es ist,
als „würdiger Tempelwächter des Schönen Hort vor Vernichtung zu
schützen und den Weg künftigen Sonnenaaren zu ebnen" (Schauen und
Schaffen S. 89), bald und oft noch Gelegenheit finde, öffentlich diesen
Dank durch bedeutende Dichtungen abzustatten und daß er vielleicht noch
in vorgerückterein Alter manche Gaben seines reichen Selbst entfalten möge,
deren Entwickelung ihm in frischer Jugend versagt war!

# Die militärischen Lehren des ostasiatischen Krieges.

von

ZV. Nogglla von Viebersteln.
— Vieslau. —

5 die Hauptlehre, die aus dein ostasiatischen Kriege abzuleiten ist, stellt sich das Ergebniß dar, daß die Sicherheit des Erfolges im Kriege nur nach den modernen Principieu der allgemeinen Wehrpflicht, der zeitgemäßen Organisation, Bewaffnung, Ausbildung und Führung, sowie angemessener numerischer Stärke und voller Kriegsbereitschaft gebildeten Streitkräften innewohnt, und dieser Grundsatz bedarf, durch die Ereignisse jenes Krieges deutlich illustrirt, keiner ausführlichen Erörterung. Ebenso deutlich aber trat in jenem Kriege die Bedeutung des Uebergewichts zur See für die beiden durch das Meer getrennten kriegführenden Nationen hervor, und daß die Negierung Chinas eine richtige Vorstellung von ihrem Werthe besaß, beweist der Umstand, daß, während es den chinesischen Landheeren zwar nicht an Mannschaft, jedoch an Waffen, Munition, Ausbildung, Disciplin und Führung, kurz fast an Allem fehlte, die Schiffe der Kriegsflotte Chinas, einschließlich ihrer Armirung, denen der Japaner an Offensiv- und Defensivkraft überlegen waren. Die Fahrzeuge der japanischen Flotte waren in Frankreich, England und Holland und mehrere ihrer leichten im Inlande gebaut und sämmtlich seit 1878 in Dienst gestellt. Die chinesischen Schiffe waren in Deutschland und England und nur wenige im Iulande gebaut und sämmtlich seit 1881 im Dienst befindlich. Der größere Theil der japanischen Schisse war von neuer Coustructiou, und die Summe ihrer indicirten Pferdekräfte etwas beträchtlicher als die der chinesischen, nämlich 95793 gegen 90377. Japan besaß 25 kriegstüchtige Torpedoboote von 1299 Tonnen Deplacement

und 12200 Pferdekräften, China 27 von 1810 Tannen und 27600 Pferdekläften. Das Deplacement der chinesischen Flotte betrug erclusive Torpedoboote 53495, das der japanischen 55934 Tonnen, allein das Munitionsgewicht einer einzigen Ladung der chinesischen Schisse betrug 19968 Tonnen gegenüber 14850 Tonnen bei den japanischen. Japan besaß zwar seine schnellen, stark armirten Kreuzer, jedoch Nichts, was den Schlachtschiffen Tschen Duen und Ting Iuen der chinesischen Flotte gegenüber gestellt zu werden vermochte. Allein die japanische Flotte gebot, wie das Landheer über den Vorzug der kriegstüchtigen vortrefflichen Organisation und Ausbildung, wahrend die chinesischen Schiffe verschiedene selbstständige, jedoch nicht einheitlich zu manüvriren im Stande befindliche Organismen, denen es überdies an Ausbildung und Disciplin mangelte, repräsentirten. Dieselben hatten nie gemeinschaftlich in See manövrirt. Der Verlauf des Kampfes zur See ließ anfänglich die in ihm gewonnene Ueberlegenheit der Japaner als ihren schnellen gut armirten Kreuzern zu verdanken erscheinen; allein deren einheitliche geschickte Verwendung und die Fehler in der Führung, sowie die sonstigen Mängel der chinesischen Flotte wurden schließlich als die entscheidende Ursache des Sieges der Japaner zur See erkannt.

Die anfänglich aus der Schlacht am 3)alu gezogene Lehre, daß rasche, stark armirte Kreuzer von bedeutendem Tonnengehalt einer Flotte, auch ohne eigentliche Schlachtschiffe, das Uebergewicht zu geben vermögen, erwies sich daher als allgemein gültiges Axiom als hinfällig. Dagegen wurde die Lehre von deni Uebergewichte, welches die Ueberlegenheit zur See gewährt, die neuerdings mit dem klassischen Werke Kapitän Mahans wieder in den Vordergrund getreten ist, in dem Kriegsfalle zwischen Japan und China, wo es sich zuerst um den beiderseitigen Seetransport der Streitkräfte nach dem strittigen Object, der Halbinsel Korea, handelte, ganz besonders illustrirt und bestätigt. Diese Bestätigung erscheint jedoch bei der heute hier und da beliebten Übertreibung ihrer Consequenzen für große wesentlich continentale Mächte nicht ohne Gefahren. So würde Deutschland z. B., wenn es etwa durch Schaffung einer Flotte ersten Ranges die Herrschaft zur See gegenüber einer der ersten Seemächte anstreben wollte, sich wirthschaftlich offenbar ruiniren und damit außer Acht lassen, daß die Entscheidung für Kriege, in Anbetracht seiner weit überwiegend continentalen Stellung, bei seinen Landheeren ruht.

In dem ostasiatischen Kriege lag es dagegen von Anfang an auf der Hand, daß die einzige Chance Chinas in dem zu erringenden Uebergewicht auf der See bestand, da Japan seine Streitkräfe zur See nach der koreanischen Küste zu transportiren genöthigt war oder die chinesischen Geschwader und Küsten mit seiner Flotte anzugreifen vermochte. Der Kriegsplan Chinas mußte daher darin bestehen, sofort seine sämmtlichen Geschwader zu vereinigen, die japanische Flotte zur Schlacht zu veranlassen zn suchen und sich

auf die stärkere Armirung und überlegene Defensivkraft der chinesischen Schlachtschiffe zu verlassen. Es war unvermeidlich, daß schließlich eine entscheidende Seeschlacht stattfinden mußte, und sie konnte nicht lange aufgeschoben werden. Entweder China oder Japan mußte die See beherrschen. China war dabei in der Lage, zu der ihm gelegenen Zeit und in der ihm angemessen erscheinenden Weise die Schlacht zu suchen. Im Zeitalter des Dampfes aber vermochte der Kampf zweier Flotten, die sich die Herrschaft zur See streitig machen, nicht lange anzustehen. Die Herrschaft auf Korea war gegenüber derjenigen auf dein Meere bei der gegebenen Kriegslage zunächst nebensächlich, und die erster« wurde für China durch die letztere bedingt. Ueberdies vermochte dasselbe allerdings Korea auf den: zu seiner Gesammtvertheidigung zu zeitraubenden Landwege zu erreichen, Japan dagegen nur zu Wasser. China begann jedoch den Krieg mit dem eiligen Seetransport von Truppen nach Korea und beging den Fehler, zu übersehe«, daß seine Transportschiffe von nur 34789 Tonnen der chinesischen Handelsmarine, gegenüber den japanischerseits gecharterten Transportschiffen von 104890 Tonnen, völlig unzureichend waren. Es beging ferner den Fehler, anstatt sofort mit allen seinen Kriegsschiffen die japanische Flotte aufzusuchen, um die unvermeidliche Entscheidung herbeizuführen, einein Kampfe ausweichend, Truppentransporte nach Korea dein von Japan gewählten Kriegsschauplatz, in Concurrenz mit einem Gegner zu senden, dessen Operationslinie zur See dorthin kürzer und dessen Transportmittel dreimal so zahlreich waren. Es fehlte somit gegen die Anforderung, das entscheidende Moment in der Kriegslage richtig zu erkennen, die eigenen Kriegsmittel im Verhältnis) zu denen des Gegners richtig zu beurtheilen und die Streitkräfte zusammen zu halten und nicht zu zersplittern. Seine Truppentransportversuche mißlangen mehr oder weniger, schwächten seine Kriegsflotte und führten zu der völligen Niederlage am Dalu, die den größten Theil der chinesischen Flotte vernichtete und über die Herrschaft Iapaus zur See für die Dauer des Krieges endgiltig entschied. Die überlegen manövrirende und geführte und an Schnellfeuergeschützen auch überlegen armirte japanische Flotte verlor kein einziges ihrer Schisse, wenn auch die »leisten schwer gelitten hatten und einige stark beschädigt wareu. Allein die Schlacht am Aalu lehrte, daß die chinesischen Panzerschlachtschiffe Tschen Uuen und Ting Iuen bis zu Ende des Gefechts ihre schweren Geschütze unbeschädigt behielten, und daß es selbst den schwersten 12,6 zölligen Geschossen der japanischen Schiffsgeschütze nicht gelungen war, ihre gepanzerten vitalen Theile zu beschädigen. Ihr Oberdeck war von den Geschossen der kleinen Schnellfeuersseschütze der Japaner durchfurcht, und das Holzwerk beider in Brand geratheu, allein ihre Maschinen, Magazine und schweren Geschütze waren noch in der Verfassung, um den Kampf fortsetzen zu können. Der Ting Duen wurde während der Schlacht 159 Mal, der Tschen Duen 220 Mal getroffen, der 14,8zöllige Panzergürtel des ersteren 11 Mal,

nlit 5,5 Zoll Eindringungstiefe, seine 12 zölligen Geschützthürme 6 Mal
,nit 3,2 Zoll Eindringungstiefe; der Gürtel des Tschen Yuen 7 Mal und
seine Geschützthürme 12 Mal mit 5,5 Zoll Eindringungstiefe. Der japanische
Admiral vermied es, da er die Ueberlegenheit der beiden chinesischen Schlacht-
schiffe kannte, näher wie 4000 m an dieselben heranzukommen, umfuhr
die feindliche Flotte in einer Ellipse und concentrirte sein Hauptfeuer auf
die schwächeren Schiffe der Chinesen, die die Flügel ihrer Schlachtlinie
bildeten. Dieselben wurden vernichtet; die japanischen Fahrzeuge aber ent-
gingen diesem Schicksal, da die chinesischen Artilleristen weder zu zielen ver-
standen, noch über genügende Munition verfügten. Die chinesischen Geschütze
waren mit panzerdurchschlagenden Granaten ausgerüstet und hatten nur je 3,
nach anderen Berichten 15, gewöhnliche Granaten zum Gebrauch gegen un-
gepanzerte Schiffe, wie dies die japanischen größtentheils waren. Die
ersteren durchschlugen die japanischen Schiffe, ohne zu erplodiren, die letzteren
erplodirten dagegen, wo sie trafen, wie der Matsushina dies erfuhr, mit
vortrefflicher Wirkung. Mit ihren Schnellfeuergeschützen überschütteten dagegen
die Japaner das Deck und die Masten :c. der feindlichen Fahrzeuge mit
einem Hagel von Projectilen, und 2 Stunden nach Beginn des Gefechts
war es an Bord der chinesischen Schiffe unmöglich, ein Signal zu geben, da
alle Signalstangen weggeschossen waren. Schiffe beider Flotten wurden in
Brand geschlissen, und mehrere der chinesischen sanken; allein den im Lösch-
wesen geübten Japanern gelang es, das Feuer auf den ihrigen zu ersticken.
Ungeachtet des den erwähnten besonderen Umständen zuzuschreibenden
Verlustes der Schlacht für die Chinesen, bietet dieselbe die Lehre, daß im
Kampfe in See das Panzerschlachtschiff vor jedem anderen die Ueberlegen-
heit besitzt, während andererseits die vermehrte Ausrüstung aller Flotten mit
Schnellfeuergeschützen, sowie die Vermeidung jeglichen Holzwerks an Deck und
sonstigen ungeschützten Theilen das Folgeergebniß des Kampfes war und es
sich zeigte, daß überlegene Manüurirfähigkeit, Ausbildung und Führung einer
schwächeren Flotte den Sieg über eine stärkere davonzutragen vermögen.
Für die Anwendung des Sporns, der überhaupt in den künftigen See-
schlachten nur sehr selten und im Nothfalle, sowie bei besonderer sich
bietender Gelegenheit zur Verwendung zu gelangen bestimmt erscheint, bietet
die Schlacht am 3>alu gar keinen Anhalt, da beide Flotten in Anbetracht der
großen Entfernung, auf die der Kampf geführt wurde, nicht auf Nammdistanz
aneinander kamen.
Ein kampfunfähig gemachtes verlorenes chinesisches Schiff beabsichtigte
zu rammen, sank jedoch, bevor es den Gegner erreichte. Dagegen hat
sich, was immer deutlicher aus den späteren Berichten hervortrat, die
Ueberlegenheit des Schlachtschiffes über den Kreuzer deutlich documentirt.
Auch betreffs der Verwendung der Torpedoboote wurden am Dalu keine
Erfahrungen gemacht, da nur 3 chinesische Torpedoboote und lein japanisches
dort vertreten waren. Eins jener Boote feuerte zwar 3 Torpedos gegeu

den Saitio Maru ab, verfehlte jedoch das Ziel. Dagegen erwies der Kampf bei Wei-Hai-Wei den Werth der Torpedoboote. Die Japaner führten während desselben 2 nächtliche Angriffe mit 10 und 5 Torpedobooten aus; bei dem ersten wurden 2 außer Gefecht gesetzt, und 2 sanken; allein das Schlachtschiff Ting Iuen wurde zum Sinken gebracht. Beim zweiten Angriff wurden ein chinesischer Kreuzer, ein Kanonenboot, ein Schleppboot und ein Schooner zum Sinken gebracht, und eins der japanischen Boote, dem das Steuer brach, verfehlte den Eingang zum Hafen. Die Panzerschisse Tschen Iuen und Ting Duen leisteten bei Wei-Hai-Wei kräftigen Widerstand; der Letztere wurde zwar, wie erwähnt, zum Sinken gebracht, allein der Erster« widerstand 4 Tage hindurch dem Feuer der von den Japanern besetzten chinesischen Forts. Die Marine-Etablissements, wie Werften und Docks, sowie die Geschütz- und Gewehrfabriken beider Staaten waren, namentlich in Japan, den Bedürfnissen entsprechend vorhanden. Dagegen waren die japanischen Anstalten für die Ausbildung des Flottenpersonals den chinesischen bei Weiteni überlegen.

Diese in beiden Beziehungen erwiesene Ueberlegenheit bietet nebst den Resultaten der Schlacht am Dalu eine ernste Lehre für China, in welchen Richtungen sich das Retablissement seiner Marine zu bewegen hat: allein auch die Japaner werden, wie ihr neues Flottenbauprogramm beweist, in ihren Anstrengungen nicht zurückbleiben, um die zur Zeit errungene Herrschaft zur See in den ostasiatischen Gewässern China gegenüber zu behaupten.

Im Besonderen ergab sich aus dem Kampfe am Jalu, daß die Schutzwaffen, wie z. B. der Panzer, die Niederlage nur aufhielten und die Angriffswaffen, hier namentlich die Schnellfeuergeschütze, den Sieg verliehen. Die Panzerungen haben daher viel genützt; sie gaben dein Schlachtschiffe die Ueberlegenheit über jedes andere und können daher bei Schlachtschiffen nicht entbehrt werde»; allein von manchen Fachmännern wird heute die Ansicht vertreten, daß das inoffensiv wirkende Gewicht des Panzers wirksamer durch den Ersatz an Artillerie auszunutzen sei. Diese Ansicht scheint uns nicht zutreffend; denn solange der Panzer wirksamen Schutz gegen die feindliche Artillerie verleiht, werden weniger Geschütze hinter seiner Deckung, als der Gegner hat, bei im Uebrigen gleichen Verhältnissen, auf die Dauer die Ueberlegenheit über denselben gewinnen.

Der Rumpf der Schiffe litt zwar wenig, dagegen wurden Oberbau, Masten:c. häufig fast ganz zerstört, und die Fahrzeuge mit Ausnahme der beiden chinesischen Panzerschiffe dadurch kampfunfähig. Hieraus aber resultirt die Lehre, das „todte Werk" einzuschränken und beim Oberbau weicheres Material zu bevorzugen, was überall durch Eisen und Stahl zu schützen ist. Ferner Beschränkung aller brandfähigen Stoffe auf das Mindeste und Vorrats) von zahlreichen Loschvorkehrungen.

Die Fahrtgeschwindigkeit der Sckiffe hat sich, wie zu erwarten, als

ein wichtiger Factor erwiesen, sie bietet den Fahrzeugen die Möglichkeit,
sich mißlichen Lagen zu entziehen; sie kann bei überlegener Geschützarmirung
den Panzer unter Umständen entbehrlich machen und gestattet die Wahl der
Schußweite. Die Palme des Erfolges der Japaner gebührt der zerstörenden
Wirkung der Artillerie, und der Kampf zwischen ihr und dem Panzer, zur
Zeit zu Gunsten des letzteren stehend, dürfte seine weitere Fortsetzung
finden. Die Panzerdoppelthürme mit Zwillingsgeschützen erwiesen sich,
schon der Erschütterung des Schiffs beim gleichzeitigen Feuern mit beiden
Geschützen halber, als ganz unzweckmäßig. Lange, auch in» Nucken gedeckte
12 eni Geschütze mit großer Anfangsgeschwindigkeit werden statt der
schweren Geschütze befürwortet. Rationelle Vertheilung der Geschütze und
Munition, keine Anhäufung derselben, hat sich als nothwendig erwiesen,
da dadurch einerseits die Offensivwirkung des Schiffes gesteigert und an-
dererseits die Sicherung seiner Geschütze gegen Explosion benachbarter
Munitionsvorräthe erhöht wird. In der Schlacht am Jalu betrug die
durchschnittliche Gefechtsdistanz, nachdem die Einleitung des Feuers chinesischer-
seits auf 4000 m, japanischerseits auf 3000—3500 m erfolgte, 1500 bis
2000 m. Diese Entfernung wird daher als die bei der Bestimmung
der ballistischen Verhältnisse der Geschütze zu Grunde zu legende bezeichnet
und das Verlangen nach Geschützen von großer Anfangsgeschwindigkeit,
die auf diese Entfernungen genaues Treffen gestattet, von den Fachmännen»
ausgesprochen.

Was die taktischen Verhältnisse betrifft, so hat sich, soweit dieselben
aus der Schlacht an: Jalu und dem Kampf bei Wei-Hai-Wei hervortraten,
auch bei den militärisch minderwerthigen Flotten wie europäische, die Ueber-
legenheit der Offensive unzweifelhaft eliviesen. Die chinesischen Schiffe
blieben passiv in rein artilleristischer Defensive, während die Japaner
manövrirten und daher ihre Ueberlegenheit gegen die schwächeren Punkte
des Gegners zu concentriren verstanden. Immerhin aber ist bei den
Folgerungen aus jenem Kampfe zu berücksichtigen, daß sich hier 2 Flotten
von größter Ungleichheit an Ausbildung, Führung und Disciplinirung
gegen übertraten, von denen die eine nicht im Mindesten, die andere nur
in gewissem Maße mit den vortrefflich geschulten, armirten und aus-
gerüsteten Flotten zweier moderner europäischer Seemächte 'N vergleichen
waren, so daß jene Kämpfe nur eiu sehr unvollkommenes Bild von denen
zu liefern vermögen, die sich voraussichtlich zwischen zwei derartigen Flotten
in einem knnftigen Seekriege abspielen dürften.

Der Kampf um die Herrschaft zur See, für die die Kämpfe bei
Wei-Hai-Wei irrelevant und nur ergänzend waren, bildete, wie wir sahen,
den ersten mit der Schlacht am Mlu abschließenden Act des ostasiatischen
Krieges, und es handelte sich nach ihm um denjenigen der beiderseitigen
Landheere. Auch der letztere war reich an belehrenden Momenten. Die
Ueberlegenheit der Iapaver an Ausbildung, Disciplin, Bewaffnung, Ans-

rüstung, Führung und in den ersten Schlachten auch an numerischer Starte, sowie an Kriegsvorbereitung und Schlagfertigkeit, feierte in demselben Triumphe über das gänzlich verrottete Kriegswesen Chinas. Allein es hieße zu weit gehen, wenn man aus den allerdings vernichtenden Niederlagen Chinas bei einer derartigen Verfassung seiner Armee die Lehre ziehen wollte, daß dieses Land auch künftig nicht im Stande sein werde, ein Achtung gebietendes tüchtiges Heer zu schaffen und aufzustellen. In der Schlacht bei PöngHang und am Ualu, sowie bei Wei-Hai-Wei fochten die Chinesen tapfer, in den späteren Landschlachten standen sie unter dem demoralisirenden Einfluß der ersten schweren Niederlagen und der Neberzeugung, dem Gegner in keiner Hinsicht gewachsen zu sein. Die Chinesen haben sich in ihren Kämpfen untereinander als ein kriegerisches, und wenn von amerikanischen und europäischen Offizieren ausgebildet und geführt, gute militärische Eigenschaften entwickelndes Volk gezeigt. Ihre von dem Amerikaner Ward geschulte und später von Gordon geführte „stets siegreiche Armee" warf die Rebellion der Taipings erfolgreich nieder, und hinsichtlich einer einmaligen dennoch von ihr erlittenen Niederlage bemerkte Oberst Gordon: „Die chinesischen Truppen benahmen sich so, wie tapfere Soldaten es unter diesen Umständen thun mußten, sie hielten, dem heftigen Feuer eines verdeckt stehenden Feindes ausgesetzt, das Schlachtfeld 8 Stunden, und 4—5000 Chinesen, sowie 20 der 43 sie führenden europäischen Offiziere wurden getödtet oder verwundet.

Allerdings bedarf es zur Reorganisation des chinesischen Heeres einer vollständigen fundamentalen Umwandlung des ganzen bisher geltenden Systems und namentlich seiner Hochstellung in der Achtung und dem Ansehen der Nation, die ihm bis jetzt vollständig fehlte. Wie sollte man von von der Bevölkerung verachteten, noch dazu schlecht oder gar nicht bezahlten, nicht selten seitens der Generale betrügerisch verpflegten, schlecht bewaffneten und ausgerüsteten Soldaten, zun: Theil aus Gesindel und der Hefe der Bevölkerung bestehend, wenn die Verhältnisse ferner so blieben, kriegerische Leistungen der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer bei Strapazen und Entbehrungen erwarten? Die Lehre, die der Krieg für China zeitigte, besteht jedoch nicht nur in der Anforderung der vollständigen Neu- und Ausbildung seines Heer- und Marinewesens, sondern auch iu der Entwickelung der übrigen strategischen Momente, die die erfolgreiche Führung eines Krieges vorbereiten helfen. Es sind dies ein zweckmäßiges System der Conscription, denn das 300 Millionen-Reich scheint, so segensreich auch dieselbe auf den lethargischen Koloß einzuwirken vermöchte, der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu bedürfen, da einige 100000 Mann gnt geschulte, durch Conscription gewonnene Truppen im Verein mit einer erneuerten und verstärkten Flotte ausreichen dürften, Japan und Rußland in jenen Breiten in Schach zu halten. Ferner die Entwickelung des Eisenbahnnetzes, die nicht nur den Operationen und dein Nachschub der chinesischen Streitkräfte im Kriegsfall,

sondern wesentlich auch der Förderung der Productionsfähigkeit des weiten Reiches zn Gute kommen und damit auch indirect seine Kriegsbereitschaft fördern würde. Ein völlig anderes Erziehungssystem der Nation stellt sich ferner als ein aus den Kämpfen hervorgehendes Bedürfniß dar, damit Wehr- und Mannhaftigkeit an Stelle von todter Wissenaufspeicherung und rein theoretischer Gelehrsamkeit ohne die folgende praktische Nutzanwendung im Leben treten. Daß das chinesische Landheer neuer Waffen, sowie der Schulung mit ihnen, und die Marine eines neuen Schiffs- und Geschühmaterials, sowie einer anderen Ausbildung bedarf, erfordert keine nähere Beweisführung. Allein auch Japan sieht sich, um dem zweifellos mit der Zeit nach Wiedergewinnung seiner vormaligen Suprematie strebenden niedergeworfenen gewaltigen Nachbarreiche hinsichtlich des Kriegswesens gewachsen zu bleiben, zu erneuten gewaltigen Anstrengungen für die Verstärkung von Heer und Flotte veranlaßt, so daß wir im Osten der alten Welt vor einem ähnliche» Wettstreit der Rüstungen stehen, wie im Westen derselben nach dein französisch-deutschen Kriege. Das japanische Heer hat sich mit der erfolgreichen Führung des an Siegen reichen Krieges als eine nach europäischein Vorbilde trefflich geschulte Armee erwiesen. Der Leiter seiner Operationen verfuhr, wie namentlich aus der Hauptschlacht des Krieges, der von Pöng Mng hervortritt, nach den Grundsätzen Napoleons und Moltkes. Es gelang ihm nicht nur, den in Defensivstellung befindlichen Gegner von 3 Seiten umfassend, anzufallen und zu schlagen, sondern auch eine erdrückende numerische Ueberlegenheit, 60()<X) gegen 22M0 Mann, gegen denselben zu vereinigen. Auch die Vorbereitungen zum Kriege waren mustergiltige, und namentlich der Truppentransport, die Ausschiffung und die Etablirung der Etappen-Linien. Bei alledem darf man nicht außer Acht lassen, daß Japan sich einem in jeder Beziehung völlig minderwerthigen Gegner gegenüber befand, und daß daher der Feldzug auf Korea und Ljcwtong und der Seekrieg keinen genügenden Maßstab für die Kriegstüchtigkeit von Japans Armee und Flotte einein europäischen Gegner gegenüber, wie z. V. Rußland, bieten.

In strategischer und taktischer Hinsicht bietet namentlich der Krieg znr See, bei welchen, zum ersten Male modern bewaffnete, gebaute und ausgerüstete Flotten einander gegenübertraten, eine Fülle gesammelter Erfahrungen, deren wir bereits gedachten; was die Landoperationen jedoch betrifft, so sind taktisch neue Momente in ihnen kann: hervorgetreten, sie haben bestätigt, daß auch ein Heer mit wenig Cavallerie, wie das japanische, allerdings unter empfindlicher Einbuße an Aufklärung und Sicherheit, den Sieg allein mit der Infanterie und Artillerie zu erringen vermag, indem Japan die Feuerwirkung dieser beiden Waffen auf weite Distanzen ausnutzte und alsdann mit den schlecht bewaffneten und schießenden chinesischen Truppen leichtes Spiel und geringe eigene Verluste bei beträchtlichen des Gegners hatte. Das mangelhafte Eingreifen der nicht ohne Brnuonr ngirenden

,^

chinesischen Cavallerie in dein Kampfe bei Pöng Jung bewies von Neuein deutlich, daß diese Waffe im heutigen Gefecht gegen unerfchütterte Infanterie Nichts auszurichten vermag. Ein neues, zwar mehrfach schon in Vorschlag gebrachtes Moment bildet der vielfach nächtliche Anmarsch der Japaner und der Veginn der Gefechte im ersten Tagesgrauen. Mit Erfolg wurde dieses Verfahren offenbar, um die Einsicht des Feindes in die eigenen Bewegungen zu verhindern und um starke Verluste durch das feindliche Feuer zu verhindern, von ihnen durchgeführt. Immerhin bleibt die Schonung der Kräfte der Truppen dabei sehr zu berücksichtigen und muß denselben eine vorhergehende auskömmliche Nachtruhe gewährt werden. Die Nepetirgewehre und die Geschütze der Japaner bewährten sich im Feldzuge, ihre Bekleidung und Ausrüstung erwies sich jedoch für einen Winterfeldzug, namentlich in den hohen Breiten der Mandschurei, als nicht ausreichend, und warme Winterkleidungsstücke und Pelze mußten herangeschafft werden. Der Winterfeldzug bedingte überdies eine Ausrüstung des gesammten an ihm betheiligten Heeres mit Schlitten für den Nachschub der Avprovisionirungs- und sonstigen Vorrcithe. Mit einem Wort, Japan sah sich genöthigt, dem Beispiele der Engländer bei ihren Expeditionen in den verschiedensten Gegenden der Welt zu folgen und für den Winterfeldzug in der Mandschurei in mehrfacher Beziehung eine neue Ausrüstung seiner Armee eintreten zu lassen.

Auf dein Gebiete des Kampfes um Feldbefestigungen uud des Festungskrieges wurden keine besonderen neuen Erfahrungen gemacht, da die Chinesen die ersteren sowohl mangelhaft ausführten, wie fast gar nicht vertheidigten, und da auch die Vertheidigung Port Arthurs eine fo schwache und fehlerhafte war, daß eine artilleristische Beschießung aus japanischen Feldgeschützen unter Mitwirkung der Torpedoboote im Hafeneingange genügte, um den sehr starken Platz zu Falle zu bringen.

Das Sanitätswesen zeigte sich im japanischen Heere gilt, vielleicht jedoch für einen Winterfeldzug nicht' ausreichend orqanisirt nnd bei der chinesischen Armee bis auf das Vorhandensein einiger Quacksalber und Aerzte gar nicht entwickelt. Die Benutzung des Eisenbahnnetzes gelangte japanischerseits nur für die Versammlung der Streitkräfte zum Seetransport und für den Nachschub bis zur eigenen Küste zur Verwerthung. In China fehlte dieselbe bis auf die knrze Strecke Tsientsin-Schan-hai-kwan gänzlich. Der Feldtelegraph functionirte bei der japanischen Armee mit Nutzen. Kriegslnftballons gelangten nicht zur Anwendung. Der Umstand, baß die Früchte so vieler Siege Japan schließlich durch die Intervention der fremden Mächte zum großen Theil aus der Hand gewunden wurden und ihm nur das schwer zu pacificireude Formosa, die Pescadoren und eine Kriegsentschädigung und das heute erloschene Besatzungsrecht auf Liaotong blieben, enthält die Lehre, daß uerhältnißmäßig kleine und nicht besonders mächtige Staaten ihre Siegespreisansprüche den Interessen der übrigen an ihren

^

Kriegserfolgen interessirten Nationen anzupassen haben und daher gut thun, dieselben vor dein Friedensschluß reiflich abzuwägen, um nickt spater empfindlichen Einschränkungen ausgesetzt zu sei«. Andererseits aber war der politische Moment von Japan zur Führung des Krieges gut gewählt, da es sowohl seine militärische Superiorität über China in zwanzigjähriger Schulung vorbereitet hatte und seiner Erfolge gewiß sein durfte, wie auch Rußland noch in verhältnißmäßig schwacher Position sich gegenüber sah, da der Vau der sibirischen Bahn noch nicht vollendet ist. War das letztere jedoch der Fall, so gebot voraussichtlich eine russische Intervention dem Siegeslauf der Japaner bereits nach den Schlachten von PongHang und am Dalu Einhalt. Von den Erfolgen des Krieges ist schließlich eine Aufrüttelung des chinesischen Kolosses aus seiner Lethargie und ein Hinweis desselben auf die Aufgaben europäischer Cultur zu erwarten, mindestens zu hoffen und damit die culturelle Weiterentwickelnng eines Drittels der Gesammtbeuölkerung der Erde, sowie noch unübersehbare Folgen für den Handel nnd die Industrie der beiden betheiligten Länder und Europas.

.^D^.?,^"),^'^^,>

# Der ^ampf um den Erdball.

von

Alexander Lille.

— Glasgow. —

^enn man heute Heerschau hält über die Menfchenmassen, die sich gegenwärtig in hartem Wettbewerb die Erdoberfläche streitig machen, bald ostwärts, bald westwärts wogen und einen nie ausgefochtenen wirthschaftlichen Kampf um die Gewinnung der Daseinsmittel kämpfen, da heben sich aus all den bunten Stämmen und Völkern drei große Massen hervor: Mittelländer, Mongolen und Wollhaarige. Vo» den 1500 Millionen Erdenbewohnern kommen auf sie 500, 700 und 300 Millionen. Die wollhaarigen Nassen haben ihre Rolle ausgespielt. Einst die einzige Bevölkerung eines ganzen Erdtheiles und großer Theile eines anderen, besonders mancher Nieseninsel in heißen Meeren, sind sie infolge ihrer geringen Leistungsfähigkeit und geistigen Unterlegenheit seit Jahrhunderten in» Rückgang begriffen, und heute läßt sich bereits mit Sicherheit der Zeitpunkt bestimmen, in dem, das Fortdauern der augenblicklich vorhandeien Bedingungen vorausgesetzt, Papua uud Hottentotte, Kaffer und Neger von der Erde verschwunden sein werden. Die neuerdings erfolgende Verdichtung der Negerbevölkerung iu den Sndstaaten der amerikanischen Union im L1n«K Lelt von Carolina und Georgia, Alabama Mississippi, Louisiana, Deras und Arkansas, darf daran nicht irre machen, denn selbst die Vermehrnng dieser sieben Millionen Neger hält mit der Vermehrung der Weißen keineswegs Schritt. Nach der älteren sogenannten humanen Anschauung wurden diese Verhältnisse vielfach bedauert oder doch mit lebhafter Theilnahme betrachtet, gelegentlich auch als Frevel verschrieen, aber seit Darwin wissen wir, daß Kampf das eigentliche Lebenselement

ist und daß es das natürliche Recht des Stärkeren und Hüherorganisilten ist, den Niedrigeren zu verdrängen. Und an diesen« Naturrecht vermag keine gefühlsselige Mitleidsmoral Etwas -,u ändern. Allenthalben im Reiche des Lebendigen herrscht dasselbe Gesetz: wie sollte der Mensch allein so bescheiden — oder so eingebildet — sein, von ihm eine Ausnahme machen zu wollen?

Ist der Untergang der wollhaarigen Nasse besiegelt, so bleiben in den großen Völkerverdrängungskämpfen, die zu allen Zeile» den Kern der geschichtlichen Entwicklung gebildet haben, und im Vergleich zu denen Kriege nur ein durchaus untergeordneter Factor sind, nur noch zwei Gegner auf dein Plan: Mittelländer und Mongolen, beides zwei gewaltige Menschen- müssen, aber jene doch vor Allem durch ihre höhere körperliche Leistungs- fähigkeit und durch ihre höhere Geisteskraft gestützt, diese allein in ihrer Menge ihr Schwergewicht findend. Noch vor drei Jahrhunderten standen die Mongolen unbestritten an der Spitze der Menschheit, wenn man sich nicht durch Poreingenommenheit zu Gunsten der Miltelländer den Blick trüben läßt. Bis dahin folgte eine Machterweiterung, eine Eolonisirung neuer Landstriche durch sie der anderen. Bis dicht unter die Thore der mittelländischen Civilisation im Westen Europas drangen Mongolen- massen, und es ist das geschichtliche Verdienst des deutschen Stammes, diese Stürme zurückgeschlagen zu haben. Die asiatischen Arier ließen sich verhältnißmähig leicht beiseite schieben, aber an den durch ein rauheres Klima gestählten europäischen Ariern brach sich schließlich die mongolische Sturmfluth, und seitdem geht es mit den Schlitzaugen und Schlaffhallren unaufhaltsam rückwärts. Asien ist ihr eigentliches Reich wie ihre Wiege, und auf Asien beschränkt sich ihre Ausdehnung immer mehr. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo Europa die letzten paar Millionen Osmanen abschütteln und nach Asien zurückwerfen wird, noher sie ge- kommen sind. Kein mongolisches Heer hat sich dauernd in den letzten Menschenaltern gegen mittelländische Kriegerschaaren zu halten vermocht, und noch viel weniger, und das ist der entscheidende Punkt, hat türkischer Gewerbefleiß mit mittelländifchem concurriren können. Immer mehr werden die europäischen Mongolen von den unter ihnen wohnenden Mittelländern aus der Arbeit und damit aus dem Brote verdrängt. Nur das Verdrängen aus dem Dasein bleibt noch übrig.

Die stückweise Abschüttelung des Mongolenlhums von Europa aber ist nur eine Kleinigkeit im Verhältnis; zu einein anderen Vorsprung, den die Mittelländer in den letzten drei Jahrhunderten den Mongolen abgewonnen haben. Derselbe besteht in der colonialen Besetzung des Gebietes der wollhaarigen Nassen und der amerikanischen Mongolen. Mit dein end- giltigen Verschwinden derselben wird dieses gesammte Gebiet in die Hände der Mittelländer fallen, und damit werden diesen vier Erdtheile gehören. Die Mongolen werden auf Alien beschränkt bleiben, obgleich sie auch dessen

Besitz heute mit 100 Millionen Ariern theilen. Allerdings sendet die mongolische Nasse seit Kurzem einen schwachen Einwandererstrom nach Amerika und Australien, aber zu dauernder Colonisation scheint sie es nicht zu bringen. Nach Erwerbung eines kleinen Vermögens kehren die Auswanderer mit geringen Ausnahmen zurück. Ueberdies sind die Mittelländer den Mongolen als Colonisatoren so stark überlegen, daß überall, wo Beide in dieser Hinsicht in Wettbewerb treten, diese unterliegen. Unter den vier Nassen, in welche die Mongolen-Art zerfällt, den Indochinesen, Koreojapanern, Altajern und Uraliern, nimmt die koreojapanische Nasse fraglos den höchsten Nana, ein, nicht nur ihren anthropologischen Rassenmerkmalen nach, sondern auch nach ihren Leistungen. Und die enge Zusammengehörigkeit der Koreaner und Javaner hinsichtlich ihrer Abstammung erst macht die hartnäckigen Bemühungen verständlich, die Japan seit Jahrhunderten um die Einverleibung Koreas in sein Neich gemacht hat! Eben haben die zwei mongolischen Hauptreiche Ostasiens einen blutigen Strauß mit einander cmsgefochten, und 40 Millionen Japaner haben 350 Millionen Clnnesen auf allen Punkten entscheidend geschlagen. Das kleine Inselreich Ostasiens, das mongolische Großbritannien, hebt stolz sein Haupt als die mongolische Vormacht Asiens. Allerdings hat es seine Kräfte nur erst an einem stammverwandten Gegner und noch nicht an einem mittelländischen Volke versucht, aber sein Sieg ist darum doch ein entscheidender. Ist dieser Eieg von Mongolen über Mongolen, oder vielmehr der rasche Aufschwung japanischer Volkskraft unter mittelländischein Cultureinfluß, der die Kräfte geschassen hat, die diesen Sieg gewonnen haben, der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung der Mongolen nach oben, oder nur eine Sturzwelle, die bald wieder in dem unendlichen Mongolenmeer verebbt? Daß die Annahme einer fremden Cultur sehr wohl den Anstoß zu einem solchen Aufschwung eines Volkes geben kann, ja daß sie ihn eigentlich immer gebildet hat, lehrt uns die Geschichte auf jeder Seite. Babylon ward groß durch egyptische Eultur, Griechenland durch egyptische und phönizische, die Nomanen durch griechische, die Germanen durch romanisch-hellenische — warum sollten die Mongolen nicht durch mittelländische Cultur groß werden können? So ständen nur doch vielleicht vor einem Wendepunkte der Völkergeschichte? Nietzsche spricht davon, daß das neue Jahrhundert uns den Zug zur großen Politik bringen werde — ist das vielleicht ihr Anfang? Ehe man diese Frage mit einem Ja beantworten könnte, bedürfte es mindestens erst einer Kräftemessung zwischen diesen beiden Arten: Mittelländer und Mongolen. Diese Kräftemessung aber wird menschlicher Voraussetzung nach nicht mit Kanonen und kleinkalibrigen Gewehren ansgefochten werden, sondern durch die Leistung schwieliger Hände und die Kraft der Lenden auf beiden Seiten, durch die beiden Kräfte, die zu allen Zeiten Geschichte gemacht haben, welchen anderen Umständen menschlicher Unverstand auch sonst die großen Ereignisse im Wechsel der Völkerschicksale zugeschrieben hat; denn das Ge-

schick eines Voltes bestimmt sich und hat sich immer bestimmt durch die
Wechselwirkung seiner Arbeitskraft und seiner Zeugungskraft, und wenn
man diese in Betracht zieht, da erscheint die Stellung der Mongolen keines-
wegs derjenigen der Mittelländer auch nur gleich.
Ernst Häckel hat einmal ausgeführt, wie die mittelländische Art sich
gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet und die meisten übrigeil Menschen-
species im Kampfe um's Dasein überwindet. In körperlicher wie in geistiger
Beziehung kann sich keine andere Menschenart mit der mittelländischen
messen. Sie allein hat (abgesehen von der mongolischen Species) eigentlich
„Geschichte" gemuckt. Sie allein hat jene Nlüthe der Cultur entioickelt,
welche den Menschen über die ganze Natur zu erheben scheint.
Die mittelländische Menschenart wird gebildet von Ariern, Nasken,
Kaukasiern und Semiten, und unter diesen nehmen die Arier oder Indo-
germanen (in Frankreich Indoeuropäer genannt) eine derartig überragende
Stellung ein, daß man die anderen drei Nassen praktisch außer Acht lassen
kann. Einstmals die Bevölkerung von ganz Spanien und Südfrankreich,
behaupten die Basken jetzt nur noch einen kleinen Landstrich im Grunde der
Bucht von Viscaya; und in gleicher Weise beschränken sich die Kaukasier
(Daghistaner, Tscherkessen, Mingrelier und Georgier) jetzt auf das Gebirgs-
land des Kaukasus. Von den Semiten nimmt zwar der afrikanische
legyptische) wie der asiatische (arabische) Zweig noch eine etwas bedeutendere
Stellung ein, aber auch sie bilden zusammen nur ein kleines Nruchtheil, das
gegenüber der arischen Hauptmasse der Mittelländer wenig bedeutsam erscheint.
Eins der wenigen Dinge, die der moderne Gebildete aus der Geschichte
gelernt hat, oder gelernt zu haben vermeint, ist die Meinung, es sei ein
unabänderliches Naturgesetz, daß ein Vrlk nach einer gewissen Zeit der
Blüthe dem Verfalle zuneige und nothwendig untergehe, uni einem anderen
aufsteigenden Zweige derselben oder einer anderen Menschenart Platz zu
machen. Ein solches angebliches Gesetz mag durch eine oberflächliche Ge-
schichtsbetrachtung scheinbar gestützt sein: in Wirklichkeit giebt es nichts
deni Aehnliches. Es ist gar nicht abzusehen, warum ein Stamm, dessen
Geschichte für einige Zeit eine physiologische Aufwärtsentwickelung seiner
Glieder dargestellt hat, mit einem Male nothwendigerweise in derselben
soll innehalten müssen, damit dieselbe Entwickelung in einem anderen
Stamme, der gleichzeitig noch auf einer tieferen Stufe steht, einsetze. Ein
solches Gesetz giebt es nicht, und die gesummte Analogie der organischen
Entwickelung spricht dagegen. Allerdings zeigt der große Stammbaum der
Lebewesen eine ganze Reihe Ansätze zu höheren Entwickelungsmöglichkeiten
in verschiedenen Zeiten, aber im Großen und Ganzen stellt es doch eine,
wenn auch vielfach gewundene aufsteigende Linie dar, und kein Naturforscher
wird es für besonders wahrscheinlich halten, daß heute vom Wurme aus
eine neue Entwickelungskette ausgehe, die in ferner Zukunft das organische
Leben noch weit über den Menschen hinaus heben werde. Gar behaupten

zu wollen, dies müsse so sein, eine solche Vermuthung in Forin eines Gesetzes auszusprechen, daran kann nur denken, wer aus dem Felde der thatsächlichen Beobachtung kühnen Schrittes heraustritt. So lange die Völkergeschichte die Geschichte von Fürsten und Stantsgebilden war, hatte eine solche Anschauung allerdings allerhand für sich; sobald sie aber als Geschichte der Volksstände, ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Wachsthums an Zahl gefaßt wird, da verschwinden jene Blüthen- und Verfallzeiten, und die Decadenzsymvtome, die z. B. Nietzsche nach französischem Vorbild in unserer Zeit findet, sinken herab zu bloßen Merkmalen der socialen Ausscheidung der Untauglichsten.

Die vier Menschenarten und zwölf Menschenrassen unserer Erde sind ebenfalls ein Theil der organischen Natur und als solcher denselben Gesetzen unterworfeil wie ihre anderen Theile. Auch sie haben sich in Folge natürlicher Auslese unter den verschiedensten Lebensbedingungen dissereuzirt und an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche eine Höhe der Organisation erreicht, hinter der die Vewohner anderer Stellen weit zurückstehen. Von jenen Mittelpunkten der höheren Organisation breitet sich die mittelländische Menschenart und in ihr wieder besonders die arische Rasse heute über die ganze Erde aus. Beim Zusammenstoßen verschiedener Volksstände mit verschiedener Leistungsfähigkeit treten stets mehrere Umstände hervor, die den: Volksstand mit geringerer Leistung ungünstig sind. Einmal, aber das ist noch das Wenigste, wirkt das Concurriren mit einein unerreichbar tüchtigeren Concurrenten stets entmuthigend; sodann tritt sofort in den Fortpflanzungsverhältnissen eine eigene Lage ein. Während nämlich die Frauen der höheren Nasse oder Art sogut wie ausschließlich den Männern ihrer Nasse oder Art Kinder gebären, gebären die Frauen der niederen sowohl Männern ihrer eigenen wie der höheren Nasse oder Art Kinder. Die höhere Nasse betheiligt sich also beträchtlich stärker an der Erzeugung der nächsten Generation als die niedere, und dies muß, durch mehrere Menschenalter fortgesetzt, schon allein zur gewaltigen Verminderung der reinen niederen Nasse oder Art führen. Als dritter Punkt kommt dann die Verdrängung der niederen Nasse durch die höhere aus der Arbeitsgelegenheit und dadurch aus dem Brote nnd Dasein in Betracht, und dieser ist um so wichtiger, als er sich nicht blos bei thatsächlichen Arten- und Nasseuberührungen zeigt, sondern infolge der modernen Vertehrsentwicklmig selbst über Länder und Meere hin wirkt — als wirthschaftlicher Concurrenzkampf mit Ausfuhr und Einfuhr.

In den Verdrängungskämpfen von Gattungen und Arten in der organischen Natur spielen zwei Züge eine so bedeutsame Nolle, daß man für eine allgemeine Betrachtung alle anderen sehr wohl vernachlässigen kann. Einmal siegt nämlich im Wettbewerb um die Daseinsmittel diejenige Gattung oder Art, der ihre Olganisation erlaubt, mit dem Mindestmaß an Nahrung auszukommen, und sodann siegt diejenige Gattung oder Art, welche

sich in der Leichtigkeit der Nahrungsgewinnung einen kleinen Vortheil vor den
anderen zu erwerben weiß. In einem heißen Sommer überdauern z. B. auf
einein bestimmten Gebiete die Pflanzen, die zu ihrer Erhaltung das wenigste
Wasser brauchen; und unter all den Naubthieren, die auf gewisse Arten
anderer Thiere Jagd machen, siegt diejenige Gattung, welche an» schnellsten
laufen kann, die schärfsten Zähne, den besten Blick, die größte Schlauheit
u. s. w. hat. Es kommt vor, daß sich beide Züge infolge überaus günstiger
natürlicher Auslese vereinigen, und dann ist eine ungeheuere, rasche Ver-
mehrung der betreffenden Gattung die Folge. In den weitaus meisten Fällen
fallen jene beiden Züge jedoch nicht zusammen, sondern stehen geradezu in
Widerstreit miteinander. Wo die Menge der gewinnbaren Nahrungsmittel
fest begrenzt ist, wie auf felsige:n Voden, dem auch die größte Wurzelkraft
nicht über ein bestimmtes Maß Wasser entziehen kann, da behauptet die
Gattung mit den geringsten Bedürfnissen das Feld. Wo aber eine solche feste
Begrenztheit fehlt, wo ein kleiner Fortschritt in der Organisation die Möglich-
keit der Nahrungsgewinnung gleich gewaltig steigert, da tritt auch unablässige
Höherentwicklung ein, und da entwickelt sich eine Kraft der Nahrungs-
gewinnung, der gegenüber niedrigere concurrirende Organismen meistens
rasch concurrenzunfähig werden. Genau dieselben Züge gelten in der
Menschenwelt, und wer die Verschiebungen der Arten, Nassen und Stämme
auf der Erdoberfläche verstehen lernen will, der wird ihrer Kenntnißnahme
nicht entrathen können. Speciell von Mongolen und Mittelländern gilt der
Sah: die Mongolen sind die Gattung mit dem Vortheil der geringeren
Bedürfnisse; die Mittelländer die Gattung mit dem Vortheil der größeren
Leistung. Es ist keineswegs ausgemacht, daß der eine Vortheil immer
dem anderen den Rang ablaufen muß. Im Gegentheil; unter verschiedenen
Umständen ist das Ergebniß des Wettbewerbes ein verschiedenes. Das
kleine Griechenvolk hat das große Perservolk mehr als einmal gedemüthigt;
und Vandilier und Langobarden, Burgunden und Gothen sind unter einer
tiefer stehenden, aber zahlreicheren romanischen Bevölkerung rettungslos zu
Grunde gegangen. Um den Mittelländern gleichzukommen, haben die
Mongolen das Durchschnittsmaß ihrer Leistungsfähigkeit noch ein gutes Stück
zu steigern und eine starke erste und zweite Vegabungsklasse zu schaffen, die
ihnen gegenwärtig noch fast ganz fehlt; und um den Mongolen an Zahl die
Wage zu halten, haben die Mittelländer vor Allem noch 200 Millionen
Menschen als Streiter in» Kampf der Arten und Nassen in's Feld zu stellen.
Das ist natürlich nur durch die emsigste Colonisation neuer Erdstriche möglich,
die den Wollhaaren abzugewinnen sind.

Auf Menschenvermehrung müßte demnach vor Allem das Augenmerk
der mittelländischen Völker gerichtet sein. Der Auswandererstrom, den die
Hauptländer Europas alljährlich nach anderen Erdtheilen senden, müßte
sich durch starke Vermehrung der Volksstände in der Heimat noch weiter
verstärken und sich vorzugsweise nach Afrika und Amerika richten. Denn

der größte der Erdtheile, Asien, ist so vorwiegend mit Mongolen besiedelt,
dos; die mittelländische Einwanderung auf absehbare Zeit hinaus nur einen
verschwindenden Procentsatz der Bevölkerung bilden kann, zumal die
Mongolen keinerlei Tendenz zeigen, sich von den Mittelländern aufsaugen
oder auch nur in ihren Stammesmerkmalen erschüttern zu lassen; Australien
zeigt viel zu wenig deutliche Entwicklungsansähe, um schon zu bestimmten
Voraussagungen zu berechtigen. Wahrscheinlich aber wird, da der Strom
mongolischer Einwanderung einmal dahin gelenkt ist, auch dort das Mongolen-
thum noch für einige Zeit eine Rolle spielen. Es wäre aber ganz thöricht,
den Mongolen mit großen Opfern und Mühen im Osten heute ernstlich
irgend welche beträchtliche Eoncurreuz machen zu wollen, wo hundertfach
größere Striche in Afrika und Amerika fast mühelos zu besiedeln sind,
soweit eine ansässige Einwohnerschaft in Betracht kommt. Wo solche
Eoncurreuz aber ohne Opfer und Mühen zu machen ist, da wäre es eine
Thorheit, wenn ein Volksstand nicht mit allen Mittel» zugriffe und dem
Mittelländerthum neue weite Eiltwicklungsmüglichkeiten aufschlösse.
Es ist eine bekannte Thatsache, daß Jedermann ein und dieselbe Sache
lieber billiger kauft als theurer, und daß derjenige, der die gleich gute Waare
billiger hergiebt, uach und nach die Kunden an sich fesselt. Um den Preis
billig gestalten zu können, muß er wieder nach billigem Material und
billigen Arbeitskräften sich umschauen, lind so ist es eine wirtschaftliche
Thatsache, daß die billigste Arbeitskraft auf die Dauer alle Aufträge an
sich zieht. Aber was ist die „billigste Arbeitskraft?" Diese Frage ist
nicht so leicht zu beantworten, wenn auch nach dem neueren Stande der
Forschung kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen kann, daß unter ver-
schiedenen Verhältnissen verschiedene Arbeitskräfte die billigsten sind.
Da ist zunächst der eine Fall, in den: das Anlagecapital verschwindend
klein ist und die Productionskosten sich wesentlich aus den gezahlten Löhnen
zusammensetzen, d. h. die Hausindustrie auf dem Lande, wo der Boden
billig ist, die nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Hütten billig sind, die
hölzernen Webstühle billig sind, 100 immer die gleiche Waare erzeugt wird
und darum keinerlei nennenswerthe Beaufsichtigung erforderlich ist, wo nur
einfache mechanische, nicht anstrengende, immer gleichmäßig fortgehende
Arbeit womöglich sitzend gethan werden kann, wo so gut wie keine technische
Schulung nöthig ist, wo die Arbeitstheilung noch in den Windeln liegt, es
Organisationskosten überhaupt nicht giebt und womöglich noch das Roh-
material vor der einen Thür wächst und der Absatzmarkt vor der anderen
liegt. Unter solchen Umständen wird eine außerordentlich geringe Leistungs-
fähigkeit sich immer noch halten können, weil die Löhne nicht oder doch nur
zeitweise unter das Existenzminimum sinken, wenn sie auch meistens mit
diesem zusammenfallen und sich in keinem Falle wesentlich darüber erheben
können. Für den geringsten Arbeitslohn aber rermag zu arbeiten, wer die
wenigsten Bedürfnisse hat. wessen Lebenshaltung auf der niedrigsten Stufe

steht. In einer japanischen Baumwollenspinnerei erhält die Arbeiterin
etwa 20 Pf. Tagelohn bei den jetzigen Silberpreisen, und von diesen,
Ertrage ihrer Arbeit kann das Weib ganz leidlich behaglich leben, wenigstens
nach ihren eigenen Begriffen von Behaglichkeit.
Aus diesen Thatsachen hat man nun mittelst einer völlig unberechtigten
Verallgemeinerung eine riesige Mongolengefahr für Europa abgeleitet und
namentlich den europäischen Industrien ihr unmittelbar bevorstehendes Ende
geweissagt. Die Quelle aller dieser Befürchtungen ist der englische Consulats-
bericht über den auswärtigen Handel Japans von 1893, dessen wesentlichste
Punkte von dem früheren deutschen Consul in China M. von Brandt in
seiner Broschüre über die Zukunft Ostasiens nach Deutschland getragen
worden sind und dort die Runde durch die leicht erregbare Tagespresse
angetreten haben. Sobald der Markt von ganz Ostasien, so führt man
aus, von den dortigen Industrien erobert ist, muß der Export beginnen
und einen Preissturz der Erzeugnisse der Industrie im Westen zur Folge
haben, gegen den selbst Zölle vom zehnfachen Werth des Importartikels
machtlos fein werden. Das müßte Millionen europäischer Arbeiter brodlos
machen, und zwar um so rascher und sicherer, auf einer je höheren Stufe
sich ihre Lebenshaltung befindet, d. h. die britischen und französischen zuerst,
dann die deutschen und schließlich auch die italienischen und slauischen.
Durch das Strömen des Verkaufspreises für diefe Inbustrieproducte
nach dem Osten müßten die mongolischen Stämme reichliche Möglichkeit zu
weiterer Vermehrung erhalten, und damit müßten sie den Mittellündern
immer gefährlicher werden. Schon heute fenden sie einen gewissen Aus-
wandererstrom nach Amerika und Australien; dieser Strom würde dann
wachsen; auf der ganzen Erde, in Europa fo gut wie in Afrika, würden
sie die einheimifchen Arbeiter unterbieten und aus den« Vrode und damit
aus dem Dasein verdrängen.
Es ist ein wirthschaftliches Gesetz, daß der Auswandererstrom stets
den Gegenden der geringeren Volksspannung zutreibt. Keine nationale Be-
geisterung, kein Einwanderungsgesetz und keine Heeresmacht vermag einem
solchen Strome einen Damm vorzuziehen, so lange ihm nicht die Quellen
abgegraben werden. Damit stünde Europa eine neue Mongolenüber-
schwemmung bevor, und es wäre nur eine Frage der Zeit, daß in Berlin
und Wien, in London und Paris, in Petersburg und Rom mongolische
Fürsten residiren und mongolische Verwaltungen herrschen werden, ^ wenn
es nämlich in der organischen Welt nur jene eine Ueberlegenheit gäbe, die
Ueberlegenheit durch geringere Bedürfnisse, und nicht auch die andere, die
Ueberlegenheit durch höhere Leistung.
Zunächst kommt jedoch noch ein anderer Punkt in Betracht, der eine solche
Mongolenbewegung automatisch zun: Stillstand bringen müßte, selbst wenn
jene Rechnung richtig wäre. Ein starker Verdienst eines Volkes wirkt er-
fahrungsmäßig nicht nur auf die Nolksvermehrung, sondern auch auf die
^

Hebung des Niveaus der Lebenshaltung, und zwar noch ,veit rascher als auf jene. In Europa ist in den lebten beiden Menschenaltern das Niveau der Lebenshaltung der untersten Klasse (diese allein kommt dabei in Betracht) noch weit rascher gestiegen als die gewiß in flinkem Zunehmen begriffene Bevölkerung. Dieses Wachsen der Ansprüche einer mongolischen Arbeiterbeoölkerung an den Annehmlichkeiten des Lebens und damit ihrer Lohnansprüche müßte aber noch weiter dadurch befordert werden, daß sie in mittelländischen Ländern mit einer weit höheren Lebenshaltung in Berührung käme, als sie daheim gewohnt war. Während man in einem japanischen Dorfe von 80 Mk., in einem indischen Dorfe von 100 Mk. ein Jahr ganz gut leben kann, kann man es in einem deutschen Dorfe nicht unter 200 Mk., in einem englischen schwerlich unter 300 Mk. Mit jedem Schritte aber, den die Lohnansprüche des Mongolen denen des Mittelländers näher kämen, verlöre er an seiner Furchtbarkeit als Concurrent. Der letzte Schritt müßte diese sogar ganz vernichten.

In dem Gesammtgebiet der organischen Natur, also auch in der Menschenwelt, giebt es aber außerdem auch noch die Ueberlegenheit durch höhere Leistung, und sobald man diesen Factor in Rechnung zieht, wie man muß, stellen sich die Aussichten der mittelländischen Rasse ganz wesentlich günstiger. Trotz allen socialistischen Geschreies von der Gleichheit der Menschen weiß jeder Arbeitgeber, daß die Menschen als Leister von Arbeit einander nicht gleis) sind. In jedem größeren Betriebe giebt es Arbeiter, die in Folge ihrer größeren Leistungen unter den verschiedensten Bezeichnungen als „Vorarbeiter" u. s. w. einen höheren Lohn beziehen; die verschiedenen Industrien lassen sich nach der Leistungsfähigken ihrer Arbeiter in eine Reihe ordnen, und was von verschiedenen Gliedern desselben Volksstandes gilt, das gilt auch von den Gesammtheiten verschiedener Volksstände. Daß die höhere Leistung einen höheren Lohn erfordert, ist eigentlich nur selbstverständlich, aber daß sie bei einem ihr entsprechenden Wachsen des Lohnes billiger, bedeutend billiger wird als geringere Leistnng bei entsprechend geringerein Lohne, ist ebenso Thatsache, sobald nur der Leistungsfähigkeit durch die Art der Arbeit die Möglichkeit geboten wird, sich zu bethätigen. Auch beim Holzhacken kann man Begabung und Dummheit beweisen, aber doch nicht in demselben Maße wie bei der Versorgung eines Webstuhles. In Folge dessen muß die- höhere Leistungsfähigkeit umsmnehr zur Geltung kommen, je complicirtere Maschinen zu versorgen sind, je mehr Intelligenz zu beweisen und je mehr Geistesgegenwart und rascher Enschluß, je mehr Arbeitsintensität zu zeigen sind. Und hier begegnet uns die eract zu beweisende Thatsache, daß der Lobn rascher wachsen kann als die Leistung, ohne daß darum die Productionskosten stiegen. Das beißt aber wieder: im Kampfe um die Arbeitsgelegenheit ist in allen höheren Arten der Arbeit, namentlick» der concentrirten Industriearbeit, die höhere Leistung der niederen um mehr als den Lohnunterschied überlegen. Dieses Lohn-Leistnngsgesetz,

das die Stelle des längst als Phantom erwiesenen ehernen Lohngesetzes, nach dem der Lohn niemals dauernd über das Existenzminimum zu steigen im Stande sein soll, einnimmt, habe ich Nr. 3—5 des ersten Jahrganges von Reuters Finanzchronik mathematisch bemiesen. Wenn ein Arbeiter mit der Leistung 1 den Lohn 2 Mk. bekommt, so kann ein Arbeiter mit der doppelten Leistung nicht nur den Lohn 4 Mk., sondern einen beträchtlich höheren Lohn erhalten, da mit der Perwendung einer geringeren Anzahl leistungsfähigerer Arbeiter in der modernen concentrirten Industrie an Anlagecapital und Betriebskosten dem Unternehmer riesige Ersparnisse entstehen. Er kann also den leistungsfähigeren Arbeitern nicht nur ihrer Leistung proportionale Löhne zahlen, sondern sogar noch beträchtlich höhere, ohne daß seine Gesamintproductionskosten sich vermehrten. Zahlt er ihnen aber ihrer Leistung proportionale Löhne, dann bedeuten sie für ihn viel billigere Arbeil als weniger leistungsfähige Arbeiter. Es liegt also besonders im modernen concentrirten Betriebe im Interesse jeden Arbeitgebers, so leistungsfähige Arbeiter zu verwenden wie nur irgend auftreibbar, so lange ihre Lohnansprüche nicht gerade ausschweifend sind. Durch diese, der Selbstsucht des Unternehmers günstige wirthschaftiche Thatsache ist der leistungsfähigeren Arbeit im Großen und Ganzen im Wettbewerb um die höhere Arbeitsgelegenheit der Sieg gesickert.

In den engeren Kreisen der Nationalökonomie hat man lange gewußt, daß billige Arbeit mit schlechtbezahlter Arbeit keineswegs zusammenfällt, und Lujo Brentanos Schrift über das Verhältnis; des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit zur Arbeitsleistung und das Buch des Amerikaners Schoenhof 0n ins Lconarux c>l llißd ^V»ße8 sind die beiden ausgezeichnetsten Schriften über diesen Gegenstand. Brentanos Buch ist in Deutschland wohlbekannt, und Schoenhofs Buch verdiente es zu sein.

„In einer auf erstaunlicher Fachkenntnis) beruhenden Untersuchung der Productionskosten der hauptsächlichsten auf dein Weltmarkt concurirrenden Industrie" — sagt Brentano von ihm — „hat Schoenhof erschöpfend dargethan, daß die Länder mit den niedrigsten Löhnen und der längsten Arbeitszeit am theuersten produciren, daß je höher der Lohn und je kürzer die Arbeitszeit, desto niedriger die Kosten der Arbeit in den einzelnen Ländern, und daß Amerika, mit der vereinzelten Ausnahme der Kammgarnfabrikation, einen viel niedrigeren Preis der Arbeit habe als England, geschweige denn die Länder des europäischen Kontinentes."

Diese Thatsachen sind einzig auf Rechnung jener Ueberlegenheit der höheren Arbeit gegenüber der weniger leistungsfähigen um niehr als die Leistungsdifferenz zu setzen. Denn nach dem Zeugnisse Lord Brassens, dessen Vater einer der größten Unternehmer der Welt war, beträgt der Preis der Arbeit auf der ganzen Erde ungefähr dasselbe, und wo die Löhne niedrig sind, sind auch die Leistungen niedrig, deren Erzeugnis; ja die Löhne allenthalben sind. Brentano, der im Allgemeinen das umgekehrte

Verhältnis annimmt und der Meinung lebt, daß die höheren Lahne in vielen Fällen eine höhere Leistung schaffen, nimmt ausdrücklich Rußland, Indien und den gefammten Orient von diesem Satze aus. Dort ist eben die Leistungsfähigkeit fo allgemein geringer, daß der unabhängige Denker selbst bei entgegengesetzten theoretischen Überzeugungen sich dieser Erkenntniß nicht verschließen kann. Ein paar neuere Zeugnisse widersprechen dein freilich; sie sind aber mit Vorsicht aufzunehmen, denn sie gehen auf den erwähnten englischen Consulatsbericht von 1893 über den auswärtigen Handel Japans und die bimetallistische Agitation zurück, die sich nicht gerade durch ökonomische Klarheit auszeichnet. Der englische Consulatsbericht giebt in eigentümlich allgemein gehaltenem Urtheil dem japanischen Industriearbeiter folgendes Zeugniß: „Nur an Körperkraft ist der japanische Arbeiter und die japanische Arbeiterin als den englischen unterlegen zu betrachten; in der Gewandtheit bei der Arbeit und der Fingerfertigkeit sind sie ihnen hoch überlegen; sie sind fügsamer; Ausstände und Verbindungen, die sich gegen ihre Arbeitgeber richten, sind bisher unter ihnen unbekannt. Sachverständige, die Gelegenheit gehabt haben, die Spinnerinnen der japanischen Fabriken bei der Arbeit zu sehen, haben keinen Unterschied finden können zwischen ihrer Brauchbarkeit und derjenigen der Spinnerinnen von Lancashire."

Nach deni Zeugniß des Consuls a. D. von Brandt soll der Chinese an Fleiß, Geduld, heiteren« Sinne bei harter Arbeit und schmaler Kost jedem Anderen überlegen sein, und in einein von ihm angeführten Vortrage, der am 12. Februar 1895 im lio^al ^«lonia! Instituts von einem Mr. Whitehead, Mitglied des gesetzgebenden Rathes in Hongkong gehalten wurde, heißt es: „Für die Möglichkeit, billige Arbeit iu den orientalischen Ländern zu erhalten, giebt es keine Grenzen. Millionen von Männern und Frauen drängen sich zur Arbeit zu einen« Lohn, der in Gold 5 oder 6 Pence (40—50 Pfennig) entspricht. Darum muß die englische Industrie aus England verschwinden und durch solche in den Ländern mit Silberwährung ersetzt werden; es sei denn, daß unsere Münzgesetzgebung abgeändert werde oder der englische Arbeiter bereit wäre, einer erheblichen Verminderung seines Lohnes zuzustimmen." Dabei sind die japanischen Löhne noch wesentlich niedriger: denn 1898 betrugen die durchschnittlichen Löhne für Männer 17,4 Cent und die für Frauen 8,9 Cent, d. h. für den elfeinhalbstündigen Arbeitstag 87 bezw. 19 Pfennig. Vis jetzt kommt eine Leistungsfähigkeit, die diese Löhne irgendwie überstiege, in den Leistungen der japanischen Industrie nicht zum Ausdruck, so oft das auch behauptet worden ist und noch wiederholt wird.

Die Baumwollenwaaren, die gewöhnlich für die außerordentlichen Leistungen der orientalischen Industrie in's Feld geführt werden, beweisen eher das Gegentheil. Nicht nur ist nach dem Zeugnisse M. uou Brandts ein großer Theil der Erzeugnisse der japanischen Industrie minderwerthig.

sondern die englischen Spinnereien in Lancashire arbeiten thatsächlich wesentlich billiger als die indischen. Nur müssen jene, um z. B. in Japan mit den indischen Erzeugnissen zu concurriren, ihre Baumwolle erst von Indien nach England und dann wieder von England nach Japan schaffen, was begreiflicherweise riesige Frachtkosten verursacht, welche die Waaren auf dem ostasiatischen Markte wesentlich vertheuern müssen. Hier hat alio die indische Baumwollenindustrie einen großen Vorsprung, der denn auch in ihrer Ausfuhr zum Ausdruck kommt. Noch 1877 betrug die indische Ausfuhr an Baumwollengarnen nach China und Japan nur 11463200 englische Pfund, 1892 jedoch 162886400 englische Pfund. Damit scheint der Höhepunkt jedoch erreicht gewesen zu sein; denn seitdem hat sich wieder ein nicht unbeträchtlicher Rückgang geltend gemacht. In der gleichen Zeit ist die Ausfuhr indischer Baumwollenwaaren nach China und Japan von 15 V? Millionen Yards im Jahre 1876/77 auf 80 Millionen Yards im Iahre1892/93 gestiegen, also um 400 Procent.

Wenn auch der Asiate augenblicklich, wo er sich den umfänglicheren Gebrauch von Industriewaaren eben erst angewöhnt, im Allgemeinen billige und schlechte Waaren den besseren theuereren vorzieht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß dem nun immer so bleiben muß. Deutschland, und vor Allem seine Industrie für den inländischen Markt, ist durch eine ähnliche Entwicklungsstufe gegangen. An einen Export der minderwerthigen Erzeugnisse Japans nach dem Westen ist nicht zu denken, und träte er ein, so fielen dann den japanischen Producten die Frachtkosten zur Last und ehe Japan so billig producirt, daß es auch diese anstandslos tragen kann, wird vermuthlich noch manche Fluthwelle über den stillen Ocean laufen.

In den Negeldetriaufgaben ist es allerdings gleich, ob ich fünfhundert Arbeitern mit einer bestimmten Leistung 3 Mark täglich, oder tausend Arbeitern, die genau die Hälfte leisten, 1,50 Mark täglich zahle; praktisch aber ganz und garnicht; da müssen die 1,50 Mark-Arbeiter vielmehr schon ganz beträchtlich mehr als die Hälfte leisten, um dem Arbeitgeber nicht theurer zu kommen; denn mit der doppelten Arbeiterzahl sind nicht nur beträchtliche Mehrausgaben an Licht, Heizung, Maschinen, Aufsichtspersonal, Grundrente, sondern ist überhaupt ein beträchtlich größeres Anfangscapital nothwendig. Die Ersetzung einer kleineren Menge tüchtiger Arbeiter durch eine größere Menge weniger tüchtiger ist somit an sehr enge Schranken aebunden. Nun unterliegt es gar keinem Zweifel, daß z. B. in den Vereinigten Staaten der Chinese es über den Paria der Arbeiterschaft nicht hinausgebracht hat. Weder seine Nüchternheit, noch seine Fähigkeit, vierzehn Stunden zu arbeiten und dabei von einer Hand voll Neis und einem Stück stinkigem Fisch zu leben, haben ihn über den Handlanger und die Waschfrau hinauf gelangen lassen. In Australien hat die japanische Auswanderung allerdings etwas mehr geleistet; aber auch dort sind Feldbestellung und Erdarbeit ihre Hauptthätigkeitsbetriebe. Bloße körperliche

Arbeit ohne beherrschende Intelligenz nährt unter den heutigen Verhältnissen, wo die Dampfmaschine und der Elektromotor alle schwere Arbeit thun, eben kaum noch ihren Mann, und zum ernsten Concurrenten der Mittelländer kann sich immer nur eine intelligente Nasse aufschwingen. Allerdings scheint das japanische Geistesleben stark im Aufschwung begriffen, aber wer z. B. damit vertraut ist, wie langsam die Intelligenz der Germanen groß geworden ist, der wird sicher von dem nächsten Jahrhundert noch nicht eine besondere Höhe der japanischen Durchschnittsbegabung erwarten.

In England ist man heute stärker als je geneigt, von künftigen Fortschritten der Technik eine schier unbegrenzte Hebung der arbeitenden Klassen zu erwarten. Namentlich in den Kreiseil der gewerkvereinlichen Agitation spielen dieselben eine riesige Nolle, und ganz mit Necht. Dabei ist natürlich keineswegs vergessen, daß solche Fortschritte hellte trotz aller Patente, oder vielleicht erst recht durch sie, international sind und somit keine oder doch nur eine ganz vorübergehende Bedeutung für den Wettbewerb verschiedener Volksstände um die Arbeitsgelegenheit haben, und daß eine Erfindung, die heute in Deutschland gemacht wird, eventuell in einem Vierteljahr in einer südamerikanischen Fabrik bereits dauernd angewandt wird. Das ist ja die unmittelbare Folge des internationalen Maschinenhandels Der Punkt, auf den es in diesem Wettbewerb der Arbeiter verschiedener Volksstände vielmehr ankommt, und der darin den Ausschlag giebt, ist die Tüchtigkeit der Arbeiter in der Handhabung der Maschine, die Sparsamkeit mit dem Rohmaterial, die intelligente Ueberwachung eines Betriebes, die Ausnutzung kleiner Vortheile, das rasche Einander-in-die-Hand-arbeiten, und was auf diesem Gebiete mit der Ausbildung einer Elitc-arbeiterschaft geleistet werden kann, das zeigen z. B. die großen englischen Eisenwerke und zahlreiche deutsche Maschinenfabriken. Nur bei complicirten Maschinen und höchster technischer Vollendung des Betriebes können die Fähigkeiten höherer Arbeiter voll zur Geltung kommen. Darum ist ein Vergleich der modernen Industrie mit den Großwertstätten Athens und Noms im Alterthum ein Unsinn, und aus ihm zu ziehende Schlüsse auf den Werth der modernen Cultur können nur Trugschlüsse sein. Trotzdem bleibt es eine Thatsache, daß einzelne Zweige der japanischen Industrie in raschen« Aufblühen begriffen sind. Aber auch dabei ist nicht zu vergesse», das; die Maschinen, die in ihnen Verwendung finden, fast alle in Europa gebaut und die leitenden Kräfte der Fabriken des Ostens so gut wie ausnahmslos Mittelländer sind.

In den letzten drei Jahrzehnten hat eine außerordentlich starke mittelländische Einwanderung nach der mongolischen Ostseite Asiens stattgefunden und fast ausschließlich ein Eindringen in die Herrenstellungen dieses halben Erdtheils. Der überseeische Handel Chinas liegt fast ganz in fremden Händen, und mit dem Süden und Norden Ostasiens ist es nicht viel anders, wenn auch nicht ganz dasselbe. So wären die Mittelländer vielleicht

berufen, Herrenstellungen auf dem ganzen Erdball einzunehmen, wahrend die Mongolen die unteren Beuölkerungsschichten darstellten? Dieser Traum ist thatsächlich geträumt worden; fo von Nietzsche; aber es ist eben nur ein Traum. Nicht die wenigen über den Durchschnitt emporragenden Menschen bilden in jenen Verdrängungskämpfen von Arten und Nassen, die sich über Jahrtausende und Iahrzehntausende hinziehen, das eigentliche Schwergewicht jedes Volkes, dasjenige, was fremden Andrängern dauernd Widerstand zu leisten vermag, sondern die große, träge Masse des Volkes. Sie saugt auf die Dauer mit Naturnothwendigkeit jene kleine herrschende Minderheit auf, mag ne einem noch so hochstehenden Stamme angehören. Hält sich jene Minderheit rein, so wird sie ein Opfer der Inzucht, mischt sie sich aber mit den Beherrschten, dann entscheidet einzig die Zahl der Zeugungen, an denen beide Parteien betheiligt sind, den Kampf. Das ist der Grund, warum Gothen, Langobarden und Nurgunden, Vandilier und französische Normannen in wenigen Jahrhunderten von den Massen aufgesaugt worden sind, über die sie herrschten. Olme das Schwergewicht einer trägen Masse von stammesgleichen Volksgenossen hinter sich kann keine Geistesaristokratie sich die Zukunft erobern. Der Volksstand allein, aus dem der Einzelne hervorgeht, vermag das Dasein der einzelnen Familie zu sichern. Ohne Zusammenhang in wechselseitiger Heirath geht jede einzelne Familie in einem fremden Volke auf und dient, wenn sie tüchtig ist, einzig dazu, dessen Tüchtigkeit zu mehren. Wenn nicht Hunderttausende und Millionen deutscher Volksgenossen jenen Pionieren deutscher Cultur in fernen Meeren nachsiedeln, ist die Arbeit jener Einzelnen verloren, ist kein Colonialgebiet zu behaupte» und kein Großdeutschland über der See zu gründen. Der Masse der Mongolen gegenüber kann nur die Masse der Mittelländer dauernd im Kampf um die Erdoberfläche Etwas ausrichten. Heute stehen noch die Mittelländer voran. Es wird an ihnen fein, darauf zu achten, daß sie auch voran bleiben und vielleicht ihre mongolischen Vettern dereinst zum Daseinsthore hinausdrängen.

Von den 500 Millionen Mittelläudern, die heute auf der Erde 700 Millionen Mongolen uud 300 Millionen Wollhaaren gegenüberstehen, sind nur drei große Gruppen von hervorragender Bedeutung. 120 Millionen Romanen scheiden sich in ihren Etammeseigenthümlichkeiten wie in ihrem Nationlllgefühl scharf von 158 Millionen Germanen, und Neide wieder ebenso scharf von den 112 Millionen Slaven. Die übrigen 110 Millionen, die in Europa Kelten und Griechen, in Asien Inder, Perser und Armenier und außerdem die Semiten umfassen, sind jeder Organisation baar. Sie haben deswegen nicht nur eine geringere Bedeutung als Widerstandsmasse gegen außen, gegen Mongolen und Wollhaare, sondern besitzen auch meist nicht einmal eine gemeinsame Sprache und ein eignes Nationalgefühl und bilden in der Hauptsache nur Anhängsel der drei mittelländischen Hauptgruppen,

deren jeder ein gewisses Gefühl der Stammesgemeinschaft erhalten geblieben ist, wenn sie auch zum größten Theil politisch in verschiedene Staaten getheilt sind. Den Hauptstamm der Mittelländer bildet der arische Stamm, dem gegenüber die anderen kleinen Zweige nur von untergeordneter Bedeutung sind. Von den asiatischen Ariern haben nur die Inder durch ihre Zahl ein nennenswerthes Gewicht, wenn sie auch nicht einmal politisch selbststandig sind; von den europäischen Ariern haben Hellenen und Kelten ihre weltgeschichtliche Rolle wohl unwiderruflich ausgespielt, und so stehen sich Romanen, Germanen und Slaven innerhalb der Mittelländer als die drei Hauptstämme gegenüber.

Von diesen drei Stämmen haben die Romanen die älteste Cultur. Sie sind seit den Tagen, in denen das Römerreich all' die Küstengebiete des Mittelmeeres beherrschte, schon einmal fast vom Schauplatz der Weltgeschichte abgetreten gewesen, haben aber dann durch Vermischung niit anderen Stämmen ein gewisses Kraftmah wiedergewonnen. In Italien hat germanisches und maurisches Blut, in Spanien keltisches, germanisches und maurisches, in Frankreich keltisches und germanisches und in Rumänien slauisches die romanische Volkskraft erneuert, und so haben sich die romanischen Reiche, wenn auch mühsam, durch das ganze Mittelalter bis zur Gegenwart behauptet, obgleich sie es keineswegs auf eine den Germanen gleiche Zahl gebracht haben. Allerdings haben sie seit dem sechzehnten Jahrhundert Mittelamerika und den Norden von Südamerika besiedelt; aber dort ist die Vermischung mit wesentlich niedriger stehenden Stämmen mongolischer und wollhaariger Herkunft keineswegs zu ihrem Besten ausgeschlagen, und innere Zerfahrenheit — große Ansprüche an das Leben und Unfähigkeit zu entsprechender Leistung — sind die Haupteigenheiten der Romanen des mittleren Amerika geworden. Immerhin besitzt Amerika noch 30 Millionen Romanen. In neuerer Zeit hat der Einwandererstrom aber immer stärker nachgelassen. Zu den 1? Millionen Europäern, die von 1820 bis 1884 nach Amerika eingewandert sind, haben die Romanen nur anderthalbe Million gestellt. Und zwar stehen in dieser 700000 Italiener voran; dann folgen etwas über 400000 Spanier und Portugiesen und etwas unter 400000 Franzosen. Und doch ist Mittelamerika noch das Hauptfeld, nach dem sich die romanische Auswanderung richtet. Keines der übrigen romanischen Colonisationsgebiete hat es bis zu einer wirklichen romanischen Siedelstätte gebracht; sie alle haben nur eine dünne romanische Beamtenkaste, und die nach den Vereinigten Staaten neuerdings stärker einwandernden Italiener gehen in den dortigen Germanen unter. Zu den 120 Millionen Romanen stellt Frankreich 38 Millionen, die pyrenäische Halbinsel 22, Italien 30*) und Amerika 30 Millionen. Von

*) Die vier Millionen Rumänen sind ein Mischuolt aus Slouen »nd Romanen und tonnen daher kaum mehr als Romanen gerechnet werden, sondern stehen ganz für sich.

diesen Gebieten nimmt nur Italien noch an Bevölkerungsdichte zu und entsendet außerdem auch noch einen beträchtlichen Auswanderentrom über den atlantischen Ocean. Namentlich die Bevölkerung des Nordens des Landes, die stark mit Langobarden versetzt ist, zeichnet sich durch Rüstigkeit in schmerer körperlicher Arbeit und durch Genügsamkeit aus und ist in Folge ihrer starten Zeugungskraft im Stande, sich dauernd zu mehren. Der ganze Süden von Oesterreich ist von italienischen Arbeitern überzogen, und ebenso treten sie im ganzen Süden Deutschlands in Gruppen als gesuchte Erdarbeiter und Maurer auf. Ganz Frankreich ist mit italienischen Arbeitern durchsetzt, und gelegentliche Kundgebungen, wie der Aufstand von Aigues-Mortes und die Ermordung des Präsidenten Carnot durch Caserio, zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, in welchem Matze die französische Industrie und Landwirthschaft von norditalienischer Arbeitskraft abhängig sind. Dabei colonisirt Italien, wenn auch ohne sonderliches Glück, auch noch in Afrika, und seine heimische Industrie scheint einen langsamen Aufschwung zu nehmen. Während so der italienische Stamm der Romanen noch dauernd wächst, und der pyrenäische still steht, geht der französische an Zahl zurück; denn trotz der immer wachsenden italienischen und belgischen Einwanderung steht die Bevölkerung Frankreichs still, ja, geht periodisch leise zurück. Der französische Stamm ist nicht mehr im Stande, die von dem Tode gerissenen Lücken durch neue Zeugungen wieder zu füllen. Das hat verschiedene Ursachen, vor Allem wirthschaftliche, und unter diesen steht die im Laufe der letzten beiden Menschenalter in Frankreich zur Regel gewordene anspruchsvolle Lebenshaltung obenan. Der Stamm ist durch umgekehrte natürliche Auslese müde geworden und braucht neues Blut zur Auffrischung, oder er geht zu Grunde. Die Männer scheuen die Mühen der Vaterschaft und die Frauen die Schmerzen der Mutterschaft, und so reißt unter allerhand überhumcmen,-neumalthusianischen Vorwänden die Verhinderung der Empfängnis; und in ihrem Gefolge die geschlechtliche Ausschweifung ein. Das drückt fchwer auf die Kinderzahl der höheren Klassen, und diese rekrutiren sich mit jeden» Jahre stärker aus den immer noch gesünderen Schichten des Mittelstandes. Dazu kommt vielfach der Wunsch, den eigenen Kindern den Familienbesitz ungeschmälert zu erhalten und ihnen „standesgemäßeil" Luxus zu bieten. Wirkt in den oberen Ständen das hohe Niveau der Lebenshaltung somit vielfach indirect hemmend auf die Vermehrung, so wirkt es in den unteren Schichten meist ganz direkt. In einem reichen Lande, das seine Grenzen seit geraumer Zeit durch Schutzzölle ausländischen Nahrungsmitteln sperrte, ist bei den raschen Fortschritten der modernen Production und dein Stationärbleiben der Bevölkerung ein ziemlich bedeutender Wohlstand entstanden, der sich allen Klassen der Bevölkerung mitgetheilt hat. Mit dem Steigen der Ansprüche der Arbeiter an die Lebenshaltung sind auch die Löhne stark gestiegen, schließlich so hoch, daß die Industrieen bei dem Stillstand der Leistungen mindestens für die Ausfuhr wettbewerbsunfähig wurden.

Billigere Arbeit war für die französische Industrie eine Lebensfrage geworden, und sie gewann sie aus dem Auslande, vornehmlich aus Belgien und Italien, wo noch niedrigere Löhne üblich waren und sind; denn es ist ja wirtschaftliches Gesetz, daß Bevölkerungsbewegungen stets den Punkten der geringsten Volksspannung zutreiben. Wenn das Motiv, das von französischen Schriftstellern für die Kinderbeschränkung! angegeben wird — „die Verhütung der Ueberuülkerung und die Schaffung menschenwürdigerer Zustände" — das wahre Motiv wäre und nicht auf grober Selbsttäuschung beruhte, dann erreichte das Franzosenvolk damit genau das Gegentheil von dem, was es wollte. Anstatt nämlich den eigenen Enkeln ein froheres Dasein zu schaffen, lockt die Kinderbeschränkung fremde Einwanderer in's Land, und da dieselben arbeitssameren Stämmen angehören, so müssen sie die Enkel jener edlen Enthaltsamen mit Naturnothwendigkeit aus ihrem eigenen Erbe hinausarbeiten. Allerdings sind es zu über vier Fünftel Romanen, die einwandern, oder mindestens Menschen mit hauptsächlich romanischen Stammesmerkmalen, nämlich Norditaliener und Belgier. Und diese verrichten keineswegs nur die niedrigste Arbeit oder Hausiren, sondern Italiener gelangen häusig als Zuckerbäcker, Delicatessenhändler und Kaffeewirthe in den wohlhabenden Mittelstand. Die einwandernden Belgier sind meist Kohlenarbeiter, während die sich dauernd in Frankreich niederlassenden Elsaß-Lothringer zum allergrößten Theile von vornherein dem Mittelstand oder den reicheren Klassen angehört haben. Gäbe heute nicht der italische Zweig der Romanen noch einen gewissen Ueberschuß, so ginge der gesammte romanische Stamm absolut genommen zurück. Obwohl er sich aber infolge dessen absolut (jährlich etwa um 100000) noch ein wenig vermehrt, geht er doch relativ genommen stark zurück; denn Germanen und Slauen vermehren sich weit stärker. Während Frankreich 1806 auf seinem heutigen Gebiete 28500000 Einwohner zählte, hatte Deutschland auf dem Gebiete des heutigen Reiches nur etwa 21 Millionen. Im Kriegsjahre 1870 hielten sich die Bevölkerungen Deutschlands und Frankreichs so ungefähr die Waage, obgleich die französische Bevölkerung unterdessen um 10 Millionen gewachsen war. 1885 aber hatte Frankreich immer noch 38200000 Einwohner, das deutsche Reich aber 46800000, und heute steht Frankreich immer noch auf dieser Zahl, Deutschland aber steht bereits der drei und fünfzigsten Million nahe. Während vor einem Menschenalter alle Romanen zusammen ungefähr ein Zwölftel der Menschheit bildete!', sind sie heute nur ein Fünfzehntel. Ihre Weltstellung geht also in hohem Maße zurück und muß bald genug zur völligen Unbedeutnng herab sinken. Die Menschheit ist eben stark in' Zunahme begriffen, und ein Stamm, der nicht mindestens proportional dieser Zunahme wächst, geht in seinem Verhältnis; zur Gesmnmtheit zurück.

Von den drei mittelländischen Hauptstämmen haben die Slaven die jüngste Cultur, und dieser Zug drückt ihrer ganzen Stellung zu den Volksständen, mit denen sie im Wettbewerb stehen, seinen Stempel

auf. In Frankreich ein außerordentlich hohes Niveau der Lebenshaltung (auch Cultur oder Civilisation genannt), in Rußland ein außerordentlich tiefes: in Frankreich ein Versiegen der Beoölkerungsquelle, in Rußland ein Uebersprudeln. Obgleich derjenige arische Stamm, der zuletzt in den Bereich der semitisch-arischen Cultur des Mittelmeeres eingetreten ist, haben es die Slaven doch bereits auf 112 Millionen Streiter im Kampf der Volksstände un« den nöthigen Ellenbogenraum gebracht, und sie haben zugleich einen Vortheil sich errungen, den außer ihnen nur noch die Mongolen, die Inder und germanischen Nordamerikaner besitzen. Infolge ihres Wohnsitzes an der Grenzscheide Europas und Asiens sind sie im Stande gewesen, sich im Voraus enorme Gebiete für künftige Ausdehnung ihres Stammes zu sichern, und zwar Gebiete, die eine große Masse bilden. Somit sind sie nicht gleich den Romanen und europäischen Germanen auf die Gewinnung einzelner Siedelstätten in fernen Erdtheilen angewiesen, die immer leicht zu Stammesspaltungen und dadurch zu Kraftverlusten für einen Volksstand führen. In jedem Verdräugungskampfe von Rassen vermögen sie ihr ganzes Schwergewicht einzusetzen. Allerdings sind sie weit stärker mit mongolischen Elementen vermischt, als man früher annahm, und namentlich im Süden Rußlands, durch den die Mongolenstürme des Mittelalters gebraust sind, überwiegt wohl theilweise sogar das mongolische Blut das slauische. Aber diese Elemente sind von dem russischen Nationalgefühl recipirt worden und bilden heute mit den echten Slaven des Nordens eine compacte Masse. Infolge der niedrigen Ansprüche der großen Menge an das Leben und der langsamen Annahme der technisch vollendeten Productionsmittel des Westens sind die Slaven im Stande, sich rasch zu vermehren. Die Errungenschaften einer fremden Cultur, die sie nur mechanisch annehmen, vermehren das Brod in starkem Maße, und die durch wenige Schranken gefesselte Lendenkraft sorgt für die nöthigen Esser. Augenblicklich überragen die Germanen die Slaven noch um 46 Millionen, obwohl die Angaben sehr schwanken und jene fraglos besser gezählt sind als diese. Angesichts der ungeheuren Vermehrung der Slaven (in Nußland kommen auf die Ehe durchschnittlich 7, bei den Slaven Oesterreichs durchschnittlich gar 9 Kinder; in Deutschland nur 5, in England 4) ist es aber nur noch eine Frage der Zeit, daß die Slaven an Zahl im Uebergewicht sein werden, wenn die Germanen nicht bald lernen, mit ihrer Volkskraft hanshälterischer umzugehen, und damit knausern, statt sie zu vergeuden, wie bisher. Jene Geburtsziffern drücken allerdings das wahre Verhältnis der Volksuermehrungen nicht aus; denn unter den Slaven ist eben auch die Sterblichkeit eine enorm viel größere als bei ihren westlichen Nachbaren. Nach einer Statistik von N. Ekt s^ich entnehme sie Ellis Ili«z llÄtion»!i8ntion ok H«»Itb. London 1892, 213 ff.^ sterben von jeden: Tausend jährlich in Nußland 9 Menschen mehr als in Deutschland, d. h. die Sterblichkeit Nußlands ist ungefähr Vi bis V» größer als die Deutschlands. Wie 7:5 verhält sich

demnach die Zunahmerate des russischen Volkes zu derjenigen des deutschen keineswegs. Ein derartiges Wachsthum der Stauen an Zahl ist eine Fabel. Wenn im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte die Einwohnerzahl Rußlands in den offtciellen Angaben so reißend gestiegen ist, so ist das wesentlich auf Rechnung genauerer Zählung zn setzen und nicht so sehr auf eine unterdessen eingetretene Steigerung der Bevölkerungsziffer. Allerdings ist die Geburtsrate in Rußland höher als in irgend einem anderen ganzen Lande (sie wird in Europa nur von derjenigen der Slauen Oesterreichs übertroffen), aber auch die Sterberate ist entsprechend höher, und es giebt Jahre, in denen diese die Geburtsrate übersteigt, in denen also ein Bevölkerungsrückgang stattfindet. Dein gegenüber nimmt die Bevölkerung Deutschlands seit geraumer Zeit alljährlich um über eine halbe Million zu.

Nach 21 Jahren sind im heutigen Nußland durchschnittlich nur noch 50 Procent der in einem bestimmten Jahre geborenen Knaben am Leben. Das Jahr 1858 ist ein solches typisches Jahr. Nach Leinenberg (Die Sterblichkeit in Rußland. Internationale Klinische Rundschau. Sept. 1889» wurden 1858 in Ruhland 1 568 315 Knaben geboren. Von diesen lebten 1879 nicht mehr ganz die Hälfte, nämlich nur noch 750 622, und als von diesen etwa das Drittel, genau 272 974, auf ihre Militärtauglichkeit untersucht wurden, da wurden von diesen 21,5 Procent (58 824) mit verschiedenartigen unheilbaren oder chronischen Krankheiten behaftet gefunden, s o daß sie aus diesen Gründen militäruntauglich waren. Von allen 1858 geborenen Knaben erreichten also nur 47,8 Procent das einundzwanzigste Jahr und nur 37,6 Procent einigermaßen in Gesundheit.

Die Bevölkerung des europäischen Rußland (96 Millionen) setzt sich ziemlich bunt zusammen. Nur die Hälfte davon sind Großrussen (50 Millionen), nur drei Viertheile sind Slaven (76 Millionen).

Ostslaven (Großrnssen, Kleinrussen, Weißrussen) )
Westslaven (Polen, Wenden, Tschechen, Slovaken) > 76 Millionen.
Südslaven (Slouenen, Kroaten, Serben, Bulgaren) )
Letten (den Slaven nahe verwandt) - 3,4 ^
Finnen (Uralaltaier, einschließlich die Million
Baschkiren, d. h. türkisch sprechender Finnen) 5,6
Juden 3,2
Türken 3 -
Deutsche . . . , 1,6
Schweden - 0,4 «
Rumänen 1,2 -
Griechen 1,1 -
96 Millionen.

Obgleich die griechische Kirche als Staatsreligion 92 Millionen russische Unterhcnien umspannt, so kann doch von einem eigentlichen Zu-
^

sümmengehören nur für die 80 Millionen Letto-Slaven die Rede sein, da
keiner der kleineren Stämme iin Slaventhum aufzugehen scheint.
Zwischen den ostslcwischen Russen, den westslavischen Polen und den süd-
slavischen Slooenen bestehen überdies mindestens solche Klüfte wie zwischen
Deutschen, Briten und Skandinaviern. Der Panslauismus ist nur bei
den Russen zu Hause, und namentlich die Westslaven haben ein nicht
selten dem Russenthum gegenüber feindselig sich äußerndes besonderes
Nationalgefühl. Trotz gelegentlicher politischer Demonstrationen, die in
<;egentheiliger Richtung zu deuten scheinen, ist das namentlich bei den tschechi-
schen Böhmen stark der Fall.
Von den 19 Millionen Einwohnern des asiatischen Rußland sind nur
5 Millionen Slaven. Das gesummte russische Reich besitzt demnach nur
81 Millionen Slaven.
Von den 41 Millionen Oesterreich-Ungarns sind 19 Millionen Slaven,
und zwar wesentlich Westslaven nebst geringen Mengen Südslauen, von den
52 Millionen des deutschen Reiches 3 Millionen Westslauen, uon den
15 Millionen der Balkanhalbinsel etwa 9 Millionen Südslaven (genauere
Ermittelungen der Rassenzugehörigkeit liegen nicht vor). Außerhalb des
russischen Reiches giebt es demnach noch 31 Millionen Slaven, die mit
den 81 Millionen des russischen Reiches zusammen immer erst 112 Mil-
lionen ergeben.
Die Südslaven der Balkanhalbinsel sind aber so stark mit Griechen,
Osmanen, Albanern, Armeniern, Juden, Tartaren, Tscherkessen gemischt,
daß sie schwerlich mehr als reine Slaven gelten können. Dasselbe gilt
von der anderthalben Million Slaven, die von 1829—1884 nach Amerika
ausgewandert ist. Sie ist in der germanisch-romanischen Bevölkerung dieses
Erdtheils fast spurlos verschwunden. Während die Germanen gegen 14 Mil-
lionen Menschen über den atlantischen Ocean sandten, haben es die Slaven
wie die Romanen sedes nicht über anderthalbe Million gebracht, also nur
etwa auf das Zehntel.
Sind die Slaven demnach nicht durch ihre Zahl den Germanen ge^
fährlich, so sind sie es durch ihre niedrige Lebenshaltung, die durch ihre
Stellung als jüngstes arisches Culturuolk bedingt ist. Was in dieser Hin-
sicht die Mongolen für die Mittelländer sind, das sind die Stauen für die
Germanen. In Folge ihrer geringen Ansprüche an die Lebenshaltung, die
noch beträchtlich unter dem Geldwerth ihrer allerdings ebenfalls geringen
Leistung stehen, sind slavische Arbeiter im Stande, die germanischen und
romanischen Arbeiter auf den rückständigen Arbeitsgebieten, namentlich in
der Landwirthschaft und im Handwerk, mit ihren Lohnforderungen zu unter-
bieten und ihnen damit im Wettbewerb um die Daseinsmittel den Rang ab-
zulaufen, ja den Deutschen aus gewissen Beschäftigungen zu verdrängen und
die östliche deutsche Volksgrenze leise nach Westen zu schieben oder das

deutsche Stammesgebiet sogar im Süden zu umgehen und vom Mittelmeer abzuschneiden.

Am deutlichsten zeigt sich dieser Kampf natürlich in Oesterreich-Ungarn. In einem so überwiegend deutschen Staate wie Deutschland, wo die Germanen nicht nur durch ihre eigene Geschlossenheit, sondern ebenso durch eine scharfe politische Grenze gedeckt sind, geht das Vorrücken der slavischen Bevölkerung naturgemäß viel langsamer vor sich, obgleich sich wohl Niemand einer Täuschung über das Wiederaufleben des Polenthums und das Eindringen tschechischer Schuhmacher und Maurer nach Schlesien und Sachsen hingiebt. Bei der unendlichen Wichtigkeit, die die Einsicht in die wirthschaftlichen Gründe des slavischen Vorrückens in Oesterreich hat, ist es doppelt bedauerlich, daß die Deutschbewegung Oesterreichs von ihnen fast keine Notiz nimmt. So gut wie Alles wird da auf den bösen Willen der Regierung, auf panslavistische Verschwörungen, auf den Semitismus, auf den Mangel an Nationalitätsbewußtseiu der Deutschösterreicher geschoben, und man glaubt, durch deutsche Schulen dem Slaventhum einen Damm entgegensetzen zu können. Nauchberg, Hertner, Hainisch, Dumreicher mit ihren Schriften über das österreichische Deutschthum, und namentlich der letztere mit seinen „Südostdeutschen Netrachtungen" haben die wirtschaftlichen Grundlagen des slavischen Vordrängens dargelegt und so erst einen wirklichen Einblick in diese verwickelten, über ein weites Gebiet sich erstreckenden Stammeskämpfe geschaffen.

Dumreicher faßt feine Beobachtungen in wenige Sätze zufammen. Er weiß, es „besteht ein natürlicher Zug der Entwicklung, welcher die slavische Menge dein höheren Arbeitslohne zudrängt. Wirtschaftliche Antriebe, mit denen der freie Wille des Einzelnen Nichts zu thun hat, bewirken die Durchsetzung deutscher Oertlichkeiten mit slavischem Volk." Und: „Wie dem Deutschen dem Slaven gegenüber seine ältere Cultur keinen Schutz gewährt, so auch nicht seine jüngere Cultnr dem Italiener gegenüber. In beiden Fällen entscheidet der höhere oder tiefere Lebensfuß, auf welchen die Massen eingewöhnt sind. Wenn der Wälschtiroler als Arbeiter de» Deutschen unterbietet und sich nach Norden ausbreitet, unterwirft nicht seine Cultur die deutsche, sondern seine karge, sparsame Art besiegt den anspruchsvolleren Brauch des deutschen Nachbars."

Wie das Germanenthum das Nomanenthum nach Westen drängt, so drängt ihm selbst das Slaventhum nach Osten nach, und wenn es sich nicht noch immer stark vermehrte und hübe — obgleich keineswegs in dem Grade, wie es in seiner Macht stünde — so würde es ebenfalls rückwärts gehen wie das Nomanenthum. Augenblicklich stehen den 112 Millionen Slaven allerdings noch 158 Millionen Germanen gegenüber, und zwar obwohl die Ostgermanen längst unter den Romanen zu Grunde gegangen sind und die Nordgermanen (Schweden, Norweger, Dänen, Isländer) nur neun Millionen Menschen darstellen. Für die ungeheure Volkskraft der

europäischen Germanen zeugt vor Allein ihre riesige Vetheiligung an der Auswanderung nach Amerika. Von 1820—1884 sind 17 Millionen Europäer nach Amerika gewandert, und von diesen sind gegen 14 Millionen Germanen gewesen, nämlich 700900 Skandinavier, 4V2 Millionen Deutsche und 8^2 Millionen Vriten. Dabei hat das amerikanische Festland keineswegs das einzige Ausmanderungsziel germanischer Siedler dargestellt. Ueberall, wo ein glänzender Preis den germanischen Auswanderer lockt, und wo er seine Energie einsetzt, da erweist er sich als fester Siedler jedem anderen Volke überlegen. Seine Arbeitsamkeit und seine Selbstbeherrschung, seine Zuverlässigkeit und Mäßigkeit, sein Pflichteifer und seine Fähigkeit zu Vorausberechnung, seine Eignung zum Lenker und Leiter, seine Thattraft, die dem eigenen Worte Gehorsam zu verschaffen weiß, lassen ihn dem Romanen, der nur allzu gern genießt und sich der Leidenschaft hingiebt, und dem Slaven, der für Herrenart und bedeutende Leistung wenig Sinn zeigt, auf der ganzen Linie überlegen erscheinen. Allerdings ist den: Slaven gegenüber sein Lebensfuß ein so hoher, daß derselbe ihm auf dein Gebiete der niedrigeren Arbeit Concnrrenz macht. Aber die mechanische niedrige Arbeit läßt der Germane immer mehr durch Maschinen thun statt durch Menschenhand, und sobald er die rückständige Wirthschaftsstufe des Kleinbetriebes ganz wird überstiegen haben, wird der Slave weit weniger leicht an ihn herankönnen. Gleiche Löhne mit dem Deutschen erhält der Tscheche selbst in Böhmen nicht, denn seine Leistung ist durchschnittlich geringer als die des Deutschen. Für 30 deutsche Arbeiter, die in einer österreichischen Papierfabrik entlassen werden, müssen nicht selten 36, ja 40 tschechische eingestellt werden. Sonst bleibt ein Theil der Arbeit ungethan. Vor der Accordarbeit hat der Tscheche eine heilige Scheu, und die Einführung derselben genügt vielfach, um ihm die Arbeit zu verleiden. Nur als Maurer, Schuhmacher und Schneider sind die Tschechen den Deutschen gleichgeschätzt. Auf alle» höheren Gebieten aber herrscht heute der Germane unbeschränkt und ohne Eoncurrenz auf dem ganzen Erdball. Wenn er mehr bedarf als Angehörige vieler anderer Stämme, so sind auch die Früchte seiner Arbeit soviel grüßer, daß er vielfach noch weit mehr bedürfen könnte und doch noch der billigste höhere Arbeiter wäre.

Die 158 Millionen Germanen, die es heute auf der Erde giebt, sammeln sich um drei große Mittelpunkte, das Deutsche Reich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten Amerikas. Seitwärts stehen dann noch die Nordgermanen. Das Deutsche Reich ist der naturgegebene Mittelpunkt für 72 Millionen deutsch redende Menschen deutscher Abkunft. 49 Millionen davon gehören ihm selbst an, und gegen 23 Millionen Deutsche grenzen

unmittelbar an den Theil des deutschen Stammes, den das Deutsche Reich
einschließt. Es ist ihre natürliche Basis, und die weitere geschichtliche Ent-
wicklung mit ihrer schon jetzt deutlich erkennbaren Tendenz, Stammes-
stallten zu bilden, muß sie wieder mit ihm vereinen. Wohl uertheilen sie
sich auf Oesterreich-Ungarn (10Vz Mill.), Holland (4'/z Mill.), Belgien
(3VZ Mill.), die Schweiz (2 Mill.), Rußland (l'/z) Mill.), Frankreich
(1 Mill.), Luxemburg (V4 Mill.); aber ihnen Allen ist deutsche Abkunft,
deutsche Sprache (mit Ausnahme Luxemburgs) und deutsches Geistesleben
gemein. Ihre Angehörigen lesen deutsche Zeitungen, und ihre Gelehrten
besuchen deutsche Congresse. Ihre Studenten studiren fast ausnahmlos
einige Seinester auf reichsdeutschen Universitäten, und die Grundzüge ihrer
niederen und höheren Bildung sind durch die Maßstäbe bestimmt, die inner-
halb der Grenzen des Deutschen Reiches gelten. Sie Alle fühlen sich im
Gegensatz zu Romanen und Slaven, ja gegenüber Briten und Skandinaviern
als Deutsche, und wenn ihnen die Gesetzgebung ihrer Staaten und das
Gefühl, daß sie doch nun einmal einem fremden Staatsverbande angehören,
nicht bei vielen Gelegenheiten den Mund schlösse, so würde ihre Neigung
zu Deutschland noch deutlicher reden. Sie alle fühlen sich durch deutsche
Siege, deutsche Eroberungen und deutsche Entdeckungen, durch deutsche
Geistesthaten wie durch deutschen Gewerbfleiß mitgehoben und stehen der
Weltstellung der deutschen politischen Vormacht keineswegs gleichgültig
gegenüber. Ja, man kann noch weiter gehen. Durch ihre geographische
Lage gehören auch die 2 Millionen Dänen nordgermanischer Abkunft diesen:
Verbände an. Allerdings besitzen sie ein eigenes Nationalgefühl und eine
eigene Sprache, aber ne haben kein eigenes geistiges Leben und sind auf
die Dauer fraglos der Aufsaugung durch die festländischen Westgermanen
verfallen. Von Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meer reicht deren
Gebiet. Von Königsberg nach Trieft geht ihre Ostgrenze, nur durch das
dreiviertel slavische Böhmen unterbrochen, und von Calais nach Mailand
ihre Westgrenze. Außerdem stehen ihnen die fast 7 Millionen Nord-
germanen der skandinavischen Halbinsel (4,8 Mill. Schweden und 2 Vtill.
Norweger), die ohne die Stütze des deutschen Stammes, dem sie ihre
Cultur entlehnt haben, dessen Sprache noch immer ihr Hauptbildungsmittel
ist und dessen Geistesleben sie theilen, dem andringenden Slaventhum wehr-
los gegenüberständen, mindestens näher als einem anderen Stamme. Sie
sind von allen Germanen zweifellos diejenigen, die ihr germanisches Blut
am reinsten bewahrt haben; aber wahrscheinlich eben darum haben sie auch
von allen Germanen den geringsten Aufschwung geuommen. Die durch
Sachsen, Kelten, Romanen nnd Skandinavier befruchteten Angeln, die
durch Kelten, Slaven und im Westen und äußersten Süden durch Romanen
befruchteten Deutschen und die durch Deutsche, Romanen und einen kleinen
Procentsatz Mongolen befruchteten Briten Nordamerikas sind ihnen an
aufsteigender Kraft weit überlegen. Einst ein selbstständiger Stamm, der
>

den Westgermanen an Bedeutung Nichts nachgab, sind die Nordgermanen zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken und können höchstens noch als Anhängsel der festländischen Westgermanen betrachtet werden. Allerdings vermehren sie sich neuerdings ein wenig stärker, senden einen schwachen Auswandererstrom nach den Vereinigten Staaten und stellen ein paar tausend Matrosen für die britische Flotte, aber niit dem deutschen Stamme halten sie in der Vermehrung nicht entfernt Schritt.
Der zweite europäische Mittelpunkt der germanischen Rasse sind die britischen Inseln. Ihre westgermanischen Einwohner sind noch stärker mit fremdem Blute gemischt als die Deutschen, und vielleicht verdanken sie diesem Umstand ihre außergewöhnliche Thatkraft, ihre Stärke in der Selbstbehauptung und ihre Fähigkeit, sich zur Geltung zu bringen.
Die Deutschen des Reiches sind ihnen um mehr denn 10 Millionen voraus, und die Briten haben auch keine Bruchtheile ihres Stammes rings um ihr Reich sitzen, die sie sich nach und nach noch einverleiben könnten, ja ihre insulare Lage macht ihnen sogar jede Ausdehnung ihres Stammes in der Heimat fast unmöglich. Sie können sich nicht durch Verschieben ihrer Stammesgrenzen im Laufe der Jahrhunderte daheim mehr Boden erwerben; höchstens die paar Kelten können sie noch aus ihren britischen Wohnsitzen verdrängen oder aufsaugen. Während die Wiedergewinnung der einzelnen losgesprengten Stücke des Deutschthums die Bevölkerung des Reiches auf 72 Millionen erhöhen muß, die sichere Vermehrung des heutigen Volksstaudes ungerechnet, ist es sehr fraglich, ob heute die britischen Inseln mehr als 40 Millionen Menschen eine Heimat bieten können. Eben diese Unmöglichkeit einer entsprechenden Ausdehnung des eigenen Stammes in der Heimat aber hat dem britischen Volke die Spannkraft zu starken Ansiedelungen jenseits des Meeres gegeben, deren eine sich sogar zu einer dem Mutterlande überlegenen Volksgemeinschaft ausgebildet hat. In keiner der anderen Niederlassungen aber hat es der britische Stamm bis heute dazu gebracht, den Stamm der Bevölkerung zu bilden. Ueberall stellt er nur die Herrenkaste dar, und diese ist nur durch fortwährenden Nachschub aus der Heimat im Stande, sich zu behaupten. Dafür hat aber das britische Reich den eigenen Stammesangehürigen durch eine nationale Politik, deren sich kein anderes Volt der Erde rühmen kann, Entwickelungsmöglichkeiten geschaffen, die heute noch ohne ihres Gleichen dastehen. In seinen auswärtigen Besitzungen beherrscht Groß-Britcmnieu 310 Millionen Menschen, und in jeder seiner fünfzig bedeutenden Colonien ist dem Briten die Möglichkeit geboten, unter dem Schutze einer starken Seemacht Fuß zu fassen und seine Interessen in jeder Hinsicht zu fördern. Allerdings sind diese Entwickelungsmüglichkeiten bisher keineswegs genügend ausgenützt worden. Die britische Bevölkerung hat sich vielmehr in der Hauptsache darauf beschränkt, in diesen Gebieten ihr Geld in gewinnbringenden Unternehmungen anzulegen, und hat fremde Stämme für sich

arbeiten lassen. Aber nur durch das in auswärtigen Unternehmungen verdiente Geld ist es möglich geworden, daß die Bevölkerung der britischen Inseln die Zahl von 39 Millionen erreicht hat. So ungeheuer die 23 Millionen Quadratkilometer auch scheinen, die das britische Weltreich umfaßt — ein Sechstel der gesammten Landfläche des Erdballes, bewohnt fast von einem Viertel der Menschheit — so stützt sich doch die Behauptung dieses Colonialreiches einzig auf die Kriegsschiffe des Mutterlandes und nicht auf Siedelungen des englischen Stammes. Man darf nicht, wie das so häusig geschieht, die politische Stellung Groß-Britauniens unter den Großmächten mit der Stellung des englischen Stammes in der Menschheit verwechseln. Beides sind zwei grundverschiedene Dinge, und beide haben eine sehr verschiedene Bedeutung. Die erste kann ein unglücklicher Krieg vernichten; gegen die zweite vermag nur Jahrhunderte dauerndes Andringen fremder Stämme Etwas; denn sie bestimmt sich allein durch die Mächte Arbeit und Zeugung und ihr Wechseluerhältniß. Wenn an Groß-Britannien Etwas zu bewundern ist, dann ist es der Zug, daß es dieses Volk vermocht hat, sich weit über seine Kräfte hinaus Gehorsam zn verschaffen, sich eine politische Stellung zu erwerben, die seine uolksstandliche Stellung ungefälir um das Zehnfache überragt. Um wenn dem staatlich vereinigten Theile des deutschen Stammes Etwas zun: Vorwurf zu machen ist, dann ist e3 die Thatsache, daß die politische Stellung des deutschen Reiches noch immer nicht der volksstandlichen Bedeutung des deutschen Stammes in der Menschheit entspricht, daß er sich nicht zu rechter Zeit Entwickelungsmöglichkeiten durch geeignete Colonisirung geschaffen hat, und daß so noch immer alljährlich ein paar Hunderttausende Deutsche fremden Stämmen als Eulturdünger dienen, da ihnen von der Heimat aus nicht die Möglichkeit geboten wird, sich in geschlossenen Massen anzusiedeln.

Der dritte große Mittelpunkt der germanischen Nasse liegt nicht in Europa. Er- wird vou den Vereinigten Staaten Amerikas gebildet. Ganz Amerika enthält ungefähr 40 Millionen Menschen germanischer 3lbkunft, und von diesen kommen auf die Vereinigten Staaten etwa 39 Millionen. Zu diesen haben geschichtlich die Briten 20 Millionen und die Deutschen 10 Millionen gestellt. Heute giebt es in den Vereinigten Staaten jedoch nur noch etwa 7 Millionen Deutschredeude deutscher Abkunft, und auch diese verschmelzen mit den 20 Millionen des englischen Typus, einem geringen indianischen und einem etwas stärkeren romanischen Procentsatz zn einer neuen Nasse, den Mnkees, die ihre Hauptmerkmale dem germanischen Stamme und von diesem wieder am meisten dem englischen Zweige entlehnt baben. Die übrigen zehn Millionen Germanen kommen auf Canada, Mittel- und Süd-Amerita und die großen amerikanischen Inseln, und im Süden überwiegt das deutsche Element namentlich in den Handelsstädten stark. Die kleinen deutschen Colonien erhalten sich ziemlich rein und wachsen aus eigeuer Kraft wie durch Nachschub aus der Heimat. Gehört auck>

Canada politisch zu England, so ist doch sein Zusammenschluß mit den Vereinigten Staaten nur eine Frage der Zeit. Seine fünf Millionen Einwohner bedeuten ja den 66 Millionen derselben gegenüber keinerlei nennenswerthen Widerstand. Bevölkert wie Deutschland, könnten die Vereinigten Staaten allein 850 Millionen Menschen ernähren, d. h. mehr als ganz Asien heute besitzt. Ihre Bevölkerung befindet sich also in der gleichen glücklichen Lage wie die des europäischen nnd asiatischen Rußland. Durch eine glückliche Politik ist es ihr vergönnt gewesen, sich die ungeheuersten Entwickelungsmöglichkeiten unmittelbar in» eigenen Hause zu sichern; sie braucht voraussichtlich noch für Jahrhunderte nicht die Hand nach fernen Regionen auszustrecken, sondern kann sich daheim recken und dehnen, während die Culturvölker Europas sich wechselseitig kaum den nöthigen Ellenbogenraum für die kleinsten Bewegungen lassen.

Welche Wendung wird der weitere Verlauf nehmen? Allerdings zeigt uns die geschichtliche Entwicklung zuerst Fehden einzelner Familien; dann schränkt sich die blutige Fehde auf kleine Völkerschaften, auf Städte oder Gemeinden ein; diese werden durch kleine Staaten und diese durch größere Staaten abgelöst, so daß heute ein Krieg von Schaumburg-Lippe mit Sachsen-Weimar-Eisenach zur völligen Unmöglichkeit gehört. Hier ist allerdings in verschiedener Wiederholung ein gemeinsames Interesse, das es gegen außen zu behaupten galt, so beherrschend geworden, daß die blutige Entscheidung etwaiger Streitigkeiten überflüssig geworden ist. Aber wer möchte sich dafür verbürgen, daß das so weiter gehen nnd daß der Einigung eines Dheiles der deutschen Stämme zu einem Reiche eine Einigung aller Germanen zu einem Reiche folgen werde? Die zwei schwersten Bedenken, die es geben kann, stehen dem entgegen. Einmal bilden die Germanen schon seit Jahrhunderten keine wirthschaftliche Einheit mehr, sondern drei große Einheiten, und sodann besitzt jede dieser wirthschaftlichen Einheiten Etwas, was sie unausbleiblich von den andere» beiden abschließt, ein eigenes Nationalgefühl. Lamprecht hat die Geschichte des deutschen Nationalgefühls geschrieben; eine Geschichte des englischen und amerikanischen haben wir leider noch nicht. Aber der Gegenstand einer solchen Geschichte ist auf den britischen Inseln wie in den Vereinigten Staaten vielleicht in noch stärkeren» Maße vorhanden als bei den Deutschen innerhalb nnd außerhalb des deutschen Bundesstaates. Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener besitzen in gleichem Maße selbstständige Nationalgefühle, die sie scharf von einander scheiden, und selbst zwischen den französischen Belgiern und Schweizern nnd den Franzosen gähnt eine weitere Kluft als z. B. zwischen Reichsdeutschen und Dentschösterreickern, bei denen von verschiedenein Nationalgefühl nicht die Rede sein kann. Unter den Slaven nimmt das russische Reich eine derartig überragende Stellung ein, daß Süd- und Westslaven nebst den stammverwandten Letten nur seine Anhängsel bilden. Der westslaviscbe Stamm scheint allerdings die Tendenz

HH Alexander Tille in Glasgow.
zu zeigen, ein ganz eigenes Nationalitätsgefühl und eigene Stammes-
eigenthümlichkeiten zu entwickeln, wie er bereits eigene Sprachen entwickelt
hat, aber augenblicklich ist dieser Wandel noch nicht völlig vollzogen.
Für eine etwa vor sich gehende Ueberbrückung dieser Gegensätze sind
nicht die mindesten Anzeichen vorhanden. In: Gegentheil spricht aus der
politischen Geschichte des letzten Jahrhunderts deutlich genug die Tendenz,
Stammesstllllten zu bilden und die verschiedenen Volksstände auch durch
politische Grenzen von einander abzutrennen. Die ganze Gruppe von Ver-
schiebungen von Arbeitskräften, die unter dem Namen „Fremde Arbeit"
bekannt ist, scheint dagegen zu sprechen, aber diese Erscheinungen sind selbst
in der Schweiz und Frankreich, wo sie an: mächtigsten aufgetreten sind,
immerhin nur Kleinigkeiten, wenn man sie mit den Veränderungen ver«
gleicht, die sich in der Arbeit der einzelnen Länder für den Weltmarkt,
d. h. entweder in ihrer Getreideausfuhr oder in ihrer Ausfuhr von Ge-
werbeerzeugnissen in den letzten dreißig Jahren vollzogen haben. Und das
Mehr an Arbeit allein, das ein Volksstand anderen Volksständen gegenüber
leistet, giebt ihn: die Möglichkeit zu stärkerer Zunahme. Die mittelländischen
Nationalitäten, die sich heute im Kampfe um die Erdoberfläche unter
einander und mit den Mongolen und Wollhaaren gegenüber stehen, zeigen
keinerlei Neigung, sich zusammen zu schließen. Die Luft, in der Nietzsche
es witterte, daß „Europa Eins werden will", scheint nur sehr verstreut
zu wehen, und selbst die modernen Friedensgesellschasteu sind wider Willen
nur ein Beweis für die Stärke der nationalen Interessen, die sich allent-
halben im Widerstreit befinden. Ob die Romanen noch einmal eine
führende weltgeschichtliche Rolle übernehmen und ob die Slaven sich jemals
zu einer solchen aufschwingen werden, bleibt noch abzuwarten. Augenblicklich
stehen jedenfalls die drei großen germanischen Reiche an der Spitze der
Menschheit. „Wenn nicht Alles täuscht," sagt Karl Peters in seine,» Buche
‚Deutschnational°, „so stehen wir augenblicklich vor einem Ausblick auf
Jahrhunderte lange Entwickelungen, in welchen immer deutlicher diese
beiden Hauptvertreter der germanischen Nasse (Deutsche und Engländer)
auf den: Schauplatz des geschichtlichen Lebens in den Vordergrund treten
werden, und wenn Darwin Recht hätte, so würde vielleicht einmal die Zeit
denkbar sein, in der sie die alleinigen Herren der Erde wären und ihre
Beziehungeil demnach die Geschichte der Menschheit ausfüllten." Aber wie
dem aucb sein möge, in jeden: Falle ist es sicher, daß sich die Urenkel der
heute lebenden Germanen an der Herrschaft über den Erdball nicht in
demselben Procentsatz betheiligen werden, in dein heute die einzelnen ger-
manischen Stämme zu einander stehen. Vielleicht ist dann einer der drei
großen Germanencomplere zerborsten, zersplittert, zu Grunde gegangen,
vielleicht zwei, vielleicht ist der dritte über die anderen beiden dann mächtig
emporgewachsen; vielleicht ist auch er im Niedergang, und ein heute un-
scheinbarer Seitenarm ist auf dem Wege zur geschichtlichen Größe, zur

führenden Weltmacht. Denn wie Arten und Nassen, Völker und Stämme, so stehen auch die einzelnen Volksschichten und Stände, Verufskreise und Familien in Wettbewerb mit einander, und uon den Sühnen ein und desselben Vaters sucht sich Jeder höher emporzuschwingen, als der Andere. Eine Familie sinkt in hundert Jahren auf uier Annen, und eine andere steigt auf vierhundert. Und in diesem unaufhörlichen Kraftmesser, dein Kampf unl die reicheren Daseinsmittel, ist zugleich das Gericht über jeden Einzelnen, jede Familie, jeden Stand, jedes Volk, jede Rasse, jede Art enthalten, im guten wie im bösen Sinne. Wer sich und seinen Kindern den Erdball zu erobern vermag, dem gehört er uon Naturrechts wegen. Aber was das Große dabei ist: indem ein solcher Sieg im Verdrängungskampfe zwischen Völkern und Rassen stattfindet, geschieht zugleich eine Thal in: Dienste der Menschheit. Durch das Hinausdrängen des Niedrigeren mm Daseinsthore, wird die durchschnittliche Tüchtigkeit gehoben, und die Menschheit kann künftig ihr Haupt höher trugen.

„Tic Pflanze kämpft; sie will die ganze Erde
Erobernd überzieh'n mit ihren Kindern.
Und Jede will's: und Jede hilft verhindern,
Tlltz alles Land zur öden Haide weide.
Der Hirsch beweist in tödtlichem Gefecht,
Daß er der Stärkste sei; dann darf er werben;
Des Schwächlings Bildung soll sich nicht vererben.
Und schöne Stärke nur ist Taseinsiecht."

Wir sind immer noch gewöhnt, wenn nur heute Völker miteinander vergleichen, unser Augenmerk auf wenige besonders begabte Indididnen zu richten. Sie sind allerdings ebenfalls ein Erzeugnis; der Volkseigenart, aber sie sind es nicht, die in diesen Verdrängungskämpfen von Völkern die Entscheidung herbeiführen, sondern das ist, wie schon bemerkt, das große Schwergewicht der durchschnittlichen Begabungen. Ihre Leistungsfähigkeit entscheidet die Frage, ob ein Volk billigere Waaren ausführen kann als das andere und sich ihm dadurch im Wettbewerb um die Arbeitsgelegenheit überlegen erweist. Mit dem Ansichziehen uon möglichst viel Arbeitsgelegenheit allein aber werden die Mittel zu einer weiteren Steigerung des Volksstandes geschaffen. Diese Dinge entziehen sich weder der menschlichen Einsicht noch gehen sie über die Grenzen des menschlichen Machtbereiches hinaus. Die sich eben in Großbritannien, Italien und Deutschland ausbildende neue Wissenschaft der Volksstandswirthschaft macht sie zu ihrem ausschließlichen Gegenstande, und wollte unsere Socialgeietzgebung, statt einseitig-eudämonistischen oder nationalükonomischen Rathschlägen zu lauschen, die einfachsten volksstandswirthschaftlichen Gebote berücksichtigen, so ließen sich die Schicksale des deutschen Stammes auf Jahrhunderte hinaus beeinflussen, zum Guten wie zum Vösen, ganz nach dem Maße der vorhandenen Einsicht. Vei dem heutigen Völkerverkehr und dem immer wachsenden Maße der Kenntnis;

ist es unmöglich, in einein einzigen Lande die Löhne und den Lebensfuß der Arbeiter hochzuhalten, ohne zugleich die Leistung dieser Arbeiter auf eine höhere Höhe zu heben. In jedem anderen Falle muß fremde Concurrenz die Producte der heimischen Arbeit unterbieten und fremde Einwanderung den inländischen Arbeitern den eben erst gesteigerten Stand der Lebenshaltung wieder herabdrücken. Mit Hebung der Volksbildung und der technischen Nildung der Arbeiter läßt sich mancherlei erreichen. Alles aber nicht. Eine dauernde Hebung des eigenen Volksstandes ist nur durch das Mittel möglich, durch das die Natur allen Fortschritt erzeugt, durch natürliche Auslese der Tüchtigsten. Schon heute ist mit absoluter Sicherheit vorauszusagen, daß dasjenige Volk den Gipfel der Menschheitsentwicklung erreichen und sich die Erdherrschaft gewinnen wird, dein es gelingt, durch sociale Reform im Innern die sociale Auslese, die durch allerhand Factoren in's Stocken gerathen ist, neu zu belebeu und sich durch sociale Ausscheidung der Schlechtesten des Schwergewichtes zu entledigen, das es Verhindert, frei und stolz seinen Flug nach oben zu nehmen.

# Bertrand du Guesclin.

von

E. MaMe.

— Vrcslan. —

zu' geschichtliche Figur dieses bretonischen Condottiere des 14. Jahrhunderts ist kürzlich auch als Held für ein nationales Drama ver« werthet worden, das Paul D6roulöde, der Stifter der frauzösischen Patriotenliga, für seine überspannten Revanche-Zwecke unter dem Titel „Messire du Guesclin" hat erscheinen lassen. Selbstverständlich ist hierbei der kühne bretonische Haudegen als der bewußte Vorkämpfer der französischen Nationalidee dargestellt worden. Indem Paul D6roulude auf die allerdings historische Thatsache sich bezieht, das; von jeher das große Seine-Nabel selbst dem ganzen Frankreich gegenüber sich als Hauptstadt oft recht unnütz gemacht hat, will er in seinem Schauspiel zeigen, wie der wahre Nationalheld das Vaterland zunächst von den inneren Unruhe« befreit nnd dann, was die Hauptsache ist, auch gegen den äußeren Feind zum entscheidenden Siege führt. Das Bühnenstück spielt in den Jahren 1358 bis 1364. Die Schlacht hei Poitiers (Maupertuis), in welcher nicht nur das französische Heer durch den Prinzen von Wales (de Gnlles) vollständig geschlagen, sondern auch König Johann II. persönlich gefangen genommen worden, hatte in allen Theilen Frankreichs große Unruhen und Unordnungen hervorgerufen. Auch die Bürgerschaft von Paris konnte die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, den ihr innewohnenden Geist der Opposition wieder mal im öffentlichen Aufruhr zu bethätigen. Im Einverständniß mit König Karl dem Bösen von Navarra hatte der Pr6u9t der Pariser Kaufleute Etienne Marcel sogar geplant, die französische Hauptstadt in die Hände der Engländer zu liefen». Dauphin Karl von Frankreich, Herzog der Normandie. sah sich in Folge der in Paris immer mehr anwachsenden Unruhen 1358 dazu genöthigt, die Stadt

zu verlassen, um ausuärts Streitkräfte zu saimueln und mit deren Hilfe
die Neuolutionspartei niederzuschlagen. Drei Monate später wurde denn
auch Paris von ihm belagert. Vertrand du Guesclin hat sich tatsächlich
nicht bei dein Heere des Dauphins befunden. Döroulöde läßt aber die erste
Scene seines Stückes in dem Lager du Guesclins zu Vincennes sich ab-
spielen. Die königlichen Streiter schicken sich eben zun» Sturme auf Paris
an, da erscheint der Bürger Jean Maillnrd in dem Lager und verkündet,
das; unter seiner Anführung eine Gegenrevolution in Paris ausgebrochen
sei und daß er den Verräther Marcel erschlagen habe. Döroulöde benutzt
jetzt die Gelegenheit, um seinen zum Nationalhelden zugestutzten du Guesclin
eine schöne patriotische Rede im Stile der neuesten Zeit hersagen zu lassen.
„Die Pariser Revolutionäre sind es," erpectorirt sich Vertrand, „die
Frankreich rniniren. Ihr haßt doch die Engländer! Sehet Ihr Thoren
denn aber nicht, daß Eure Meuterei Paris entkräftet und dem Feinde in
die Hände spielt?!" D6roulöde will damit auf die Vorgänge von 1870/71
in Paris hinzielen, glaubt hiermit aber noch nicht genug gethan zu haben,
sondern muß auch seinein ehemaligen Vusenfreunde Äoulanger noch im Grabe
einen Tritt versetzen. In sehr merknürdiger Combination läßt er einen
Offizier aus dein Heer dn Guesclins Letzterem den Vorschlag machen, er
möchte sich jetzt durch Verständigung mit den Communards zum Alleinherrscher
von Frankreich aufwerfen. Vertrand du Guesclin ist aber natürlich kein
Vonlcmger, daß er das revolutionäre Gesindel zu Spießgesellen hätte nehmen
können; er hält vielmehr als Entgegnung auf das — jedenfalls sehr
thöricht und unmotivirt erfundene — Ansinnen eine schöne nnd klangvolle
Rede über die Nothwendigkeit der militärischen Disciplin. Paris wird also
durch Gnesclin zurückerobert — wenigstens in der Phantasie D^roul^des
— und der tapfere Held wendet sich dann nach Niederwerfung der Commune
gegen den nationalen Feind — damals die Briten. Der Schlußact des
Dramas zeigt die Kathedrale von Reims, wo Dauphin Karl sich zum König
salben und krönen läßt. Die Ceremonie ist eben beendet, als ein stanb-
und blutbedeckter Krieger in die Kirche hereinstürzt und die Trauerbotschaft
veckündet, das Heer des ,Konigs sei vollständig geschlagen. „Wehe!" ruft
Karl V., „ich bin nur noch der Schatten eines Königs!" Doch die unheil-
volle Nachricht war eine falsche. D^roulöde hatte sie in feiner Weise nur
erfunden, um die freudige Neberraschung König Karls über die thatsächlich
gewonnene Schlacht von Cocherel noch zu einer effectvolleren zu gestalten.
Er läßt dann Vertrand du Guesclin selbst erscheinen und jubelnd rufeu:
„Sieg! Sieg! mein edler König, die Engländer sind in voller Flucht!" Die
uersammelteu Ritter und Edlen schwingen die gezückten Schwerter, und
Alles ruft aus vollem Halse: „Vivs In, ?lnnce!" — Das französische
Publicum klatscht frenetischen Neifall und kann in gehobener Stimmung
nach Hause gehen, denn in Paul Döroulödes jedenfalls prophetischen Träumen
sind die verhaßten Deutschen bis zur Vernichtung geschlagen.
>

Wenn der französische Schriftsteller den Aufruhr der Pariser Be-
völkerung unter Etienne Marcel mit dein Commune-Aufstnnd von 1871 in
Vergleich stellt, sc» giebt ihm wohl die Geschichte eine gewisse Berechtigung
dam, denn beide Ereignisse bieten jedenfalls mehr als eine äußere Aehnlich-
keit. Die Communards von 1871 konnten wohl als die Epigonen der
wüsten Empörer von 1358 betrachtet werden. Daß aber der bretonische
Condottiere Bertrand du Guesclin zu einein Vertreter und Vorkämpfer der
französischen Nationalidee gestempelt wird, entspricht keineswegs den geschicht-
lichen Thatsachen und ihrer Entwickelung. Schließlich wird auch dem An-
denken des kühnen Haudegen ein gewisses Unrecht angethan, wenn derselbe,
wie dies von D6roulöde in marktschreienscher Weise geschieht, geradezu als
phrasenhafter Bühnenheld und flacher Scenenmacher hingestellt wird.
Vertrand du Guesclin war nicht nur ein sehr tapferer Necke, sondern
namentlich von einer außerordentlichen Lebensklugheit, — allerdings dabei
auch ein Kind seiner Zeit und als Mann des Waffenhandwerks ein echter
Repräsentant des alten Nitterwesens mit allen seinen unverkennbaren
Mannestugenden ebensowohl, wie mit seinen großen Fehlern, seinem oft
bervortretenden leeren äußeren Scheine, seinem meist hohlen Geklirr und
Gelärme. Die Betrachtung der Lebensschicksale dieses bretonischen Condottiere
bietet aber jedenfalls viel des Interessanten und liefert einen lehrreichen
Beitrag zur Kenntnis; der Zeit- und Culturgeschichte des 14. Jahrhunderts.
Die ersten Aufzeichnungen über Vertrand du Guesclin finden wir in
den Chroniken eines Zeitgenossen desselben, des ftanzösischen Dichters und
Schriftstellers Jean Froissart. Das Werk dieses Letzteren umfaßt den
Zeitraum von 1326 bis 1400 und schildert in phantasiereicher dramatischer
Darstellung und blühender, lebensfrischer Sprache die Begebenheiten in
England und Schottland unter Eduard III. und Richard II., die Geschicke
Frankreichs unter den Königen Johann II., Karl V. und VI., sowie die
gleichzeitigen Ereignisse auf der Pyrenäenhalbinsel nnd in den niederländi-
schen Provinzen. Der französische Schriftsteller erweist sich dabei namentlich
als ein großer Bewunderer der Thaten des damaligen Nitterthums.
Froissarts Werk war ursprünglich in zahlreichen Handschriften verbreitet.
Eine solche, und zwar mit Miniaturmalereien künstlerisch reich ausgestattete,
befindet sich auch in der Stadtbibliothek zu Breslau. Dieser kostbare Schatz
rührt nachweislich aus der Büchersammlung des Bastard Anton von Vurgund,
Graf de la Roche en Ardennes her und wurde von dein eigentlichen Stifter
der Nreslauer Stadtbibliothek Thomas Nhediger (1541 bis 1576) erworben.
Wie Dr. Alwin Schultz in seiner Beschreibung dieser Vilderhandschrift*)
ausführt, war im Laufe des 15. Jahrhunderts der Hof der Herzüge von
Vurgund die Stätte, wo sich Alles concentrirte, was in den transalpinischen

*) Beschreibung der Nreslauer Bilderhandschrift des Froissart, versaht uon Nr, Alwiu
Schultz, Piioatdoceut der Archäologie und Kunstgeschichte. Breslau 18N9. —

Ländern an Kunst geleistet wurde. Von dort gingen die Neuerungen aus, welche auf die ganze Kunst der Malerei einen nachhaltigen und epochemachenden Einfluß ausübten, und namentlich an jener Stätte waren schließlich alle Zweige der Kunst: Malerei, Plastik und Architectur, sonie Goldschmiedekunst und Weberei, endlich die Kunst des Bücherschreibens und Buchbindens durch ausgezeichnete Kräfte vertreten. Besondere Vorliebe aber wandten die burgundischen Fürsten ihren Bibliotheken zu, für welche prachtvoll geschriebene und mit Miniaturen ausgestattete Bücher bei den tüchtigsten Copisten und'Illuminatoren bestellt wurden. In Folge dessen entwickelte sich hier gerade die Kunstbranche der Kalligraphie und der eng mit ihr verbundenem« Miniaturmalerei in so hohem Maße, daß die burgundischen Handschriften des 15. Jahrhunderts unbestritten als die schönsten unter den in dieser Zeit gefertigten Manuscripten bezeichnet werden dürfen. Schon Philipp der Kühne, der Sohn Johanns II. von Frankreich, war durch die Verheirathung mit Margarethe, der Tochter Ludwigs III. Grafen von Flandern, 1383 in den Besitz einer Bibliothek gelangt, die unter ihm, sowie unter seinen» Sohne und Nachfolger, Johann ohne Furcht, noch vergrößert wurde. Ihren glänzendsten Höhepunkt erreichte jedoch diese Büchersammlnng unter der Negierung Philipps des Guten (1419 bis 1467), der als Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften vor allen Fürsten seiner Zeit sich auszeichnete. Er sammelte vorzüglich Bücher, die in französischer Sprache geschrieben waren, ließ aber auch in anderen Sprachen abgefaßte Werke durch an seinem Hofe angestellte Uebersetzer für sich übertragen. Unter Letzteren ist besonders David Aubert aus Hesdin im Artois hervorzuheben. Die ans diese Weise von den kunstliebenden Fürsten gesammelten Bücher sind gröhtentheilö in der „Lidüotdöqus 6s8 Vuc8 cl» Loui-ßoglw" -u Brüssel vereinigt. Die Vorliebe für fchöne Bücher war auch auf Philipps natürlichen Sohn, den Bastard Anton von Burgund übergegangen. Die Chroniken des Jean Froissart hatten sich aber gerade am burgundischen Hofe einer besonderen Beliebtheit erfreut, und so war es denn erklärlich, daß auch der Bastard Anton das Werk für feine Bibliothek bestellte. Ueber die weiteren Schicksale dieser letzteren Nüchersammlung ist "Nichts bekannt geworden; wie es scheint, wurde sie im 16. Jahrhundert verkauft, so daß Bücher, die ihr angehört hatten und die durch bezügliche Wappen, Devisen und Embleme kenntlich sind, sich jetzt in den verschiedensten Bibliotheken zerstreut vorfinden.

Die in der Vreslauer Stadtbibliothek vorhandene Bilderhandschrift des Froissart besteht aus vier starken Foliobänden, ist nachweislich 1468 bis 1469 gefertigt, und zwar von dem vorerirähnten David Aubert, oder wenigstens nnter dessen Oberaufsicht. Bei der Herstellung der Miniaturen sind aber nach dem Urtheile der Sachkenner für jeden einzelnen Codex mindestens vierzehn Maler und außerdem mit der Ausführung der Initialen noch eine An'M Illuminatoren beschäftiat gewesen. Die Scenen, welche

in den Miniaturen uns vorgeführt werden, sind der mannigfachsten Art. Wir sehen vor Allem Schlachten geschildert, Belagerungen, Scharmühel, Straßenkämpfe, wie dies die Erzählungen des Froissart erforderten, ferner Lager mit prächtigen Zelten, Turniere, Festlichkeiten, Hochzeiten; dann wieder werden wir in das Sterbezimmer von Königen geführt oder wohnen andererseits der Krönung von solchen bei; wir sehen sie, von ihren Ruthen umgeben, auf dem Throne sitzen, oder ini feierlichen Trauergevränge zur letzten Ruhestätte geführt werden. Hier wird ein Hafen mit Handelsschiffen, dort ein Geschwader von Kriegsfahrzeugen abgebildet; wir sehen einen armen Sünder am Pranger gestäupt, einen anderen gehängt oder enthauptet werden. Es ist schließlich wohl kein Zug des mittelalterlichen Lebens, der uns nicht durch diese meisterhaften Malereien unmittelbar zum Verständnis) gebracht wird. Die Klarheit der Darstellung wird ncch dadurch erhöht, daß die handelnden Hauptpersonen theils durch Wappen, theils durch in überaus zarter Weise auf den Zelten oder dem Geschirr der Pferde angebrachte goldene Inschriften näher bezeichnet sind. Aber schon die verschiedenen Costüme von Männern und Frauen jedes Standes, die mannigfaltigen Rüstungen, Waffen, Kriegsmaschinen u. s. w. bieten dem sich genauer mit der Culturgeschichte des Mittelalters Beschäftigenden ein lehrreiches Material dar. Wie Dr. Alwin Schultz iu seiner betreffenden Beschreibung nachweist, würden wir jedoch irren, wenn wir annehmen wollten, daß in diesen Abbildungen gerade die Schlachten und Abenteuer illustrirt und naturwahr dargestellt sind, die uns Froissart erzählt. Es zeigen uns diese Malereien nicht etwa Scenen aus dem 14. Jahrhundert, sondern lediglich das Leben und Treiben jener späteren Zeit, wo das betreffende Manuscript illustrirt wurde. Nach dem Urtheil der Sachverständigen soll dies auch der ganzen Denkweise des Mittelalters entsprechen, welches eine historische Kritik in unserem Sinne nicht kannte, sondern ganz unbefangen auch Erlebnisse der Vergangenheit ohne Weiteres in die unmittelbarste Gegenwart versehte. Es bieten demnach die betreffenden Miniaturen auch nicht einen bildlichen Commentar zum Froissart, sondern, wie Dr. Schultz ausführt, etwa zu den Memoiren des Philippe de Comines. Wollten wir uns die Schlachten Karls des Kühnen, das Gefecht von Montlh6ry, die Bekämpfung der aufständischen Lütticher, die Kriege mit den Schweizern lebendig vorstellen, so mürden wir in diesen Miniaturen die rechten Anhaltspunkte finden. Für Jeden also, der sich mit der Geschichte des 15. Jahrhunderts beschäftigt, namentlich für den Archäologen dürfte daher diese Bilderhandschrift eine wichtige Fundgrube bilden, doch könnte in unserer Zeit es keinem Gelehrten mehr einfalle«, zur Erklärung des Froissart unmittelbar auf diese Illustrationen sich' zu stützen. Es ist diese Nilderhandschrift des Froissart von jeher als eine Perle der Rhediger'schen Bibliothek in Breslau angesehen worden. Nach dein Urtheile der Sachverständigen beruht ihr hervorragender Werth aber hauptsächlich auf der Schönheit und Menge der Miniaturen,

,-

-niit t>eneu' sie ausgestattet ist, während sie für die Darstellung des Schrift'
tertes von weniger Bedeutung sein soll. Es dürfte daher diese Aubert'sche
Handschrift für das Quellenstudium zur Geschichte des 14. Jahrhunderts
sich auch iveniger eignen. Vessere Dienste nird für diesen Zweck die Be-
arbeitung der Froissart'schen Chronik durch Vuchon*) leisten. Anch kann
dazu die Geschichte Bertrands du Guescliu vom Chevalier Paul Han,
Seigneur du ClMelet**), empfohlen »verde», ein Buch, das Ludwig XIV.
gewidmet und von diesem privilegirt ist. Bewegt sich der Verfasser letzteren
Werkes auch in der überschwcinglicheu Romantik der ersten Negierungszeit
des roi 8olsil, so bieten seine Aufzeichnungen doch vielfach sehr lehi'reiche
und interessante Ergänzungen zu vorgenannter Chronik. —
Nertrand du Guesclin war etwa 1320 als ältester Sohn des Robert
du Guesclin, Seigneur de Broou auf dem Schlosse de la Motte de Vroon
bei Reimes in der Bretagne geboren. Schon als Knabe zeigte er, körperlich
sich sehr schnell und kräftig entwickelnd, eine unüberwindliche Neigung zum
Waffenhandwerke. Bereits mit vierzehn Jahren war er darin so gut wie
vollständig ausgebildet; er verstand mit dem Bogen zu schießen, sich der
Etreitart zu bedienen, Schwert und Lanze zu handhaben, das SKlachtroß
zu tummeln' und war im Erercitium der Reiterei, wie des Fußvolks unter-
richtet. Nachdem er dann auch die Söhne der Insassen des väterlichen
Besitzes nach Möglichkeit in der Wassenhandhnbung angelernt hatte, wollte
er sein theoretisches Wissen in der Taktik in die Praris übersetzen und ver-
anstaltete reguläre Kämpfe mit seinen Altersgenossen, denen er bei dieser
Gelegenheit in seinem Eifer jedoch die Glieder entzweischlug. Der Bater
mußte, ihm nothgedruugen dieses Haudwerk bald legen. Bertrand wurde
also unter strengere Aufsicht genommen, durfte aber den Hebungen uud der
weiteren Ausbildung mit den Waffen auch ferner uns, Lust und Gefallen
obliegen. Ebenso Mirde ihm gestattet, den Versammlungen der Edelleute
mit beizuwohnen, nur die Theilnahme an den ritterlichen Wettkämpfen
blieb ihm noch versagt. Trotzdem trug er aber, kaum 18 Jahre alt, ohne
Borwissen seines Baters, zu Reunes den ersten Siegespreis in einem großen
öffentlichen Turniere davon, welches die bretonischeu Edlen zu Ehren der
Hochzeitsfeier Karls von Alois, Grafen von Guise und Iennnes de Bretagne,
Gräfin von Penthiövre veranstaltet hatten uud zu dem Einladungen an die
gesummte Ritterschaft Frankreichs und Englands ergangen waren. Bertrand
hatte dieses Turnier nickt besuche« sollen, ihm war deshalb vom Bater
weder Rüstzeug, noch ein Streitroß zur Verfügung gelassen worden. Die
Leidenschaft zum Waffenbandwerk läßt jedoch dem jungen Menschen keine
Loeistö 6u ?l>ntlisnu I,itt«r-,ii^ 1853,

Ruhe, er >nuß den Wettkämpfen wenigstens als Zuschauer beiwohnen. Ohne Weiteres setzt er sich demnach auf einen Ackergaul und reitet nach dein Festplatze hin. Hier spielt er freilich in seinem Aufzuge eine ziemlich komische Rolle, das stört ihn indessen nicht in seinem Vergnügen, den ritterlichen Kämpfen zuzuschauen. Der Eindruck des kriegerischen Schauspiels auf den jungen Vertrand wird aber bald ein so überwältigender, daß Nichts auf der Welt ihn mehr von der Theilnahme an dem Kampfe zunickzuhalten vermocht hätte. In seiner augenblicklichen Verfassung kann Bertrand allerdings unmöglich die Arena betreten, es muß also zunächst nach dieser Richtung bin Rath geschaffen werden. Da sieht er zufällig einen Ritter den Kampfplatz verlassen und sich nach seinem Quartier begeben. Kurz entschlossen folgt Vertrand nach, und es gelingt ihm wirklich, durch gewandtes und inständiges Bitten den unbekannten Edelmann dazu zu bewegen, ihm Waffen und Pferd für die Theilnahme am Turnier zu leihen. Mit geschlossenem Visir reitet dann Bertrand in die Schranken ein, bald ist er auch in die Wettkämpfe verwickelt, und schließlich geht er in glänzender Weise als erster Sieger aus dem Turniere hervor. Groß war aber das Aufsehen, als der Held des Tages sich endlich als der Jüngling Bertrand du Guesclin entpuppte; von jetzt ab galt derselbe jedoch in den Augen der Ritterschaft als fertiger Mann.

Kurze Zeit nach diesem Debüt des Junkers Vertrand begannen die Fehden zwischen Karl von Blois nnd dem Grafen von Montfort wegen der Erbfolge in der Bretagne. Herzog Johann III. war 1341 gestorben; seine Erbin sollte die einzige Tochter seines verstorbenen Bruders, des Grafen Guy von Penthiövre sein, die Gemahlin Karls von Blois. Andererseits machte aber der Halbbruder des Herzogs Johann, der Graf Johann von Montfort, Ansprüche auf die Herrschaft. Letzterem war es auch gelungen, die Unterstützung des Königs Eduard III. von England zn gewinnen, seinein Gegner in der Bretagne zuvorzukommen nnd dort festen Fuß zu fassen. Karl von Blois hatte sich aber der Protection König Philipps VI. von Frankreich versichert, und in Folge dessen gelang es ihm, die nölhigen Streitkräfte um sich zu versammeln, mit denen er für das gute Recht seiner Gemahlin kämpfen konnte. Robert dn Guesclin war Karl von Blois verpflichtet, und Bertrand folgte demnach in der Wahl der Partei seinem Vater. Anfangs 1342 rückte Karl von Alois in die Bretagne ein und bemächtigte sich zunächst der Hauptstadt Nantes. Hier gerieth der Graf von Montfort in Gefangenschaft, doch wurde dadurch der Krieg noch nicht beendet, denn die heldenmüthige Gräsiu von Montfort sehte denselben für ihren Gatten fort. Die streitbare Dame vertheidigte sich in dem festen Platze Hennebon in sehr entschlossener und unverzagter Weise. Als der Belagerer zum Sturme schritt, machte sie an der Spitze von 300 Reitern einen Ausfall, umging den Feind, drang in dessen Lager ein und gab dort sämmtliche Zelte und Bagagen den Flammen preis. Der herbeieilende Gegner schnitt

ihr dann zwar den Rückweg nach Hennebon ab, der ritterlichen Frau gelang
es aber, sich glücklich nach dein Schlosse von Auren durchzuschlagen. Hennebon
war außerdem gerettet; Karl von Blois gab die Belagerung auf und rückte
vor Vannes, das er dann auch eroberte. Vertrand du Guesclin war in
diesem Feldzuge die Gelegenheit zu seinen ersten kriegerischen Waffenthaten
geboten worden. Namentlich hatte sich derselbe vor Vannes ausgezeichnet, wo
hauptsächlich durch seine persönliche Tapferkeit ein Ueberfall des französischen
Lagers seitens der dem Belagerten zu Hilfe gekommenen Engländer vereitelt
wurde. In den folgenden Jahren nährten die Fehden in der Bretagne,
sowie zwischen Franzosen und Engländern fort und gestalteten sich bald zu
einem ernsten Kriege. Die Engländer hatten mit Hilfe der Partei Mont-
fort die ganze Nieder-Bretagne erobert. Im Jahre 1346 unternahm aber
König Eduard III. einen Plünderungszug bis nach Paris hin. Zwar wurde
er dann durch eine bedeutend überlegene französische Heeresmacht zum Rückzug
nach Norden genüthigt, schlug jedoch schließlich bei Cr5cy nicht nur den
französischen Angriff zurück, sondern zersprengte auch das ganze feindliche
Heer und brachte ihm einen Verlust von 30000 Mann, also von einem
vollen Viertel seiner Stärke bei. Nur allein durch die tapfere elfmonat-
liche Verteidigung von Calais gegen die Engländer war die französische
Monarchie vor dem völligen Verderben gerettet worden. In der Vretagne
wurde aber währenddem Karl von Blois 134? bei der Belagerung von la
Roche-Derien durch die Engländer überfallen, bis zur Vernichtung geschlagen
und persönlich gefangen genommen. Bertrand du Guesclin wird wohl auch
an einem oder dein anderen dieser Ereignisse betheiligt gewesen sein, in den
alten Chroniken geschieht jedoch während dieser ganzen Zeit seiner gar keine
Erwähnung. Erst 1351 erfahren wir wieder Etwas über Ritter Vertrand.
Karl von Blois hatte in der englischen Gefangenschaft seine Kinder
als Bürgschaft angeboten, um nach der Vretagne reisen und dort die
nöthigen Geldmittel für seine Auslösung zusammenbringen zu können.
Vertrand befand sich in dem Gefolge, welches die fürstlichen Kinder nach
England begleitete. Nach seiner Rückkehr in die Bretagne stürzte er sich
dann wieder in kriegerische Abenteuer zu Gunsten Karls von Blois, fockt
jedoch nur mit wechselnden» Waffenglück. Bald fing du Guesclin einen der
feindlichen Capitaines ein, bald gerieth er selbst in englische Hände und
muhte sich auslösen. Im Grunde genominen bestanden die Kriege damaliger
Zeit meistens nur aus einer Menge von Fehden, welche die Edelleute
eigentlich nur auf eigene Faust und auf eigene Rechnung führten. Es kam
letzteren dabei hauptsächlich darauf an, recht zahlungsfähige Gefangene in
die Hände zu bekommen.

Nach der Schlacht bei Poitiers 1356 drang der Herzog von Lancastre
mit den englischen Truppen aus der Normandie in die Bretagne ein, um
dort die Sache des jungen Grafen Montfort zu fördern. — Der Vater des
Letzteren war 1345 gestorben. — Lancastre ging zunächst auf Nennes los.

Die Anhänger Karls uon Blois waren aber auf ihrer Hut gewesen und
hatten sich noch rechtzeitig unter Führung ihres Capitäns Penhoet in die
bedrohte Stadt hineingeworfen. Bertrand du Guesclin, dem dies nicht ge-
lungen war, verlegte sich dafür auf den kleinen Krieg. Er hielt sich mit
seiner kleinen Schaar in der Umgegend des feindlichen Lagers, schnitt dem
Gegner die Zufuhren ab, fing seine Transporte auf, störte seine Fouragirungen
und überfiel wiederholt die feindlichen Quartiere. Der Winter, wahrend
dessen die Belagerung sich hinzog, war aber sehr hart und unangenehm.
Bertrand und seine Leute muhten meistens unter freiem Himmel campiren,
als einzige Zuflucht hatten sie eigentlich nur die Wälder uon Nennes und
Château-Briant. In Folge der großen Strapazen waren Menschen und
Pferde von du Guesclins Gefolgschaft schließlich sehr heruntergekommen und
seht nicht mehr so reckt für flotte Unternehmungen geeignet. Es war daher
ein großer Vortheil für Bertrand, als es ihm gelang, durch List und
Ueberraschung sich des in, Walde von Teillö gelegenen festen Schlosses
Fougeran zu bemächtigen. Dasselbe war von mehr als 200 Mann unter
dein Capitän Robert Brembro besetzt gewesen. Bertrand hatte es lange Zeit
hindurch beobachtet und den Ueberfall wohlreiflich überlegt. Eine momentane
Abwesenheit des Schloßcommandanten hatte er dann benutzt, um mit einigen
seiner Leute, als Köhler verkleidet und Holzlasten schleppend, Eintritt in
den Schloßhof zu erlangen. Dort war zunächst die kleine Wache über-
wältigt worden, und ehe dann die feindliche Besatzung sich sammeln und den
Bedrängten zu Hilfe kommen konnte, war auch schon die Schaar Bertrands
herbeigeeilt, welche in der Nähe im Versteck gelegen hatte. Nach hartem
Kampf war es schließlich gelungen, den Feind vollständig niederzuwerfen. Der
feindliche Führer Robert Brembro sollte bei seiner Heimkehr gefangen
werden, fiel aber im Kampfe bei seiner tapferen Gegenwehr.

Die Einschließung uon Nennes hatte nun schon acht Monate an-
gedauert. Die Lebensmittel begannen dort bereits sehr knapp zu werden,
und der Zeitpunkt schien nicht mehr fern, wo der Platz nothwendig fallen
mußte. Da gelang es, durch eine List der Stadt Befreiung von ihrer
Nedrängniß zu bringen. Durch Verbreiturg falscher Nachrichten, daß man
in Reimes 4000 Mann Entsatz feitens Karls von Blois von Nantes her
erwarte, daß aber andererseits diese Truppen wohl Gefahr liefen, unter-
wegs von den Engländern überrascht und vernichtet zu werden, wurde der
Herzog von Lancastre bewogen, mit dem größten Theile seines Corps dem
angeblich sich nähernden Feinde entgegenzurücken, während im Lager nur
eine schwache Besatzung zurückblieb. Bertrand du Guesclin aber, der von
den Vorgängen Kenntniß erhalten, überfällt des Nachts das feindliche Lager
uon Reimes, vernichtet die schwache Besahung und zerstört und plündert,
was nur irgend Lohnendes sich bietet. Es gelingt ihm außerdem, einen
Lebensmitteltransport von 200 Karren, der seitens des Feindes in' der
Umgegend beigetrieben worden war, aufzufangen, und mit dieser reichen

Beute zieht er dann als augenblicklicher Retter in der Roth in die Stadt ei».
Als der Herzog von Lancastre von seinem vergeblichen Zuge zurückkehrte, mußte er zu seinem Schaden erkennen, daß er sich hatte tauschen lassen. Wie man übrigens in damaliger Zeit trotz aller naturwüchsigen Nohheit und Grausamkeit, trotz Mordes und Todtschlags auch wieder mit einer gewissen Naivetät den Krieg führte, zeigte sich hier bei Rennes in dein eigenthümlichen Begebniß, daß der Herzog von Lancastre in dem Wunsche, Bertrand du Guesclin kennen zu lernen, uon dem er schon so viel Merkwürdiges gehört. Letzterein einfach eine freundschaftliche Einladung in das englische Lager durch einen Herold zugehen ließ und daß Nertrand diese Aufforderung auch ebenso freundlich annahm. Derselbe wurde dann vor dem Stadtthore durch eine englische Deputation feierlichst empfangen. Seine Aufnahme beim Herzog von Lancastre, war nicht nur eine höchst ehrenvolle, sondern auch eine ebenso gastfreie und herzliche. Freilich verhinderte dies aber nicht, daß ein englischer Ritter Wilhelm Vrembro selbst in Gegenwart des Herzogs von Vertrcmd Genugthuung für die Ermordung seines Verwandten, des Commandnnten von Fougeran, verlangte. Wie von den Kämpfen vor Troja erzählt wird, wurde auch hier der Streit zwischen den beiden Recken Angesichts der Stadtbesatzung, sowie des Einschließungsheeres ausgefochten, nur mochten sich die beiden Kämpfer diesmal nicht ganz so viel mit auserwählten Schmeichelworten regalirt haben, als dies der alte Homer uon Seiten seiner Helden geschehen läßt. Bertrand tödtete seinen Gegner in allen Ehren, wurde dann von dein Herzog mit Lobeserhebungen überschüttet und mit großem und glänzendein Ceremoniel nach der Stadt zurückgeführt.
Am folgenden Tage nahm die Belagerung wieder ihren Fortgang. Da indessen das Einschließungsheer bis jetzt nur Mißerfolge zu verzeichnen gehabt, andererseits aber sowohl in den Kämpfen, wie auch durch Krankheiten sehr bedeutende und gar nicht zu ersetzende Verluste erlitten hatte, so sah sich der Herzog uon Lancastre sehr bald veranlaßt, die Velageruug aufzuheben. Auch wurde in demselben Jahre 135? zu Vordeaur zwischen England und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis St. Johann 1359 währen sollte. Bertrand du Guesclin war von Karl von Blois zum Chevalier ernannt worden und hatte als Dotation die Herrschaft la Roche-Derien erhalten. Derselbe ging setzt in sein Haus nach Pontorson, um dort in Zuruckgezogenheit und Friedlichkeit zu leben. Doch die Erfolge Bertrands in dem Zweikampfe mit Wilhelm Nrembro ließen die Engländer nicht ruhen. Ein ehemaliger Waffenbruder des Letzteren, Wilhelm von Droussel, wollte dnrchaus den Todten rächen. So kam es denn abermals zu einem Zweikampfe, aus dem Bertrand wieder als Sieger hervorging, Troussel aber eine schwere Verwundung davontrug.
Das Innere Frankreichs befand sich zu dieser Zeit in der größten Verwirrung. In den großen Städten war der Anfstnnd ausgebrochen, weil sie die Gefangenschaft König Johanns benutzen wollten, um die Macht au

sich zu reißen, und im Norden Frankreichs wüthete der Aufruhr der
Vauern (Incguerie), hervorgerufen dura) die Bedrückungen des Adels. Erst
nachdem viel Blut hatte fließen müssen, gelang es dem Dauphin Karl 1358,
beide Bewegungen mit Hilfe seines vereinigten Adels zu unterdrücken.
Bettrand du Guesclin ist bei diesen Ereignissen nicht betheiligt gewesen;
es gingen ihn diese Sachen Nichts an, denn er fühlte sich nicht als Franzose,
sondern lediglich als Sohn der Bretagne.
Nachdem der Waffenstillstand von Bordeaux im Jahre 1359 abgelaufen
war, begannen wieder die Feindseligkeiten zwischen Karl von Blois nnd
dem jungen Grafen von Montfort. Der Herzog von Lancastre schritt znr
Belagerung der Stadt Dinan, in welche sich der Chevalier von Penhoot
mit seiner Gefolgschaft von Nennes und Bertrand du Gnesclin mit einer
Anzahl von Edelleuten des Territoriums von Pontorson geworfen hatten.
Die Engländer stürmten wiederholt vergeblich; in Folge der Verluste durch
die Kämpfe war aber die Anzahl der Vertheidiger bereits eine so geringe
geworden, das; der baldige Fall der Stadt ganz unvermeidlich schien. Um
diese also nicht der Plünderung durch den Sieger preisgegeben zu sehen,
wurde mit dem Herzog von Lancastre eine Capitulation dahin abgeschlossen,
daß Dinan übergeben werden sollte, falls nicht innerhalb vierzehn Tagen
der Frieden zu Stande käme oder Karl uou Blois die Stadt entsehte.
Der Verkehr zwischen Stadt und Land war bis dahin freigegeben. Dieser
letztere Umstand sollte Bertrand wiederum in einen schweren Zweikampf
verwickeln. Der Engländer Thomas de Cantorbie nahm einen von
Bertrands jüngeren Brüdern, der während der Waffenruhe vor dem Stadt-
thor spazieren ritt, n iderrechtlich gefangen und schleppte ihn in das englische
Lager. Es sollte dies ein Nackeact gegen Bertrand du Guescliu sein.
Sowie Letzterer aber dieses Bubenstück erfuhr, eilte er fofort in das
feindliche Lager zum Herzog von Lancastre, um die Freilassung seines
Binders und persönliche Genugthuung zu fordern. Wenn auch der Herzog
bereit war, Bertrand jede Gerechtigkeit werden zu lassen, so vereitelte doch
Cantorbie diese Bemühungen, indem er in beleidigender Weise den Fehde-
handschuh hinwarf. Es sollte ihm dies theuer zu stehen kommen, denn der
jetzt unvermeidlich gewordene Zweikampf nahm einen geradezu fürchterliche»
Verlauf. Zuletzt wurde zu Fuß und Brust an Brust gestritten. Bertrand du
Guesclin mußte in eine wahre Berserkerwuth gerathen sein. Nachdem er
seinen Gegner niedergeworfen und ihm den Visirhelm heruntergerissen hatte,
brachte er ihm mit dem Dolche mehrere Wunden am Kopfe bei und be-
arbeitete endlich das Gesicht des Unglücklichen mit feiuen Eisenhandschuhe».
Eine Anzahl bretonischer und englischer Edelleute sprangen schließlich herzu
uud entrissen dem Wüthenden sein Opfer.
Der Herzog von Lancastre wurde jetzt mit seineu Truppen ans der
Bretagne nach Calais abberufen, wo sämmtliche Streitkräfte Englands ver-
sammelt wurden, um gegen Frankreich einen entscheidenden Schlag m

führen. Dailphin Karl hatte aber nicht die Macht, das Land gegen die Engländer zu vertheidigen, und muhte sich daher zu dein Frieden von Vretignv entschließen, in welchem der ganze Südwesten Frankreichs von den Pyrenäen bis zur Loire, sowie im Nordwesten das Gebiet von Calais und Guines 1360 den Engländern abgetreten werden mußte. König Johann kehrte aus der Gefangenschaft zurück.

Frankreich konnte den Verlust des ihn: entrissenen Ländergebietes unmöglich verschmerzen, der Konig ließ sich daher schon setzt angelegen sein, seine Streitkräfte zu vermehren und vor Allem auch Führer für dieselben zu beschaffen. Durch den Marschall d'Andreghem war er ganz besonders auf Vertrand du Guesclin aufmerkfam gemacht worden. Letzterer wurde daher 1361 nach Paris berufen, und der König versprach ihm die erste uacant werdende Befehlshaberstelle im Heere. Vorläufig wurde er aber zum Gouverneur von Pontorson ernannt und erhielt außerdem eine Compagnie von 100 Lanzen bewilligt. Auch war ihm auf seinen Vorschlag gestattet worden, seine Verwandten, Freunde und Bekannten in der Bretagne in den Dienst des Königs zu nehmen. Nertrand du Guesclin war es offenbar hauptsächlich darum zu thun, für die Sache Karls von Blois zu sorgen.

Nach seiner Rückkehr in die Bretagne wurde Nertrand sofort wieder in eine Reihe kleiner kriegerischer Unternehmungen verwickelt, doch fand er zwischendurch cmch noch Zeit, eine Brautfahrt anzutreten und sich ein eigenes Heiin zu gründen. Nachdem er die Normandie, wo einige englische Enpitaines plündernd und brandschatzend hausten, vom Feinde gesäubert, machte er eine Reise nach Nantes zu Karl von Blois nnd verheirathete sich dann mit Tienphaine von Raguenel. Man hat keine Berechtigung, daran zu zweifeln, daß du Guesclin bei diesem seinem wichtigen Schritt durch wahre Herzensneigung geleitet worden, andererseits hat aber der biedere Recke auch bei dieser Gelegenheit einen Beweis seiner großen Lebensklugheit geliefert. Tienphaine war eine der reichsten Erbinnen der Bretagne. Wie so oft im Leben gerade das Gegensätzliche anzuziehen scheint, so mnß dies mich im vorliegenden Falle stattgefunden haben. Nach den Chroniken war das Edelfräulein von Raguenel eine sehr gebildete und gefühlvolle Dame, nnd dennoch fühlte sie sich zn dem rauhen und ruhelosen Waffenhelden hingezogen. Uebrigens hatte diese Neigung der Dame schon seit Jahren bestanden. Bereits in der belagerten Stadt Nennes hatte sie in zärtlicher Nesorgniß Bertrand vor dem Zweikampf nnt Wilhelm Brembro warnen lassen, weil ein böser Traum ihr Unglück verkündet. Kurze Zeit darauf, nachdem Nertrand seine junge Frau nach Pontorson heimgeführt hatte, riefen ihn schon wieder neue kriegerische Nachrichten in's Feld. Eine englische Abtheilung unter Jean Felleton war in la Honle an der normannischen Küste gelandet. Vertrand rÄckte sofort gegen diese feindliche Schaar aus, faßte sie bei Combour in der Landschaft Meillac, zersprengte sie nnd führte Felleton als Gefangenen mit

nach Pontorson. Wenige Tage später brach er aber schon wieder zu
eine»! Unternehmen gegen das von den Engländern besetzte Schloß Essay
auf. Bei dem Sturm auf diese Feste hatte du Guesclin als einer der
Ersten die äußere Mauer erstiegen, stürzte aber infolge eines Fehltritts in
den Schloßhof hinab und brach ein Bein. Nur mit großer Mühe ver-
mochte er sich hier wieder aufzurichten und sich, mit dem Nucken an die
Maner gelehnt, der auf ihn eindringenden Feinde solange zu erwehren,
bis die Seinigen ihm zu Hilfe kamen. Das Schloß ward erstürmt. Der
schwerverwundete Nertrcmd du Guesclin wurde aber nach Nantes gebracht,
wo er dann viele Monate danieder lag.
Erst Anfangs 1363 war Nertrand endlich so vollständig beigestellt,
daß er wieder zu Pferde steigen und sich mit seinem Gefolge nach Pontorson
auf den Weg machen konnte. Aber auch diese beabsichtigte friedliche Heim-
reise sollte für ihn nicht ohne kriegerische Abenteuer verlaufen. Nachdem
er schon in der Stadt und Abtei St. Meen sich gegen einen nächt-
lichen Ueberfall durch die englische Besatzung von Ploermel zu vertheidigen
gehabt hatte, begegnete er, nur noch wenige Meilen von Pontorson entfernt,
plötzlich auch noch seinem alten Feinde Jean Felleton an der- Spitze einer
starten Schaar Bewaffneter. Bertrand warf sich aber, schnell entschlossen,
auf den überlegenen Gegner, zersprengte die feindliche Schaar und nahm
Felleton abermals gefangen. Groß war dann die Freude des Wiedersehens
im Schloß Pontorson: Jean Felleton muhte sich aber von Frau Tienphaine
mit den ironischen Worten begrüßen lassen, daß es doch wohl eine zu große
Dosis Schicksal wäre, in zwölf Stunden zweimal besiegt zu werden, und
zwar das eine Mal durch die Schwester und dann durch den Bruder.
Während der Krankheit du Guesclins hatte nämlich der als Gefangener
auf Ehrenwort in Pontorson weilende Felleton durch Auslösung seine Frei-
heit wieder erlangt, dann allmählich eine neue Schaar Bewaffneter um sich
versammelt und mit dieser sich nach der Gegend von Pontorson aufgemacht,
um das Schloß mittelst nächtlichen Ueberfalls zu überrumpeln. Jedenfalls
batte Felleton seinen früheren Aufenthalt daselbst dazu benützt, um einige
Leute des herrschaftlichen Gesindes zum Berrath zu bewegen. In der für
das Unternehmen bestimmten Nacht waren einige Leute Felletons bereits
im Begriff, mittelst einer Leiter nach dem Fenster eines Mägdezimmers
des Schlosses heraufzusteigen, als die mit der Schloßherrin in demselben
Gemach schlafende Schwägerin Iulienne du Guesclin durch ein Geräusch
geweckt wird, Argwohn schöpft, sofort in das betreffende Zimmer eilt, hier
die Leiter am geöffneten Fenster erblickt, und die Situation sogleich richtig
erfassend, unter Aufbietung aller ihrer Kräfte die Leiter umstürzt. Der be-
deutende Lärm, den dies verursachte, alarmirte die Schloßbesatzung, und
Felleton sah sich genöthigt, sein Borhaben aufzugeben. Der enttäuscht Ab-
ziehende lief aber dem Rächer des Bubenstücks in die Arme.
Schon kurze Zeit nach seiner Heimkehr zog Bertrand wieder aus und

uahm den Engländern das Schloß la Roche-Tesson in der Normandie weg. Das zugehörige Landgut wurde Nertrand vom Könige Johann zum Geschenk gemacht. Doch sollte diesem guten Geschäfte auch bald ein recht schlechtes folgen. Ritter du Guesclin war uon dem Herrn von Craon um Hülfe gegen den englischen Capitän Huü de Caurel^e angegangen worden, der des Ersteren Ländereien fortgesetzt ausplünderte. Bei dem Znsammentreffen mit dein Gegner rissen jedoch die Leute Craons aus, so baß sich Bertrand plötzlich mit seiner kleinen Schaar einem übermächtigen Feinde gegenübersah. Trotzdem mutzte er sich dazu entschließen, den Kampf an« zunehmen. Der praktische Engländer machte aber den Vorschlag, das unnütze Blutvergießen zu vermeiden und sich lieber über eine Kapitulation zu einigen. Ritter du Guesclin gab, wenn auch schweren Herzens, den Vernunftgründen nach. Unter der Bedingung, 30000 Goldgulden zu zahlen, erhielt er nach Verpfändung des Ehrennortes freien Abzug mit den Seinen. Gleich nach der Rückkehr mußte er daun in Pontorson all' sein bewegliches Hab und Gut verkaufen und auch noch Geld auf Credit aufnehmen, um seiner Ehrenuerpflichtung nachzukommen.

Im Frühjahr 1363 brach dann die Erbschaftsfehde in der Bretagne uon Neuem aus. Bertrand du Guesclin erhielt den Oberbefehl über die Truppen Karls uon Vlois und eröffnete die Feindseligkeiten mit der Belagerung von Carhair. Nachdem diese Stadt eingenommen war, legte sich Bertrand vor das Schloß Vecherel. Doch sollten ihm im Dienste von Karl von Blois keine weiteren Lorbeeren mehr blühen.

Die Häupter der sich befehdenden Parteien schienen des Kampfes müde. Es wurden jetzt Verhandlungen eröffnet, die sich langweilig hinzogen und schließlich zu dem Tractat vou Evran führten. Die beiden Fürsten sollten sich in die streitigen Länder theilen und nebeneinander als Herzöge der Bretagne regieren. Für die Sicherheit der Durchführung des Übereinkommens stellte jede Partei zwölf Edelleute als Geiseln; unter denen Karls von Vlois befand sich infolge besonderen Verlangens des Grafen von Montfort auch Bertrand du Guesclw. Letzterer wurde dein Jean Felleton zur Bewachung übergeben. Der Vertrag von Evran scheiterte indessen an dem Widerspruche der energischen Gemahlin Karls uon Vlois, der eigentlichen Erbin der Bretagne. Die Geiseln wurden daher wieder ausgewechselt; nur bezüglich du Guesclins machte Graf Montfort eine Ausnahme, indem er diesen als seinen gefährlichsten Gegner widerrechtlich zurückhalten ließ. Es blieb schließlich Nertrand Nichts übrig, als sich durch List der Gefangenschaft zu entziehen. Er floh nach Guingamp und beauftragte seine Anhänger uud Dienstleute, hier zu ihm zu stoßen. Nachdem er dann mit Hülfe der Bürger dieser Stadt die englischen Besatzungen aus den Schlüssern Pistivien und Trogost vertrieben hatte, kehrte er nach Pontorson zurück.

Bertrand dn Guesclin hatte aber noch nicht acht Tage lang die Ruhe

in seinein Heim genossen, als er jetzt wieder vom Dauphin Karl die Aufforderung erhielt, sich ihm zur Verfügung zu stellen. König Johann hatte sich ganz nach England zurückgezogen und den Dauphin Karl mit der Regentschaft beauftragt. Auf Veranlassung des Königs Karl II. von Navarra, des unversöhnlichen Feindes des regierenden Hauses von Frankreich, war der Baske Mareuil mit einer starken Besatzung in Melun aufgenommen worden. Karl durfte diesen gefährlichen Nachbar in der Nähe von Paris nicht dulden und hatte daher Bertrand du Guesclin zu Hilfe gerufen, letzterer mochte diesem Rufe nur ungern folgen, indessen stand ihm wohl keine Entschuldigung für die Weigerung zur Verfügung, und er rückte daher mit 200 Lanzen vor Melun, wo sich bereits der Dauphin mit seinen französischen Truppen eingefunden hatte. Nachdem dieser Platz aber schon binnen weniger Tage zur Cavitulalion gezwungen war, beschloß Dauphin Karl jetzt den König von Navarra in der Normnndie zu bekämpfen, wo derselbe zwischen Nouen und Paris mehrere Festungen inne hatte. Vertrand du Guesclin erhielt den Oberbefehl über die Armee und rückte sofort nach genannter Provinz ab. Er beinächtigte sich hier zunächst der Stadt Manteo, belagerte dann im Verein mit 10000 Bürgern von Rouen, unter Jacgues Lieur, Noleboise nn der Seine, erstürmte schließlich die Festung und eroberte dann auch die Stadt Meulan. Der König von Naunrra hatte inzwischen dem in Cherbourg eingetroffenen Jean de Graillv, Captal de Buch, den Oberbefehl in der Normnndie übertragen. Derselbe rückte mit seinen Streitkräften in Eilmärschen heran und traf auch bald in Evreur ein, wo er, mit den Truppen des Königs vereinigt, etwa 10000 Mann zur Verfügung hatte. Es war jetzt im Frühjahr 13l»1 Johann II. von Frankreich gestorben, und sein Sohn Karl wurde König. Derselbe beauftragte du (Guesclin, sich mit seinen Bretonen gegen den Captal de Buch zu wenden. Es waren sehr beträchtliche Verstärknngen und namentlich eine große Anzahl von Edelleuten zu Bertrand gestoßen, so daß seine Streitmacht wohl aus 9000 Mann bestehen mochte. Die beiden Heere trafen sich dann bei Cocherel. Hier sollte du Guesclin zum ersten Male Gelegenheit haben, sich auch als ein umsichtiger Feldherr zu erweisen. Der Eaptal de Buch hatte am linken Ufer der Eure eine äußerst uortheilhafte Stellung eingenommen. Bertrand du Guesclin war auf der Brücke bei Eockierel über den Fluß gegangen. Er befand sich in der Ebene und fah den Feind sich gegenüber auf der Höhe. Er erkannte sofort, daß es nicht vortheilhaft sein würde, den Gegner hier anzugreifen, und beschloß, sich wieder über die Eure zurückzuziehen, in der Hoffnung, den Feind dadurch zu verleiten, ihm in die Ebene zu folgen. Die rückgängige Bewegung wurde dann allmählich und in geordneten Treffen augetreten. Der Envtnl d? Buch hatte Vertrands Absicht wohl durchschaut und war durchaus nicht gewillt, dem Gegner sofort nachzurücken, sein Unterführer, der Engländer Jean Iouel, nürmte indessen blindlings von der Höhe herunter und verlor!»

leitete dadurch das gesummte Heer des Captllls zu der gleichen Bewegung.
Die Situation hatte sich jetzt sehr wesentlich zu Gunsten Bertrands du Guesclin geändert. Von seinen Truppen hatte erst die Reserve die Brücke überschritten, die Haupttreffen befanden sich noch in fester Schlachtordnung, während die Schaaren des Angreifers ganz regellos heranrückten. Die Folge war, daß Nertmnd du Guesclin einen vollständigen und entschiedenen Sieg über den Gegner erfocht. Karl V. belohnte seinen Heerführer mit der Grafschaft von Longueville und ernannte ihn zum Marschall von der Normandie. Bertrand sollte jetzt noch den Feind vollständig aus dieser Provinz vertreiben. Er hatte dann auch bereits mehrere feste Punkte des Gegners hier eingenommen, als er von dem Könige Befehl erhielt, Karl von Blois zu Hülfe zu eilen. Es wurde also unverzüglich der Marsch nach der Bretagne angetreten.
Als Karl von Blois von der Annäherung Nertrands Kenntniß erhielt, nickte er ihm bis Guingamp entgegen und hatte hier jetzt eine Macht von 18 090 Mann vereinigt. Er beschloß, gegen den Grafen von Montfort zu marschiren, welcher gerade Auray belagerte. Beim Anrücken Karls von Blois verließ Montfort seine Retranchements, um sich dem Gegner in offener Feldschlacht zu stellen. Die beiden Heere standen sich schließlich so gegenüber, daß sie noch durch den Fluß Auray getrennt waren. Chandos, der Feldberr des Grafen von Montfort, hatte jedoch seine Position derartig gewählt, daß zwischen dieser und dem Flusse noch ein weiter Raum frei blieb. Der Gegner sollte dadurch verleitet werden, zum Angriff über das Wasser vormachen und sich so mit letzterem unmittelbar im Rücken zu schlagen. Bertrand du Gueslin hatte in richtiger Auffassung der Lage davon abgerathen, den Fluß zu überschreiten. Nach seinem Willen sollte Karls Heer vielmehr wieder weiter zurückgeführt werden; man sollte versuche», den Gegner' über den Fluß herüberzuziehen. Bertrand wurde jedoch von den französischen Führern überstimmt, welche ein solches vorsichtiges Verfahren als ihrer nicht würdig erachteten und zum Kampfe drängten. Auf Befehl Karls von Blois rückte demnach sein Heer über den Fluß Auray vor, und es kam nun zu jener blutigen Schlacht, in welcher der langjährige Streit um die Bretagne endgiltig für den Grafen von Montfort entschieden wurde. Karl von Blois starb den Heldentod, seine Truppen wurden aber bis zur Vernichtung geschlagen, und Bertrand du Guesclin gerieth in Gefangenschaft. Durch den Vertrag zu Gu6rnnde ward dann das Herzogthum Bretagne dein Hause Montfort zugesprochen.
Es ist nickt zu verkennen, daß trotz der langwierigen Erbstreitigkeiten in der Bretagne die Her-öge derselben doch stets ihre Selbstständigkeit der' Krone Frankreich gegenüber ,u behaupten verstanden hatten, und daß auch Bertrand du Guesclin, ungeachtet seiner Verbindungen mit dem König von Frankreich, bis jetzt doch noch immer seine Sonderstellung als Vretone klug zu ivabren gewnßt. —

Nach dei« Vergleiche von Guurande blieb den Kronen von Frankreich
und England vorläufig kein Grund mehr zu offenen Feindseligkeiten gegen-
einander. Andererseits war ihnen aber auch die Gelegenheit benommen,
fernerhin ihren alten abgelohnten Söldnern weitere Beschäftigung zu ver-
schassen, sie, wie bisher geschehen, nach der Bretagne abzuschieben. König
Eduard und sein Sohn, Prinz von Wales (de Galles), beharrten auch
ferner in ihrer Eifersucht und in ihrem Hasse gegen Frankreich. Sie
wurden darin noch durch den König von Navarra bestärkt, obgleich auch
dieser 1365 mit Frankreich Frieden geschlossen hatte. Insgesammt standen
diese Fürsten auf der Lauer, um jede gebotene günstige Gelegenheit gegen
den gemeinschaftlichen Feind auszunützen. Der Prinz de Galles unterstützte
auch insgeheim die außer Dienst gestellten Söldnerbanden, welche grüßten-
theils aus Engländern und Gascognern bestanden, sich als die sogenannten
„großen Compagnien" sinnlich constituirt und in den reichsten Provinzen
Frankreichs festgesetzt hatten. In diesen ihren eigenmächtig occupirten
Quartieren, die sie in übermüthiger Laune ihre „Chambres" nannten, er-
laubten sie sich alle Unregelmäßigkeiten, Böswilligkeiten und Gewaltthaten,
wie solche überhaupt nur in dem wildesten Kriege hätten möglich sein
können. Sehr verständlich war es also, wenn Frankreich alles Mögliche
that, um diese ungebetenen Gäste, diese lästigen Eindringlinge wieder los-
zuwerden. Militärische Hilfe gegen dieses Nebel stand der Krone nicht zu
Gebote, da ihre Soldaten sehr bald mit den abgedankten Söldnern gemein-
schaftliche Sache machten. Vergeblich waren auch die Bemühungen des
Papstes, die Banden zum Auseinandergehen zu bewegen; weder das An-
sehen der Kirche, noch die apostolischen Bannstrahlen machten irgend einen
Eindruck auf sie. Man kam ihnen dann mit dem Vorschlage entgegen, daß
sie zum Heile der Christenheit gegen die ungläubigen Türken ausziehen
sollten, und stellte ihnen die glänzendsten Vortheile in Aussicht; sie erklärten
aber, daß es ihnen in Frankreich sehr wohl ergehe und daß es ihnen dort
viel besser gefalle, als dies irgend wo anders der Fall sein würde. In
diesen höchsten Nüthen kam König Karl V. von Frankreich auf den überaus
klugen Gedanken, daß Vertrand du Guesclin wohl der geeignete Mann sein
dürfte, um sich mit diesen Gästen benehmen zu können. Derselbe wurde
also aus seiner Gefangenschaft beim Conn6table der Gnyenne, Jean Chandos,
losgekauft, und König Karl machte ihm den Vorschlag, mit Hilfe der „großen
Compagnien" die Sarazenen aus Spanien zu vertreiben, wobei zugleich
auch die Gelegenheit geboten würde, den König Peter von Castilien für die
unmenschliche Grausamkeit zu bestrafen, mit der er seine Gemahlin, die
Königin Bianca hatte ermorden lassen. Nertrand du Guesclin stellte sich
dem Könige selbstverständlich zur Verfügung und knüpfte sogleich Ver-
bindungen mit der Hauptmasse der Söldnerbanden in ClMon-snr-Saune
an. Er schrieb zunächst ihren angesehensten Führern und wies darauf hin,
wie er stets mit ihnen aeineinsam das Waffenbandwerk betrieben habe, und

er daher den Wunsch und das Verlangen hegen müßte, auch ferner ihr
Loos zu theilen und mit ihren Geschicken und Unternehmungen verbunden
zu sein; er hätte ihnen auch einen Vorschlag zu machen, der, wie er genau
nützte, für sie sehr uortheilhaft fein, und, wie er glaubte, ihnen auch nicht
mißfallen würde; um mit ihnen gemeinfchaftlich die nöthigen Entschließungen
und Matznahmen treffen zu tonnen, wäre er sehr gern bereit, zu ihrer
Armee zu kommen, wenn sie ihm Sicherheit für die Hinreife fowohl, wie
für die Rückkehr gewähren wollten. Die Nachricht, datz Bertrand du
Guesclin, der große Kricgsmann, die Süldnerbanden befuchen wollte, rief
bei diefen die extravagantesten Hoffnungen, eine jubelnde Freude und un-
glaubliche Aufregung hervor. Das ganze Lager war auf den Beinen, als
feine Ankunft gemeldet worden, und Alles zog ihm entgegen. Bertrand
foll dann im Lager den alten Toldaten frei und offen ihr bisheriges un-
christliches Wesen und Dreiben vorgehalten haben. 5Db dem thatsächlich so
gewesen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wußte er aber die abcnteuer-
und beutelustigen Kriegsknechte durch den Hinweis auf die von den Sara-
zenen in den Königreichen Granada und Mnrcia zusammengerafften und
aufgehäuften ungeheuren Neichthümer für sich zu gewinnen. Auch versprach
er ihnen ohne Weiteres ein Geschenk des Königs von 200WO Goldgulden,
das an dem in Aussicht genommenen Versammlungsorte Lyon sofort aus-
gezahlt werden sollte. Bertrnnd du Guesclin ging darauf nach Paris, be-
gleitet von Hu« de Caurelöe und anderen angefehcnen Capitänen der
Händen. Der König war mit seinen Erfolgen außerordentlich zufrieden;
felbst als ihm du Guesclin dann bekannte, daß er der Gesellschaft von vorn-
herein 2W000 Goldgulden im Namen des Königs versprochen hatte, war
dieser in der Freude seines Herzens auch damit einverstanden. Die großen
Compagnien fanden sich denn auch pünktlich bei Lyon ein, und so wurde
Frankreich, wie die Chroniken sich ausdrücken, von diesen Vagabonden
glücklich entlastet. Uebrigens hatte sich diesem sogenannten Kreuzzuge gegen
die Sarazenen auch eine große Anzahl der vornehmsten Cdelleute Frankreichs
angeschlossen.

Die Armee der „weißen Compagnien" — so genannt nach dem
silbeinen Kreuz, das sie jetzt als Feldzeichen führten — rückte zunächst nach
dem Gebiet von Auignon. Führer wie Soldaten verlangten, daß der Papst
Urban V. ihnen eine General-Absolution ertheile und die Waffen segne,
welche sie gegen die Feinde der Christenheit ergriffen hätten. Außerdem
wollten sie aber noch bitten, daß der Heilige Vater seinen Segen von
einem Almosen von 2«»!><><»» Francs begleiten lasse, um ihnen damit die
Mittel zu gewähren, eine so lange Pilgerfahrt ausführen zu können. Der
Papst kannte wohl die bezüglichen Absichten dieser Armee, ließ sich aber
dnrch den Anmarsch des Kricgsvolks nicht erschrecke». Cr sandte einen
Cardinal entgegen mit dem Befehle, sich sofort zurück »ziehen, oder olme
Aufenthalt weiter zu marschiren. Daz» waren aber die Kreuzfahrer nicht

gewillt, sie verlangten vielmehr das Geld und den Ablaß. Der päpstliche Legat befand sich in einer üblen Lage; er war wohl ermächtigt, den Segen zu versprechen, brachte aber kein Geld. Für den äußersten Nochfall hatte er allerdings auch bereits den Bannstuch in der Tasche, doch hielt er für besser, zunächst es noch mit den Künsten der Diplomatie zu versuchen. Er erklärte also den Führern, daß auf die Absolution nnd den Segen des Heiligen Vaters die Truppen wohl hoffen dürften-, was das Geld aber anbelange, so sei die Summe zunächst eine maßlos hohe und stehe ganz außerhalb jedes Verhältnisses; er konnte ihnen überhaupt auch nicht zu-sichern, daß Seine Heiligkeit Geld geben wolle, und glaubte garnicht ein-mal, daß der Heilige Stuhl dazu in der Lage sein würde. Nertrand du Guesclin entgegnete aber mit großer Entschiedenheit, daß das Geld unter allen Umständen nöthig wäre, und er ohne dasselbe die Soldaten nicht weiter bringen könnte; er wolle den Papst und den König von den alten Kriegsknechten befreien und führe dieselben deshalb nach Spanien, es wäre dort eigentlich eine Verbannung für sie, er wolle sie aber zu ordentlichen Leuten machen; bezüglich der Absolution würden dieselben sich wohl bis Pfingsten oder noch länger gedulden, was aber das Geld anbeträfe, so sei dasselbe durchaus erforderlich und zwar sofort zu zahlen; ohne dieses würden sie nicht abmarschiren. „Also, Herr Legat, tragen Sie dies ge-fälligst im Eonclaue vor." Der Cardinal versprach denn auch, daß er thun-lichst bald Antwort bringen werde. Bertrand du Guesclin riech ihm aber noch sehr dringend, dies ja zu thun, denn wenn man beim Heiligen Stuhl zu lange mit seinen Entschlüssen zögerte, würden sich die Soldaten in Villeneuve vor den Thoren von Avignon einquartieren und von dort erst weggehen, nachdem sie die erbetene Summe erhalten hätten, die weder für den Papst noch für eine so große Armee als eine außerordentlich bedeutende zu erachten wäre. Die Nachschlage du Guesclins wurden aber in Avignon nicht beachtet. Auf dringendes Bitten des Eonclaue versuchte es der Papst zunächst mit dem Bannstrahl. Dieses Mittel hatte jedoch den entgegen-gesetzten Erfolg, als man am päpstlichen Hofe erwartet. Die Soldateska gerieth in Wuth und begann die Umgegend von Avignon auszuplündern. Der Papst sah sich daher genöthigt, den Bannfluch zurückzunehmen und dafür dem Heere der Kreuzfahrer seinen väterlichen Segen zu ertheilen. Die Soldaten begnügten sich endlich auch mit einein Geschenk von 100 000 Francs, jedoch nur unter der Bedingung, daß man ihnen auf diese Summe nicht etwa die Unterhaltsmittel anrechnete, die sie im Gebiete von Avignon requirirt hatten und deren Werth sich ebenfalls wohl auf 100 000 Francs belaufen mochte. Bertrand du Guesclin verabschiedete sich dann persönlich beim Papste und soll, nach den Chroniken, bei dieser Ge-legenheit so viel schöne Worte zu sagen gewußt haben, daß er mit Lobes-erhebungen überschüttet, entlassen wnrde. lZchwf! l°l«»'

Gedichte.
von
Ohenbald Oüthig.
— Mov'5 bei Görlitz, —

## Heimweh.

Vlaue Aerge, wiutt ihr mir
wieder aus der Ferne,
Daß ich in der Fremde hier
Nicht vergessen lerne?
Vb mit frischem Vlüthenreis
Auch den Nut ich schmücke.
Doch ein welkes Edelweiß
warm an's Herz ich drücke.
Ging im staube tief genug,
In Gewitterschwüle,
sehne mich nach woltenflug
Und nach wohliger Kühle.
Hab' getrunken lange Zeit
Aus getrübten (Quellen,
Oftmals gaben mir Geleit
Knechtische Gesellen.
Möcht', daß rein wie Vergkrystall
tust und labe schäumte.
Daß ich mit dem Wasserfall
laut von Freiheit träumte.
Vlaue Verge! — Herz und sinn
Haltet ihr gefangen,
Immer zieht mich zu euch hin
Heißes Heimverlangen.

Gedichte.
u?
Vrautgesang.
knospende Fülle
Drängt sich hervor
Unter der Hülle
Fallendem Flor.
während die Wangen
Glühen vor Scham,
Schon das verlangen
heimlich Dir kam.
tippe an warme
tippe sich preßt,
schwellende Arme
Halten mich fest.
Seufzer entsteigen
wogender Vrust,
Lüden im schweigen
Seligster tust.
Reichst nicht nur Vlüthen,
spendest die Frucht,
Die Du zu hüten
Sittsam gesucht.
liebe schafft leben
lächelnd im Cod,
selbst sich zu geben,
Ist ihr Gebot.
5prüche.
Das beste f>hotogramm bleibt doch ein Schemen,
wenn es nur Aeußres zeigt;
lebendig wird es. wenn wir draus entnehmen,
was uns das Vild verschweigt.
Vft lesen wir am Vrt der Codten:
Die liebe höret nimmer auf!
wenn öfter doch die Worte lohten
Als bessrer Zukunft treue Voten
Uns golden vor im lcbenslauf!
Mehr als das Wort, von wem's auch stamme,
Gilt immer edle Mannesthat;
Denn sie gleicht der lebendigen Flamme,
Das wort dem Feucrapparat,
Die liebe hilft sich nicht durch Worte,
sie sprengt mit Küssen «Ldens sifoite.
Und loht der tiaß zur höchsten Gluth,
löscht er sie nur durch Feindes Vl»t.

# Zwei Geschichten vom Glücke.

von

OHeodor Itirchner.

— Prag, —

seine königliche Hoheit war krank, sehr krank.

Seine königliche Hoheit war mit dem Hofe und den Aerzten in das herrliche Bordighera gekommen, um da gesund zu werden.

3), Du wunderbarer, gottgesegneter Strand! Wie glänzte das Meer weit hinaus in unendliche Ferne, wie strahlte der Himmel darüber in tiefem Blau und streute seine goldenen Lichter über Land und See! In den Gärten ringsum blühte und duftete, was da nur blüheu und duften konu»e, Busch und Baum tönte vom Zwitschern der Vögel, und die schlanken Palmen wiegten nch selbstgefällig in der warmen würzigen Luft.

Ihre königliche Hoheit, welche die Nacht bei ihrem Kranken durchgewacht hatte, stand auf dem Ballone unter dem schützenden Sonnendache und blickte auf das Meer hinaus. Ihr gegenüber saß auf einem Ecksteine eine schmutzige, zerlumpte Orangenverkäuferin und sah träge zu, wie ihr krausköpfiger Junge mit dem zerknüllten Hute in der Hand einein bunten Falter nachjagte.

Ihre königliche Hoheit blickte trüb auf das weite, sonnige Meer. Was waren ihr Sonnenglanz und Blüthenpracht, Bogelsang und Blumenduft, was war ihr all' ihr Neichthum, ja selbst ihre Krone, wenn der da drin sterben mußte? Sie blickte hinaus auf das weite, weite Meer — aber das helle Sonnenlicht, das in unzähligen beweglichen Strahleubüscheln auf den Wellen aufleuchtete, blendete ihr müdes Auge, daß sie es senken mußte, und ihr Blick fiel auf die Orangenuertauferin gegenüber. Die hatte jetzt ihren Korb mit den goldenen Früchten auf die Erde gestellt und hielt

lachend ihren Jungen bei sich fest, der in ihren Armen zappelte und sich sträubte. Wie gesund der Bursche war, welche Lebenslust nnd Daseins-freude aus seinen dunklen Augen leuchtete!

Ihre königliche Hoheit sah zu ihnen hinab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie seufzte und flüsterte leise: „Ach, wie glücklich sind die Beiden!"

Die Beiden unten aber blickten indessen durch das offene Thor der Villa. Sie sahen den wohlgepflegten Garten mit den schattigen Laubgäugen, den schimmernden Blumen und den plätschernden Springbrunnen, Diener in reichen Livreen gingen ab und zu, und einer trug eben auf dem Servir-brette Speisen und Weinflaschen vorbei. Ach, wie verlockend das aussah, wie das munden muiste! Sie sahen zu der stolzen Dame im reichen Kleide empor und sahen, als diese jetzt die Hand zu den Augen erhob, wie ein Brillant auf ihrem Finger im Sonnenscheine aufblitzte

„H^i, Ki>i voäutu, mawminn mia, liai vsäuw?" rief der kleine Junge lebhaft nnd zeigte mit seinem schmutzigen Finger hinauf.

8i, 8i, CÄi-ncoiu mio!" sagte die Mutter, dem Burschen mit der Hand nachdenklich durch das Haar fahrend, und setzte dann leise zu sich selbst redend hinzu: „Ua, eorns 8(in' felioi Hussti 15 äsntro!" — —

Im nahen Busche aber stimmten die Spottdrosseln ihr Liedcken an.

II.

Seit sich Hans nnd Grethe lieb gewonnen, hatten die Leute im Dorfe viel zu reden und mit den Achseln zu zucken.

„Er hat Nichts, und sie hat Nichts!" meinte der reiche Wnrmhofer. „Was soll dabei herauskommen?"

„Aber sie haben sich lieb!" nagte die alte Kathrin zu bemerken, „und da —"

„Sie haben sich lieb," fuhr sie der Wurmhofer an. „Liebe ist eine Münze, für die man sich nicht viel einkauft."

„Freilich!" mischte sich der Schultze in das Gespräch. „Sie hätte mit ihren: Gesichte, das ja der liebe Herrgott hübsch genug gemacht hat, einen besseren Mann gefunden!"

„Und er ein weit besseres Weib!" sagte der Wurmhofer, dessen Tochter nicht mehr zu den Jüngsten zählte. „Aber so ist die Jugend! Ja, zu meiner Zeit —"

So sprachen die Leute im Dorfe. -^ -

Und es war ein Tag wie viele andere im Jahre, und die Menschen jagten auch an diesem Tag? dem Glücke nach. Das Glück aber ruhte in dessen in, Walde auf schwellenden, Moose und — schlief. Die kleinen Blumen im Grase dufteten Wer denn je, die Vögel in den Zweigen sangen frohere Weisen, und der Wind flüsterte schmeichelnd in den Kronen der alten Eichen.

Hans und Grethe gingen durch den Wald.
„Wie Alles blüht und duftet!" sprach die Grethe, — „und horch,
da lockt der Buchsink im Hage!"
„Ja," meinte Hans nachdenklich, „der ist noch ärmer als nur und
kann Hochzeit machen!"
Die Grethe seufzte: „Ach, wenn wir nur Glück hätten ^"
„Da haben wir es!" rief Hans plötzlich und deutete auf das Glück,
das auf dem Moose schlief. „Wirklich und wahrhaftig, das Glück!"
Er hielt den Finger an den Mund, schlich sich leise hinzu und faßte
es mit seinen kräftigen Armen.
„Und da habe ich es," jubelte er, „und halte es fest!"
Erschrocken schlug das Glück die Augen auf — o, wie schön waren
die; so klar, so himmelblau, daß man in ein Stück Himmel zu sehen ver-
meinte und Hans Mühe hatte, seinen Blick von dem Zauber dieser Augen
zu lösen.
„Was willst Du von mir?" sprach das Glück. „Halte mich nicht so
fest, Du thust mir wehe!"
„Ja freilich!" lachte der Bursche, „damit Du mir entschlüpfest!"
„So sprich, was willst Du von mir?"
„Daß Du uns glücklich machest, mich und sie!" und er deutete auf
seine Grethe.
„Gut denn! ich will thun, was ich kann," versetzte das Glück, „aber
gieb mich frei!"
„Und wirst Du mir dann nicht entfliehen?"
„Nein, Du hast mein Wort darauf, laß' mich ledig!"
Zögernd zog Hans seine Hände zurück, das Glück aber spreitete seine
schimmernden Schwingen aus und winkte ihnen, ihn: zu folgen. Es führte
sie durch den schweigenden Wald, der voll erhabener Nuhe war, auf die
heiße, staubige Landstraße hinaus und blieb vor dem Gitter eines herrlichen
Gartens stehen.
Vergoldete Nosen und krauses Vlätterwerk, aus Eisen geformt, bildete
das Gitter, aber die duftenden rothen Rofen, welche allenthalben dazwischen
hindurchschlüpften, waren doch viel, viel schöner als ihre goldenen Schwestern.
In dein mächtigen Garten, dessen Bäume und Büsche den edlen Marmor
eines kleinen Landhauses nur hie und da durchschimmern ließen, saß in
einer Laube eine stol-e Dame mit ihrem Kinde.
„Sehet!" sprach das Glück. „Dies Alles kann ich Euch geben!"
In Hansens Augen leuchtete es freudig auf, er wollte sprechen, aber
der kleine Knabe im Garten begann mit weinerlicher Stimme:
„Mutter, warum mußte des Gärtuers Lieschen schon fort?"
„Weil sie zu ihren Eltern zurückkehren foll, mein Kind!" erwiderte
die Dame.

„Aber ich will noch mit ihr spielen!"
„Morgen nieder —"
„Nein, ich will sie heute noch — will sie immer haben!"
„Aber das geht ja nicht!"
„Nicht?" sagte der Knabe und dachte einen Augenblick nach. „Aber — sage, Mutter, ist der Gärtner nicht arm?"
„Jawohl, sehr arm!"
„Dann — dann kaufe mir die kleine Liese!"
„Du thörichtes Kind!" sprach die Mutter lächelnd, „das kann ich ja nicht!"
„2 ja. Du kannst es."
„Aber, Kind —"
„Ja, ja. Du kannst es. Du hast ja den Papa auch getauft!"
„Deinen Vater?"
„Jawohl, den Papa! oh, ich weiß es — er sagte gestern zum Fräulein, wie sie ihm nicht glauben wollte, daß sie lieb sei: ich war arm, sagte er, und da hat sie mich mit dem vielen Gelde gekauft! — taufe mir die kleine Liese, Mutter, willst Dn?"
Die stolze Dame in dem prächtigen Garten, wo die Nosen so herrlich blühten, antwortete nicht, sie schlug die Hände vor das Gesicht, nnd Thränen perlten zwischen ihren feinen weißen Fingern hindurch. —
Das Glück aber wandte sich zu Hans und Grethe.
„Nun," sagte es, „wrllet Ihr? All' Dies kann ich Euch geben!"
„All' Dies!" rief die Grethe, „und die Thränen auch?"
„Die Regungen des Herzens stehen nicht in meiner Macht!" versetzte das Glück.
„Und Du willst uns glücklich machen?" fuhr die Grethe fort. „Hinweg! mir graut vor Deinen Gaben!"
„Du schickst mich fort?" staunte das Glück und wandte sich zu Hans, „und auch Du?"
Der stand aber zögernd, er blickte in die sonnigen, blauen Augen des Glückes und konnte seinen Blick nicht von ihnen wenden.
Doch Grethe zupfte ihn ärgerlich am Aermel: „Du gedenkest wohl in diesen Augen die Deinen zu rergessen! — nullst Du, daß ich auch so weine, wie Jene dort im Garten?"
Da wandte sich Hans zu ihr: „Nein, Du sollst nicht weinen, Grethe! Du aber," sprach er zu dem Glücke, „laß uns und ziehe hin in Frieden!"
„Dann lebet wohl!" sagte das Glück, erhob sich auf seinen Schwingen und schwebte wie ein großer schimmernder Vogel durch die Luft dahin.
Als es ihren Blicken entschwunden war, faßte die Grethe ihren Hans bei der Hand und sprach: „Ach, ich bin doch viel glücklicher als jene vor-

nehme Dame in dem herrlichen Garten i denn ich weiß dos), daß Du mich
um meiner selbst willen liebst."
„Ja, Du bist glücklicher," tönte es hinter ihr, „und das verdankst
Du mir!"
Nasch drehte sich Grethe um — auf eiuem Meilensteine saß ein in
Lumpen gehülltes, eisgraues Mütterchen.
„Dir?" fragte das Mädchen erstaunt.
„Jawohl, mir!" «ersetzte die Alte und lächelte mild.
„Ei, gehe mir doch!" rief Hans lachend. „Du bist wohl das Glück?"
„Nein!" erwiderte die Alte, „ich bin die Armuth!" —

^

# ötaatsbürgerthum.

von

John Lllbbocl^).

— London, —

lir sind Alle cm der Regierung des Vaterlandes mitbetheiligt, und es ist eine unserer vornehmsten Pflichten, uns für diese große, uerautwortuugsvolle Aufgabe vorzubereiten. Tlls erfordert Studium und Nachdenken nicht minder als bloßen guten Willen.

Tchon die Größe und Ausdehnung unseres Reiches ist au sich eine Quelle der Gefahr. Wir herischen über viele Menschenrassen, von denen manch: in ihren Ideen und Bestrebungen sehr verschieben von uns sind. Blicken wir nach Indien. Tic Bevölkerung ist zehnmal so stark wie die von England und ist in Stämme gespalten, die nach Nasse nnd Glauben sehr von einander abweichen/ Ter echte Hindu gehört zn derselben großen Menschenrasse wie wir: er spricht eine Sprache, die nach Ursprung und Bau nicht nur der nnsrigen verwandt ist, sondern sogar einige gleichlautende Worte enthalt. Das Wort ,,p«oi", der Ausgang so vieler indischen Worte, entspricht unserem „bor^i^n- uud ist eine ebenso gewöhnliche Ludwig wie die unsiige. Aber die Hindns sind nnr ein Thcil der indischen Bevölkerung: sie sind uns näher blutsverwandt als den dravidischen Stämmen des Südens oder den Malayo-Chinesen des Ostens, obwohl Zeit nnd Raum große Unterschiebe geschaffen habe». Sie stehen in scharfem religiösen Conflict mit den Mnhamedanern, welche die herrschende Macht waren uud wahrscheinlich wieder sein würden, wenn wir es zuließen.

Aber Indien bedeutet doch nur eine, obschon vielleicht die größte, unserer verantwortlichen Aufgaben. Allüberall in der Mit kommen wir mit audcreu großen Nationen in Berührung. Fragen entstehen und werben nuablässig entstehen, welche Tact, Mäßigung, Verträglichkeit auf beiden Seiten erfordern. Unsere Staatsmänner müsse,i wissen, wann sie nachzugeben und wo sie standhast zu bleibe» habe,,, uud das Volt muß wissen, wen es unterstützen soll.

Die Weltgeschichte hat uns eine Aufeinanderfolge großer Reiche gezeigt, die in Staub zerfallen sind. Aeguptcn, Assyrien, Pcrsien, Rom find aufgestiegen uud wieder versunken.

*) Deutsch von Otto Tammmann.

In neuerer Zeit haben Genua und Venedig, wie jetzt wir, durch „Schiffe, Eolonien nnd Handel" eine hohe Blüthe entfaltet. Wollen wir ihrem Schicksale entgehen, so müssen wir ihre Mißgriffe vermeiden.

„In tausend Iahreu laum ein Neich entspringt,
Und eine Stunde kann in Staub es beugen." (Byron.)

Was unsere auswärtige Politik betrifft, so ist es ebenso sehr unser Interesse wie unsere Pflicht, die freundlichsten Beziehungen mit anderen Ländern zu unterhalten. Nationen sehen einander leider oft als Feinde an. Und doch zeigt sich bei näherer Beleuchtung, daß wir leine Unmenschen sind und Freunde sein sollten. Ein walisischer Prediger hat das einmal schlicht und dabei treffend illustiirt. Kr ging eines Tages, so erzählt er, spazieren und sah auf einem Hügel vor sich eine Gestalt wie ein Ungeheuer. Als er sich näherte, sah er: es war ein Mensch, und als er dicht herangekommen, fand er: es lvar sein Bruder.

Andere Nationen sind nicht nur Menschen wie wir, sondern auch unsere Brüder, und ihre Interessen sind vielfältig mit dm uusrigen eng verknüpft. Leiden sie, so leiden wir mit ihnen; was ihnen zu Gute kommt, auch uns kommt es zu Gute. Die größten britischen Interessen sind Friede und Wohlfahrt der Welt. Kriegsblendwerk hat der Menschheit Einbildungskraft umstrickt. Man spricht uns vom „Pomp und Schimmer des glor» reichen Krieges", jeder Soldat trage den Marschallzstab im Tornister und dgl. mehr; und darüber versäumen wir, uns das unendliche Elend zu vergegenwärtigen, welches der Krieg über das Menschengeschlecht gebracht hat.

Das Blutvergießen und die Leiden, welche der Krieg nothwcndig mit sich führt, Nnd furchtbar und bilden ein unwiderstehliches Argument zu Gunsten des Schiedsrichterspruch«. Der gegenwärtige Zustand der Dinge ist eine Schmach für die Menschheit. Wenn barbarische Stämme ihre Streitigkeiten durch Waffengewalt schlichten, so kann man das zur Noth entschuldbar finden, aber Wh civilisirtc Nationen so handeln, widerstrebt nicht nur unserer Moral, sondern auch unserem gesunden Menschenverstände. Gegenwärtig umfaßt fchon die Friedenspräscnzstärke Europas 3,5 Millionen Mann, die Kriegsstärke beträgt über 10 Millionen, und wenn die geplanten Nen-Einrichtungen complet sind, wird sie 20 Millionen übersteigen. Die jährlichen Nominallosten belaufen sich auf mehr als ^ 200 Millionen, aber da die Continental-Armeen großentheils unter der Aushebung stehen, so sind die wirtlichen Kosten weit höher. Ueberdies, würden jene 3,5 Millionen Menschen nützlich beschäftigt, so müssen wir, nehmen wir den Werth ihrer Arbeit (pro Kopf) auch nur zu ^ 50 jährlich an, weitere .^ 175 Millionen hinzurechne», nios die Total-Ausgäbe Europas fiir's Militärweseu auf «^ 375 Millionen jährlich bringt! Natürlich haben hier noch tiefere und gewichtigere Erwägungen mitzusprechen oli Geldfragen: gleichwohl repräsentirt Geld menschliche Arbeit nnd Menschenleben. Unmöglich kann irgend wer die gegenwärtigen Marine- und Militär-Verhältnisse ohne die ernstesten Besorgnisse betrachten. Selbst wen» sie nicht im Krieg endige», so werde» sie schließlich doch i» Bankerott u»d Ruin endige».

Die Hauptländer Europas stürzen sich immer tiefer in Schulden. Während der letzten 20 Jahre ist die Staatsschuld Italic»« von ^ 483 Millionen auf ^ 51« Millionen gestiegen, die Ocsterreichs von ^ 340 Millionen ans 580 .»^ Millionen, die Rußlands vo» ^ 340 Millionen auf ^ 750 Millionen, die Frauticichs von ^ 500 Millionen auf ^ 1300 Millionen. Die Staatsschulden der Welt iuZgesammt betrugen im Jahre 1870 <-T 4000 Millionen — ein: fabelhafte, fürchterliche, zermalmende Last. Und nmi gar erst jetzt! Sind sie doch auf mehr als ^ 8000 Millionen gestiegen und steigen noch immer.

Bei Weitem der grüßte Theil dieser ungeheuren, entsetzlichen Last wird durch keinerlei weichvolles Besitzthnm repräsentirt, hat keinen nützliclien Zweck erfüllt: er ist einfach vergeudet worden, oder, was vo»! internationale« Standpunkt noch schlimmer ist, er ist für

Krieg oder Kriegsvorbereiwng hinausgeworfen worden. Einen wirklichen Frieden haben wir gegenwärtig Hatsächlich niemals: wir leben praktisch im Kriegszustände, glücklicherweise ohne Schlachten und Blutvergießen, nicht aber ohne schreckliche Leiden. Selbst in England wird '/^ des staatlickien Einkommens für die Vorbereitung künftiger Kriege aus« gegeben, ein anderes Drittel, um frühere Kriege zu bezahlen, und nur ein Drittel bleibt für die Regierung des Landes übrig. Unsere dabei auf dem Spiele stehenden Interessen sind enorm, und die Interessen der Völker sind miteinander so innig verflochten, daß jeder Krieg jetzt in Wirklichkeit ein Bürgerkrieg ist.

Obwohl ich kein Mann des „Friedens um jeden Preis" bin, schäme ich mich doch nicht zu bekennen, daß ich ein Mann des Friedens «m beinahe jeden Preis bin. Zweifellos giebt es manche Lebensfragen, die einem Schiedsrichterspruch nicht unterstellt werden können, aber Graf Rüssel, eine sehr hohe Autorität, meint, in den letzten 100 Jahren sei kein einziger Krieg geführt worden derart, daß die Streitfrage nicht auch ohne Zuhilfenahme der Waffen recht wohl hätte geschlichtet werden können.

Das letzte Mal, als ich Heim Gambetta sah, sprachen wir über diesen Gegenstand, und er äußerte in seiner gewöhnlichen lebhaften Weise: wenn das gegenwärtige Verhältnis; in den Ausgaben beibehalten würde, so werde der Tag kommen, an dem die Franzosen alle als „Bettler vor einer Kaserne" stehen würden. Es ist nicht nur beibehalten, es ist sogar gesteigert worden.

Die Lage in Europa kann nicht ohne Unruhe betrachtet weiden. Rußland ist mit Nihilismus durchsetzt, Deutschland durch Socialismus beunruhigt, Frankreich in panischem Schrecken vor der Anarchie und in rapider Bewegung nach dem Staatsbankerott hin. Gewiß giebt es keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung für anarchistifchc Verbrechen, wie sie die jüngste Vergangenheit gesehen, aber in dieser Welt geschieht doch auch Nichts ohne eine Ursache. Auf dem Continent arbeiten die Arbeiter schrecklich lange Stunden für minimale Löhne. Wer die jüngsten Berichte aus Italien lesen will, wird die elende Lage ländlicher Arbeiter daselbst erkennen: die Löhne der Arbeiter in den Ländern des Kontinents sind sehr niedrig, nnd ihre Arbeitszeit ist lang, während die kleinen Besitzer in Frankreich und anderswo nicht besser daran sind.

Ich svmpathisire gar sehr mit dem Verlangen nach einem Achtstundentag, halte aber für weise, daß die vor einigen Jahren in Hnde-Parl gefaßte Resolution darauf bestand: er solle international sein. Wird nun aber das jetzige Militärsystem beibehalten, so ist keine Herabsetzung der Stundenzahl möglich. Die einzige Möglichkeit, dm Achtstundentag zu sichern, ist: die militärischen Ausgaben zu vermindern. Die znr Unterhaltung von Heer und Marille nothwendige Besteuerung zwingt jeden Mann und jede Frau in Europa, eine Stunde am Tage langer zu arbeiten, als sie sonst nöthig hätten. Thatsächlich ist die Religion Europas nicht das Chiistenthum, sondern die Anbetung des Kriegsgottcs.

Wir können leider! den Krieg nicht verhindern, aber wir tonnen wenigstens unser Gewicht auf die Wagschale des Friedens legen, uns bestreben, freundliche Beziehungen mit fremden Nationen zu unterhalten und sie mit Höflichkeit, Gerechtigkeit und Generosität zu behandeln. Viele Länder suchen ebenso thörichterweise einander durch Einschränkungen des freien Handelsverkehrs zu bekriegen.

Eowper bemerkt, daß:

„Gebirge, zwischen ragend,
Zu Feinden Völler machen, welche sonst,
Verwandten Tropfen gleich, in eins sich mischten."

Aber die schlimmsten Schranken sind solche, welche die Völker selbst gegen einander errichtet haben: Zoll- und Steuerschianken, und die allerschlimmstcn: grundlose Eifersüchteleien und Uebelwollen, indem eines dem andern beleidigende Absichten unterschiebt, die vielleicht keines von ihnen in Wirklichkeit hegt.

Derselbe Geist der Eifersucht und Feindseligkeit, wie ei uur zu oft internationale Beziehungen chaiakteiisiit, verbittert tiamigerweisc auch die innere Politik. Aber Miß-brauch ist lein Argument, eher ein Bekenntnis; der Schwäche. Ein Glück wird es für uns sein, wenn sich erst einmal, wie es zwischen Parteien geschieht, auch Nationen so weit herablassen und erniedrigen, daß des Dichters Wort beherzigt wird:

„Kein Kriegesdräu'n, kein wilder Ruf
Um Räch' am Bruder, der gefehlet; —
Daß sich die Menschheit lieb' und ehr',
Wie's Brüdern ziemt: Du solches lehr',
Von göttlichem Entschluß beseelet." (Whittier.)

Revolutionen, so heißt es zuweilen, weiden nicht mit Nosenwafser gemacht. Indessen hat das Anssehen der Welt durch Argumente größere Umwandlungen erfahren als durch Waffen, und selbst wo Waffen gebraucht worden sind, hat in den meisten Fällen die Feder das Schwert geleitet. Id:en sind mächtiger als Bajonette.

„In dem verhältmßmäßig anfänglichen Stadium menschlichen Fortschritts, in dem wir jetzt leben," meint Mill, „kann der Einzelne factisch nicht jene Fülle von Sympathie mit allen Anderen empfinden, die jedes wesentliche Abweichen von der allgemeinen Richt-schnur in ihrer Lebensführung unmöglich machen würde! Aber bereits kann derjenige, in dem das sociale Gefühl überhaupt entwickelt ist, es nicht mehr über sich gewinnen, seine Mit-menschen als Rivalen anzusehen, die mit ihm um die Mittel und Wege zum Glück kämpfen, als Rivalen, deren Streben er vereitelt zn sehen wünschen müßte, damit nur er in dem scinigen Erfolg haben möchte."

Damit wir unsere Staatsbiiigerpflicht vollständig und in rechter Weise erfüllen, ist es nothwendig, wie sich Nurke ausdrückt: „unferen Geist forgfällig zn bilden, jedwedes edle und ehrbare Gefühl, das in unserer Natur liegt, zur vollkommensten Kraft und Reife zu entwickeln; die Fähigkeiten, die im Privatleben als liebenswürdig gelten, dem Gemein-wohl dienend oder leitend nutzbar zu mache», so Patrioten zu sein und nicht zn vergessen, daß wir Gcntlemen sind. . . . Im öffentlichen Leben beherrschen Macht und Energie die Situation: der verstößt gegen seine Pflicht, der auf seinem Wachtposten einschläft ebenso wie der, welcher zum Feinde übergeht." Sei vielmehr darauf bedacht. Deine Pflichten zu erfüllen, als Deine Rechte geltend zn machen.

Lord Bolingbrote citirt in seinem Essan „lieber den Geist des Patriotismus" bei-fällig eine Bemerkung des Sokrates: „Obwohl Niemand ein Mschäft betreibt, das er nicht gelernt hat, auch uicht das unbedeutendste, hält sich doch Jeder für genügend befähigt für das schwierigste aller Geschäfte, das des Regieren?." Sokrates sprach so auf Gruud seiuer Erfahrung in Griechenland. Lebte er jetzt in England, er würde seine Meinung nicht ändern.

An brennenden Fragen haben wir fürwahr Auswahl genug. Wir sind in den Ver-suchen begriffen, unsere Binder zu erziehen, aber wahrscheinlich möchte Niemand behaupten, das; unser System bereits vollkommen sei; die Kämpfe zwischen Capital und Arbeit schwachen Miseren Handel, legen unsere Mannfactnren lahm und werden, falls sie an-dauern, sicherlich die Löhne drücken, indem sie die Nachfrage nach Arbeit einschränken: die Gesnndhcitsuerhältmsse unserer Großstädte lasse» »och vicl zu wünschen: in der Wissenschaft babe» »vir mir eben einen Anfang gemacht.

Ueberdics erfordert schon, ganz abgesehen von ieglichem Fortschritt, das Leben des Gemeinwesens beständige Arbeit. Die Parlamenissitznngcn, die Führung der Locol-Geschäfte, die Verwaltung des Armen-Gcsctzes — factisch, die Geschäfte des Gcmeiu-wesens insgesllinmt erfordern ebenso viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wie die der Individuen, und mag das nun weise oder unweisc sein, es macht sich eine Tciwenz in der Richtimg vcnnebrter commmmll'r Organisation geltend.

Fenier haben wir allezeit die Armen bei uns, und es ist großentheils den zahlreichen Wohlthätigkeitsgesellschaftcn, der größeren Sympathie zwischen Reich und Ann, obwohl theilweise auch unserem Armen-Gesetze, dem Freihandel und den minder unzuträglichen physischen Bedingungen zu verdanken, daß sich bei uns keine solche Empfänglichkeit für Socialismus und Anarchie findet, wie in manchen anderen Länden:.

Enthusiasmus ist ohne Zweifel der Hebll, der die Welt bewegt, aber — trauriger «bedanke! — wieviel Zeit und Geld ist an nutzlose Experimente verschwendet worden — an Experimente, die schon früher immer und immer wieder mißlungen waren, und die schlimmer als nutzlos gewesen sind, weil sie denen, welchen sie zum Segen gereichen sollten, Schaden statt Nutzen gebracht haben. Man hat schwerlich genügend daran gedacht, daß Wirken für die Armen auch eine Anstrengung des Geistes, nicht nur eine Regung des Wohlwollens erfordert.

Nicht Geld ist hauptsächlich von Nöthen. Denkende Liebe ist mehr als Gold. Wer Zeit giebt, thut mehr, als wer Geld giebt. Thatsachlich ist die Gefahr nicht gering, daß Geld und Enthusiasmus, ohne Erfahrung und Schulung, mehr Schaden als Gutes stiften: denn größerer Schaden kann daher kommen, daß eine Arbeit schlecht gemacht wird, als daher, baß sie ungcthan bleibt.

Viel besser ist es, Hoffnung und Kraft und Ennnthigung zu fpenden, als Geld.

Die beste Oilfe besteht nicht darin, daß man die Mühen Anderer an ihrer Statt trägt, sondern darin, daß man ihnen Muth und Energie einflößt, damit sie ihre Bürde selbst tragen und den Schwierigkeiten des Lebens tapfer begegnen. Anderen helfen ist nichts Leichtes, sondern erfordert ebenso klaren Kopf und weises Urtheil als ein warmes Herz.

Bei unserer Beflissenheit, Elend zu lindern, müssen wir sorgsam darauf bedacht fein, die Unabhängigkeit nicht zu nutergrabcn. Es entsteht zunächst immer die Schwierigkeit, daß Alles, was für die Mitmenschen gethnn wird, es sei, was es sei, ihnen einen großen Sporn zur Arbeit benimmt und das Gefühl der Unabhängigkeit schwächt; alle Geschöpfe, die von Anderen abhängen, haben das Bestreben, bloße Parasiten zn werden; deshalb ist es wichtig, unserem Mitmenschen soweit als möglich nicht sowohl Brod zn geben, als ihn in die Lage zu versetzen, es sich selbst zn verdienen; nicht direct zu helfen, fondern Andere darin zu unterstützen, daß fie sich selbst helfen. Tic Welt ist so complex, daß wir un-uieigeilich Alle unserem Nächsten viel verdanken müssen, aber soweit als möglich sollte Jedermann auf eigenen Füßen stehen.

Wir dürfen nicht erwarte», daß Andere sich nach unserem Ideal richten: unsere Aufgabe ist, ihnen alles das verwirklichen zu helfen, was es nach ihrem eigenen Ideal Bestes giebt, sie in ihren Bemühungen um Selbst-Vervollkommnung zu fördern. Wo an-angebrachter Weife Geld gegeben wird, geschieht es gewöhnlich durch solche, die mehr, um sich selbst Mühe zu sparen, als aus irgend welcher wahrhaften Sympathie, freigebig sind, und doch trägt Wirken für's allgemeine Wohl auf die Dauer seinen Lohn; wir schöpfen ivahischeinlich mehr Glück aus dem Wirken für Andere, als ans deni, was wir für untz selbst thun. Für Andere wirken verleiht auch der niedersten Arbeit ihre Weihe.

Mag Dein Werk noch so anspruchslos sein, hänge Tein Herz daran,

„Welche Rolle Tu auch übernommen hast," sagt Sir T. More, „spiele sie, so gut Tu nur kannst, und suche ihr die beste Seite abzugewinnen . . . kannst Du nicht so wie Tu gen« mächtest, Nebeln abhelfen, welche Herkommen und Gewohnheit befestigt haben, so muht Du doch um deswillen nicht das gemeine Wohl im Stiche lassen und preisgeben; Tu darfst das Schiff im Sturm nicht deswegen verlassen, weil Tu die Winde nicht meistern und niederhalten kannst . . . Befleißige und mühe Dich vielmehr, soviel an Dir liegt, die Sache kluglich und recht zweckentsprechend zu behandeln, und das, was Du nicht zum Guten wenden kannst, doch so in die Wege zu leiten, daß es nicht gerade ganz schlecht ausfalle. Denn Alles in der Welt kann nicht gut fein, es müßten denn alle Menfchen gut sein. Und dies (so fügt er hinzu) dürfte wohl vorläufig auf eine gute Reihe von Jahren hinaus no.-h uicht der Fall sein."

Je mehr indeß Alle ihre Pflicht thun, umso mehr und umso eher werden wir uns
diesem glücklichen Zustande nahem. In der That haben wir vielleicht laum einen recht
deutlichen Begriff davon, wie glücklich wir sein sonnten, möchten wir nur Alle den Ver-
such wagen.

Engländer zu sein, ist ei» großes Privileg. Kein Land erfreut sich größerer indiui»
dueller Freiheit. — Vor dem Gesetze sind Alle gleich. — Jeder wird für unschuldig an«
gesehen, bis er der Schuld überführt ist, — Niemand darf ein zweites Mal wegen des-
selben Vergehens vor (Bericht gestellt werden. — Alle Gerichtsverhandlungen müsse»
öffentlich sein, und der Gefangene ist berechtigt, mit seinen Anklägern confiontirt zu
werden. — Niemand ist Richter in eigener Sache, noch darf er sich selbst Recht verschaffen.

So ist es denn eine heilige Pflicht, für unser Paterland zu wirlen, auf welche
Kosten und Gefahr es auch sei, und „der ist nicht werth, überhaupt zu leben, der aus
Furcht vor Gefahr oder Tod sich dem Dienste für'L Vaterland und seiner eigenen Ehre
entzieht, da der Tod unvermeidlich, der Ruhm der Tugend aber unsterblich ist."")

Der Dienst für's Vaterland ist jedoch nur in verhältnißmiißig wenigen Fällen gefahr-
voll. Was er verlangt, ist ein gewisses Opfer au unferer Bequemlichkeit und Muße,
eine gewisse Zeitaufwendung für Pflichten und für Arbeit, welche uuheroisch, ja selbst
langweilig erscheinen mögen, nichtsdestoweniger aber notb/vendig sind.

Oeffentliche Geschäfte — Commisstonssitzungen, Wahlen, Versammlungen, Rebe»,
Gemeinderaihssitzungen, Grafschaftssnnngen — sehr romantisch sind sie ja freilich nicht-
sie bestricken weder die Phantasie, noch bringen sie das Blut in Wallung, und doch ist eine
Stimmabgabe im Frieden wie ein Schwerthieb in der Schlacht nnd darum nicht minder
wirkungsvoll, tveil sie sich friedlich und unblutig vollzieht. Die Wahlstimme ist kein
Recht, sondern eine Pflicht, und uns für !die Abstimmung vorbereiten ist ebenfalls eine
Pflicht.

Was an unbezahlter Arbeit für das Gemeinwesen geleistet wird, ist erstaunlich-.
möge es lange fo bleibe».

Niemand hat ein Recht, die Segnungen all' dieser Arbeit zu genießen, ohne baß
er, wenn nicht sein gutes Theil — denn Einer hat nicht dieselbe Muße oder Gelegenheit
wie der Andere — so doch jedenfalls Etwas zum allgemeinen Wohle beiträgt.

„Für Niemand," sagt Nacon, „kann persönliches Glück ein Ziel sein, das auch
nur entfernt seiner Existenz würdig wäre." Häuser, Nahrung und Kleidung sind nicht
das einzig Nothwendige, sie sind nicht einmal im höchsten Grade nothwendig.

Die Zeit, die wir auf öffentliche Pflichten verwenden, ist kein bloßes Opfer. Sie
trägt ihren Lohn in sich. Wir „lernen den Luxus, Gutes zu thun".**)

Und um ein Wort Horsfalls anzuführen: „Es ist etwas Großes, in Zeiten
der Anfechtung unsere Privatinteressen mit den höheren Interesse» des Lebens der All-
gemeinheit gewissermaßen verschmolzen zu haben."

Wir Alle können, wenn wir wollen, wackere Männer und treffliche Patrioten fein:
Jeder Einzelne kann sich wenigstens dieser oder jener Bewegung zum Wohle seiner Mit-
mensche» anschließen, dazu mithelfen, daß sie ein gesündere«, glücklicheres, besseres Leben
führen.

Und nur wenn Du so handelst, wirst Du im Stande sei», eine befriedigende Antwort
auf die Frage zu gebe», die Du Dir früher oder später sicherlich stelle» wirst:

„Für Recht und Wahrheit, für Gott und Welt
Was thatst Du? — sag' cm! —
Seit goldene Jugend Dein Lebe» erhellt,
Vis halb es verrann?"*»*)

*) Sir H. Gilbert.
**) Goldfmith.
***) Whittier.

Vit Verlineri». Bilder und Geschichten. Herausgegeben von
Uliich Fiant Mit 90 Illnstrationen uon Friedlich
Stahl. Berlin, Concordia Deutsche Vcrlags.Anstnlt.
Von einem specisischen Berliner Typus der deutschen
Frau tan» man erst seit kurzer Zeit reden, ja, er ist wohl
»och erst in der Bildung begriffen: denn Berlin als Weltstadt
mit einer vor den übrigen deutschen Großstädten sich meilbar
abhebenden und Beachtulla verdienende,! Eigenart ist nock
iung. Berlin hat, wie Karl Frenzel in dem einleitenden Ab-
schnitt des vorliegenden Buches bemerkt, im Grunde noch keine
Vergangenheit, keine weit in dieselbe hiuabreichende gesellschaftliche
Eultur, wie Paris. Wenn aber auch Berlin „och nicht wie
Varis einen Frauentypus nach allen Richtungen und in den
feinsten Schattirungen ausgebildet hat, so sind doch neben den
vielen Zügen, die die Berlinerin mit den deutschen Frauen
gemein hat. schon mancherlei individuelle bemerkbar, die es
wohl begreiflich und berechtigt erscheinen lassen, wen» der Ver-
such gemacht wird, die Berliner Frau als ein Sondmvcsen
zu betrachten und als solches zu charaktcrisirm. Ulrich Fmnt
hat es unternommen, mit Unterstützung einer große» Zahl
bekannter Berliner Schriftsteller diese Aufgabe zu lösen uud aus
einer Reihe uon Einzelbildern das Gesamnitbild des Berliner
FmueutypuL, soweit er setzt schon erkennbar ist, zusammenzu-
setzen, I^ewiß chnrakterisirt nun Vieles von diesen Schilderungen
nicht nur die Berlinerin allein, sondern die deutsche Frau, ja das
«^schlecht im Allgemeinen: doch das war weder zn vermeiden,
noch ist es ein Fehler: und wenn nicht jeder der Beitragenden
mit gleichem Geschick seine Schilderungen aus dem allgemein
Menschlichen in das specifisch Berlinerische hineinzuarbeiten ver-
standen hat, so geben diese doch in ihrer
Gesammthcit ein genügend scharf profilir-
tes Bild der Berlinerin mit unverkennbar
eigenartiger Physiognomie. —
In der Einleitung sucht Karl Frenzel
die Berlinerin im Allgemeinen zu kenn-
zeichnen, wobei er, seiner Neigung zu histo-

rischer Betrachtung folgend, die allmähliche Entwicklung eines Berliner Typus von der Königin Sophie Charlotte, in der er zuerst einen Hauch Berlinischen Wesens und Geistes verspürt, bis zur Gegenwart stizzirt. Dann folgen Einzelschildcrunge» der verschiedenen Stände. Klassen und Berufszweige, zu»! Theil in gefälliger novellistischer Form. Julius Rodenberg schildert die junge Berlinerin des alten Berlin, Ernst Wichert die geheime Räthin, Fedor von Zabeltitz die Aristotratin, Max. Kretzer die Arbeiterin. Ernst von

Wolzogen die musterhafte Hausfrau des Mittelstandes, Max Grube die SÄMspielerin, Ludwig Pietsch die Künstlerin, I, Trojan die Marktfrau, Ulrich Frank die „höhere Tochter". Heinz Tovote die Hochstaplerin u. s. w. u. s. w. Man ersieht daraus, daß die Rollen richtig vertheilt sind. Eine mit warmem Empfinden beseelte Novelle hat Ernst von Wildenbmch beigesteuert: „Glühwürmchen." Das Buch ist mit zahlreichen flotten Testbildern in farbigem Druck von Fritz Stahl geschmückt; es wird voraussichtlich in Berlin sowohl wie außerhalb manchen dankbaren Leser und manche Leserin finden.

M^ ^>-^>'.'''.'

Zwei hervorragende Kunst»
Neuheiten, die einen erfreulichen Be-
weis von der hohen Leistungsfähig-
teit der reprodnctiuen Kunst liefern
und die auch durch ihren das nationale
Empfinden berührenden Gegenstand An-
spruch auf allgemeinere Beachtung
haben, sind aus der graphischen Kunst-
anstalt von G. Hener K Kirmse,
Berlin, herulligegaugen: zwei schön«
Photogravüre», die eiuc eine Neproduc-
tion des Geniäldes uon Professor G.
Niermann: Königin Luise mit
dem Prinzen Wilhelm, die andere
eine Wiedergabe des Lenbach'schen Bis»
marck-Portraits, welches den
Fürsten im Civil, das Haupt mit
dem Schlapphut bedeckt, die Hände
auf den Stock gestützt, darstellt. Das
Bild Lcnblläis ist bekannt, es offen-
bart zugleich die Größe des Künst-
lers wie die des Targestellten: die
Wucht und Kraft Lcnbach'schcr
Chamtterisirungsknnst hat nie ciucu
ihrer würdigeren und entsprechenderen
Gegenstand gefunden. Selbst ein
französisches Blatt, ..!>» ?2t,ri«", tonnte
sich dem mächtigen Eindruck, den des
großen Staatsmannes Antlitz in der
congenialen Auffassung des Künstlers
macht, nicht entziehen und giebt bemselb
c'«8t 3urt»ut I« viZ»M, ee rsllet, <!u!'

n mit den treffenden Worten Ausruck: „ziüi,^
lme, qn'Ü s»nt, 00Q^8l«I. tjusll« pui832U0U
svoekltiv« <i»u3 ee oalm« mu,i8
snerßiizu« ieA»r<l, llnn3 oe« t,r»it8
ii<!s« mi^iz null lletrig, On n^
»'stonus r»l>3 c!« tr,,uv«r 8on» eett«
L^'uw In, zi^u^tore d« l'lwmme 6«
l'l^tHt l« plag rmizgünt, 6« eetts
äslni^r» mniti« 6n XlXiüw« 8lüol«,"
Die Photogravüre nach dem Len-
bach'schen Gemälde läßt alle die un-
vergleichlichen Vorzüge erkennen, welche
jenes vornehmste Revroductionsver-
fahren besitzt. Ls liegt etwas von
dem Reize eines Onginalwerkes in
solchem Minstblatte: das Wesentliche
der Lenbach'schen Kunst, die feinen
Tchattirungen und Abtönungen des
Vorbilds kommen prächtig zurGcltung.
Sind Kraft und Willcnsenergie in
Lenbachs Äismaick verkörpert, so ist
Bieimanns Königin Luise die Per-
souificlltiou weiblicher Anmuth^ vereint
mit königlicher Würde. Der Künstler

hat es verstanden, der Gestalt eine ge-
wisse monumentale Wirkung zu ver-
leihen, ohne sie iu's Posenhafte ver-
fallen zu lassen. Die Königin ist in
ruhigem Gange, in nngczwungeu gc»

fälliger Halrnng dargestellt: während der lindliche Prinz Wilhelm, den Reifen in der Hand, ein weilig die Figur des zum Phlltogiaphirtwcrden Gestellten hat. Im Gegensatz zn neueren Luisenphotographien, zu denen eine moderne Schönheit als Modell gedient, hat Professor Biermann sich an authentische, zeitgenössische Gemälde und Bildwerke gehalten, fo daß fem die ideale Vorstellung des deutschen Voltes von der edlen und schönen königlichen Dulderin verkörperndes Luiscnbild durch das Streben nach historischer Treue noch höheren Werth erhält. — Es sei nebenbei bemerkt, daß das Originalgemälde in den Besitz des Freiherr« von Stumm übergegangen ist und die danach hergestellte Photogmuüre in mehreren Exemplaren von der Kaiserin sowie von andern fürstlichen Personen angekauft worden ist. —

Wir tonnen die beiden Kunstblätter als vornehmen Zimmerschmuck warm empfehlen.

Die Bedeutung der Photogravüre für unser Kunstleben wird auch durch ein anderes Unternehmen in Helles Licht gerückt: Die Photografthische Gesellschaft in Berlin beabsichtigt, nach dem Muster der früheren von ihr herausgegebenen Werke: „Die Nembmndt's der Kasseler und Berliner Gemälde-Galerie" sowie „Die kaiserliche Eremitage in St. Petersburg „die Meisterwerke des Mnseodel Prado in Madrid —dieser unvergleichlichen Sammlung von Schützen alter Kunst, — den Kunstkennern und -Freunden zugänglich zu machen. Als Veruielfältigungsart ist auch hier die Photogravüre gewählt worden; und wie trefflich dieses Verfahren zur Wiedergabe alter Gemälde sich eignet, ist aus dem Probeblatte „Die Uebergabe von Breda (Las Lanzos)" von Velasauez ersichtlich, das, abgesehen von der Größe und dem Colorit, mit der Frische und Feinheit des Originals wirkt, auch dem Nichtlenner des Letzteren den Eindruck einer Treue der Wiedergabe weckend, die sich bis auf die malerische Technik und die Einwirkung der Ieit erstreckt. In dieser Beziehung dürfte die Photogravüre nicht zu übertreffen sein.

Das Sammelwerk wird vollständig 110 Blätter großen Formats in 10 Lieferungen umfassen. Der letzten Lieferung soll ein Text aus berufener Feder beigegeben werden.

—I—.

## Bibliographische Notizen.

hygienische Winle von Professor Eduard Lang. — Wien, Joseph SafÄ-.

Der Verfasser bezeichnet es als besonders erstrebenswerth, krank machende Schädlichkeiten jeder Art abzuwehren, den Schwerpunkt in die individuelle Prophylaxe zu legen und hygienisch zu lebe». In aphoristischer Weise hebt er die Fälle hervor, die zu krankhafter Ansteckung führen können. — Mau darf nun allerdings in der Bakterienfnrcht auch nicht zu weit gehen. Denn zur Wirksamkeit der pathogen«! Bakterien ge» Hort immer noch, daß sie ein vorbereitetes Feld finden, daß also das von ihnen befallene Individuum eine befondere Disposition für ihre Entwicklung besitzt. — Das Büchlein ist aber recht empfehlenswcrth und verdient die weiteste Verbreitung. X.

Nerveulranlheiteu und ihre Ver erb»ng. Von Eh. F«r«, Arzt von Bicütie. — Antoris. llcbcrsctz. von Dr. Hubert Schnitzer. Mit 20 Abbildungen im Text. Berlin, Fischers medic. Verlag, h. Kornfeld.

Ter Verfasser entwirft in dem vorliegenden Buch eine Schilderung von dem Einfluß der Vererbung bei der Entstehung nicht nur der Geistes-, sondern auch der große» Klasse der Nervenkrankheiten. Er vertritt die Ansicht, daß mit jeder Nerven-

krankheit eine, wenn auch in den meisten
Fällen nicht bekannte, anatomische Ver-
änderung verbunden ist. — In 19 Capiteln
bespricht er die allgemeinen Gesetze der Ver-
erbung, den psychopathischen Theil der
erblichen Krantheite», die Verwandtschaft von
Verbreche» und Laster mit Irrsinn, die
Epilepsie und Hysterie, die Erblichkeit, der
Kiantheiten des Nervensystems, die Nolle,
die die Vererbung bei den toxischen und
infectiösen Krankheiten des Nervensystems
spielt, die Erblichkeit der Mißbildungen, das
Schwinden der Vererbung und die Entartung,
die äußere» und functionellen Merkmale
der Entartung und schließlich die Prophylaxe.

Zu allen Capitel», namentlich aber zum
Capitel übel Mißbildung und Entartung
theilt der Verfasser auf Grund einer um-
fassenden Kennrnih der Litteratur zahlreiche,
sehr interessante Beobachtungen mit. Wen»
auch vereinzelte Auslassungen abnorm er-
scheinen, so kann dadurch der Weich des
Buches in keinerlei Weise beeinträchtigt
werden. Einige der den Text erläuternden
Abbildungen sind leider wenig deutlich ge»
rathen. Die Uebersetzung ist eine recht gute
und trägt wesentlich dazu bei, daß sich
das durchaus empfehlenswerthe Buch auch
angenehm liest. ll.

Abhandlungen zur VesnndheitSlehre
der Seele und der Nerven. Heft 1.
„Arbeit und Wille" von Dr. E. H a l l e r-
uorden, Privatdocent in Königsberg.
Würzbura. A. Stuber (C. Kabitzsch).

Der Verfasser beabsichtigt, eine neue, auf
klinische Psychologie basirte Disciftlin, .Die
Seelengesunoheitslehre — Psychohygiene",
zu begründen. Das hier vorliegende Heft:
„Arbeit und Wille" ist der Vorläufer einer
Reihe von Aufsätzen in der vorgenannte»
Richtung und fungirt gleichsam als Ein-
leitung zu dieser neuen Discivlin. Es
handelt sich (S. 11) um eine auf vhysio-
logischen Grundsätzen besonders des Nerven-
systems aufgebaute, allgemeine und specielle
Seelen» und Nervenyygieiic als Wissenschaft,
in ähnlicher Weise, wie Professor Krävelin,
dem auch das vorliegende Heft gewidmet ist,
in einem in der Berliner Gewerbe-Ausstellung
gehaltenen Vortrage für die „tzngienc der
Arbeit" eingetreten ist.

Nach Ansicht des Verfassers verspricht
diefe seit vielen Jahren verbreitete Discipli»
einen tiefgreifenden Einfluß auf alle Gebiete
des Menschenlebens zu üben. Wie er
(S. 22) angiebt. ist es seit mehr als
16 Jahren sein ernstliches Stieben, die wahre
und sichere Grundlage der klinischen Psycho-
logie und der Psychohygiene ohne künstlichen
Beisatz in den Hauptzügen vorzubereiten
und zu fundiren. — Ter Inhalt des
1. Heftes enthält außer einer Einleitung die
Capitel: „klinische Psychologie, die Vorstufe
der Psychohygiene, ferner Klinik, Labora-
torium und Leben, Fragestellung auf diesem
Gebiet und schließlich geistige Arbeit und
Mustelermüdung." Der Verfasser giebt
viele recht interessante Darlegungen, so z. B.
(S. 26) bezüglich der Psychologie
der einzelnen Stande. Auf nähere Details
kann hier jedoch nicht eingegangen und muß
auf die Schrift selbst verwiesen werde», die
denen, die sich für die in Rede stehende

Materie interessircn, hierdurch empfohlen sei.
«,
Geschichte der Philosophie im Nmrlfl.
Von Dr. Eduard Lüwenthal.
Berlin, Hannemanns Buchhandlung.
Das kleine, nur 56 Seiten umfassende
Büchlein giebt einen kurzen, treffenden lieber-
blick über die gesummte Geschichte der
Philosophie und dürfte sowohl dem
Stubirenden als jedem Gebildete« zur
ersten Orientirung auf dem weiten, ebenso
interessanten als »venig gepflegten Gebiete
sehr zu statten kommen.
Leitfaden der Kunstgeschichte. Für
höhere Lehranstalten und zum Selbst-
unterricht, bearbeitet vonI)r. Wilhelm
Büchner. Mit 106 Abbildungen.
Sechste, verbesserte Auflage. Essen,
G. D. Biideter.
Wer sich leicht und schnell einen Einblick
in das Wesen der bildenden Künste aller
Zeiten verschaffen will, wird an diesem, in
jeder Weise empfehlenswerthe» Buche eine»
bewährten Führer finden. V. l.
Freiheit des Rückens, allgemeine
Wcnrpfticht. reffe»tlichlci< »es T<» af-
gerichtS. Von Dr. Albert Pfister,
Generalmajor z. D. — Deutsche
Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig,
Beilin, Wien.
Die Reform der militärischen Straf-
piocehordmmg nimmt gegenwärtig das all-
gemeine Interesse lebhaft in Anspruch. Es
verdient daher die vorliegende Arbeit des
als MilitäischiiftNellei bekannten Verfassers
besondere Beachtung. Dieselbe gliedert sich
i» zwei Eapitel. Capitel I. Der Sege»
einer Niederlage: „Freiheit des Rückens und
allgemeine Wehrpflicht." Capitel II. Die
Arbeit nachdem Siege: „Weiterentwickeln»«,
Olffentlichleit des Strafgerichts." In
gemeinverständlicher und tncwper Form
giebt der Verfasser eine» historischen I'ebei-
blick über die Neorganisotio» der preußischen
Armee nach den unglücklichen Tage» von
Jena und Auersiädt, Enlou und Friedlond.
Scharnhorsts Grundideen für die Arniee-
lefonn werden kurz entwickelt und als
damals nächstliegendes Hauptziel: „Ehren-
volle Behandlung und allgemeine Wehrpflicht"
bezeichnet. Am 9. Juli 1808 veröffent-
lichte Giieisencm eine» Artikel: „Freiheit des
Rückens", und am 3. August desselben
Jahres wurde die Prügelstrafe abgeschafft.

Unter dem Kriegsminister von Noncn trat mit dem 3. September 1814 trotz vielfacher Anfechtung das neue Gefetz über die Organisation der Armee unter Zugrundelegung der allgemeinen Wehrpflicht in Kraft. „Es giebt Dinge," lagt der Verfasser (S. 35), „die in der Luft liegen, die sich nicht zmückdrängeu lassen. So ist die Freiheit der Rücken zustande gebracht, fo ist die allgemeine Wehrpflicht geboren, so die zweijährige Dienstzeit eingefühlt worden; so wird auch der uothwendige Schritt vorwärts in der militärische» Rechtspflege geschehen. An der Ocffentlichkeit liegt Alles: sie ist der Kernpunkt der ganzen Reform" (S. 39). — Der Verfasser bezeichnet als anzustrebendes Ziel: Einheitlichkeit des Gerichtsverfahrens im ganzen Reich unter Anlehnung an das bürgerliche Gesetzbuch. Bezüglich seiner, nach dieser Richlung hin gemachten Vorschläge muß auf den Text ucrwieseu »verde». X,

Auf Goethe« spuren in Italien.
Von Julius R. Haarhllus. I. Theil: Ober-Italien. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann.

Es war ein glücklicher Gedante des Verfassers, der sich bereits als talentvoller Novellist hervorgethlln hat, die große italienische Reise Goethes zu wiederholen und überall nach den Spure» des Dichters — geistige» und körperliche» — zu forschen. Bei aller Verehrung für den großen Dichter, die aus jeder Zeile des Verfassers spricht, hat dieser sich doch volle Selbstständigkeit des Urthcils gewahrt und ist keineswegs blind für die mancherlei Inthümer und, vom heutige» Staudpunkte aus betrachtet, schiefe» Ilrtheile Goethes. Das erliöht de» Welch des üleraus aumuthig und fesselnd geschriebenen Büchleins, dessen Fortsetzungen ma» mit Interesse entgegensehen kann. — «.

Vom V-Hiemgau. Historischer Roman aus der Völterwandenmg. Von F c l i z L a h n. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Tiefem neueste» Erzeugmß der überaus fruchtbare» Dahu'sche» Muse geht ein stimmungsvolles Vorwort voraus, i» dem die landschaftlichen Reize des Tcliauplatzes geschildert werde», auf dem die reiche Fabel des Romans sich abspielt. Diesmal ist es nicht blos der Kampf des aufstrebenden Chnste»th»ms gegen die Götter der Germanen, welcher den Hauptstoff der Erzählung liefen,, sondern in erster Reihe werden uns die inneren Kämpfe des Adels gegen die Gemcinfreien vorgeführt, Kämpfe,

die durch einen blutigen Ucberfall der Auaren, den gemeinsame» äußere» Feind, zu»! friedlich?» Abschluß gelangen. Der vorliegende Roman hebt sich von seine» Vorgängern durch treffliche la»dschaftliche und culturelle Schilderungen ab, denen besonders in den ersten Theile» ein breiter Ranm vergönnt ist. Das Nechtslcbe» der Gemeinden wird uns in meisterhaften, dramatisch aufgcbantcu Sccne» z»r Anfchauung gebracht. Dazwischen fehlt es nicht an lieblichen, idyllifche» Partieen, wie z. B. die köstliche Wagenfahrt der beiden jungen Mädchen mit ihrem unschuldigen Geplauder, dem ein so jähes und furchtbares Ende bereitet wird. Je weiter wir uns dem Schlüsse des Romans nähern, desto lebentiger, packender, dramatischer wird die Scenerie: die grausige Auareuschlacht gehört zu dem Besten, was Nah» auf ähnlichem Gebiete geleistet. Schließlich fei noch hervorgehoben der gieße Wortschatz, über de» der Dichter wie wohl kaum ei» Zweiter nebe» ihm verfügt, ei» Reichthum, den er aus feineu ticfgrüudlicheu germauischeu Stndicn geschöpft hat. -e,

Orzäl,!»««cn von C. Hirundo. Leipzig, Druck uud Verlag vo» Vrcitkopf u. Härtel.

Da« Interessanteste an einem Kunstwerke ist die Seele des Künstlers, die sich darin offenbart. Darum machen die Kunstwerke vieler Modernen einen so unangenehme» Eindruck, weil unter ihnen so ausfallend wenige wirkliche Persönlichkeiten im Goethe'schen Sinne z» finden sind. Die Verfasserin der vorliegenden Erzählurgeu, die sich uuterdeni Pseudonym Hirundo verbirgt, ist eine vornehme, geistig hochständige Natnr, die durch reiche Lebenserfahrungen, turch schwere innere Kämpfe, sich zn einer wohltlmende», sichere» Klarheit hiiidurchgcrmigc» hat, die auch für die scheinbar verworrenste» Verhältnisse des menschlichen Leben« das erlösende Wort gefunden hat. Es ist keine leichthmgeworfme IIntcrhaltuugslectüre; die Verfasserin hat vo» ihrem Bcslni geboten, von ihrer eigenen großen Seele, darum wirken diese Erziihluugeu so wohl« thuend uud erhebend, trotz der leidenschaftlichen innere»Kämpft, die i» ihnen geschildert werde». — >.>.

Gesammelte Werte von Gustau Freyrag. 1. Lieferung. Leipzig, Verlag rou S. Hirzel.

Es giebt Dichter, denen es nicht anders geht, wie den Mimen: ihnen flicht die Nachroelt keine Kränze, ob auch die Gegenwart si,' lärmend auf den Schild gehoben: ihre Werke überleben ihren Urheber nicht. Gustau Freptag zählt nicht zu diesen; er hat Werke geschaffen, die den Wandel des Geschmacks, der sich gerade in letzter Zeit vollzogen hat, um so eher überdauern werden, als er in ihnen mit dem Blick für die historische Vergangenheit Gegenwart«- und Wirklichtcitssinn verbindet, Realismus mit classischer Abgetlärtheit und Vornehmheit der Form verschmelzend, und seine Schöpfungen mit jenem Geist erfüllt sind, der der Geist der Zukunft in seinem Volte ist: der Geist des nationalen Selbstbewußtseins und Selbstgefühls, Tic gesammelten Werte werden 22 Bände umfassen, welche Frey tags Romane (Soll und Haben, die verlorene Handschrift, Ahnen), seine Dramen, die Technik des Dramas, seine Nildcr aus der deutschen Vergangenheit, die Biographie seines Freundes Karl Mathu, sowie Freytags Autobiographie liebst einer sehr beschränkten Auswahl Gedichte, endlich als Resultate seiner 5U jährigen journalistischen Thätigtcit, zwei Bände politischer nnd literarischer Aufsätze enthalten weiden. Die Ausgabe erfolgt in 75 Lieferungen i> 1 ^ü: ihr Gesammtpreis flellt sich um ein Drittel billiger als die bisherigen Einzelausgaben.

Ter Kaftl vom Hollerbräu. Roman aus der Münchencr Branwelt von R, von Sehdlitz, München, Verlag n. Dr. E. Albert K Co.

Der heutige Romanschriftsteller, der seine Gestalten aus den gebildeten Kreisen wählt, wird leider oft genug in die Lage kommen, Charaktere zu zeichne«, die infolge ihrer krankhaften Anlage, geistiger Unnatur oder verkehrter Erziehung zwar unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, aber uns weder an» muthen ncch erheben tonnen. Unsre Zeit ist eben vielfach krankhaft augehaucht, und ihr entsprechen die in ihr lebenden Menschen. Um so erfreulicher ist es, hin und wieder einem Vorwurf zu begegnen, der Leben und Menschen in unser Gemüth befriedigenderem Lichte erscheinen läßt. Ter vorliegende Roman wirkt in diesem Sinne; er ist gesund in seinen Figuren, (Aist und Gemüth stärkend, eine wahre Labsal im Vergleich zu den nur ästhetisch anregenden Erscheinungen. Man fühlt sich beim Lesen angeweht wie von frischer Bergluft, und selbst die feuchten Braustuben, in denen er sich zum Theil abspielt, sind gewissermaßen

imprägnirt von einer Art zwar derbem, aber edlem Idealismus, der unser Interesse für den Helden und seine Umgebung wach erhält und steigert, bis offener, ehrlicher Sinn. Fleiß und Ausdauer endlich gesiegt haben, und das selbstgesteckte, bescheidene Ziel glücklich erreicht ist.

V. 1'.

Unter den zahllosen für den Weihnachtstisch bestimmten Verlagswerke» seien die folgenden an dieser Stelle hervorgehoben:

Aus dem Verlage von Albert Langen in München: Ter Hänselen. Ein Kindcrcpos von Frank Wcdetind. Illustrirt von Arnim Wedetind. (5iu ansprechendes Kinderbuch, das in seiner Phantastit nnd seinem Humor in Bild und Wort dem Geist und Gemüth der Kleinen glücklich angepaßt ist; ob der Ausgang von letzteren im Sinne des Verfassers als befriedigend empfunden werden wird, müssen wir dahingestellt sein lassen.

An die Eltern, spcciell an die Mutter wendet sich das in gleichem Verlage erschienene Wert: „Vlntterliedcr" von Mia Holm. Illustrirt ron Adolf Münzcr;
— das eine Verherrlichung der Muttci liebe und zugleich der reinen Kindesscele bietet, welche durch die Wärme und Tiefe dcr Empfindung, die Wahrheit des Ausdrucks sowohl in den Versen dcr Mia Holm wie in den Zeichnungen Münzers n»3 bewegt, für das Leid und die Freuden der Mnttcrbrust uus zum intensireu Mitfühlen zwingcnd.

Ein eigenartiges Wert, das sich an die Erwachsenen sowohl als auch an die Kleinen wendet, ist die von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien veranstaltete Ausgabe des Andcrscn'schen Märchens: Tic Prinzessin und der Schweinehirt mit Illustrationen von Heinrich Lefler. Eine elegante Mappe enthält auf 14 Cartons den Text des Märchens und die zart colorirtcn Illustrationen in enger, eine künstlerische Einheit bildender Verbindung. Die Vereinigung von Phantasie, Humor, moralisirendcr Tendenz und der nachgeahmten kindlichen Nlliueliit — wie sie Andersens köstliches Märchen bietet — ist auch von dem Zeichner glücklich getroffen worden. Er hat die Zeit des Rococo gewählt: die leichte Contourirmig und die discretc Farbengebnng verleihen dem Werte einen anmuthigen, dem Charakter des Märchens angemessenen Reiz. An den, Werte, dessen Preis 12,00 Mt. beträgt.

Einwirkung ein. Das Buch ist mit 20
hübschen Holzschnitten von Grell geschmückt.
Das Buch vou Schweigei-Leichen-
feld giebt der Jugend anregende Anleitung
zu leicht ausführbaren Experimenten aus
den Gebieten der Optik, Akustik, der Elet-
tricitiit, zum Mikroskopiren, Photographiren,
belehrt über die mancherlei in das Bereich
der sogenannten Liebhabertüuste eingreifenbell
Techniken und enthält auch eine kurze An-
weisung zur Anlage naturwissenschaftlicher
Sammlungen. Das Buch ist mit 425 Ab-
bildungen und Figuren ausgestattet.
Einen glücklichen Gedanken hat der
Reisebücher-Veilllg von Leo Woerl in
Würzt» urg gehabt, indem er des Freiherr«
von Brenner Neisewert „Besuch bei den
Kannibalen von Sumatra" durch O.
Goldschmidt für die Jugend bearbeiten
lieh. „Die Abenteuer und Erlebnisse
bei den Menschenfressern auf der
Insel Sumatra" — wie der Titel der
Bearbeitung lautet — verdienen nicht nur
als Jugendbuch, sondern als Familienbuch
in weiterem Sinne empfohlen zu werden.
Das Werk ist mit zahlreichen Illustrationen
geschmückt, der Preis von 3,00 Mk. ein
mätziger zu nennen.
Eine Auswahl von Nückert's (Ge-
dichten erschien in 24. Auflage im Bei-
lage von I. D. Sauerländer in Frank-
furt a. M. Das geschmackvoll gebundene 566
Seiten starke Buch enthält auch einen Lebens»
abriß und das Bild des Dichters: der
Preis beträgt 3.00 Ml. — ».
können Erwachsene wie Kinder ihre Freude
haben. —
Ein älteres Werl in neuem prachtvollem
«Gewände bringt auch die Verlagshandlnng!
A. Hartleben in Wien als Festgabe auf!
den Büchermarkt: Vie Ooldschmiedlinder
von Julius von der Traun. Ein eleganter
Original-Einband, Goldschnitt und schone
typographische Ausstattung geben dem Buche
mehr als die, höhere künstlerische Ansprüche
nicht voll befriedigenden Illustrationen von
Bmoarowsti den Charakter eines vornehmen
Pmchtwerkcs, das als litterarische Festgabe
zu empfehlen ist.
Derselbe Verlag bietet oer Jugend zwei
werthuolle Bücher: „Waldferien" von
P. K. Nosegger und „PaS Vuch der
<5»,-PeriMt»le" von A. von Schweig er-
Lercheufeld. — Der steilische Poet hat ^
in dem Buch: aus seinen Schriften ws zn»!
sammengestellt, was für jugendliche Leser
geeignet ist, wobei er von der Anschauung!
ausgegangen ist, daß „Kiuder von 10 bis

15 Jahren in vieler Bezichimg schon wie
eruiachsene Menschen behandelt werden j
wollen" . . . „sie haben es bereits mit der
Welt zu thun, und ihre Aufgabe in diesen!
Jahren besteht darin, die Welt von ihrer
schönen und gesunden Seite kennen zu ler-
nen." Diese gemüthvollen, warmherzigen und
liebenswürdig-schalkhaften Erzählungen gehen
zumeist auf Erlebnisse und Eindrücke aus
dei Dichters eigener Kindheit zurück, was
ihnen um so größere Lebensfrische verleiht:
und ganz von selbst, ungesucht und unauf-
dringlich stellt sich die erziehliche, moralische
i^Inzez»!«««« LUcli«!'. Lesolsedun^ naoii ^u»«»i,i >Iei- Le,I»rt!an vorde!,»iten.
l»»l»H«1» um! <!ol vervlinäten (!ek>o!,ü,lt8>
5v«!M 1837, lÄlt eine»! Lildn!«« i?rn«l, von
WilÄenbi-uolig, I^ipalß, V^Itiier ?I«IIer,
^n<l«i»»!>, N. <3^ Die ?lillü««»m unä <I»r
Züiiveineliirt. Iliuuti-ii-t von UeinsieiiOfier.
>VIen, UüZelwolmlt IM- vei-vwiMit^en,!«
KlIN8t.
^»»«litilubsi», I.rlÄvllf, Oe^ainmeite ^Verico.
I>Ie5ur»„ss ». 3. 4. 5, »tutt^llrt, ^,N. c«tt»-
8<>!i<: L»<ii>i,Hn,!iun^,
^,rmllil>i», ^iltlnlin, Ij«i-ß!cr,v»lÄlI>>, N,',»«:!,!»:,
Lei-im, 0«nro7<!i» D^ulüsKe Vrrlllßz-Xnüwlt,
2««lls>7, H,n<lu»t, Illül^!,;, I!iu Ilomlln uuz <ien>
^'«^>^»i. 2. .Villi»,?«. 2 8»n<le. Nerii,,,
lX>ut8L>!« ZclilllllHteller-üenozzeuzcnlllt,
2««t«!i«ll, ^Iir«!., üi» I'oMüiüi-it,lurc>, cli«
8o>!»el7.. Kit 75 IliuztmUonen von L,
LuNetU, >»r»u, Verlag ^er Xun«!«»»tuit
«iiiiei- H Illlb.
VI» 2«iUn«lli>. Liiiler uu<! Ue,8ü!,WIit«!n. llit
LritiÄlnn <!« l!elvurr»MN<I»t«n Nerünel-
8<!>,lif!l<te»ei', Iier»»»^»^!^» von Ullloli
un,I t'lirden^ruüli I!,n»cn!»ß von ?>, 8tHu>.
Ijollii!, Ounconli« UeutZub« Vellaßz-HnstHll.
LiblioU»«« <l«i E«»ll!nll!tt«i»t>ii <ie» In»
»»H ^n»I»li<!e«. »o. 963—999. U»I!« »..8..
0Ua Uen<!e>.
2^0ln»«,i», N4»ll»«l1«in», velXüuig, L!n lli-»M2
in v!or ^ut«!lMn. LinülM »utorlülrt«'
>ieut«>:!iL »u«Mb« von L. vou Lnldsi-^.
lllllno!,en, albert iHngen,
2M««l, »olivslisii»«!,», für ^!rt!i«e!>».st!<-
un,I 8o«ill!i>n>iti!i, U»N>mon»t««<:!is!lt, r«6Ißl, t
vou ,^. vlexloi'. Mt 8«>I»M: ^Nw etui«e!>e
Z<!««^»>>8", »IttnüüonMN von Lu»t»v lieier
In Xlüloli. IV. ^»Iirss. 1896. X. 19. 20 L«!i>.
.V, Ziooert,
2<x>II, ^1l^«l., >uZ einer Kleinen VlnIverüIUit!«-
,'t««It. Ou!tui'sse«c'!iie!,tUene Lilcler. Ulezs«»,
Lm» Notd.
LcxlI^llü, üin«»,»»«! t'nMiei'i' von, ürde. lll,>
d^Iiontbne!,, UNuenen, .V»«rt lenzen,
2i!i»»i!!i, <lu»«l>!». Ulli! ülenü »m >VeM, Dwu^,.
»picl in lUnl ^ulüUMN, Nun», ?, Nm>-
»t«Iu» Vei-!»8,
A«lu^«t, ?>«»1, ^en«elt8 Ue» Oee»n«, ^uluii-
zisw I^del««!?,unss »»8 <>em s','»n?,,«i3<'!,,'!l

von l^otbllr 8ebinidt und Ott« NlüNillllun.
2 Laude. Lre«I»u, I>. ?ranken8t«in.
Nio.il>!««. Osor», Ziloderne Nei»ler. Litt«rari«ebe
Liidui««« »UZ dem nennüebnten laiirbundert,
Dritte durebße«ebene um! bedeutend ver-
mebrte Hullai/e, Mt einem Nruppenbiid in
Lielitdruelc, ?ranl:lnrt a. N. Utterarizeiie
Hnstalt, Nutten und I.oeniuz.
Viiu,. l»<«2<»v>, I. v., Lrlebte« und Lr-
daebte«. Lerlin, Deut80iie 8c!ir!lt8lel!er-
l!en<>8«en8ekalt,
O»«lIl»I»nl, Iisns N^ InMriZcber vlebter-
v»!d. Loe«ieu au«MVsilbIt und im Ver«ina«8
der Oriliinale llberzetxl, llit vielen vortritt«
und l»e8imi!e« uns einem Vnrvort von
Ueolß Lberü, 8tutt<Mit, lleut«el!e VerlllM-
Hn8ta!t,
D<»Ili»5li>, <3li»t»v, Hr«,n»!«ebe NialeKtnroben.
I««e«tue!ve «ur Nrammatilc de« iud>8eb paia«-
llui»ebe!> Hrlln,lii«oi,, 2un>el»t »aeb Hand-
«ebrilten de« Lrltweben Äu«eum«, Ait
V«lterver»>Ie!>ni««. Lelplig, ^. (^. Ninrieb«'-
«eiie Luebbandiuniz.
D^sunln», !3,, Der Luuernadvoliat. Line
»«.vebololrweiie 8lli«?.e »u« de,' norveßwcben
Ueselwebalt. Lerlin, lilebard laendler.
Am«, ^6oll VUIi«Ill>, Lmpnr! llediebte.
Ilambur,:, Conrad KI»««,
N>pllni<nn, Xeiwebrilt lur Litte raturMüebieiit«,
Ler«u5<Ml!kb«ll v«u H»8u«t Lauer, IV, Land,
Nelt I. Vien, (Ali lromme.
?»I«tein, ^. v., De« lieben» eviger vreililanss,
L«rUn, 8ebu«cer und I»eMer,
<3o«<lsit>l, X«»»l Lluxxloi, Hu« lrlt« Leuter«
juneen »nä allen lagen, I^eue« über des
vieuter« I>I>«n und Verden aul (irund uu-
lMdrueliter Lriele und Kleiner viebtungen
mitßetbeilt. «it Neuter« 8elb«ti>art!Ä!t au«
«einer Halt in der berliner L«u«voKtei, «o-
»ie ^ablreleben Li!dni««en un<I H»8ient«n,
«um liiei! nl>e>> NriAnalnelebnunFen von
Ludwig?iet.?eb, Ibeodor 8eb!oeb!le und l?rit«
Neuter. 2, Hullaße, >Vi8inur, IlinstorN'üene
Ilolbuellnaudlunss.
«3«U»I, An»»,nu»l, Ne,!iebte, Hu« dem Kaeb-
IllW. Lveite Hullage, 8tntt>?>lt, ^. U,
Outta'«<:b« Luebbandiung. Xaebloisser.
<3eu«l<:li«il, Otto?«>.il», La« Uaiderözleln van
8e«en!!eim, Lerlin, Nebruder Laetel.
<3e»«l>iel»t« <>e» Ili«»l«i» in «einen L«-
«lelüinßen ?.ur üntviellwu»; ser cl>l>,»l»ti8e!>en
VIentlii!N8t I, — Ueüoliiente,>e.>> ssrleeiiizeiie»
und rom!»cnen ?!>ellter« von (!u«t»v Körting.
?l»serdarn, lerclinllnä 8e>!0nine!i,
<3oeUie» <3«Uobt?. ^u»zevii!,it von l5»il
NeinemLnn, Alt Lllilern »n<l ^eielmunM»
von l^rllnli Kii-enlmon. 2»eite ^ielerunss.
1>elpüil;, ^soil litxe.

<3«I6»ol>ii>i<It, VI»», ,^dentener nn>I Dried!>I88«
bei den Äen8<:nenlre,««eln »ul der In»ei
Lllmiltr». l'ilr die ^u^end bearbeitet n»rl>
L«ron Lrenner» „L^zueli bei den X»nnib»Ien
8nml>tr»8". ziit 5N lilustmtinne!!, ^Viirx-
burz, I>Ipl>3, Vo«r!'8 Ne!»ebUe!,er'Veri»F,
<3l»«>o<I, <üt>»ll««, ^uf«eiebnunl;ell ein««
Künstler.«, .^utoriüirte I^'eberüetxunF »n«
dem kr»nxü8i»cl,en von l!. Lriluer. I!re»l»»,
1^, ?l»nllen8t«iu,
<3n»»i«, H, ü. a«U», Uo>l»iiiel,e VlllpiirB«-
ngelit. üin 8»tvr«i,ie! vor der ?r»8Üdie,
»!u«lF, LreitKonf H llHstei,
M^snellÄI, X»i>, 8on,!«ub!ume„, Xliiieb, lvllrl
NeneKu» iii l,'n,
HsnilcH. Hr^ I^ebeu8erInn,'r»nss>!N eine«
8enie8V,!!?'r!n!5tein<>r?. 8luttgl»rt, Ueut»el>e
Veri«L8',Vn8i«It,
n,n!5 in drei Helen, I>ip«i?, (^, <!. Xllninl»»,!,
2»it«»oli, ^oboit N««I>, IÄ^xil oder und-
iieli «in m»tbenu>ti8eb«r und durum unier-
3türbl>rer Level« für <!»8 vüzein eine8 per8ün-
lieben Uotte«, »orllu» die I'n«ierblic!i!ielt
der 8eele reHultiit, rlaiie », 8,, Nerm»nn
«übler.
N»i«>»', lltn6oll', ^«3 dein IÄiircbenbueb der
I.!ebe, I.eip«ig, H, ^vi«tme>«r.
Noll!i!»i>i!» VVei»«. NerllU83ei;eben von I!r.
Vilitor 8ebve!?er. XritiZeb durebsse8«bene
und erllluterte Hu«!Mbe, 1>in«i8 und Vie»,
Libliol;l»p>!l8ebe8 In8titnt,
Ao1n>, Hl». Uutterlleder, IIIu8trllt!oneu von
Hdoll UUu?.er, Ullneben, Xlbert lenzen,
^»col,«>I»», 2., LIb!i8e!>e ?rl»uensse8<H>ten,
(!I,l>lll!iter«ebiI<!er»nMn lür die reifere »eib-
iiebe duzend. !»Iit ?.«ei Uui«8ebnitten n»cb
2«iebnuueen von Hrtbur I^evin. I^eiiNi^,
O8l<»r iHlner.
^»IiibUoli»!-, I>re^,«!»o!in, Neilluzzeeebe» von
IlllU8 velbrllell, »i. L»nd, Nett 3, veeember
183«. Lerlln, Neor^ 8lii!>e.
Ilistisi, H»», Ner I^Illinuenbouer, Noinnu,
2. H»i1»<?e, »it dein lortr»it de« Ver-
ll»««er8, I^lpüiss, N, l!l!8el>er X»ebioiMr.
— Uli« <ie8ie!>t 0!>ri8ti, lionuin »u« den> Lnde
de« ^lll>rbundert8, I. Ilieil, NreZden, i!, kier-
80N8 Verillz;,
XilUIl, lll», Voebenüebau de« üllentlieben
I.«ben«, Ue<»u«M'ber: liielmrd V/rede,
III. ^»br!MU8. Ku. II!, 112, 1l3, Lerlin,
IIrltili-Verll!^,
Xun»t?»«o>!!«i»t«. ^U»«n>el!>«, Ilerlluzzegeben
von U, Knüelllu«« und !»Illx Uss, Zimmermann,
«It über 1U0U ^bbiidungen. Vierte Hb-
tneilune. Lleleleld, Vellmgen H ülksinss.
XUn«U»i>III<>i«»fl».l>i>I«!» in Verblndune mit
andern bcrllu«jleMbe» von ll. Ilnüeliln«»,
XV, Hntoine W»tte»u, Nit 82 Abbildungen
u»eb Uemiliden und Xeicimunßeu. Meb'seid,
VeiliüMu H lii»«in8.
— XVI. I'borvuid««», Xit I« Hbbiidunüen.

Bielefeld, Veiiullzen K X!»«inss,
VI» X«lll<?i»i von!»« In 50 Ludern ldr ^«n«
und Hit von 0. LiKiillnss, L. Knut».'! und
V. lrledrlel!. Lerlin, ?»»! Kittel.
m»tli!)iv»li^, H6»^b«it, H»88er meinen! Köniss
— Keiner! villin» In drei Helen, n»ci,
dein 8<»ni«e>>en d«, l°r»»ei«eo de Ü0M8, lUr
die deut«obe LUbne bearbeitet, üerün,
r. Lelmelder H Co.
H«iili>»r<zt. ^«Illlbeit, Xorddeut»ebe Leute,
Novellen, Lerlin, Ooneordil» Oeut,«e!ie
VerlUM'Hnütlllt,
Ulster» Üi»!orl»«ii <3e»»'r».pt»!«cliei' Xllle»-
H«i, llut du« ^lllir 1897, Xu,»llin>nen<;e»tel!t
von Kur! Liibrer, Ail Über «W» iHndzebllit^-
und 8!lldlel!Nli!e!iten, HreliiteKlurbiideri,,
Iii«t«r!8eb«n l'ortrl>!t», Hutoziilloben und
Vllnpenblldei'u, I>ei>>Liss und l,Vieu, Libllo-
grllpliwebe« Inzlilut,
He<fe<1«, ^olu»i>!i«» NloIli»r<I »nr, Klzinet.
rrI!Ii>in!;«»>M in 8t, 8»,in, 8ebio,«8 ?um-
8ll»!t,
— Unter XiMMier», Loinu». stuttzllrt,
Oeutüe!,e Ver!llss«'Hu8ti»it,
mtln», 8<ürn>l»icl. I'erdinllnl! üressuroviu« und
«eine Li lese un «ri>!!nDi«ii!ll ^uetoni <,'«v»tei!I,
Lerlin, Uebrlider llletei.
H«,ll>i»»c>b,, ^,, Von> Xordpol ?.!,„! 8i!dp«I. Line
neue Idee l^ur I.»lt><e!,iI!!»Ii,t, Äit einein
7>teii,!Id: Ner ^liumiil!" in den >VuIIie,i,
(iluru«, 8e!,«'eixer VerIlllM!»i«!li!t <L, Voßei,1
üionlili <I3«niiIl 3«1i»,rUil^>, 2ur Ke,^l>br«/eit
im Llllrrimuze von Xödiiebo, 8eei>«te neu-
bearbeitete HuüuM von Liidwig lreitlll?,
vre«d«n, U. KUbtmann,

Q«iti«n, n»i?»i«tll» von, !>»» Neeiit »n«
I^uen, Lovelle, Idinde» !. W,, ^. Il, c,
Lrun»' Verluz,
Vit««, H»ils voll, ZHcliNzc >,<! um! »i!e
^un^lern, Lerlin, <2oneurdin Neut8eiie,
Veri»ß!,',vn«tHlt,
Opl>»viil»iin, <?No, Uedie!,le, Leriin, !7uneurdilt
?t»n<i«r, (3nrtin<l., ?»<<üi!!orell, llerüUü^eM!!, von
K»r! »eneiieli, XU,ie!,, X»ri IlenKeii i^ Co,
?tolll, ?«lÄlu»n<1, I>!e Xideluussen in Lüvreut!,,
Xe»e Uayreutiier ?«i>sll,ü,>, <zi!t einen, ^n-
!,»N^I Ü!i,Vle»ti>er t'ltNlllreN, <!,OI.> Nre»deN,
<^»r! Ilel»l<ner,
?lc>«lt«n, vi, ^«rm»nn ?«Ul«Il' voll H«l,
«u«üi»!!,,e!>e üü»lv^, «ünclien, c, II, Leeli-
«ei!« Veriass«!>uc!dmndlnn»:,
?I»llr> ü, Neutüeiie« N»nd und Volk im Volk«-
inund, I^iue snininiun»: von 8i>rie!,«ortern,
8i>rUe,!,en und üeden^nrten »I« üeitruz; ?,ur
Xunde de« de»t«>d>eu I^inde« und VniKe«,
I'oloilill«!'«!', Ilüllll'llll voll, >'Ur»t Li«m»re!i
und der Uunde«nlt!,, I, ü»nd. Der Ijunde«'
i^tnde«.Vurddeut«ei,en Nnnde«, <I«U?—I87U,>
8t»ttj,'»rt, Neut«ei>e Veri^^-,xn«t»!t,
I>l«vo»t, Kl»ill«l, ^uie!,en« Ileiruli,, Line
I?i,e»nvei!e, Xuotri«, I^'ene,'«, », <I, t'runlü«,
?»rl«, I^!!>«iz;, VilNelieN, .V. Illingen,
?l«vl>v,»«v»!il, 8t»nI«I»,v, ^u! den VeMN
der 8eeie, Leriin, XritiK Ver!»^,
^«bei-, ?. v. un<l >^. 2»v»i»Ho»-i'«i, K!a««i«eiier
8!>u!utureN'8cd,»l?.. I, ,I»i,rst»n<?, Hell 2,
ilnne!,en, Veri.i»5«lM5t»It?, Lr»e!>m^nn,^,U,
^«ln«i, ?»lll, I'nter fremder 8ou»e. Lerlin,
8e!,u«ter K l,<xNIer,
Ilob«iUii, ^., lüeittunM», üerlin, !?o»enrdi!>
Neut«e!,e Verlaß« ^»«tltlt,
Ro»^«, v. 2«illll»«l, ,vu« «ieix» ^»I,rl!e!,nteu,
Erinnerungen »>I» meinem lieben, I. I!»nd'
Von I«!,—!»«, ««nnover, c'nrl Clever
ls!u«t!n ?!w,,,
»oll',. VlUlnIm. Ir,'U,!«N. Lin nite« Ij»ii.
«piei in neuer tonn, Ili!,»d,en, 1!,eodur
Nocill««», Otto, Von 1°»,: ü» ?niie, OIe!,tun8en.
v, I>u,!»!l? l^uld», 8tu!!^»rt, ^, <), <7o!tÄ«ei,e
IjueldnindlunL, X2e>,ln>Ler,
»o»«iiiv«!^, !<., I»e I/,e,cke!iu »»,! n»,>>>ii: Ue-
«e!>!e!,len, ürluit, !''<!»!li'<I ^!nn?,
«Ue!l«it, I^lis^iioli, <!,,!!, >>tt>. In ni'uei- ^u«>
»»!>>, Äl, /Vu!>l>^. .»it einem Irenen«»!»-!»»
»n,i ,K',n üililnlüü «lex vieiiter«, lnlnklnit
», M, ^, I), ?»ne, iknüei'.
— Vei-Ke, Uelelun^ l?—20 <8eulu«!>>. 8tutt-
Vli'l, ^, N, <^«l!i!«'.!ie N„ri,i>,!>!5, X^ilsoiMi',
Nll<i«e!l, ^VI!l»«liil, llie I^ieb«, Xultur- unä
morlli!,!.'!»!-!^!,,! 8lu>!ien Über >ien Lnt-
»I^i<iunssüß!lnss He»<He!>e» Uel!»,I»> uu>!
^!,'>^ü!,'N,'nü in »ü^n ^I,i'In!n>I,'>len, ziit
!i»I,Ir, Illu^tralinnln, Lei^üw,Nu^Iov^VelMl,

Illlellsisi", ^o»«l. 'l>»ü!>ion!,«!>en, !>'Il!>l Ue-
sel>le>,ll'n mit ^,'i,'i,,i!,n^,i vnn I.o»!z ^«lintii,
!!e,ii„ i«!»?, >el!»« von Ueori? Lonäi,
ee1u,«ll«l-, ^Vilbsliu, >V,->!,I »„^ «»lsen 8u,-Ueue
<>eut!l<>,el 8!n>>,',>!,',!, LIn LellsH^ ^«r
^elüti^en ü>8en»lt «leuwelien 8tu<!enteiill»un«,
eii'üi^, ll. LII»e!,er X»cl!ln!Ml.
r«llM«i« Vsrli«. IIem»8!?>>!:e>>e!i von I^u^«!«
Lellerm»»», XnU«'!, '!ure>il;e«>!>,eue »n,!
er>iinte,te ^u°Mw!, Alfter nn>! üvöllter
!!<!,!,!, I^ipüil; »,»! >VW<i, IjII>>iol;r»i,I,!8rl!e8
In«Utut,
^',^>
!,.'!,
8«i,i>ilät.c?»b»lll,, »Iob»l6, !Iu!!!orw!w<!i-
^»tirweliel Xi'imxKiÄin» »u? «lein lÄlÄl der
K»N8I nn<! <Ier >I«rKlb»<!e <le« lieben«.
Lerliu, t'n>un>> >i ^ecliel,
3«Illiil<lt> I<oll>»>?, ^nvene« <!um suniuz, Nles
!»», 1^,, rrnnkeü^teiu.
8<Hil»<l«i', Dl. 1?«ini»nll, ^u» ,!em >Vn»<!e,-
Mr!en der äeul^enen 8>>r»>:I,e. >Ve!nü>r,
i!>n!I >'e!I,er,
Lclullt««, vi. llls^in«»'. Wl,',' un,I ?.>,!<'
<>e»l.^I>er l^Itlerütur um! Ku»5t, Uerüu.
Qir> DuneKer,
8«Ilv»o<,, »., Die Xlleltt von INN 8tuu,>e»,
vielituu^e» unc! INu^trüllonen, Lerliu,
1^0!>end«u,n ^ II»rl,
3«t>v«!^«r'Qe«!li«lil^Icl, H. v., N».' üueli >Ier
Dx>>er!mente, ?I,v»iKli!i!«e!,e .Xpi«>l»te u»ä
Ver3ue!,e, zieelmnlx'Iie OixiÄÜunen, Xalur-
«!8«en«^>,l>lt>ie!!e I>!ebl>»!>e!e!en, Uit 4i!i>
Fissur,'« Im ?exte und einer UeilnM. Vieu,
v, IlmUenen.
8>ur»li,, ^ll»«lA<», Vernitlien, Lovelle, ^ulori^,
wlin», I'llri«, Leip/.iss. ziüne!,en, X, iHUi^n,
8toe»»«I, ^ltisH. ^lutler und "loeitter, lirei-
?,e!,i, üriele und eine I'^lKüNe. Ij,r!i»,
KiüiliVerlüF,
3ll<5«ill«u»l», c?I»i», Ide 8!e«e,in, Noumu,
Vien, Verlag der „VIener ^lode".
L«Ilil»l»n, Xonr»6, Ann» uud^rüu, ürniililunz:.
üeriin, ^uix'ordi» l<eu!«die VerwM.Vn,<li>It,
I«v««, ?il«<!ilol>, <!edi>d,!e, Ununover,
8e!!inor! ^ von 8eese!d Xnelis,
Ii»un, ^llllll» voll «l«r, (!nld«c!,miedliinder,
Iliuxtrirt von >nt, 1^, !!««,>iu««!ii. >V!en,
.V. ü»rUe!>e»,
Llinili«, ^, IIlli»!,ur»ier 8,d!lenderlü»>,
II, l!»ud, 2, >>,!!nke, blinden i, ^Ve»lll!leu,
^. t!, (^, ürunü' X'erlllz,
Veill«, InU»», Vor der ?!»>Ne deH V<ller!l>n<I^,
.Xutnr!»irte .»«,<>.-.!>», Viun, ,^, U»ri!e!xn,
— Olovi» »»rdeutnr, vuloriz-irte .^»«lMke, Vie»
.X. Illlrtleueu,
Dl« ^«ll?»ii il!«<!«i! UonÄt!<8ei,r!lt l»r
kördernnß d,>r r'riedenüuevecun»:, Neruuü-
ssesseoen von I5»r,>nin lier!!,» von 8uit«,r,
V, ^»Iirz^»'^, Xo, IO/I I, Dresden, l), ?ieril0„<
Ver!»ß,

^»»»«lin»ill>, ^«lboo, 8e!,Illl«t du zlulter?
Nutli, Xnveiien. I'nri^, I^eipli».', Äüne!» n,
.», I^xnlieu,
V^»«i«!«v»!ll, Vsilll. ^Io». v^ Xu,« «!e!,?.!>r
,Iü!,ien, I^eden'erinnerunßen, Vit dein Mld-
tu«« de« Verl»«««r!!. 8tutisinrt, veut><d>e
Verlud,U,zwIt,
"V?«l>«i, IxiUl»»', Nie I.ö!<unL de,°'?rle!x>nriiti^'d,<,
Kit vidiiidunlien, N»n«!:, ?i,eodnr Uert!!,>j;.
V^ecl«llll«l ?i»i>ll, I!liu8eKen, Lin K!nderei<«,
I!Iu,«triit von .xrmin Vedcdiiwi, zil!uc!,e«,
^!!«rt I^n^en,
^V«itl»«lii>«l', lilulull»«!, ,v>>!!ur>5men. <!e-
dunlcen und Veinunssen, ilit einem Vor»nrt
von !>'iAuioi» !'»un5e, Vit^iied der Irnunliüi-
,°,e!,en ,^!i»demle. 8t»t!,»<rt, Neutüelie Ver-
IllL«'^NütÄlt.
seid. ^, 'lluwr,'
— 8oui!nein«nderunssen und >V!,!tersn!,r!e!>,
rr»ueule!d, ö. Iluiier,
V^niKlt, Ldllxioi, I «« zintteriwrn und «ei»«
<!e?e!,iei,te, !Ier»u^i7, von der 8eetion lierün
de» deutscuen und iizterreleuwclien ^Inen-
verein«, «erün, «, ziit«ei,er.
^

^
^K^<^^-
5'!
^2^^
^^ ^ '" ' ^ ^' , , ^ !,',1!>!!,!!„,!,,i!!>,,!^,^ ,n,,.7, .,!
llllßütt
>v«»nn «2»

klttnle
8psU<l«l-8«ll
pulvelföslniz
UNll
Ki'>8t«!li8ii't.
8psU!le! 8eif».
«zNl.8«zorN
8pi'Ullell'28tillen.
-«4-

5!nä iu belieben 6urcK 6ie ^^
zlle zliUlalssäzzes-llälllllliiW, Schelm unil Illossuizteil.
ll«bss»««»i«ol,° IlssiüK In 6«n yl-Nzzenzn 8t3llt°n all«,- Volttnsilo.
Hill
MMM^M^^^'^'^^^^^^^^^^l^^^

OslüM 2N d6n 0U6116N 6sr 15^ liun^adi ^Qtisn-
,,Nin 8tärlcers8 un6 ^ünnti^er
^U3H!nmsn^e8et7ite3 N3,tnrliene8
^ittervvl!,88er ist, un8 niont de-
lln,nut,"
,,vie^e8 >Va«8er i8t 2U 6en desten
Uit!>Lrvvll38«rll 2U reenuen uu6
!8t KUOll l!.l8 ein8 6er 8tä,!-ll8<!LU 2U
oeiieielinen,"

,, Hpentn. I8<< n,ngenenm im (^e8enm»,eli, Ii2,nn unde8ell2.6ed genommen
vver6en un6 i3t ein n,U8na,uin8vvei3e ^virk8u,me8 ^dtünrmittel,"
LNI'IILII ^ILVic.^ <I0dN^^I.
Lerne1i8i<:ntigen6 6ie I^»,t,ur 6er ^valildeilknnden unß^rizenen IZitter
^V»,88er-()ueIIeu,i3te86erii!e6ic:illi3enen 1"keuil!il«i?eul)3,rvonVVienl,ißIleit, in
iluluritlitiver >Veige ver8ienert, ?u 8ei», 62,33 6ie I^xploitirun^ 6er Hnelieu
in einer lnr tkera,nenti8ene Xvveelie 2uverl!^8!8en >Veise ^e5enient, un6
nient nur vom eommer^ieüen 3t«,n6nunKte I>,U8 ßen^n6ü^ob ^vir6, ^us
6ie3em (irnu6e 8in6 6!e (Quellen, KU3 6euen 6«,3 ,,^neutl>," >Va38er
gewonnen ^vir6, nnter 6ie g,u83enlie38iielie Kontrolle 6er Xöuißlien
I^nß»,ri3enen <ünemi3enen Ver3uen5ÄN3tHlt ^Iiui3!.eriull2 lü>- .^^Kerb^u) 2U
Lu6kpe8l ge8teI1t ^veräen.
XlluüieK dsi allen HHotbeKsrn un6 dlinsra1wa88er-2äuü1eru.
o7/?^"j 6/5 ^/5/V.65S5^§0//.^?- ^ //i//V/,1O/
^OO/l/'lH^

Preis pro Heft 2 ,^., pro Quartal (3 hefte) tt -Â«.,

Februar 189?

Inhalt.



kfierzu ein Portrait: D. r>. tiliencron.
Raoirung von Johann lindner in München.

Pres» p« «ynona! <5 Lef>«> » M»lk. ——

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Sud" be,
züglichen 5endungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. <<, <2, 15.

Veilage zu diesem i)efte
H. Vtch!,«l», H7a,,!ful! i,, M, sil'iucc, be,r. „Umschau'.

/1/f^4^ ^^/>°^«'»«^'^5<c<
5ck!r5i5mcVerI^z2«i5!äII v, ^^„I^näerinLre^M

>' i "- '. l,' i ' < c'
oo ^. t .'.-".' ?i' cÂ« 'I <:! ^! -'
s>'-u! 5'Â»!ida^
',x '-,^>, ^s,:l-7 ^ ,'
- , ^>! . .'
-^

< .,.,. ^.,,.,., ,.,

Aord und Süd.
Gine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
ron
f)aul tindau.

l.xxx. Vand. — Februar ^89?. — Heft 239.

<M>! einem poriiai» in Rcidilung: veüeu Frhr, »»» liliencron,)

VreZlau
3chlesische Vuchdrnckcrei. Kunst» und vcrlag5>Anstalt
v. ?. ?<bott!ciendei.

# Nadeschda Nikolaewna.

von

Wsewollltl Ggrschin.

Aus dem Russischen übersetzt von !7lltt>alie von Vessc!.

## I.

Ich wollte schon längst meine Erinnerungen zu Papier bringen.
Ein seltsamer Grund zwingt mich, die Feder zu ergreifen:
Einzelne schreiben ihre Memoiren, weil darin viel Interessantes
in historischer Hinsicht vorkommt. Andere, weil sie den Wunsch empfinden,
die glücklichen Jahre der Jugend noch ein Mal zu durchleben. Dritte, um
gegen längst Verstorbene zu intriguiren und dieselben zu verleumden und
um sich längst vergessener Ereignisse wegen zu rechtfertigen. Keiner dieser
Gründe trifft bei mir zu. Ich bin noch ein junger Mann; Geschichte habe
ich weder selbst gemacht, noch gesehen, wie sie gemacht wird; Leute zu
verleumden, habe ich keine Veranlassung, und mich zu rechtfertigen, habe
ich nicht nöthig. Das Glück noch einmal zu durchleben? Dasselbe ist so
kurz und sein Ende so entsetzlich gewesen, daß die Erinnerungen daran
mir keinen Trost gewähren, o nein!

Warum ist es mir denn, als ob eine unbekannte Stimme sie mir in
das Ohr flüstere, warum, wenn ich Nachts aufwache, gehen im Dunkeln
bekannte Bilder und Gestalten an mir vorüber, und warum, wenn ein
bleiches Antlitz mir erscheint, flammt mein Gesicht auf, ballen sich meine
Hände und rauben das Entsetzen und der Zorn mir den Athem, wie an
jenem Tage, wo ich von Angesicht zu Angesicht meinem Todfeinde gegen-
über stand?

Ich kann mich meiner Erinnerungen nicht entledigen, und ein feltsamer
Gedanke ist mir in den Sinn gekommen. Vielleicht, wenn ich sie nieder-
schreibe, werde ick, meine Rechnung mit ihnen abschließen . . . Vielleicht

werden sie von mir weichen und mich ruhig sterben lassen. Das ist ein seltsamer Grund, der mich zwingt, die Feder zu ergreifen. Vielleicht wird Jemand dieses Heft lesen, vielleicht auch nicht. Es kümmert mich wenig. Deshalb brauche ich mich nicht vor meinen zukünftigen Lesem weder wegen der Wabl meines Themas, das Leuten, welche gewohnt sind, sich, wenn auch nicht mit weltlichen, so doch mit gesellschaftlichen Ereignissen zu beschäftigen, gar nicht interessant vorkommen wird, noch wegen der Form der Darstellung zu entschuldigen. Allerdings wäre es mir lieb, daß eine Persönlichkeit diese Zeilen lese, aber diese Persönlichkeit wird mich nicht verurteilen. Ihr ist Alles lheuer, was mich anbelangt. Diese Persönlichkeit ist meine Cousine.

Warum sie wohl heute so lange fortbleibt? Nun sind es schon drei Monate her, seit ich nach jenem Tage wieder zu mir gekommen bin. Das erste Gesicht, das ich damals erblickte, war das von Sonja gewesen. Seit der Zeit verbringt sie jeden Abend bei mir. Es ist für sie eine Art Dienst geworden. Sie sitzt an meinen, Bette oder, wenn ich die Kraft habe, aufzustehen, neben dem großen Sessel, unterhalt sich mit mir, lieft mir Zeitungen und Bücher vor. Sie ist sehr traurig, daß ich gegen die Wahl der Lectüre gleichgiltig bin und ihr dieselbe überlasse.

„Hier, Andrei, im Europäischen Boten' ist ein neuer Roman: ,Sie dachte, daß es nicht so sei/"

„Es ist gut, mein Herzchen, lesen wir: ,Eie dachte, daß es nicht so sei'."

„Ein Roman von Mrs. Hau."

„Es ist gut, es ist gut . . ."

Und sie beginnt eine lange Geschichte von einem gewissen Mr. Skripple und einer Miß Gordon zu leseu, wendet nach zwei Seiten ihre lieben Augen zu mir und sagt:

„Es ist nicht lang: der .Europäische Bote' kürzt immer die Romane ab."

„Schon gut, schon gut. Ich werde zuhören."

Sie fährt fort, eine umständliche, von Mrs. Hay ausgedacht« Geschichte vorzulesen, und ich betrachte ihr gesenktes Gesicht, ohne auf die belehrende Erzählung aufzupassen. An den Stellen, an welchen man nach Mrs. Hans Absicht lachen müßte, ersticken zuweilen bittere Thronen mir den Hals. Sie entledigt sich des Buches und legt, indem sie mich mit eiuem durchdringenden und furchtsamen Blicke ansieht, ihre Hand auf meine Stirn.

„Andrei, mein Lieber, wieder . . . Genug, genug. Weine nicht.

Alles geht vorüber. Alles wird vergessen . . ." sagt sie in dem Tone, mit welchem eine Mutter ihr Kind, das sich eine Beule auf die Stirn geschlagen hat, tröstet. Und obgleich meine Beule nur mit dem Leben vergehen wird, welches — ich fühle es — allmählich meinen Körper verläßt, so beruhige ich mich doch.

O, meine theure Cousine! wie fühle ich den Werth dieser weiblichen

Nadeschda Nikolaewna. ^^
Liebkosung! Gott segne Dich, und niögen die dunklen Seiten des Anfanges Deines Lebens, die Seiten, auf denen mein Name verzeichnet steht, durch die fröhliche Erzählung des Glückes ersetzt werden. Doch möge diese Erzählung nicht der ermüdenden Geschichte von Mrs. Hay gleichen.
Die Schelle! Endlich! Sie ist es, sie wird kommen und in mein dunkles, dumpfes Zimmer einen frischen Duft bringen, wird das darin herrschende Schweigen durch ihre leise, zärtliche Rede unterbrechen und es durch ihre Schönheit erhellen.

## II.

Ich erinnere mich meiner Mutter nicht, und mein Vater starb, als ich vierzehn Jahre alt ward. Mein Vormund, ein entfernter Verwandter, brachte mich in eines der Petersburger Gymnasien; nach vier Jahren endigte ich meinen Cursus. Ich mar vollständig frei; mein Vormund, ein Mann, der von feinen ausgedehnten Geschäften sehr in Anspruch genommen war, beschränkte seine Sorge um mich darauf, mir so viel Geld auszuhändigen, daß ich seiner Meinung nach nicht Noth leiden brauchte. Dies war zwar keine sehr große Einnahme, reichte jedoch vollkommen aus, um mich von der Sorge um das tägliche Vrot zu befreien und mir zu erlauben, einen Veruf zu wählen.
Die Wahl war schon längst getroffen. Mit vier Jahren liebte ich es schon über Alles in der Welt, mich mit Bleistiften und Farben abzugeben, und gegen Ende des Gnmnasialcursus zeichnete ich schon ganz gut, so daß ich ohne Schwierigkeiten in die Akademie der Künste aufgenommen wurde.
Hatte ich denn Talent? Jetzt, wo ich mich nie mehr einer Leinwand nähern werde, darf ich, scheint es mir, mich leidenschaftslos als einen Künstler betrachten. Ja, ich hatte Talent. Ich glaube es, nicht wegen der Urtheile meiner Kameraden und der Kenner, nicht wegen der Schnelligkeit, mit der ich den akademischen Cursus beendet, sondeni wegen des in mir lebenden Gefühls, welches jedes Mal, wenn ich eine Arbeit begann, in mir erwachte. Derjenige, der kein Künstler ist, kann nicht die schwere und süße Unruhe empfinden, mit welcher man sich zum ersten Male einer Leinwand nähert, um sein Werk darauf zu entwerfen. Wer kein Künstler ist, kann nicht die ganze Umgebung vergessen, wenn der Geist in Formen versunken ist . . . Ja, ich hatte Talent, und aus mir wäre kein Dutzendmaler geworden.
Da hängen sie an den Wänden — meine Zeichnungen, Studien, Skizzen, unfertige, angefangene Bilder. Da ist auch sie . . . Ich muß meine Cousine bitten, sie in ein anderes Zimmer bringen zu lasse». Oder nein, sie muß gerade an dem Fußende meines Bettes aufgehängt werden, damit sie mich immer mit ihrem traurigen, die Heimsuchung wie ahnenden Blicke ansehe. Im dunkelblauen Kleide, in einer eleganten weißen, an der Seite mit einer großen dreifarbigen Cocarde geschmückten

Haube, unter deren weißem Faltenbesatze dichte, gewellte Strähnen
kastanienbraunen Haares hervorquellen, sieht sie mich wie lebend «m.
O Charlotte, Charlotte! Soll ich die Stunde segnen oder ihr fluchen,
ln welcher mir der Gedanke kam. Dich zu malen?
Und Bessonoff war immer dagegen. Ms ich zum ersten Male meine
Absicht aussprach, zuckte er mit den Achseln und lächelte unzufrieden.
„Unsinnige Leute seid Ihr, Ihr russischen Herren Maler," sagte er.
„Als ob wir so wenig Eigenes hätten! Charlotte Corday! Was geht
Sie Charlotte Corday an? Können Sie sich denn in jene Zeit, jene
Umgebung versetzen?"
Vielleicht hatte er Recht. . . Aber die Gestalt der französischen
Heldin beschäftigte mich derart, daß ich nicht umhin konnte, das Bild
in Angriff zu nehmen. Ich nahm mir vor, sie allein, in ganzer Figur
gerade vor dem Beschauer stehend, mit vor sich gerichteten Augen zu
malen; sie hat schon ihre That, ihr Verbrechen beschlossen, und dies steht
nur auf ihrem Antlitze geschrieben: die Hand, welche den tödtlichen Streich
führen wird, hängt noch kraftlos herunter und hebt sich durch ihre Weiße
zart vom dunkelblauen Kleide ab; die kreuzweise gebundene Spitzenpelerine
beschattet den zarten Hals, auf dem sich morgen ein blutiger Streifen
zeigen wird ... Ich weiß noch, wie ihr Bild in meiner Seele entstand . . .
Ich hatte ihre Geschichte in einem sentimentalen und vielleicht unwahren
Buche von Lamartine gelesen: aus dem unwahren Epos eines geschwätzigen,
seine Sprache und Art bewundernden Franzosen trat für mich klar und
deutlich die reine Gestalt eines Mädchens — einer Fanatikern des Guten
— hervor. Ich las über sie Alles, was ich mir verschaffen konnte,
sah mir einige Bilder von ihr an und entschloß mich, sie zu malen.
Das erste Bild, wie die erste Liebe beherrscht die Seele vollkommen.
Ich trug dieses gestaltete Bild in mir, überlegte die geringsten Einzelheiten
und kam endlich so weit, daß ich mir mit geschlossenen Augen meine
Charlotte deutlich vorstellen konnte.
Als ich es aber mit glücklicher Angst und fröhlicher Aufregung be-
gonnen liatte, trat mir gleich ein unerwartetes und fchwer zu über-
windendes Hinderniß entgegen: ich hatte kein Modell.
Das heißt: eigentlich hatte ich wohl eins. Ich wählte, meiner Ansicht
nach, die geeignetste unter denjenigen Persönlichkeiten, die sich in Peters-
burg diesem Berufe widmeten, und begann steißig zu arbeiten. Aber
o Gott, wie wenig sah diese Anna Iwanomna der von mir großgezogenen,
den geschlossenen Augen sich so deutlich darstellenden Gestalt ähnlich! Sie
stand vortrefflich, sie bewegte sich eine Stunde lang nicht und verdiente
gewissenhaft ihren Rubel, große Befriedigung empfindend, daß es ihr ge-
stattet sei, im Kleide Modell zu stehen und ihren Körper nicht zu entblößen.
„Es ist so schön, angezogen Modell stehen zu dürfen! Denn die
Anderen sehen Einen an, betrachten, suchen uns mit den Augen ab . . .

sagte sie bei der ersten Sitzung seufzend und leicht erröthend. Sie war erst vor einem Monate Modell geworden und konnte sich noch nicht an ihren Benlf gewöhnen. Die russischen Mädchen scheinen es überhaupt nicht zu können. Ich malte ihre Hände, Schultern und Gestalt; als ich aber an das Gesicht kam, packte mich die Verzweiflung. Das volle junge Gesicht mit der leicht aufgestülpten Nase, den gutmüthigen grauen Augen, die vertrauensvoll und etwas kläglich unter den vollkommenen runden Brauen blickten, verscheuchte mein Phantasiegebilde. Ich konnte diese unbestimmten und feinen Züge nicht in jenes Gesicht umschaffen. Ich quälte mich mit meiner Anna Iwanowna drei oder vier Tage ab und ließ sie endlich in Ruhe. Ein anderes Modell gab es nicht, und ich beschloß, das zu thun was ich in keinem Falle hätte thun sollen: das Gesicht ohne Modell zu malen, aus dem Kopfe, „von innen heraus", wie die Künstler es nennen. Ich faßte deshalb diesen Entschluß, weil ich sie leibhaftig vor mir sah. Als aber die Arbeit begann, flogen die Pinsel in eine Ecke. Statt eines lebenswahren Gesichtes entstand bei mir eine Art Scheinen. Dem Gedanken fehlten Fleisch und Blut.

Ich nahm die Leinwand von der Staffelei weg und stellte sie in eine Ecke mit dem Gesichte der Wand zugekehrt. Ich besinne mich, daß ich mir sogar in die Haare griff. Ich fand, es fei nicht mal werth zu leben, nachdem man ein so schönes Bild sich ausgedacht (und wie schön war es in meiner Einbildung) und doch nicht im Stande sei, es zu malen. Ich warf mich auf das Bett und versuchte aus Kummer und Verzweiflung einzuschlafen.

Ich erinnere mich, daß, als ich einzuschlummern ansing, die Schelle gezogen wurde: der Briefträger brachte einen Brief 'von meiner Cousine Sonja. Sie freute sich darüber, daß ich eine große und schwere Arbeit entworfen, und bedauerte, daß es fo schwierig sei, ein Modell zu finden. „Würde ich mich nicht dazu eignen, wenn ich das Institut werde verlassen haben?

„Warte ein halbes Jahr, Andrei, — schrieb sie, — ich werde zu Dir nach Petersburg kommen, und Du kannst dann zehn Charlotte Corday's nach mir malen, wenn ich auch nur eine Spur von Aehnlichkeit mit der habe, die, wie Du schreibst, jetzt in Deiner Seele herrscht."

Sonja sieht Charlotte gar nicht ähnlich. Sie ist nicht im Stande, Wunden zu schlagen. Sie zieht es vor, dieselben zu heilen, und thut es wunderbar.

Auch mir hätte sie Heilung gebracht, wenn es nur möglich gewesen wäre.

## III.

Abends ging ich zu Bessonoff.

Ich trat bei ihm ein, während er an seinem, mit Buchen», Manuscripten und Zeitungsausschnitten bedeckten Schreibtische saß. Seine

Hand glitt rasch über das Papier: er schrieb sehr schnell, ohne durch-
zustreichen, mit einer feinen und gleichmäßig krausen Schrift. Er blickte
flüchtig zu mir auf und fuhr zu schreiben fort; ein hartnackiger Gedanke
schien sich in diesem Augenblicke seiner bemächtigt zu haben, und er wollte
die Arbeit nicht eher unterbrechen, als bis er ihn dem Papiere an-
vertraut haben würde. Ich setzte mich auf ein breites, niedriges und sehr
verschlissenes Sopha (er schlief darauf), das im Schatten stand, und be-
trachtete ihn mir ungefähr fünf Minuten lang. Sein regelmäßiges, kaltes
Profil war mir wohl bekannt: mehr als ein Mal hatte ich es in mein
Album slizzirt; einmal hatte ich sogar eine Farbenstudie davon angefertigt.
Ich habe diese Studie nicht mehr: er hat sie seiner Mutter geschickt. An
diesen« Abende jedoch, sei es, weil ich im Schatten saß und er von den»
hell auf ihn fallenden Lichte der mit einem grünen Glasschirme versehenen
Lampe beleuchtet wurde oder weil meine Nerven angegriffen waren, er-
regte sein Gesicht meine besondere Aufmerksamkeit. Ich sah ihn an und
zerlegte seinen Kopf nach Einzelheiten, ergründete die geringsten mir bis
jetzt entgangenen Züge. Sein Kopf war unstreitig der eines mächtigen
Mannes. Vielleicht keines sehr talentvollen, aber mächtigen.
Der viereckige Schädel, der fast ohne Krümmung zum breiten und
kräftigen Nacken überging, die steil abfallende und gewölbte Stirn; die in
der Mitte heruntergehenden Brauen, welche die Haut in eine fenkrechte
Falte zusammendrückten, die starken Kinnbacken und dünnen Lippen —
Alles kam mir heute unbekannt vor.
„Warum sehen Sie mich so an?" fragte er, plötzlich die Feder weg-
legend und nlir fein Gesicht zuwendend.
„Wie wissen Sie das?"
„Ich habe es gefühlt. Es fcheint also kein Vorurtheil zu sein: ich
habe schon oft Aehnliches erlebt."
„Ich fah auf Ihr Gesicht wie auf ein Modell. Sie haben einen
höchst originellen Kopf, Sergei Wafsiliewitsch."
„In der That," sagte er spöttisch. „Nun meinetwegen."
„Nein, ernstlich. Sie sehin Jemandem ähnlich . . . einem von den
.berühmten. .."
„Spitzbuben oder Mordern?" unterbrach er mich. „Ich glaube nicht
an Lavater . . . Wie geht es Ihnen denn? Ich sehe Ihrem Gesichte an,
daß es schlecht geht. Gelingt es nicht?
„Ja, nicht ganz gut. Ich habe es aufgegeben, vollkommen auf-
gegeben," antwortete ich unwillig.
„Ich dachte es mir. Sie haben wohl kein Modell?"
„Nein, nein und nein, Sie wissen, Sergei Wafsiliewitsch, wie ich
nach einen, gesucht habe. Aber es ist Alles so ganz anders, daß es
einfach zum Verzweifeln ist. Besonders aber diese Anna Iwanowua; sie
hat mich vollkommen müde gemacht. Sie hat mit ihrem flachen Aeußeren

buchstäblich Alles weggewischt. Es kommt mir sogar vor, als ob jenes
Vild nicht mehr so deutlich in meinem Geiste sei."
„Und es mar deutlich?"
„O ja, vollkommen. Wenn es möglich wäre, mit geschlossenen Augen
zu malen — so würde man wirklich nichts Besseres brauchen. Wenn ich
die Augen schließe, ist sie da, da ist sie."
Und wahrscheinlich kniff ich komisch die Augen zu, denn Vessonoff
lachte laut auf.
„Lachen Sie nicht; ich bin ernstlich betrübt," sagte ich.
Er hörte plötzlich auf.
„Wenn Sie betrübt sind, so will ich es nicht thun. Aber Sie sind
wirklich zum Lachen und Weinen. Habe ich Ihnen denn nicht gesagt:
‚Lassen Sie diesen Gegenstand!"
„Ich habe ihn ja gelassen."
„Und wieviel Arbeit, Vergeudung Ihrer Nerveukraft, wieviel un-
nöthige Vetrübniß haben Sie davon gehabt! Ich wußte, daß es so
kommen würde. Und nicht, weil ich voraussah, daß Sie kein Modell
finden würden, sondern weil der Gegenstand kein geeigneter ist. Man muß
das im Blute haben. Man muß der Nachkomme jener Menschen sein, die
Marat, Charlotte Corday und jene Zeit erlebt haben. Und ums sind Sie?
Der weichste russische Verstand, schlapp und schwach! Man muß selbst einer
solchen That fähig sein. Und Sie? Könnten Sie, wenn nöthig, Ihre
Pinsel wegwerfen, und, um es hochtrabend auszudrücken, den Dolch er-
greifen? Das märe ja für Sie etwas Aehnliches wie eine Reise nach
dem Jupiter."
„Mehr als einmal haben wir miteinander darüber gestritten, Serge
Wllssiliewitsch, und augenscheinlich können wir uns gegenseitig nicht über-
zeugen. Ein Künstler ist dafür ein Künstler, daß er es verstehe, statt
seiner ein fremdes ‚Ick/ unterzustellen. Mußte denn Raphael selbst die
heilige Jungfrau fein, um eine Madonna zu malen? Das ist ja sinnlos,
Sergei Wassiliemitsch. Uebrigens widerspreche ich mir selbst: Ich will mich
nicht mit Ihnen streiten und fange doch selbst an."
Er wollte mir Etwas erwidern, aber winkte nur mit der Hand:
„Gott sei mit Ihnen!" sagte er, stand auf und fing an, im Zimmer
auf und ab zu gehen, leise mit den Filzpantoffeln auftretend,
„Wir wollen nicht streiten. Wir wollen nicht die Herzenswunden
durch das Geheimniß reizen, wie irgend Jemand irgend wo sagt."
„Wie mir scheint. Niemand und nirgends."
„Auch das ist möglich. Citate bringe ich gewöhnlich falsch an . .
Soll ich nicht zun, Tröste das Samomarchen bestellen? Es ist ja Zeit."
Er näherte sich der Thür und rief laut, so laut, wie man bei dem
Ererciren schreit:
„Thee!"

Er mißsiel mir wegen dieser Art, mit den Dienstboten umzugehen.
Wir schwiegen lange. Ich saß an die Kissen des Sophas gelehnt, und er ging immer auf und ab. Es sah aus, als ob er nachdachte . . . Endlich blieb er vor mir stehen und fragte geschäftsmäßig:
„Und wenn Sie ein Modell hätten, würden Sie dann noch ein Mal versuchen?"
„Das will ich meinen!" sagte ich niedergeschlagen. „Aber wo soll ich es finden?"
Wieder ging er cin Weilchen auf und ab.
„Sehen Sie, Andrei Nikolaewitsch ... Es giebt hier eine ... Person."
„Wenn sie vornehm ist, so wird sie nicht Modell stehen wollen."
„Nein, nicht vornehm, sogar sehr unvornehm. Aber ... es giebt dabei ein wichtiges ,Aber'."
„Was sind das für ,Nber', Sergei Wassiliemitsch? Wenn Sie keinen Spaß treiben . . ."
„Ich spaße, spaße, es geht nicht . . ."
„Sergei Wassiliemitsch," sagte ich flehentlich.
„Hören Sie, was ich Ihnen sagen werde. Wissen Sie, was ich an Ihnen schätze?" Hub er an, indem er vor mir stehen blieb. „Wir sind fast Altersgenossen, ich bin ungefähr zwei Jahre älter. Aber ich habe schon so viel erlebt und erfahren, wie Sie vielleicht in den nächsten zehn Jahren erleben und erfahren werden. Ich bin kein reiner Mann, ich bin böse und liederlich. (Dieses Wort betonte er scharf.) Es giebt Viele, die liederlicher sind als ich, aber ich betrachte mich als schuldiger. Ich hasse mich, weil ich nicht so rein sein kann — wie ich es möchte ... so wie Sie zum Beispiel."
„Von welcher Liederlichkeit und von welcher Reinheit sprechen Sie?" fragte ich.
„Ich nenne die Sache beim rechten Namen. Ich beneide Sie oft um Ihre Ruhe und um Ihr gutes Gewissen; ich beneide Sie, denn Sie haben . . . Nnn, das ist ja gleichgiltig. Es geht und geht nicht," unterbrach er sich selbst mit heftiger Stimme. „Wir wollen nicht mehr darüber sprechen."
„Wenn es nicht geht, so erklären Sie doch wenigstens, was oder wen ich habe?" fragte ich.
„Nichts — Niemand . . . Ja, übrigens, ich werde es sagen: Ihre Cousine Sophie Michcnlowna. Sie ist ja mit Ihnen nur entfernt verwandt?"
„Im dritten Grade," antwortete ich.
„Ja, im dritten Grade. Sie ist Ihre Braut," sagte er in einem bestätigenden Tone.
„Wie wissen Sie das?" rief ich aus.

„Ich weiß es. Anfangs dachte ich es mir, und jetzt weiß ich es. Ich
habe es von meiner Mutter erfahren, sie schrieb mir neulich, und sie ist
da irgendwie ... Als ob in einer Provinzialstadt nicht Alles Allen bekannt
wäre? Es ist doch wahr? Sie ist Ihre Braut?"
„Nehmen wir es an."
„Seit der Kindheit? Haben es die Eltern so bestimmt?"
„Ja, die Eltern hatten es beschlossen. Zuerst betrachtete ich die Sache
als einen Scherz, jetzt aber sehe ich ein, daß es wohl dazu kommen wird.
Ich wünschte nicht, daß es in die Oeffentlichkeit dringe, doch ist es mir
ziemlich gleichgültig, daß sie es erfahren haben."
„Ich beneide Sie darum, daß Sie eine Braut haben," sagte er leise,
indem er seine Augen in die Ferne richtete und tief aufseufzte.
„Ich habe keine solche Sentimentalität von Ihnen erwartet, Eergei
Wassiliewitsch."
„Ich beneide Sie darum, daß Sie eine Braut haben," fuhr er fort,
ohne auf mich zu hören. „Ich beneide Sie um Ihre Reinheit, Ihre
Hoffnungen, Ihr zukünftiges Glück, Ihre nicht vergeudete Zärtlichkeit und
un, Ihre Liebe, die noch aus der Kindheit stammt."
Er nahm mich bei der Hand, zwang mich, das Sopha zu verlassen,
und führte mich zu dem Spiegel.
„Sehen Sie mich und sich selbst an," sagte er. „Denn was sind
Sie?
Hyperion vor den» Satyr, dem ziegenbeinigen. Ter ziegenbeimge
Satyr — das bin ich. Und ich bin doch stärker als Sie. Die Knochen
sind breiter und die Gesundheit fester von Natur. Und vergleichen Sie
uns: sehen Sie das? (Er berührte leicht seine auf der Stirn sich lichtenden
Haare.) Ja, Väterchen, das kommt von der in der Wüste vergeudeten
Seelengluth! Und was da für eine Seelengluth ist: einfach eine Schweinerei".
„Sergei Wassiliewitsch, wollen wir nicht zum Früheren zurückkehren?
Warum weigern Sie sich, mich mit dem Modell bekannt zu machen?"
„Weil es an dieser Vergeudung Theil genommen hat. Ich habe es
Ihnen gesagt: es ist keine vornehme Person, und sie ist wahrhaftig nicht
vornehm. Auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Leiter steht sie. Noch
niedriger — da ist der Abgrund, in welchen sie vielleicht bald stürzen wird.
Der Abgrund des. endgültigen Unterganges. Auch so ist sie schon voll-
ständig untergegangen."
„Ich fange an Sie zu verstehen, Sergei Wassiliewitsch."
„Das ist es eben. Sehen Sie nun, was ich für ein „Aber" habe?"
„Dieses „Aber" können Sie für sich behalten. Warum machen Sie
es sich zur Pflicht, mich zu bevormunden und zu beschützen?"
„Ich habe Ihnen gesagt, warum ich Sie lieb habe. Weil Sie rein
sind. Sie nicht allein: Sie Beide sind eine so seltene Erscheinung: etwas
nach Frische Hauchendes, Duftendes. Ich beneide Sie, gehe aber vorsichtig

UM mit dein, worauf ich, abseits stehend, wenigstens blicken kann. Und Sie wollen, daß ich das Alles verderbe? Nein, erwarten Sie das nicht von mir!"

„Was wollen Sie denn eigentlich, Sergei Wassiliewitsch? Wie wenig vertrauen Sie meiner von Ihnen entdeckten Reinheit, wenn Sie allein von der Bekanntschaft mit dieser Frau so schreckliche Sachen schon erwarten."

„Hören Sie: ich kann sie Ihnen geben oder nicht. Ich handle nach meinem Willen. Ich will sie Ihnen nicht geben. Ich gebe sie nicht, vixi."

Jetzt saß er, und ich schritt aufgeregt auf deni Teppiche.

„Und Sie glauben, daß sie sich eignen würde?"

„Sehr. Uebrigens nein, nicht sehr," unterbrach er sich scharf. „Paßt gar nicht. Genug davon."

Ich bat ihn, ärgerte mich, stellte ihm die ganze Albernheit der von ihm übernommenen Aufgabe, meine Moralität zu behüten, vor, und erreichte gar Nichts. Er schlug es mir entschieden ab und sagte zum Schlüsse:

„Ich habe noch nie zwei Mal vixi gesagt."

„Wozu ich Ihnen gratulire," gab ich ihm mit Unwillen zur Antwort.

Beim Thee unterhielten wir uns über Nichtigkeiten und gingen auseinander.

## IV.

Während zwei ganzen Wochen that ich gar Nichts. Ich ging nur in die Akademie, um meine, nach einein furchtbaren biblischen Thema gestellte Aufgabe zu malen: die Verwandlung von Lots Weib in eine Salzfüule. Alles war fchon bei mir fertig — auch Lot und feine Hausgenossen, aber die Säule konnte ich mir gar nicht ausdenken. Sollte ich etwas in der Art eines Grabdenkmals machen oder einfach eine Statue von Lots Gattin aus Steinfalz?

Das Leben schlich träge dahin. Ich erhielt zwei Briefe von Sonja. Ich nahm sie in Empfang, las ihr liebes Geplauder durch, über die Vorgänge im Institute, über ihre, hinter den Argusaugen der Klassendamen getriebene Lectüre und legte sie zu dem Päckchen der früheren, mit einem rosa Bündchen umwundenen Briefe. Ich hatte dieses Bändchen gewählt, als ich noch fünfzehn Jahre alt war, und konnte mich noch immer nicht entschließen, es wegzuwerfen. Warum es auch wegwerfen? Wen störte es? Was würde aber Vessonoff gesagt haben, wenn er diesen Beweis meiner Sentimentalität hätte sehen können? Wäre er noch ein Mal über meine „Reinheit" gerührt gewesen oder hätte er angefangen darüber zu spotten?

Er hatte mich jedoch ernstlich betrübt. Was war da zu thun? Das Bild aufgeben oder von Neuem ein Modell fuchen?

Ein unerwarteter Zufall brachte mir Hülfe. Eines Tages, da ich mit irgend einer Übersetzung eines dummen französischen Romans so lange auf dem Sopha gelegen, bis mir mein Kopf schmerzte und sich in Folge

der verschiedenartigsten geheininißvollen Andeutungen, Polizeihäscher und der Auferstehung solcher Leute, deren Tod für zwanzig Andere ausreichend gewesen wäre, ein wahrer Stumpfsinn meiner bemächtigt hatte, ging die Thüre auf, und herein trat Helfreich. Stellen Sie sich dünne, krumme Beine, einen ungeheuren, von zwei Höckern eingequetschten Körper, lange, magere Arme, hochgezogene, einen ewigen Zweifel ausdrückende Schultern, ein junges, blasses, etwas gedunsenes, aber liebliches Gesicht und einen zurückgeworfenen Kopf vor. Er war ein Künstler. Den Kennern sind seine, meistens dasselbe nur leicht variirte Thema behandelnden Bilder wohl bekannt. Seine Helden sind — Katzen: er hatte schlafende Katzen, solche mit Vögeln, Katzen, die einen Buckel machen, gemalt; sogar einen betrunkenen Kater mit lustigen Augen hinter einem Glase Wein hatte Helfteich einst abgebildet. Er hatte in Katzen eine große Vollkommenheit erreicht, zu etwas Anderem griff er aber nicht. Wenn in seinen Bildern außer diesen Thieren noch anderes Zubehör war: Grün, aus welchem ein rosiges Naschen und goldige Aeuglein mit engen Pupillen hervorlugten, irgend welcher Faltenwurf, ein Korb, worin eine ganze Katzenfamilie mit großen, durchsichtigen Ohren sich niedergelassen, so wandte er sich an mich. Auch dieses Mal hatte er etwas in dunkelblaues Papier Eingeschlagenes bei sich. Nachdem er mir seine weiße, knochige Hand gereicht, legte er das Packet auf den Tisch und begann es aufzumachen.

„Wieder eine Katze?" fragte ich.

„Allerdings . . . Hier, siehst Du, ist ein Teppich nöthig . . . und auf dem Anderen ein Stück Sopha . . .

Er nahm das Papier ab und zeigte mir kleine, ungefähr eine halbe Ärschine messende Bilder; die Katzengestalten waren vollkommen fertig, aber auf einem Hintergrunde von meißer Leinwand gemalt.

„Wenn es kein Sopha ist, fo etwas Anderes . . . Denke es nur aus ... , mich langweilt es."

„Wirst Du diese Katzen nicht bald aufgeben, Semen Iwanowitsch?"

„Ja, es wäre eigentlich nöthig, sie aufzugeben, sie sind mir sehr zuwider, sehr zuwider. Aber was soll ich thun? Das Geld! Denn so ein Schund — zweihundert Rubel."

Und nachdem er seine dünnen Beine auseinandergespreizt, zog er seine schon von Natur zusammengedrückten Schultern in die Höhe und breitete die Anne aus, als ob er seiner Verwunderung Ausdruck geben wolle, daß ein solcher Schund überhaupt noch Käufer finde.

Durch seine Katzen war er in zwei Jahren zur Berühmtheit gelangt. Weder früher, noch später (vielleicht nur auf einem Bildchen des seligen Huhn) habe ich je eine solche Meisterschaft in der Darstellung von Katzen aller möglichen Altersstufen, Farben und Beschaffenheit gesehen. Aber indem er denselben seine ausschließliche Thätigkeit widmete, vernachlässigte Helfreich alles Uebrige.

„Das Geld, das Geld . . ." wiederholte er nachdenklich. „Und wozu brauche ich buckliger Teufel so viel Geld? Und doch fühle ich, daß es mir immer schwerer wird, an eine größere Arbeit zu gehen. Ich beneide Dich, Andrei. Seit zwei Jahren male ich Nichts, außer diesen Geschöpfen ... Ich habe sie ja gewiß sehr gern, besonders die lebenden. Aber ich fühle, wie ich immer tiefer und tiefer versumpfe. Dabei bin ich talentvoller als Du, Andrei, was glaubst Du? . . ." fragte er mit gutmüthigem und fchüchternem Tone.
„Ich glaube es nicht," antwortete ich lächelnd, „ich bin davon überzeugt."
„Was macht Deine Charlotte?"
Ich winkte mit der Hand.
„Schlecht?" fragte er. „Zeige doch . . ."
Als er fah, daß ich, ohne mich von der Stelle zu rühren, eine verneinende Kopfbewegung machte, ging er selbst hin, um in dem Haufen alter, in die Ecke gestellter Bilder zu kramen. Dann setzte er einen Neflector auf die Lampe auf, stellte mein unfertiges Bild auf die Staffelei und beleuchtete es. Er schwieg lange.
„Ich verstehe Dich," sagte er. „Daraus kann etwas Gutes entstehen. Nur ist es immer Anna Iwanowna. Weißt Du, weshalb ich zu Dir gekommen bin? Du sollst mit mir gehen."
„Wohin?"
„Irgend wohin. Auf die Straße. Ich habe Langeweile, Andrei — ich fürchte mich, der Sünde wieder anheimzufallen."
„Das ist aber Unsinn."
„Nein, kein Unsinn. Mir ist, als ob Etwas hier sauge. (Er zeigte auf seine „Magengegend".) Ich möchte vergessen und schlafen," fang er plötzlich mit einer dünnen Tenorstimme. — „Ich bin zu Dir gekommen, um nicht allein zu fein, denn wenn ich mal anfange — zieht es sich zwei Wochen lang hin. Dann kommt das Kranksein. Und endlich ist es auch sehr schädlich bei einem solchen Torso."
Er drehte sich zwei Mal auf den Absätzen herum, um mir seine zwei Höcker zu zeigen.
„Weißt Du was?" schlug ich vor. „Ziehe zu mir. Ich werde Dich zurückhalten."
„Das wäre sehr gut. Ich will es mir überlegen. Jetzt wollen wir aber gehen."
Ich zog mich an, und wir gingen hinaus.
Wir irrten lange durch Schnee und Regen. Es war im Herbst. Ein starker Wind wehte vom Meere her. Das Wasser war im Steigen begriffen. Wir gingen auf dem Palastauai auf und ab. Der ergrimmte Fluß fchäumte und bespritzte mit seinen Wellen das Granitgeländer des Quais.

Aus dem schwarzen Abgrunde, in welchem das andere Ufer ver-
schwand, leuchtete zuweilen ein Blitz auf, und nach Verlauf einer Viertel -
Minute ertönte ein dumpfer Schlag: in der Festung wurden Kanonen
abgeschossen. Das Wasser stieg.
„Ich möchte, es stiege noch. Ich habe noch nie eine Ueberschwemmung
gesehen, und es ist doch interessant," sagte Helfreich.
Lange saßen wir schweigend auf dem Quai und blickten in das
tobende Dunkel.
„Es wird nicht höher steigen," sagte endlich Helfreich. „Der Wind
scheint nachzulassen. Schade! Ich habe noch nie eine Ueberschwemmung
gesehen .... Wir wollen gehen."
„Wohin?"
„Wohin die Augen schäum .... Komme nur mit. Ich werde
Dich schon an irgend einen Ort führen. Mir flößt diese Natur Angst ein
mit ihrem Unsinn. Gott sei mit ihr! Wir wollen uns lieber menschlichen
Unsinn ansehen."
„Wo ist es denn, Senitschka?"
„Ich weiß es schon . . . Ismoschtschick!" rief er.
Wir setzten uns in das Gefährt und fuhren ab. Helfreich hielt den
Ismoschtschick auf der Fontanka, vor einer hölzernen, mit Schnitzereien
geschmückten und mit Oelfarben bunt bemalten Thorfahrt an. Wir durch-
schritten einen schmutzigen, zwischen zwei langen, zweistöckigen Flügeln
alterthümlicher Bauart gelegenen Hof. Zwei starke Reflectoren warfen uns
eine Fluth grellen Lichtes entgegen; dieselben hingen an beiden Seiten der
alten, aber auch reichlich mit buntem, hölzernem, in: sogenannten russischen
Geschmacke gehaltenen« Schnitzwerke geschmückten Freitreppe. Vor und
hinter uns gingen Leute, die ihre Schritte dem gleichen Ziele zu lenkten, -—
Männer in Pelzüberziehern, Frauen in langen Abendmänteln, deren Stoffe
auf Luxus Anspruch machten: seidne Blumen auf Plüschgrunde, mit Boas
um die Hälse und mit weißseidenen Tüchern auf den Köpfen, sie Alle
traten in die Einfahrt, und nachdem sie die paar Stufen erstiegen, ent-
ledigten sie sich ihrer Hüllen und offenbarten größtentheils kläglich reiche
Kleider, in welchen die Seide zur Hälfte durch Baumwolle ersetzt mar,
das Gold durch Bronze, Diamanten durch geschliffenes Glas und die
Frische des Antlitzes und der Glanz der Augen durch weiße Schminke,
Carmin und „tsi-rs 6s 8isnue".
Wir lösten Eintrittskarten an der Kasse und betraten eine ganze Reihe
mit kleinen Tischen besetzter Zimmer. Eine drückende, mit seltsamen
Ausdünstungen durchtränkte Luft umsing mich. Die Einen irrten ziellos
umher. Andere saßen an den Tischen hinter Flaschen; es waren Männer
und Frauen mit sonderbarem Gesichtsausdrucke. Alle heuchelten Heiterkeit
und sprachen über irgend Etwas — Gott weiß eben worüber! Wir
nahmen an einem der Tische Platz. Helfreich verlangte Thee. Ich rührte

darin mit dem Löffel und horchte, wie eine neben uns sitzende kleine, volle
Brünette mit einem zigeunerhaften Gesichte langsam, mit Würde, mit einer
starken deutschen Aussprache und mit einem gemissen Anfluge von Stolz
in der Stimme, ihrem Herrn, auf seine Frage, ob sie oft herkäme, die
Antwort gab: „Ich bin hier einmal wöchentlich. Ich kann nicht oft kommen,
denn ich muß auch an andere Orte gehen. Also: vorgestern war ich im
deutschen Club, gestern im Orpheum, heute bin ich hier, morgen im großen
Theater, übermorgen in dem Handlungsgesellenverein, dann in der Operette,
endlich im NdÄteau 6s8 ?lsur8 .... Ja, täglich bin ich wo anders,
so vergeht die ganze Woche," und sie blickte stolz auf ihren Gefährten, der
sich ordentlich klein machte, als er ein so üppiges Vergnügungsprogramm
anhören mußte.
Dieser war ein hellblonder Mensch von ungefähr fünfundzwanzig
Jahren, mit einer engen Stirn, einer darauf fallenden kleinen Mähne
und mit einem Vronzekettchen geschmückt. Er seufzte und blickte schüchtern
seine prachtvolle Dame an. Wie konnte er daran denken, er, der bescheidene
Commis vom „Avrarin Dwor", sie von Tag zu Tag in den Clubs und
„<Ü2k68 on»nt»nt8" zu verfolgen.
Wir erhoben uns und gingen durch die Zimmer. Am Ende der
Reihe führte eine breite Thüre in den zum Tanze bestimmten Saal,
Gelbseidene Vorhänge an den Fenstern und eine gemalte Decke, Reihen
Wiener Stühle an den Wanden, in einer Ecke des Saales eine Vertiefung
in Gestalt einer Muschel, worin das aus fünfzehn Mann bestehende Orchester
saß. Die sich meistens umschlungen haltenden Frauen gingen paarweise
durch den Saal, die Männer sahen an den Wänden und beobachteten sie.
Die Musikanten stimmten ihre Instrumente. Das Gesicht der ersten Geige
kam mir bekannt vor.
„Sind Sie es denn, Fedor Karlowitsch?" fragte ich, seine Schulter
berührend.
Fedor Karlowitsch wandte sich um. O Gott, wie war er gedunsen
und ergraut!
„Ja wohl, ich bin — Fedor Karlowitsch, und was ist Ihnim gefällig?"
„Erinnern Sie sich nicht des Gymnasiums? Sie kamen mit einer
Geige zum Tanz unterrichte"
„O ja! Auch jetzt sitze ich noch dort auf einem Schemel in der Ecke
des Saales. Ich entsinne mich Ihrer ... Sie tanzten sehr geschickt Walzer."
„Sind Sie lange hier?"
„Schon das dritte Jahr."
„Wissen Sie noch, wie Sie einst zeitig kamen, und im leereu Saale
eine Ernst'sche Elegie spielten? Ich habe es gehört."
Der Musikant zwinkerte mit seinen verschwommenen Augen.
„Sie hörten zu? Sie hörten zu? Ich meinte, mich höre Niemand.
Früher spielte ich zuweilen . . . Jetzt kann ich es nicht mehr. . . Jetzt

bin ich hier; in der Butterwoche, zu Ostern bin ich am Tage auf der „Balllgane", Abends hier." Er schwieg eine Weile. „Ich habe vier Söhne und eine Tochter," sagte er leise. „Einer von den Jungen wird in diesem Jahre mit der Amenschule fertig und bezieht die Universität... Ich kann keine Ernst'schen Elegien mehr spielen." Der Capellmeister schwang einige Male den Taclstock, das dünne und laute Orchester stimmte betäubend irgend eine Polka an. Nachdem der Capellmeister drei bis vier Tacte geschlagen hatte, vereinigte er seine winselnde Geige dem allgemeinen Chore. Die Paare singen an sich zu drehen, das Orchester spielte stark.

„Komm, Senja," sagte ich. „Es ist langweilig. Wir wollen nach Hause fahren, Thee trinken und von etwas Gutem plaudern."

„Von etwas Gutem?" fragte er lächelnd. „Schön, fahren wir."

Wir begannen nach dem Ausgange uns durchzudrängen. Plötzlich blieb Helfreich stehen. „Sieh nur," sagte er, „Nessonoff."

Ich wandte mich um und erblickte Bessonoff. Er saß an einem Marmortischchen, auf welchem eine Weinstasche, Gläser und noch manches Andere stand. Er beugte sich tief, um lebhaft, mit blitzenden Augen einer an demselben Tische sitzenden Frau im schwarzseidenen Kleide, deren Gesicht wir nicht sehen tonnten. Etwas zuzuflüstern. Ich bemerkte nur ihre schlanke Gestalt, inre feinen Hände und den Hals, fowie die schwarzen, vom Nacken glatt hinaufgetammten Haare.

„Danke dem Geschick," sagte mir Helsreich. „Weißt Du, wer diese Person ist? Freue Dich, sie ist es. Deine Charlotte Corday."

„Sie? Hier?"

Bessonoff, der ein gefülltes Weinglas hielt, erhob zu mir feine glänzenden und gerötheten Augen, und sein Gesicht drückte Unzufriedenheit aus. Er verließ seinen Platz und näherte sich uns.

„Sie hier? Durch welchen Zufall?"

„Wir sind gekommen, um Sie zu sehen," antwortete ich lächelnd. „Und ich bereue es nicht, denn . . ."

Er fing meinen Blick auf, der feine Gefährtin streifte, und unterbrach mich schroff:

„Hegen Sie keine Hoffnung . . . Dieser Helfreich hat Ihnen fchon gesagt. Es wird aber Nichts daraus. Ich werde es nicht zugeben. Ich bringe sie fort. . ." Und indem er rasch auf sie zutrat, fagte er laut: „Nadeschdll Nikolaewna, wir wollen fort von hier!"

Sie wandte den Kopf, und zum eisten Male sah ich ihr erstauntes Gesicht.

In dieser Spelunke sah ich sie zum ersten Male. Sie sah hier mit diesem Manne, der von seinem egoistisch-thätigen und hochmüthigen Leben

sich zuweilen bis zum Müßiggange herabließ. Sie saß hinter der geleerten Weinflasche, ihre Augen waren etwas geröthet, das bleiche Gesicht verzogen, die Kleidung nachlässig und gewagt. Um uns drängte sich die Menge der mützig sich herumtreibenden, an der Möglichkeit, zu leben, ohne sich zu betrinken, verzweifelnden Kaufleute, unglücklicher, ihr Leben hinter den Ladentischen verbringender Handlungsdiener, welche nur in solchen Räumen Freude fanden, gefallener Frauen und Mädchen, die mit ihren Lippen den verderblichen Kelch nur berührt, verschiedener Putzmacherinnen und Laden-mamsells ... Ich sah, baß sie sich dem von Bessonoff erwähnten Abgrunde nähere, wenn sie nicht schon hineingestürzt mar.
„So wollen mir doch fahren, fahren wir, Nadefchda Nikolaemna!" drängte Vessonoff.
Sie stand auf, sah ihn verwundert an und fragte:
„Warum? Wohin?"
„Ich will hier nicht bleiben."
„Sie können ja fahren. Dieser Herr scheint ja ein Bekannter von Ihnen zu sein, und Helfreich ist auch da!"
„Höre mal, Nadja," sagte Bessonoff rauh.
Sie zog die Brauen zusammen und warf ihm einen zornigen Blick zu.
„Wer gab Ihnen das Recht, mich derart zu behandeln? Guten Tag, lieber Senitfchka!"
Semen ergriff ihre Hände und drückte sie herzlich.
„Höre mal, Bessonoss," sagte er, „genug des Unsinns. Fahre nach Hause, wenn Du willst, oder bleibe hier, Nadeschda Nitolaewna wird uns aber Gesellschaft leisten. Wir haben mit ihr etwas Wichtiges zu besprechen. Nadeschda Nikolaewna, erlauben Sie, daß ich ihnen Lovatin, meinen und seinen (er zeigte auf den verdrießlichen Bessonoff) Freund, einen Künstler vorstelle."
„Wie sie Bilder liebt, Andrei!" sagte er mir plötzlich freudig. —
„Im vorigen Jahre habe ich sie in der Ausstellung herumgeführt. Auch Deine Studien haben wir gesehen. Entsinnen Sie sich?"
„Ich entsinne mich," antwortete sie.
„Nadeschda Nikolaemna!" wiederholte Bessonoff.
„Lassen Sie mich . . . Fahren Sie, wohin Sie wollen. Ich bleibe hier mit Senja und Herrn Lopatin. Ich will mich von Ihnen erholen!" rief sie auf ein Mal «us, da sie sah, daß Vessonoff noch Etwas sagen wollte, „Sie ekeln mich an. Verlassen Sie mich, gehen Sie weg ..."
Er wandte sich rasch ab und verließ den Saal, ohne sich zu verab-schieden.
„So ist es besser . . . , ohne ihn ...", sagte Nadeschda Nikolaemna und seufzte tief auf.
„Warum selchen Sie, Nadeschda Nikolaewna?" fragte Semtschka.

„Warum? Weil das, was allen diesen Krüppeln erlaubt ist (mit
einer Kopfbewegung deutete sie auf die sich um uns drängenden Leute), er
sich nicht herausnehmen darf. Es ist aber gleichgültig. Alles ist öde und
langweilt mich. Nein, nicht nur, daß es mich langweilte, noch schlimmer.
Ich kann nicht mal den Ausdruck dafür finden. Senitschka, lassen Sie
Etwas zum Trinken kommen."
Semen fah mich kläglich cm.
„Hören Sie, Nadeschda Nikolaewna, ich wäre es fchon zufrieden,
aber es geht nicht, da ist er . . ."
„Was ist denn mit ihm? Er wird auch mittrinken."
„Er wird es nicht thun."
„Aber Sie."
„Er wird es nicht erlauben."
„Das ist garstig . . . Wer kann Ihnen Etwas verbieten?"
„Ich habe mein Wort gegeben, ihm zu gehorchen."
Nadeschda Nikolaewna betrachtete mich aufmerksam.
„So steht es alio!" sagte sie. „Nun, dem Freien der Wille, dem
Geretteten das Paradies. Wenn Sie nicht wollen, so ist es nicht nöthig.
Ich werde schon allein . . ."
„Nadeschda Nikolaewna," begann ich, „verzeihen Sie, daß bei der
ersten Bekanntschaft . . ." Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen
stieg. Sie sah mich lächelnd an.
„Was ist Ihnen?"
„Gleich bei der ersten Bekanntschaft möchte ich Sie bitten . . . dies
nicht zu thun, sich nicht so zu benehmen... Ich wollte Sie noch um
eine Gefälligkeit bitten."
Ein trauriger Ausdruck breitete sich über ihr Gesicht.
„Mich nicht so zu benehmen?" sagte sie. „Ich fürchte, daß ich es
schon nicht mehr anders kann; ich habe es mir abgewöhnt. Es ist gut;
Ihnen zu Gefallen will ich es versuchen. Und die Gefälligkeit?"
Stotternd, mich in den Worten verwirrend, und voller Verlegenheit
erzählte ich ihr, um was es sich handelte. Sie hörte aufmerksam zu,
indem sie ihre grauen Augen unverwandt auf mich richtete. Entweder die
gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie meinen Worten lauschte, oder sonst
Etwas verlieh ihren: Blicke einen harten und ein wenig grausamen Ausdruck.
„Es ist gut," sagte sie endlich. „Ich verstehe, was Sie brauchen. Ich
werde mir auch ein solches Gesicht zurechtmachen."
„Auch ohne das Annen wir uns behelfen, Nadeschda Nikolaewna,
wenn nur Ihr Gesicht . . ."
„Gut, gut. Wann muß ich denn bei Ihnen sein?"
„Wenn möglich, morgen um elf Uhr."
„So früh? Dann muß ich jetzt unbedingt schlafen gehen. Senitschka,
Sie begleiten mich wohl nach Hause?"

„Nadeschda Nikolaewna," sagte ich, „eine Sache haben wir noch nicht abgemacht: so Etwas thut man nicht umsonst."
„Wollen Sie mir denn dafür zahlen?" sagte sie, und ich fühlte, daß ihre Stimme stolz und getränkt klang.
„Ja, zahlen; sonst will ich nicht," sagte ich entschieden.
Sie maß mich mit einem hochmülhigen, sogar frechen Blicke, aber fast augenblicklich nahm ihr Gesicht'einen nachdenklichen Ausdruck an. Wir schwiegen. Ich fühlte mich unbehaglich. Ein schwaches Noch zeigte sich auf ihren Wangen, und ihre Augen blitzten auf.
„Gut," sagte sie, „zahlen Sie. Wie viel Sie den anderen Modellen geben, so viel auch mir. Wie viel werde ich für die ganze Charlotte bekommen, Senitschka?"
„Ungefähr sechszig Rubel, glaube ich," antwortete er.
„Und wie lange weiden Sie daran arbeiten?"
„Einen Monat."
„Gut, sehr gut!" sagte sie lebhaft. „Ich will versuchen, von Ihnen Geld zu nehmen. Ich danke Ihnen."
Sie reichte mir ihre feine Hand und drückte die meinige fest:
„Verbringt er die Nacht bei Ihnen?" fragte sie, sich an mich wendend.
„Bei nur, bei nur."
„Ich werde ihn gleich entlassen. Er soll mich nur bis nach Hause bringen."
Nach einer halben Stunde war ich in meiner Wohnung, und fünf Minuten nach mir kehrte auch Helfreich zurück. Wir entkleideten uns, legten uns hin und löschten die Lichter aus. Ich war schon am Einschlafen.
„Schläfst Du, Lovatin?" ließ sich plötzlich Senitschtas Stimme im Dunkeln vernehmen.
„Nein und warum?"
„Weil ich mir gleich die linke Hand abhauen lassen würde, wenn diefe Frau gut und rein fein könnte," fagte er in einem aufgeregten Tone.
„Warum aber nicht die Nechte?" fragte ich, schon einschlafend.
„Dummkopf! Womit würde ich denn malen?" fragte Senitfchta ganz ernsthaft.

## VI.

Als ich am nächsten Tage erwachte, sah schon der graue Morgen zum Fenster hinein. Ich warf einen Blick auf das matt beleuchtete, blasse, liebliche Gesicht Helfreichs, der auf dem Sopha schlief, dachte an den gestrigen Abend sowie daran, daß ich ein Modell für mein Bild gefunden, dann drehte ich mich auf die andere Seite und versank von Neuem in einen leisen Morgenschlaf.
„Lovatin!" ertönte eine Stimme.

Ich hörte sie im Schlafe. Sie paßte in meinen Traum, und ich wurde
nicht wach, aber es berührte Jemand meine Schulter.
„Lopatin, wachen Sie auf," sagte die Stimme.
Ich sprang auf und erblickte Bessonoss.
„Sind Sie es, Eergei Wassiliewitsch?"
„Ich bin es . . . Sie erwarteten mich wohl nicht so früh?" fügte
er leise. „Sprechen Sie nicht so laut, ich möchte nicht den Buckligen
aufwecken."
„Was wollen Sie?"
„Ziehen Sie sich an, waschen Sie sich; dann werde ich es sagen.
Wir wollen in das Nebenzimmer gehen. Er soll nur schlafen."
Ich nahm meine Kleider und Stiefel unter den Arm und trat in das
Atelier, um mich anzuziehen. Bessonoff sah blaß aus.
„Sie scheinen diese Nacht nicht geschlafen zu haben?" fragte ich.
„O ja, ich habe geschlafen. Bin nur sehr früh aufgestanden und
habe gearbeitet. Bestellen Sie uns Thee, und wir wollen uns unterhalten.
Uebrigens zeigen Sie mir Ihr Bild."
„Jetzt ist es nicht der Mühe werth, Sergei Wassiliew'tsch. Warte»
Sie ein Weilchen, bald werde ich es in einer verbesserten und richtigen
Form beenden. Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, daß ich gegen Ihren
Wnnsch gehandelt habe, aber Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich
ich bin, ein Ende machen zu können, und so ist es dazu gekommen. Ich
tonnte nicht erwarten, etwas Besseres als Nadeschda Nikolaemna zu finden.
„Ich werde nie zugeben, daß Sie nach ihr malen," sagte er dumpf.
„Sergei Wafsiliewitsch, es fcheint mir, Sie sind gekommen, um mit
mir Streit anzufangen."
„Ich werde es nicht zugeben, daß sie sich jeden Tag bei Ihnen auf-
halte, ganze Stunden mit Ihnen zubringe ... Ich werde es ihr nicht
erlauben."
„Haben Sie denn eine solche Macht? Wie können Sie ihr Etwas
nicht erlauben? Wie können Sie mir Etwas nicht erlauben?" fragte ich
und fühlte, daß ich mich aufzuregen begann.
„Die Macht . . . Die Macht . . . Einige Worte werden genügen.
Ich werde ihr in das Gedachtniß zurückrufen, was sie ist. Ich werde ihr
sagen, wer Sie sind. Ich werde ihr von Ihrer Cousine Sophie
Michllilowna erzählen."
„Ich werde Ihnen nicht erlauben, meine Cousine zu erwähnen. Wenn
Sie Rechte auf diefe Frau haben, — mag es wahr sein, was Sie mir
von ihr gesagt haben, mag sie gefallen sein, mögen zehn verschiedene
Menschen dieselben Rechte auf sie haben — fo haben sie Rechte auf sie,
aber Sie haben keine Rechte auf meine Cousine. Ich verbiete Ihnen,
zu ihr von meiner Cousine zu sprechen. Hören Sie?"

Ich fühlte, daß meine Stimme drohend klang. Er begann mich aus der Fassung zu bringen.
„Also so steht es! Sie zeigen Ihre Krallen! Ich wußte gar nicht, daß Sie welche hatten. Es ist gut, Sie haben Recht: auf Sophie Michailowna besitze ich keinerlei Rechte. Ich werde es nicht wagen, ihren Namen unnütz zu führen. Aber diefe . . . diese . . ." In seiner Aufregung ging er ein paar Mal aus einer Ecke des Zimmers in die andere. Ich merkte, daß er ernstlich gereizt sei. Ich begriff nicht, was in ihm vorging. Bei unserer letzten Unterredung batte er in seinen Worten und im Tone eine so unverhohlene Verachtung dieser Frau an den Tag gelegt und nun — Wäre es denn möglich?
„Sergei Wassiliewitsch," sagte ich, „Sie lieben sie!"
Er blieb stehen, sah mich mit einem seltsamen Blicke an und sagte kurz: „Nein."
„Was ficht Sie denn an? Ans welchem Grunde haben Sie diesen Sturm heraufbeschworen? Ich kann doch unmöglich annehmen, daß Sie um die Rettung meiner Seele aus den Krallen dieses vermeintlichen Teufels besorgt sind?"
„Das ist meine Sache," sagte er. „Doch merken Sie sich, daß, auf welche Art es auch sei, ich Sie daran verhindern werde ... Ich werde es nicht erlauben. Hören Sie?" rief er hitzig.
Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg. In der Ecke, in welcher ich in diesem Augenblicke mit dem Rücken gegen die Wand stand, lag verschiedener Kram aufgeschichtet: Leinwand, Pinsel, eine zerbrochene Staffelei. Unter Anderem befand sich da auch ein Stock mit einer scharfen, eisernen Spitze, an welchen man während der Sommerarbeiten einen großen Schirm anschraubt. Zufällig nahm ich diefe Lanze in die Hand, und als Bessonoff mir sein: „Ich werde es nicht erlauben," zurief, stieß ich mit ganzer Kraft die Spitze in den Boden. Das schwere Eisen drang ein paar Zoll in die Dielen.
Ich sagte kein Wort, aber Bessonoff sah mich erstaunt, es schien mir sogar mit Schrecken an.
„Leben Sie wohl," sagte er. „Ich gehe fort. Sie sind übermäßig gereizt."
Ich hatte schon Zeit gehabt, mich zu beruhigen.
„Warten Sie," sagte ich, „Bleiben Sie da."
„Nein, ich muß fort. Auf Wiedersehen!"
Er entfernte sich. Mit Anstrengung zog ich die Lanze aus dem Boden, und ich erinnere mich, daß ich mit dem Finger das leicht erhitzte, blitzende Eisen berührte. Zum ersten Male kam es mir in den Sinn, daß es eine furchtbare Waffe fei, mit welcher man leicht einen Menschen niederschlagen könne.

Helfteich ging zur Akademie, und ich wartete mit einer gewissen Auf-
regung auf mein Modell. Ich spannte eine ganz neue Leinwand auf und
bereitete alles Nöthige vor.
Ich kann nicht sagen, haß mein Bild allein meine Gedanken
beschäftigte. Ich dachte an den gestrigen Abend mit seiner sonderbaren,
von mir noch nicht gesehenen Umgebung, an die unerwartete und für mich
glückliche Begegnung, an diese seltsame, gefallene Frau, welche mein
Mitgefühl gleich erweckt, an das unerklärliche Benehmen Vessonoffs . . .
Was wollte er von mir? Liebte er sie doch? Aber dann, warum dieses
verächtliche Benohmen ihr gegenüber? Konnte er sie denn nicht retten?
Ich dachte an alle diese Fragen, während die Hand die Kohle über
die Leinwand führte; ich skizzirte die Umrisse der Stellung, in welcher ich
Nlldeschda Nikolaeivna malen wollte, und wischte sie einen nach dem
anderen weg.
Pünktlich um elf Uhr ertönte die Glocke. Einen Augenblick darauf
erschien sie zum ersten Male auf der Schwelle meines Zimmers. Wie
erinnere ich mich noch ihres bleichen Gesichtes, als sie erregt und verschämt
(die Schal» war an die Stelle ihres gestrigen Ausdrucks getreten)
schweigend in der Thüre stand! Es war, als ob sie es nicht wage, das
Zimmer zn betreten, in dem sie später ihr Glück fand, den einzigen
Lichtblick ihres Lebens und . . . ihren Untergang. Nicht den Untergang,
von dem Bessonoff gesprochen ... Ich kann nicht darüber schreiben. Ich
werde warten und mich beruhigen.

## VII.

Sonja weiß nicht, daß ich diese bitteren Seiten schreibe. Wie immer
sitzt sie täglich an meinem Bette oder an meinem Sessel. Auch mein anderer
Freund, mein anner Buckliger, kommt oft zu mir. Er ist fehr abgemagert
und eingefallen und sehr schweigsam geworden. Sonja sagt, daß er an-
gestrengt arbeite. Gott gebe ihm Glück und Erfolg! —
Sie kam, ihrem Versprechen gemäß, pünktlich um elf Uhr. Sie trat
schüchtern ein, erwiderte verlegen meinen Gruß und setzte sich schweigend
auf den in der Ecke des Ateliers stehenden Sessel.
„Sie sind sehr pünktlich, Nadeschda Nikolaewna," sagte ich, indem
ich die Farben auf die Palette auflegte.
Sie sah mich an, ohne mir zu antworten.
„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Einwilligung danken foll,"
fuhr ich fort und fühlte, wie ich vor Verlegenheit errothete. Ich hatte die
Absicht gehabt, ihr etwas ganz Anderes zu fagen. „Ich habe so lange
kein Modell finden können, daß ich das Bild fast aufgegeben hatte."
„Sind denn keine an der Akademie?" fragte sie.
„Doch, aber sie paßten mir nicht. Sehen Sie sich dieses Gesicht an."

Ich suchte aus dem Haufen alter Sachen, die den Tisch bedeckten, das Bild von Anna Iwanowna heraus und reichte es ihr. Sie betrachtete es und lächelte schwach.
„Ja, sie paßt nicht für Sie," sagte sie. „Das ist keine Charlotte Corday."
„Sie kennen die Geschichte von Charlotte Corday?" fragte ich.
Sie blickte mich mit einem seltsamen Ausdrucke von Staunen, das mit einer gewissen Bitterkeit gemischt war, an.
„Warum sollte ich sie nicht kennen?" fragte sie. „Ich habe Manches gelernt. Jetzt, da ich dieses Leben führe, habe ich viel vergessen, erinnere mich aber trotzdem an Verschiedenes. Solche Sachen kann man nicht vergessen ..."
„Wo haben Sie gelernt, Nadeschda Nikolaewna?"
„Warum wollen Sie das wissen? Wenn es geht, wollen wir anfangen."
Ihr Ton veränderte sich plötzlich: sie sprach diese Worte abgerissen und düster, so wie sie gestern mit Bessonoff gesprochen hatte.
Ich wurde still. Ich holte aus dem Schranke das schon längst angefertigte dunkelblaue Kleid, die Haube und alles zum Costüme von Charlotte Corday Gehörende und bat sie, sich im Nebenzimmer umzuziehen.
Ich hatte kaum Zeit gehabt, meine Vorbereitungen zu der Arbeit zu treffen, als sie schon wieder eintrat. Vor mir stand mein Bild.
„Ach, Gott! ach, Gott!" rief ich mit Entzücken aus. „Wie ist es schön, wie ist es schön! Sagen Sie, Nadeschda Nikolaewna, haben wir uns nicht schon früher gesehen? Es ist sonst unmöglich, eine Erklärung dafür zu finden. Ich hllbe mir mein Bild gerade so vorgestellt, wie Sie jetzt sind. Ich glaube, ich muß Sie irgendwo gesehen haben. Ihr Gesicht hat sich vielleicht unbewußt meinen: Gedächtnisse eingeprägt . .. Sagen Sie mir, wo habe ich Sie gesehn?"
„Wo haben Sie mich sehen können?" fragte sie mich ihrerseits. „Ich weiß es nicht. Ich bin Ihnen bis zum gestrigen Tage nicht begegnet. Fangen Sie, bitte, an. Stellen Sie mich, wie nötln'g, hin, und malen Sie."
Ich bat sie, auf ihren Platz zu gehen, ordnete die Falten ihres Kleides, berührte leicht ihre Hände, indem ich denselben jene hilflose Lage, die mir immer vorgeschwebt hatte, gab, und stellte mich an die Staffelei.
Sie stand vor mir . . . Auch jetzt steht sie vor mir, hier auf dieser Leinwand ... Sie sieht mich wie lebend an. Sie hat denselben traurigen und nachdenklichen Ausdruck, denselben Zug des Todes auf dem bleichen Gesichte, wie an jenem Morgen.
Ich wischte alles mit der Kohle auf die Leinwand Gezeichnete weg und stizzirte rasch Nadeschda Nikolaewna. Dann begann ich zu malen. Niemals, iveder vorher, noch nachher gelang es mir, so schnell und erfolgreich zu arbeiten. Die Zeit verflog unmerklich, und erst nach einer Stunde, als

ich auf das Gesicht meines Modells hinsah, bemerkte ich, daß es vor
Müdigkeit am Umfallen sei.
„Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir.." sagte ich, indem ich ihr half,
die Erhöhung, auf der sie stand, zu verlassen, und sie zu einem Sessel
führte. „Ich habe Sie gründlich gequält."
„Es schadet Nichts," antwortete sie bleich, aber lächelnd. Wenn
man sich sein Brod schon verdient, so muß man Etwas dafür leiden.
Ich freue mich, daß Sie sich so haben hinreißen lassen. Darf ich Hin-
sehen?" sagte sie und deutete mit dem Kopfe nach dem Bilde, dessen Gesicht
sie nicht sah.
„Selbstverständlich, selbstverständlich!"
„Ach, welche Schmiererei!" rief sie aus. „Ich habe noch nie den
Anfang einer Künstlerarbeit gesehen. Und wie ist es interessant! Wissen
Sie, daß ich sogar in dieser Schmiererei das sehe, was sein muß . . .
Sie haben ein gutes Bild entworfen, Andrei Nikolaewitsch .. Ich werde
mir Mühe geben. Alles zu thun, damit es gelinge ... so viel es von
mir abhängt."
„Was können Sie denn thun?"
„Ich habe es gestern gesagt... Ich werde den Ausdruck für Sie
machen. Das wird Ihnen die Arbeit erleichtern . ."
Sie stellte sich eilig auf ihren Platz, hob den Kopf, ließ die weißen
Hände fallen, und auf ihrem Gesicht drückte sich Alles, was ich für mein
Bild träumte, aus. Da standen der Entschluß und das Weh, Stolz und
Angst, Liebe und Haß geschrieben . . .
„Ist es richtig?" fragte sie. „Wenn ja, so werde ich stehen, so lange
Sie wollen."
„Etwas Besseres brauche ich nicht, Nadeschda Nikolaewna, aber
es wird Ihnen schwer sein, einen solchen Ausdruck auf die Dauer zu be-
halten. Ich danke Ihnen. Wir werden sehen. Bis dahin haben wir
noch Zeit. Erlauben Sie mir, Sie zu bitten, mit nur zu frühstücken . ."
Sie ließ sich lange bitten, willigte aber endlich ein.
Meine Wirthin Agafja Alereewna brachte das Frühstück; zum ersten
Male sehten wir uns zusammen zu Tisch. Wie oft kam es fpäter
vor! Nadeschda Nikolaewna atz wenig und schweigend; sie war sichtlich
verlegen. Ich schenkte ihr Wein ein, den sie fast mit einem Zuge aus-
trank. Ein Anflug von Röthe zeigte sich auf ihren bleichen Wangen.
„Sagen Sie mir," fragte sie plötzlich, „kennen Sie schon lange
Nessonoff?"
Ich erwartete nicht diese Frage. Als ich an Alles dachte, was zwischen
mir und Bessonoff ihretwegen vorgefallen war, wurde ich verlegen.
„Warum errüthen Sie? Uebrigens ist es gleichgiltig; beantworten
Sie mir nur meine Frage."
„Schon lange. Seit meiner Kindheit."
X^

„Ist er ein guter Mensch?"
„Ja, meiner Ansicht nach ist er das. Er ist ehrlich, arbeitet viel.
Er ist sehr talentvoll. Er benimmt sich sehr gut seiner Mutter gegenüber."
„Er hat eine Mutter? Wo ist sie?"
„In ***. Sie hat dort ein kleines Häuschen. Er schickt ihr Geld
und fahrt zuweilen selbst hin. Ich habe niemals eine in ihren Sohn verliebtere
Mutter gesehen."
„Warum nimmt er sie denn nicht zu sich?"
„Dem Anscheine nach . . . will sie selbst nicht. Sie hat dort ein
Haus, sie ist daran gewöhnt."
„Das ist nicht wahr," sagte Nadeschda Nikolaewna nachdenklich. „Er
bringt seine Mutter nicht her, weil er denkt, sie würde ihn stören. Ich
weiß es nicht, ich glaube es nur . . . Sie würde ihm unbequem sein. Sie
ist eine Provinzialin, Wittwe eines kleinen Beamten. Sie würde ihn
‚schokiren'."
Sie sprach das Wort ‚schokiren^ scharf und mit Betonung aus.
„Ich liebe diesen Mann nicht, Andrei Nikolaewitsch," sagte sie.
„Warum denn? Er ist doch ein guter Mensch."
„Ich liebe ihn nicht ... ich fürchte mich vor ihm . . . Nun aber
genug davon, wir wollen arbeiten."
Sie stellte sich hin. Der kurze Herbsttag ging zu Ende.
Ich arbeitete bis zur Dämmerung, indem ich Nadeschda Nikolaewna
zuweilen aufathmen ließ, und nur als ich die Farben nicht mehr unter-
scheiden konnte und das vor mir stehende Modell sich mit Schatten über-
zog, legte ich die Pinsel fort . . . Nadeschda Nikolaewna zog sich um und
entfernte sich.
(Schluß folgt,,

# Wie dichterische Schilderungen zu analysiren sind.
## Erläutert an Gedichten von Vetter» von liliencron^).
von
Mar Wallerstein.
— Wien. —

'er Stoff, den die Außenwelt dein Dichter liefert, wird von den Sinnesorganen erfaßt und theilt sich nach diefen in die Eindrücke des Gesichtsinnes, des Gehörs, des Tastsinnes, des Geruchsinnes und des Geschmackes. Der schaffende Verstand des Dichters verhält sich bei der Aufnahme des Stoffes rein empfangend. Auf den ersten Blick hat es zwar den Anschein, als ob er eine zersehende Thätigkeit ausüben würde, bei näherer Betrachtung gelangt man jedoch zur Einsicht, daß die Wirksamkeit des Verstandes bei der Aufnahme des Stoffes einzig und allein darin besteht, vermöge der ihm innewohnenden Kraft, die einzelnen sinnlichen Momente rein und unuerwirrt auseinander 'zu halten.

Den Schluß des Liliencron'schen Gedichtes „Sommernachtsstunden" bildet die Schilderung eines Sommermorgens.

„Auf Wiesen dampft und wogt und zieht der Nebel
Und hüllt mich ein und läßt mich wieder lcs
lind steint und zischt sich an der Sonne frei.
Emthmend holt die Brust sich klare Ströme.
Im stark bethauten Netze flickt die Spinne,
Und hundert Lerchen, mit gespreizten Schwänzchen,
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der lecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mütze schmetternd."

*) Tetlcu von Liliencion, Gedichte, Leipzig.

Hier hat das Auge den Nebel in seinen wechselnden Gestaltungen, die allmählich durchdringende Sonne, die Spinne, die im thaubedeckten Netze flickt, und die Lerche mit ihren zierlichen Bewegungen erfaßt, das Ohr hat den schmetternden Vogelgesang und der Tastsinn die wohlthuende Empfindung, welche für die Athmungsorgane mit dem Einströmen der frischen Morgenluft verbunden ist, in sich aufgenommen. Der Verstand hat die einzelnen sinnlichen Momente unverwirrt auseinander gehalten, und der Dichter erweckt durch ihre Wiedergabe in der Phantasie des Lesers das Bild des Sommermorgens in seiner ganzen Frische.

In dem Auseinanderhalten der sinnlichen Eindrücke nach den verschiedenen Sinnesorganen erschöpft sich die Wirksamkeit des Verstandes nicht, auch innerhalb eines jeden einzelnen Sinnesorganes hält der Verstand die sinnlichen Eindrücke auseinander. Vilder zerfallen in Schatten und Licht und in ihre farbigen Bestandtheile, verworrene Geräusche und comvlicirte Tastempfindungen lösen sich auf, kurz jeder sinnliche Gesammteindruck wird in seinen Elementen ersaht, die, wiedergegeben, sich in der Phantasie des Lesers zum ursprünglichen Gesammtbilde vereinigen.

Für den schildernden Dichter bilden also die Eindrücke, welche ihm durch die Sinnesorgane zugeführt werden, das Arbeitsnmterial. Je feiner nun die Sinnesorgane eines Dichters sind, desto reichhaltiger wird auch das Material sein, das sie dem Verstände zuführen, und je feiner entwickelt ein einzelnes Sinnesorgan ist, um so mehr werden seine Eindrücke in der dichterischen Schilderung hervortreten. Diese Verschiedenheit in der Entwickelung der Sinnesorgane, ihre Stärke, ihre Schwäche, ihre gleichmäßige Ausbildung, das Ueberwiegen des einen, die Verkümmerung des anderen ist es, was den Schilderungen der Dichter die charakteristische Färbung verleiht*).

Prüft man die Schilderungen Liliencrons auf ihren sinnlichen Gehalt, so findet man, daß der Antheil, den die einzelnen Sinnesorgane an Liliencrons Schilderungen haben, ein höchst verschiedener ist. Die Eindrücke des Geschmacksinnes fehlen gänzlich. Dies darf nicht allzu sehr Wunder nehmen. Die kulinarischen Genüsse spielen in Liliencrons Gedichten eine so untergeordnete Rolle, daß es sehr wohl begreiflich ist, wenn der Dichter sich begnügt, die Speisen und Getränke mit ihren Namen zu nennen. Nur an einer Stelle ist es auffallend und geeignet. Bedenken

*) Ich habe diesen Gedanken durch eine Vemerkung Maupassants bestätigt gefunden. Unter allen modernen Dichten: besitzt Guy de Maupassant unbedingt die feinsten Sinnes» organe. Dieser geniale Mann sunt im „Unu vi« ornmte" <?I>«p, II Oui, uo» orß»us8 gs,nt I«3 neurrieier» et leg uiaitre« 6u sseni« »riisto. d'est I'oreille, qui eusseudre le muZieien, l'ueil qui f»it nnitre !e i'eintie. Iou8 ooneourent «,ux »englltien <!u pnüte. t^lie^ le roin2neiel Ig, 'izion, en ^ener»I, äomiu», TU« äomiue tellement, <zu'il (levient saeile 6e reeonnilitle ü II» leoture cte Wut« oeuvr« tl2V2i!le et Lineare, leg <z»»>itez et los propriete« pnv8i<zu«8 (?) <le l'auteur etc.

gegen die feinere Entwickelung des Geschmackes zu erwecken. In dem Gedichte „Hunger" schildert Liliencron das behagliche Ende eines Diners und benutzt diese Gelegenheit, um ein begeistertes Loblied auf Pommern, „der Champagner Krone" zu singen. Aber auch hier laßt es der Dichter bei der Nennung des Getränkes und der Schilderung seiner Wirkung auf die Phantasie, ohne den Versuch zu machen, den laut geprieseneu Geschmack des Schaumweines dem Leser sinnlich näher zu bringen.

Weit mehr als das gänzliche Fehlen der Geschmacksempfindungen muß das spärliche Vorkommen der Eindrücke des Geruchssinnes in Liliencrons Schilderungen auffallen. Während nämlich aus dem Fehleu der Eindrücke des Geschmackssinnes ein Schluß auf die mehr oder weniger feine Entwickelung dieses Sinnes nicht gezogen werden kann, muß aus dem spärlichen Vorkommen der Eindrücke des Geruchssinnes mit Notwendigkeit die Verkümmerung dieses Sinnesorganes gefolgert werden.

Der Geruchssinn nimmt unter den Sinnen eine eigenthümliche Stellung ein. Seine Eindrücke lassen sich nicht schildern. Auch die Eindrücke des Geschmackssinnes sind in der Regel zu individuell, als daß sie geschildert werden konnten, es haben sich aber doch einige allgemeine Geschmacksempfindungen wie „süß" „sauer" „bitter" und andere mehr gebildet, mit deren Hilfe der Dichter eine besondere Geschmacksempfindung dem Leser wenigstens näher zu bringen vermag. Beim Geruchssinne fehlt dem Dichter aber auch dieses Hilfsmittel. Der Dichter kann die Wirkungen schildern, welche ein bestimmter Geruch auf die Nerven ausübt, er kann denselben als „einschläfernd", berauschend" oder „betäubend" bezeichnen, der Dichter kann Taft- und Geschmacksempfindungen, welche in Verbindung mit dem Geruche auftreten, hervorheben und den Geruch „süß", „scharf" oder „stechend" nennen, den Geruch selbst aber kann er nicht schildern. Der Dichter besitzt kein Mittel, um in den Sinnen eines Lesers, der den Geruch der Nelke nicht kennt, den Nelkenduft zu erwecken. Er wird sich damit begnügen müssen, einen bestimmten Körper als geruchausströmend zu bezeichnen und muß das Andere der Erfahrung des Lesers überlassen. Und nur aus dieser Constatirung oder aus dem Fehlen derselben kann auf die mehr oder weniger feine Entwickelung des Geruchssinnes ein Schluß gezogen werden.

Wenn nun der Geruchssinn Liliencrons als verkümmert bezeichnet wird, so soll damit nicht gesagt sein, daß dem Dichter die Geruchsemvsindung gänzlich abgehe, oder daß er bestimmte Gerüche nicht zu erfassen vermöge. Die Verkümmerung äußert sich vielmehr nur darin, daß die Eindrücke, die der Geruchssinn empfangt, neben den Eindrücken der anderen Sinne, insbesondere neben den Eindrücken des Auges verblassen und nur dann festgehalten und als Bestllndtheil der sinnlichen Erscheinung wiedergegeben werden, wenn sie von besonderer Stärke oder die begleitenden sinnlichen Momente besonders schwach sind. So prägt sich dem Dichter der Geruch

des Rauches trotz Straßengewühles und Straßenlärmes vermöge semer besonderen Stärke ein, so hält der Dichter aus derselben Ursache mitten im bunten Treiben der Menschen den Parmaveilchenduft fest, der von seiner schönen Begleiterin „wie eine Welle" über ihn hinzieht. Im Frühling erfaßt der Dichter den Geruch, den der frische Buchs ausströmt, und nimmt bei strömendem Regen den würzigen Duft des Gartens in sich auf: die Erde hat noch nicht ihr farbiges Kleid angelegt, und das unbeschäftigte Auge stört den Geruchssinn nicht. Erscheinen aber Farbe und Licht, dann herrscht das Auge, und der Geruchssinn tritt zurück.

Auf diese Schwäche des Geruchssinnes ist die merkwürdige Erscheinung zurückzuführen, daß in den Schilderungen Liliencrons den Blumen kein Duft entströmt. Die Blumen spielen in Liliencrons Gedichten keine unbedeutende Rolle, vor Allem die Königin der Blumen, die Rose. Ein Freund schickt dein Dichter eine Rose als „Gedenken eines Schlachtentages", das Blumenmädchen hält dein Dichter eine dunkelrothe Rose entgegen, einer geliebten Tobten legt Liliencron weiße Rosen auf die überkreuzten Hände, und mit rothen Rosen überschüttet er Storms weihen Marmorsarg. Mit großer Anschaulichkeit schildert der Dichter den Garten einer kleinen Fischerhütte, wo

„Schlicht auf Beeten zierlich einaeralimt
Von Muskeln, Buchs und glatten Kieselsteinen
Ter Goldlack blüht und Tulpen, Mahn und Rosen
In bäurisch buutcm Durcheinander prunken",

er schildert den Sommergarten mit Goldregen und Synngen noch feucht vom erfrischenden Mchtgewitter, den Park !mit Kaiserlilien und Akazienbäumen in lauer Sommernacht, das Roggenfeld und den mit buntfarbigen Feldblumen geschmückten Heckenzaun, den dichtbelaubten grünen Wald, die Haide in voller Vlütl>e; überall Farbe und Licht und nirgends Duft.

Diese merkwürdige Verkümmerung des Geruchssinnes findet sich übrigens nicht allein bei Detlev von Liliencron. Bei den «»eisten seiner Kunstgenossen steht der Geruchsinn mehr oder minder weit hinter den anderen Sinnen zurück, selbst bei Goethe. Goethes lyrische Schöpfungen sind mit den herrlichsten Landschaftsbildern durchsetzt, wie Guirlcmden winden sicl, Blumen und Blüthen um die tiefsten Gedanken und stärksten Empfindungen, aber Landschaft, Blumen und Blüthen leben nur für Auge, Ohr und Tastsinn, für den Geruchssinn bleiben sie todt.

Im Gegensätze zu Liliencron giebt es allerdings Dichter, deren Geruchssinn in der Feinheit der Entwicklung mit Auge und Ohr wetteifert. Bei dem Landsmann Liliencrons, Theodor Storm, ist dies der Fall.

Storni ist ein Kind der von der Nordsee bespülten Marschen. Auf demselben Grund und Boden geboren wie Liliencron, steht er dem Meere näher, Liliencron der Haide. Wenn Liliencrin von der Haide ausgehend zum

Meere gelangt, so kommt Storm vom Meere ausgehend auf die Haide.
Storms Landschaft ist dieselbe, wie diejenige Liliencrons. Auch ihm haben
Haide und Meer und die fruchtbare Landschaft Zwischen beiden den
landschaftlichen Hintergrund zu seinen Dichtungen geliefert. Wie anders
lebt aber bei Storm die Landschaft für den Geruchssinn! Der Frühling
ist bei Storm die Jahreszeit, welche die Düfte neu befreit, Jasmin und
Flieder duften im Garten. Im Sommer duften die Kräuter auf der
Haide, und der nächtliche Duft der Hyazinthen berauscht den Dichter.
Im Herbst will die Welt in Duft vergehen, Resedaduft entströmt dem
Garten, und aus dem Walde quillt Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
entgegen. In Garten, Haide und Wald webt kein Duft, den Storm nicht
erfaßt hätte, bei ihm hat sich der Geruchssinn den anderen Sinnen als
ebenbürtig zugesellt.

Auf einer höheren Stufe der Entwicklung als der Geruchssinn steht
Liliencrons Tastsinn. Der Tastsinn spielt in den Schilderungen der
Dichter eine größere Rolle, als man gewöhnlich annimmt. Abgesehen davon,
daß seine Eindrücke selbstständig neben den Eindrücken der anderen Sinnes-
organe auftreten, begleiten sie bei körperlichen Schilderungen die Eindrücke
des Auges als secundäre Empfindungen. Ohne die Mitwirkung des Tast-
sinnes wäre es unmöglich, in unserer Phantasie körperliche Erscheinungen
zu erwecken, der Dichter würde sich auf Licht, Schatten, Zeichnung und
Farbe beschränken müssen, und die Plastik in der dichterischen Schilderung
beruht hauptsächlich auf der stärkeren Betonung der Tastempfindung bei
gleichzeitiger Vernachlässigung der Farbe.

Die Feinheit der Entwicklung des Tastsinnes läßt sich am besten dort
beurtheilen, wo seine Eindrücke neben den Eindrücken der anderen Sinne
selbstständig auftreten. Sie zeigt sich in der Ausfassung leiser Tastempfindungen,
im Festhalten derselben neben starken Eindrücken der anderen Sinne
und im Auseinanderhalten der einzelnen sinnlichen Momente bei comvlicirten
Tastempfindungen. Für dies Alles finden sich bei Liliencron Beispiele.

Die Farbenpracht des vom Nachtgewitter erfrischten Sommergartens hindert
den Dichter nicht, zu empfinden, wie ihn: die aus der Erde emporkochende
Nässe die Stirne tupft, und wenn Liliencron das blühende Roggenfeld und
den mit bunten Sommerblumen durchsetzten Heckenzaun schildert, vergißt er
nicht im Bilde festzuhalten, daß die hochstehenden Aehren ihm die Stirne
kitzeln. Mitten in: bunten Menschengewühls fühlt er den linden Hauch der
Iuniluft, und wenn er die anmuthige Schaffnerin in die Arme schließt, so
hält er trotz der wannen sinnlichen Regung den kaum merkbaren Luftzug
fest, der über ihn hinstreicht:

„Und Goldregen und blaue Tynnnm
Umgrenzen uns
Im leiseste» Wmd,',"

Einen hervorragenden Antheil haben die Eindrücke des Taftsinnes an
der Schilderung, welche der Dichter in der „Wasserschwertlilie" von seiner
Wanderung durch die sonnige Ebene giebt. Licht- und Tastempfindung
sind in dieser Schilderung mit Feinheit auseinandergehalten, und die Tast-
empfindung ist wieder in ihre beiden Grundelemente aufgelöst: in das
Vrandgefühl des Fußes beim Gange durch die zun, Gluthbecken erhitzte
Ebene, und in die durch grelles Licht im Auge hervorgerufene schmerzhafte
Empfindung, welche den Wanderer zwingt, die Wimpern zusammenzukneifen.
Aber trotz all dieser Feinheiten ist Liliencron weniger Plasliker als Maler;
das malerische Element überwiegt in seinen Schilderungen das plastische
bei Weite««.
Wenn man die Bedeutung in's Auge faßt, welche die einzelnen
Sinnesorgane für das menschliche Leben haben, so wird man finden, daß
Auge und Ohr, die Träger des intellectuellen Lebens, nicht nur den Ge-
schmacks- und Geruchssinn, welche in erster Linie dein animalischen Leben
dienen, sondern auch den Tastsinn weit hinter sich zurückgelassen haben.
In der Dichtkunst, den: Abbilde des Lebens, spiegelt sich dieses Verhältnis
der Sinnesorgane wider, und wenn man die Sinnesorgane eines Dichters
hinsichtlich der Feinheit der Entwicklung mit einander vergleichen will, wird
man stets die Verschiedenheit ihrer Bedeutung im menschlichen Leben in
Anschlag zu bringen haben.
Bei den meisten schildernden Dichtern und so auch bei Detlev von
Liliencron, nehmen Auge und Ohr auch dann, wenn man das Uebergewicht
ihrer Bedeutung in Abzug bringt, eine vorherrschende Stellung ein.
Liliencrons Gehör ist ungleich feiner organisirt als sein Geschmackssinn, Ge-
ruchssinn oder Tastsinn. Für die Feinheit der Entwicklung dieses Sinnes-
organes spricht vor Allem die Größe des Antheiles, den die Gehörseindrücke
an den Schilderungen des Dichters haben. Liliencrons Landschaften wider-
hallen von fröhlichem Leben. Im Garten, im Felde, im Wald und auf
der Halde ertönt der muntere Gesang der Bügel, und zu ihm gesellen sich
die Stimmen der anderen Thiere, das Rauschen des Regens und die
mannigfachen Tongebilde des Windes.
Besonders empfänglich ist Liliencrons Gehör für militärische Klares
und Geräusche. Des Dichters eigene langjährige Soldatenzeit hat es hier-
für geschärft, und so erfaßt und behält es Vieles, was an dein Ohre eines
Anderen spurlos vorübergleiten würde. Wenn das Regiment im Gleich-
schritte vorübermarschirt, hört Liliencron, wie die Soldaten im Tncte der
Musik den linken Fuß ein wenig hörbarer setzen. Inmitten blühender
Getreidefelder verfolgt er ein Manöver, das er nicht sehen kann, nur mit
dein Ohre. Er hört das Knattern der Gewehre beim Einzelfeuer, das
Herantraben der Unterstützungen im Laufschritte, die runden Salven, das
Wirbeln der Angriffstrommeln und das aus weiter Ferne leise herüber-
tönende Hurrah der Angreifer. Geradezu elektrisireud wirken auf Liliencron

die Klänge militärischer Musik. Keine Entfernung hindert sein Ohr, dieselben zu erfassen.

Wenn der Dichter cnn frühen Sommermorgen der Geliebten entgegeneilt, hört er von dein zwei Meilen entfernten Lager — „unendlich schwach" — die Trommeln nirbeln urd die Hörner tönen. Aus seinen Träumen in der herrlichen Sommernacht wecken ihn die Klänge einer lustigen Jägercompagnie, die „fernen Wegs" vorüberschreitet. Im Roggenfeld« stehend, hört Liliencron den Vorwärtsmarsch:

„Weit hinter dem Getreideschlag,
Schwach wie aus einem TlMchen steigend."

Jeder Nerv spannt sich.

„Mein Stock pendelt nicht mehr!
Ich recke mich.
Um über die leis im Winde
Spielenden Halmspitzen zu schauen."

Die Musik kommt näher. Das geübte Ohr unterscheidet die einzelnen Instrumente:

„Tic türtische Trommel
Tie Necken,
Tie Tuben,"

und mit stürmischeu Zurufen begrüßt der Dichter die Grenadiere.

Die große Mannigfaltigkeit der Gehörseindrücke in Liliencrons Dichtungen ist nicht allein der Empfänglichkeit des Gehörs zuzuschreiben, sondern auch der Kraft, mit welcher dasselbe immer und überall, ungestört durch die Thätigkeit der anderen Sinnesorgane, seinen Äntheil am Gesammtbilde herauszugreifen und festzuhalten vermag. Selbst das geschäftige Treiben der Stadt ist nicht im Stande, das Ohr des Dichters in seiner Thätigkeit zu hemmen, und es hält, wenn Liliencron durch die Stadt wandelt, jeden Klang fest, der sich von dem trüben Untergrunde des verworrenen Straßenlärmes faßbar abhebt: Das Klingeln der Pferdebahn, das Pfeifen der Alsterdampfer, selbst den Klang des Sonnenschirmes, der in der Hand seiner anmuthigen Begleiterin ab und zu das Pflaster trifft.

Neben der Mannigfaltigkeit der Eindrücke des Gehörs ist es die Art und Weise ihrer Wiedergabe, welche bei Liliencron für die Feinheit der Entwickelung dieses Sinnes spricht. Zwischen den sinnlichen Eindrücken des Gehörs und den Eindrücken der anderen Sinnesorgane besteht insofern ein Unterschied, als die Eindrücke des Gehörs die einzigen sind, welche bis zu einein gewissen Grade durch die Sprache unmittelbar wiedergegeben werden tonnen. Die den Klängen und Geräuschen nachgebildeten Wörter sind nicht, wie die anderen Wörter, Lautzeichen, sondern, wie Lichtenberg sagt, eine Art Bilderschrift für das Ohr. Vollkommen lassen sich allerdings auch die sinnlichen Eindrücke des Gehörs durch die Sprache nicht wiedergeben,

der größte Theil ihres musikalischen Gehaltes geht auf dem Wege vom Geräusche oder Klange zum articulirten Laute verloren, und derselbe wird sich zum Gehörseindrucke stets verhalten, wie die Zeichnung zum farbigen Bilde. Die meisten Geräusche und Klänge, insbesondere Naturlaute, die sich oft wiederholen, sind so allgemein bekannt und ihre sprachlichen Nachbildungen sind so feststehend, daß auch ein Dichter, der nicht unmittelbar nach der Natur schildert und das geschilderte Geräusch oder den Klang nicht mit eigenem Ohr auf seinen musikalischen Gehalt geprüft hat, schwerlich ganz daneben greifen wird. Er wird den feinen Regen „rieseln" und den starken Regen „rauschen" lassen, den linden Wind „säuseln", den Sturm im freien Felde „brausen", in den Straßen der Stadt „heulen" und im Kamin „pfeifen" lassen. Er wird vom „Gezwitscher" der Vögel, vom „Brüllen" der Kuh uud vom „Wiehern" der Pferde, „Knurren" und „Bellen" der Hunde sprechen. Die richtige Anwendung dieser stereotyp gewordenen sprachlichen Klangbilder beweist deshalb noch Nichts für die Feinheit des Gehörs. Der echte Künstler unterscheidet sich aber dadurch von dem Handwerker, daß er auch die feineren Modulationen solcher Geräusche und Klänge mit seinem Ohr zu erfassen und wiederzugeben weiß. Und dies thut Liliencron, wenn er vom leisen Tone des „Vlattgewispers" .^spricht, oder von dem herzlichen Lachen seiner anmuthigen Begleiterin sagt, es plätschert über Silberstufen.

Bei der Erfassung und Wiedergabe von einfachen Klängen und Geräuschen ist Liliencron nicht stehen geblieben; sein Gehör befähigt ihn auch, complicirte Klangbilder in ihren einfachen Elementen zu erfassen und festzuhalten. So schildert er das Stimmengewirr der jungen Nauernmädchen, die er in Verwirrung gebracht hat, und bringt den musikalischen Gehalt des Glockengeläutes, die hohen, schrillen Töne und das unbarmherzige Hämmern der tiefen Töne in den Worten: „wimmern" und „dröhnen" zum Ausdruck. Trefflich ist die Schilderung der Sturmfluth in dem Gedichte: „Die Rache der Najaden". Strandbewohner haben auf Geheiß ihres fanatischen Pfarrers eine Najade getödtet. Sterbend flucht ihnen diese, und der Fluch erfüllt sich sofort. Ein Sturm zieht sich zusammen, man hört seine unheimlich klingenden Vorboten, das „Rollen" und „Grollen" des Meeres, dann bricht er mit furchtbarer Gewalt los. „Das fegt nnd donnert, pfeift und bebt und himmelhoch die Welle hebt". Mn tauchen die Najaden aus der Meerestiefe auf und schließen sich als Wellen zu einer mächtigen Woge zusammen. „Und Alles plätschert, planscht und schnauft in ewigen Wassersturz getauft." So wälzen sie sich in wüthender Hast dein Strande zu und überfluthen das Land weithin bis an die Stätte, wo der Mord geschah.

Am deutlichsten zeigt sich die Feinheit des Liliencron'schen Gehörs in der Auffassung und Wiedergabe von einzelnen Klängen und Geräuschen, welche die feierliche Ruhe der Dämmerung, die tiefe Stille der Nacht unter-

brechen. Viele derselben hat das Ohr des Dichters gleichsam im Fluge
erfassen und festhalten müssen, denn kaum erklingend ersterben sie wieder
und «mchen die Stille, die sie für einen Augenblick unterbrochen haben,
nur um so fühlbarer. Ein schönes musikalisches Dämmerungsbild enthalt
die „Erscheinung". Der Dichter kehrt Abends von der Jagd zurück und
schreitet über die Haide. Auf der Nachtkoppel macht er Halt und verliert
sich in Gedanken. „Große Stille lag um mich her, auch nicht der leiseste
Ton aus nah und fern drang an mein Ohr; nur einmal horte ich die
drei wie eine Klage klingenden Töne der Haubenlerche." Wie drei leuchtende
Punkte von dunklem Untergrunde heben sich hier die drei Töne der Hauben-
lerche von der großen abendlichen Stille ab. In dem Gedichte „Am
Strande" findet die Dämmerung den Dichter am Ufer des Stromes.

„Stiller ward
Im Umkreis Alles; Schwalben jagten sich
In hoher Luft: und aus der Nähe schlug
An's Ohr das Rollen auf der Kegelbahn.«

Allmählich ist die Nacht hereingebrochen:

„Bleischwere Stille gräbt sich in den Strom,
Indessen auf der Kegelbahn im Dorf
Beim Schein der Lampe noch die Gäste zeche»,
In gleichen Zwischenräumen bellt ein Hund,
Und eine Wiege knarrt im Nachbarhause."

Bietet schon diese Schilderung den Beweis, daß der Dichter dort, wo
der gewöhnliche Mensch nur empfindet, noch mit Klarheit sinnlich erfaßt,
so ist dies in noch höherem Grade in „Ehler Wittfoth" der Fall. Am
Gräbermale, unfern vom Waldesrande, in der Dämmerung des Winter-
abends erwartet der Dichter ein junges Bauermädchen. Trotz der fieber-
haften Erregung, in welche den Dichter die sehnsüchtige Erwartung verseht,
erfaßt er die in der Dämmerung auf der Haide erklingenden Geräusche mit
wunderbarer Sicherheit. Zu den bestimmten Geräuschen, dem Raunen des
Nachtwindes, dem Schrei des erhaschten Vogels gesellen sich unbestimmte
Geräusche, so schwer faßbar, daß man nicht recht weiß, ob sie wirklich er-
klingen oder nur in der erregten Einbildung eristiren, und vereinigen sich
mit den ersteren zu einem kleinen musikalischen Dämmerungsbilde von ge-
heimnißvoller Schönheit.

Das musikalische Nachtbild Liliencrons enthält das Gedicht, welches
— bezeichnender Weise — den Titel „Notturno" führt. Der Dichter be-
findet sich auf nächtlicher Wanderung:

„Um mich
Tic rauhe Nacht.
Feines Geräusch:
Hundegebell und wieder ruhig!
Ein Wagen und wieder todt;
Das Hom eines Wächters,

Und wieder stumm.
In meiner Nähe
Oeffnet sich, klingelnd, eine Thür;
Lichtschein fällt hinaus:
Ein Mütterchen ruft
Abschiebnchmenden zu:
„Kommt gut nach Hause."
Die Thür Ningelnd schlicht sich,
Und Alles ist wieder still.
Nur der Wind greift,
Ab und zu
In dm Busch und erstirbt."
Wer jemals nächtlich wandernd den Sinn offen hielt, wird die Wahrheit dieser Schilderung bewundern müssen.
Dein Gehör an Feinheit der Organisirung ebenbürtig ist Liliencrons Auge, das sich zur Auffassung der Formen, der Farben und des Lichtes in gleicher Weise geeignet zeigt. Wenn Liliencron körperliche Formen in's Auge faßt, löst sich vor seinein Blicke jenes sinnliche Moment los, welches für die Erscheinung charakteristisch ist und den Schlüssel zu derselben bildet. Die Leute, welche in die Ferne spähen, beschatten mit der Hand das Auge, der Dichter, der gespannt in die Gegend horcht, legt die Hand an's Ohr, das Köpfchen der Geliebten biegt sich beim Entgegeneilen in schamhafter Vermirung nach rechts und rückwärts, Amor schließt beim Zielen das linke Auge, und die Verwunderung findet im Antlitze der hübschen Schaffnerin dadurch ihren Ausdruck, daß ihre Augen „erstaunt sich weiten". So giebt Liliencron bei der Zeichnung körperlicher Formen gleichsam nur eine Linie, aber immer diejenige Linie, welche alle andern unwiderstehlich mit sich zieht, und wenn der Dichter in dein Gedichte „Das Blumenmädchen" sagt:
„Das ist zu uicl, ich faß ihr roh den Arm
Und will ... sie schlagen? . . . und sie beugt den Nacken."
so sehen wir nicht nur ein Mädchen mit gebeugtem Nacken, sondern ein Mädchen, welches vor dem drohenden Schlage in sich zusammenschrickt.
Mit weitläufigen Beschreibungen quält Liliencron seine Leser niemals. Dell betrunkenen Bauer, der im Stadtgraben eingeschlafen ist, schildert er mit den Worten: „Das linke Knie hat er herangezogen; mit offenen Lippen schnarcht der wüste Kerl."
So regt der Dichter in weisem Kunstverständnisse die bilderschaffende Phantasie nur an. Er giebt ihr Ziel nnd Richtung, ohne sie in ihrer freiwaltenden Thätigkeit zu heulmen, und mühelos formen sich unter dein leisen Drucke seiner Hand ihre Gebilde.
Mit der Schärfe der Auffassung verbindet Liliencrons Auge eine Kraft, welche es befähigt, den durch Bewegungen verursachten Veränderungen der körperlichen Formen zu folgen und dieselben festzuhalten, und zu beiden

gesellt sich schließlich noch eine bemerkenswerthe Schnelligkeit in der Auffassung.

Hand in Hand mit der sicheren Auffassung körperlicher Formen geht bei Liliencron feine Empfänglichkeit für die Farbe. Große Leuchtkraft gehört allerdings nicht zu den Eigentümlichkeiten Liliencron'scher Farbengebung, auch liebt es der Dichter nicht, in seinen Bildern die Farben unvermittelt neben einander zu stellen. Liliencrons Farben schimmern zart und gehen leise ineinander über, seine Farbengebung ist weniger kraftvoll als edel und anmuthig, aber innerhalb dieser Grenzen >voll feiner Abstufungen. Oft ist es nur ein einziger farbiger Strich, mit dem er ein Bild belebt, so wenn er das zarte Erröthen der Geliebten mit den Worten schildert:

„Auf ihre Wangen flog
Ein Purpur hin, wie schneller Wolkenschatten."

oder wenn er die hübschen Bauernmädchen in ihrer Verlegenheit „roth und röther" werden läßt. An die einfache und edle Farbengebung eines Gabriel Max erinnert das Bild, welches der Dichter in dem Gedichte „Unter Goldregen und Syringen" von der anmuthigen Schaffnerin entwirft. Er erzählt ihr muntere Geschichten und erfreut sich im Erzählen der biegsamen Gestalt:

„Den seligen Traum
Auf dem Pfühl in der Frühe
Hat sie noch nicht den schwarzen Haaren entschüttelt.
Aus den Nermeln um die Knöchel
Der braunen Hand
Fällt nngeknopft ein Streifen
Ihres groben weißen Hemdes,
Und auf dem Streifen
Haftet mein Vlick."

Drei farbige Streiche: das schwarze Haar, der weihe Streifen des Hemdes, die braune Hand, geben dem Bilde die ruhige, edle Färbung.

Am deutlichsten zeigt sich die edle Anmuth der Liliencron'schen Farbengebung in seinen Landschaftsschilderungen. Die Landschciftsbilder in den Meisterwerken der Dichtkunst sind ein schlagender Beweis dafür, daß die dichterische Thätigkeit einzig und allein in der Auffassung und Wiedergabe der Natur besteht. Es spiegelt sich in ihnen der Grund und Boden wider, auf welchem der Dichter verweilte und dessen Reize unwillkürlich in seine Sinne übergegangen sind. Bei Goethe bildet die Landschaft, so bedeutend sie auch an und für sich ist, wie bei jedem großen Menschenschilderer, nur die Staffage. Nichtsdestoweniger kann man in Goethes Dichtungen mit voller Deutlichkeit drei Landschaften unterscheiden. Die Iugenddichtungen des Dichters sind mit den lieblichen Bildern der süddeutschen Landschaft durchwebt, in seinen späteren Werken gesellen sich zur süddeutschen Landschaft

die Landschaft der Schweiz in ihrer großartigen Erhabenheit und die sinnliche Pracht der italienischen Landschaft. Bei den großen Lyrikern nach Goethe tritt die Landschaft sehr oft in den Vordergrund. Der Dichter wird zun« Landschaftsmaler. Welch' tiefgehende Verschiedenheit herrscht aber in diesen Landschaftsbildern' In den Schilderungen Conrad Ferdinand Meyers zeigt sich uns die Schweiz mit ihren hochragenden Bergen, ihren Gletschern, Matten und Seen. In der klaren Gebirgsluft treten die körperlichen Umrisse scharf hervor, die Farben glühen und stehen unvermittelt nebeneinander. Oft scheint der Pinsel des Dichters in leuchtendes Gold getaucht zu sein. In die Gedichte Mörites sind die silberhelle Anmuth und der milde und reine Farbenzauber der süddeutschen Landschaft übergegangen. In einem starken Contraste zu diesen hellen Bildern stehen die Landschaftsschilderungen Storms und Liliencrons. Die feuchte Luft der Heimat dieser Dichter breitet selbst im glühendsten Tageslichte einen Schleier über das Bild, dampft die Farben und laßt sie in zarten Abstufungen allmählich in einander übergehen, die Bilder der Dämmerung und der Nacht überwiegen. Insbesondere Liliencron ist der Maler der Dämmerung, in welcher sich die Farben verwischen, und des nächtlichen Dunkels, das die Umrisse der Korper sich scharf von ihren: Hintergrunde abheben läßt.

Unter Liliencrons Dämmerungsbildern ist die Haidelandschaft in dem Gedichte „An meinen Freund, den Dichter," das farbenhellste. Die scheidende Sonne umrandet die Spitzen weißer Niesenwolken in Gold und rothen Tinten. Im Lilaschimmer steht die Haide. Eine einzige Fichte, ein Hünengrab beschattend, erhebt sich im dunkelklaren Dämmer der leeren Haidelandschaft. Viel dunkler gehalten ist die Winterlandschaft in dem Heinrich von Reder gewidmeten Gedichte. Sie erinnert an Winterlandschaften der' holländischen Schule. Alle die Winterdämmerung charakterisirenden Momente sind in diesem Bilde erfaßt und wiedergegeben. Am Himmel dort, wo die Sonne unterging, liegen langgestreckte, helle Streifen wie vergilbte Negenbogenfarben. Drei, vier Kiefern, die sich mit den Fingerspitzen berühren, trennen sich vom blassen Himmel scharf ab.

„Ueber ihnen steht die milde Venus.
Zwischen Stein und Bäumen ziehen ostwärts
Flügelschwere, müde Krähenschwärme.
Ueberschwemmte, eiserstante Felder
Spiegeln fern des Lichtes letzten Schein."

Den Uebergang von diesen Dämmerungsbildern zu Liliencrons Nachtstücken bildet die Haidelandschaft in dem Gedichte: „Ehler Wittfoth." Von dem alteil Unthatzeichen aus überblickt der Dichter die Haide; kaum erreicht sein Blick noch den Nand des Waldes. Im Westen blinzelt ein Stern. Schwer dämmern die Wolken über die Haide, „und dunkel war's, einsam und menschenfern". Von dieser Schilderung ist nur noch ein Schritt

zu den beiden aus nenigen Farbenstrichen bestehenden Nachtbildern. Das
eine dieser Nachtstücke ist das Bild eines Parkes in einer Sommernacht.
Der Mond ist hinter dem Walde verschwunden.

„Die Kaiseilllien leuchten nur im Dunlel:
Vom Himmel hebt sich die Akazienlrone,
Ein wenig sich nach Westen nberneigend,
Wie sich ein Mensch wohl tmueind beugen mag
Auf ein geliebtes Grab."

Das zweite Bild, schwarz in schwarz gemalt, befindet sich im „Notturno";
durch ein offenstehendes Heck ist der Dichter auf die Koppel getreten und
hat sich auf einem Melkdreibein niedergelassen:

Um mich lagernde Kühe,
Grasende Kühe, die zerstreut,
Ueber die Kuppe
Sich langsam weiter äsend,
Scharf ausgeschnitten sind
Am blauschwarzen Himmel."

Liegt auch der Schwerpunkt der Liliencron'schen Landschaftsmalerei in
seinen Dämmerungsbildern und Nachtstücken, so darf man doch nicht an-
nehmen, daß der Dichter dein strahlenden Tageslichte geflissentlich aus dem
Wege gehe. Der Grund, weshalb in den Landschaften Liliencrons Dunkel
und Halbdunkel überwiegen, ist vielmehr darin zu suchen, daß die Heimat
des Dichters ein Land „mit ewiger Feuchte" und „seltenem Sonnenblick"
ist, und daß die etwas eintönige Landschaft im Tageslicht für das Auge
des schildernden Dichters weniger Neiz besitzt, als in der sanft ver-
schleiernden Dämmerung und im verhüllenden Dunkel der Nacht. Es läßt
sich sogar behaupten, daß die Seltenheit des Lichtes die Liebe des Künstlers
zu demselben erhöht hat.

Liliencrons Auge folgt den leisesten Regungen des Lichtes und erfaßt
es, wo und wie es erscheinen mag. Er sieht es im Wassertropfen, ob
derselbe nun nach dem Bade auf seinem nackten Arme glitzert, als Perle
den braunen Thonkrug besprenkelt, oder als Silbertropfen auf Baum und
Gras glänzt.

Aus der Pflugschar strahlt ihm das Tagesgestirn an: Morgen im
grellsten Weiß entgegen, und am Abend laßt es beim Sinken die Scheiben
der kleinen Fischerhütten wie Messingplatten blinken. Der Dichter verfolgt
das Licht im Glitzern der Meeresfläche und sieht es als blauen Duft über
den Wäldern fchweben. Selbst der strahlendste Glanz vermag sein Auge
nicht zu blenden. Dies beweisen die herrliche Schilderung des Iunimorgens
in dem Heinrich von Kleist gewidmeten Gedichte, die farbenglühende und
lichtdurchfluthete Skizze „Unter Goldregen und Springen", vor Allem
aber die „Wasserschwerllilie", in welcher dein Dichter das kühne Wagniß

gelungen ist, das uugemilderte grelle Tageslicht zu erfassen und in seinen« stechenden Glänze wiederzugeben. — So vereinigt das Auge Liliencrons alle Eigenschaften in sich, die das Auge des schildernden Dichters haben muß. Ebenbürtig an Feinheit der Entwickelung ist ihm unter den Sinnesorganen Liliencrons nur das Gehör, und es sind hauptsächlich die Eindrücke dieser beiden Sinne, aus denen sich die anmuthigen Schilderungen des Dichters zusammensetzen. Weitaus bescheidener ist der Antheil, den die Eindrücke des Tastsinnes an Liliencrons Schilderungen haben, die Eindrücke des Geruchssinnes sind kaum bemerkbar, und Eindrücke des Geschmacksinnes fehlen gänzlich. So bieten die Schilderungen des Dichters, die als Product der Wirksamkeit seiner Sinnesorgane erscheinen, auch die Handhabe, die Feinheit der Entmickelung dieser Sinnesorgane zu messen.

# Die Königin.

von

Detlev von Liliencron.

— Altena a. <L, —

üUein flinkes j)athchen führt' ich an der Hand
In einem schmetterlingdurchspielten Oaik,
wo sich vom Rocoeo noch Spuren zeigten.
Im alten Garten, mit geschloßncn Augen,
Denn alle Fenster hatten ihre laden
wie lider zugemacht, lag blaß ein schloß;
Die gelbe Malvenfarbe war vergilbt.
Im Schlosse wohnte einst die Königin.
Die einsame, verhärmte Königin.
Rein Mensch war rings zu sehn; nur einmal schritt
<L!n Invalide, Wächter dieser Wege,
vorbei, versunken in Erinnerungen,
Mit vielen Altersfalten im Gesickt.
Auf seiner Uniform erfunkelte
Die bunte Reihe seiner Ehrenzeichen,
von schlachten und von treuem Mannesdienst
Die Zeugenschaar. von langen Friedensjahren.
3« stelzte stolz und stumm der Krongardist
An uns vorüber und verschwand in: Grünen,
Nun setzten wir, mein j?llthenkind und ich
Uns auf die Vank dem Schlosse gegenüber,
lind ich erzählte meiner kleinen Detta
von jener schönen, guten Königin.
Die hier gewohnt und still gewandelt hatte.

Dann schlief, an mich gelehnt, der wildfang ein,
Einlüdet von der Hitze und vom Horchen.
Kaum daß ein Windhauch, wie ein Geisteigruß,
Zuweilen durch die hohen Ulmen seufzte;
sonst Alles ruhig, wie in ruhiger Nacht.
Mit ganz erglühten Väckchen schlief mein Oathchen;
Ich sah sie sinnend von der seite an
Und rückte mich und rührte mich nicht weg.
Um den gesunden Schlummer nicht zu stören.
so eine weile. Plötzlich kam das leben:
Am Erdgeschoß vorüber ging ein Mädchen,
Ein Cagelöhnerfind von vierzehn Jahren,
Aermlich gelleidet, barfuß und verhärmt.
Das schloß betrachtend, trug sie einen Korb,
vielleicht da? Essen für den lieben Vater,
sie glaubte sich allein: vorsichtig stellte
sie ihren Korb auf eine Fliesenschwelle,
Kann hob sie auf die Zehen sich und schaute
Mit Anstrengung durch eine ladenritze
voll Neugier in das Innre der Gemächer.
In diesem Augenblick erwachte halb
Mein f>athchen, sah mich an, noch voller schlaf,
sah dann das Mädchen an, erwachte ganz
Und sprach entzückt, mit immer größer« Augen,
sprach höchst entzückt: Da ist die Königin!

# Die Kunst im Hause.

von

K Meier-Graefe.

^- j?ai>5. —

^ie Klagen der Künstler über die schlechten Zeiten fangen wieder
an stereotyp zu werden. Nachdem eine Zeit lang der auf-
geklärte Bürger, der es sich leisten konnte, einen seiner Söhne
malen oder dichten ließ, pflegt man jetzt wieder den idealen Jüngling für
verloren zu halten, der sich diesem Beruf widmet, und dein praktischen
Vater fehlt es nie an naheliegenden Exempeln, mit denen er dem romanti-
schen Sohne den Verzicht auf hochgehende Pläne zu erleichter» vermag.
Die Verhältnisse sind in der That traurig. Sehr vereinzelte Berühmt-
heiten consumiren märchenhafte Preise, die Masse hockt zusammen und
hungert, schimpft auf den Bourgeois und bildet sich mit mehr oder weniger
Berechtigung zu Märtyrern aus. Das Schimpfen wird die Nahrung, von
der so Mancher bis an sein Ende lebt, die ihm so gewohnt wird, daß er sie
selbst dann nicht mehr zu entbehren vermag, wenn er die berühmte Ausnahme
geworden ist und etwas Solideres für den Magen gefunden hat. Denn auch
die gemachten Leute schimpfen, die erst recht, denn sie verdanken oft nur ihre
Carriöre dem besser ausgebildeten Organ, das sich nachher nicht abstoßen
läßt wie ein rudimentäres Glied; sie brauchen es auch noch, aus Kastengeist;
ihnen dient es den Andern gegenüber als Entschuldigung, daß sie berühmt
geworden sind: Das Publicum ist doch ein Esel. — Zweifellos wird einem
großen Dheil des Publicums mit dieser Qualification nicht übertrieben Un-
recht gethan. Man kann entgegenhalten, daß man durchaus kein Esel zu
sein braucht, wenn man Nichts von Kunst versteht. Die größten Intelli-
genzen haben, wie bekannt, gar Nichts davon verstanden, nnd die größten

Thorheiten über Kunst sind — was eher auffallen könnte — gerade von
den größten Künstlern ausgesprochen worden. Das ist vollkommen natürlich;
der Viel fängt erst da an, wo die Ueberzeugung, daß man in gewissen
Dingen einer ist und menschlicher Weise sein muh, aufhört. Schlimmer ist,
daß man sich heute und zumal in Kunstsachen weniger denn je zu dieser
Selbsterkenntnis) zu entschließen vermag, daß Jeder, der einen Frack, jede
Jungfrau oder Frau, die einen seidenen Unterrock besitzt, damit die Ver-
pflichtung angezogen zu haben glaubt. Etwas von Kunst zu verstehen, wahrend
allerhöchstens nur von einer Pflicht, die Kunst zu lieben, gesprochen werden
kann. Von dieser Liebe, namentlich von der, die über die platonische hinaus-
geht, wird heute immer weniger empfunden, je mehr die Kunstverständigen
in allen Landen zunehmen. An dieser Verkennung ist aber nicht das
Publicum schuld, auch nicht allein die Ungunst allgemeiner ökonomischer Ver-
hältnisse, sondern die Kunst, die Künstler, die für Erfolg oder Mißerfolg nur
das Schimpfen als Dank haben, die sich bei Gott und aller Welt beschweren,
daß das Publicum ihnen den Nucken kehrt, während sie es sind, die sich von
ihm entfernen. Es ist heute schon viel verlangt, den tollen Seitensprüngen
der modernen künstlerischen Entmiöelung zu folgen, fast eine Unmöglichkeit,
aus den sich diametral widersprechenden Ansichten der Berufskritiker über
einen und denselben Gegenstand sich ein halbwegs vernünftiges Urtheil zu
bilden. Aber angenommen, der bewußte reiche Mann fände die rechten
Kenner, bei denen er sich den Rath holen kann, den er sich selbst nicht zu
ertheilen wagt — was kann er sich von den Sachen, die der verständige
Kenner mit Recht für gut befindet, für sein Haus kaufen? Das ist der
springende Punkt. Der Kauf ist für den Künstler das untrügliche Zeichen
der Liebe, und zwar ist ihm im Mgemeinen das Symptom wichtiger als
der Beweggrund. So muß es im letzten Ende auch sein. Soll eine Kunst
festen Boden fassen, so darf sie nicht lediglich interessiren, es genügt nicht,
daß sie die Gelehrten zu Zeitungsartikeln anregt und auf die Litteratur
des Landes einen mehr oder minder wichtigen Einfluß erlangt; im All-
gemeinen sind auch die Künstler vernünftig genng, weniger auf die ästhetische
Bedeutung der Schreibereien über sie zu sehen, als an die Möglichkeit
ihrer praktischen Folgen zu denken. Ueber diese pflegen sich aber die
litterarischen Maler immer noch sehr optimistischen Täuschungen hinzugeben.
Die gelehrtesten Dissertationen' können uns nicht den Besitz einer Frau
wünschenswerth machen, die den einngen Nachtheil besitzt, uns antipathisch
zu sein. Nicht viel anders ist es mit der auf Besitz zielenden Liebe zur
Kunst. — Es giebt Bilder, für die man schwärmt, und solche, mit denen
man gerne zusammen ist; diese beiden Sorten trennt eine Welt, der persön-
liche Geschmack, der Sinn, den das häusliche Individuum seiner Umgebung
mitzuteilen versucht. Ueber ein gutes Bild, das Einem zuwider ist, zu
schimpfen, gilt mit Necht als sehr unverschämt; aber es heißt von der
Objectivität zu viel verlangen, diese an sich guten Bilder zu kaufen. Der

Künstler, der es sich nicht wie der alte Watts leisten kann, auf jeden Verkauf zu verzichten, seine Bilder dem Staat zu vermachen und obendrein noch ein Haus für sie zu bauen, ist ökonomisch genöthigt, auf diese zwei Seelen in der Brust des allerbesten Publikums einige Rücksicht zu nehmen. Die Kunst, die das Haus beherrschen soll, und diese Tendenz haben — nicht einzelne Künstler — wohl aber alle gesunden Strömungen, treibt zu derselben Rücksicht eine ästhetische Pflicht. Man kann einer nicht unwesentlichen Richtung der modernen Entwickelung, gerade der, die sich in germanischen Landern mit den ungünstigsten kunstükonomischen Verhältnissen zu behaupten sucht, nicht den Vorwurf ersparen, jenen natürlichen Zwiespalt bewußt verschärft zu haben.

Man könnte sich bei dieser Gelegenheit den Ruf eines verstockten Reaktionärs zuziehen.

Darf man die Frage überhaupt aufwerfen?

Wie vermag man dem freien Künstler zuzumuthen, seine Muse in den Zwang anderer Leute Geschmack, dieses vergänglichsten aller menschlichen Dinge, zu stellen! —

Dies Ding ist, richtig angesehen, nicht so launenhaft als man denkt; natürlich, nicht der Geschmack, der abstract über das Bild mitentscheidet, fondern der, der es auf seine Beziehung zum häuslichen Milieu untersucht. Dieser unterliegt gewissen, nicht zu formulirenden Gesetzen, die wandelbar — Gott sei Dank — aber immer ganz zeitgemäß sind und nicht von der verschrieenen Moral des Bourgeois, sondern von den Nerven zeitgemäß reagirender Menschen bestimmt werden. Der Künstler, der in seiner Zeit wurzelt, der Moderne, wird sie zu fassen verstehen, und er braucht sich, wenn er sie beachtet, deshalb noch keiner Prostitution hinzugeben.

Die Tradition der deutschen modernen Malerei hält sich im Allgemeinen von solchen Versuchungen, mit dem Haus anzubinden, fern; und dies ist der beste Beweis für die genügend bekannte Thatsnche, daß sie bis 6»to noch nicht geboren ist. Es giebt ein paar Maler in Deutschland sowohl unter den älteren Modernen — Liebermann, Uhde, Kühl, Dorn Hih, Kurt Herrmann, Skarbina z. B. ^ wie unter den Jungen, die dieser Richtung fern stehen und beitragen, in Deutschland eine Tradition in gedachten! Sinne — freilich keine deutsche — zu schössen; es ist eine bittere Ironie, daß sich gerade diese geschmackvollen Leute mühsam Boden erobern, nährend manche Künstler in Deutschland, deren groß decorative alte oder junge Romantik überall hin, nur nicht in's Haus gehört, gerade dort Eingang finden. Es beweist, daß in Deutschland immer sehr viel Raum für gut oder schlecht gemaltes Gemüth und sehr wenig guter Geschmack zu finden ist. Die Cultur mutz dem echten deutschen Bourgeois durch das, was er Seele nennt, zugeführt werden, mit den Sinnen wird er nie ihrer Herr, und deshalb wird deutsche Hauskunst im breiteren Sinne immer Gute-Stuben-Romantik bleiben.

Als wir von einem zu mittelbarem Einfluß berechtigten Publikum
sprachen, dachten wir natürlich nicht an diese breite Masse, deren freie
Interessen von dem gemüthlichen Skat oder Tarock absorbirt werden, und
die für ihre Verdauung zuweilen eine gewisse, schwer zu bestimmende, Er-
hebung benöthigen, sondern an die paar Leute, die die Kunst unbedingt
brauchen, die geschmackvolle Intörieurs und möglichst wenig Gemüth haben,
wie dies im Allgemeinen der Zug der Zeit mit sich bringt. Diese Leute
kommen in Deutschland zu kurz. Nicht für sie malt der gesinnungstüchtige
Künstler, sondern für neutrale Räume; die Meisten denken überhaupt nicht
an den Raum, der das Bild einmal beherbergen soll, der Factor spielt nicht
einmal theoretisch eine wesentliche Rolle. — Wir reden von den guten, aber
nicht placirbaren Sachen, bei denen man bedauert, daß sie nicht gekauft
werden können. Welche Monstren aber hat diese Rücksichtslosigkeit, die nicht
durch großes Talent paralysirt wurde, schon hervorgebracht! Diese todt-
geborenen Kinder der modernen Originalitätshascherei, die nur dem einzigen
Zwecke dienen, in den großen alljährlichen Bilderbürsen aufzufallen, aufzu-
fallen um jeden Preis, auch wenn sie noch so schlecht gehängt werden. Miß-
lingt auch das, dann ist man mit der Welt fertig, dann wird nur noch für
die lieben Schnapsbrüder gearbeitet, die man in Deutschland doliömienZ
nennt, für die, die auch so weit sind, und die in dem schönen Princip der
aciiu,ir»tioii inutuLÜs und im bpater Is dourßsoiz, im Schimpfen vor Wem
Ersatz finden. So geht das bischen Talent zum Teufel, das viel zu wenig
war, die Rolle des großen Einsamen zu spielen, wohl aber bei bescheideneren
oder auch nur vernünftigeren Anfängen genügt hätte, einen Platz oder ein
Plätzchen im Hause zu finden, wo sich so manchem Kleinen neben den Großen
ein Unterschlupf bietet.

So entsteht das Proletariat in der Kunst, das traurigste von allen
und das relativ gefährlichste, weil es mehr wie jedes andere über Sug-
gestionen verfügt, die seine Propaganda erweitern, unter denen die nächste
die ist, den gut norddeutschen Specialausdruck „Knoten" mit dem französi-
schen Lotiöms zu übersetzen, — verkehrt wie so manches Andere, was man
von drüben herüberzunehmen glaubt.

Die Zeiten Murgers sind vorbei, es giebt auch in Paris keine
eigentlichen Loliömieu» mehr; man ist es nur so lange, als man muß, und
man ist es auf andere Art als die jnngen Helden in Deutschland, denen
das Wort nur der Mantel ist, unter dem alle nur denkbaren Geschmack-
losigkeiten erlaubt sind, und dessen malerische Falten dem genialen Faulenzer
so gut stehen. — Die Pariser Lodöins war nie Proletariat, sie sah nie
ihre Stärke in dem Mangel an guter Erziehung, jenes für die ästhetische
Gesittung so ungemein wichtigen Factors, und sie hat vor allen Dingen
stets sehr energisch gearbeitet. Die Zeiten sind sauer, Murgers wohl-
thuende Gutmütigkeit der Grisetten hat sich zu einer höchst objectiven
Schätzung der Verhältnisse entwickelt, nnd der junge Ecolier hat gesteigerten
>

Ansprüchen Anderer und seiner selbst zu genügen. Es sind sehr fleißige
und sehr zielbewußte Leute, man neckt wohl noch den guten Bürger, aber
nicht des Reckens wegen, sondern um ihm Appetit zu machen; auf diese
Leute würde der echte deutsche Bohßmien wie ein fleischgewordener Anta-
gonismus wirken. Sie halten es durchaus nicht unter ihrer Würde, dem
Bourgeois, wenn es auf den, einen Wege nicht geht, auf eine,» anderen
beizukommen zu suchen; sie behaupten, daß der Reichthum einer Persönlich-
keit gerade in der Vielheit der Wege beruht, die sie gehen kann, ohne zu
straucheln; sie sind es, die der Kunst das Haus erhalten, Kinder einer
mächtigen und glücklichen Tradition.

Es wird so furchtbar viel gegen die Convenienz in der Kunst ge-
wüthet, daß es an der Zeit ist, mal das Gegenbild der Medaille zu be-
trachten. Ueber den feilen Pinselträger zu reden, der dient, wo er herrschen
soll, ist überflüssig, er zählt nicht mit. Die starke Neaction gegen diese
Todsünde aber ist verdächtig, und geht sie über das selbstverständliche
Ziel hinaus, wirkt sie in ihren letzten Consequenzen ebenso unfruchtbar wie
jene. Es giebt Leute, die die stolze Devise I^rt pour I'^rt haben
dürfen, denen gar keine Fessel anhaften darf, deren haarscharfer Originali-
tät kein Steinchen im Weg liegen darf, an den, das kostbare Gut die ge-
ringste Schmälerung erleiden könnte; sie sollen nur schnell und möglichst
Alles abladen, ihre Werke, wo oder wie sie auch genossen werden, sind
unsterblich. Denen ist Alles erlaubt, sie müssen über Alles hinaus, wenn sie
überhaupt Etwas sollen. — Das sind möglicherweise zwei von Hunderttausend,
sie machen nicht eine künstlerische Bewegung aus, sie geben sie an, sie sind
angewiesen darauf, daß andere Leute mit oder nach ihnen kommen, die
die hingeworfenen Ordres ausführen, und diese kleineren Leute sind auf
die großen angewiesen, damit sie überhaupt Etwas zu thun haben. Das
leicht Sichtbare an den Großen ist das, was ihre Kleinen aufräumen, die
Großen bleiben in den Wolken und, weil sie für die Menschheit verloren
wären, wenn sie nicht Jünger hätten, darum ist die Welt diesen auch
dankbar und giebt ihnen nur dann den Schimpfnamen „Epigonen", wenn
sie ihre Arbeit nicht tüchtig verrichten. Alle künstlerische Entwicklung ist
Epigonenthum, und nur dadurch wird sie ästhetisch und praktisch möglich.
Die Originalität ist nur ein relativer Begriff. Und sie ist nicht nur eine
Pflicht, deren relative Vernachlässigung den Künstler ausscheidet, sie ist aucli
ein Recht, das verdient werden muh. Es giebt Bücklins, die absolut nicht
in einem wohnlichen Raum zu placiren sind, aber sie haben solche Macht,
daß sie die ganze Umgebung verschlingen, nicht von ihr zerstört werden.
Man kann sie allein in ein kahles Zimmer hängen nnd einen Stuhl vor sie
hinstellen, sie werden den Raum zum Palast machen. Und sie können in
einen: vollgepfropften Salon stehen, so werden sie Alles, was um sie herum
ist, zerknicken. Sie spotten des Intimen, aber sie dürfen es, ja, ihrer Art
nach müssen sie es, und sie bringen Ersatz. Für diese Leute allein sollte der

Staat seine Sammlungen halten, er hat die Mittel, sie würdig zu placiren, und wenn nun einmal die Menschheit an deni ungeheueren platzraubenden Schund der Jahrhunderte Kunstgeschichte lernen muß, so sind öffentliche Bauten da, die selbstständige decorative Wirkungen der Kunstmerke gestatten. Kleinere Leute müssen bescheiden sein und der Einsicht Raum geben, daß die Kunst nicht der unmittelbaren Beziehungen zur Mitwelt mangeln darf, wenn sie überhaupt etwas praktisch mit den Mitlebenden zu thun haben will. Reactionen müssen freilich sein, ohne sie keine künstlerische Entwickelung, und die Leute, die sie schassen, haben gewöhnlich das Pech, mit dem Genuß des eigenen Schaffens zufrieden sein zu müssen. Diesen großen Leuten thäte man Unrecht, wenn man sie unglücklich nennen und sie bedauern wollte. Der Laie kann jedenfalls nicht dafür, daß sie leiden; für ihn sind sie zunächst ohne Werth, er kann nicht verpflichtet werden, au jenen Reactionen actio teilzunehmen. Je heftiger die Kunst reagirt, je glänzender das unmittelbare Resultat des Kampfes, desto geringer wird die Fühlung nnt dem Laien sein. Erst wenn die Demonstrationen zu Ende sind, wenn der eroberte Besitz gesichert erscheint und die mittelbaren Culturwerthe extraHirt sind, wird die Kunst reif für die Wohnung, sie muß intim sein, um dorthin zu gehören, und von dem Barbarismus des großen Genies befreit fein. Denn der Laie will nicht von ihr zu kühnem Schaffensdrang angefeuert werden, er will der Empfangende sein, will Cultur aus ihr genießen, Geschmack, Harmonie, alles Momente, die nicht die wesentlichsten, aber äußerst kostbar sind, die wohl bereits in dein großen Werk des erobernden Genies stecken, aber für den Laien latent, und die ausgelöst werden müssen, wenn ihr Same Frucht treiben soll.

Deutschland hat vielleicht das größte Genie im Besitz. Es hat Menzel und Böcklin, die beiden Pole nwderner Kunst, vielleicht die größten. Und welchen Nutzen haben die Lebenden aus der Kunst dieser Größten gezogen? Sind das Kinder Menzel'schen Geistes, diese Leutchen, die vor einem Jahr in Berlin seinen achtzigsten Geburtstag feierten? Man hat lebende Bilder zu seinen Werken gestellt, das sagt ungefähr Alles. Was hat Spanien mit Goya anzufangen gewußt, diesem einzigen Künstler des modernen Spaniens, der in den: Jahrhundert gewaltigen Strebens wie ein Niese emporragt! — Es fehlen die Kleinen, und wie groß diese werden können, sie, die Nichts wie Cultur im Leibe haben, zeigt Frankreich, das Land, das politisch so leichtfertig und künstlerisch so wunderbar ökonomisch wirthschaftet, das die grüßte Kunst besitzt, nicht weil in ihm die größten Künstler geboren werden, sondern weil es die, die es hat, auszunutzen versteht, weil seine Kunst Schule macht, Tradition. —

Diese Tradition ist in erster Linie malerisch.

Dem Laien könnte paradox erscheinen, daß man das Malerische als besonderes Attribut einer Malerei hervorhebt: ein Blick in die deutschen Museen zeigt aber, daß eine Malerei sehr viele Qualitäten haben kann.

ohne diese eine, die wir der französischen zuzusprechen genöthigt sind, zu
besitzen. Die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts ist bis auf wenige
Ausnahmen immer litterarisch; all die Classicisten, die Nazarener, die Ge-
lehrten, die Cornelius und Kaulbachs, die reizenden Märchenerzähler
Rethel, Schwind, dann all die unoertilgbaren Humoristen, Novellisten,
Moralisten, dann endlich die Jungen mit ihrer ewigen biblischen Geschichte
oder ihren exotischen Phantasien — und im Hintergrunde der roensr äe
orouxo, die Patrioten mit ihrem gesinnungstüchtigen Historienbild: all
diese echt deutschen Künstler sind, gut oder schlecht, alles Ändere, nur keine
Maler; wohlverstanden die wirklichen Deutschen, d. h. die, die auf deutschem
Boden wurzeln, nicht die, die außerdeutschen Einflüssen nachgeben wie die
vorhin Genannten und Andere. Es giebt nur eine reine deutsche Aus-
nahme — Menzel, und den hat sein Berlinerthum gehindert. Schule zu
machen. Er erscheint trotz seiner innigen Verwandtschaft mit seiner Heimat
wie ein verwehtes Samenkorn, das allein in der Einsamkeit eine köstliche
Frucht getrieben hat; er, der einzig heimatliche Berliner, erscheint wie ein
Fremder unter den anderen Berliner Künstlern. Was Klinger und ein
paar Jüngere unter Menzel'schem Einfluß gemacht haben, ist nicht der
Rede werth; Klinger wurde unter Menzel zu einem Schauer-Romancier,
und er wäre nie der große Künstler geworden, wenn er an dieser Note,
die ihm von Menzel kam, festgehalten hätte. Andere haben Menzel als
Rococokünstler aufgefaßt; Keiner hat ihn künstlerisch aufgenommen. Es sind
Kinder anderen Geistes. — Damit soll nicht der Werth der Anderen ge-
schmälert werden. Böcklin, Thoma, Heider, Klinger sind Namen, die mit
Recht bleiben werden, und ob sich ihr Genie in ihrer malerischen oder
ihrer dichterischen Gestaltungskraft äußert, ist von unserem Standpunkt als
dein der dankbar Empfangenden gleichgültig. Böcklin ist sogar so sehr
Maler, daß er unsterblich wäre, auch wenn er uns nur seine Farben gegeben
hätte. — Was wir unseren großen Meistern hier in diesem Nahmen vor-
zuwerfen haben, sind ökonomische Erwägungen, die Nichts mit der Aesthetik
zu thun haben; sie gipfeln in dem Grundsatz, daß in unseren Zeilen keine
Gedankenkunst, und sei sie auch noch so groß, Tradition machen kann, und
daß der Versuch der Jünger, eine Schule um solche Meister HU schließen,
stets zu den grausamen Verirrungen führen muß, die selbst der große
Maler Böcklin an den Seinigen erlebt. Goethe bat nicht mit der Tiefe
seines Faustes den noch heute unübersehbaren Einfluß auf die moderne
Dichtung gewonnen, sondern mit den glänzenden Formen seiner Lyrik, an
deren Ausgestaltung die Tüchtigen der jungdeutschen Dichtergeneration beute
noch mit frischen Kräften arbeiten; und das, was in dem musikalischen
Wagnerianismus an gesunder Weiterentwicklung steckt, setzt nicht bei dem tiefen
Mysticismus des Meisters ein, sondern bei seiner gewaltigen musikalischen
Harmonie und Dramatik. Gesunde Schule macht nnr das Handwerkhafte an
der Kunst im weitesten Sinne des Wortes, und Künstler, die gar nicht

Handwerker sind, können nie gesunde Traditionen schaffen. Man denke an die ersten Führer der mvdernen französischen Tradition, der einzigen organischen Schule, die heute eristirt, an diese Rousseau, Corot, Dupr6, Millet, die nicht aus Italien oder Griechenland, sondern aus dem Walde von Fontaineblau herkamen, die besser malen als lesen und schreiben konnten, die Nichts von der Musik, aber sehr viel von jener Wissenschaft verstanden, die dem Maler mit offenem Sinn in der freien Natur anliegt. Von solchen Leuten, denen der Pinsel Alles war, konnte man lernen; ihre Gabe lag offen da wie das Gold im Quarz, und die Mittel, mit denen man es heben konnte, mußten jedem Maler mit offenein Auge einfallen. Hält man heute neben einen Millet einen Liebermann oder einen modernen Niederländer, so sieht man deutlich, wie das Neue aus dem Alten wurde; nimmt man die Coloristen, so findet man eine schnurgerade Linie von Delacroir zu Manet, Monet, Nenoir, Besnard bis zu den jüngsten Pointillisten, den Leuten mit dem ganzen Spectrum als Palette; denkt man an die Zeichner, so findet man in den Modernsten, den Nops, Forain, Vallotton alles das sorgfältig als Element erhalten, was die Alten, die Daumier und Gavarni, geschaffen haben. — Und diese innere Verwandtschaft hindert die Pariser Maler bekanntlich nicht, orginell zu sein. Zwischen Nenoir und Vesnard, zwischen Manet und Monet, zwischen Forain und Vallotton — uni immer ein paar eng zusammenhängende Glieder der Kette zu nennen — ist ein so augenfälliger Unterschied, daß der der französischen Kunst fernstehende Betrachter sicher keinen Zusammenhang herausfände. — Diese Leute sind durchaus nicht geistreich, aber daß es ihre Kunst sein kann, zeigen die brillanten Placatkünstler von Cheret angefangen, zeigen Phänomene wie Lautrec, in denen die Tradition ihre größten Triumphe feiert, denn sie sind nicht im Himmel gemacht wie bei uns, wo es nur gottbegnadete, vom Himmel gefallene und entsprechend seltene Genies giebt, sondern die Erde hat sie geboren, dieser fruchtbare, von vielen ruhmreichen Geschlechtern gedüngte Boden. Aber das Geistvolle in der Knnst eines Lautrecs, des Malers, der die beiden Elemente des Zeichners und des Coloristen, die Endglieder zweier Entwickluugsreihen in einer seltenen Verschmelzung besitzt, beruht nicht auf dem guten Einfall oder dem Witz, der, einmal angehört, verduftet; die Malerei wird nicht benutzt, um den Esprit auszudrücken, man ist in Paris so naiv, diese Methode für einen Mißbrauch zu halten; sondern die Farben- oder Liniencombination, die gerade dein Maler im Kopf sitzt, giebt den Geist. Wenn Lautrec im Theater seine Lieblinge, die eines solchen Malers würdigen Modelle, die May Velfort oder deren Schülerin Dvette Guilbert studirt, wenn er den ersten aller Kutscher Rothschilds in seiner Majestät beobachtet, oder einen berühmten Gauner in: Gerichtssaal während der Verhandlung skizzirt, so ist es nicht die Komik der Pose oder gar das Wort, das er auffaßt, sondern die Originalität der Linien und Farben, auf die er durch das Sehen gebracht wird. Er betrachtet vielleicht in Wirklichkeit

nur eine Secunde den Vorgang und um so länger sich selbst und empfindet dabei durchaus nicht die Lustigkeit, die nachher seine Bilder erregen; es ist ein vollkommen anderes Niveau, auf dem diese späteren, mittelbaren Restex-Wirkungen verlaufen, und vielleicht erklärt sich so, daß die meisten großen Humoristen im Leben durchaus nicht witzig sind, ja sogar zur Melancholie neigen, ein Fall, der übrigens bei Lautrec nicht zutrifft. Es ist nicht un-möglich, daß diese Orginalität später zum Weinen bringt, wie sie heute zum Lachen oder Lächeln nöthigt; jedenfalls wird sie immer das über der Freude und der Trauer stehende künstlerische Behagen hervorrufen, und das allein ist das Wesentliche.

Einer Schule, die an solchen Anschauungen schon seit Generationen festhält, kann denn auch kein Publicum den Platz rauben. Während man in Deutschland die Häuser zählen kann, in denen ein gutes „modernes" Bild hängt, und man den Besitzer immer als eine Art Ausnahmewesen betrachtet, fristen in Paris ein paar Dutzend großer und kleiner Händler mit der erclu-siven Specialität des Allerneusten ein ganz behagliches Dasein. Der Unter-schied zwischen „Modern" und „Unmodern" ist natürlich da, und geschimpft wird wie überall auf beiden Seiten, wenn man sich auch im Allgemeinen nicht io eingehend wie in Deutschland dieser Zeitverschwendung hingiebt. Aber, vor Allem, lebt in Paris nicht die eine Richtung auf Kosten der anderen, es giebt nicht diese schneidende ökonomische Grenze auf dem Markt, das Publicum ist unverhältnißmäßig besser erzogen, vermag daher Contraste viel besser zu ertragen; und es sind hier eben große Ströme, die contrastiren, nicht einzelne Individualitäten, die allein kämpfen. Man kann hier bald sagen, daß kein tüchtiger Maler geboren wird, der nickt sein Unterkommen findet, und wäre er auch noch so ercentrisch. Nur muß er Maler sein, ja nicht malender Dichter; gegen das hat man in gut künstlerischen Kreisen eine auf Deutsche fast komisch wirkende Abneigung, di« das große Unrecht einigermaßen verständlich macht, das vollkommen liberale Kunstkenner in-stinctiv der deutschen Kunst zufügen. Man ist so sehr auf der Hut vor allem Phantastischen, daß man selbst unserem Böcklin, der sich, wenn nicht über, sicher neben die größten Franzosen stellen kann, nicht gerecht zu werden ver-mag. Wenn einmal der interessante Versuch einer Vocklin-Ausstellung in Paris, der geplant wurde, gelänge, so würde, bin ich überzeugt, das Durch-schnittsurtheil der Verständigsten lauten: 0'68t Lurwux! — voüa Wut! —

Die moderne Kunst will vor Allem intim sein, intim im weiteren Sinne, indem sie alle Abstraction ausschließt und lediglich malerisch wirkt. Intim im engeren Sinne ist sie in Whistler geworden nnd in den Schotten, den letzten Erben der großen Landschcifterschule des Jahrhunderts. In Whistler ist jene Saat, die einst von Constable und seinen großen Vorläufern in denselben Boden gesät wurde, die sich in Frankreich zur Vlüthe entwickelte, zur größten Reife gediehen und dabei ist aus dem einfachen Landkinde, das in Wald und Feld spielte, eine sehr vornehme Dame geworden, die nur in

den Salon gehört und sich mit all der Cultur eines Velasquez und der Japaner umgiebt. — Aber die Reife ist ein idealer Moment und der Uebergcmg zur Ueberreife unmerklich; in dem vornehmen Matt, in der bis zum Aeuhersten getriebenen Discretion der Schotten liegt schon der Nothbehelf der Decadenten, sich in Schatten zu hüllen, um die Abnahme der Kräfte zu verbergen. — Während diese große ruhmreiche Bewegung zu Ende geht, steigt die rein französische, coloristische Richtung sicheren Schritts immer höher hinauf und kommt dem Hause von einer anderen Seite nahe, nach der hin sich eine noch unabsehbare Perspective eröffnet.

Schon das Placat, die glänzende Schöpfung des modernen Frankreichs, deutet den Uebergang der Kunst auf jenes Feld an, auf dem eine Epoche immer erst ihre Kraft zu beweisen hat, bevor sie den Anspruch erheben darf, stark genannt zu werden. Während bis vor Kurzem in den dein Hause unmittelbar dienenden angewandten Künsten nur ein schreckliches Gewirr alter und ältester Stile herrschte, während bei uns z. V. Placate, die nicht Neichsadlerrenaissance des ewig alten Döplers d. I. oder das Hellenenthum der Münchener verriethen, kaum denkbar waren, während Frankreich in seinem Louis XV. und XVI., England in seiner modernisirten Gothit erstarb, kommen nun, seit wenigen Jahren, hier und da Künstler auf die Idee, sich dem Kunstgewerbe selbstständig producirend zuzuwenden und dieses Stiefkind des Jahrhunderts an der reichen Ernte theilnehmen zu lassen, die die Kunst unserer Zeit bescheert hat.

Man erwarte von dieser Bewegung nicht von vorn herein das Unmögliche. Was bisher geschaffen werden konnte, ist bereits erstaunlich viel, aber es kann nicht geschätzt werden, wenn man nicht die Schwierigkeiten der Aufgaben, um die es sich handelt, erfaßt.

England fing wieder an, das England Whistlers und das dieser sehr vornehmen Präraphaeliten, der Morris, Burne Jones, Cranes, Shannons und Nicketts, die die mangelnde Originalität durch einen Geschmack zu ersetzen suchen, der dem alten Kern eine neue Schale giebt. England hat trotz dieser retrograden Richtung bisher am meisten erreicht, wenn man nicht das Einzelne, sondern die Mveaus in's Auge faßt. In den Tapetenstoffen und keramischen Sachen (namentlich den Kacheln), die hier nicht nur neue Gewerbe, sondern auch den dazu gehörigen Markt geschaffen haben, kommt zum Mindesten eine Vornehmheit des Farbensinns zum Ausdruck, die einen höchst wohlthätigen Einfluß erst mal auf das ganze England, dann auf das übrige Europa ausübt, und wenn für die decorativen Motive, die hierbei zur Verwendung kommen, noch die alten benützt werden, so versteht man das auf geistvolle Art.

Wieder drängt sich hier die Bedeutung einer Tradition als kunstökonomischer Factor auf. England ist von originalem Genie entblößt; hätte Deutschland nicht seine großen Einsamen, wäre es eine Wüstenei; England hat, wenn man von dem alten Watts absieht, nur die Kleinen, auch

Whistler ist kein Genie, sondern nur ein sublimer Culturmensch. Und trotz-
dem treibt dieses England seine Kunst tief in das Herz des Volkes hinein,
eine Kunst, die sich fast nur von Erinnerungen nährt; trotzdem hat es das
unzweifelhafte Verdienst, modernen kunstgewerblichen Sinn geweckt und die
große Frage zum ersten Mal wieder auf die künstlerische Tagesordnung der
Völker gesetzt zu haben, wenn es auch allein nicht im Stande ist, sie zu lösen.
Diesem Eklekticismus kamen Englands überseeische Beziehungen sehr
zu Hilfe. Mit dem Thee und dein Kaffee kamen halb zufällig die kost-
baren indischen Stoffe herüber, deren zarte Farben das Entzücken der Prä-
raphaeliten erregen mußten, die Bronzen, Drucke, Kakemonos Japans, über
die sich die Schotten hermachten, die Porzellane und Gläser Chinas,
endlich die Möbels asiatischer Culturcentren, die dem Gewerbe in die Hände
fielen. Man betrachtete aufmerksam, was man brauchen konnte, und be-
nutzte, da die einheimische Industrie den Anforderungen noch nicht nachkam,
die Colonien zur weiteren Fabrikation nach einheimischen Mustern. Man
lernte von Asien die Billigkeit und Vollkommenheit der Techniken, es ent-
standen große Geschäfte wie das Welthaus Liberty in London, in denen
diese Tendenzen fast im Handumdrehen ihren erfolgreichen commerziellen
Ausdruck fanden. — Am glücklichsten benutzte man Japan. Es diente Eng-
land nach zwei Seiten. Nicht nur die Schotten hatten ihren sehr wesent-
lichen Vortheil davon, auch die andere große Richtung, die Präraphaeliten,
schöpften aus derselben Quelle, und denen kamen aus Japan die wenigen
Tropfen gesunden Blutes, die den Präraphaelitismus am Leben erhalten.
Am stärksten äußerte sich der Vortheil dieser auf den ersten Blick merk-
würdigen, in Wahrheit nicht unnatürlichen Combination in dem englischen
Buchgewerbe und anderen kunstgewerblichen Gebieten. Beardsley und noch
Andere verstanden, die starre gothische Linie unter japanischen Motiven
wenigstens bis zum gewissen Grade zu verbergen und erhöhten auf diese
Weise ungemein den großen Neiz der englischen Bücher mit ihren brillanten
Schwarz-Weiß-Illustrationen.
Auf demselben Wege erhielten die Tapeten, die Kacheln ein modernes
Cachet, und diesem Einfluß verdankt London seine Bensons, die ersten voll-
kommen originalen Muster eines neuen Gewerbes, praktische Metallwallren
der denkbar größten Gediegenheit, die im Allgemeinen von allen Reminis-
cenzen an alte Stile frei sind. — Im Mobiliar versucht der Orient eben-
falls den archaisirenden Sinn der Engländer zurückzudrängen, hier hat er
mit dem modernen Empire zu kämpfen, das in England eine neue Heimat
gefunden hat, und Nichts erscheint begreiflicher, als daß England am hart-
näckigsten an diesen vorzüglichen Möbels festhält, die unter dem Naimn des
Begründers dieses Genres, Cheeppendale, berühmt geworden sind. In diesem
engeren Gebiet spielt Morris, der bekannte Dichterphilosoph und Künstler,
in dessen Druckerei, der TslulLcutr-I'i-sFg in London-Hammersmith, die
technisch besten, aber typographisch ganz archaistischen Lurusbücher, alle mit

der Hand und immer in wenigen Exemplaren gedruckt werden, eine nicht unbedeutende Rolle. Morris besitzt in London ein großes Magazin, in dem man gegenwärtig die besten Möbels und Stoffe findet, die in London gemacht werden. Hier kann man geradezu Wunderwerke des englischen Eklekticismus sehen, die theoretisch monströs sein müßten, thatsächlich dem Geschmack dieser Richtung das glänzendste Zeugniß ausstellen. Man findet die Empiremöbels mit gothischen Stoffen überzogen, und dergleichen Antagonismen, die nichtsdestoweniger harmonisch wirken und vor Allem durch ihre außerordentlich gelungenen Farbenzusammenstellungen fesseln.

Freilich wird mit allem Geschmack nichts Neues geboren, es sind stärkere künstlerische Potenzen nöthig, um eine kunstgewerbliche Bewegung zu schaffen, die etwas Eigenes haben soll. Andere Länder werden die Aufgaben fortführen, die England gestellt hat.

Zunächst ging die englische Bewegung auf Belgien über, d. h. Belgien empfand dieselben Einflüsse, denen England gefolgt war, aber nachdem sie durch das Londoner Gewerbe filtrirt waren. Es vermochte daher schon viel deutlicher zu scheiden, und es ging bei dieser Scheidung von streng modernen Principien aus, die in England noch vom Archaismus niedergehalten werden. In Brüssel hat sich diese Bewegung concentrirt und Pan de Velde, Lemmen, Van Rvsselberghe, Finch und Andere sind ihre Führer, Alles junge, von der französischen Coloristik herstammende Künstler, die Maler waren, oder noch sind. Diese Leute trachteten darnach, zunächst einmal Möbels, Stoffe, Teppiche, Tapeten :c. herzustellen, die zum Mindesten keinerlei Anklänge an die alten Stile zeigten und, wenn nichts Neues, zum Mindesten nichts Altes waren.

Auf diesem Wege sind die Belgier seit Kurzem, und da es Alles streng handwerksmäßige Künstler sind, werden sie Etwas erreichen; schon das, was sie bisher fertig gebracht haben, von dem man sich in dein Salon I/H,rt Ifuuveau, in Paris, in dem sie drei vollständige Räume complet eingerichtet haben, ein Bild machen kann, ist viel, vor Allem, weil es das richtige Princip zeigt. Zuweilen sind auch in der Ausstellung der I^ibi-6 NFtiiöti^v.6 in Brüssel einzelne gute Modelle dieser Künstler zu sehen*).

In dem benachbarten Deutschland ist von dieser Bewegung noch so gut wie gar Nichts zu merken, wenn auch einzelne Museen, namentlich das Hamburgische kunstgewerbliche Museum unter Iustus Brinckmann, neuerdings versuchen, mit diesen Bestrebungen des Auslandes eine gewisse Fühlung zu gewinnen. — Der erste moderne deutsche Künstler, der sich mit Kunstgewerbe beschäftigte, war Otto Eckmann in München, der sich bereits durch seine ausgezeichneten rein decorativen Schwarz-Weiß-Illustrationen und seine technisch sehr hochstehenden bunten Holzschnitte einen Namen gemacht hat.

*) Wir verweisen auf unsere Abbildung „Speisesaal im Salon 1,'^rt Xouve»u in Paris", der von Van de Pelde stammt.

?>e Kunst i>Â» tiause.
^^

Z
?/
Â»
Â»)
^

Eckmann hat ein paar keramische Sachen, namentlich eine sehr gelungene große Kachel niit figürlichem Schmuck, ein paar Thongefäße und gute Buntpapiere gefertigt, die unzweifelhaft Begabung für das Gewerbe verrathen, und arbeitet gegenwärtig auch an modernen Möbels.

Ein anderer ist Professor Köpping in Berlin, der bekannte Radirer, der im vorigen Jahr zur allgemeinsten Ueberraschung mit Kunstgläsern hervortrat, die zuerst in der erwähnten Ausstellung 1/^.rt Nouveail zu sehen waren und jetzt, nachdem viele von ihnen in den Besitz von öffentlichen (Nusö« äs I^xemdourF) und privaten Sammlungen übergegangen sind, populär werden. Sie frappiren durch ihre ganz originalen Formen, die nicht nur von einem unübertrefflichen Geschmack, sondern vor Allem von richtiger Auffassung des Materials zeugen, und haben die Aufmerksamkeit aller Freunde der modernen Bewegung erregt. Zuletzt hat sich diesen beiden Deutschen auf kunstgewerblichem Gebiet der Bildhauer Obrist in München mit tüchtigen, zum Theil vortrefflichen Teppichen und Stickereien zugesellt.

Ein anderes Centrum dieser Bewegung liegt, wie ich schon sagte, in Frankreich, wo bereits eine große Zahl von Künstlern in ähnlichem Sinne thätig ist und wo vor einem Jahre durch die Gründung des Salons I/^,rt Xouvsau in Paris ein Sammelplatz geschaffen worden ist, in dem alle Resultate der modernen decoratiuen Kunst der Welt, die künstlerischen Tendenzen gehorchen, ihren Platz finden und finden sollen.

Frankreichs specisische Bestrebungen sielen schon seit 10 Jahren etwa auf die Produktion der Gegenstände, die zwischen der Kunst und dem Kunstgewerbe stehen und die man hier mit „ndsstZ 6'art" bezeichnet. Diese Bestrebungen verlaufen auf zwei großen Gebieten, dem der Poterie (Keramik) und dem der Glaskunst; Gebiete, die gewählt wurden, weil sie die Entfaltung der specifischen Qualitäten der französischen Kunst gestatten, die, wie mir sahen, vor Allem koloristischer Art sind. In beiden Gebieten ging man von den beiden Ländern aus, die in der Keramik und der Glastunst bisher das Höchste geleistet haben: Japan und China, und dieser Anlehnung blieb man in allen Gebieten treu, die sich an die beiden ersten anschlössen. Wir werden sehen, daß diese Anlehnung, die sich zunächst in einer bedingungslosen, vollkommen bemußten Nachahmung äußerte, nicht dieselben Vorwürfe verdient, die man dein Archaismus der Engländer zumachen hat; es galt zunächst einen Ausgangspunkt zu finden, zunächst einmal sich die technischen Fähigkeiten zu verschaffen, die hier mehr als irgendwo anders bedeuten; man mußte erst lernen, bevor man wirken durfte, und der einzige Lehrmeister konnte nur der Orient sein. Hier fand man künstlerische Principien, die sich mit den natürlichen Anschauungen der Modernen vollkommen deckten. Das neuere Japan hat sich immer die Treue zur Natur bewahrt; nie ist dem Orient, so lange er künstlerisch erislirte, die intime Beziehung zum Hause verloren gegangen; hier fand man den Sinn, der in Europa erst geboren werden mußte.

Die ersten Töpfer waren der Maler Cazin, der Bildhäuer Carries und
der Südfranzose C. Massier, der sich mit dem brillanten Farbenkünstler
L6vy-Dhurmer zusammenthat und nach dessen Vorlagen kleinere und größere
Vasen, Schalen :c. fertigte, die bereits eine ganz französisch-coloristische Note
haben. In ihren metallischen Reflexen, ihrer südlichen Farbenpracht erkennt
man unschwer den Niederschlag der französischen Malerei; Massier nimmt
noch heute das Verdienst in Anspruch, der französischste Töpfer Frankreichs
zu sein. Diese Richtung wurde in Frankeich durch Luneville, Dalpayrat
und Lesbros, in Scandinavien durch den Dänen Kahler, in Ungarn durch
Zsolnay in Fünfkirchen und Budapest fortgesetzt.
Zsolnay bleibt bisher, obwohl er rein technisch in seinen Eosinmajoliken
sehr schöne Resultate erzielt, außerhalb der Bewegung und beschränkt sich
auf die Copie alter, namentlich türkischer Modelle; Kahler ist vollkommen
auf dem rechten Weg, er hat nicht den Farbenreichthum Massiers, dafür ist
er discreter und solider, er und Dalpayrat, der vollkommen auf die
metallischen Reflexe verzichtet und schwere dunkelblaue und rothe Farben an
originellen, ebenso schweren, massiven Modellen liebt, bilden etwa den
Uebergang zu Delaherche, dem Künstler, der heute wohl der beste Töpfer
ist, obwohl der am wenigsten originelle. Delaherche, der die Intentionen
Carries' fortsetzte, kommt den Japanern am nächsten, er verzichtet vollkommen
auf jede Selbstständigkeit, aber ich glaube, man thut ihm Unrecht, ihn
deshalb unter andere originalere, aber technisch nicht so vollkommene
Künstler zu stellen, denn es steckt in diesem Verzicht Delaherches auf die
Eigenheit eine Selbstüberwindung, die nicht hoch genug geschätzt werden kann.
Delaherche ist ein absolut nüthiger Uebergang und zählt daher in der
Geschichte dieser Entwickelung; es muhte einen Mann geben, der Japan
einholte und somit eine Basis schuf, auf der die in Japan unterbrochene
Entwickelung weiter fortgesetzt werden konnte. Diese Aufgabe hat Delaherche
als treuer Handwerker gelöst, und auf der von ihm geschaffenen Basis
gehen nun Andere weiter, vor Allem Bigot, der erste Künstler-Keramiker,
der Delaherches Erfahrungen benutzte, um die Keramik direct für das
Haus zu verwenden und nicht mehr ObMs ä'Hrt, sondern reines Gewerbe
zu schaffen. Bigot hat der Keramik fast binnen einem Jahre eine Zukunft
eröffnet, die ganz unübersehbar ist. Er hat die ersten praktischen Kacheln
gemacht, die nicht die archaistischen Linien der Engländer zeigen, sondern
sich dem Milieu modern empfindender Menschen natürlich anschließen,
discret in den Farben, discret in der Linie, soweit überhaupt von Linien
in seiner Composition die Rede ist. Im 1/^.rt Muveüu hat er außer
wundervollen Kaminen, die mit seinen Kacheln ausgelegt sind, eine Anzahl
gnendlich einfacher, vornehmer Trinkgeschirre :c. ausgestellt, die nicht besser
uedacht werden können.
Er ist übrigens auch technisch ein Neuer. In der Farbe entfernt er sich
von der französischen Tradition, der er auch mit seiner principiellen Einfach«

heit widerstrebt, er verwendet nur die braunen, grauen Töne der Schotten;
aber er belebt dieses Matt, in dem er neuerdings die Oberflächen mit einem
krystallinischen flimmernden Netz überzieht, das seine anz eigene Erfindung
ist und namentlich seinen Kacheln einen besonderen Reiz verleiht.

Die Glaskunst hat in Frankreich ihr ganz abgeschlossenes Centrum, in
dem auch zugleich wichtige andere Gewerbe moderner Künstler liegen: Nancy.
Der Begründer der Schule von Nancy ist Emile Gall6, der sowohl
für die Glas-, wie für die Mobiliarkunst in Nancy die Wege angegeben
hat, denen heute ungefähr alle Nancyer folgen.

Diese Colonie im Osten Frankreichs ist von dem Ideengehalt des an-
grenzenden Deutschlands nicht unberührt geblieben und ninimt eine Aus-
nahmestellung in Frankreich ein. Die einzigen französifchen Romantiker
leben in Nancy, sie sind alle Musiker, Wagnerianer, schwärmen für Bayreuth
und machen mit Vorliebe Gefäße für den heiligen Graal. Es flieht zum
Glück genug gesundes Künstlerblut in ihren Adern, um sie nicht an dieser
gefährlichen Klippe scheitern zu lassen; aber wenn Etwas die sehr bedeutende
Schule noch an ihrer vollen Entwickelung hemmt, so sind es diese „Ideen",
über deren praktischen Werth ich mich vorhin geäußert habe. Gallb wählt
für seine Gläser schwere Formen, in schweren Farbencombinationen, die in
der That Etwas von Wagner'schen Rhythmen haben, und in die decorative
Motive, auch figürliche Darstellungen mit dem Rade eingegraben sind.
Daum Früres u. n. traten in Gallös Fußstapfen und variiren seine Methode
in sehr geschickter Weise. — In den Möbels hat Gall6 einen sehr glücklichen
Griff mit der Wiedererweckung der Intarsien gethan, für die er alle nur
erdenklichen Hölzer nach geschmackvollen Zeichnungen — gewöhnlich Blumen-
motiue — verwendet. Nur fehlt bisher die nöthige künstlerische Oekonomie
in der Vertheilung der Farben und Motive, die Möbels sind zu überladen,
zu blendend, und die äußeren Formen nähern sich viel zu sehr dem Stile
Louis' X V.

Einer seiner intelligentesten Collegen ist Majorelle, der noch in dem-
selben Bann befangen ist und den überflüssigen Lurus, den wir heute nicht
mehr an unseren Möbels wollen, noch stärker betont als Gnllö. — Auch
in den sehr interessanten Nancyer Lederarbeiten Camille Martins, Prouvös,
Wieners, die ein lang vernachlässigtes Feld wieder bearbeiteten, kommen
ähnliche Principien zum Vorschein. Auf alle diese Bestrebungen wird der
frische Zug, der jetzt durch Paris weht, einen sehr wohlthätigen Einfluß
ausüben, namentlich der erwähnte neue Salon, in dem die Möglichkeit, zu
vergleichen, in denkbar bester Form geboten wird. Hier sind gegenwärtig
neben vielen schönen Pariser und fremden kunstgewerblichen und künstleri-
schen Werken, auf die in diesem engen Rahmen nicht näher eingegangen
werden kann, auch Erzeugnisse amerikanischer decorativer Kunst ausgestellt,
die zum Theil bereits in den Marsfeldsalons ausgestellt waren und
die durch den Chef des neuen Salons, dem durch Japan bekannten

S. Bing, nach Europa gebracht worden sind. Diese Werke nebst anderen, die man in der Weltausstellung von Chicago zu sehen bekam, haben die Augen der ganzen künstlerischen Welt auf Amerika gerichtet, auf das Land, das wir bisher glaubten wenigstens künstlerisch verachten zu können, nachdem es uns durch seine Industrie überholt hat, und das jetzt im Begriff steht, der Führer der gesummten modernen kunstgewerblichen Bewegung zu werden. Die Geschichte, wie Amerika zu dieser Führerschaft gelangt, klingt, inenn man an die künstlerische Entwickelung des Landes denkt, so paradox, daß es sich wohl lohnt, ein wenig näher auf diese Entwickelung einzugehen. Nazu sind die Nachrichten über amerikanische Kunst mancher Ergänzungen bedürftig. Ich kenne von euroräischen Berichten nur die Mittheilungen Vodes und Lessings und eine vor einem Jahre erschienene Abhandlung von "Bing, IH Oulwi-s sn H,m6riyuk!*), die ich im Folgenden mitbenutze.

## II.

## Aunst und Gewerbe in Amerika.

Malerei und Sculptur, die hohen Künste, die Traditionen verlangen und sich daher nicht verpflanzen lassen, konnten in Amerika nur Neflerperioden der europäischen Kunst hervorbringen, die all die zufällig zusammengewürfelte Buntheit zeigen, die das Völkerbild der europamüden Einwanderer aufweist. Es war natürlich, daß England, nachdem es dem Tochterlande die ersten Intelligenzen und die ersten materiellen Mittel zur Erschließung der natürlichen Kräfte des Landes geliefert hatte, auch zuerst für die Befriedigung der höheren Bedürfnisse sorgte, die mit der schnell wachsenden Wohlhabenheit entstanden. Eingewanderte Engländer machten die ersten amerikanischen Bilder, und die eingeborenen Maler, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auftreten und unter denen Robert Ferke etwa der Erste ist, malten mit englischer Palette. Coplen und Benjamin West ^ zwischen 1737 und 1820 — lebten die fruchtbarste Zeit ihres Lebens in England, dem West das zu werden suchte, was David der französischen Malerei war; er half den Engländern, die reiche Ernte der Nenuolds und Gainsboroughs zu verderben, ohne den Adel des französischen Classicismus zum Ersatz zu geben.

Copley brachte eine realistische Note in der Historienmalerei. Beide haben nicht die mindeste Beziehung zu ihrem Vaterlande, sie reihen sich als recht entbehrliche Glieder der englischen Entwickelung ein. Stuart mit seinen Portraits, der zur selben Zeit lebte. Trumbull, der alle seine Kameraden überdauerte (1756—1843), mit seinen Darstellungen des Befreiungskrieges, sind wenigstens stofflich Amerikaner; tüchtige Leute, die die richtige Anregung in England suchten und fanden. Ihr Wirken blieb ohne Einfluß. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte den ganz werthlosen Bestrebungen der

') 22 ms äs ?n>vsn«e ?n,i-i3.

Allston, dem amerikanische Renommisterei den Beinamen Tizian zulegte, Morte, Vanderlyn :c., die den ödesten Classicismus in ein Land einzuführen suchten, das im Begriff stand, sich durch Handel und Industrie zum ersten modernen Staat zu entwickeln.
Die Gründung einer nationalen Akademie in New-Dork (1825) änderte daran Nichts, sie schien im Gegentheil eher das Signal zu einer vollständigen künstlerischen Deroute zu geben. Kein europäisches Stilchen war zu klein, um nicht noch drüben sein Diminutiv zu finden. Man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn man die amerikanischen Museen durchwandert, sie scheinen Begräbnißstätten der europäischen Malerei, und in die Moderluft, die dem Besucher entgegenströmt, wenn er von der lebenstollen Straße in diese Vildergewölbe eintritt, mischt sich der Geruch der alten deutschen Tabakspfeife, den man fast schon vergessen hat, und erhöht die graue Melancholie des Ortes. Hier hat die ewig vorgestrige Kunst, die in Deutschland fünfzig Jahre lang freudlos geherrscht hat, ihre letzten Seufzer ausgestoßen, und die nicht unberechtigte Vermuthung des Europäers, es könnte nichts Traurigeres geben, als eine Berliner Nationalgalerie, wird hier zur Übertreibung. Um das Paradox dieser Kunstgeschichte auf die Spitze zu treiben, haben zufälliger Weise die Düsseldorfer hier am längsten gehanst. Emanuel Leutze brachte sie gegen Mitte des Jahrhunderts mit. Er fand den Unterschied zwischen den beiden Continenten nicht so bedeutend, unl nicht auch Amerika den akademischen Schlafrock umzuhängen, der vorher vom Rhein aus seine unbehagliche Wärme über Deutschland verbreitet hatte. Zugleich verarbeiteten Leslie und Sidney Mount die deutsch-englische Anekdote mit amerikanischen Pointen. Aus der europäischen romantischen Landschaft machten Cole und Bierstadt seine sogenannte amerikanische, die ebenso gut auch in England oder in Deutschland liegen konnte. Der Vollständigkeit halber nahm man in Hunt, den beiden Füller und Anderen auch die Fontainebleauer herüber. Alle diese Richtungen, die in Europa wuthentbrannt aufeinander losschlugen, vertrugen sich hier auf's Beste, und das Publicum fand Nichts dazu zu bemerken.
Immerhin arbeitete sich aus der Landschaft langsam ein Localton schlecht nnd recht heraus. Amerika bekam endlich junge Leute, die wenigstens einen schüchternen Versuch zur Bildung einer fortschrittlichen Gruppe machten und die Beeinflussungen, die sie brauchten, nach den Bedürfnissen ihres Landes wählten. Sie thaten sich zu der Hudson River School zusammen, aus der Gifford und die drei Morgan, Hamilton und Andere hervorgingen, die zum ersten Mal in Amerika unter Turners Einflüsse intensive Lichtstudien machten, und von denen aus vielleicht mit einiger Phantasie"'eine Brücke zu den, späteren Harrison geschlagen werden kann. Die Landschaft blieb die Domäne der künstlerischen Amerikaner, sie erhob sich in Inneß und Tryon zur europäischen Höhe, ohne sich jedoch von der modernen Kunst der alten Welt ?u entfernen.

Dieser ist sie auch heute noch treu, und zwar hat Frankreich, wie
dies natürlich ist, die Rolle der ständigen Erzieherin übernommen. Heute
ist es weniger als je nwglich, von einer amerikanischen Malerei zu reden,
so viele vortreffliche Maler auch in Amerika geboren werden; wir brauchen
nur an Sargent, Alexander und Whistler zu erinnern, deren Würdigung
in diesem Rahmen der historischen Logik mangeln würde und deren Ab-
stammung, wenn sie überhaupt von Interesse ist, nur beweist, daß man die
Gebiete künstlerischen Schaffens nicht mehr nach geographischen Begriffen zu
trennen vermag. Die Bedeutenden leben fast ausnahmslos in Paris.
Was den Allermeisten von ihrem Geburtsland anhaftet, ist die große Ge-
schicklichkeit, sich in Scene zu setzen, und das einzige Amerikanische an ihnen
ist der Preis, den man für ihre Bilder zu zahlen genöthigt ist.
Dagegen kann man bei einzelnen graphifchen Künsten von einer ge-
wissen localen Zusammengehörigkeit der Amerikaner, namentlich in technischer
Beziehung, reden. Vor Allem bei dem Holzschnitt. Was in der Welt-
ausstellung in Chicago auf idiesem Gebiet in die Augen! stach, war diese
ausgezeichnete Sammlung von Schnitten, die eine geradezu verblüffende
Technik verriethen. Es waren meistens Namen, von denen man noch so
gut wie gar Nichts gehört hatte; die besten Sachen waren mit King Francis,
Johnson, Powell, Putnam u. A. bezeichnet. Manche waren als getreue
Reproductionen Hunt'scher und Fuller'scher Bilder historisch interessant.
Andere hatten sich an die Uebertragung specifisch koloristischer Maler, wie
z. N. Dannat, gewagt — King Francis, der vielleicht der interessanteste
mar —; die meisten aber waren Originalarbeiten nach der Natur. Die
Sammlung, die übrigens später auch in Berlin und Wien ausgestellt war,
hat die Deutschen sehr interessirt und dient vielleicht als Anregung, diese
bei uns gänzlich vernachlässigte Technik wieder aufzunehmen. Welche Wir-
kungen man mit ihr erreichen kann, zeigten diese in Holz gegrabenen'Natur-
stimmungen, deren Intimität an die Feinfühligkeit schottischer Maler er-
innert. Freilich konnte man daran auch ihre Grenzen erkennen. Bei
manchen Arbeiten ging die Technik in eine amerikanische Virtuosität über,
die in andere Techniken eingriff, ohne deren Eigenthümlichkeiten zu erreichen.
Man sah Radirungen in Holz, die eher den Eindruck geschickter Falsifikationen
als den originaler Werke machten und daher, fo sehr ihre manuellen Werthe
imponirten, kalt ließen. Diese Verwechselung des Kunststückes mit der
Kunst, das Kennzeichen seder traditionslosen Cultur und daher nirgends so
wie in Amerika am Platz, wo das Princip des noch nie Dagewesenen ent-
scheidet, entsprang auch dem Mangel an rechtem Verständnis; für den
Stoff, den man der Technik unterwarf. Es gab fehr wenige Blätter, die
an künstlerischem Werth einem Holzschnitt von L^veillü nach einer Rodin'schen
Sculptur gleichkamen, dessen größter Reiz in dieser wunderbaren Benutzung
der natürlichen Qualitäten des Schnitts, in der geradezu idealen Wieder-
gabe der Technik der Vorlage besteht. Die Amerikaner sollten sich diesen

tüchtigen Franzosen zum Muster nehmen, der seiner Kunst, indem er sie bescheiden unter eine andere stellt, den größten Gefallen erweist und zugleich der Sculptur das langentbehrte Mittel gewahrt, in: Bilde gewürdigt werden zu können; ein Mittel, das die mechanischen Neproductionsverfahren, die Feinde aller Sculptur, auf das ihnen gebührende Niveau zurückweist. Es war übrigens bedauerlich, daß der Nahmen der Ausstellung so eng gefaßt war und man die alteren amerikanischen Holzschneider ausgeschlossen hatte, z. B. den vortrefflichen Cole, der den „Olä Italien Ila3tsr8" das geworden ist, was Köppings Nadirnadel für Nembrandt bedeutet.
Ebenso wenig wie von einer Geschichte der amerikanischen Malerei oder uoch weniger kann von einer amerikanischen Sculptur die Nede sein. Hier erübrigt sich der Versuch zu einer nationalen Geschichte vollkommen. Die öffentlichen Statuen sind noch schlechter als die Masse der europäischen, fast alle im ledernsten akademischen Stil und im ärgerlichsten Contrast zu dem amerikanischen Straßenbild. Die paar besseren Sachen, die man in den Sammlungen findet, stammen der Art nach aus Frankreich. Die Sculptur wird erst interessant, wo sie einerseits in die Architectur, anderseits in die Kleinsculptur übergeht und sich zu den angewandten Künsten rechnet. Sobald man diese in Amerika sehr scharf gezogene Grenze überschreitet, kommt man in ein neues Land, das ebenso überrascht wie der blühende Frühling, den man nach einer langen Nachtfahrt durch Schnee und Eis plötzlich des Morgens erblickt. Amerika war sonach der Boden, die unsinnige Einbildung, nach der der Künstler nur zum Malen und Nildhauen da sei, zu brechen. In Europa sind es die Demokratien allein, die künstlerisches Gewerbe inachen, und sie rechnen sich die Weitherzigkeit ihrer Künstler als besonderes Verdienst an. In Amerika findet man die Sache nicht der Nede werth, und diese Selbstverständlichkeit, mit der man über dieses gefährlichste akademische Vorurtheil hinwegging, war nur in einer Republik ohne Culturgeschichte, nur in eine»: Lande möglich, in dem zwischen einem Schienenarbeiter und einem Geheimrath nur der Unterschied der Einnahmen geltend gemacht wird. Es waren aber ursprünglich auch zweifellos recht banausische Principien, aus denen man folgerte. Während die Rückkehr zum Kunstgewerbe in Europa die Folge einer unrichtigen künstlerischen Entwickelnng war und erst eintreten konnte, nachdem man in den großen Künsten höchste Niveaus erreicht hatte, war dieselbe Bewegung in Amerika die allererste selbstgezogene Culturblume, die ans einem sozusagen unbeackerten Felde ersproß. Man kann für den mysteriösen Kreislauf aller Cultur kein schlagenderes Beispiel finden. Denn die hundert uud fünfüg Jahre, wahrend deren in Amerika eine Kunst gemacht wurde, die alles andere, nur nicht amerikanisch war, hatten nicht den geringsten Eindruck hinterlassen. Man baute Galerien, weil mau sich duukel erinnerte, daß es in Europa auch etwas Aehnliches gab, man kaufte sich Bilder, weil doch irgend Etwas an den Wänden hängen mußte, und es fehlte

durchaus an Zeit, zu constatiren, daß diese Bilder unsäglich schlecht waren. Sobald sich aber etwas Anderes fand, das demselben Zweck diente, aber praktischer war, griff man darnach, und die Einsicht, daß das, was man nun hatte, in Europa eigentlich nicht für rechte Kunst galt, änderte daran Mchts. Denn so sehr sich auch manche europäische Vorurtheile drüben in köstlichen Verzerrungen widerspiegeln, nie läßt sich der Amerikaner von dem abbringen, was er praktisch fand; in dieser Schätzung des Werthes hielt er sich stets allen Völkern für weitaus überlegen. Diesem praktischen Sinn widersprach jede abstracte Kunst vollkommen, und mit wachsendem Selbst-bewußtsein schwand das Verständniß für den Brauch, sich Sachen zu kaufen, bei denen man nie sicher sein konnte, dem in Amerika fast schändenden Geschick zu entgehen, über's Ohr gehauen zu werden. Die Duldsamkeit, gewisse Begleiterscheinungen der durch jungen Reichthum erlangten Würde zu tragen, ist in dem Parvenü Amerikas bei Weitem geringer ausgebildet als in Europa, wo gewöhnlich erst die Kindeskinder in den naiven Genuß des Vermögens gelangen. Man verstand die Bilder nicht und wußte Mchts damit anzufangen; dem naiven Sinn ging ganz von selbst der geringe Werth dieser Kunst an intimen, für das Haus verwerthbaren Reizen auf, und es war nicht der versteckte Varbarismus des übertünchten Wilden allein, sondern ein sehr natürlicher Geschmack, der die Bilderkunst immer mehr zurückdrängte. In Ermangelung von etwas Besserem wird die Tradition des Amerikaners die, mit allen anderen zu brechen, mit der ganzen Malerei, mit der ganzen Sculptur. Keine Kunstwerke mehr in dem alten Sinne des Wortes, jeder Gegenstand des häuslichen Milieus muß den: Gebrauch dienen können; aber jeder Gegenstand mit eben der künstlerischen Liebe erdacht und gemacht, die die Europäer nur bei der Production ihrer prätensiösen hohen Kunst verwenden. Mit diese»«, in seiner ersten Entstehung rein rationellen Theorem wird das barbarische Amerika mit einein Schlage ün äs »itzols für Europa. Es bricht das gewaltige Prestige der europäischen Kunst, indem es zeigt, wie man ohne das fertig werden kann, ohne deshalb eine tiefere Culturstuse einnehmen zu müssen, ja, es wird vom verachteten Epigonen zum Führer seines ge-alterten Erziehers und giebt ihm eine neue Aesthetit, die dem ausgesogenen Culturboden frische Nahrung zuführt.

Es ist in der That heute zu einer Frage geworden, ob Bilder und Sculpturen, ob diese ganze, reine Kunst überhaupt nüthig ist, um uns die ästhetischen Freuden zu geben, deren wir bedürfen. Das vornehniste künstlerische Milieu, das japanische, war nicht weit davon entfernt, diese Frage zu verneinen. Das amerikanische geht weiter, es basirt auf der Voraussetzung, daß allein schon die denkbar vollkommene Nützlichkeit eines von Menschenhand gefertigten Gegenstandes genügt, um ihm ästhetische Werthe zu geben. Diese Werthe müssen nothgedrungen neu sein, denn sie belegen neue Sensationen, ihre Formen entspringen modernen Bedürfnissen,

modernen Materialien, modernen Erfindungen. Sie sind logischer Weise
vollkommen unvereinbar mit den Werthen früherer Epochen und können
daher im Princiv Nichts mit früheren Stilen gemein haben. Sie erscheinen
überhaupt nicht als Kunstwerthe im alten Sinne, denn die Eigenheit, die
sie verrathen, deckt sich nicht mit dem, was die alte Aefthetik unter dein
Begriff Stil verstand. — Und doch ist diese Schöpfung die organische
Folge nicht nur der modernen Zeit, sondern auch der in der Gegenwart
wurzelnden modernen Kunst; sie allein ist im Stande, alle bisher noch ver>
borgenen Genuhwerthe dieses großen Jahrhunderts auszulösen, in > sie
gehen die Bestrebungen aller modernen Kunstländer auf, und sie allein
vermag dem nächsten Jahrhundert das zu geben, was dem unsrigen un-
erreichbar blieb: einen neuen Stil im einzigen Sinne des Wortes.
Schon in der amerikanischen Architektur neueren Genres kommt diese
Bewegung zur Geltung. Ich meine nicht die reizenden, von Japan be-
einflußten, Landhäuser, die noch an die Colonialzeit erinnern, sondern
diese ganz modernen Riesenbauten der großen Städte, die den Europäer
am allermeisten verblüffen, Zeugnisse für einen genialen Sinn für das
Nothwendige und zugleich für ein packendes Stilgefühl. — Auch die amerikani-
schen Architekten waren zunächst angewiesen, auf Vorhandenes zurückzugreifen,
aber sie hatten dabei nach ein paar Fehlgriffen im Anfang eine außer-
ordentlich glückliche Hand. Nachdem man eine Weile alle Launen Europas,
Griechenthum, Gothik und die französische Renaissance mitgemacht hatte, siel
der geniale Richardson auf den romanischen Stil. — Dem Leser, der
Amerika nicht kennt und an die erschütternd mächtigen Bauten denkt, die sich
bei uns aus der romanischen Zeit erhalten haben und in die Gegenwart
wie erstarrte Drohungen der Vergangenheit hineinragen, wird es schwer be-
greiflich erscheinen, wie gerade dieser älteste und ernsteste unserer Stile dem
neuen Lande natürlich werden konnte. Sobald man aber hinkommt und
die mit den unsrigen gar nicht vergleichbaren Bedürfnisse des Landes an
die Architektur erkennt, findet man diesen Stil so svecifisch anrerikanisch, daß
man seine Entstehungsgefchichte vollkommen vergißt. Nichts paßt sich so voll-
kommen diesen ungeheuren Dimensionen an, die die Ausdehnung amerikani-
scher Geschäfte verlangt. Nichts symbolisirt treffender die Stärke dieses
Volkes; erst in Amerika hat der moderne Götze Geld einen würdigen Tempel
gefunden. Diese großen Ofsicins durften nicht mit geschnörkelten Ornamenten
verziert werden; hier mußte die einfache Linie wirken, die große Fläche; der
Stil mußte sachlich sein wie das, was in diesen Häusern vorgeht; man
hielt sich frei von dem europäischen Nonsens, die Fayaden der Banken mit
zierlichen Liebesgöttern zu schmücken, während im Innern dieser Gebäude
durchaus nicht von Schelmerei und Liebe die Rede ist. Der Ernst des
modernen Erwerbslebens, die knappe Form, die über Haben und NichtHaben
entscheidet, die ganz und gar rationalistische Dentungsart des Amerikaners
kommt in diesem Stil zum Ausdruck.

Man nahm nicht das Romanische, wie man bei uns die Renaissance
nahm, wie man bei uns jeden Stil nimmt, der gerade einmal wieder
modern ist. Die einfache Uebertragung gäbe keinen Anspruch auf Origi-
nalität, und sie wäre unnatürlich. Man richtete sich nicht, wie dies bei
uns geschieht, nach geschichtlichen Vorbildern, man besaß zum Glück keine.
Das Romanische wurde von Anfang an vollkommen modisicirt, nnd in
den neusten Profanbauten ist in Wahrheit kaum noch Etwas vom Alten
erkennbar. Es lag Logik in dieser Modifikation, dieselbe Logik, die die
ganze moderne Cultur Amerikas durchzieht und die sie so stark und zukunfts-
sicher macht. Man machte den primitiven Stil noch primitiver und gab
ihm dafür eine Ausdehnung in's Grandiose, wie sie bei der ursprünglichen
Schöpfung infolge der dürftigen Mittel der Zeit nicht annähernd möglich
gewesen war. Dabei wurden Materalien verwandt, die erst die moderne
Technik verwerthbar gemacht hat, man besaß die Mittel, um auch mit dem
kostbarsten Gestein nicht sparen zu müssen, man ristirte Linienverhältnisse,
zn denen erst die neue Mathematik den Muth gab und deren Kühnheit
alle noch »«entdeckten Geheimnisse des vorbildlichen Stils offenbarte. —
Unter diesen Materialien spielt keins eine solche Rolle wie das Eisen, das
in Amerika eine Industrie geschaffen hat, mit deren Productionszahlen sich
selbst die glänzende deutsche Eisenindustrie, unser berechtigtster Stolz, weder
relativ noch mich absolut nur annähernd messen kann. Freilich läßt die
Verschiedenheit der einschlägigen Consumptionsuerhältnisse beider Länder
überhaupt keinen gerechten Vergleich zu, man weiß nicht, zu welcher Höhe
sich nnsere Eisenindustrie, die vielleicht die tüchtigsten deutschen Intelligenzen
besitzt, erheben würde, wenn der Bedarf größer wäre. — In der amerikani-
schen Architectur hat das Eisen etwa die Rolle angetreten, die in der
japanischen das Holz spielt. Es wurde der Nerv der neuen Architectur.
Es gab der Speculation die Mittel, mit der enormen Steigerung der Platz-
werthe in großen Städten wie New-Dork und Chicago gleichen Schritt zu
halten, indem es eine Ausnutzung des Platzes, namentlich eine Ausdehnung
der Häuser in die Höhe ermöglichte, an die früher nicht zu denken war,
und so diese zwanzig Stock hohen Paläste schuf, gegen die unsere höchsten
Gebäude wie Kinderspielzeug erscheinen. Es ist eine neue Architectur, die
sich in diesen Dimensionen äußert. Man konnte nicht einfach auf die
europäischen Häuser so und so viele Stockwerke daraufsetzen, um auf
amerikanische Höhen zu kommen. Dasselbe Princip machte den Wegfall
aller Innentreppen nothwendig, die übrigens kein Mensch täglich so und
so oft hätte erklimmen können. Es galt für Licht, Luft und die Er-
wärmung dieser Kolosse zu sorgen. Alles Probleme, deren Lösung erst das
neunzehnte Jahrhundert fertig gebracht hat.

Bing hebt in seiner lehrreichen Broschüre die weise Folgerichtigkeit
der amerikanischen Architectur hervor, die sich immer dem Zweck des
Gebäudes anschmiegt und dem Milieu Rechnung trägt, für das es be-

stimmt ist. Er weist dies speciell bei den Bahnhöfen auf dem Lande nach, die wirkliche ländliche Gebäude sind, daher nicht das Landschaftliche stören, sondern sich ihm unterordnen. Daran könnten ungefähr alle europäischen Bahnen, namentlich aber das Deutsche Reich lernen, das seine Gebäude in den kleinsten Städten mit recht überflüssigem und vor Allem rücksichtslosem Stilgepränge ausstattet, aus Bahngebäuden auf dem platten Lande Nürnberger Patrizierhäuser oder wunderliche Spätrenaissancebauten macht, die, wenn sie überhaupt da sein müssen, sich in die Städte verstecken sollten, und die in dem kahlen Gelände aussehen wie verlaufene Schafe, monströs und erbärmlich zugleich.

Dieser Sinn für natürliche Uesthetit bleibt nicht auf die Architectur beschränkt, er findet sein wahres Feld erst in, Innern der modernen Häuser. Wieder identificirt sich hier das äußerst Primitive mit dem, was uns heute als vornehmster Geschmack erscheint. Es ist, als ob die Amerikaner sich ungestraft den ungeheuren Umweg durch alle Stilcomplere zum Primitiven zurück schenken konnten und sofort die Mittel fanden, das praktisch Nothwendige zugleich in die ästhetischste Form zu bringen. Es ist bewundernswert!), daß dieser Weg nicht in einein Lande aus den Augen gelassen wurde, dessen rapid entstandene enorme Vermögen die größten Gefahren für jede künstlerische Entwicklung mit sich bringen mußten. — Man hat von dem amerikanischen Protz lange genug gesprochen. Zweifellos ist er da, wie er in Berlin, in London, Paris, überall ist; er wird immer und überall sehr breitbeinig im Leben stehen, während dem Geschmack die Rolle des Einsiedlers zufällt. Aber er interessirt uns nicht. Wenn wir vom Pariser Kunstleben reden, so meinen wir die zehn Leute unter Tausend, in Berlin meinen wir noch viel weniger: in manchen Kunstcentren sind diese Leute überhaupt nicht mehr, oder noch nicht da, und werden nur gedacht; wenn man der Illusion auf den Grund ginge, würde vielleicht überhaupt nicht mehr davon gesprochen werden. Jedenfalls kann man constatiren, daß diese kleine Gruppe in Amerika in beständigem Wachsen begriffen ist, sie findet dort Boden, sie bat den Vorzug der großen Mittel, der auch Paris und London zu gute kommt; denn wenn auch vielleicht die weltbekannten ganz großen Vermögen der Gruppe nicht angehören, so bedeutet das, was man in Amerika unter Wohlhabenheit versteht, schon so viel, daß künstlerische Aufwendungen in europäischem Maße kaum als Luxus angesehen werden können. Will es aber mal der Zufall, daß eines jener zahlreichen, ganz großen Vermögen in den Besitz des Geschmacks kommt, so ist.die Wirkung gleich kolossal. Für einen amerikanischen Crösus bedeutet es nicht zu viel, das Kunstbudget eines anständigen europäischen Staates aufzuwenden, und daß ein solcher Privatmann in irgend einer Richtung dann unverhaltnißmäßig viel mehr leistet, als eine staatliche Institution, die, wenn sie auch noch so kunstsinnig wäre, nie so subjectiv vorgehen kann, wie es die individuelle Ausbeutung der gegebenen Mittel verlangt.

liegt auf der Hand. Solche Fälle sind aber in Amerika nicht so selten wie bei uns, ja sie sind dank der höchst natürlichen Entwickelung der künstlerischen Verhältnisse der Zufälligkeit bis zu einem gewissen Grade entrückt, denn der Mensch, der in Amerika überhaupt modernen Empfindungen zugänglich ist, muß die Richtung mitmachen, die vor anderen den Vorzug voraus hat, die einzige zu sein. Die Freiheit des jungen Landes von mächtigen Erinnerungen der Vergangenheit, die bei uns stets die Augen nach rückwärts drehen, die in Amerika zur Armuth wurde, sobald man in frühere Stile zurück wollte, und aus allen Erzeugnissen dieser Tendenz lächerliche Caricaturen Europas machte; der Zwang, etwas Neues zu schaffen, da nichts Altes da war, die Empfänglichkeit des Volkes für alle spontanen Einfälle, die nicht wie bei uns sofort eine Welt von wohlverbrieften Rechten gegen sich haben: Alles das giebt dieser Entwickelung Sicherheit und Kraft. Wie stark dieses Vertrauen auf gesunden Fortschritt in breitere Bahnen hinein ist, beweisen die großen Etablissements, die dem neuen Interieur bereits dienen und die sich als verfehlte Gründungen erweisen würden, wenn sie nur Lurusbedürfnissen, also einem geringen Consum, zu dienen hätten.

Diese Zuversicht, die solche Speculationen riskirt, hat Amerika vor Europa voraus, und die macht es zum Führer. Bei uns bleibt die Weiterentwicklung den materiell unbeholfenen und schwachen Kräften der Künstler überlassen, schüchtern wagt sich hier und da mal ein gutes Möbel neueren Stils, ein gutes Objst ä'H.rt hervor; freilich giebt es große Fabrikanten wie die Gläsermanufacturen in Nancy, die künstlerische Sachen machen, aber diese Artikel sind nie die laufenden, sondern werden neben der schlechten Massenwaare gefertigt aus Sport- oder Reclamerücksichten. Die Gläser in Nancy kosten den Fabrikanten Unsummen, und wenn man nicht mit der laufenden Waare gute Geschäfte machte, gäbe es überhaupt keine andere.

In Amerika ist die Herstellung moderner kunstgewerblicher Arbeiten keine Liebhaberei mehr, sondern eine Industrie; sie bildet sogar einen directen Gegensatz zur Liebhaberei, man will solche Artikel, die mit modernen Mitteln, mit Maschinen, herzustellen sind, man geht also gerade von dem Punkt aus, dem man in Europa zu entfliehen sucht. Bei uns giebt man der Maschine die Schuld, die Decadence des Gewerbes verursacht zu haben, in Amerika sucht man zunächst die Perfection der Maschinen zu vergrößern und verlangt dann aber vor Allen» Aufgaben, die von der Maschine ebenso eract oder besser zu lösen sind wie von Menschenhand. Auch amerikanische Maschinen vermögen keine comvlicirten Holzschnitzereien oder geschnörkelte Bronzebeschläge so gediegen herzustellen, wie es in der Renaissance die Hand des Arbeiters vermochte. Aber anstatt dieser Schwierigkeit auf den beiden unnatürlichen Wegen zu entrinnen, die man in Europa geht, wo man sich entweder begnügt, schlechte und billige, oder theuere und gute Schnörkeleien zu machen, nimmt man den nächst liegenden: man schafft die Schnörkelei ab.

In der Vervollkommnung der Maschinen ist man viel weiter als
Europa. Man hat das von der Großindustrie gelernt; da die Arbeiter
entweder sehr theuer oder ganz unbrauchbar sind, und da bei den großen
Productionszcchlen die Kosten maschineller Anlagen eine viel geringere Rolle
spielen als bei uns, geht man in dem Ersatz der manuellen Kräfte durch
die mechanischen so weit, wie es nur menschlicher Erfindungsgeist erlaubt.
Nun ist es keine Frage, daß, wenn die Maschine nicht die künstlerische
Willkür der Hand wiedergeben kann, sie jedenfalls bei geraden Flächen,
z. B. bei Intarsien in Möbels und Täfelungen nicht nur ebenfo gut, sondern
besser als die Hand arbeitet. Diese Einsicht traf mit der Ueberzeugung
zusammen, daß man, so lange keine positiv neuen Stil-Formen für die
Möbel gefunden wurden, sich begnügen müsse, die denkbar einfachsten zu
nehmen und diese durch sorgfältige Wahl und Bearbeitung des Materials
so zu schmücken, daß sie auch ohne überzeugend neue Linien einen neuen Reiz
bekamen. So entstanden diese wundervollen Intarsien, die tausenderlei Materialien zu einer neuen höchst künstlerischen Verwendung brachten, die die Entfaltung aller Farben- und Linienpracht gestatten, ohne den Zweck des Möbels
zu gefährden. Dieser Zweck blieb obenan; es giebt nur ein Princip in
Amerika: bequem und praktisch! Nur in diesen: Rahmen durften Neueningen
entstehen, und daher liegt Amerikas Bedeutung für das Mobiliar in erster
Linie im Negativen. Es war nüthig, zunächst die Basis herzustellen, auf
der man weiter gehen konnte, das heißt, das Gewerbe von all den Irrthümern zu säubern, die der europäische Eklekticismus entstehen läßt. Zu
dieser Basis wurde das Princip erhoben, daß kein Gegenstand, der specifisch
modernen Bedürfnissen dient, mit den Mitteln vergangener Culturperioden,
die diese Bedürfnisse nicht kannten, hergestellt werden kann. In Europa
ist man noch recht weit von dieser Wahrheit; giebt es bei uns doch sogar
— Nococotelephone und Aehnliches. Man entschuldigt solche haarsträubenden
Geschmacklosigkeiten in der Regel mit der naiven Behauptung, daß Telephone
nicht in ein Nococozimmer passen, während es der Stil ist, der nicht in
die Zeit paßt. Kein Mensch findet bei uns Etwas gegen die furchtbare
Unsitte einzuwenden, auf echte alte japanische Bronzen oder Vasen moderne
Petroleum- oder Glühlichtlampen :c. zu schrauben oder sich Claviere aus
Frührenllissanceschnitzereien zusammenstellen zu lassen. Der stilgerecht Gebildete begnügt sich, Antagonismen zu vermeiden, und läßt zur Sicherheit
seine Gabel und Messer nach Renaissance- oder Nococomodellen bauen; er
übersieht dabei, daß es schon zu allen Zeiten die schlimmste Degeneration
bedeutete, Gebrauchsgegenstände mit den Ornamenten zu überladen, die der
Architectur der Zeit zukamen. — Nirgends hat sich der Bruch mit der
unsinnigen Architectur des Möbels so entschieden vollzogen als in Amerika.
Man nehme einen amerikanischen Gasarm. Es ist ein einfaches rundes
Rohr aus Messing, das durch eine Nuance in der Biegung, durch tadellose Bearbeitung des Messings, der Hähne und Schrauben Eleganz bekommt.

Die runde Glocke, mit der der Ann an die Wand befestigt ist, ist vielleicht
aus rothem Kupfer, und um den Ann hat man noch eine offene Spirale
aus demselben Metall geschwungen. Die Lampenglocke ist aus hübsch
getöntem und gewelltem Glas, eventuell ein seidener Schirm. Das ist
Alles. Es ist gar Nichts und trotzdem tadellos, so gut, daß sich kein
Millionär genirt, so ein Ding in seinen Zimmern zu haben. Und nun
vergleiche man damit unsere Monstren von Candelabern, diese griechischen
Säulen, die an der Wand hängen oder diese Renaissancegebäude, bei deren
Construction der Zeichner nur den einen Zweck im Auge hatte, die Be-
stimmung seines Werkes möglichst keusch zu verbergen, diese anmuthigen
Frauenleiber, bei denen man vergessen soll, daß sie ein Gasrohr im
Innern haben :c. :c.
Wieder sei au dieser Stelle das ausgezeichnete Londoner Geschäft von
Venson hervorgehoben, dessen vorzügliche Waaren langsam anfangen, auch
in Frankreich und Deutschland heimisch zu werden, und das jeden Vergleich
mit den besten amerikanischen Artikeln aushält.
Unter den kunstgewerblichen Specialitäten, die sich bisher in Amerika
ausgebildet haben, hat keine eine solche Vollkommenheit erreicht wie die
Verwendung des Glases. Es ist dieselbe Tendenz, die das Mobiliar er-
neuerte und an Stelle der Wirkung durch die Umrisse die Wirkung durch
die Flächen setzte. Auf diesem Weg konnte man Farbe und Bewegung
in das Interieur bringen und Ersatz für die Werke der europäischen Kunst,
die Bilder, finden, die man nicht besah. Zwei Mittel boten sich, die
Mosaik und das Glasfenster resp. Transparent. Mit diesen konnte man,
da es hin nur auf eine freie Entfaltung von Phantasie und Geschmack
ankam, wieder die Stilfrage im engeren Sinne umgehen und unabhängig
von den Alten bleiben. Zunächst galt es, die vorhandenen Techniken und
Materialien zu studiren; dafür fand man in der Moore'schen Sammlung in
New-3>ork die beste Gelegenheit. Moore scheint den Weg, den das ameri-
kanische Kunstgewerke zu gehen hatte, vorausgesehen zu haben. Seine
Stellung als erster Beamter des durch seine Schmucksachen berühmten
Hauses Tiffany gab ihm Gelegenheit, alle Schätze des Orients kennen zu
lernen. Er sammelte das Beste von kostbaren Steinen, Waffen und gewerb-
lichen Artikeln aller Art und setzte seine Vaterstadt New-Iork zum Erben
dieser Sammlung ein, die der besten der Welt gleichkommt. Hier studirte
La Farge mit seinen Gesinnungsgenossen, unter denen namentlich L. Tiffany
und Coleman hervorragen, Leute, die ursprünglich alle Maler waren und
von der hohen Kunst nur den distinguirten Sinn behielten, den sie auf
das neue Gebiet verwandten. Man ging wissenschaftlich vor, reconstruirte
alle möglichen Techniken mit der Sachkenntnis; des Chemikers, und nachdem
man die Technik besaß, ließ man die glänzenden Resultate der modernen
Coloristik darin aufgehen. Was das Jahrhundert an Farbe besitzt, feiert
in den Glasfenstern La Farnes lind Tiffanvs seine glänzende Apotheose:
-

man lernte malen mit dem Glasstuß wie die Europäer mit dem Pinsel, und man krönte die französische Malerei, indem man die Werthe, die in dem decorativen Talent der Franzosen enthalten sind und auf der Leinwand zum Theil unverstanden blieben, in« Glase zur Lösung brachte. Die Wände der Fluren, die Paneele wurden zu Mosaiken, die selbst den Vergleich mit den Alten vertragen, die Bilder wurden zu Transparenten; man höhlte die Wand hinter ihnen aus und beleuchtete die Gläser von hinten; das elektrische Licht erwies sich hier wieder als neue Hilfe zu ganz neuen Lichteffecten. — In den» Salon I/^rt Nouvsau in Paris sind die hervorragendsten Verwendungen, auf die die amerikanischen Glastünstler gefallen sind, zur Anschauung gebracht. Bing hat von den tüchtigsten Pariser Zeichner-Coloristen Lautrec, Nanson, Bonnard, S6rusier, Grasset u. A. Cartons entwerfen lassen, die L. C. Tisfany in New-Dork in Glasfenster und Transparente umgesetzt hat. Mancher Besucher des neuen Salons ist verlockt, die Gläser von allen Seiten genau zu untersuchen, um sich zu überzeugen, daß es sich hier nicht um Malerei oder dergleichen handelt, sondern um die Zusammensetzung farbiger Gläser, mit der allein solche zauberhaften Eindrücke erreicht werden können.

Man beschränkte sich nicht auf die Wände, auf die Beleuchtungskörper aller Art u. dergl; das Glas erwies sich in der Hand dieser Künstler als das vornehmste Material für jene Luxusgegenstände, in denen sich zu gleicher Zeit die französische Keramik und Glasmanufactur beschäftigen, und hier zeigte sich vielleicht noch entschiedener die Stärke dieser neuen Kunst. Während Nancy zunächst noch in einer gefährlichen Gedankenkünstelei gefesselt erfcheint, die es an vollkommener Entwicklung seiner große» künstlerischen Kräfte hindert, ist das allem Spintisiren abgeneigte praktische Amerika hier schon weit voran auf dem allein richtigen Wege. Man verzichtet principiell auf alle gedanklichen Darstellungen, begnügt sich mit einfachen natürlichen Formen und concentrirt sich auf den Farbeneffekt. Auf diesem Wege ist es Amerika schon jetzt gelungen, Vasen zu schaffen, die Alles, was bisher, die alte Cultur eingerechnet, erreicht worden ist, einholen. Hier ist nicht die Kunst erneut worden, sondern die Natur; man glaubt in den Farbenströmen dieser Vasen neue Blumen zu entdecken, neue Welten, es sind Träume, Liebesträume der Farbentrunkenheit. Indem man consequent der Kunsthandwerker blieb und nicht der Versuchung höherer Ambitionen unterlag, an denen die Europäer kranken, hat man die Kunst gefunden. Denn diese Gläser sind kein Gewerbe mehr, sie sind so gut Kunst, wie die besten europäischen Bilder Kunst sind. Und daß sie einer größeren Menge zugänglich sind, die sie bezahlen kann, — denn man braucht nicht an den Preis europäischer Bilder, sondern nur an den Preis amerikanischer Luxusartikel zu denken, um diese Vasen, die immer nur in einem Modell gefertigt werden, billig zu finden, — diese Zugänglichkeit ist kein Fehler, sondern ein eminenter Vorzug, mit dessen Hilfe Geschmack und Kunstsinn

besser und schneller in das Haus zu dringen vermag als mit der theuren und zweifelhaften Bilderkunst der alten Welt.

Es können nicht alle kunstgewerblichen Zweige in Amerika auf dieser Höhe stehen, aber wir finden in jedem dieselben Principien wieder. Diese Princivien, die feste Ueberzeugung, die 3tichts dem Zufall überläßt, sondern immer nach natürlichen Bedingungen vorgeht, die Freiheit von allen ideellen Motiven, die diesen Weg verwischen könnten, sind die Stärke Amerikas.

Ich habe mich darauf beschränkt, in erster Linie überall dieses Princiv zu zeigen, denn ich kann mir weder für Amerika noch für Europa außerhalb desselben eine Entwicklung des Kunstgewerbes vorstellen. Thatsächlich verrathen auch alle bisher bemerkbaren Bewegungen dies Streben nach dem Ziele, dem man in Amerika bisher am nächsten gekommen ist. Da die mitwirkenden Factoren nirgends so günstig gruvpirt sind, wie drüben, haben wir von Amerika mit größter Sicherheit die Prägung jenes Stempels zu erwarten, der die Bedeutung der Kunst unseres großen Jahrhunderts für das Haus besiegelt: den neuen Stil.

# Bertrand du Guesclin.

von

C. MaschKc.
— Vresl^iu. —

lSchl„h,1

^ie Arinee der weißen Compaguieu rückte dann nach Toulouse und, nachdem sie dort eine große Revue vor dem Herzoge von Anjou, dem Bruder König Karls V., gehabt hatte, in das (Gebiet von Äragonien. Hier war Peter von Castilien mit Kriegsmacht feindlich eingebrochen und hatte bereits mehrere Städte erobert. Die Gransamkeiten diese? Fürsten hatten die Mchbarmächte zu einer Coalition gegen ihn veranlaßt, welcher sowohl der Pavst uud die Könige vou Frankreich und A'avarra als auch der König von Äragonien mit angehörten, und die, namentlich den Zweck hatte, zu Gunsten Heinrichs von Trastamare, des Halbbruders von Peter, einzutreten.

Die unerwartete Ankunft von Vertrand du Guesclin mit seinen Schaaren bei Peruignan ueranlaßte König Peter von Castilien, schleunigst ganz Äragonien zn räumen nnd sich in das Iuuere seines Landes zurückzuziehen, um dort neue Streitkräfte zu sammeln. Auf dem Rückzüge hatte er einen großen Theil seiner Armee in den festen Plätzen Castiliens zurückgelassen, um den Feind bei seinein Vordringen möglichst aufzuhalten. Vertrand du Guesclin, welchem vom Köuig von Äragonien, sowie vom Grafen von Trastamare die ganze Kriegsführung übertragen worden, war dem Könige P^ter von Castilien auf dem Fuße gefolgt. In Castilien eingedrungen, nahm er die Richtung gegen Vurgos uud erstürmte auf dem Marsche dorthin die festen Städte Mugalon und Nirbieska. Peter von Castilien zog sich nach Toledo zurück. Dem Grafen von Trastamare öffneten bereits die meiste» Städte freiwillig die Thore, und ganz Castilien schien ihn als seinen

Befreier anzusehen. Auf den Nach du Guesclins nah,» er jetzt in Ealahorra den Herrschertitel an. Vor den versammelten Kriegerschaaren und der ganzen Bürgerschaft brachte Nertrand das Hoch auf Heinrich II., den siegreichen König beider Castilien, von Sevilla und Leon aus. Jetzt erklärte sich auch Nurgos für König Heinrich, und im Triumph zog derselbe in die Hauptstadt ein. Bertrand du Guesclin mußte alle Ehren des Tages mit dem Könige theilen. In Burgos sollte dann nach alter castilischer Sitte die Krönung stattfinden. Zu dieser Feier wurde auch die Königin von Aragonien her erwartet. Bei ihrer Ankunft aber wurde dieselbe auf Befehl des Königs von Bertrand du Guesclin an der Spitze von 50 Edelleuten der Armee eine Meile vor der Stadt empfangen. Als die Königin die zu ihrem Empfange bestimmte Ritterschaft sich nähern sah, verließ sie mit den Prinzessinnen und den Damen des Gefolges sogleich die Wagen, während Vertrand und seine Begleiter von den Pferden stiegen und der fürstlichen Frau ehrfurchtsvoll entgegen gingen. Sowie die Königin aber den Abgesandten ihres Gemahls an der Spitze seines Gefolges erkannte, vergaß sie alle Etikette, eilte Nertrand entgegen, umarmte ihn und drückte ihm als dem Beschützer ihres Hauses mit innigen Worten ihren Dank aus. Während dieser Scene betrachteten die Prinzessinnen und anderen Damen mit Bewunderung, aber auch mit einem gewissen Erstaunen den Helden, von dem sie so viel Außerordentliches gehört hatten. — Der Necke Bertrand wird uns in der Ehrouik gerade nicht als ein schöner Mann geschildert. Er soll noch nicht von Mittelgrüße, dabei aber von sehr untersetzter Gestalt gewesen sein mit herkulischen Schultern, ungewöhnlich langen und muskulösen Annen und gewaltigen Händen. Wiederholt bemerken auch die Chroniken, wie den Damen bei seinein Anblicke es stets so wunderbar erschienen wäre, daß der Held so gar nicht den Vorstellungen entsprach, die sie seinen großen Thaten gemäß sich von seiner äußeren Erscheinung gemacht hätten, und wie man oft die moralische Betrachtung daran geknüpft, daß es doch unumstößlich wahr sei, die Tugend gehe noch über die Schönheit. — Die Krönung geschah zu Pfingsten 1366. Auch bei dieser Gelegenheit wurde Bertrand du Guesclin besonders ausgezeichnet, indem die Königin die ihr gehörige Grafschaft von Traftamare ihm zum Geschenk inachte, und der Konig ihn zum Cmnetable von Eastilien ernannte. Schon in den nächsten Tagen wurde dann mit der Armee gegen Toledo aufgebrochen.

König Peter von Castilien ging jetzt nach Sevilla. Ms aber Toledo seine Thore ohne Weiteres dein König Heinrich geöffnet hatte und Bertrand du Guescliu auch vor Sevilla erschien, floh Peter über die Grenzen seines Staatsgebietes, um auswärts Hilfe zu suchen. Sein trenester Freund und Anhänger Don Fernando di Eastre eilte jedoch nach dem Königreich Galicien, um dort Geld und Mannschaften anfzntreiben. Sevilla uertheidigte sich mit hervorragender Tapferkeit und wurde erst nach dreimonatlicher Belagerung mit Sturm genommen. König Heinrich rückte dann in Galicien ein. Die

angesehensten Edelleute eilten herbei, um sich ihm zu unterwerfen, und die Städte öffneten ihm die Thore. So sah sich denn auch Don Fernando di Castre zu einer Capitulation genöthigt.

Trotz aller dieser Erfolge mußte aber König Heinrich bald gewahr werden, wie sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammenzog. Der Prinz de Galles, welcher sich in der Guyenne aufhielt, verlangte die englischen Truppen zurück, die sich beim Heere Heinrichs befanden, und diese mußten demnach entlassen werden. König Karl von Navarra, der schon lange eine fehr zweifelhafte Rolle seinen eigentlichen Verbündeten gegenüber gespielt hatte, entpuppte sich immer mehr als offenbarer Verräther. Bertrand du Guesclin wurde daher nach Frankreich gesandt, um dort neue Truppen für König Heinrich zu werben. Peter dein Graufamen war es thatfächlich gelungen, den Prinzen de Galles für feine Sache zu gewinnen, und Letzterer hatte den König von Navarra dazu vermocht, den Engländern den Marfch durch sein Gebiet und durch die Pyrenäen zu gestatten. Die Armee des Schwarzen Prinzen (Wales oder de Galles), in der sich die angesehensten Edelleute und viele alte Soldaten Englands, der Bretagne, der Gascogne und von Poitou versammelt fanden, marfchirte darauf durch Navarra nach Aragonien.

Nertrand du Guesclin hatte in Frankreich die Werbungen für die Armee König Heinrichs von Castilien auf das Eifrigste betrieben. Aus dem Languedoc, aus der Bretagne und der unteren Normandie waren ihm fo viele Leute zugeströmt, daß er die beste Auswahl treffen konnte. Er hatte 4000 Gensdarmes in den Dienst genommen, welche die Zahl von 12000 Pferden für den Kampf ergaben, und außerdem 2000 Armbrustschützen angeworben. Als Sammelpunkt war Toulouse bestimmt. Bertrand hatte während alledem aber auch die Vorgänge in der Guyenne nicht aus den Augen gelassen. Sowie er daher erfuhr, daß dem Prinzen de Galles der Durchmarfch durch Navarra gestattet worden, brach er fofort mit seinen Truppen nach Aragonien auf.

Der Prinz de Galles und König Peter drangen in Castilien ein. Ihre Armee zählte mehr als 30000 Mann Fußvolks und 30000 der damaligen besten Reiterei Europas. In der Gegend von Najera stieß man auf den König Heinrich, der über 60000 Mann Fußvolks und 40000 Reiter hier versammelt hatte. Außerdem traf jetzt auch Vertrand du Guesclin mit seinen Truppen bei Heinrich ein. Die beiden Heere standen sich so nahe gegenüber, daß es unzweifelhaft zum Kampfe kommen mußte, wenn sie in ihrer Lage verblieben. In: Heere Heinrichs drängten namentlich die Spanier zum Angriff; Nertrand warnte aber davor, trotzdem man eine fo bedeutende Ueberlegenheit für sich hatte. Er verlangte ein vorsichtiges und hinhaltendes Operiren, um den Gegner, welcher auch Mangel an Lebensmitteln litt, zu ermüden; er rieth dazu, mit kalten» Blute abzuwarten, bis sich eine besonders günstige Gelegenheit zu einem Hauptschlage böte, denn er

dürfte nicht verschweigen, daß nach seiner Ueberzeugung die Engländer mit ihrer festen und sicheren Haltung im Kampfe den Spaniern bedeutend überlegen seien. König Heinrich gab jedoch dem Drangen der Spanier nach und entschied sich für die Schlacht.
Er theilte sein Heer in drei Corps, Bataillen genannt. Die Avant- garde von 18 000 Mann, die Elite der Truppen unter Verwand du Guesclin und Marschall d'Andreghem, bildete den rechten, etwas vor- geschobenen Flügel. Die zweite Vataille von 46 000 Mann unter Graf Tejo und Don Sancho, den Brüdern des Königs, nahm den linken Flügel ein. Hinter der Mitte dieser beiden Corps war die dritte Bataille auf- marschirt, 50 000 Mann unter dem Könige Heinrich. Endlich mar ein Reserve-Corps vorhanden, das durch die aragonischen Truppen gebildet wurde. Die ganze Aufstellung wurde schon vor Tagesanbruch des 3. April 1367 eingenommen, denn um die Tageshitze zu venneiden, wollte man am frühesten Morgen die Schlacht beginnen.
Beim ersten Tagesgrauen sah man auch bereits die englische Armee auf dem AbHange eines Höhenrückens in die Ebene von Mjera herab- steigen. Der Herzog von Lancastre, Bruder des Prinz de Galles, be- fehligte die Avantgarde und rückte dem Corps von Bertrand du Guesclin entgegen. Ein zweites Corps marschirte unter Prinz de Galles und König Peter auf den Flügel des Grafen Tejo und Don Sancho zu, wahrend ein drittes, und zwar das stärkste unter dem König von Majorka und dein Captal de Buch seine Marschrichtung gegen König Heinrich nahm. Außer- dem war eine Reserve vorhanden unter Befehl der Herren von Clisson und von Netz. Die Engländer befanden sich also in derselben Schlacht- ordnung wie das Heer Heinrichs.
Der Kampf begann zuerst bei den Avantgarden, welche beiderseits mit gleicher Tapferkeit stritten. Dann griff der Prinz de Galles den Grafen Tejo an. Dieser hielt jedoch der Attacke nicht Stand, machte gleich beim Beginn derselben Kehrt, ging mit 20000 Pferden davon und ver- ursachte dadurch die Niederlage seines ganzen Flügels. Der tapfere Don Sancho behauptete zwar noch mit einigen Truppen eine Zeit lang den Platz, wurde aber schließlich von der Uebermacht erdrückt und für seine Person gefangen. Der Prinz ließ die Fliehenden nur durch wenige Truppen verfolgen, ging aber mit einem Theile seines Corps dem Herzog von Lancastre gegen Bertrand du Guesclin zu Hilfe und sandte die andere Hälfte unter Peter dem König Heinrich in die Flanke. Das unerwartete Eingreifen des Königs Peter in das Gefecht des Corps Heinrich von Trastamare mit den Truppen des Captal de Buch brachte auch hier die Spanier trotz tapferen Widerstandes zum Weichen. Die Aragonier ver- suchten zwar noch Unterstützung zu bringen, wurden aber ihrerseits durch die Truppen von Clisson und Retz angegriffen und zurückgeschlagen. So konnte sich denn jetzt die ganze englische Armee gegen das kleine Corps von

Nertrand du Guesclin wenden. Der heldenmüthige König Heinrich hatte allerdings noch den Nest seiner Bataille gesammelt und eilte seinem bedrängten Connetable mit etwa 5000 Mann zu Hilfe, doch war es unmöglich, das Feld noch länger zu behaupten. Vertrand bewog daher den König Heinrich, unter allen Umständen wenigstens seine Person in Sicherheit zu bringen. Derselbe verlies; den Kampfplatz, nur von wenigen Reitern begleitet. Nertrand du Guesclin und der Marschall d'Nndreghem setzten aber mit ihren wenigen Truppen noch kurze Zeit den Kampf gegen die ganze englische Armee fort, bis sie endlich der Uebermacht erlagen. Bertrand und der Marschall waren im Kampfgewühl gefangen genommen worden. König Heinrich hatte sich nach Toulouse zu dein Herzog von Anjou gerettet.
Der Sieg von Nareja war für König Peter ein vollständiger, und einen Monat später befanden sich sämmtliche Länder des Königreichs wieder unter des Letzteren Gewalt. Peter der Grausame führte aber jetzt die Regierung wieder in der früheren schlechten Weise fort. Bald griff im ganzen Lande eine große Unzufriedenheit um sich, und von allen Seiten ergingen dringende Aufforderungen an Heinrich von Trastamare, wieder nach Castilien zurückzukehren. Auch war Peter den eingegangenen Verpflichtungen gegen den Prin-en de Galles nicht nachgekommen und hatte sich diesen entfremdet. Heinrich durfte also hoffen, bei einen« erneuten Kampfe gegen Peter von Castilien einen Gegner weniger zn haben. Vor Allein muhte er sich aber erst wieder des Beistandes seines treuen Freundes und Rathgebcrs Vertrand du Guesclin versichern. Derselbe befand sich in Bordeaux in Gefangenschaft, doch gelang es, den Schwarzen Prinzen zu bewegen, ihn freizugeben, und zwar gegen ein Lüfegeld, das Bertrand erst nachträglich durch seine Freunde und Gönner beizutreiben hoffte. Du Guesclin' ging jetzt zu den: Herzog von Anjou, ferner nach Paris und der Bretagne. Er brachte mich glücklich so viel Geld zusammen, daß er nicht nur die Summe für seine Auslösung bezahlen, sondern auch sämmtliche noch in Gefangenschaft befindlichen Nretonen und Franzosen seiner früheren Truppen loskaufen und außerdem noch neue Mannschaften anwerben konnte. König Heinrich aber, der vom Herzog von Anjou mit Geld und Mannschaften unterstützt worden war, und zu dessen Gunsten jetzt von Neuem der Papst, sowie die Könige von Frankreich und Aragonien sich verbunden hatten, drang im Frühjahr 1368 mit einem Corps von 10 000 Mann in Castilien ein. In allen Städten wurde er wieder mit Freuden aufgenommen, und mit jedem Tage vermehrten sich seine Streitkräfte. In kurzer Zeit war Alt-Castilien, Galicien 'und Leon unterworfen. Die Armee belief sich bereits auf mehr als 60 000 Mann. Heinrich zog nach Neu-Castilien, fand hier jedoch vor Toledo einen heftigen Widerstand und sah sich genöthigt, die Stadt einzuschließen und zn belagern. Mit großer Ungeduld sah man jetzt der Ankunft Bertrands du Guesclin entgegen.
Dieser hatte seine neugeworbenen Truppen unterdessen versammelt
^

und war nun im Begriff, durch die Pyrenäen zu marschiren. Hier fand
er jedoch die grüßten Schwierigkeiten zu überwinden. Karl von Navarra
hatte die Engpässe besetzen lassen, und die Navarresen führten den kleinen
Krieg mit großer Ausdauer und Gewandtheit, unterstützt noch durch ihre
genaue Ortskenntnis;. An vielen Stellen hatten sie auch die Wege gesperrt
oder durchschnitten, so daß in Folge der notwendigen Wiederherstellungs-
arbeiten der Marsch des Corps Guesclins bedeutend verzögert und erschwert
wurde. Im Hochgebirge herrschte auch noch der Winter; und die Beschwerden
für die Truppen steigerten sich zu einer fast unerträglichen Höhe, als am
zweiten Marschtage in den Beigen sich ein starkes Unwetter erhob und der
Sturm mit solcher Heftigkeit wüthete, daß er große Schneemassen wie die Wogen
eines aufgewühlten Meeres umherwälzte. Viele Soldaten fanden in den
Schneeverwehungen ihren Tod, andere blieben ermattet liegen und erfroren;
dabei herrschte eine Dunkelheit, daß man kaum drei Schritt weit zu sehen
vermochte. Diesem bösen Tage folgte aber eine noch schlimmere Nacht.
Der Sturm hielt an; die Bagagen und der Proviant hatten den Truppen
nicht zu folgen vermocht, diese blieben demnach ohne Lebensmittel, ohne
Feuer, ohne Zelte. Doch das Vertrauen auf ihren tapferen Führer, an
dessen Unverzagtheit und Entschlossenheit ihre moralische Kraft sich aufrecht
erhielt, ließ die Soldaten Guesclins alle diese Unbilden ertragen und die
geradezu unbesiegbar erscheinenden Schwierigkeiten dennoch überwinden. Vor
den unaufhaltsam vordringenden Truppen des Gegners mußten sich die
Navarresen nach dem Schloß Castelbon zurückziehen. Hier versuchten sie,
3000 Mann stark, nochmals Widerstand zu leisten, wurden aber vollständig
geschlagen und verloren dann auch die genannte Veste. Der Weitelmarsch
Vertrcmds du Guesclin fand jetzt keine Hindernisse mehr.
König Peter von Castilien war inzwischen mit einer Armee von
43 000 Mann gegen Toledo gerückt und hatte hier dem Heere Heinrichs
gegenüber Stellung genommen. Er gedachte auf diese Weise den Gegner
in seinen» Lager festzuhalten, bis sich eine günstige Gelegenheit zu einen:
Angriff bieten würde. Dies war die Situation vor Toledo, wie Bertrand
du Guesclin sie fand, als er sich dem König Heinrich näherte, und er kam
also gerade zu rechter Zeit, um die Sache hier schnell zur Entscheidung
zu bringen. Peter von Eastilien wurde von König Heinrich und du
Guesclin gleichzeitig in der Front und im Rücken angegriffen, erlitt eine
völlige Niederlage und vermochte sich nur mit einer kleinen Neiterschaar
der Vernichtung zu entziehen. Er irrte dann noch eine Zeit lang im
Lande umher, verfolgt uou den Truppen du Guesclins. Nachdem er aber
mit seinen wenigen Hundert Reitern noch eine neue Niederlage erlitten,
flüchtete er schließlich allein nach dem Meeresstrande und setzte auf einer
gemietheten Barke nach Afrika über, wo er bei einem maurischen Herrscher
Aufnahme und Unterstützung fand.
Bald darauf wurden denn auch 20 000 Mauren nach Spanien ent-

sendet, um sich mit den bei Sevilla noch vorhandenen Truppen Peters zu verbinden und mit diesen zusammen den Entsatz von Toledo zu bewirken. Bertrand du Guesclin erhielt aber von diesem Vorhaben des Gegners Kenntniß und brach sogleich mit 10 000 bretonischen und französischen Reitern, sowie mit einiger spanischer Infanterie aus dem Lager von Toledo auf. In heimlichen Märschen ging er in der Richtung auf Cadir vor, wo die afrikanische Flotte erscheinen sollte. Es gelang ihm schließlich auch, die an genanntem Punkte gelandeten Mauren auf ihrem Marsche nach Sevilla zu überfallen und völlig zu zersprengen und zu vernichten. Nur ein kleiner Nest derselben vermochte noch die Schiffe wieder zu erreichen und verließ schleunigst die spanische Küste.

Alle diese Niederlagen Peters des Grausamen hatten aber noch immer nicht das Schicksal Castiliens zu entscheiden vermocht. Auf Anregung Peters machten jetzt die Mauren die möglichsten Anstrengungen, Alles, was sie an Streitkräften in Afrika und Spanien besaßen, gegen die Feinde ihres Schützlings, die sie instinctiu auch als ihre Gegner ansahen, in's Feld zu führen. König Peter vermochte also nochmals mit einer großen Kriegsmacht in Castilien einzudringen. Er hatte mit der Unterstützung der Mauren jetzt 80000 Mann beisammen und rückte im März 1369 gegen König Heinrich vor, der noch vor Toledo lag. Letzterer ging jedoch auf den Rath Nertrands du Guesclin mit 20000 Mann dem Feinde im freien Felde entgegen, während der Nest der Truppen die Belagerung fortsetzte. Bei Montiel kam es am 14. März zum Entscheidungskampfe. Heinrichs Truppen bestanden größtentheils aus Reiterei; der Feind hatte die vierfache Ueberlegenheit für sich. Die feste und besonnene Haltung der christlichen Kämpfer behielt jedoch die Oberhand über den stürmischen, aber unsteten Muth der Mauren. Im wilden und heißen Kampfe wurden die Schaaren Peters besiegt und fast vernichtet. Letzterer hatte schon vor Ausgang der Schlacht sich mit einer Schaar von vierhundert Reitern zu retten gesucht, seine Abtheilung war aber von Verfolgern erreicht und zersprengt worden. Nur mit wenigen Begleitern gelang es König Peter, sich in das Schloß von Montiel zu werfen, wo er darauf von den Truppen du Guesclins eingeschlossen wurde. Bei Gelegenheit eines Fluchtversuchs ergriffen, wurde er als Gefangener in ein Zelt der Einschließungstruppen geführt. Als König Heinrich ihn hier aufsuchte, machte Peter einen Mordversuch gegen denselben. Heinrich sah sich zur Gegenwehr genöthigt, und Peter siel im persönlichen Kampfe mit dem Halbbruder.

Während Bertrand du Guesclin in Spanien das Königreich Castilien erobern half, hatte ihn das Schicksal bereits für eine neue kriegerische Rolle in Frankreich ausersehen. Die Unzufriedenheit der unter englische Herrschaft gelangten ehemaligen französischen Provinzen führten zu neuen Verwickelungen zwischen Frankreich und England. Die Edelleute der Gascogne namentlich, welche sich den Engländern gegenüber zurückgesetzt und in ihren traditionellen

Rechten beeinträchtigt glaubten, beim Prinzen de Galles aber kein Gehör
fanden, wandten sich mit ihren Klagen nach Paris. Um die Angelegenheit
eingehend zu untersuchen, ließ Karl V. den Prinzen de Galles vor sein
Parlament der Pairs entbieten, dieser aber lehnte solche Aufforderung mit
Stolz ab und warf die widerspenstigen Edlen in den Kerker. Die Folge
war die Kriegserklärung Frankreichs an England. Der Connetable von
Frankreich, Moreau de Fiennes, der sich seines hohen Alters wegen jetzt zum
Rücktritt von seiner Stellung veranlaßt sah, rieth dem Könige, Bertrand
du Guesclin zu dieser Würde zu berufen, und mit Letzterem wurden daher
diesbezügliche Verhandlungen angeknüpft. Bertrand befand sich zu dieser
Zeit noch vor Toledo, nachdem aber durch den Tod Peters des Grau-
samen dem Königreich Castilien endlich der Frieden wiedergegeben war,
stellte er sich dem König Karl zur Verfügung. Noch vor dem Verlassen
Castiliens machte er sich von vornherein im hohen Grade um die Krone
Frankreich verdient, indem er ini Namen derselben mit König Heinrich
ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Engländer abschloß. Vertrand
waren Nachrichten aus Frankreich zugegangen, wonach dort die Angelegen-
heiten keineswegs gut standen. Noch nie hatten sich die Engländer so auf-
gebracht gegen Frankreich gezeigt; schon war auch die Champagne und die
Vrie von ihren Truppen belegt. Sie beabsichtigten ferner, mit allen Streit-
kräften der Guvenne von der Landschaft Poitou aus in Frankreich einzu-
dringen und nach allen Richtungen hin die äußersten Anstrengungen zu machen.
Sobald Bertrand in Paris seine Instructionen vom Könige erhalten hatte,
begab er sich nach Caiw, um dort seine Krieasuorbereitungen zu treffen.
Schon nach der Ankunft du Guesclins in Paris hatte sich der
englische General Robert Knolle aus der Nahe dieser Stadt nach dem Loir
zurückgezogen, um von dieser vorteilhaften Stellung aus zugleicb des Poitou,
Anjou, der Landschaft von Maine, der Touraine, Bretagne und Normnndie
Herr bleiben zu können. Er hatte seine Truppen vertheilt, um besser für
ihren Unterhalt gesorgt zu sehen und auch ein größeres Gebiet besetzt zu
halten. Im Nathe König Karls war demnach beschlossen worden, den Krieg
in jenen Provinzen zu führen und den Feind gänzlich ans dem Landes-
gebiete dort zu vertreiben. Bertrand du Guesclin hatte dem Könige ge-
rathen, eine Armee von 30 000 Mann versammeln Zu lassen; nach der
Sachlage bei den Engländern zu urtheilen, würde eine solche Streitmacht
genügen, um jeue zur Rückkehr nach ihrer Insel zu zwingen nnd ihnen
Alles zu entreißen, was sie in Frankreich bisher occupirt gehalten. Der
stets sehr vorsichtige König hatte aber einen anderen Entschluß gefaßt und
wollte überhaupt blos 1500 Gensdarmes aufgestellt haben, deren Bezahlung
außerdem nur für zwei Monate vorausgesehen werden sollte. König Karl
war der Meinung, daß man durch Aufstellung einer größeren Armee Frank-
reich auch einen großen Krieg zuziehen und aufbürden würde, indem
die Engländer ihre einheimischen Zwistigkeiten vergessen und unter sich

zusamn:enhalteu möchten, um nur einer so großen Streitmacht gegenüber Stand halten zu können. Andererseits sei anzunehmen, daß eine nur kleine in's Feld gestellte Truppenabtheilung von dem Feinde wohl mit einer gewissen Nichtachtung behandelt werden würde und daß eben deshalb auch eine solche geringe Truppenmasse, aus auserwählten Mannschaften zusammengesetzt und unter einem vorzüglichen Führer, nach und nach recht bedeutende Vortheile erringen könnte. So würde man also das, was man wünschte, auch erreichen, ohne sich in zu außerordentliche Ausgaben zu stürzen, die schließlich doch auf Kosten des Volkes gehen müßten, welches man aber stets so viel als möglich zu schonen verpflichtet wäre; außerdem wäre der Winter so nahe, daß eine Action von Bedeutung nicht mehr in Aussicht genommen werden könnte.

Bertrand du Guesclin war also zu Caön und rief dorthin seine Freunde und ehemaligen Waffengefährten zusammen. Sehr bald hatte er anstatt der 1500 Gensdarmes, die er für den Dienst des Königs aufstellen sollte, deren mehr als 3000 kriegsbereit. Darauf aufmerksam gemacht, daß er mehr Leute in sein Corps aufnahm, als er bezahlen dürfte, erwiderte er aber, wie er den vielen alten Soldaten, welche ihre Dienste angeboten, die Aufnahme nicht hätte verweigern mögen; denn ihre Beschäftigung wäre nun einmal der Krieg, und wenn man ihnen nicht Gelegenheit böte, dieser nachzugehen, so würden sie eben unnütze Leute und, um ihren Lebensunterhalt zu haben, schließlich auch schlechte Menschen, Räuber zc. Er habe also für richtiger befunden, sie bei sich zu behalten; sie würden ihm schon dazu dienen, die Engländer die Kosten der Equipirung bezahlen zu lassen; was aber die nüthigen Vorschüsse beträfe, so wäre er gern bereit, für diese Zwecke sein bewegliches Hab und Gut, sowie die Kleinodien seiner Frau zu verkaufen; jedenfalls würde der König ihn entschädigen, wenn er später einsähe, daß schließlich Alles nur für seinen Dienst geschehen wäre. Vorläufig brachte der alte Partisan ein sehr reiches und prachtvolles goldenes Tafelgeschirr zum Vorschein, das wohl mal dem Könige Peter dem Grausamen gehört haben mochte, und machte damit seine Soldaten bezahlt.

Bertrand dn Guesclin setzte sich darauf in der Richtung auf Le Mans in Marsch, in Absicht, die Engländer an ihrer Versammlung zu hindern und sie vereinzelt zu schlagen. Der Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe. Der Befehlshaber der englischen Truppen Robert Knolle war zur Zeit auf einer Reise begriffen, und sein Stellvertreter, Thomas Grantson, glaubte in seinem Ehrgeiz, die Gelegenheit benutzen zu sollen, auf eigene Faust gegen die Franzosen vorzugehen und sie zu schlagen. Er stand mit 4000 Mann bei Pont Valain, durfte aber für den nächsten Tag schon die Ankunft einer gleichen Truppenzahl der englischen Streitkräfte erwarten. Er zögerte also nicht, den in» Anmarsch befindlichen Bertrand du Guesclin nach der gespreizten Sitte damaliger Zeit durch einen Herold zur Schlacht herausfordern zu lassen. Nichts konnte Bertrand erwünschter sein. Derselbe er«

theilte dem Herold in ritterlicher Weise seine zusagende Antwort, vergaß dabei aber auch nicht seine Schlauheit als Condottiere. Nachdem er den Abgesandten des Gegners so festlich hatte bewirthen lassen, daß dieser schließlich gar nicht mehr an die sofortige Rückkehr zu seinem Herrn dachte, setzte sich du Guesclin noch in der Nacht mit allen seinen verfügbaren Kräften in Marsch, überfiel am frühen Morgen die feindlichen Truppen bei Pont Valain und schlug nachher auch die herbeigeeilten Unterstützungen. Der Feind wurde also vollständig zersprengt, Grantson aber von Bertrand persönlich gefangen genommen. Robert Knolle beeilte sich nach seiner Rückkehr in die Guyenne keineswegs, den Fehler seines Stellvertreters wieder gut zu machen, ging vielmehr in's Winterquartier in sein Haus zu Nerval und ließ auch Hu« de Caurelse und seine anderen Capitaines in ihren festen Platzen sich ausruhen, bis daß das nächste Frühjahr wieder eine bessere Gelegenheit zur Eröffnung des Feldzuges bringen würde. Vertrand du Guesclin dagegen machte sich die Unthätigkeit seiner Gegner wohl zu Nutzen, setzte seine kriegerischen Unternehmungen im Lande Poitou fort und nahm dort einen Platz nach dem anderen. So erlangte er mitten im Winter viele Vortheile über den Gegner und drängte denselben immer weiter zurück. Doch erhielt du Guesclin vom Könige jetzt den Befehl, seine Truppen bis zum Frühjahr zu verabschieden und sich unverzüglich nach Paris zu begeben, wo der neue Feldzugsplan mit ihm vereinbart werden sollte. Der Courier hatte aber zum Verdruß von Bertrand kein Geld mitgebracht, um die Soldaten ablöhnen zu können. Letzterer mutzte daher zu diesen: Zwecke eine bedeutende Geldsumme verwenden, die er eben erst vom König Heinrich von Castilien zum Geschenk erhalten hatte. Du Guesclin sprach sich darüber auch sehr bitter gegen den Courier aus; es wäre eine Ungerechtigkeit, die Leute nicht zu entschädigen, welche alle Tage ihr Leben für die Ruhe und den Ruhm des Landes einsetzten, und nenn man in Zukunft nicht andere Maßregeln träfe, würde er dem Könige danken, ihm seinen Degen zurückgeben und sich nach Spanien zurückziehen; gar nicht zu entschuldigen wäre es aber, falls der König kein Geld hätte, und wenn derselbe nur gestattete, würde er, Bertrand du Guesclin, es wohl bei denen zu finden wissen, die die Finanzen des Landes mißbrauchten.

Bertrand entließ also seine Mannschaften bis auf wenige Compagnien, die zur Besetzung des eingenommenen Gebietes nothwendig waren, und ging nach Paris. Hier hatte er zunächst Gelegenheit, mit den« König über die finanzielle Lage des Landes zu sprechen. Der König nollte ihm 20000 Fr. für die Besoldung der Truppen geben; sehr charakteristisch für den biederen Haudegen war aber, wie er diesen Entschluß seines Kriegsherrn aufnahm.

^ „Zwllnzigtausend Francs, Sire? Gütiger Gott, das ist kaum für ein Frühstück! und ich muß mich über den elenden Stand der Finanzen verwundern; zu meinem Leidwesen kann ich nicht verstehen, wie ein weiser und mächtiger König kein Geld haben soll, während das Volk so ungeheuere

Summen für ihn bezahlt, und ich muß daher glauben, daß auch nicht der zehnte Theil des Geldes, welches erhoben wird, in die königlichen Kassen fließt. Wenn dem aber so ist, so wäre es freilich besser, alle Lasten aufzuheben, so daß das Volk ohne so große Abgaben leben könnte. Ferner wäre es wohl angezeigt, die Finanzbeamten über den Verbleib des Geldes zu befragen und sie wegen ihres Verfahrens zur Rechenschaft zu zieheu. Und, Sire, sollen die Herren von der Kirche nicht zu den Staatskosten beitragen, während sie gerade alljährlich so große Einnahmen aus dem Lande ziehen? Und wollten Sie sich einreden lassen, daß dies ein Gebot der Religion sei, dieselben sich ihrer vollen Einkünfte erfreuen, sie in großer Behäbigkeit und in behaglicher Ruhe leben zu 'lassen, während gerade in diesen bösen Zeiten der Adel sein Hab und Gut opfert, sowie alle Tage sein Leben für die Verteidigung des Königreichs in Gefahr bringt, und während die armen Landleute unausgesetzt und angestrengt arbeiten, um die Mittel zu beschaffe«, den Staat zu erhalten. Wenn die Herren von der Kirche die Güter derselben gebrauchten, wie sie dies thun sollten, und wenn sie solche verwendeten zu Almosen und zu guten Werken, würden sie vielleicht noch einen Grund haben, eine Ausnahmestellung einnehmen zu wollen, Sie wissen aber, Sire, wie die Sache liegt. Ich habe sagen hören, wie man aus der Geschichte ersehen könnte, daß einige Ihrer Vorgänger die Einkünfte der geistlichen Veneficien nahmen, nm ihre Armeen zn unterhalten; dies erschien damals recht und war es thatsächlich auch, heute aber verschanzen sich die Geistlichen hinter der Religion, wenn man davon spricht, einen Gulden von ihnen verlangen zn wollen, und sagen einfach, daß solche Forderungen ketzerische wären. Sollen endlich, Sire, die Advocaten, die Lente von der Feder nnd der Politik" — der alte Haudegen nennt sie: 30U8 äs clli«ans — „Nichts für das allgemeine Wohl beitragen, nnd sollen sie ganz nach ihrem Gefallen die öffentlichen, wie die Privatangelegenheiten ausbeuten können? Dies Alles sind unschädliche und gerechte Mittel, Geld zu finden, und wenn Sie mir die Genehmigung zum Haudeln ertheilen wollen, so werde ich dieselben wohl in Ausführung bringen nnd werde veranlassen, daß die reichen Leute, welche nicht auf andere Weise dem königlichen Dienste zu nützen verniügen, wenigstens ihre Geldbeutel öffnen, und daß die armen Leute geschont werden." Der König hatte Vertrand du Guesclins Rede mit großem Wohlgefallen angehört, konnte ihn aber anch bezüglich der nüthigen Geldmittel beruhigen, denn es waren die entsprechenden Befehle bereits erlassen worden. Der Connetable vermochte also seine Anordnungen für den nächsten Feldzug zu treffen und bestimmte für Ende März Saumur zum allgemeinen Sammelpunkte.

Im Feldzuge von 1371 handelte es sich dann im Wesentlichen «m die Landschaften Poitou und Saintonge. Vertrand nahm durch Ueberraschnng und Ueberfall, oder auch mit stürmender Hand eine große Anzahl
-,

fester Plätze und Städte, darunter auch die Hauptpunkte Portiers und lll Nochelle. Die englischen Truppen unter dein Captal de Buch, welche im Poitou noch das freie Feld behauptet, hatten sich schließlich nach Nyort zurückziehen müssen. Vei der Belagerung bezw. Einschließung von la Nochelle war auch die castilische Flotte thätig gewesen, nachdem sie das englische Geschwader unter Pembroke geschlagen hatte.

Im Frühjahr ^l372 setzte Vertrand du Guesclin die Operationen im Poitou wieder fort. Die britische Flotte, welche Verstärkungen hatte bringen sollen, war durch widrige Winde gezwungen worden, unverrichteter Sache nach dein heimischen Hafen zurückzukehren, die Engländer vermochten daher im Poitou keine Truppen mehr in's Feld zu stellen. Der Connetable von Frankreich nahm jetzt auch Nyort und sämmtliche Schlosser, feste Plätze und Städte, welche der Feind überhaupt noch inne gehabt. So hatte denn Bertrcmd du Guesclin nicht allein durch seine Tapferkeit, sondern namentlich auch durch seine klugen Maßnahmen und überraschende Schnelligkeit ganz Poitou und die Saintonge von den Engländern befreit und diese Gebiete wieder dem Konige von Frankreich unterworfen. Der Connetable wurde dann nach Paris berufen, wo er seine Instructionen für den bevorstehenden Krieg in der Bretagne erhalten sollte.

Jean de Montfort, Herzog der Bretagne, hatte sich schließlich doch nicht völlig den Verpflichtungen zu entziehen vermocht, die er seinem Schwiegervater, dein Könige von England, gegenüber zu haben glaubte, und an welche ihn namentlich die neuesten Ereiguisse so lebhaft mahnten. Auch durch seine Gemahlin und durch die Engländer, welche um deren Person waren, wnrde er wohl noch in seiner Neigung bestärkt, gegen Frankreich Partei zu nehmen. Unter den obwaltenden Verhältnissen sah er ferner sein eigenes Interesse in Frage kommen. Wenn die Engländer endlich auch aus der Guyenne vertrieben wurden, konnte die Gräfin von PentlMvre, die Wittwe Karls von Nlois, wieder mit ihren Ansprachen kommen und ihm den Besitz der Bretagne streitig inachen. Möglicher Weise wurde sie dann dabei durch die französischen Waffen, durch den Einfluß des Herzogs von Anjou, ihres Schwiegersohnes, und durch die angesehensten Edelleute der Bretagne unterstützt, welche Letzteren stets ihre Partei genommen hatten. Der Herzog war auch der Meinung, daß die Eroberungen des Connetable von Frankreich im Poiton und in der Saintonge rechtlich sich nicht begründen ließen, und daß es ein willkürlicher Gewaltact Frankreichs war, dem Könige Eduard die Provinzen wegzunehmen, welche derselbe in Folge eines zwischen den beiden Neichen abgeschlossenen Friedenstractates besaß. Jean de Montfort fah sich aber außer Stande, Etwas dagegen zu thun. Seine Freunde waren ohnmächtig, der König von England aber von Alter und Sorgen gedrückt. Die Franzosen sahen sich dagegen überall im Vortheil, und die Bretonen, welche eifersüchtig waren, daß ihr Her.og die Engländer bei sich hielt, wollten nicht mehr zu ihm

stehen und hatten sich dem Könige Karl von Frankreich zugewendet. Als dieser Bertrand du Gnesclin zum Connetable gemacht, hatte er zugleich die einflußreichsten Edelleute der Bretagne in ihrem Ansehen erhöht; er hatte ihnen auch hohe Anstellungen gegeben und hielt sie seitdem an sich gefesselt, nicht allein durch die ihnen fortgefetzt zu Theil werdenden Begünstigungen, fondern auch durch die noch größeren Hoffnungen, die er ihnen erweckte. Allerdings hatte der Herzog auch einen gewissen Nutzen davon, wenn feine Unterthanen in Frankreich Dienste nahmen. Wie viele erwarben sich dort nicht große Vermögen, lernten außerdem dort das Kriegshandwerk und verbanden dann mit ihrer natürlichen Beanlagung als Soldaten auch noch die Erfahrung; es gab auch damals in Europa kein anderes Volk mehr, welches verhältnißmäßig fo viel kriegserfahrene Soldaten und tüchtige Truppenführer zu stellen vermochte, als gerade das der Bretagne. Endlich kannte der Herzog wohl den Patriotismus feiner Bretonen und mar über« zeugt, daß sie niemals der Unterjochung ihres Vaterlandes zustimmen würden. Andererseits sah sich Montfort auch durch Verträge und Versprechungen an Frankreich gebunden, und er durfte nicht im Zweifel sein darüber, daß seine Parteinahme für England als ein Vertrauensbruch angesehen werden und dieser dann als Vorwand dienen würde, ihn seiner Lande für verlustig zu erklären. König Eduard ließ indessen den Grafen von Montfort zu Rüstungen im Interesse Englands drängen. Die Verhandlungen zwischen beiden Fürsten konnten aber nicht so verborgen bleiben, daß nicht auch der König von Frankreich Kenntniß davon erhielt. Derselbe benachrichtigte nun die bretonischen Edelleute davon, und diese gewannen daraus nur die Ueberzeugung, daß, wenn der Herzog die Engländer in die Bretagne hineinziehen wollte, dies hauptsächlich geschähe, um sich an ihnen zu rächen und sie ihrer Güter ?u berauben. Sie waren daher darauf bedacht, dem Schlage, der sie bedrohte, zuvorzukommen, oder sich wenigstens gegen ihn zu decken, und bereiteten sich darauf vor, sich nöthigen Falls der festen Plätze zu bemächtigen und die Fremden von hier zu vertreiben; man setzte sich diesbezüglich mit den Städten, sowie der Landbevölkerung in's Einvernehmen. König Karl ließ aber den Herzog auffordern, als fein Vafall sich mit ihm gegen Frankreichs Feinde zu verbinden, wogegen dieser auf den Vertrag von Bretigny hinwies, nach welchem der Herzog nicht gezwungen werden dürfte, gegen England zu rüsten.

Jean de Montfort sah sich sogar veranlaßt, den Engländern einige Garnisonen einzuräumen. Dies war denn für die bretonischen Edelleute das Signal zun» Aufstande. Die Seigneurs Graf von Laval, Vicomts de Rohan und RobeN de Quitt6 bemächtigten sich sofort der Städte Rennes, Vannes und Dincm; bald geriethen auch noch andere Plätze in ihre Gewalt, und es nahmen die offenen Feindseligkeiten in: Lande einen immer größeren Umfang an. Die bretonischen Edlen hegten die Befürchtung, daß die Engländer die Bretagne vollständig unterwerfen wollten, daß der Herzog seine

Krone verlieren, sie selbst aber des Erbes ihrer Vorfahren beraubt werden
würden und daß das ganze bretonische Volk seinen alten Feinden, den Eng-
ländern in die Hände gerathen könnte. In diesen schweren Sorgen wandten
sie sich an den König von Frankreich um Hilfe und baten ihn, Nertrand
du Guesclin mit Truppen nach der Bretagne zu schicken.
Der Connetable rückte dem zu Folge mit 4000 Mann von Pontorson
aus in das Herzogthum ein. Hier schlössen sich ihm sofort die bretonischen
Seigneurs an; das Land war im vollen Kriege, nicht nur gegen die Eng-
länder, sondern auch gegen seinen Herzog. Die Erbitterung gegen Letzteren
steigerte sich aber noch, als der Engländer Neufoille mit 16000 Mann bei
Saint Mah6 landete. Der Kampf gestaltete sich immer mehr zu einem
ganz besonders blutigen und grausamen. Die Engländer sahen sich zwar
genöthigt, hauptsächlich in ihren festen Plätzen sich zu halten, versäumten
jedoch keine Gelegenheit, durch blutige Streifzüge im Lande sich zu rächen.
Jean de Montfort hielt daher für gerathen, für seine Person das Herzog-
thum auf einige Zeit zu verlassen und sich nach England zurückzuziehen.
Seine Unterthanen konnten ihm dann doch nicht mehr all das Böse zum
Vorwurf machen, das ihnen ferner noch widerfuhr. Auch hoffte er, daß,
wenn der bretonische Adel schließlich nur ^noch an die Vertheidigung des
Landes gegen den äußeren Feind zu denken hatte, derselbe endlich wohl
bestrebt sein würde, sämmtliche Fremde, Engländer sowohl wie Franzosen
aus dem Herzogthume zu vertreiben. Montfort hatte Robert Knolle zu seinem
Generallieutenant ernannt. Bertrand du Guesclin suchte ebenfalls den
möglichsten Vortheil aus der Abwesenheit des Herzogs zu ziehen, indem er
darauf hielt, die Engländer möglichst nur durch die Beihilfe der Bürger-
schaft aus den Städten des Landes zu verjagen. Allein in den Fällen,
wo es unmngänglich nothwendig wurde, brauchte er selbst Waffengewalt. So
gelang es ihm denn, sich der meisten festen Plätze und Städte zu bemächtigen.
Doch wurde er bald nach einem anderen Kriegsschauplätze abberufen.
Die Herzöge von Lancastre und von der Bretagne waren mit frischen
Streitkräften bei Calais gelandet, und von allen Seiten strömten ihnen
Leute zu, um in der Engländer Reihen am Kriege Theil zu nehmen. Karl V.
hatte seinerseits Vorkehrungen getroffen, daß seine Truppen in der Champagne
und Pikardie sich zur Gegenwehr sammelten. Der Feind drang bereits,
60000 Mann stark, in letzterer Provinz vor, als Bertrand du Guesclin dort
anlangte. Es kam jetzt zu jenem in der Kriegsgeschichte des Mittelalters
denkwürdigen Feldzuge, in welchem sich die Engländer ohne Ruhe und Rast
durch die Landschaften Forst, Auvergne nnd Limousin über die Loire, den
Ällier, die Dordogne und den Lot bis nach Bordeaux drängen lassen mußten,
ohne Gelegenheit für eine Schlacht finden, ohne irgend einer Stadt sich be-
mächtigen zu können. Dabei war in der englischen Armee der Mangel an
Lebensmitteln überaus groß; durch Hunger und Strapazen erschöpfte Soldaten
bedeckten schließlich die Heerstraßen, und überall fand man verlassene Pferde

und liegen gebliebene Feldgeräthe. Endlich waren auch Mißhelligteiten zwischen den beiden Herzögen eingetreten; letztere trennten sich, und als ihre Schämen Weihnachten 1373 bei Bergerac und Bordeaux angelangten, waren dieselben überhaupt uur noch 6(X)<) Mann stark.

Nach beendeten» Feldzuge ging Bertrand du Guesclin für deu Nest des Winters nach seinem Heiin zurück. Er hatte 1371 seine Gattin Tienphaine de Nllguenel verloren, dieselbe war kinderlos gestorben. Jetzt verheirathetc er sich mit Ieanne de Laval, einer Dame ans einer der ersten Familien der Bretagne. Aus dieser zweiten Ehe hatte du Guesclin spater einen Sohn, der dann sein Erbe wurde.

Im folgenden Jahre war Bertrand du Guesclin in der Gascogne thätig, um dieses Land für Frankreich zu gewinnen. Der Herzog Montfort benutzte indessen die Abwesenheit des Eonnetables nnd versuchte wieder in der Bretagne festen Fuß zu fassen. Da jedoch jetzt zu Brügge zwischen England und Frankreich ein allgemeiner Waffenstillstand abgeschlossen wurde, mußte Graf von Montfort seine Sache in der Bretagne vorläufig aufgeben und ging nach England zurück. Bertrand du Guesclin erhielt für seine neuesten Verdienste die Grafschaft Pontoi'son für sich und seine Nachkommen von König Karl V. zum Geschenk.

Es ruhten jetzt während einiger Jahre die Waffen; auch war der 1377 erfolgte Tod des Königs Eduard III. von England insofern ein günstiges Ereignih für Frankreich, als der Nachfolger Richard, der Sohn des Prinzen von Wales, noch fehr jung war und somit der Friede noch für einige Zeit gesichert schien. Andererseits kam es aber zum Kriege zwischen Frankreich und dem Könige von Navarra, welcher Letztere beschuldigt worden, gegen Karl V. einen Vergiftungsversuch geplant zu haben. Bertrand du Guesclin drang in die Normandie ein und kämpfte dort in» Verein mit dein Könige von Castilien. Karl II. von Navarra erhielt zwar Unterstützung von England, indenl Nobert le Nour mit einen» englischen Corps Cherbourg besetzte, der Herzog von Lancastre aber »nit einen» anderen St. Malo belagerte, nachdem jedoch Bertrand du Guesclin letzteren Platz entsetzt hatte, gingen die Engländer nach ihrer Insel zurück. Der Connetable focht dann mit dein Herzog von Anjou zusammen in der Gascogne, wurde aber noch vor der vollständigen Unterwerfung dieses Landes nach Paris zun» Könige gerufen.

Karl V. hatte den in England weilenden Herzog der Bretagne vor sein Parlament der Pairs gefordert, damit er sich hier wegen seines Verhaltens der Krone Frankreichs gegenüber verantworte. Da der Herzog nicht erschienen war, auch keinen Sachwalter für sich gesandt hatte, so wurde er schließlich in oontnmaoinlll als Nebell uud seines Herzogthums verlustig erklärt, die Bretagne aber der Krone Frankreich einverleibt. Der König hatte darauf gerechnet, daß der bretonische Adel »nit seinen» Verfahren einverstanden sein würde, er glaubte, durch seine Wohlthaten und Ehrungen denselben vollständig für sich gewonnen zu haben. Karl V. hatte auch die
>

Seigneurs der Bretagne in Paris um sich versammelt gehabt und ihnen
die Gründe, sowie die Zweckmäßigkeit seiner Handlungsweise entwickelt.
Die Edelleute hatten jedoch den Konig inständig gebeten, zu bedenken, daß
der Herzog sein naher Verwandter sei, deshalb Gnade für Recht an ihm
ergehen zu lassen und ihm zu verzeihen. Karl V. hatte ausweichend geant-
wortet, weil er bereits seinen Entschluß gefaßt und nicht niehr ändern wollte.
Ob Bertrand du Guesclin von dem Vorhaben des Königs vorher
Etwas gewußt und wie er zutreffenden Falls sich zu diesen Plänen gestellt
hatte, ist nirgends ersichtlich. Jedenfalls trat aber durch diese Angelegen-
heit ein Wendepunkt in dem Glück du Guesclins ein. In der Bretagne
bereitete sich plötzlich ein vollständiger Umschwung zu Gunsten des Herzogs
vor; Schmerz und Verzweiflung erfüllte die Bevölkerung, daß man sie ihres
legitimen Fürsten berauben und aus ihrem Lande eine französische Provinz
machen wollte. Die bretonischen Grundherren verliehen den Dienst des
Königs von Frankreich, denn sie erinnerten sich jetzt ihrer alten Ver-
pflichtungen gegen ihren Herzog und wollten sich nun diesen wieder weihen.
Jean de Montfort wurde schließlich aus seiner freiwilligen Verbannung
wieder zurückgerufen und in allen Städten und Plätzen mit stürmischem
Jubel empfangen.
Karl V. hatte sich zu seinem großen Aerger in seinen Hoffnungen ge-
täuscht gesehen. Er beauftragte jetzt Bertrand du Guesclin, nach der Bre-
tagne zu gehen, und zwar weniger, um dieses Land durch eine energische
Kriegführung zu unterwerfen, als um die Truppen, welche sich dort schon
zu sehr engagirt hatten, mit Ehren wieder herauszuziehen. Der König
sprach die Hoffnung aus, daß du Guesclins Anwesenheit dort das Ansehen
seiner Waffen wieder herstellen würde und daß die Vortheile, welche er
dort erränge, eine vollständige Beilegung der ganzen Angelegenheit ermög-
lichen möchten.
Bertrand du Guesclin sah wohl ein, daß die Nothwendigkeit ihm ge-
bot, dein Befehle des Königs zu gehorchen; er setzte sich also mit seinen
Compagnien in Marsch, die gewohnt waren, ihm überall hin zu folgen.
Als er aber nach der Bretagne kam, sah er nicht mehr, wie früher, die
Bevölkerung von allen Seiten herbeiströmen, um ihn sehen zu wollen, hörte
er sich nicht mehr den Befreier und den Ruhm des Vaterlandes nennen.
Aus den Städten kamen keine Deputationen mehr, um ihn aufzufordern,
sie zu besuchen, und aus den festen Plätzen eilten nicht mehr die Soldaten
ihm entgegen, um ihn zu empfangen und ihn ihres Gehorsams zu ver-
sichern. Ganz im Gegentheil machte die Kunde von seinem Anmärsche jede
Gegend zur häßlichen Einöde. Alles floh vor ihm, überall begegnete er
nur Scenen des Schreckens und den Kennzeichen eines allgemeines Hasses; er
sah sich als Geächteten in seinem eigenen Vaterlande. Der Einzug in die
Städte wurde ihm verweigert und, wenn die Besatzungen ihm entgegen-
zogen, so geschah dies nur, um ihm als Feind gegenüberzutreten, um ihn

anzugreifen. Er fand jetzt keine Möglichkeit mehr, zu siegen, wie ehemals, und war leider gezwungen, dieselben Soldaten zu bekämpfen, die ihm einst geholfen hatten, so viele Schlachten zu gewinnen und die gerade unter ihm gelernt hatten, niemals besiegt zu werden. Des Connetable eigene Truppen verminderten sich auch unausgesetzt, und der größte Theil seiner Gensdarmes verließ ihn, um sich wieder mit den alten Kameraden zu vereinigen. Es erging in Folge dessen in Frankreich der Befehl an alle Bretonen, aus dem Dienste des Königs zu scheiden und das Königreich zu verlassen. Doch war es ein sehr böser und schlechter Nathschlag gewesen, der zu dieser Anordnung geführt hatte. Die unausbleibliche Folge der Maßregel mutzte sein, daß der Connetable und seine Unterführer jetzt auch noch den Rest der alten bretonischen Kriegsleute verloren. Der Herzog von Anjou rückte zwar zur Unterstützung von du Guesclin heran, aber auch dies vermochte nur wenig zu nützen. Man schloß schließlich wiederholt Waffenruhen ab, die aber immer nicht von langer Dauer sein konnten. Im Uebrigen suchte sich nur Jeder möglichst fest zu setzen und zu sichern, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, den Gegner zu überraschen.

Das war also nicht mehr die frische und fröhliche, die ruhmvolle Art und Weise, mit der Bertrand du Guesclin früher seine Kriege geführt hatte. Derselbe fühlte sich auch von einer tiefen Mißstimmung ergriffen. Er wurde beim König vorstellig, ihn nach Hause gehen zu lassen, oder ihn anderswo zu verwenden, denn er wäre es müde, der Schrecken und Abscheu seiner Verwandten, seiner Freunde, seiner Mitvatrioten und seiner alten Waffengefährten zu sein. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß schließlich die Verleumdung ihr häßliches Schlangenhaupt erhob und ihr Gift gegen den unglücklichen Connetable richtete. Bei Hofe flüsterte man, daß Bertrand du Guesclin in der Sache der Bretagne jetzt allerdings nicht mehr mit derselben Ergebenheit dem Könige gedient hätte, wie bei früheren Gelegenheiten, und daß er wohl im Einverstündniß mit dem Herzoge und mit den Edelleuten von dessen Partei sich befände. Die böswilligen Gerüchte gelangten auch zu Ohren des Connetable. Es war diese Verdächtigung jedenfalls wohl der schwerste Schlag, der den alten Kriegshelden treffen konnte. Bertrand du Guesclin protestirte öffentlich gegen die ihm angethane Schmach, verlieh die Armee und erklärte, daß er unter solchen Umständen nicht mehr den Degen des Connetable führen und sich nach Spanien begeben wolle, um dort sein Leben zu beschließen. Er schrieb an Karl V., beklagte sich über die schwere Beleidigung, welche die Feinde seiner Ehre zugefügt hätten, und bat den König, den Degen zurückzunehmen, mit dein er ihn in so hohem Maße geehrt hätte; er müsse aber sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen und fühle sich daher verpflichtet, dem Könige zu erklären, daß er bei allen und jeden Gelegenheiten stets von derselben Pflichttreue, von demselben Diensteifer beseelt gewesen sei; auch in dem letzten Kriege habe selbst die tiefe Trauer, die schmerzliche Betrübniß dar-

über, daß er leider genöthigt gewesen wäre, so unendliches Unglück über sein eigenes Vaterland zu bringen, niemals doch seine gewissenhafte Pflichterfüllung gegen den König irgendwie beeinträchtigen können. Karl V. suchte in einem eigenhändigen Schreiben seinen Connetable zu beruhigen und ihm Genugthuung zu geben. Zugleich entsendete er die Herzöge von Anjou und von Bourbon nach Pontorson, wohin sich du Guesclin zurückgezogen hatte; dieselben sollten ihn zu fernerem Verbleiben in seiner Stellung bewegen. Diese Vermittlung schien aber ganz ohne Erfolg bleiben zu sollen, als der kluge König den richtigen Ausweg zu finden wußte und durch einen zweiten Brief an seinen Connetable den Ausschlag gab. Karl V. theilte darin mit, daß nach eingegangenen Nachrichten die französischen Truppen in der Guyenne aus den festen Plätzen, welche sie in der letzten Zeit erobert hatten, von den Engländern wieder vertrieben worden wären, und erklärte, daß nur allein die Weisheit und Tapferkeit du Guesclins im Stande sei, das königliche Ansehen im jenem Lande wieder herzustellen; er glaubte daher von der unverbrüchlichen Treue seines bewährten Freundes und Connetable sich wohl versprechen zu dürfen, daß derselbe auch diesen neuen großen Dienst dem Könige leisten und die Armee nach dem bedrohten Gebiete führen werde.

Bertrand du Guesclin war jetzt bereit, den Befehlen des Königs nachzukommen, erklärte aber mit Bestimmtheit, Frankreich verlassen zu wollen, sobald er den Feind aus der Guyenne vertrieben haben würde. Der Connetable begab sich dann zunächst nach Paris. Hier wurde er von Karl V. auf das Gnädigste empfangen, auch suchte der König ihm eine neue Genugthuung zu bereiten. Bei Gelegenheit einer längeren Unterredung sagte er ihm, daß er ihn aus der Bretagne abberufen habe, weil er dort seiner nicht mehr benöthigt sei; bezüglich des Herzogs der Bretagne sei Karls Absicht niemals eine andere gewesen, als denselben nur von den Interessen der Feinde des Königs zu trennen; er wolle auch jetzt noch immer den Herzog erhalten und bewahren und wünsche nur, daß derselbe die Protection des Königs auch verdiene; weit entfernt also davon, den Herzog berauben zu wollen, sei der König im Gegentheil bemüht, es dahin zu bringen, daß der Herzog mit ihm in engere Verbindung trete und ein guter Franzose werde; was der König diesbezüglich wünschte, würde ebensowohl zu des Herzogs, wie zu Frankreichs Vortheil gereichen und, wie der König die Sache ansähe, wäre sie schließlich viel besser durch Nachgiebigkeit und liebevolle Rücksicht, als durch Waffengewalt zu erreichen. Ob Bertrand du Guesclin durch die Worte des Königs sich auch bezüglich dessen Absichten hatte überzeugen lassen, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls wußte aber der alte Haudegen, daß für Frankreich die Trauben in der Bretagne vorläufig noch zu sauer waren. Der Connetable zog also von Neuem gegen die Engländer zu Felde, mochte dies aber wohl nicht mehr mit der alten Zuversicht, mit dem bisher gewohnten Vertrauen thun.

Bei der Verabschiedung vom Könige, die tatsächlich auch die letzte im Leben sein sollte, sprach Bertrand du Guesclin seine Gedanken und Gefühle nochmals dahin aus, wie die letzten Feldzüge so recht den Pflichteifer und die Tapferkeit der Vretonen zur Geltung gebracht hätten, daß diese selbst vor allen Franzosen die treuesten Diener des Königs gewesen wären und am allermeisten zu den günstigen Erfolgen seiner Waffen beigetragen hätten. Er sähe daher voraus, wie in dem bevorstehenden Feldzuge man wohl merken würde, daß die Vretonen in seinen Compagnien fehlten. Auch mache sich bei ihm allmählich das Gewicht der Jahre geltend, ohne daß er indessen der Arbeit etwa schon überdrüssig wäre; er fühle aber, daß sein Adler nicht mehr mit der früheren Kraft und Leichtigkeit seinen Flug nehme, namentlich seit man demselben durch Verabschiedung von du Guesclins alten Waffengefährten die Federn ausgerissen habe. Er verspreche sich also nicht mehr viel davon, zu siegen, da er von denjenigen getrennt sei, deren Muth ihn einst Städte erobern und Schlachten gewinnen machte. —

Bei der Belagerung des Schlosses Rendon in Givaudin erkrankte Bertrand du Guesclin schwer an einem hitzigen Fieber: am 13. Juli 1380 erlag er dieser Krankheit. Der Connetable fand seine letzte Ztuhestätte in der Kirche von St. Denis neben dem königlichen Grabgewölbe. Der König erwies ihm also die höchsten Ehren und zollte damit noch dem Todten den Dank, den der Lebende wohl um ihn verdient hatte.

König Karl V. wird uns in der Geschichte als ein wohlunterrichteter, aufgeklärter, fehr kluger und einsichtsvoller Fürst geschildert. Er soll zwar sehr bedächtig gewesen sein, aber seiner Ziele sich wohl bewußt, freilich auch nicht ohne Hinterlist und Neigung zur Täuschung. Unverkennbar war König Karl in der Diplomatie, in der Politik seinem Connetable Bertrand du Guesclin bedeutend über und suchte denselben als Werkzeug in der Bretagne zu benutzen. Wenn Letzterer aber anch als Soldat sein Glück außerhalb seines Vaterlandes gesucht hatte, so mußte er doch immer ein Sohn der Bretagne bleiben.

Als daher Karl V. seine Hand nach der Bretagne ausstreckte, dieses Land seinem rechtmäßigen Herrscher nehmen wollte und seinen Connetable du Guesclin mit diesem Acte der Gewalt beauftragte, da mochte sich in Letzteren: der Widerstreit erheben zwischen seinen Pflichten als Diener eines fremden Staates und andererseits seiner Vaterlandsliebe. Hierin kann wohl der Dichter den tragischen Conflict in dem Leben Bertrands du Guesclin finden. Ob Letzterer über wirklich diesen Zwiespalt schwer empfunden hat, könnte wohl erst durch eine eingehendere Untersuchung fest-gestellt werden. Näherliegend dürfte jedenfalls das Urtheil erscheinen, daß Bertrand du Guesclin auch als Connetable von Frankreich seinem ganzen Wesen nach noch immer der alte bretonische Partisan geblieben war.

# Die unbekannte Naturwissenschaft.

von

Itarl du Drei.

— München, —

zie Geschichte der Wissenschaften bildet die Glanzseite der Eultur-
qeschichte. Wenn wir die Entwicklung der verschiedenen
Wissenszweige überblicken und bei den oft wunderbaren Ge-
dankenoperationen verweilen, womit hervorragende Geister zu ihren um-
wälzenden Entdeckungen kamen; oder wenn wir gar die zusammengetragene
Summe des menschlichen Wissens, in Lehrbüchern verdichtet und geordnet,
betrachten, so macht uns das geneigt, eine hohe Meinung von der Mensch-
heit zu fassen.

Aber die Geschichte der Wissenschaften hat auch eine sehr trübe Seite.
Sie zeigt uns, daß die Anzahl der wirklich hervorragenden Geister immer
nur eine sehr geringe war; daß diese immer mit den größten Schwierig-
keiten zu kämpfen hatten, um die Anerkennung der von ihnen entdeckten
Wahrheiten zu erzwingen; daß viele von ihnen — und gerade die Besten
— ein Leben voll Entbehrungen führten und, ohne gewürdigt worden zu
sein, in die Grube sanken; daß gerade die wissenschaftlichen Vertreter der
jeweilig herrschenden Ideen oft jedes Abweichen von diesen als ein Ab-
weichen von der Wissenschaft selbst gebrandmarkt haben und sogar zu
bloßen Kärrnerdiensten für jene Könige untauglich waren. Jeder Ver-
treter einer neuen Wahrheit ist mehr oder weniger ein Märtyrer der
Wahrheit. Es stirbt oft in Armnth ein Erfinder, aber nach seinen: Tode
bereichern sich Dutzende von Fabrikanten an seiner Geistesarbeit. Es
stirbt oft ruhmlos ein Entdecker, weil er das große Unrecht hatte, zu früh

^

im Recht zu sein; aber der spätere Plagiator, der die richtige Zeit abgewartet hat, wird mit Ehren überschüttet.

Diese Geschichte der Wissenschaften ist noch nicht geschrieben worden; aber sie würde beitragen zur Selbsterkenntniß der Menschheit im Sinne der Bescheidenheit.

Die Menschheit als Ganzes hat kein Recht, auf den Fortschritt der Wissenschaft stolz zu sein. Er geht immer nur von Einzelnen aus, die schlecht genug behandelt werden, und vollzieht sich nur trotz des Widerstandes der übrigen Masse, die immer nur ein Hemmschuh des Fortschrittes ist. Es ist aber kein Verdienst, den schließlichen Sieg des Wahren und Guten nicht hindern zu können.

Betrachten wir das Resultat der Cultur, dann sind wir Optimisten; verfolgen wir aber den vorangegangenen Proceh, dann kann unser Urtheil über die Menschheit nur pessimistisch ausfallen. Man kann nicht stolz sein, einer Nasse anzugehören, die einen Christus an's Kreuz schlug, einem Sotrates den Giftbecher reichte, einen Camoens verhungern lieh und einen Gioroano Bruno verbrannte, kurz, die ihren edelsten Söhnen immer das Martyrium bereitet hat.

Wenn eine neue Wahrheit entdeckt wird, so tritt sie, gleich einer Offenbarung als Lichtblitz im Gehirn eines Einzelnen auf; ihm gegenüber aber stehen die Millionen feiner Zeitgenossen mit allen ihren Vorurtheilen. In der Schwierigkeit, alle diese Gegner zu bekehren und die alten Vorurtheile erst zu beseitigen, liegt oft das traurige Schicksal des Entdeckers. Zwar ist die Macht der Wahrheit groß; aber je weiter sie von den herrschenden Ideen abliegt, je weniger die Menschheit darauf vorbereitet ist, desto schwerer macht sie sich Bahn. Gerade weil sie nach der schließlichen Anerkennung umwälzend wirken wird, hat sie zu Beginn den schwierigsten Stand. Mit ihr aber auch ihr Entdecker. Es ist in der Welt so eingerichtet, daß, wer einen Baum pflanzt, die Früchte desselben nicht pflücken wird, die einer späteren Generation mühelos in den Schooß fallen.

Es fragt sich nun, ob jene trübe Seite der Geschichte der Wissenschaften ihre unvermeidliche Begleiterscheinung bleiben, oder ob vielleicht eine'Zeit kommen wird, in der die Menschheit größere Empfänglichkeit für neue Wahrheiten zeigen und ihren Vertretern ein besseres Loos, als bisher, bereiten wird. Das Letztere wird dann 'eintreten, wenn wir aus der Geschichte der Wissenschaften gelernt haben werden, daß neue Wahrheiten, gerade wenn sie von umwälzender Bedeutung sind, nicht plausibel sein können, sondern paradox sein müssen; daß ferner die Allgemeinheit einer Meinung durchaus keinen Beweis ihrer Wahrheit enthält; daß der Fortschritt einen Wechsel fter Meinungen bedeutet, welcher Wechsel von Einzelnen vorbereitet und dann von Minoritäten weiter verbreitet lwird. Es wird also besser werden, wenn wir aus unserer Culturgeschichte die Achtung der Minoritäten gelernt haben werden. Wir dürfen nie vergessen, daß alle Majoritäten aus cm-

fänglichen Minoritäten hervorgegangen sind, daß also leine Meinung blos
wegen der Minderzahl ihrer Vertreter abgelehnt werden darf, sondern
vielmehr ohne jedes Vorurtheil geprüft werden muß, weil das Paradoxe
ein Merkmal jeder neuen Wahrheit ist.
Andererseits aber soll in der Entwickelung der Wissenschaften der
conservative Zug nie verloren gehen; ihr Licht soll stetig und ruhig leuchten
und darf nicht im beständigen Wechsel der Meinungen hin und her flackern.
Auch kommt es für den Fortschritt der Menschheit nicht darauf an, daß
Einzelne als ragende Häupter sich auszeichnen, sondern vielmehr darauf,
daß die Menschheit als möglichst homogene Masse sich weiterentwickelt,
daher denn jeder gesunde Fortschritt nur ein langsamer sein kann. Endlich
muh aber jede neue Wahrheit zunächst nur als Hypothese angesehen werden,
und je tiefer sie greift, desto größer ist das Erscheinungsgebiet, womit sie
sich auseinander zu setzen hat, desto länger also dauert ihre Prüfungszeit,
von der sich nicht Umgang nehmen läßt. Entdecker sollen sich also sagen,
daß sie nur Pfadfinder sind, denen erst mit der Zeit die Ansiedler folgen
können. Denn im Grunde genommen versteht es sich von selbst, daß,
wer seinen Zeitgenossen um hundert Jahre voraus ist, auch hundert Jahre
zu warten hat, bis er allgemeine Anerkennung findet. Wer einer Minorität
angehört, mutz sich vorweg darüber klar sein, daß er gegen den Strom
schwimmt, daher nur sehr langsam vorwärts kommen kann. Wer ein
Streber ist, der halte sich an die Majoritäten; diese verleihen, wenn man
ihren Zug lenkt, Ehren und Ruhm; nur wer auf diese zu verzichten ver-
mag, mag sich einer Minorität anschließen. Bequem hat er es dabei
allerdings nicht; denn in der Majorität wird man geschoben, in der
Minorität muß man selber gehen und muß schieben. In jener benutzt
man die Arbeit der Vorgänger, in dieser mutz man selbst arbeiten. Dafür
kann man sich aber auch sagen, daß die Minoritäten schon darum die
Repräsentanten der Zukunft sein müssen, weil in unserer Rasse bekanntlich
Vernunftepidemien nie vorkommen, wohl aber häufig und oft langdauernd
einstimmige Thorheit, ja Tollheit. Man kann nun zwar nicht behaupten,
daß alle Minoritäten im Besitze der Wahrheit seien, wohl aber, daß die
Besitzer der Wahrheit zunächst immer in der Minorität sein werden. So
erfordert es die Entwickelung. Den Meisten zwar ist es ganz wohl bei
den herrschenden Meinungen, die ihnen für selbstverständlich und unantast-
bar gelten; aber Jedem ist es eben nicht gegeben, und nicht Jeder hat es
nöthig, seine Ansichten von der Allgemeinheit zu beziehen, um nur über-
haupt welche zu haben. Wie nicht Jeder von einer einfältigen Mode
spitze Stiefel sich anbefehlen läßt, so läßt sich auch nicht Jeder von der
Denkmode des Tages seine wissenschaftliche Meinung, seine Weltanschauung
dictiren. Dieses Ungenügen an der herrschenden Meinurg ist die Bedingung
jedes Fortschrittes; nur aus diesem Boden kann eine neue Offenbarung
des menschlichen Geistes herauswachsen.

Nach dieser Lobrede auf die Minoritäten darf ich es nun eher wagen von einem Gegenstande zu reden, den die allgemeine Meinung heute noch verwirft: vom Occultismus, oder — wie er im Mittelalter genannt wurde "- von der Magie. Ich will mir .die Sache keineswegs leicht machen und will nicht etwa nur beweisen, daß in der Magie doch vielleicht ein kleiner Wahrheitskern steckt, an welchen zu glauben verzeihlich sei, sondern daß es vielmehr Mangel an wissenschaftlicher Besonnenheit ist, an Magie nicht zu glauben. Die Magie soll also als eine logisch nothwendige Folgerung aus dem derzeitigen Standpunkt der Wissenschaft dargestellt werden.

Dieser Standpunkt ist kurz folgender: Die moderne Wissenschaft stellt die Alleinherrschaft des Causalitätsgesetzes an die Spitze aller ihrer Untersuchungen. Diese Alleinherrschaft ist sogar die Voraussetzung aller Wissenschaft und folgt aus den: Begriff derselben. Denn Wissenschaft treiben heißt Ursachen entdecken 'und Wirkungen beobachten; das bestimmte Verhältnis; aber von Ursache und Wirkung ist, was als Causalitätsgesetz bezeichnet wird. Die Wissenschaft würde also sich selber aufgeben, wenn ne die Möglichkeit zugäbe, daß diese Ccmsalität irgendwo ein Loch hätte. Die Wissenschaft kann nicht einmal gestatten, daß auch nur die Lücken unseres Wissens mit übernatürlichen Principien ausgestopft werden, die neben und zwischen der naturgesetzlichen Causalität noch wirksam wären; sie muß auch das als eine wissenschaftliche Halbheit verwerfen. Es-giebt für sie nichts Uebernatürliches.

In allen diesen Punkten nun gebe ich der Wissenschaft Recht. Nim giebt es aber andere Punkte, in welchen umgekehrt die Wissenschaft ihrem Begriffe gemäß mir Recht geben muß: Wenn es nichts Uebernatürliches giebt, so kann es doch Übersinnliches geben. Das Wort des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, hat den sehr richtigen Beisatz: „Der seienden, wie sie sind, der nicht seienden aber, wie sie nicht sind." Dieses übersinnliche Gebiet ist sogar, wie die Theorie der Sinneswahrnehmungen beweist, von unbestimmbarer Ausdehnung. Das blos Übersinnliche wiederstreitet durchaus nicht dem Cansalitätsgesi'tze. Wenn ferner die Wissenschaft nicht etwa auf Allwissenheit Anspruch erhebt — was die Möglichkeit jedes weiteren Fortschrittes leugnen hieße -^, so muß sie zugebe,!, daß der Mensch — ein Wesen, das sich noch kaum aus dem Thierreick erhoben hat — nicht alle Kräfte und Gesetze der Natur kennt. Diese unbekannten Kräfte sind nnn zwar aus unserem subjectiven Weltbild ausgeschaltet, aber nicht objectiu aus der Natur. Objectiu sind sie vielmehr thätige Kräfte. Bis zum Eintritt der wissenschaftlichen Allwissenheit müssen daher nothwendig immer und überall Phänomene eristiren, die den uns bekannten Gesetzen wiedersprechen, mit unserem Wissen von der Causalität nicht in Einklang zu bringen sind, in der That aber den uns unbekannten Gesetzen entsprechen, also naturgesetzliche sind.

und nicht ein Loch in der Causalität aufzeigen, sondern nur eine Lücke in
unserem Wissen von ihr. Solche Phänomene könnten erst dann schien,
wenn wir den Gipfel des Wissens bereits erstiegen hätten. Das ist nicht
der Fall; also müssen wir Umschau halten nach solchen Phänomenen, die,
weil von thätigen Kräften ausgehend, nothwendig immer, und so auch
heute, vorhanden sein müssen. In allen diesen Punkten muß die Wissen-
schaft mir Recht geben.

Welches sind nun diese Phänomene? Die Merkmale, woran sie er-
kenntlich sind, sind bereits erwähnt: Sie werden von der Majorität ver-
worfen, und nur von einer Minorität anerkannt; sie müssen ferner einen
scheinbaren Widerspruch mit den Naturgesetzen enthalten, der aber bei
näherem Zusehen sich in einen bloßen Widerspruch eines bekannten Gesetzes
mit eineiu unbekannten auflöst. Ich, der ich selbst einer Minorität an-
gehöre, brauche nach solchen Phänomenen nicht lange zu suchen: sie finden
sich im Occultismus.

Es ist nun von selbst klar, daß gerade solche Phänomene, die den
Naturgesetzen zu widersprechen scheinen, zu den wichtigsten, weil nahr-
haftesten Thatsachen gehören. Gerade weil sie unserer Theorie nach nicht
sein sollten, sollten sie recht eigentlich der Gegenstand wissenschaftlicher
Untersuchung sein; denn ein realer Widerspruch kann in der Natur nicht
liegen, sondern nur der Widerspruch einer Thatsache mit der herrschenden
Theorie. Ein solcher muß uns aber auffordern, die Theorie so lange zu
erweitern, das Causalitatsgesetz so lange zu ergänzen, bis jene That-
sache davon umfaßt wird. Immer kommt der wissenschaftliche Fortschritt
dadurch zu Stande, daß eine neue Thatsache entdeckt, ihr Widerspruch
mit der jeweiligen Theorie erkannt, dann aber die Theorie durch ein
neues Naturgesetz erweitert und jene neue Thatsache dadurch erklärt wird.
Thatsachen sind ewig, Theorien wechseln; darum ist es der Gipfel der
Thorheit, jene zu verwerfen, um diese zu retten, das heißt mit dem Kopf
gegen die Wand zu rennen. Der Hauptgrund, warum der geistige Fort-
schritt sich so langsam vollzieht, liegt in der hartnäckigen Verwerfung neuer
Thatsachen durch die Theoretiker.

Wie müßte nun die Magie definirt werden, wenn sie in Einklang
stehen soll mit jener Voraussetzung, daß in der Natur Alles naturgesetzlich
geschieht? Die Definition kann nur lauten: Magie ist unbekannte Natur-
wissenschaft. Die unbekannten Kräfte liegen theils in der äußeren Natur,
theils in» Menschen, diesen, verkleinerten Weltall — Mikrokosmos. — Da
es nun unthätige Kräfte nicht giebt, und auch die unbekannten unter den
geeigneten Bedingungen ihre Wirksamkeit äußern müssen, so giebt es eine
solche Magie; nur ist darunter etwas ganz Unschuldiges zu verstehen:
Phänomene, welche zu Stande kommen durch Kräfte, die wir noch nicht
kennen. Menschen, von welchen solche Phänomene ausgingen, hat es von
jeher gegeben. Man nannte sie Wnnderthäter, Heilige, Zauberer, Hexen :c.

Zusammenfassend können wir sie als Magier bezeichnen; denn verschieden ist nur die Gesinnung, mit welcher, der Zweck, wozu solche Kräfte angewendet werden. Die Kräfte selbst sind identisch. Die Magie ist das Wunder nichtheiliger Personen, das Wunder die Magie der Heiligen. Alle Magie, alle Wunderwirkung aber ist nur unbekannte Naturwissenschaft, mag sie ausgehen, von wem sie will, mag sie schwarze oder weiße Magie sein.
Die Magie ist in» ersten Stadium unbewußte Anwendung unbekannter Kräfte; sie wird dann zur bewußten Anwendung unerforschter Kräfte, wobei der Magier selbst wohl noch der Meinung sein kann, ein wunderwirkendes Ausnahmemesen zu sein; im letzten Stadium aber wird sie bewußte Anwendung erforschter Kräfte.
Damit ist ihre Naturgesetzlichkeit eingesehen, und sie bildet sodann einen Bestanbtheil der Wissenschaft, der Physik und Psychologie. Die Wissenschaft hat also die Aufgabe, die Magie allmählich aufzuzehren, erhält aber von dieser immer neue Zufuhr. Im Mittelalter wurden von Heiligen, Zauberern und Hexen verschiedene Proceduren mittels unbekannter Kräfte vorgenommen, bezüglich deren Anwendung sich allmählich Erfahrungen ansammelten, während die wissenschaftliche Theorie noch gänzlich fehlte, welche Lücke von der Kirche durch das Wunder und einen wüsten dämonologischen Aberglauben ausgefüllt wurde. Jetzt, da die Forschungen in dieser Richtung wieder aufleben, sehen wir bereits, daß diese mittelalterlichen Proceduren sich zum Theil mit dem decken, was beute als Hnvnotismus bezeichnet wird, der aber in dem Maße aufhört Magie zu sein, als die Theorie erkannt wird. Faust bei der Scene in Auerbachs Keller ist Magier; Hansen, der in Meiningen dieselbe Scene vorführte, ist Mann der Wissenschaft.
Die Wissenschaft hat bis vor Kurzem den Hnvnotismus und die Suggestion hartnäckig geleugnet und dadurch den Fortschritt um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Nun ist dieser Bestandtheil der alten Magie wissenschaftlich aufgelöst. Da nun aber nach wie vor Phänomene von unbekannter Causalität vorkommen müssen, haben wir noch weitere Umschau zu halten, und wir erkennen auch diese leicht schon an dem äußeren Merkmal, daß zur Zeit nur Minoritäten für sie eintreten, und an dem inneren, daß ihre Erforschung weitere Bestandtheile der mittelalterlichen Magie begreiflich erscheinen lassen würde.
Dies ist nun schon insofern der Fall, als die Suggestionslehre selber zur Weiterentwickelung in eben dieser Richtung drängt. Es wäre auch in» höchsten Grade befremdlich, wenn man schon bei diesem ersten Anlauf zufälliger Weise auf das einzige Goldkorn der alten Magie getroffen wäre, während alles Uebrige nur blindes Gestein märe. Um Vieles wahrscheinlicher ist es, daß bei weiterem Forschen noch andere Vestandtheile der Magie als berechtigt sich erweisen werden. Die Suggestionslehre selbst ist noch keineswegs abgeschlossen und wird noch Anwendungen sehr merkwürdiger Art gestatten. In meiner „Erverimentalvsychologie" habe ich sogar

erperimental nachgewiesen, daß die Suggestion als Hebel benützt werden kann zur willkürlichen Auslösung der magischen Fähigkeiten des Menschen, die nur darum bestritten wurden, weil sie bisher dem Experiment so wenig zugänglich waren und wir deren spontanen Eintritt abwarten mußten. Die Suggestion durchzieht sogar das ganze Gebiet der Magie bis zur äußersten spiritistischen Grenze, wo der Hypnotiseur des Mediums unsichtbar ist und seine Suggestionen durch Gedankenübertragung ertheilt. „Wer dies nit versteht — sagt Paracelsus — aut t»06at, »nt äi8o»t*)."

Aber noch ein Gebiet giebt es, das heute erst noch von der Minorität anerkannt ist, dem aber die künftige allgemeine Anerkennung um so sicherer ist, als wir darin jener physikalischen Grundtraft begegnen, vermöge welcher alle magischen Phänomene eintreten. Der Schlüssel zur Magie liegt im animalischen Magnetismus, dem Reichenbach später den Namen Od gegeben hat. Darin liegt die Physik der Magie, und wenn diese einmal erforscht sein wird, wird die Magie in Wissenschaft verwandelt sein, die, weil aller Wunder entkleidet, die allgemeine Zustimmung finden wird. Noch Schopenhauer, in Erstaunen versetzt durch die Thatsache des Tischrückens, glaubte darin eine Bestätigung der magischen Macht des Willens zu sehen. Er glaubte an eine directe Einwirkung des Willens als „Ding an sich" und verfiel damit in den oben gerügten Fehler wissenschaftlicher Halbheit, indem er zwischen die bekannten Naturkräfte ein metaphysisches Princip einschob und wirksam sein ließ. In der That aber würde der Tisch sich niemals bewegen, wenn nicht die menschliche Hand eine Odquelle wäre. Diese physikalische Seite der Sache hat Schopenhauer übersehen; er hat den Hebel, der die bewegende Kraft auslöst, den Willen, mit der Kraft selbst verwechselt.

Mesmer und Reichenbach also sind es, die, ohne es selbst zu wissen, das Verftändniß der Magie angebahnt haben. Mesmer hat einseitig die organische Wirkung des Od auf den kranken Organismus betont, Neichenbllch seine allgemeine Wirkung auf den gesunden Körper. Bei Neichenbach tritt die physikalische, naturgesetzliche Seite der odischen Vorgänge ganz deutlich hervor, er hat ganz eigentlich die Physik der Magie geschrieben, und weil in aller Magie das Od die wirkende Dynamide ist, wird die Auflösung der Magie in Wissenschaft auf der Grundlage Reichenbachs erfolgen müssen. Mesmer dagegen hat, ohne es zu wollen, dem Wunderglauben eher Vorschub geleistet. Er hat im magnetischen Somnambulismus jenen Zustand entdeckt, in welchem der Mensch vorzugsweise magischer Operationen fähig ist, ja sogar Fernsehen und Fernwirken eintritt. Er hat diese Entdeckung verheimlicht, als aber Puysegur selbstständig darauf kam und zahlreiche Erfahrungen gesammelt wurden, schien die Magie im alten Sinne des Wunders wieder aufleben zu wollen; die naturgeschicht-

») ?2IHC«I»U8: I^'ber ^lotu. n, 523,

liche Seite der Phänomene trat in den Hintergrund, und erst jetzt wieder beginnt es klur zu werden, daß auch die wunderbaren Fähigkeiten der Somnambulen gesetzmäßig sind, auf der quantitativen und qualitativen Regelung und Beherrschung odischer Ausströmungen beruhen.

Die lebende Generation ist nun abermals der Gefahr ausgesetzt, die naturgesetzliche Seite der Magie aus den Augen zu verlieren, und zwar nicht trotz, sondern eben wegen der Entdeckung der Suggestion. Es ist nämlich der Schein entstanden, als würde der animalische Magnetismus, das Od, durch die Suggestionslehre entbehrlich, und in der That sind zahlreiche Hypnotiseure der Meinung, Mesmer sei durch Braid abgelöst, es gebe keinen Magnetismus, sondern nur Suggestion. Das wäre sehr schlimm; denn da die Suggestion tatsächlich magisch wirkt, ständen wir wieder vor der alten Magie im Sinne des Wunderglaubens, statt vor der wissenschaftlichen Magie mit der physikalischen Grundlage des Od. Wenn eine medicinische Suggestion schon als solche wirken, d. h. in einen: fremden Organismus organische Veränderungen erzeugen könnte, so wäre eine solche directe Einwirkung des Geistes auf einen fremden Körper die reine Magie, und das Causalitätsgesetz hätte ein Loch. So ist es aber nicht. Die Fremdsuggestion als solche wirkt gar nicht. Sie wird aber zunächst vom Empfänger in eine Autosuggestiou verwandelt. Damit er das thue, wird der Empfänger vorher in einen künstlichen Schlaf mit psychischer Widerstandlosigkeit versetzt. Er acceptirt also die Fremdsuggestion, d. h. verwandelt sie in eine Autosuggestion, die nun in seinem Gehirn schon darum dominirt, weil sie als isolirte Vorstellung darin liegt. Eine solche Gehirnvorstellung kann nun aber als solche wiederum Nichts wirken. Damit diese Vorstellung sich ini erkrankten Kürpertheile organisch realisire, ist eine Kraft nüthig, die aus dem Gehirn dahin geleitet wird, und zwar eine Kraft, welche organischer Wirkungen fähig ist. Nur vermöge dieser Zwischenprocesse also kann sich eine Suggestion in einem fremden Organismus realisiren. Keineswegs aber realisirt eine Autosuggestion oder gar eine Fremdsuggestion sich selber. Die Suggestion ist immer nur der Hebel, der die eigentlich wirkende Kraft auslöst.

Welches ist nun aber diese eigentlich wirkende Kraft? Wir können sie nur aus ihren Leistungen beurtheilen. Sie leistet nun aber dasselbe, was der animalische Magnetismus leistet. Sie erhöht die Lebensthätigkeit, bessert organische Schäden aus, kurz sie organisirt. Wenn Mesmer gesagt hat, der animalische Magnetismus sei identisch mit der Lebenskraft und Naturheilkraft, so müssen wir nun weiter sagen: die Kraft, vermöge welcher eine Suggestion sich organisch realisirt, ist identisch mit dem animalischen Magnetismus. Beim Magnetisiren wird sie dem Körper des Magnetiseurs entnommen, bei der Suggestion dem eigenen Körper des Patienten. Eine Suggestion realisirt nch also durch einen automagnetischen Act des Empfängers.

Mesmer ist also durch Nraid nicht überflüssig gemacht; durch die Suggestionslehre ist der animalische Magnetismus nicht beseitigt, sondern erst recht bewiesen. Die Medicin bekämpft seit hundert Jahren die Lehre Mesmers, und nun sagt sie, der animalische Magnetismus sei ein falsch verstandener Hypnotismus; es erkläre sich Alles aus der Suggestion. Nun kann sich aber eine Suggestion nur entweder selbst realisiren oder durch eine vermittelnde Kraft. In der ersteren Annahme verwechselt die Medicin den Hebel mit der Kraft und verfällt dein Glauben an Magie in weit höheren» Grade, als daß ich ihr folgen konnte, nämlich im Sinne des Wunders; mit letzterer Annahme dagegen bleibt einer Medicin, welche die Lebenskraft verwirft, nur etwa übrig, auf die elektrischen Strome zu verweisen, welche im Organismus kreisen, und in diesen die vermittelnde Kraft für die Realisirung der Suggestionen zu suchen. Hier bleibt aber die Erklärungsursache weit hinter dein Erklärungsgegenstand zurück. Eine Elektricität, welche die verschiedensten organischen Veränderungen bewirkt, und zwar gerade die jeweilig nöthigen, und noch dazu auf Befehl; die ferner bald ein künstliches Stigma hervorruft, bald jene merkwürdigen psychischen Erscheinungen, die sich durch Suggestion bewirken lassen, das ist wahrlich eine tolle Elektricität.

Die Suggestion an sich ist also überhaupt keine Kraft, sondern nur der psychische Hebel zur Auslösung eines animalisch magnetischen Odstromes, der, wie er im normalen und gesunden Leben vom unbewußten Willen geleitet wird, so bei der Suggestion vom bewußten Willen. Im normalen Leben besorgt er unwillkürlich die ganze Oekonomie des Lebens, bei der Suggestion eine ihm vorgezeichnete Einzelaufgabe organischer oder psychischer Art.

Magie kommt also durch unbekannte Kräfte zu Stande; aber erst der willkürliche und bewußte Gebrauch dieser Kräfte macht den eigentlichen Magier aus. Insoferne kann also allerdings die Leistung einer Suggestion als Magie bezeichnet werden; aber diese Magie ist nur unbekannte Naturwissenschaft, Physik und Psychologie, und das Causnlitätsaesetz herrscht hier, wie überall. Es liegt kein Wunder in der organischen Realisirung einer Suggestion; sie kommt durch denselben Proceß zu Stande, der auch sonst oft spontan und unwillkürlich eintritt, theils in natürlichen Mustern, theils in anderen medicinischen Verfahrungsarten. Wenn in der religiösen Exaltation sich ein Stigma bildet; wenn bei einer Schwangeren durch plötzlichen Schrecken das Versehen eintritt; wenn ein Gelähmter plötzlich den Gebrauch seiner Beine wiederfindet, weil er einer drohenden Gefahr entfliehen will; wenn in: neuesten medicinischen Verfahren, in Kr. Pictets Kältetherapie, der Organismus einer Kälte von — 70" ausgesetzt wird, dann aber die zurückgestaute Lebenskraft plötzlich wieder im ganzen Organismus sich verbreitet: — in allen diesen Fällen wird ein Odstrom von besonderer Stärke ausgelöst, nach der entsprechenden Stelle geleitet

und setzt mit seiner organisirenden Thätigkeit ein, und das geschieht eben auch bei der Suggestion.

Die unbekannten Kräfte sind eben nicht unthätige Kräfte, und darum kann im Gebiete der Magie nichts eigentlich Neues entdeckt, sondern es können nur bereits vorhandene natürliche Muster copirt werden; denn die Kunst kann nur Kräfte benützen, die in der Natur gegeben sind, und auch in der Kunst können sie nur unter den gleichen Bedingungen wirken, wie in der Natur. Das muß hier näher ausgeführt werden, denn auf diesen Punkt bezieht sich das interessanteste Capitel der unbekannten Naturwissenschaft.

Kapp hat in seiner „Philosophie der Technik" sehr schön durchgeführt, daß unsere Mechanismen nur unbewußte Covien von Organismen oder von Theilen derselben sind, beispielsweise die cniuer» c»d8oura eine Copie des Auges. Diese „Organprojection" — wie er sie nennt — ist philosophisch und naturwissenschaftlich von gleich großem Interesse. Philosophisch müssen wir aus der Organprojection folgern, daß die Seele nicht nur die Function des Denkens, sondern auch die des Organisirens hat. Das Gehirn ist also das von ihr gebaute Werkzeug zur Orientirung in der Welt, der ganze Leib ihr Werkzeug für die irdische Thätigkeit. Damit stehen wir vor der monistischen Seelenlehre. In naturwissenschaftlicher Hinsicht dagegen weist die Organprojection dein Techniker die Richtung, in welcher er neue Probleme finden kann, und zugleich die Art, in welcher sie zu lösen sind: durch Naturnachahmung. Wenn unsere Techniker einmal philosophisch gebildet sein werden, dann werden die Erfinder nicht mehr auf den Zufall angewiesen sein, sondern mit klarem Bewußtsein sich selber Aufgaben stellen, wovon sie das natürliche Vorbild sehen, und sie werden nur mehr zu erforschen haben, auf welche Weise die Natur das Problem löst. Der philosophische Techniker wird seine Zeit nicht damit vergeuden, in's Blaue hinein der Luftschifffahrt nachzusinnen, sondern er wird sich sagen, daß die Natur das Problem durch den Flügel der Insecten und Vögel gelöst hat, daß daher der menschliche Geist die Organprojection des Flügels zu suchen hat.

Wenn nun aber die Magie weiter Nichts ist, als unbekannte Naturwissenschaft, so erfährt die Organprojection eine ganz ungeahnte Bereicherung. Wir werden uns dann mit apriorischer Gewißheit sagen können, daß die Organprojection ausgedehnt werden kann auch auf die magischen Functionen der menschlichen Seele, und damit ist dem Erfindergeist ein Arbeitsfeld für Jahrhunderte eröffnet. Nehmen wir an, ein Techniker wäre zugleich Occultist und hätte aus dem Buche „?d»nta8m8 c>f tbs I,ivinß" die unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen, daß die magische Fernwirkung der menschlichen Seele eine relativ häusige Erscheinung sein. Dieser Techniker würde sich sagen, daß alle Magie nur unbekannte Naturwissenschaft sei; er wäre also sofort vor das Problem

des Telegraphirens ohne Draht gestellt. Aber auch für das Wie der Lösung des Problems hätte er bereits Anhaltspunkte. Durch die vorliegenden Thatsachen belehrt, würde er sich sagen, daß Telepathie eine psychische Sympathie zwischen Agent und Percipient zur Voraussetzung hat, was, in's Mechanische übersetzt, gleiche Spannung getrennter Apparate bedeutet. Dieser Techniker hätte also längst mit Bewußtsein die Organprojection der Telepathie gesucht und gefunden, dagegen die unbewußte Organprojection weit länger auf sich warten läßt, und sogar heute erst die ersten noch unbehilflichen Versuche im Telegraphiren ohne Draht gemacht werden. Die Technik kann also vom Occultisten neue Probleme beziehen, die im Gebiete der Magie liegen, und aus der technischen Organprojection wird umgekehrt der Occultist lernen, daß diese Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist, und in welcher Weise die magische Function sich natürlich erklären läßt. Zur Zeit bekämpfen sich beide Parteien, weil sie sich gegenseitig nicht verstehen; würden sie in: Einklang arbeiten, so würde sich ein ganz ungeahnter Fortschritt ergeben. Denn weil die unbekannten Kräfte keineswegs unthätige Kräfte sind, können wir vorweg sicher sein, daß die natürlichen Muster ihrer Thcitigkeit sehr zahlreiche sind, und das sind in der That die Phänomene des modernen Occultismus. Nehmen wir an, jener Techniker wäre orientirt im Zauberwesen, in der Hererei, in der Geschichte der Heiligen, er hätte Nachtwandler, künstliche und natürliche Somnambulen beobachtet und mit Medien erperimentirt; er hätte die Ueberzeugung gewonnen, daß alle diese magischen Phänomene unbestreitbare Thatsachen seien: so würde er vermöge seiner ebenso festen Ueberzeugung, daß alle Magie nur unbekannte Naturwissenschaft, nur Thätigkeit unbekannter Kräfte sei, vor einer unerschöpflichen Fülle von Problemen stehen. Nehmen wir an, er wüßte, daß die Levitation, die Erhebung über den Erdboden entgegen deni Gesetze der Schwere, bei indischen Fakiren vorkommt, bei Joseph von Copertino documentarisch bewiesen ist, bei den Besessenen des Mittelalters häufig eintrat, und er hätte gesehen, was ein Dutzend englischer Gelehrten gesehen hat, daß das Medium Home bei einem Fenster hinaus und 80 Fuß über dein Erdboden, beim anderen wieder hereinschwebte, — so würde dieser Techniker näher als Newton daran sein, die Frage nach dem Wesen der Gravitation zu beantworten, und weil er sich sagen müßte, daß die Schwere eine veränderliche Eigenschaft der Dinge ist, so würde er je nach seinen Anlagen vor umwälzenden Entdeckungen stehen; denn von der Einsicht in die Veränderlichkeit bis zur Herbeiführung derselben ist nicht weit.

Die Organprojection ist zugleich Functionsprojection. Aber nicht nur die rein mechanischen und physiologischen Functionen des Organismus, auf die sich Kapp beschränkt hat, sind vrojectionsfähig, sondern auch die Protection occulter Fähigkeiten muh möglich sein, weil ja auch hier die Originalfunction, die copirt werden soll, ein naturgesetzlicher Vorgang ist.

mag sie auch als eine magische bezeichnet werden, so lange uns der Proceß nicht klar ist. Wenn das denkende Princip in uns identisch ist mit dem organisirenden, wenn der Wille, der sich meiner Hand bedient, identisch ist mit dem Willen, der diese Hand gesonnt hat, so muß jede Erfindung mehr oder minder deutlich eine Organprojection sein, und zwar um so deutlicher, je besser die Erfindung ist. Dabei ist es bisher die Regel gewesen, daß der Erfinder das organische Muster nicht kannte, die Nachahmung geschah unbewußt; aber die eigentliche Aera der Erfindungen wird erst dann anbrechen, wenn das Bewußtsein sich der Organprojection bemächtigt. Freilich ist auch der Fall denkbar, daß das organische Muster auf der Erde überhaupt nicht gegeben ist; dann aber läßt sich doch annehmen, daß es unter anderen Lebensverhältnissen, auf anderen Gestirnen gegeben ist, daß z. N. andere Sternbewohner ein teleskopisches Auge besitzen, oder ein Wahrnehmungsorgan, das gleich einem spectralanalytischen Apparat functionirt. Ebenso könnten aber da oder dort unsere occulten Fähigkeiten technisch projicirt sein, während sie bei uns der Projection noch harren.

Es ist natürlich, daß die Naturwissenschaft und die Technik im Beginn mit der Beobachtung und Ausnutzung der gröberen, offen vor unserem Blick liegenden Naturkräfte sich befassen, daß dagegen die feineren Agentien ihrer Beobachtung entgehen, oder doch die Ausnützung derselben erst später kommt. Heute ist die Elektricität an der Reihe, und ihre Verwerthung beim Telegraphen ist eine Organvrojection: das atlantische Kabel mit seinen Hüllen gleicht gar sehr den menschlichen Nerven; beide haben den gleichen Querschnitt. Im nächsten Jahrhundert wird das Od an die Reihe kommen, dessen Functionen, soweit sie in einer unverstandenen Praxis vorkommen, als magische angesehen werden, dagegen als naturwissenschaftliche bezeichnet werden, wenn die Theorie hinzukommt. Eine Somnambule fühlt z. B. die odische Beschaffenheit des von ihr berührten Kranken und nimmt die Diagnose desselben nicht reflectiv, sondern sensitiv vor. Die Aerzte nennen das Schwindel; klüger aber ist der Odforscher Martin Ziegler, der sich mit dem Problem eines Apparates beschäftigt hat, wodurch die odische Diagnose vorgenommen und das erkrankte Ganglion bezeichnet wird. Ein vollkommener Apparat dieser Art wird die Projection einer occulten Fähigkeit sein, und ich zweifle nicht daran, daß wir auf diesem Wege noch zu einer odischen Diagnose kommen werden, als Seitenstück zur odischen Therapie, die wir im animalischen Magnetismus bereits besitzen, wobei aber sicherlich der Magnetiseur in Zukunft ebenfalls durch einen Apparat ersetzt sein, die magnetische Function technisch projicirt sein wird.

So wird jede menschliche Function, die mechanische, physiologische und occulte mit der Zeit ihr technisches Abbild finden. Es kann aber auch umgekehrt die Technik um einen Schritt voraus sein und eine Function zeigen, die der Mensch nicht besitzt. Immerhin werden wir auch dann zu erwägen haben, ob sich vielleicht doch die technisch gegebenen Bedingungen

in's Psychische übersetzen lassen und eine noch unbekannte occulte Fähigkeit des Menschen in dieser Weise entdeckt werden könnte.
Gerade die Naturforscher, die den occulten Fähigkeiten des Menschen nur Zweifel entgegenstellen, sind dazu berufen, in künftigen Entdeckungen und Erfindungen die letzten Zweifel daran zu beseitigen, indem sie die technische Copie liefern. Naturforscher und Occultisten, statt beständig entzweit zu sein, sollten sich ergänzen. Der Naturforscher soll occulte Functionen in's Technische übersetzen; der Occultist technische Functionen in psychische. Die technische Copie ist möglich, weil es in der Natur untannte Kräfte giebt, die von der Psyche bereits benützt sind; die occulte Copie eines technischen Musters aber ist denkbar, weil unser Selbstbewußtsein nur einen Theil unserer Fähigkeiten umfaßt, also noch andere vorhanden sein können, die sich vielleicht äußern, wenn wir die technischen Eintrittsbedingungen nachahmen. Der Physiologe hätte dem Erfinder des Telegraphen längst das organische Muster bieten können: den menschlichen Nerv; und es wäre nicht nöthig gewesen, abzuwarten, bis diese Erfindung aus der immanenten Entwickelung der Physik erfolgte. Der Psychologe hätte dem Erfinder des Phonographen längst das organische Vorbild zeigen können: das menschliche Gehirn; der Occultist hätte den Erfinder des drahtlosen Telegraphen längst auf die Telepathie verweisen können. Wenn unigekehrt der Biologe fragt, in welcher Richtung die Differenzirung der menschlichen Sinne fortschreiten wird, so kann der Naturforscher auf technische Anticipationen verweisen, und unter Vorzeigung von Apparaten wird er auf künftige Wesen schließen, welche, den: Spectrostop vergleichbar, die chemischen Bestandtheile der Dinge vereinzelt empfinden — was in somnambulen Zuständen sogar schon vorkommt — welche mikroskopisch oder teleskopisch sehen zc. Denn Geist und Natur, weil einheitlichen Ursprungs, müssen reale Analogien zeigen.
Die Organprojection erstreckt sich also auf die magischen Fähigkeiten des Menschen, weil eben auch diese dem Causalitätsgesetze unterworfen sind; aber allerdings ist der Widerspruch, dem der Occultismus noch ziemlich allgemein begegnet, ein Anzeichen davon, daß wir von solchen Projectionen noch weit entfernt sind. Glücklicher Weise läßt sich die Ueberzeugung, daß der Mensch magische Fähigkeiten besitzt, auch noch auf anderem Wege als dem der technischen Projection gewinnen; wir können magische Functionen selbst ohne jede naturwissenschaftliche Einsicht in deren Proceß willkürlich wiederholen, sobald wir die psychische Hebelvorrichtung kennen, wodurch occulte Kräfte ausgelöst werden. In den natürlichen Mustern, wo die magische Function unwillkürlich eintritt, besteht diese auslösende Hebelvorrichtung immer in einer Autosuggestion, in einer intensiven Vorstellung, die das ganze Bewußtsein des Empfängers erfüllt, sein Inneres aufwühlt, und zu deren Realisirung die organischen oder psychischen Kräfte des Menschen, mit Einschluß der magischen, aufgerufen werden. So kann ein heftiger Schrecken dem Stummen die Sprache wiedergeben, eine intensive

religiöse Versenkung die Stigmatlsirung herbeiführen und die innige Überzeugung, in Lourdes geheilt zu werden, die wirkliche Heilung bewirken. So kann aber auch die tiefe Sehnsucht einer sterbenden Mutter nach einem Kind in der Ferne Telepathie hervorrufen und die in den Schlaf hinüber genommene nagende Sorge, etwa um einen verlorenen Gegenstand, kann uns ein Ferngesicht erwecken, oder sogar nachtwandlerisch ihn suchen und finden lassen. Solche magische Functionen können wir auch ohne Einsicht in den naturgesetzlichen Proceß dadurch willkürlich herbeiführen, daß wir den Hebel in Bewegung setzen. Zeigt sich in den natürlichen Mustern dieser Hebel als eine Autosuggestion, so ist es Sache der Kunst, das gleiche Phänomen durch Fremdsuggestion zu erzeugen. Ein Specialfall dieser Kunst in organischer Richtung ist die medicinische Suggestion des Hypnotiseurs. Ein Specialfall in psychischer Richtung ist die fremdsuggestive Erweckung eines räumlichen Ferngesichts, wovon ich in meiner „Ervorimentalpsychologie" ein Beispiel gebracht habe. In der monistischen Seelenlehre sind beide Phänomene gleichwerthig; so gewiß, als die medicinische Suggestion eine Thatsache ist, so gewiß müssen auch alle übrigen magischen Functionen künstlich geweckt werden können; denn beide gehören der gleichen Seele an. Die eigentliche Organ- und Functionsprojection ist allerdings nur die technische, diese aber muß sich auf den ganzen Menschen, auch den magischen, erstrecken, wenn — was selbstverständlich ist — die Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist. Freilich ist der Parallelismus zwischen der Naturreihe und der technischen Reihe nie ein vollständiger, weil die Entwickelung beider vielfach von äußeren Factoren und Zufällen bestimmt wird. Die organische Entwicklung paßt sich den an allen Orten verschiedenen und veränderlichen Existenzbedingungen an; die Entwicklung der Technik den jeweilig verschiedenen Bedürfnissen der Menschheit und den vorhandenen Mitteln zu deren Befriedigung. Nur wenn wir das Naturganze überblicken könnten, würden wir auch den vollständigen Parallelismus der beiden Reihen erkennen, indem auf anderen Lebensschauplätzen entweder die überschüssigen Glieder der irdischen organischen Reihe technisch ausgefüllt sind, oder die überschüssigen Glieder unserer technischen Reihe organisch. Die beiden Reihen würden sich also decken und ihre Lücken gegenseitig ergänzen, wenn wir die räumlich und zeitlich entfernten Entwicklungsglieder beider Reihen übersehen könnten. Dieser Parallelismus ist keine bloße Hypothese, sondern eine notwendige Folgerung aus der monistischen Weltanschauung, in der auch die Seelenlehre nur monistisch sein kann. Das treibende Moment in beiden Entwicklungsreihen ist identisch; der organische Bildner ist identisch mit dem technischen Nachbildner. Der derzeitige Unglaube an Magie beruht darauf, daß wir kaum erst beginnen, deren technische Projettionen zu siuden, so daß der Parallelismus uns noch stark verhüllt ist. Je mehr er sich aber vervollständigt, desto mehr wird offenbar werden, daß die Magie nur unbekannte Naturwissenschaft ist.

Ich weiß nicht, ob und wie weit das erfinderische Genie Edisons dadurch unterstützt wird, daß er, wie bekannt, Occultist ist; aber aus der Gewißheit, daß die Orgllnprojection sich auf den ganzen Menschen erstreckt, mit Einschluß seiner magischen Functionen, folgt nothwendig, daß unter sonst gleichen Umständen derjenige der größte Erfinder sein muß, der die tiefste Menschenkenntniß besitzt, also der Occultist. Techniker, Physiologen, Anatomen, Psychologen und Occultisten sind also von Natur aus auf einander angewiesen. Der Occultist ist es, von dem der Techniker die Probleme der Zukunft beziehen kann, und der den blinden Finder in der Technik in einen zielbewußten Erfinder verwandeln kann; der Techniker aber ist es, der dem Occultisten die naturwissenschaftliche Lösung der magischen Functionen bietet. Es ist also ein verkehrter Zustand, daß sie sich gegenwärtig bekämpfen, statt von einander zu lernen. Die Gegner des Occultismus im Allgemeinen hemmen durch ihren Widerstand nicht nur die Entwicklung dieses Wissenszweiges, sondern schaden sich selbst, indem sie der Naturfoschung das Muster für die Organprojection, also das Ziel aus den Augen rücken, auf welches diese lossteuern sollte. Sie hemmen die Civilisation, die nur durch eine rapidere Entwicklung der Naturwissenschaften gefördert werden könnte, und sie hemmen die Cultur, indem sie die Würde des Menschen herabsetzen, die erst aus seinen magischen Fähigkeiten ganz erkannt wird. Weit entfernt also, im Sinne der Aufklärung thätig zu sein, wirken die Gegner des Occultismus in doppelter Richtung gemeinschädlich.

# (Christian Donalitius und seine Zeit.

von

F. Oetzner.

— lcipzig. —

s 1261 König Mindowe von Litauen NN der Spitze der von
ihn: geeinten baltischen Völker die geschulten Heere der Deutsch-
Herrn vernichtet und Großfürst Gedimin (1316—42) von
seinen Bojaren zum König der Litauer und Russen ausgerufen ward, als
Keistuts Kanonen 1382 vor der Ordensfeste Insterburg erdröhnten und
Witolds Gesandte auf die Beschlüsse des Kostniher Concils einzuwirken
suchten, hat wohl keine dieser selbstbewußten Kraftgestalteu an die Möglich-
keit gedacht, daß schon 1430 die politische Selbstständigkeit Litauens auf-
hören würde, daß in aber 500 Jahren die verhaßten Deutschen und die
russischen Feinde liebevoll die letzten Spuren jenes Volksthums pflegen,
während die eigenen Landesgenossen je eher je lieber als reine Deutsche
und unverfälschte Russen erscheinen niöchten.

Aber die unruhige Zeit der uölkerumdrohten politischen Selbstständigkeit
hat keine Geistesbluthe iu Kunst und Litteratur gezeitigt.

Donalitius, der einzige Nationaldichter, lebte lange nach dein Unter-
gang der Freiheit seines Volkes. Und er war zugleich deutscher Poet.

Wohl erklangen vor ihn: alte Lieder von Geschlecht zu Geschlecht, aber
abgeblaßt und unverstanden erscheinen darin die ehemaligen Grohthaten,
und keine Spur einer Kunstdichtung verherrlicht ein großes Zeitereigniß.

So liegt sie vor uns, die litauische Litteratur mit ihren edelsteingleichen
Volksliedern, den Dainos und Pasakos (Fabeln, Märchen) gleich dein
heiterkalten, sternhellen herbstlichen Nachthimmel. Und der leuchtende Mond
erscheint, Donalitius; vor ihm gab es nichts Gleiches. Aber dem Sternen-

>

Himmel folgte kein Sommermorgen, das große Gestirn des Abendhimmels versank spurlos, noch leuchten die Sternchen. Aber schon schämt sich das Volt seiner altmodischen Lieder und schweigt und singt nicht mehr. Die Sterne erblassen, und die hellglänzende Gegenwart begräbt und vernichtet bald, was uns heut noch erfreut.

Christian Donalitius wurde am 1. Januar 1714 in Lasdinehlen bei Gumbinnen geboren. Die ganze Gegend war damals noch mit Litauern durchsetzt. Als nämlich 1422 Witold im Frieden am Melnosee die Grenze zwischen Litauen und dem Ordenslande festlegte, schuf er die noch heute giltige Landesgrenze und gab damit die seit 1283 unterworfenen alt-preußischen Landschaften Schalauen, Sudauen, Nadrauen in deutsches Interessengebiet. So war ein Landestheil mit litauisch sprechender Be-völkerung unter deutsche Herrschaft gekommen. — Im Gegensatz zu den früheren Ordensbestrebungen hat Albrecht, der letzte Hochmeister der Deutsch-herren nnd erste weltliche Herzog Preußens (1525—1568) seine Litauer nicht nur gewähren lassen, sondern hat ihnen sogar Vorrechte gegeben. Er hob die persönliche Leibeigenschaft auf, verlieh acht litauischen Alumnen den Unterhalt zun» theologischen Studium an der Universität Königsberg und schuf mit Einführung der Reformation zugleich die litauische Schrift-sprache. Denn es geht schließlich auf ihn zurück, daß 1547 einer jener Alumnen, der spätere Archidiakonus Moswidius von Nagnit, das erste litauische Büchlein herausgab, das die Fibel, den lutherischen Katechismus und 11 Kirchenlieder enthielt. Sein Neffe Willentus übersetzte bereits Stücke aus der Bibel, die zuerst Bretkun (1579—90) vollendete.

Wie Herzog Albrecht wandten auch seine Nachfolger jenem Volke ihre Fürsorge zu. Die Leibeigenschaft war dem Scharwerkdienst gewichen, der viel milder war und 1804 ganz abgeschafft wurde. Es bestanden also neben den Beamten und erblichen Rittergutsbesitzern nnd abgesehen von den Knechten zur Zeit des Donalitius zwei Stände: die Kolmer oder Freibauern (nach dem Kulmer Recht benannt) und die Scharwerker, die neben ihrer eigenen Arbeit die Domänen der Negierung zu versorgen hatten.

Dieses Scharwerkleben tritt uns lebhaft aus Donalitius entgegen, wenn er (Sommer 136ff, Übersetzung vou Passarge) singt:

Während sich Selmas also ereifert, da knarret die Thüre,
Und herein tritt Fritz, der Allen willkommene Schulze.
Seht, so sprach er, sogleich den Befehl des Herrn verlesend,
Uebermorgeu, so heißt's, erscheinen die Bauern zum Scharwerk,
Um aus den Ställen des Herrn herauszuschaffen deu Dünger.
Darum bringt mir alle die Wagen gehörig in Ordnung
Und stellt zeitig Euch ein mit Haken und Forken zum Laden.
Allen Bauern ist ja bekannt, wie viel ihnm obliegt,
Jeder kennt gut auch genau den ihm angewiesenen Morgen.
Ich auch werd' unter Euch, so Gott will, wacker mich tummeln,

Weide nicht blos, wenn den Dünger Ihr streut, Euch ehrlich bewachen,
Sondern auch lehren, wenn's Zeit, ihn zu laben und ab ihn zu fahren.
Sieh, da versammelten sich die Scharwerlslcute in Haufe»,
Einer hier seinen Haken, die neue Forke ein anderer
Bringend, so sputeten sie sich alle, so rasch sie nur konnten.
Albas hatte mit Fleifz sich neue Leitern verfertigt,
Anch MertschukL auf die Achsen gestreift die kräftigen Räder.
Beide klapperten dann mit den übrigen Leuten iu's Scharwerl!
Aber die Knechte auch, die sich neue Sohlen geflochten,
Liefen eilig herbei, wetteifernd, wer wohl der erste.

Der Vater unseres Dichters war der Lasdinehlener Gutsherr, ein Kölmer, freilich ein armer. Als er kurz nach der Geburt des Sohnes starb, hinterließ er eine unbemittelte Wittwe mit sieben Kindern; ein Sohn Friedrich zeichnete sich spater als Mechanikus und Goldarbeiter in Königsberg aus und baute die ersten Pianos in Preußen, ein zweiter starb 1757 in Tolminkemen und ward dort beigesetzt.

Christian lebte nicht im Ueberfluß auf, trotzdem wendete seine Mutter Alles für eine tüchtige Bildung auf, der Knabe mußte als Pauperschüler eine der drei Königsberger Stadtschulen, die Katliedral- oder Domschule im pregelumflossenen „Kneiphof" besuchen und studirte seit dem 27. Sept. 1736 Theologie. —

Jene Zeit war in wirtschaftlicher wie in geistiger Beziehung für Ostpreußen eine hoch bedeutende. Kurfürst Friedrich III. (1688—1713) hatte sich 1701 zum König in Preußen ausrufen lassen; nach dessen Tode begann eine Blüthezeit jenes Landes. Ostpreußen hatte furchtbar gelitten. Der Tatareneinfnll von 1658 und seine Folgen lichteten das Land um 100000 Menschen. Der schwedisch-polnische Krieg und die Pest von 1708/9 forderten unsägliche Opfer. Als Friedrich Wilhelm I. (1713—40) die Zügel der Regierung ergriff, hatte Preußen kaum noch die Hälfte seiner ehemaligen Bewohnerzahl*). Die Wohlthaten, die dieser vielverlästerte König und große Staatsmann während seiner Regierung (1713—40) dem Lande, namentlich aber Litauen erwies, sind mit ehernem Griffel in's Buch der Geschichte geschrieben. Neun Mal weilte er in Litauen. Eine seiner ersten königlichen Reisen galt 1714 diesem Gebiet. Sofort ordnete er an, daß Einwanderer in diesem Gebiet vorläufig steuerfrei wären und billigen Grundbesitz erwerben könnten. Er ließ Aussaat und Vieh den bedürftigen Colonisten schenken, und die strömten in Schacrren herbei. 1724 kamen etwa 3900 Schweizer, Pfälzer, Franken, 1732 erschienen 15508 Salzburger, die sich wie jene als Scharwerker ansiedelten. Zu gleicher Zeit hatte Leopold von Dessau für 17000 Thaler Ländereien gekauft und war bemüht, das Land zur Blüthe zu bringen. An die Colonien der 20694 Salzburger in allen seinen Provinzen wandte er I V? Million Thaler. Seine Verordnungen für den Landbau, die Ein-

*) 1709: 60000«, 1720: 460000, 1775: 775329,1816: 886174.1895:1979387.

richtung der Musteranstalt Trakehnen (Trakehner Hengste), die Gründung landwirtschaftlicher Professuren zu Halle und Frankfurt a,/O. zeigen den eifrig sorgenden Landesvater. Aber die Deutschen, die er in's Land zog, wurden niit der Zeit unzufrieden, als sie Steuern geben und immer weiter roden und kultiviren sollten. Der König kam ihnen entgegen, so gut er konnte, er meinte: „Es wird um so besser in Litauen, je mehr Deutsche kommen. Donalitius freilich ist voll Gift und Galle gegen sie, die wohl auf die Litauer als Niedrigstehendere herabgesehen haben mögen. Eine Blütenlese aus seinen Werken wird dies darthun. „Als sich das Litauervolk mit dem -deutschen mischte, da schwand auch, haben wir's doch gesehen, Bescheidenheit, Sitte und Abstand." (Sommer 348).

„Ach, sprach Selmas, wohin doch kam es mit unseren Zeiten,
Seit in das Litauerlanb Franzosen und Schweizer gekommen? S. 530.

„Ach, wo seid Ihr geblieben, ihr altehrwürdigen Tage,
Als die Litauerinnen in deutscher Tracht noch nicht gingen,
Als sie noch nicht verstanden, in deutscher Sprache zu reden!
Nein, sie wollen wohl gar schon französisch parliren." — S. 579.

(Wir) „Dachten in unserem Sinn, daß Schweizer allein und Franzosen
Wüßten mit ihren weltlichen Lehren die Welt zu verführen,
Und daß die Deutschen bloß sich nicht scheuten zu stehlen und fluchen." H. 880.

„Unter den Litauern findet sich manch unsauberer Gesell auch.
Der zwar litauisch spricht, litauisch versteht auch zu tanzen,
Aber als richtiger Deutscher uns Nichts als Schaben bereitet.
— Welche gewohnt sind, auf deutsche Art zu fluchen und singen,
Täglich auch, wie die Deutschen, zum Saufen laufen in's Wirthshau?." H. 425.

Dem mirthschaftlichen Aufschwung ging ein geistiger nebenher. Königsberg bleibt geweiht durch Kants Wirksamkeit. Der Philosoph erblickte in der preußischen Krönungsstadt 1724 an, 22. April das Licht der Welt und ist bekanntlich nicht aus dem nächsten Umkreis seiner Vaterstadt herausgekommen. Er studirte hier und wurde 1755 Docent und 1770 Professor. Donalitius hat ihn kaum gekannt, aber der geistige Einfluß, der von dem großen Weisen ausging, sickerte in 100 und aber 100 Ninnseln in die Bildung seiner Zeitgenossen ein. — Die Pflege des Litauischen erfreute sich besonderer sTheilnahme. Hatte ja sogar die Universität Halle einen Docenten für diese Sprache, Haak, der 1730 das erste litauische Wörterbuch und eine Grammatik herausgab. In Königsberg selbst wirkten Schulz und Quandt, die zugleich Lehrer des Donalitius waren. Ter Oberhofprediger Dr. Quandt veranlaßte den ersten Druck einer litauischen Bibel 1734/35 und die verunglückte Neuausgabe des litauischen Gesangbuches. In der deutschen Litteratur aber regten« sich die 'Keime einer späteren Prachtblüthe, die Vorliebe für die Idylle und später für'das Volkslied. Die Jahreszeiten Thomsons wurden allgemein bewundert, der Königsberger Professor Werner, der Vater des Dichters Zacharias Werner, besang in lateinischen Hexametern nach des englischen Dichters Vorgang den gleichen Stoff. Es bleibt

noch zu untersuchen, wenn das Gedicht noch vorhanden ist, ob und inwieweit Donalitius von Werner abhängig ist. Im Uebrigen hat freilich Donalitius von den Bewunderern des Volksliedes Nichts gewußt, die mit Nuhigs Veröffentlichung einiger Dainos und mit Percns englischer Volksliedersammlung erwuchsen und in Bürger, Lessing, Herder und Goethe ihre Führer sahen. Auch von Herder, seinem Landsmann, der 1744 zu Mohrungen geboren ward, scheint er nichts gewußt zu haben. Ob Donalitius seinen älteren Zeitgenossen Philipp Nuhig, Pfarrer in Walterkemen, einen Vorgänger seines Freundes Jordan, gekannt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Dieser gehört zu den 62 litauischen Pfarrherren in Preußen, die 1719 ihr Gutachten über den neuen Katechismus des Heinrich Lnsius abgaben, an der von Quandt veranlaßt«« Bibelübersetzung und an verschiedenen litauischen Gesangbuchcmsgnben betheiligt waren. Er ist als Verfasser des ersten größeren litauischen Wörterbuches 1744—1747 und Veröffentlicher der ersten Dainos in deutscher Uebersetzung bekannt. In letzter Linie gehen diese litauischen Veröffentlichungen aber auf den tüchtigen König Friedrich Wilhelm I. zurück, der wie Herzog Albrecht für Litauen forgte. — Als Student wohnte Donalitius mit seinein Studienfreund Sperber zusammen, der vor ihn: und mit ihn» als Präcentor in Tolminkemen wirkte. Beide werden als arm bezeichnet, sie hausten im alten ^ulisssium ^,1b6rtinum, Stube C. und speisten „wie arme Studenten" in der Communität. Donalitius soll sich so ärmlich beholfen haben, daß er nach Angabe einer Nichte einmal vor Hunger entkräftet ohnmächtig niedersank. Seine Studien dehnten sich nicht bloß auf die Gottesgelahrtheit, sondern auch auf die Sprache» aus. Briefe an befreundete Pfarrer und sonstige Notizen bestätigen dies. Im Scherz citirt er die „Iliade" (Aeneide) des Vergil und seine Lueolioa, den Vers des Ovid, daß der Wille zu loben sei, wenn die Kräfte fehlen, und andere Stellen und Anklänge (Hesiod, Theokrit) aus lateinischen und griechischen Classikern, einmal auch Geliert und deutsche Kirchenlieder. Die litauische Schriftsprache hatte sich vor ihm auf kirchliche Schriften und Gesangbuchuerse beschränkt. Unter Schulzens Anleitung widmete er sich der litauischen Sprache, die er nach eigner Angabe besser zu reden als orthographisch zu schreiben verstand. — Nach Beendigung seiner Studien finden wir ihn 1740 als Cantor, 1742 als Nector in Stallupönen. Pfingsten 1743 wurde er als Pfarrer nach Tolminkemen berufen, er blieb aber aus Mitleid für die Schulkinder noch bis zum Spätsommer und trat, nach einer Prüfung am 17. Oktober in Königsberg, am 24. November fein Amt an. Am 11. October 1744 vermählte er sich mit der Wittwe seines Amtsuorgängers in Stallupönen, Anna Regina geb. Ohlefant aus Goldap, einer Tochter des Stadtrichters daselbst. Er blieb bis zu seinem Lebensende, am 18. Februar 1780, als treuer Hirt seiner Gemeinde in Tolminkemen, trotzdem er die Besoldung mittelmäßig schlecht nennt. Seine Gattin starb am 10. März 1795; er hatte ihr ein Wittwenhaus gebaut.

UM Über ihre Zukunft außer Sorgen zu sein. Das Haus schenkte er der Kirchengemeinde, die ihn über Alles «erehrte. Der Amtmann Ruhig sagt 1775 von einigen Tolminkemern, sie hörten nur auf ihren Pfarrer und plapperten ihm Alles nach. Kinder blieben ihn: versagt, Donalitius pries dies als ein wahres Glück, angesichts der schlechten Besoldung und wegen der schlechten Erempel von Priesterkindern. — Unser Dichter hatte ein ziemlich galliges Gemüth. Zwar füllte er seine freie Zeit mit Pfropfen und Gartenbau, der Herstellung von Barometern, Thermometern, geschliffenen Gläsern und Fortepianos aus und war deshalb in breiten Freundeskreisen eine geschätzte Persönlichkeit*). Aber diese recht reichliche mechanische Arbeit, wie auch seine dichterische und musikalische Bethätigung waren seinem regen Geist und seiner gewaltigen Arbeitskraft noch nickt genug. Kein Wort findet sich in den reichlichen kirchlichen Aufzeichnungen aus seiner Feder über seine litauischen Dichtungen. Aber man erkennt aus jenen, wie fleißig er jederzeit war, wie er die Kirchenbücher immer wieder durchsah, sich tadelte, wenn er früher einen Fehler gemacht oder schlecht geschrieben hatte. Selbst sein ihm eng befreundeter Präcentor Schulz weiß im Todtenregister bei allem Lob Nichts davon zu erzählen. „Er war ein geschickter Mechanikus", das fiel ihm am meisten in die Augen. — Den größten Dank aber zollen ihm seine Tolminkemer Nachfolger für seine unerschrockenen Kämpfe um die Pfarrländereien mit den dortigen Amtmännern Bähring (—1765) und Nuhig (—1780). Der Streit dauerte Zeit seines Lebens. Die Kampfsprüche „für den König" und „für die Kirche und die nothdürftige Existenz ihrer Diener" hallen aus allen Schriftstücken wieder. Die Amtleute wollten dein Pfarrer und der Gemeinde bei der Separation gute Landstücke entziehen und geberdeten sich als die Herren und Gesetzesvertreter. Die Mitbetheiligten waren, freilich nicht immer aus lauteren Gründen, Gegner des Donalitius. Donalitius wandte sich zuletzt an den König, der 1776 eine Entscheidung traf, nach der Jedem das Seine werden sollte, ein Theil aber gemeinschaftlich blieb. Natürlich entbrannte bald der Streit umso heftiger, wenige Tage nach seinem Tode traf noch ein königliches Schreiben bei Donalitius ein, in dein Theilung des gemeinschaftlichen Landes gewünscht ward. Der Streit ruhte mit dem Tode nicht, des Dichters Nachfolger Wermcke focht mit Iugendkraft und souveräner Verachtung der „tempelräuberischen" Amtmänner weiter, aber auch seine Schneidigkeit konnte kein Ende herbeiführen, erst 1793 fand die Theilung und 1829 die völlige Klärung statt. —

*) Bock sagt 1782 in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte Preufzens I. 199: „Die beyden Brüder Domleitis (verlitaueric Form), davon der eine als Prediger zu T. gestorben, der andere als Goldarbeiter und Juwelier in Königsberg lebet, sind hier im Lande durch Verfertigung der sonderbarsten musicalischen, aiometrischen, hydraulischen und anderer physikalischen Instrumente, Uhren und dergl. einem jeden belanui."

Donalitius zeigte sich in diesem Streit als eine echte Kampfesnatur, der aber die zielbewußte Ruhe fehlt. Er schimpft zuviel und geräth immer außer sich, er bittet in einem Athem um den Verderb und die Besserung seiner Feinde. Die zahlreichen Schimpfwörter, ausnahmsweise auch litauische, wechseln mit Beschuldigungen schlimmster Art. Ruhig ist ihm ein Kind der Hölle, das ihn verderben will. Mit Vorliebe erwähnt er seinen Freund, den Amtmann Boltz von Waldaukadel, als den alten guten Amtmann, der ein „feiner Kopf und ein Freund der Religion" war, und schilt dann auf den bösen Amtmann und die Vornehmen, die in ihrer Freigeisterei Kirche und Abendmahl verschmähten und lieber 1'Komoi-s spielten. „Oftmals fluchte der Amtmann so, daß das Haar sich mir sträubte." (Herbst 487.) Die Acten über jenen Streit sind noch erhalten und stellen Donalitius nicht nur als schlagfertig und witzig, sondern auch als zäh und ausdauernd dar, als einen ganzen Kerl, der „für eine gute Sache ficht", uneigennützig bleibt und sich Nichts von Monsieur Ruhig und seinen Helfershelfern vormachen lieh. So gallig manche seiner Aufzeichnungen klingen, so vortrefflich beleuchten sie doch die Charakterfestigkeit und Wahrheitsliebe des Dichters. — Ueber weibliche Gemeindemitglieder, die sich vergessen hatten („Weibstücke"), schreibt er: „Die ganze Familie ist aus dem Schweinestall". Als im siebenjährigen Kriege Ostpreußen von den Russen überfluthet wurde und auch Tolminkemen 1757 der russischen Kaiserin Katharina huldigen mußten, wurde sofort zwangsweise eine neue Kirchenordnung eingeführt, kraft welcher auch an russischen Staats- und Siegesfesten nach vorgeschriebenen Texten gepredigt meiden muhte. Da sollte denn Donalitius einst über den heiligen Alexander Newski reden. Er that dies mit folgenden Worten: „Er mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht, und Ihr kennet ihn nicht, deshalb wollen wir die Stelle der heiligen Schrift 2. Tim. 4,14 zum Text unserer Betrachtung wählen: „Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken." Die Geschichte will Hasenkamp dem Werk von Preuß, Friedrich der Große, I. 272, entnommen haben, wo sie nicht steht. Das Berliner Urtheil von 1776 versah der Dichter mit der Ueberschrift: Vx ^i-ipoä« »ä Utopiaiu und richtet, wie es ähnlich heute noch vorkommt, alle seine Bemerkungen, auch in Kirchenbüchern, an seinen Nachfolger, dem er zuruft: „Du wirst Alles erfahren, was ich schon erfahren habe, oder. Du wirst Gott danken, wenn Du bald aus Tolminkemen erlöst wirst. Glücklich ist die Pfarrei, wo kein königlicher Weg, glücklicher die, wo kein königliches Gebäude, am glücklichsten die, wo kein Edeling (uodüiLtn,) sich befindet." Eine Blumenlese aus seinen Werken würde die hypochondrische Natur des Dichters noch mehr kennzeichnen. Die Menschen sind ihm ein Geschlecht gebrechlicher Wesen, die Kinder Schreipuppen. Das 3 Jahre gebrauchte und wiederholt geschliffene Messer vergleicht er der Mondsichel, dem Habichtsschnabel, der Hippe Freund Heins, dem Schrecken sterblicher Menschen. „Denn gealtert mit mir, ist's stumpf

und werthlos geworden." Alle Ausländer sind ihm verhaßt, und obzwar er auch immer seine Litauer rüffelt, ergießt er doch die Schale seines Unmuths immer wieder auf die Fremden, namentlich die Ansiedler aus der Schweiz und Frankreich und Deutschland.

„Ach, sprach Selmas, wohin doch kam es mit unseren Zeiten,
Seit in das Litaneiland Franzosen und Schweizer gekommen,
Freilich auch unter uns befindet manch säuischer Mensch sich,
Der zwar litauisch spricht und für Nichts erachtet die Schweizer,
Aber in seinen Gebahren als richtiger Schweizer sich aufführt." (Sommer 530 f.)
.Unter den Deutschen ist ja manch nichtsnutziger Lump auch." (Fritz 96)

Zum Heiteren steigert sich aber dieses Litwophilenthum, wenn der Dichter nicht nur echt litauische Würste besonders hervorhebt, sondern auch bei den Kühen wünscht: „Wenn sie doch ihren Dank in Worten sagen könnten, natürlich in echt litauischen." Aber der Ruhm des Donalitius besteht nicht in seinen ärgerlichen und gereizten Aeußerungen, üe beweisen nur seinen regen ungewöhnlichen Geist. Als Dichter versuchte er sich zunächst in deutschen Versen. Er hatte nicht bloß an den Nachmittagen litauisch, sondern aus» an den sonntäglichen Vormittagen deutsch zu predigen. Erhalten sind mehrere seiner Gedichte, so eins für seinen Verwandten, den Amtsrath Donalitius, in Sommerau, als diesem die Gattin starb, das unter Anderem die Zeilen enthält:

„Und wie, soll mir ein Mensch allein sein Unglück zählen
Und ohne Muth und Trost auf seinem Posten stehn?
O nein, ihm ist die Welt zum Paradies gegeben
Und nicht, wie Heraklit, nur Thränen drin zu sehn!

Zwei andere Gedichte von ihm theile ich mit, weil sie bisher unbekannt waren und von mir in den Akten zu Tolminkemen gefunden wurden. (Vgl. „Kurtz gefaßte Nachrichten" von Chr. Donalitius in „Unsere Dichter", VI. Hrsg. v. Dr. F. Tetzner, Leipzig, Claußner.)

I.

Der Gott der Finsternis;, der abgefeimte Teufel
Gibauet gem den Thor durch eingehauchte Zweifel:
Und dieser ranzt sogleich den Unflath in ein Buch
Zum Leid der Redlichen und seinem eignen Fluch,
Tic Hölle freuet sich bei diesen Kindesnöthcn,
Und jauchzet, wenn sie sieht den Trost des Glaubens tödten.
Drauf führt die Pestilenz mit der verdammten Schrift
Ans des Verlegers Hand in alle Welt wie Gift, —

II.

Unschuld sei mein ganzes Leben
Und mein Wandel Redlichkeit.
Wohlzuthun und gern zu geben
Sei mein ganzes Herz bereit.
Gott und Menschen ohne Schein zu lieben,
Niemand (mich) im Geringsten zu betrüben,
Dieses sei» nur meine Schuld.

Andere Gedichte habe ich, auch in Rhesus Nachlaß zu Königsberg, nicht gefunden. Die bekannten Proben ragen nicht über die Durchschnittspoesie seiner Zeit hervor. Voll Kraft und Schönheit sind die zahlreichen in die Kirchenacten eingestreuten Gebete, die schon deshalb erwähnenswert!) sind, weil er darin Thatsachen des tagt «glichen Lebens geistvoll und nicht gewöhnlich behandelt. Dasselbe gilt von seinen kulturgeschichtlichen Aufzeichnungen über die erlebten Kriegsgefahren und die in seinem Amtsbezirk neu gegründeten Ortschaften. Und darum ist es wünschenswerth, daß er seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte bekommt. Er hat in Deutschland Zeit seines Lebens geweilt und deutschen Boden und deutsche Staatsangehörige in seinen Gedichten behandelt, ganz abgesehen davon, daß er deutsch gepredigt und deutsche Prosa geschrieben hat. Von litauischen Dichtungen sind sechs Fabeln, eine poetische Erzählung und vier Idyllen aufbewahrt- der Sprachfertigkeit nach ist dies wohl auch die zeitliche Reihenfolge. Die sechs Fabeln sind betitelt: Das Gastmahl des Fuchses und des Storches, der Köter auf dem Jahrmarkt, der Hund Dickkopf, der Mistkäfer, der Wolf als Richter, der Eichbaum als Prahlhans. Die poetische Erzählung: Fritzens Bericht von einer litauischen Hochzeit ist fpäter in seinen einzelnen Theilen in die vier Idyllen eingewebt worden, die den Namen der Jahreszeiten führen. Sämmtliche Gedichte sind in Hexametern geschrieben, dies ist bemerkenswerth. Donalitius hatte in seinem Volke gar keine Vorgänger, er schuf die dichterische Form, die vorher kein neues Culturvolk nachgeahmt hatte, die Form Vergils.

Die ersten Gesänge des Messias wurden 1748, also später veröffentlicht, als Donalitius zu dichten begann. Die vier Idyllen sind vollständig von den „8s8,8on8" Thomsons verschieden. Thomsons Jahreszeiten waren 1726—30 erschienen, so daß Donalitius als Student gewiß davon gehört hat. Thomson aber ergeht sich fast nur in Handlungslosen Naturschilderungen; wenn man bei Donalitius die Schilderung der beschneiten Bäume und der Vögel im Lenz liest, so ersieht man am besten die Art der unabhängigen verwandten Dichtweise. Kleists „Frühling", der 1749 erschien, ist weit von der realistischen Vehandlungsweise unseres litauischen Dichters entfernt. Die Fabeln sind selbstständig geschaffen, sie haben verwandte Züge in den litauischen Volksfabeln und im Aesop, nach Sitte damaliger Zeit fügt er eine Nutzanwendung hinzu, die besonders breit ist und den Anschein giebt, er habe diese Fabeln als Theile von Predigten verwandt; vielleicht hat er sie auch für seine Stallupöner Schüler gedichtet, doch weist der Inhalt eher auf Erwachsene hin. Vom schwedischen Dichter Tegnör ist es ja bekannt, daß er öfter gereimte Predigten in der Kirche vortrug, und ich selbst weiß aus meiner Jugend, daß Pastoren nicht blos Thema und Theile, sondern auch ganze Predigtstücke in Versen von der Kanzel verkündigten. Den Höhepunkt seiner Kunst zeigen die Idyllen und 'von diesen der zuerst gedichtete Herbst. Den Inhalt bilden die täglichen Be-

schäftigungen der Scharwerker, die Feste und Bräuche seiner Volksgenossen. Eine bestimmte Handlung fehlt dem Ganzen, also auch eine Reihenfolge, oder ein organischer Zusammenhang. Die Zusammenstellung Rhesas, der, mit dem Frühling beginnend, das Ganze als „Jahr" herausgab, war willkürlich. Im Großen wie im Kleinen müssen wir also von der Hauptforderung an ein Kunstwerk, Einheit und Fortschritt der Handlung und Gruppirung um einzelne Personen, absehen. Der freischassende, ohne Vorbild dichtende Meister hatte aber auch nicht Litterarhistoriker vor Augen, als er schrieb. Er dichtete für seine Freunde, die Gefallen am „Fritz" gefunden hatten, und hat sich nie um die Veröffentlichung gekümmert. Aber er sah auch seine Gemeinde vor sich, er kann das Ermahnen und Belehren nicht lassen und die Entrüstung über Mißstände nicht verbeißen; dabei übertreibt er und klagt oft in seiner ärgerlichen Weise. Wenn aber der Leser von diesen Ausstellungen der heutigen Betrachtung absieht und seine Werke dann rein genießt, muß er bewundernd zu Donalitius aufblicken. Sehen wir uns einmal seine Hauptperson, den Schulzen Fritz, an.

Das Abzeichen seiner Würde, den Schulzenstab, in der Hand, ist er immer im Begriff, den Verkehr zwischen Amtmann und Scharwerkern zu vermitteln. Diese Arbeit hatten damals die Schulzen, deren es zu des Dichters Zeit im Tolminkemer Kreis vier gab. Er übersetzt und liest die Briefe, ruft die Bauern in's Scharwerk, beaufsichtigt sie, schlägt die Faulen und schilt die Lässigen, er vertheilt zur Aufmunterung Tabak und erzählt bei der Arbeit den Bauern Geschichten aus alter und neuer Zeit, von den Herren und Bauern, von guten und schlechten. Er sucht sich gern in Ansehen zu setzen, muß aber ruhig dulden, daß ihn der Amtmann vor den Scharwerkern schlecht macht, schimpft und schlägt; ja, er muß sich gefallen lassen, daß ihn die Untergebenen ausspotten und an die Prügel erinnern, die er vom Amtmann bekommen. Schließlich erleidet er im hohen Alter den Tod. Ein Schilling hatte bei Ablieferung der gesammten Steuern gefehlt. Deshalb schlug ihn der Amtmann so, daß er in 3 Mal 24 Stunden seinen Geist aufgab. Den thatsächlichen Vorkommnissen entspricht dies nicht. Ruhig hat einmal dem Dorfhirten Schläge angedroht, und Donalitius bittet die BeHorden, dem Amtmann dafür eine Nase zu ertheilen. Fritz steht vollständig auf Seite der Bauern und ist litauischer Patriot. Er haßt die vom Könige angesiedelten Franzosen, Schweizer, Pfälzer und Salzburger. Er glaubt an Gespenster und ruft Perkun an; die Herren und Reichen haßt er sammt ihren greulichen Mählern von Habichten (Auerhähnen?), Fröschen (Austern), und Caviar; er verwünscht diese Herren, die den Bauer schinden und für Nichts ansehen und hat zuweilen socialdemokratische Anwandlungen. Bei seinem Moralisiren, Feuer und Licht zu wahren, auf den Winter Vorräthe zu sammeln, Reinlichkeit zu zeigen, Fleiß, Mäßigkeit und Ordnung zu üben, gefällt er sich in Sentenzen und verfällt in Geschimpfe, wenn Nichts fruchtet. In Schimpfworten sind die

Gedichte des Donalitius groß. Mistkäfer, alte Schachtel, Aas, verst. Schweine-
gezücht, Schmutzfink, gemästete Heiden, aufgeblasene Leiber, Gottvergessener,
Schuft, Nichtsnutz, Rotznase erschöpfen den Neichthnm nicht. Fritz muh
es aber auch dulden, daß er ob seiner Tadelungen wiederholt von den
Gerüffelten ordentlich geprügelt wird. Aber auch das ist nicht so schlimm
zu nehmen. Die gesummten Gedichte wimmeln von Schlägereien, Haar-
zausen, Balgereien. Der Lehrer schlägt in der Schule, der Amtmann prügelt
den Wachtmeister, daß er fünf Tage krank liegt, und den Schulzen, daß er
stirbt. Der Bauer schlägt den faulen Knecht, der Mann die Frau, aber
am liebsten schlagen sie Alle, bis einer der Herren kommt und die Ruhe
herstellt. Trotz dieser derben Eigenschaften ist Fritz pessimistisch und senti-
mental. Er meint, daß Alles zur Hölle stürze, der Amtmann mit seinem
Komödienbesuch voran. Ueberall leugne man Gott, die Fremden hätten
lauter Uebles mitgebracht und die alten guten Sitten verdorben. Dabei
erwähnt er aber auch mit verhaltenem Groll, daß die Deutschen in vieler
Hinsicht besser als die Litauer seien, daß es eine Schande sei, sich so
übertreffen zu lassen. In dichterischer Weise, wie alle Personen des Dona-
litius, ergeht er sich in Schilderungen der alten guten Zeit und der edlen
und braven Weiber von früher. Jetzt aber sei Alles schlecht, er kann weder
die quiekenden Puppen, die Kinder, noch die Frauen leiden, die nur schwatzen,
faulenzen und Geld haben wollen. Dabei ist Fritz ein von allen gerühmter
Schlaukopf. Er hat in der Jugend, wie die meisten Anderen, wie ein
Rabe gestohlen und Holz gemaust, er hat sich aber dabei nie erwischen lassen
und hat die Anderen ausgelacht.

Das wird von seinem guten Freund Enskys aufgedeckt, der Fritzen
in allem Guten ähnelt, die schlechten Eigenschaften aber in erhöhtem Maße
hat. EnskyK ist Judenfeind nnd haßt die Deutschen, er liebt die Litauer
auch mit ihren schlechten Eigenschaften und schilt Fritzen, der in manchen
Stücken die Deutschen als Muster aufstellt. Seine Sprache ist ebenfalls
reich an Sprichwörtern und poetischen Vergleichen, so bekundet er, zugleich
Fritz tröstend, seine Sentimentalität, indem er sein Messer schildert. Wie
hat er dereinst bei der Hochzeit damit das Fleisch zerlegt und dabei helden-
haft gegessen und getrunken, jetzt aber hat die Klinge durch wiederholtes
Schleifen Sichelform angenommen wie der schwindende Mond oder die
Todeshippe. Lustig ist seine Ansicht über das Stehlen. Er verurtheilt
ganz und gar die thörichten Tölpel und erbärmlichen Dummköpfe, die mit
der Pfeife im Munde in den Wald fahren und unverblümt das beste Holz
stehlen, keck verkaufen und den Erlös sofort in Vier anlegen. Aber so
heimlich sich ein hübsches Führchen zusammenstehlen und den Knecht zum
Diebstahl in's Holz schicken ist ihm eine Lust, wenn der Knecht Geschick
bei dein „schönen Werk" bekundet. Und er ist mit sich im Reinen, daß
das keine Sünde ist, er giebt ja den Herren den Erlös als Steuern zurück.
Der Bauernschlauheit gesellt sich die ungehobelte Kraft, eine Hauerei macht

ihm Freude; fast scheint's, er tadele nur deshalb den Peleda, um in die übliche Prügelei zu gerathen. Beim Essen und Trinken stellt er seinen Mann und ist wohl schon vor der Hochzeit betrunken.

Ganz anders Selmas, der hat Nichts auf dem Kerbholz und ist in jeder Beziehung ein Musterbauer. Er eifert gegen die Lästerer der Kirche und Schule, die sich um die Abgaben drücken wollen, und gegen die genußsüchtigen Nachäffe? fremder Gewohnheiten. Er erzieht seine Kinder trefflich, predigt gegen das Fluchen und Betrügen und klagt, wie Alles unter dem alten Amtmann so gut und schön gewesen sei. Jetzt aber ahmen die Bauern dem neuen, gottlosen Wesen nach, wohl gäbe es noch gute, brave Litauer, aber deren Zahl sei gering. Selmas spricht auch das herrliche Gebet, das Donalitius als echten Dichter kennzeichnet. Auch er ist mit der Welt im Reinen. Er huldigt der fatalistischen Anschauung, daß Gott es so gewollt und gefugt hat: die Herren müssen, wie Gott will, herrschen, und die Bauern sind arm und geplagt. Der Hochgeborne, (das verweist er dem Fritz), hat gar kein Verdienst an seiner Ausnahmestellung und verdient Verachtung, wenn er sich darauf Etwas einbildet. Der Bauer, der Gott von Herzen fürchtet, der arbeitet und ehrlich und treu ist, braucht sich in keiner Weise zu schämen. Man weiß nicht recht, ob dies Galgenhumor ist. Mir scheint, Donalitius hat sich in diesem Selmas selbst gezeichnet, und der hat sich doch mit einer so windigen Verzichts-Philosophie, verbunden mit stoischer Ruhe, nicht begnügt. Aber Selmas ist glücklich mit ihr und lebt fromm und brav. Doch die Nationaltugend der Litauer vermissen wir auch nicht bei ihm, er rauft und hilft gern dabei.

In den drei Hauptpersonen des Dichters lebt nur noch ein schwacher Abglanz der urwüchsigen Eigenschaften eines Mindowe, Gedimin, Olgerd, Keistut und Witold, die Sentimentalität hat überhand genommen, aber noch nicht das Volksthum erstickt. Im Gegensatz zu Fritz, Enskys und Selmas stehen einige Andere. Zunächst Dotschys. Das ist ein Taugenichts und Faulenzer bester Güte, bei Hochzeiten, Taufen und anderen Familienfesten ein unstathiger Gesell. Er liegt am liebsten auf der Ofenbank, säuft, wo es Etwas giebt, und nimmt die Kinder mit in die Kneipe. Er drischt schnell ein wenig Getreide aus und verpulvert das Geld, und Liebmütterlein Pimme, seine Frau, macht dasselbe mit dein Flachs. Bei der Hochzeit schlägt er, — ein echter Nauernscherz, — mit sechs gedungenen Dreschern auf Erbsenhaufen, daß Alles erdröhnt. Ein Vorbild des Königs Lear der Steppe, reißt er Häuser ein und kehrt das Unterste zu oberst. Bei einer Kindtaufe schwatzt er so thöricht und aufdringlich über ekelhafte Schweineställe, daß er von ein paar anderen Bauern kreuzlahm und bewußtlos geschlagen wird. Von allen Seiten springt man dann mit Hausinittelchen herbei, und die Weiber bestreichen ihn mit allerhand Salben. Von den Gerüchen wird er wieder inunter; wie ein zweiter Perkun springt er wieder auf, schlägt Alles kurz und klein, wirft die Salben und Weiber

hinaus und vertreibt die Mitleidigen. Beim Krähenschießen entzündet
sein Knecht eine Scheune, und Dotschys wird, in eiserne Ketten gelegt, vor
die Richter geführt. Hier bekundet er seine ganze Lebensweisheit. Die
Hände in die Hüften gestemmt, spricht er: „Ihr Nichter, was kümmert's
Euch, wenn ich armer Schlucker auch einmal Fleisch essen will, Ihr gönnt
wohl einem Armen gar Nichts und habt kein Erbarmen mit der bittersten
Noth: Ihr Herren habt uns so von Allein entblößt, daß uns kaum noch
Ratten und Eulen bleiben."

Noch klarer ist die Philosophie eines andern Taugenichts, Slunkius
genannt. Der geht ungebeten zu allerhand Festlichkeiten und theilt die
schönsten Hiebe aus, wenn ihm der würdige Schulze Moral liest oder ihn zur
Arbeit anhält. Er ist ein Säufer und liederlicher Wirth, ein Landstreicher
und Thunichtgut, aber auch er hat über Gott und die Welt nachgedacht
und entwickelt sein Gedankensystem klar überzeugt: „Der Lenz ist da, mit
göttlicher Hilfe haben wir doch endlich einmal richtig ausschlafen können,
der Winter hätte iedoch länger anhalten sollen. Immer schlafen, das ist das
einzig Erstrebenswerthe. Aber da kommt die Sonne schon wieder mit
ihrer ewigen Arbeiterei, es ist ein Jammer. Aber gräme Dich nur nicht,
Weiblein, wir wollen uns schon nicht zu Tode schinden, wir gehen noch
nicht gleich an die Arbeit und wollen Maß halten. Ein langsam sich
drehendes Rad überholt oft ein schnellrollendes und bricht auch nicht so
leicht entzwei. Ein fauler Klepper trägt die Last oft weiter als ein springen-
des und sich bäumendes Vollblutpferd, auch nimmt's nicht so schnell Unglück.
Der Theerführer mit seinem langsamen Wagen verdient ja auch ein ganz
erkleckliches Sümmchen. Wer sich die Füße abläuft, macht sich sinnlos das
Herz mit Angst und Sorgen schwer. Mein Vater und Großvater haben
gesagt: „Kinder, nehmt Euch vor Neuerungen in Acht, macht Eure Arbeit
hübsch gemächlich, schont Euch in der Jugend, daß auch das Alter noch
Etwas findet, und dann legten sie sich trunken auf die Matte zuni Schlaf
und bedeckten sich mit einem Sack, wie sich's für Bauern ziemt.' Das
will auch ich treulich halten." Dieser Lebensweise mit seiner Philosophie
ohne Hürner und Zähne setzt jeden Epikuräer in den Sand.

Von den Frauen tritt uns nur eine in scharfen Umrissen entgegen:
Ieke. Donalitius als Kinder- und Weiberfeind zeichnet sie nicht grethchen-
haft. Sie ist bei jedem Fest und schwatzt und lügt und preist ihre Enten.
Bei der Arbeit nimmt sie sich Zeit, knackt Nüsse zum Zeitvertreib, ist
schnell mit Hausmitteln zur Hand und sieht, wie sie ungesehen Etwas
stehlen kann, und wenn's ein alter Besen ist. Es fällt nicht auf, wenn
sie wie Andere „Nunzel" ober „alte Schachtel" genannt wird und dem
Schnaps heimlich zuspricht, den Anfangs keine von der edlen Weiblichkeit
auf der Hochzeit kennen will. Die Frauenfrage hat sie für sich gelöst. Als
die Männer auf die lässigen Frauen schelten, ruft sie aus: „Halt, laßt Ihr
Franen Euch schelten? Was wollt Ihr Männer, Ihr wollt uns wohl ganz

zu Tode quälen? Was gehn Euch Flachs und Heede an? Kümmert Euch
um Eure Felder und das Winterfutter. Nichts ist gehau'n. Der Hanf wiegt
sich sogar noch im Winde."
Neben diesen Hauptpersonen treten eine ganze Menge anderer auf,
die sich zwar nicht so charakteristisch abheben, aber in Einzelheiten trefflich
gemalt sind.
Im „Winter" spricht Donalitius von zwei Bränden in Königsberg.
Diese fanden 1756 und 1764 statt. Andere Brände sollen 1769 und 1775
gewesen sein, Bock erwähnt sie nicht. Das Gedicht entstand also nach 1764,
wenn die Erwähnung ursprünglich war. Uebrigens kann man die erhaltenen
Handschriften vom Frühling und Sommer genau datiren, da uns die Hand-
schrift des Dichters in seinen Aufzeichnungen, namentlich im Taufregister
(1744—1780) genau bekannt ist. Freilich ist sie nur eine Abschrift etwa
vom Jahre 1773.
Nun sehe man sich in der ganzen deutschen Litteratur damaliger Zeit
nach ähnlichen Werken um. Kleists Frühling ist matt und Handlungslos,
die moralischen Gedichte jener Zeit entbehren der Natürlichkeit und wahren
Lebensgestalten! Am ehesten treffen einige poetische Erzählungen von Geliert,
das beste aus Zacharias Renommist und später die volksthümlichen Stücke
aus Hebels Schatzkästlein einen ähnlichen der Natur abgelauschten Ton. Jan
Steen und Hans Sebald BeHain könnten seine Illustratoren sein. Und
wenn dem litauischen Dichter die Grüße des Stoffes und die Gruppirung
um einen Mittelpunkt fehlt, so übersehe man nicht die tausenderlei Schön-
heiten eines Realisten, der sich den Sinn für's Ideale bewahrt hat. Es
klingt lächerlich, wenn er die Würste bis zum Platzen stopfen läßt und
das Beten mit Düngergestank (Zola, 1a wri-s!) vergleicht. Der Dichter
nndet aber auch den rechten realistischen und dabei zum Herzen gehenden
Ton, wenn er die Wiederkunft der Frühlingsuögel schildert und den Einzug
des Winters beschreibt. Er verdient es, daß ihm die Litteratur-
kundigen nicht länger fern bleiben.
Ein einfacher Denkstein, den Freunde seiner Gedichte im März 1896
im Donalitiuspark zu Lasdinehlen enthüllten, gemahnt den vorüberziehenden
Wanderer an Litauens größten Dichter.

siebigs Fritz.
«Line 3kizze aus den schlesischen Vergen.
Marga von Nentz.
— Vreslau. —
,n Schulzinuner war's mäuschenstill.
Das einzige Geräusch war das Kritzeln der harten Schiefer
auf den Tafeln.
Nie Köpfe der kleinen Knaben und Mädchen waren tief gesenkt, nur
hin und wieder sah eins der Kinder nach dem Lehrer, der mit müdem,
abgespanntem Gesicht im Schulzimmer auf und ab ging.
Zum offenen Fenster herein flog ein großer Brummer und summte
in dem heißen, dunstigen Räume weiter. Draußen gaukelten bunte
Schmetterlinge auf und nieder — immer auf und nieder, und aus dem
Grase herauf zirpte und summte es.
Fritz Liebig lugte ein wenig zur Seite und sah hinaus nach dem dunkel-
blauen Himmel, an den« kein Wölkchen zu erblicken war, und nach den
in matt violetten Dunst gehüllten Bergen.
Ja, da oben in den Bergen war's schön.
So frei und frisch!
Wieviel lieber wäre Fritz jetzt mit seinem Vater, dem Gebirgsführer
Liebig, zwischen dem knorrigen Knieholz umhergemandert, über die grünen
Abwiesen hinab nach Spindelmühl und St. Peter. Und der Reifträger
mit den Pferdekopfsteinen schaute so klar und lockend hinunter, gerade zum
Fenster herein.
Äch wie schön! Wie schön — —
„Fritz, an was denkst Du wieder — schreib!"

liebigz Fritz. 25?
Der Kleine zuckte erschreckt zusammen, sah mit ängstlichem Blick den Lehrer an und schrieb dann eifrig weiter.
„Auf der zweiten Bank wird geplaudert."
Lehrer Hartman« schlug mit dem Rohrstöckchen mehrere Male hart auf sein Pult.
Die beiden Mädchenkövfe fuhren auseinander, und wieder wurde es ganz still.
Der junge Lehrer seufzte tief auf, dann gähnte er.
Die Hände hielt er mit dem Rohrstückchen auf dem Rücken, und immer noch ging er auf und ab in dem engen Zimmer. Er sah nach der Uhr.
Fünf Minuten vor zwölf. Gott sei Dank!
„Packt immer zusammen. Aber hübsch ordentlich! — Die Hefte zu-sammen geben, jede Bank für sich. — Pleschke, was fällt Dir denn ein? — Na, müßt Ihr denn gleich solchen Svectakel machen? — Ruhe da hinten — sonst —! Ihr benehmt Euch ja wie die Hottentotten. Wenn's nicht augenblicklich still wird, bleibt die ganze Klasse noch eine halbe Stunde da."
Als darauf eine feierliche Stille eintrat, faltete der Lehrer die Hände.
Die Klasse erhob sich:
„Unsem Eingang segne Gott,
Unfern Ausgang gleichermaßen,
« Segne unser täglich Brot,
Segne unser Thun und Lassen,
Segne uns mit seligem Sterben
Und mach' un2 zu Himmelscrbenl Amen."
Dann stürmten sie hinaus, froh und frei, und der Lehrer athmete erleichtert auf.
Da siel sein Blick auf den kleinen Liebig, der als einer der Letzten die Klasse verließ.
«Fritz!"
Der Gerufene zuckte merklich zusammen, er wandte sein ängstliches Gesicht dem Lehrer zu und blieb stehen.
„Komm mal her, Fritz!"
Zögernd gehorchte der Kleine.
„Wann wirst Du denn endlich das Schulgeld mitbringen? He?
Und dann Hab' ich Dir auch gesagt, daß Du nicht mehr mit der zer-brochenen Tafel kommen darfst. Was ist denn das für eine Wirthschaft?"
Er nahm Fritz bei einem Ohr und sah ihm streng in das vurvur-rothe Gesicht.
Der Junge brachte keinen Laut hervor; er trat vor Verlegenheit und Angst mit dem einen nackten Füßchen auf das andere, dann fuhr er sich

mit der freien Hand in die Hosentasche und wühlte wie verzweifelt
darin herum.
„So 'ne Liederlichkeit — na, bis morgen werd' ich noch Geduld
haben! Das sag' ich Dir aber, wenn dann nicht Alles in Ordnung ist,
giebt's mal — verstehst Du mich?" Er machte eine bezeichnende Hand«
bewegung, wobei er den Kleinen freigab.
Fritz blieb noch ein paar Augenblicke stehen, dann schlich er zur
Thür hinaus.
„Aetsch! Der Fritz hat wieder mal dableiben müssen, ätsch'." neckten
ihn die anderen Schüler.
Fritz erwiderte Nichts, er trabte schüchtern und verlegen mit den
Kindern weiter, dann sing er an zu laufen und war bald den anderen
weit voraus.
Er hatte auch den weitesten Schulweg. Gute dreiviertel Stunden
lief er, ehe er sein Elternhaus erreichte.
Vor der Thür stand seine Mutter, ein gewöhnlich aussehendes, vier-
schrötiges Weib.
„Na, Du Rumtreiber? Wo hast Du denn wieder gesteckt?"
«Ich?" Fritz sah ängstlich seiner Mutter in das zornige Gesicht.
«Ich — war su schnell gerannt, wie ich kunnt'."
„Ach, Du Lügenvlltz, Du! Du und gerannt! Dahergeschlichen bist,
als wollt'st jedes Steine! am Wege zählen. O, Dich kenn' ich. Geh' jetzt
glei 'nein und wieg' die Liesel." »
Fritz drückte sich scheu an seiner Mutter vorbei in's Stübchen. Hier
herrschte eine sengende Gluth. Kein Fenster war offen, und dazn knisterte
und prasselte das Feuer im Ofen. Der Dunst von schlechtem Kaffee er-
füllte den Raum.
In der Wiege lag das Jüngste, die Liesel.
Die Fliegen krochen ihr auf Gesicht und Händen umher. In den
bunten Kissen lag die Kleine so fest eingeschnürt, daß sie sich kaum bewegen
konnte.
So schrie das Kind aus Leibeskräften und wollte sich auch durch des
Bruders Wiegen nicht beruhigen lassen.
Die Flasche lag neben der Kleinen, angefüllt mit einer graubraunen
Flüssigkeit, in dem einen Händchen hielt sie eine Vrotkante.
„Pscht — pscht — pscht —" machte Fritz beim Wiegen und ver-
suchte immer wieder, die zahllosen Fliegen von dem Kinde fernzuhalten.
Da sing Fritz in seiner Herzensangst mit ganz leiser, ängstlicher
Stimme zu singen an: „Schlaf, Kindel, schlaf, im Garten gehn zwei
Schaf'."
Die Thür ging auf. „Ja, Schaf, das Du bist. Was stellst denn
wieder an, dah die Liesel net schläft. Du Lausbub', Du! Du bist doch
zu nischt zu gebrauchen. Geh' lieber 'naus in 'n Stall und hack' Holz."

Der Kleine hielt im Wiegen inne und trollte ab.
Die Art war doch recht schwer, und er war so müde. Wie gern
hätte er ein wenig geschlafen oder wenigstens gesessen. Aber das durfte
er nicht wagen.
So hackte er mühsam die kleinen Scheite zurecht.
Da plötzlich fuhr ihm die Axt tief in das linke Händchen. „Au,
au!" schrie er laut auf.
Dann betrachtete er sich erschreckt die tiefe Wunde.
Wenn das die Mutter sähe! Da mücht's ihm schön gehen. Fest
drückte er das rechte Händchen auf die blutende Linke. Dann fing er an,
im Stalle zu suchen.
Einen alten schmutzigen Leinwandfetzen, den er fand, wickelte er fest
um die verwundete Hand.
Daß nur die Mutter Nichts merkt!
Mühsam hackte er den kleinen Holzvorrath zu Ende. Dann steckte er
die Linke in die Hosentasche und spazierte hinein in's Stübchen.
Auf dem Tische stand ein Teller Suppe für ihn', schon halb aus-
gekühlt, aber es schmeckte ihm herrlich.
Frau Liebig ging jetzt fort zur Erntearbeit, so mußte Fritz allein das
Haus hüten und auf die Kleine achten. Er holte sich seine zerbrochene
Schiefertafel und begann, eifrig an seinen Schulaufgaben zu arbeiten.
Dabei siel ihm die Mahnung des Lehrers wieder ein.
Er faltete rathlos die Händchen und blickte zum Himmel. „Ach Du
lieber Gott," dachte er, „wenn doch der Vater erst wieder von: Gebirge
zurück märe."
Er zog an dein Knopfe der Tischschublade und blickte hinein. Unter
allen möglichen Gegenständen lag auch etwas Geld darin, dabei ein Zwanzig-
pfennigstück, wie er's brauchte.
Vater würde ihm ja gleich das Geld wiedergeben, er war ja so gut.
Dann konnte er es an den alten Platz zurücklegen, ehe die Mutter Etwas
merkte.
Scheu sah sich Fritz im Stübchen um, auch nach der Wiege guckte er.
Liesel schlief jetzt fest.
Unschlüssig drehte er das Geldstück zwischen den Fingern herum. Ach,
Mutter wird's nicht gleich merken. Wo sollte er das Geld aber hinstecken?
Seine Taschen hatten alle Löcher. Nach reiflichem Ueberlegen schob er es
zwischen die vermundete Hand und den Leinmandstreifen. Darauf schrieb
er weiter, aber sein Händchen, das den Stift hielt, zitterte merklich, der
blonde Kopf hob sich hin und wieder, und dann blickten die Augen scheu
in der Stube umher.
In der Nacht warf sich Fritz stöhnend in seinem Bette hin und
her. Die Hand schmerzte so sehr, ihm war so heiß, und der glühende
Durst wollte ihn schier verbrennen. Seine Mutter schnarchte neben ihm.

ermüdet von der Feldarbeit. Der Mond schien zum Fenster herein, gerade auf- das Lager des Knaben, und er schien auch auf die Schublade, und dann machte er dem Fritz ein böses Gesicht. Doch immer wenn sich der Kleine mühsam erhob und nach dem Geldstück langte, fiel er wieder matt und erschöpft in die Kissen zurück, und der helle Mondschein peinigte und quälte ihn wieder von Neuem. —

Am nächsten Morgen stand Fritz nicht auf.

Seine Mutter schrie ihn an und schüttelte ihn, aber er redete nur unverständliches Zeug und sah sie mit irren Augen an.

„Krank is der Vengel, das fehlt noch grade. Als ob man net schon genug Jammer und Noth hätt'! Und jetzt grad', wo ich so viel Arbeit Hab'."

Sie holte noch eine alte Decke, die sie über Fritz breitete. Nur immer hübsch warm halten! Das ist die Hauptsache. Dann band sie sich ein Tuch um und lief zur alten Dore.

„Weeßte, Pauline," meinte die weise Frau und wischte sich mit der Hand einen Tropfen von der Nase, „weeßte, das is a bös Fieber, was de in dem Jungen steckt. Das muß austrieben wern." Dann besann sie sich eine ganze Zeit. — „Da mußte geh'n so um Sonnenuntergang auf 'n Kirchhof, dort mußte drei Vaterunser beten, darfst Dich aber beileibe net umdrehen dabei, und dann mußte Blatteln pflücken von der Lind', die dorten in der Mitten steht. Und um Mitternacht mußte von den Blatteln an Thee kochen und dam Jungen zum Trinken geben. Dann wird's besser kannst Dich druff verlassen!"

„Bezahl's Gott!" antwortete Pauline Liebig und ging beruhigt nach Hause. —

Fritz lag jetzt im höchsten Fieber, er lachte und redete von Geld und von der Schule.

Gegen Abend ging Frau Liebig nach dem Kirchhof. Sie verschloß hinter sich die Thür und steckte den Schlüssel ein. —

Lehrer Hartmann machte seinen gewohnten täglichen Spaziergang. Unterwegs siel ihm ein, an Liebigs Hause vorüber zu gehen, um bei der Gelegenheit sich wegen Fritzens Schulversäumniß zu erkundigen.

In dem kleinen Gärtchen vor dem Hause sproßten Sommerblumen, wild durchwachsen mit Unkraut, in die Höhe.

Hartmann blickte ldurch die ^kleinen schmutzigen Fensterscheiben in's Innere des Stübchens.

Erschreckt blieben seine Augen auf dem fiebergerötheten Gesicht Fritzchens haften, und er hörte mit Erstaunen die irren Laute, die zu ihm herausdrangen.

Die Hausthür fand er fest verschlossen, und er überzeugte sich bald, daß die Beiden dadrin, das Kleine in der Wiege und der kranke Knabe, die einzigen lebenden Wesen im Hause waren.

Er ging UM das ganze Häuschen herum, dann trat er kurz entschlossen an das eine Fenster, stieß mit kräftigem Nuck eine Scheibe ein und öffnete das Fenster von innen, so daß die frische sonnige Luft in's Stübchen dringen konnte.
Im nächsten Augenblick schwang er sich auf das schmale Fensterbrett und hinein in den heißen, stickigen Raum.
Als er Fritz kurz betrachtet hatte, sah er sich nach frischen: Wasser um.
Fritz trank das Dargebotene in tiefen Zügen, etwas wie Wohlbehagen drückte sich in dem Gesicht des Knaben aus. Erschöpft siel er zurück auf sein Lager und lag minutenlang ganz still. Aufmerksam verfolgten des Kranken Blicke des Lehrers Thun.
Hartmllnn begann vorsichtig den Leinwandstreifen von des Kindes Hand ^u lösen, das Geldstück fiel dabei heraus. Fritz machte eiu ängstliches Gesicht:
„Bitt' schön, nehm' Sie's, Herr Lehrer, 's ist das Geld — — ich — Mutter soll's nich —" da verfiel er wieder in seine irren Reden.
Der junge Mann hatte gar nicht auf die Worte des Kindes geachtet, er hielt entsetzt das dick geschwollene Händchen in seiner Hand.
„Herrgott, das ist ja die höchste Zeit. Hier ist ja schon Blutvergiftung eingetreten. Nur schnell zun: Arzt!" Als er seinen Weg durch's Fenster wieder antrat, sah er von Weitem ein Helles Kopftuch auftauchen.
„Frau Liebig," rief er laut, „kommen Sie schnell. Der Fritz ist ja schrecklich krank, ich will gleich den Doctor schicken."
Die Frau kam näher.
„Lassen Sie 's nur gutt sein, Herr Lehrer, ich koch' nachher an Thee. Da braucht er keenen Doctor nich."
„Ach, dummes Zeug, der Thee nützt hier gar nichts."^
„Oho," sagte Frau Liebig fachend und schloß die Thür auf, „das werd' ich doch wohl besser wissen. Die alte Dore —"
„Dummer Quatsch," antwortete Hartmann ärgerlich und sprang in großen Sätzen die Wiesen hinunter.
Verwundert sah ihm das Weib nach.
„Bei dem scheint's im Oberstübel nich ganz richtig zu sein. Möcht' blos wissen, wie der überhaupt das 'rausgeschnüffelt hat vom Fritz."
Das offene zerbrochene Fenster sagte ihr genug.
Eilig lief sie hin und schloß es wieder; vor die zerbrochene Scheibe hängte sie ein Tuch.
„So 'n Unsinn," schimpfte sie dabei, „in dem Zug muß ja n Gesundes sterben, viel eher a Krankes — und hier — Herr Iesses, der ist wohl verrückt" — sie schlug die Hände über dein Kopf zusammen — „mir scheint, er hat ihm eiskalt Wasser zu trinken geben. Nee — nee — so« was — und das will a Lehrer sein — so a dummer Kerl!" Sie beugte sich über Fritz, dann sing sie an zu jammern. „M freili — sagt' ich 's

net! Viel, viel schlimmer is geworden — und die Hand — was is denn
mit der Hand?"
Sie hob und drückte unsanft daran herum, so daß der Kleine laut
aufschrie. „Da hat er sich, mir scheint's, gehackt und nischt gesagt, der
dumme Bengel. Da halt' ma doch bei Zeiten a Pflaster auflegen tonn'."
Nach zwei Stunden kam der Arzt.
„Das ist ja viel zu spät, Frau Liebig, warum habt Ihr mich nicht
eher gerufen?"
Die Frau zuckte die Achseln.
„Gerufen Hab' ich Euch überhaupt nich. Und ich fand's.schon ge-
scheiter, wenn Jeder sich um seine eignen Sachen kümmern thät und nich
um die andrer Leute. Es war' schon besser worn, aber natürlich, wenn
der Herr Lehrer seine Nase in meine Sachen steckt, 's Fenster sperrangelweit
aufreißt und dem armen Kindel a eiskalt Wasser giebt —" sie setzte sich
auf einen Schemel und sing plötzlich an zu jammern. Den Schürzen-
zipfel hielt sie vor die Augen, und darunter hervor klang es anklagend und
vorwurfsvoll: „Ach Iesses, wenn mir der Junge stirbt! — Un mei Mann
net da! — Und was das arme Kindel muß ausstehn — so a liebes —"
„Hören Sie auf Sie, Sie dum — Sie Weib Sie!" Der Doctor
war in höchster Entrüstung aufgestanden und sah sie durch die Brillen-
gläser wüthend an. „Machen sie sofort alle beide Fenster dort auf —
augenblicklich."
Frau Liebig ließ wie erstarrt die Hände sinken.
„Was soll ich? — Fenster aufmachen?"
„Zum Donnerwetter ja, sonst werde ich Ihnen Beine machen. Hier
muß man ja ersticken."
Widerwillig gehorchte sie, immer leise vor sich hinmurmelnd. „Nu,
— da muh er ja sterben — da muß er ja sterben."
Um Mitternacht wurde es besser, wie die alte Dore gesagt hatte.
Fritz streckte sich und lag ganz still — es that ihm Nichts mehr weh,
und mit dem letzten Seufzer des Kindes siel klirrend das Geldstück, das
sich zwischen die Betten verschoben hatte, zu Boden. —
Am nächsten Tage, als Frau Liebig die Diele reinigte, fand sie das
Geld.
Sie hielt mitten in ihrer Arbeit und in ihrem Jammern und Heulen
inne und wandte sich zu zwei Weibern, die gekommen waren, sich das liebe
Kindel anzusehen. „A Zwanzigpfennig? — Wo kommt denn der daher?
Mir hat aner gefehlt gestern Morgen aus dem Schübe. — Seht Ihr's?
Den muß er mir g'nommen haben, das Bürschel. So war er!"
Die guten Freundinnen nahmen schnell die Schürzen von den Augen.
„Ja, ja. Pauline, a schlimmer Junge is wohl gewest. Du hast viel
Verdruß, Kummer und Surge mit'n gehabt."
^

„Nu freili —, aber Du lieber Gott," und sie schluckte an ein paar
Thränen — „wenn ma's bedenkt — — was a noch zu gutterletzt hat
ausstiehn müssen — un doch blus, weil der dran Schuld is — denn sunst
war' Alles gutt worn, — un wer bleibt wer denn jetzt bei der Liesel —
das frag' ich Euch blus — da ha ich doch jetzt keen Menschen mehr derzu!"
Am Sonntag war das Begräbniß.
Fritzchens Mitschüler begleiteten ihn zur letzten Nuhe und sangen an
dem kleinen Hügel mit lauter Stimme ihre frommen Lieder. —
Droben auf den Bergen lag Heller, klarer Sonnenschein. Der Gebirgs-
führer Liebig blieb einen Augenblick auf seinem Heimwege stehen und
schaute, die Augeu mit der Hand beschattend, aufmerksam hinunter in's
Thal. Ganz deutlich sah er da unten einen kleinen Zug sich bewegen, und
bis herauf zu ihm drangen Glockentöne.
Sinnend schritt er weiter.
Wem mochten sie wohl lauten?

# Melitta.

Lin 5kizze
von
VernsteiN'SawerDp.
— Meiningen. —

I?cr Nachmittag gefällt mir nicht ... ob ich dem Großstadtleben Schuld geben soll? — Ich glaube laum . . .

Ich war schon über ein Jahr in Berlin, und meiner inneren Einsamkeit, an der ich schon in der Provinz krankte, thnt die Abwechslung der Weltstadt wohl ... ich verschlang das Leben in meiner Einsamkeit, und e2 bekam dem Provinzler sehr gut — ich empfand nie Vcrdauungsbcschwerden. . .

Aber heute?

Das Heute ist mir ein Räthsel. —

Das wühlende, farbige, lächelnde, ernste, lokettireiwe, schweigende, schwatzende, haß» liche und herrliche Leben zieht wohl wie immer in der Gestalt einer schillernden, tausend« köpfigen Riesenschlange an mir vorüber, aber mein Auge sieht es nicht — meine Sinne empfinden es nicht. . .

lind sonst — . . .

Ich fühlte stets einen unbeschreiblichen Reiz», meine Seele in den Wellen dieses un» geheuren Menschenmeercs zn baden — Perlen und Muscheln dabei zu sondiren — und das Schöne und Angenehme mit nach Hause zu nehmen, um es unter dem Schleifsteine der Kunst zu venverthen . . .

Hin und wieder kam mein Herz mir auch vor wie eine Intern» ma^icH . .

Heute ist die Intern» rn»ßicH umflort — kein Bild spiegelt sich wieder — die Friedrichstrahe ist für mich leblos, menschenleer. Woran das liegen mag — ich bin doch lein Brutus, der hinter seiner leichtverschlungenen Toga einen scharf geschlissenen Dolch verbirgt, mit dem er das Vaterland erretten will ... in unserem Vaterland haben wir keinen Tyrannen, oder bin ich der Dänenprinz und will die Welt wieder in ihre Angeln heben? , . . O arme Welt uud ich noch ärmerer Dänenprinz — dazu bin ich viel zu schwach und zu ungelenkig — das vermag weit besser ein preußischer Feldwebel, der bei seinem Akrobaten» und Nckrutenunterricht seine Muskeln gestärkt hat . . .

So schlendere ich denn für mich allein, in mir allein durch die Strahe — fast überträume ich die jähen Scenenwechsel in der Natur ... die Sonne hat soeben mit Erfolg den Versuch gemacht, das graue Herbstgewölk zu durchbrechen.

Einen Augenblick lächelt dieses Nabel, von dem so herrlichen Licht durchfluthet, von goldenen Fäden umsponnen — in Golbperlen blitzend ... und die Menschen lächeln — und die Augen und Heizen lächeln . . . Eine andere Welt, von einem Zauberwort geboren — eine, selige, glückliche, jauchzende Welt — aber im Nu verschwindet der Zauber wieder — die Luft durchströmt der belebende Sonnenstrahl nicht mehr — die Menschenmasse schleppt sich wieder wie vorher schwer, ernst und still weiter, und wie von einem Porzellllnschirm umhüllt, zieht die Sonne matt «nd dumpfig, manchmal ganz unsichtbar, hinter dm grauen Wolken . . .
Ob die grauen Herbstwolken meine Stimmung verursachen — oder das welke Blatt auf meiner Schulter, das eine Linde träumend auf mich herabgleiten ließ? . .
Der Herbst ist kein Freund der Menschen. Manch? loben ihn — Manche schildern ihn als das schönste Kind der Zeit. Der Herbst, sagen sie, ist der Förderer des Familienlebens, der Ankünder der Concerte und Bälle, der Theatervorstellungen und der Gesellschaften und der tausend anderen Vergnügungen ... Ich kann nicht bei seinem Erscheinen an dergleichen denken — freilich bringt er uns das Alles, muß man aber nicht vielmehr daran denken, daß er es uns nimmt?
Der Herbst mit seinem grauen Gewand erscheint mir immer wie ein Pastor, der dem Menschen die letzte Oelung giebt und ihn auf den Tod vorbereitet — ei spricht zwar mit schönen Worten vom Jenseits, umschreibt in herrlichen Metaphern das Nichts im Nichts — aber es ist doch immer der Tob . . .
Ich bin an der Ecke der Vehrenstraße. Der Gedanke, baß ich heute noch Etwas unternehmen müsse, führte mich an die Anschlagsäule... Es war inzwischen die Dämmerung eingetreten — Gas- und elektrisches Licht durchfluchet die schmutzigen, naß lalten. thlludampfenden Straßen — an den Pferde- nnd Damvfbahnlvagen schwanken heran und wogen hinweg Farbenlämftchen, schimmernd in allen Nuancen ... die Gcschäftsläden speien wich die Schaufenster ein Meer von Flammen aus, belebend und vertausendfacht wiederbelebt, sich reslectirend in seidenen Stoffen, herrlichen Glas- und Goldwaaren, Edelsteinen, Schmucksachen und tausend anderen Gegenständen, die der Niesenbazar unter den Linden, Friedrichstraße aufzuweisen hat . . .
Gehe ich in's Theater? . . . nein, nein — nicht in's Theater — wie kann ich mir daran denken — ein Necensent geht nicht in's Theater, wenn er nicht mit seinem Schwerte hinein muß, um einen armen Dichter hinzurichten — aber was — was thun in meiner Einsamkeit?
Schon beabsichtige ich, in die Ringbahn zu steigen, um nach irgend einem Ende der Weltstadt zu fahren — in der Vorstadt passirt eher einmal etwas Neruenerregendes, Herzenllufrüttelndes — und ich stehe schon am „Marterholz" — da tritt ein Umstand ein, der meinem Willen eine andere Directive giebt.
Die Vehrenstraße entlang kommt ein junges Mädchen — bald hastig schnell in seiner Bewegung, bald wieder langsam, als ob es sich was überlegte und von Zioeifel erfüllt sei, als ob es im Entschluß klar und zur Ausführung schreite. Das Mädchen ist der Gestalt nach nicht schön, ziemlich Nein — wie es mir scheint, sogar ein wenig vcr» wachsen — Kopf etwas vorgebeugt — aber ein Gesicht hat sie — ich muß unwillkürlich an das reizende Bild „Verlassen" denken. In einem lilienbleichen, lieblichen Gesicht zwei große, schwermüthige, träumerische Augen — die Schwere des Dasein«, was ein Herz leidend enwfunden, sagen diese Augen, hier kannst Du es offen sehen — diese Augen predigen Mitleid wie jener große Nizarener . . . Das Gesicht umrahmt schwarzes, offenes Haar, das auf ein schwarzes, längst nicht mehr neues, verschlissenes Kleid in mächtigen Wellen herabfällt. Die bleiche Gesichtsfarbe tritt in dem Rahmen noch mehr hervor.
Das Mädchen intcressirt mich — ich möchte die Kleine ansvrechen. Vielleicht giebt es hier was zu erleben, denke ich, und welcher Journalist erlebt nicht gerne Etwas — das Leben ist sehr theucr, und der Stoff ist rar — doch nein — es ist nicht allein Abenteuerlust — ich thue mir Unrecht, wenn ich das sage; ich habe wirtlich eine eigenthiim-

liche Sympathie für ws Mädchen, und ich fühle, daß ich vielleicht durch irgend eine Wohlthat Jemand güicklich machm tonne . . .

Ich — glücklich machen und selbst . . .

Das Mädchen geht über die Friebrichstraße am Passage-Panoptikum vorbei die Behrenstlllße weiter. Ich folge der jungm Dame in gemessener Entfernung, und immer Wieder beobachte ich, daß Angst, Sorge, Zweifel das Mädchen bald zu einem auffälligen Stehenbleiben oder hastigen Gehen veranlassen.

In der L . . strahe, an einem giotzen und schonen Eckhause, das in einer Wandvertiefung die Figm des alten Dessauer in Lebensgröhe zeigt, macht sie Halt. Wir sind schon nicht mehr in dem Centrum Berlins — nicht mehr das Tausenderlei in den großen Läocn — nicht dieses elektrische Flammenmeer — nicht dieser Menschenandrang — nicht mehr dieses Wagengeiasscl — Glockengebimmel u. s. w. fesseln unsere Sinne, umschwirren und betäuben sie . . .

Ob sie gemerkt hat, daß ich ihr folgte? ... ich glaube nicht — sie hat sich wenigstens nicht umgesehen — freilich, nunmehr muh es sich entscheiden, ob ich ihre Bekanntschaft machen werde oder nicht — ich bin von ihr kaum fünf Schritte entfernt, und sie steht vor der Hausthüre, und ihre Hand liegt schon an dem Klingelzug . . .

Wolnrt sie hier?

Sie läßt plötzlich ihre Hand wie entkräftet fallen — und ‚ach Gott" höre ich sie seufzen; sie scheint sich zu überlege», ob sie weitergehen soll . . . Jetzt dreht sie sich um und erblickt mich . . .

Mit welchen Augen ich sie wohl angesehen habe — ich weiß es nicht, aber einen solchen undefinirblli seltsamen, heißen, schmerzvollen, gequälten Blick warf mir das Mädchen zu — ich muhte ihr gewiß Vertrauen erweckt haben — zweifelsohne — nicht Jedem zeigt man so sein Inneres auf dem Präsentirteller der Augen . . .

Line unbezwingliche Sehnsucht faßt mich, ihr Seelenrälhsel zu lösen . . .

Und ich fasse mir ein Herz und rede sie an — ich habe wohl sehr eigenthümliche Worte und Redewendungen gebraucht, um meine Verfolgung, Vorstellung, dm merkwürdigen Herzensdrang, sie kennen zu leinen, zu erklären, aber die Ehrlichkeit meiner redlichen Absichten mutz ihr doch eingeleuchtet haben, ein sanftes Lächeln an ihren Mundwinkeln verlach mir die Erlaubnitz, daß ich ihr folgen darf.

Dieses Lächeln .. .

Ich habe noch nie Jemand so lachen sehen . . dieses Lächeln mutz mehr Werth hoben, als die ungezählten Thrünen von tausend anderen Menschen ... es verlangte Mitleid, aber wer so lächelt, muh auch Mitleid haben, mutz ein großes Herz haben, in dem Empfindung, Freundschaft, Liebe schön und herrlich wie tropische Blumen gedeihen ...

Ein solches Herz — mehr als ein Königreich für ein solches Herz — danach ringe ich schon lange wie der ermattete Schwimmer nach dem Lande ... ich will Alles entbehren — Alles auf diesem kalten Schutthaufen Erde — nur ein Herz — ein großes, mitfühlendes, warmes Herz . . .

Man begreift das ... es gehört wohl für Jemand, der ausgeprägten Sinn für das Schöne hat, der fähig ist, wie ein Grieche vor der schönen Form eines Götterbildes zu knien, eine gewisse Nervosität dazu, Sympathie und fast noch mehr für ein Mädchen mit kränklichem, nahezu häßlichem Körper zu gewinnen . . .

Ich habe fchon schöne Fraueu innig in meine Arme gedrückt — wollte an einem wild schlagenden Herzen mein wild schlagendes herz in Verzückung gcrathen lassen und im« gewaltige unlösbare Sehnsucht, die uns der Himmel zum ewigen Glück und Fluch gegeben, stillen . . . vergessen . . . mich selbst vergessend, in einem anderen Wesen aufgehend — aber Eis der Selbstsucht, der schnöden Berechnung trafen meine Brust, mein schlagendes, glühendes herz — Eis . . . und ich fchauerte zusammen — und stich sie von mir . . .

Ein Herz ... ein warmes Herz . . .

Melitta. 26?
Melitta heißt das Mädchen — ein seltsamer Name . . . seltsam? ... ich besinne
mich, waium mir dieser Name seltsam erscheint. — Nachdem sie ihn mir gesagt hat,
gehe ich nachdenleiw neben ihr her und besinne mich . . . ein einfach griechischer Name —?
Ah, ich begreife plötzlich meine inneren Gefühle, seltsam, weil den herrlichen Namen eines
reizenden griechischen Mädchens ein verwachsenes Mädchen führt — Kiefer Contrast schien
mir seltsam — aber wie charakteristisch, ich muh mich erst besinnen, um auf die Ursache
der Empfindung zu kommen; jeder Andere wäre sofort llar gewesen, aber ich sehe
ja nicht vor diesem großen, schwarzen, herrlichen Auge, daß das Mädchen häßlich ist . . .
Und jetzt gar, da sie mir ihre Verhältnisse erzählt — da wie Honig die Worte aus
ihrem Munde fließen in ihnen diese Empfindung — diese Liebe — . . .
Melitta. . .
Ihre Eltern sind todt — acht Jahre schon — sie lebt bei ihrem Onkel. Ihr Onkel
ist nicht mit GlückSgütern gesegnet gewesen, so lange er das elterliche HauS verlassen
hatte, aber jetzt. . .
Das tiefe Athemholen — ihr Blick verräth mir den ga,yen Roman.
Er stammt von sehr feinen Leuten, WS heißt fein nach dem ConversationSlezikon
der Gesellschaft — sie wohnen auch in Verlin; an der Ecke der L. . . . und W. . . .
Straße, in dem Gebäude, vor dem sie vorhin gestanden hat und die Klingel ziehen
wollte. . . .
Die Erde ist eine kleine Drehorgel — ein Dutzend Lieder spielt sie, die kehren in
kurzem Abstand immer wieder. . . .
Ein altes neues Lied. . . .
Weil er ein armes Mädchen heirathete, wurde ihm die Freundschaft gekündigt, wurde
er enterbt.
Schwere Tage — schmerzliche Stunden — ewige Augenblicke der Qualen. . . .
Ihr Onkel strengte Processe an — die kosteten viel Zeit und viel Geld, er vei°
liederte — nein, das tonne man nicht sagen — sie cmrigirte sich in so liebem Tone —
er versäumte dadurch seine Geschäfte, wollte er doch fein Erbe für die Kinder retten, —
„denen glaubt er jedes Opfer bringen zu müssen — er hat zwei so hübsche Bübchen. . ."
Wie mutzte Melitta nach dem Tone, in dem sie die letzten Worte sprach, nach ihren
leuchtenden Blicken die Kinder lieben?
Es wurde immer schlimmer — die Sorgen machten die Mutter sehr krank — eine
lange, schwere, theuere Krankheit — aber Mühe, Aufopferung, Gebet zum lieben Gott
halfen Nichts — die Mutter starb. . . .
Die arme, arme Frau und der noch ärmere Mann mit den armen Kindern. . . .
Sein Geschäft war so zurückgekommen, daß er es aufgeben mußte, um seine Haupt-
gläubiger zu befriedigen — er wollte ja lieber hungern als die Schande eiues Concurses
erleben, als Jemand um einen Pfennig bringen . . .
Nach diesem Unglück suchte Melitta, das arme Mädchen, allein die Familie durch
Nähen zu ernähren, während ihr Onkel erfolglos sich bemühte und noch bemüht, eine
Stellung zu finden. . . . Und ihr Fleiß — Tag und Nacht — ward auch bis vor
wenigen Tagen belohnt — es fehlte nicht an Brod, aber nun drohe eine Aenderung zu
noch Schlimmerem. . . .
Ihr Onkel hat noch eine kleine Restschuld, und heute war der Gerichtsvollzieher da,
um zu pfänden. Er fand Nichts, außer der Nähmaschine, der Miteinähierin der Familie,
und die gehorte Melitta. Sie durfte also nicht gepfändet weiden. Als sie aber die
inneren Qualen erkannte, die ihr Onkel ausstand, nur wegen einer so kleinen Schuld noch
seinen Namen befleckt zu sehen — ihn brückte das Unglück nun einmal als eine Schande,
er verfluchte sich ja, daß er eS soweit hatte kommen lassen — er kommen lassen? — ist
er das Schicksal? . . . kurz und gut — sein Schmerz veranlatzte sie, ihre Maschine her»
zugeben. Der Gerichtsvollzieher hat sie gepfändet — morgen wird sie verkauft werden.
„Morgen — darum wollte ich vorhin die Eltern des Onkels besuchen — sie sollten
Erbarmen haben — allein als ich vor der Thüre dieses großen Hauses stand, überkam
18»

mich ein Frösteln, ich konnte mich nicht entschließen, zu schellen — die hätten in Folge der Vorginge ja erst recht lein Erbarmen gehabt — ich ging wieder. . . .
Die kleinen, lieben Kinder. . . .
Um die thut es mir leid. . . .
Manchmal wird's mir, solange der Onkel keine Stellung gefunden hat, schon schwer werden, sie satt zu machen, aber ich sage mir: „Gieb Dir Mühe, Nu muht es fertig lriegen, daß sie keinen Hunger leiden ich werde — mir — sehr große — Mühe — geben. ..."
Die letzten Worte sagt Melitta in schluchzendem, gebrochenem Tone — an ihren Augenlidern hängt eine Thräne. . . .
Eine Thräne aus solchem Auge. . . .
Die Stimmung der Situation macht mich nachdenkend ... ich sehe in die Nacht — zerrissene Wolkenbilder in der Form der seltsamsten Thiergestalten — freundlich, fratzen-haft, hin und wieder leicht vom Mondstrahl durchzittert, bedecken dm Horizont, die alten Häuser der Vorstadt werfen ihre beweglichen Schatten auf die schmutzigen Straßen, die einige Rowdys, halb betrunken, rohe Bemerkungen ausstoßend, durcheilen — das Gaslicht flackert im Gesang des unruhigen, naßkalten Winde?. . . .
Und ich sehe Melitta an, als gerade der Mond aus einem Woltenspalt hervortritt — ... das Auge, das herrliche Gesicht ... ich muß wohl in einem hypnotischen Zustande sein — ich möchte schwören, daß ich noch nie ein idealeres Wesen, ein herrlicheres Wesen gefunden habe. ...
Und ich bitte sie, ihr helfen zu dürfen — sie erlaubt es nicht — in keinem Fall — alle Vorstellungen frommen Nichts — aber ich darf sie besuchen. . . .
Wie freue ich mich. . . .
Schon am anderen Tage eile ich zu ihr — sie wohnt mit ihrem Onkel in sehr alten Zimmern einer alten Miethskaseri« — aber wie nett hat sie die Wohnung — wie behaglich aus Nichts eingerichtet? Mir Verwöhntem ist das ganz unbegreiflich. Ich be» neide den Onkel. Was ist alles Meublement der Welt gegen diese behagliche Einfachheit, gegen diefe niedlichen Sachlichen, die ihre Hand berührt, ihre Hand geformt?
Sie sitzt und näht. . . .
Ihr herrliches Auge ruht auf weißer Leinewand zu einem Hemd — das herrliche Auge — o wie Mitleid verwirren, wie ein schönes Gesicht berücken, wie Liebe Liebe er-wecken kann. . . .
Mit welchem Anblick sie den zwei reizenden Kindern die letzten Semmeln giebt . . . und wie sie mit ihnen so süh redet — wie sie dann arbeitet ... ich frage mich immer — ist sie so — ist ein Weib wirklich so — wie viele Weiber haben Dich hintergehen wollen — Dir tolle Komödie vorgespielt — aber ich tan« nicht zweifeln, ich bin über-zeugt von diesem großen Herzen in dieser armen Hülle. . . .
Was sage ich — arme Hülle — sehe ich eine arme Hülle . . . .?
Ich besuche Melitta sehr oft, und immer mehr und fester fühle ich mich cm sie ge» fesselt
Eines Tages
Werde ich sie beglücken, wie sie es verdient?

T«s Vlatterh»»« und leine Geschichte. Von Theodor Wuubt. Herausgegeben von der Sectio» Berlin des Deutschen uud Oesterreichischen Alpenvereins. Neilin, Raimund Milicher.

Das Programm einer „künstlerischen Erschließung" der Alpen," welches Theodor Wundt in seinem Werl« .Die Besteigung des Cimoer della Pala" aufgestellt, und zu dessen Ausführung mit dem in <" Heft 229 dieser Zeitschrift von uns gewürdigten schönen Werke Wundts über die Ampczzanen Dolomiten der erste ucrheißungs-. volle Schritt gethan ivurde, ist um! ein bedeuwngsvollcs Stück ge- , > fördert worden. Ein neues gleich fesselndes und gleich prächtig ausgestattetes Wert Wundts, das, »nie das vorige, ebenfalls unter der Aegioe des Deutsche» und Oesterreichischen Alpenvereins (Sectio» Berlin) an die Oeffentlichteit tritt, ist im Verlage von Raimund Mischer, Berlin, erschienen: es ist dem — nach Wundts Ansicht — „schönsten Berge der Erde", dem Matterhorn, gewidmet: au dem wir, wie nirgends sonst in den Alpen, „den schonungslosen Kampf der Elemente gegen meufchlicheu Unternehmungsgeist und Wagemuth fo ausdnlckZvoll verkörpert sehe»", der wie kein anderer Berg bewundert worden ist und wie kein anderer an seinen Freunden sich gerächt hat. Diese Doppelnatur des Berges, seine erhabene Schönheit und „dämonische" Anziehungskraft einerseits und seine Schrecken und gefährliche Heimtücke andererseits weiß der Verfasser beredt zu schildern. —

Freilich der Ruf der Unbesiegbarkeit ist dem Riesen der Penninischen Alpen seit mehr als drei Jahrzehnten geraubt: er, der früher als unersteiglich galt, wird heute fogar, da Schutzhütten, Ketten und Seile die Schwierigkeiten seiner Erklimmung und die Gefahr beträchtlich vermindert haben, von manchem hochstrebenden Alpinisten ein wenig geringgeschätzt.

Indeß ist, wie Wundt hervorhebt, auch heutzutage noch eine Matterhornbesteigung ein mühevolles und gewagtes Unternehmen: denn plötzliche Witterungsumschläge, welche nur Unkenntnitz oder Uebermuth mißachten, Steinlawinen, die gerade an bedenklichen Passage»

Isolo »ellll.
»u«: Th, Wundt, 2»» Natteihoin und seine Geschichte, »eilin, Raimund MItschei.

Watteihorn mit Riffclsee.
«ln«: Th. Wunbt, To« Notteihoin und seine Geschichte, »eilin. «oimund Mitschel.

den Neigsteiger bedrohen, tonnen heute wie früher Opfer fordern: wie die Unglücksfälle der Jahre 1890 und 1893 bezeugen: im elfteren Jahre stürzten der Strahburger Gührs und feine Führer Vrantschen und Groben bei heftigem Sturme unterhalb der „Schulter" ab, und 1693 verunglückte der Sohn des den Besuchern Zermatts und des Mattcrhorn wohlbekannten Gasthausbefitzers Seiler. —

Die erste Besteigung des Mattechorn gelang am 14. Juli 1863 den Londoner Alpencludisten Whymper, Hudson, Hadow und Lord Douglas mit drei Führern; sie forderte mehrere Opfer, denn beim Abstiege stürzten in Folge Abgleitens Hadows und Zerreißen des Seils Hadow, Hudson und Douglas mit dem Führer Croz in den Abgrund. Seitdem ist der Bergricse oftmals besiegt worden und fast zum „Mode-Berg" geworben; und er wird vielleicht gar als würdiges Ziel für Hochzeitsreisen in Aufnahme kommen, »venn das Beispiel von Max und Dolly, den Helden des Wundt'schm Buches, mit denen der Verfasser uns den interessanten und aufregenden Besuch des Matterhorns machen läßt, Nachahmung findet. Wer diese muthigen Hochzeitsreisenden sind, errath man leicht, wenn man die Widmung des Buches beachtet: „Meiner liebm Frau zur Erinnerung an unsere Hochzeitsreise gewidmet." — In die Schilderung der Erlebnisse dieses Paares, die dem Buche in den Augen des größeren Lesepublicums einen erhöhten Reiz geben muß, sind Rückblicke auf die hervorragendsten Momente aus der Geschichte des Matterhoms nach den Berichten hervorragender Alpinisten, wie Tyndall, Whymper, Güßfeld n. A., eingeflochteu. Ein wirkungsvoller Contrast zu den wild »erhabenen Eindrücken der Gebirgswelt wird durch die Schilderung eines Besuches des Lago Maggiore mit feinen lieblichen Landschafts-bildern geboten. Auch durch die Einfügung humoristischer Partien weih der Verfasser jedem Gefühl der Monotonie vorzubeugen und du Lcctüre auch dem für den Alpinismus an sich nicht begeisterten Leser genußreich und unterhaltend zu machen. Das Werk ist vorzüglich ausgestattet, mit zahlreichen Autotypien und Lichtdrucken in tadelloser Ausführung geschmückt. Es sei Allen, die ein Prachtwerk, welches sie für die Schönheit und Größe der Natur, im Besonderen der Gebirgswelt, empfänglicher zu machen geeignet ist, vor andern bevorzugen, warm empfohlen. —l—.

- > .^

## Bibliographische Notizen.

Nantes WcltgesKichte. Teztausgabe. 2. Auflage. 4 Bande. Leipzig, Duucker und Humblot.

Eine neue Auflage der Weltgeschichte von Leopold von Ranke haben wir anzukündigen. Der große Ruhm, den der Name des Verfassers besitzt, läßt es überflüssig erscheinen, neue Lobpreisungen aufzuhäufen. Wir dürften uns in diesem Falle bereits mit der einfachen Nennung des großen Namens begnügen: wird man doch auch nicht leicht eine Anzeige von einer neuen Ausgabe von Shakespeares Weilen oder Homers Odyssee mit einer ausführlichen Motivirung des Ruhmes von Volt und Dichter zu uervoll« ständigen suchen, sondern es würde einen lächerlichen Beigeschmack haben, wollte mau hier noch auf die Bedeutung aufmerkfam

machen. Allein ein Anderes ist doch in gewissem Sinne die wissenschaftliche Arbeit. Hier spielt der Gegenstand selbst doch eine ungleich wichtigere Rolle, und gerade die Aufgabe, eine Darstellung der Weltgeschichte zu geben, ist an sich durch ihre Größe anziehend und meilwiildig. Aber Nantes Weltgeschichte — verbinden wir Person und Thema, und wir vergegenwärtigen uns diese concrete Thatsache, da müssen wir schwanken, ob denn hier nicht ein so intimes Verhältnis; zwischen Auwr und seinem Werl obwaltet, daß wir losgelöst ein jedes zu würdigen uns berechtigt glauben. Denn hier weiden die Freunde der Sache, nämlich der Durchdringung der Historie zu einem tiefen und fHen Verständniß, mit den Bewunderern der Person des großen Darstellers vielleicht nur so zu unterscheiden sein, daß die Letztgenannten zunächst das Erste gewesen sind.

In wie weit die Geschichtsdarstellung ein persönliches Gepräge trägt, erhellt aus dem Vergleich. Wir gewöhnen uns leicht an dm Begriff einer idealen Gemeinschaft und sehen in der Person schließlich besonders den individuell erhobenen Ausdruck eines Voltes und einer Zeit. Wir denlen bereits so historisch oder philosophisch, daß uns die Historiker selber, im Grunde sogar unsere eigene Vergangenheit in diesem Lichte erscheinen. Darf es uns deshalb wundern, wenn wir als willkommenen Anhang der Weltgeschichte eine Sammlung biographischer Aussäge finden? Sie haben leinen Ranlecultmerth im Sinne eines närrischen Huldigerthums, sondern sind voll historischen Lebens; wir fühlen den Pulsschlag der eigenen Zeit.

Wie man weiß, haben sich um die Herausgabe die Herren Dove, Wluter und Wiedermann dankenswerthestes Verdienst erworben. Die Beifügung der 1854 dem Könige Maximilian von Bayern gehaltenen Vorträge über die Epochen der neuesten Geschichte wurde auch nur mit der größten Dankbarkeit begrüßt. Hier rhapsodirt der Geschichtsforscher, nach einem eigenen von mut, und baß es ihm gelingen wird, uns immer Neues und Lehrreiches zu bieten, dürfen wir schon von ihm erwarten. Eigenthümlich muthet uns bisweilen die Energie der Behauptungen im Vergleich zu ähnlichen Werthurtheilen an, und es drängt sich das Gefühl auf, mit einem majestätischen Herrn, der die Hände über dem ganzen Erdkreis hat, wie es im Egmont heißt, zu thun zu haben. Häufig tritt uns die

innigste Heivortehrung gewisser Zeitpunkte
und Ereignisse entgegen, so Wh wir uns
verwundert fragen, ob diefe Auffassung wohl
im Zusammenhang steht miteinerprincipiellen
Frage, der Gleichberechtigung der Stufen
der Entwickclung vor Gott in jedem Augen-
blicke. So scheint uns Raute zu empfinden.
Daher scheint ihm nach der oder jener
Richtung manchmal ein Höhepunkt bereits
für immer erreicht. Diese Hervorlehrung
bedingt aber nicht etwa eine ungleiche Be-
handlung, sondern es macht sich nur ein
wohlthuender Rhythmus des Darstellers
geltend.

Im Allgemeinen ist Rante die Vorsicht
selber, und fast stets pflegt er feine großen
Betrachtungen gleichsam entschuldigend ein-
zuleiten: „Ich fürchte nicht, die Grenze der
Historie zu überschreiten", oder „Wenn man
es wagen darf, die weltgeschichtlichen Not-
wendigkeiten in ihrem Zusammenhang zu
erörtern", oder „wenn es eine Idee giebt, die
in den Ereignissen waltet". II. 1^.

Unsere Kriegsflotte. Dem deutschen
Volke in Wort und Bild dargestellt
von Georg Wislicenus, Kapitän»
Lieutemnt a. D., unter Mitwirkung
der Marinemaler Carl Saltzman»,
Friedrich Schwinge, Willy Stöwer.
2. Aufl. Leipzig, F. A. Block-
haus.

Daß ein Wert wie das vorliegende in
Deutschland überhaupt geplant und in's
Leben gerufen weiden konnte, ist ein erfreu-
liches Zeichen der wachsenden Erlemitniß
von der Bedeutung der Flotte für eine große
Nation, und des zunehmenden Interesses
für Seewesen und Schifffahrt. Denn ohne
die Voraussetzung eines solchen weitver-
breiteten Interesses und des Bedürfnisses
nach Belehrung über dieses Gebiet wäre
wohl der Muth, ein solches Wert mit solchem
Aufwände zu schaffen, nicht vorhanden ge-
wesen. Freilich die allgemeine Vertrautheit,
welche in nautischen Dingen bei dem briti-
schen Inselvolt herrscht, und die Antheil-
nähme, mit der man alle auf die Flotte
bezüglichen Fragen verfolgt, wird bei uns
naturgemäß nie erreicht werden: denn bei
uns hängt die Flotte nicht in dem Grabe
mit allen Lebensbedingungen der Nation
zusammen, bildet nicht die wichtigste Grund-
lage ihrer Existenz. Immerhin ist noch
eine Steigerung der nationalen Antheilnahme
für Meer und Flotte nothwendig und zu
erhoffen, und Werte wie das von dem
Niockhllus'scheu Verlage herausgegebene sind
der Erreichung des Zieles förderlich.

Die trefflich repioduciiten Bilder von

Carl Saltzmann, Friedlich Schwinge und
Willy Stöwer zeigen, welchen Auffchwung
die Marinemalern bei uns genommen; sie
vereinen künstlerische Wirkung mit informa-
torischem Werthe. Die Unterschiebe der vcr»
schiedenen Schiffsgattungen, ihre verschiedene
Bestimmung sinb nicht nur aus der Dar-
stellung der Schiffe selbst, sondern auch durch
die Mannigfaltigkeit des Schauplatzes, der
den Beschauer in verschiedene Meere, an
heimische und fremde Küsten versetzt, ange-
deutet: was zugleich, in Verbindung mit
dem Wechsel des Wetters eine erwünschte
Abwechslung in malerischer Beziehung er-
giebt. Auch die verschiedenen taltischen
Formationen (Staffellinie, Kiellinie, Keil «)
sind zur Anschauung gebracht.
Der Text von Georg Wislicenus be-
schränkt sich nicht darauf, fachmännische Er-
klärungen zu den Bildern zu geben; er
sucht auch da, wo er trockenes Material,
wie Zahlenangaben und Technisches zu ver-
arbeiten hat, daiselbe mit Erfolg zu beleben.
In jedem Abschnitt nimmt er die Ge-
legenheit wahr, allgemeinere Fragen, die
mit der Schifffllhrt, der Kriegsflotte in Zu-
sammenhing stehen, zu erörtern und so für
die wahre Bedeutung derselben dem Laien
das Veismndniß zu öffnen.
In dem dem Brandenburg-Geschwader
gewidmeten Abschnitt wird zugleich ein Rück-
blick auf die Geschichte der deutschen Ma-
rine gegeben und Bedeutung, Zweck und
Ausrüstung der Panzerschiffe auseinander-
gesetzt, die trotz manchen gegentheiligen
Meinungen auch fernerhin im Seekriege die
entscheidende Rolle spielen werden. Bei
Besprechung des Sachsen-Geschwaders wird
die Anschauung von der Verdoppelung unserer
Motte durch den Nord-Ostsee-Cllnal als
Trugschluß und Helgoland nur als ein
strategisches, kein taktisches Hilfsmittel be-
zeichnet.
Das Bild, welches die Panzer König
Wilhelm, Kaiser, Deutschland und Olden-
burg in Staffellinie darstellt, giebt dem
Verfasser Gelegenheit, die EntWickelung des
Panzerschiffbllues in Kürze zu schildern und
die Geschichte der eisten Schlachtschiffe der
deutschen Flotte zu erzählen. Ein anderer
Abschnitt behandelt mit Beziehung auf das
Bild: „Heimdall und Siegfried in der Elb-
mündung" die Küstenvanzerschiffe, über Hoch-
seefischerei belehrt der an das Bild „Brummer
beim Fischereischutz der Weser" anknüpfende
Text. Die Geschichte, Bedeutung, Aufgaben
und Werth des Torpedowesens, die Wichtig»
kcitdeiErwerbungvonKohIenplätzen, die Aus-

bildung der Seeoffiziere und Unteroffiziere, die Aufgabe der Schulschiffe, der Weich der Manöver, die Thätigteit unserer Kriegsflotte im Dienst der Wissenschaft weiden in anderen Abschnitten behandelt. — Mit Nachdruck betont der Verfasser die Unzulänglichkeit der Kieuzerflotte; er bemerkt, daß, während Deutschlands Seehandelsflotte die zweitgrößte der Erde ist, seine Kreu'ierflotte kaum an der Seite Argentiniens marschire. Das Mi! schließt mit einem Hinweis auf die Expansion des deutschen Voltes, auf die Nothwendigleit, Deutschland mit Hilfe einer starken Flotte ans die Höhe einer Weltmacht zu erhaben. —I—

Die Trnppenführuna in der öfter» reichisch-unnalischen Armee. Eine kritische Studie von Pannonicus. — Braunschweig, Rauert K Rocco Nachfolger.

Der Verfasser bespricht unter Zugrundelegung des Dienstreglcments in kritischer Weise die taktischen Uebungen, im Speciellen die Truppenführung. Die während des Drucks erschienene 3. Auflage des 2. Theils des Dienstreglcments hat der Kürze der Zeit wegen nicht mehr in Betracht gezogen werden können. In 6 Kapiteln: „Die Führung und die Reglements, die Anlage der Uebungen, die Disposttions-Ausgabe, die Durchführung der Uebungen, die Besprechung und die Führung nach dem Gefecht", ist der Vcr» ftlsser bestrebt, die Truppenführung in ein ihrer Wichtigkeit entsprechendes Licht zu stellen. Der praktische Kriegszweck steht für ihn als maßgebend im Vordergründe. Mit aneiienncnswerther Offenheit geht er gegen Uebeireste aus der guten, alten Zeit vor, die nicht dem neuen Geiste des Reglements entsprechen. Namentlich ist er mit Recht gegen die vielfachen Commenture und besonderen Instructionen, die nur die Aufmerksamkeit vom Reglement ablenken. Die Studie ist recht lesenswerth. K.

Schlesien. Ane Landeskunde für das deutsche Volt, auf wissenfchaftlicher Grundlage bearbeitet von Ur,Joseph Paitsch, oid. Plofessor bei Eidkunde an der Universität Breslau. — I. Theil. — Ferdinand Hirt, Breslau.

Der Verfasser, der auf eine zwanzigjährige Thätigkeit im geographischen Lehramt an der Universität seiner heimatlichen Provinz zurückblicken kann, Hutes als eine nicht länger zu ertragende Pflicht erachtet, die Bearbeitung einer Landeskunde Schlesien«, auf wissenschaftlicher Grundlage, in Angriff zu nehmen. Trotz der vielfach vorhandenen

Einzelforschungen fehlte es in der Neuzeit doch an einer zusammenfassenden, umfangreichen Bearbeitung der Geographie Schlesiens, dieses, wie Goethe sagt, „bedeutenden" Landes. Die hier vorhanden gewesene Lücke wird durch das voiliegende Wert, von den: der I. Band erschienen ist, ausgefüllt, wofür dem Verfasser nicht nur seine Landsleute, sondern auch die Lehrer der Erdkunde sich zu Dan! verpflichtet fühlen müssen. Aus seinen akademischen Vorlesungen heraus ist allmählich dieses Werk entstanden. Schon aus dem Inhalt des I. Bandes wird der Leser ersehen, mit welcher Sorgfalt, Umsicht und Gründlichkeit der Verfasser an die Arbeit gegangen ist. Nach einer Schilderung der EntWickelung der schlesischen Landestunde bis zur Gegenwart, sowie der Darlegung der Weltlage Schlesiens, seines Namens und seiner Grenzen unterzieht der Verfasser in den weiteren Capiteln einer näheren Betrachtung: „den Gebirgsbau, die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Landoberfläche, das Wasserney, das illima, die Pflanzen- und Thierwelt, die Bevölkerung und schließlich Schlesien als Kriegsschauplatz." — Der Verfasser versteht es, durch gewandte Darstellung, der jeder Gebildete mit vollem Verständnis; zu folgen vermag, von Anfang bis zu Ende zu fesseln. — Das Weck ist durch Karten und Zeichnungen vortrefflich ausgestattet und sei hierdurch aufs Wärmste empfohlen. K.

swiilf Gestalten »er Glanzzeit Athens im Iusammenhanae der Gulturent» Wickelung. Von Albrecht Stauffer. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Mit wahrem Vergnügen wird Jeder dieses Auch lesen, welches, mit großer Vorliebe für die Athener geschrieben, eine reichhaltige Geschichte Athens bietet, nicht von den ältesten Zeiten bis etwa zum Untergange der griechischen Freiheit, sondern im Wesentlichen wahrend des 5. Jahrhunderts, welches den dramatischen Höhepunkt im Leben des athenischen Volkes bildet. An dm Gestalten des Kimon, Polygnot, Aeschylus, Perikles, Pheidias, Sophokles, Herodot, Alkibiades, Aristophanes, Euripides, Thutydides und Vorrates wird uns die Culturcntwickelung Athens vor Augen geführt. Die flott entworfene Ginleitung enthält treffende Urtheile über die ältere Zeit, reizvolle Schilderungen, man lese z. V. die Charakteristik des Achill und des Odysseus, und schließt mit einem Vergleiche der athenischen Cultur mit der hellenistischen. In den folgenden 3 Abschnitten mit den

Titeln: ‚Das Lebensalter des Sieges',
‚Das Lebensalter der Höhe' und ‚Das
Lebensalter der Krise' werden uns die Bilder
der 12 gencnmten Persönlichkeiten gezeichnet,
die als typische Gestalten zu betrachten sind,
die die Führer ihres Volkes waren. Eine
lebendigt Darstellung des politischen und
geistigen Leben des athenischen Voltes, von
den Perserlriegen bis zum Sturze Athens,
entwirft der Verfasser mit so warmer Hin-
gabe, daß auch ein Gegner der humanisti-
schen Bildung von ihrem Werthe überzeugt
weiden muß, mit so umfassender Gründlich-
keit, daß auch der Fachmann außer der
Befriedigung mannigfache Belehrung und
Anregung darin finden wird. Als besonders
tüchtige Leistung muß Ref. die Analyse der
Tragödien und die Würdigung der Kunst
bezeichnen. Die Quellen und die Ergebnisse
der Forschung, ich nenne nur die lichtvollen
Arbeiten von Eduard Meyer und Wilamo»
Witz, hat der Verfasser durch mühevolles
Studium zu einem Buche verarbeitet, welches,
ohne populär zu sein, gerade dem Nichtfach-
nillnn auf's Angelegentlichste empfohlen
werben lann, welches nicht eine Zusammen-
stellung, sondern eine selbstständige geistreiche
Durchdringung des Stoffes ist. ?. 2.

Dichter und Frauen. Vorträge und Ab-
handlungen von Ludwig Geiger.
Berlin, Gebr. Paetel (Elwin Paetel).

Die hier in einem stattlichen und vor«
nehm ausgestatteten Bande vereinigten
16 Aufsätze aus der Feder des belannten
Berliner Univeisitätsftrofessors warm
größtentheils in verschiedenen Zeitschriften
schon veröffentlicht; sie verdienen aber diese
durchgesehene Neu-Ausgabe, denn sie beruhen
auf reichem, theilweise zuerst erschlossenem
litterarischen Material. Geiger hat bei
seinem steißigen Spüreifer, in alten Kor-
respondenzen wichtige Funde zu machen, auch
eine glückliche Hand, und weitverzweigte
Verbindungen ermöglichen es ihm, sogar
scheinbar dünne Fäden mit Nutzen weiter-
zuspinnen. Daß in einem solchen Sammel»
bände auch Minderwerthiges sich findet, ist
selbstverständlich. Dagegen sind schätzens-
werth jene Abhandlungen, wo der Vf. sich
auf feinem besonderen Arbeitsgebiet bewegt,
z. B. gleich die erste Studie aus der
Renaissance, „Isotta von Rimini," oder die
Anregungen über den bisher wenig beachteten
französischen Humanismus, über Molisres
Verhältnis; zu den Frauen und dgl. Eine
Reihe von Aussätzen schildert lebendig und
anschaulich die klassischen und romantischen
Fiauengestalten: Goethes Schwester, Char-

lotte von Schiller, Dorothea Schlegel,
Kllioline von Günderode, Iohmuia Motherby,
Bettina von Arnim, Charlotte von Stieglitz.
Endlich folgen noch litteraiisch-äslhetische
Studien über Leopold Schefer und Karl
Werder, Otto Ludwig, Fanny Lewald und
Guy de Maupllssant. In dem Auffatze:
»Deutsche Dichtung in den Befreiungs-
kriegen" berichtigen wir ein Versehen: Das
S. 213 aus der volksthiimlichen Dichtung
erwähnte Schlachtfeld ,Wauer" ist natürlich
nicht „Waterloo", sondern „Vavre",
„Waveren", südöstlich von Brüssel. —
?. V.
DinzeLüngene Liiener. Le«nrHl!Ull8 ll»on ^U3«l>>!l der Ileszction vnrbebllllten.
^db»!i<U«l!»«ii «>« (3««iui<U»»it»I«I«« <>«i
3«»I» «^cl Ilsiv«», I, Arbeit und V!»«,
?er»onenkunse «ser Illiniznii e ?8yennlo«i«
lur Nlunslessun^ der ?«ve!ionvzieu« voll vr.
L, llallervorsen, Uelt 2, VViir?.burL, H,
8tuber« Ver!»Z,
Hu« ?ilti »«uts« ,!>m«r«il uncl «l1t«n 1°»,««I>.
Keue« über se« Üieliter« lieben uns Werseu
»ul Nruns unzesruekter Lriel« und Kleiner
KieKtunLen mitssetnellt von Xnrl l'neosur
<i»«sert«. 2veite lolL«. !Iit rteuter«
8eld«tportrllit« Hl« 8el>Uler und le«tunßBM-
s»nssener, einem r'ÄrKensluclie „lüutÄpeKler
UlliziL" n»eli einem Aquarell s<« NulnMier«
Lenloeplie, «ovie üllliIreielieu 8Ki?.2en, Lils-
nlzzen, ^uzieliteu uns lüczimile«, mei«t
imeb Nrlzinlilen von Ideosor tjrii>u,'pk,: und
?ritü Leuter, Wizinkr, II!u«tulll'«oue Not-
dueulHnslunz.
2»,i»i«tll, LopKi», Mb, von I,e Äounler,
Ullmmon, Ilom»u In srei Llietiern, Xoln,
Xldert ^dn.
^«lnu«», H., Der 2uKunit«!ir!ez im ^»nre
18 . . Vision eine« ru««i«el>en ?utrioten,
üin^iss dereeliti^te Ileber«et«ung van Hüll
Xupller. 2«eite ^uü2M, Ure«sen, Hein-
rlen Äinsen,
lUsid»«»», QNn lulln», Hei- Knute Vogel von
1897, Liu X»leus«rKuen. !IIt vielen
2eicnnunMn von lelix V»I!otton »ns L, II,
Wel««, Leriin, 8eliu»ter 6i I,»eMer,
v»«n»U, v. lt. Uesiebt«. 8tett>n, I^ion
8»unler» Lueliliauslunß.
I>»v»t> H«l»»»H, Kllpowon I, in Lils uns
Vort mit eu, 5!X1 ^«xtlllu«tr»t!onen, Voll-
bilsertllleln, <Ärie»turen uns ^ut0ßr»ui!«n,
s»ruuter ver«enlesene nocli nlolit veruffent-
Ilente Lilser, !^»en sen beriinm testen !l»Iern,
Lllsli»uern uns 8tee!ieru. IIe!>ertr»gen von
9. U»r«cn»II v. Lieber«t«!n, I^ielelnnß 31—34.
»iplig, Ueiurien 8enm!st ^c Lür! Ullntder,
2onl»»i »Nil IlUl»! IUI 8en«enn!ebe von
einem Lnlt uns Xr»ltbl>ueru, Lrunnzenvelß,

viesr. ^»uZzen« Verlng,
ün»«!, ü<l«l»nl, (-««ediekte 6er lrannü«I«o!>«n
I,itter»tur von ibren ^nliinMu bi« »ul sie
neuest« 2eit. Vierte ^uli^M. <lu neuer
Le»rb«itullL,) I^eip?.iß, 5, Llleseteі-,
ü v«», ?e»i«, Hone dieser, Mt Lilu^elimuelc
von ?i<!i!8. Lerlin, 8o!>u«tei- Hi I^eMer.
I°«U»slt»lII»u^», üine 8»mm!unss von Niesern
unä Nellieuten. Veclcrule »u« »Iten uu<I
neuen li-eilieitzlllimniell, Illlnelien, VeiI»M-
Le«!I«cu»lt ^luueuuer lreie ?re«»e".
»»««r. Hi. ^UA.. I.u<w!e XVII. üine
ulstorizelie 8treitir»3e unä Inre I,ö»uue.
rr»8, ?r, «ivu^.
HlI«1««Il. 1^«», Wollen uns Weisen, Iloinan,
vre«sen, Ueinlieli üinse»,
Ib»«ii,II«lurUl,^odu(i»rieI Lorlcmlin. 8el>»u«p!el
in vier HuilllFeu, illlucuen, albert iHNßen.
^«»in^tl»«», ^»1t«>7, 8«l!ll«uc!>t»!clHn^e. <3e-
siebte. Lrlurt, Lsimrs Nonz,
Dl« IlilU^. WueKen«eI>»u ses iillentlienen
I^edeuZ. HerHüüßeber: liien^rs Wies«.
III. ^iil8»»L Nu. 114 — HL, Lerlin, Xritlll'
Verlllz;,
Xionslldui?, Di. H., K»nt. 8«Iu I>eden uns
«eine I^enre. Alinelien, O, U, LecK'«c!i«
V^rl!i^>>>i^l,i!llns!un3 (0«li»r üeeli!,
Hl1n»tI»»II<>i»o^!?»i>!il»l>. In Verdiusnn^ mit
^nsern nemuzLeMben von H, Iiul>«liluz«.
XVII. Uolbein ser ^Unzere, Uit 151 ,Vb-
dilsungen von Uemillseu, 2«iel>»n»ßeu uns
Uol2«enn!tteu, Lielelels, Velbllgeu uns
I^«I»U1lov?, W»1t«»> ^Vul ser Lclivselle, Lerlin,
8c!iu«ter ^ I»eMer.
Itl« I»«»ill»,Uc>ii»11»l»?»»l>i». Vnl, I. !>'o. 3,
vecemoer 18W, (!niuu;o, 1,'nion ijuoiu
OumpHnv,
H«l»l«iii<,v«ll«i», I^<ii<U»llll», ilit Olmrlllit«'
ristilien ser Verlll««er uns idren I'ortroit«
!ierilu«8e3eden von Lrn«t ürnuzevetter.
Lerlin, 8enu«ter H loeMer.
NUna», HIsxn.nA«?, Ol« vrei««e llo«e. Niztori-
«elier Ilomlln »u« ser ^u««ns«eit Xm«er
Wiluelm I. Low, albert Xlin.
?l»no>^ vi. ü., Die I^rlKer se» Zenvilblzedeil
XI»««Iei«inu« <8t»uslin; c«n«: Keuller;
Udlserlin« ^UMnssioutung>, ZtüttMrt, W.
Xonlb»mmer,
Nolt, Hlleriei I,iel>e, Mrclien, 8tr»««bnre,
Ltr»««dureer vruolierei uns Veru>8«»ll«tlilt
vorm, N. ueliult^ ^ 0«,
8»L1i!««l I!u,!l«n, üin moruliZebe« 8tllc!c. llo-
m»n. Ltuttzlirt, 1>eut«en« Verlllß« ^u«t»!t.
Voiubllit, V«lu«l, 8oe!»!i«uiu« uns «ocl»l«
LevessunF Im 19, ^»nruunsert. Kel>«t einem
Hunnuss: OnruniK ser «oei»len LeveLUig
von 1750—189«. ^«n», <3»«wv lieber.
8l«>v«,i>ii«1i, lUotu»i<1, >I>l«ur!«^l>e NorlM-
»enleliten, 2veite vermehrte Hulwze,
Kressen, Neinrien üinsen.
8«Iln1t», Hlvlu, Xunzteezenielite. I^ielerung

14 uns 15, Lerlin, Ü, Nrute'LeKe Verl«««'
buedliünslun^. 8ei»r»t'0«nto,
8tMt>1«H, ?«U», c.^soll LiÄust,) In I.u»t uu
I^ees. rillttseutüede llesielite, Xe!»«t X»c!i-
sielitun^en ?.u Uor»i uns Feeueu »u« Homer.
Wi«m»r, U!n«tor!!'«e>!e Uolbuedlmnslunß.
WM«init2«l, ^Ic««t, In'» 8!»ue uinelu! Heiter«
N««e!>!eKten! Lerlin, Ooncorsi», veut«cbe
Verwss«'Hu«t»!t,
2«1t»«IlilN tUi ?tu1«»<>l>d1» nnck pllUo-
«<>p!ii«K« üiitill. <Vorni2l« riebte-Vlriei-
«elie 2eit«olirist,) Im Verein mit Dr. W.
Llebeeli uns Dr. 5, Volkelt nerxigMLebeu
uns resissirt von Nr, Illelinrs l°»le!ieuberss
Keue lulee. IU9. L»ns. (1898.) Uelt 1.
Vetuoer. I^lpüiL, c. D. U. rleller.

Lchleflsch« Vuch>r>i!l«lei, Kunss» unl, verlngl'Anssott u. 5. Schoüloender, V»«Ian.

,^l«
fl
^<«'<^^^>^^^^^>«.'N^
F"" ^
ÜttllLII
lsl»^,! , . 58»
ll«^t!>lW», 3!!«
l>i«tl!l»,!, ^ 315
l»i«lb!u»» . 38«
^———^^nm.

"l'""""""»"l»'l!!l!!!«'ll»l»!!!!l!..j„>..! !!.<!, „lü!.!!!!
vi« Xallgbaävr Mn«r2!vä88el un6 Iuellenproäuct«

^! Ueberzeelzolis Dopüt8 in äen ulü«8Lsen 8tällten allüs Wülttnsiw.
M
Mll
^^^^^^Ä^Z?^^^^»^?^^^ ^!
^

<^6lü11t 2N 6QN 0U61I6N 6sr 11^ Hun^adi ^ctisli-
(;636ll3cKalt t^ei Ölen IIN'I'NK ^^801.171^^
0H^NI8<ÜHNX ^^1^118^^81^1.1? (^«,^l«m ck«
,,üiu LtärKereg uuä ßünnti^er
^ugainmeuFeget^ten n«,tür1iede8
Vittsrwi>,33er igt un8 niolit de-
lcannt."
,, vieseg ^V«H3er igt 2U 6en desteu
Litter«?g.33ern 2U reelinen uuä
13t auen «,1g ein» äer stärksten 2U
be^eiolineu."
Cell. «X?» I^nr, o, LIDNIiüicil, Feiii«,

,, Hveuts, igt n,nßeneum im <üe3cnmg,ck, Kann unbe3ede^et genommen
weräen unä i5t ein 2,u3nanm8^vei8e vvirk8ame3 ^blüurmittel."
LNI1I8H NNVic^I, 50IIIi^^
Lsrüu1c8ioIit!Fynä äie Natur äer >voulde1cllnntsn unF»ri8oI>eu
7iittsr«n88sr-t)luäl6n, izt «3 äsr moäioini8okon Bonität okleudar von
^Vicliti^Koit, in nutoritntivor ^Vei86 vorzioliert 2ll 8oin, äa88 äio
üxpluitii'unss clor tHuellsu in oiüLr liir llievnpsutisrns X^veeKo 2U>
vsM88i^>>n >Vßi36 ^e^elnolit uuä nio!>t nnr vom eummor^iollen
8tlnn>i».i»!vtL au« Aelumälmut ^virä. ^.«8 äie80>n Liquas i^t ä!s
Exploitation clor (juellou, n»8 äensu äa8 ,,^nontn"-^a88or ^ononuen
virä, äurcn äio Xöni^Iioli Hu^nri8c!lo dülomizclio Vo!8uoli8l»n8t»1t
(^lini^toiium für ^oliorull»! /u Luänp08t or^ani8i>t, unä äil8 Müllen
äo3 >V»88er8 i3t unä bloidt nittor äiiLotor nnudlnm^i^er, ^vi886U'
8oli«fllic!lor unä Iiv^iouizcllLi' ^Vut^iolit unä lüuntrollo.
Häullieu dei allen H,potliel:eru unä Uineralvagger Näuäleiu.
.,^
j

preis pro Heft 2 Â«^., pro Quartal (3 Hefte) 6 Â«A,
pro Jahr (^2 hefte) 2H ^

März I8Y?.

Inhalt.



Hierzu ein Portrait: Giosuö Caiducci.
Raoirung von Johann lindner in München.

,n«ll> »n!> Sld' «s<h»lm »m Anfang je»» m»»»>» in y»f!»n ml! j« »!n« l<!>nstl>»!I»gl,
All» V«chl>»nl»I»ng«n »nd postanft»It»n n»hm»n l»de»z«ll V»st,llnng,n »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von »Mord und Süd" t»e«
züglichen Zendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. l.<, .l.3, ^5.

!n unsere Nbonnentenl

ie bereits erschienenen Vände von
,Nord und Süd"
können entweder in complet Vroschirten oder fein gebnndenen Vänden
von uns nachbezogen werden. Preis pro Vand (—3 hefte) bro>
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original><Linband mit reicher
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanööecken
im 3til des jetzigen Heft > Umschlags mit schwarzer und <8oldpressung
aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand LXXX (Januar
bis März !89?), wie auch zu den früheren Vänden I—I.XXIX
stets zur Verfügung. — Ver Preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Linsendung des Vetrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
öchlesische Vuchdruckerei, Uunst« und verlags»Anstalt
v. 5. öchottlaender.
<V«ftellzettel umstehend.1

MssteNzsttec.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von f)anl lindau.
«zpl. Vand I,. II,, III.. IV.. V.. VI., VII,, VIII.. IX., X.. XI..
XII., XIII.. XIV., XV.. XVI., XVII., XVIII.. XIX., XX, XXI., XXII,.
XXIII., XXIV.. XXV., XXVI., XXVII,. XXVIII.. XXIX., XXX.,
XXXI.. XXXII.. XXXIII.. XXXIV.. XXXV., XXXVI,. XXXVII.,
XXXVIII,, XXXIX., XI.., XI.I.. XI.II., XI.III., XI.IV., XI.V.. XI^VI.,
XI.V1I.. XI.VIII., XI.IX.. I... I.I.. I.H.. I.III.. UV., I.v,. I.VI.. I.VII,.
I.VIII,. I.IX, I.X.. I.XI., I.XII.. I.XIII.. I.XIV.. I.XV., LXVI,, I.XVII..
I^XVIII., I.X1X., I.XX., I.XXI.. I.XXII., I.XXIII., I.XXIV., I.XXV..
I.XXVI., I.XXVII,, I.XXVIII., I.XXIX.,
elegant broschirt zum preise von «A 6.—
pro Vand (-- 3 tzefte)
fein gebunden zum preise von «^ 8.— pro Vand.
«Lxpl. Heft >, 2. 3, 5, 5, 6, ?, 8, 9, ,n, 11, 12, 12, 15, 15. 16.
17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 22. 27, 28, 29, 30, 21, 22, 33, 25, 25,
2S. 37, 28, 29, HO, 5,, 42, 42, ,4, 55, HS, 5?, 4», 59, 50, 5,, 52, 52. 54,
55, 56, 57, 58, 59, 60. LI, «2, 62, «4, 65, «6, 67, 68, 69, 70, 7>, 72, 73,
74, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 8,, 82, 82, 85, 85, 86, »7, 88, 89, 90, 9,, 92,
92, 95, 92, 95, 97, 98, 99, ,00, ,0», 102, ,02, 10^, 105. «06, 107, 108,
,09, ^0. 111, ,,2. ,,2, ,,5. ,,5, ,,6, ,1?. 1,8. ,,9. 120, 12,, 122, 122,
125, 125, 126, !27, 128, 129, 120, 121, 132, 122, !25, 125, ,26, <27, 128,
129. 150, ,5,, ,52, 1^2, 155. ,52, <5«, ,57, 158, ll^9, 150. 151, 152, 152,
155, 155, 156, 157, ,58, 159, <60, 161, 162, 162, ,64, 165, 166. 167, 168,
169. 170, 1?1, 172. ,72. 1?5, ,75, 176, 1??, ,78, 179, 180, 181, ,82. 182,
185, 185, ,86, ,87, 188, ,89. 19», 19,, ,92, 192, ,Y5< ,95, ,9s, 19?, ,9»,
199, 2Ull, 20,, 202, 202, 201, 205, 206, 207, 208, 209, 2,0, 2,1, 2,2 2,2,
2,5, 2,5. 2,6, 2,7, 2,8, 219, 220, 221, 222, 222, 225, 225, 226, 227, 228, 229,
220, 22,, 222, 222, 225, 225, 226, 227, 228, 229
ZUM Preise von °A 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. QXXX. (Januar bis März 1.89?)
Expl. d«. zu Vand I.. II., III., IV.. V., VI., VII., VIII., IX..
X.. XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI., XVII.. XVIII., XIX., XX. XXI,.
XXII., XXIII.. XXIV.. XXV . XXVI., XXVII., XXVIII.. XXIX.. XXX..
XXXI, XXXII., XXXIII,, XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII..
xxxvm.. XXXIX.. XI... XI.I.. XI.II,, XI.III., XI.1V.. XI.V.. XI.VI.,
XI.VII., X1.VIII., XI.IX., I... I.I., I.H.. I.III.. QIV.. I.V.. I.VI., I.VII,.
I.VIII., QIX. I.X.. I.XI,. I.XII,. I.XIII., I.XIV., I.XV., I.XVI., I.XVII,.
I.XVIII., I.XIX., I.XX., I.XXI., I^XXII.. I.XXIII,, I.XXIV., I.XXV.,
I.XXVI., 1.XXVII., I.XXVIII., I.XXIX
zum Preise von «^ ^.50 pro Decke.
Nichtgewlnscht« bitten z» durchstachen.
Um gefi, recht deutlich, Namen»» »od wol!nnn»,an»«b» «lid »ifnch«

^S^^^l. ^ ^^-^ ^Â»e^^c Q
5Avill!Ã„-'Ã¤?-il-,!!lÂ«>>2

AorÃ¶ und Ã¶Ã¼d.
.? ine 5 e :lts Â»^'? ^ l onat 5 s ch clft.
i cr.:l!v. -' ^ ,v^i
Aaul (indau.
,.,<xx. ^nd, ^Mr^> ">)7. â€” Heft 2l!
^.' r!' >' :.'. u

, ^
>', ,^
X:'
,
)? ^ ^^5.^? <5^^-^? ^'l^Â«' ^' c <:,

Aord und SÃ¼d.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
f)aul lindau.

I.XXX. Vand. â€” MÃ¤rz ^89?. â€” Heft 2H0.

V r e S l a u
Zchlesische Vuchdiuckeiei, Kunst, und verlag5>Anstalt
v. 3. Zchottlaender.

Kriegszeiten.

«Line Zeegeschichte.

von

Heinrich Itruse.

— Vllckeburg, —

rieg! wer dachte bei uns wohl an Krieg? wie wenn mitten im Winter,
wo sonst rieseln die Flocken des »chnees auf die Erde herunter,
plötzlich ein blendender Vlitz und rollender Donner uns aufschreckti
Also wurden die Deutschen verstört durch die plötzliche Nachricht,
Frankreich habe den Krieg uns erklärt, aus irgend nem Grunde,
wenn man auch nicht ihn verstand. ?ehr deutlich verstanden wir aber,
Daß die Franzosen am Rhein nach leidiger alter Gewohnheit
wollten ein wenig, wo möglich auch viel von Neuem erobern. —
was zu lande gescheh», wie die tapferen deutschen Soldaten
Rückten in Frankreich ein und alle französischen Heere
^ainmt Napoleon selber, dem Kaiser, gefangen genommen,
wissen wir Alle, Doch wies indes; aussah auf den deutsche»
Meeren und Küsten, darüber erlaubt mir jetzt zu berichten,
Hartlcpool ist ein Vrt nicht weit von der Tyne und Newcastle,
wo Steinkohlen man gräbt in unerschöpflicher Menge/
3chist an schiff lag dort mit deutscher Vemannung im Hafen,
Alle nicht wenig erschreckt durch die Kunde vom Kriege mit Frankreich.
Zwar wir batten ja auch Kriegsschiffe bekommen, wir Deutschen,
Doch nur wenige erst, und „König Wilhelm", das größte.
Das Millionen gekostet, war nicht im Stande, so hieß es,
Deutschland war auf den» Meere verdammt zu kläglicher (Nhmuacht.
Alfo saßen die Misern wie Mäuse im loche, vor welchem
lauert der grimmige Kater, die ganze französische Flotte.
Tage und Wochen vergingen, 3ie blieben in borgen uud rathlos.
Unter den» deutschen Geschwader war auch von der freundlichen ^nscl
5piekcrooge ein Knff, I"^"»a. Kapitän Edden.
Edden war längst schon taub und gebrechlich geworden. ^5o hatt' er
Abgegeben das 3chiff an Ayme, den ältsten der 5öhne,
Hochgewachsen und schlank. Er machte sich Nichts aus Gefahren,
war von Kopf bis zu Fuß ein stattlicher, trotziger Friese.

Ayme, der schiffer des Knffs, saß einst mit den beide» Matrosen,
Foltert und Dirk, in der kleinen Kajüte zusammen als Kiicgsrath.
„Ja, was machen wir jetzt?" so sagte mit zorniger stimme,
schlagend die Faust auf den Tisch, nun Ayme, der muthige Schiffer.
Dirk sprach gleichermaßen, nur weinerlich etwas und furchtsam:
„Ja, was sollen wir machen?" Und Foltert sagte dasselbe
Ganz hilflos; denn er lichtete stets nach dem älteren Dirk sich.
„Man soll immer das Nächste bedenken!" so sagte der schiffer.
„Aber das Nächste ist doch, so däucht mir, zu essen zu Mittag.
Halb zwei Uhr ist es schon, und es knurrt uns nachgrabe der Magen,
«och. Du bist wohl aus Rand und Vand! was giebt es zu Mittag?"
„sackkoot!" sagte der Koch. Da erhellte» sich alle Gesichter,
sackkook ist ein schiffeigelicht, wohlschmeckende Klößchen,
welche man kocht im sack. Koch Folkert holte das «Lssen.
Und so langten sie zu, bis völlig die Schüssel geleert war,
„Und sie stillten den Gram mit «Lssen!" so heißt es im liede,
sagte der Schiffer behaglich; „doch heißt es im lied auch: „sie tranken
Innig gerührt dazul wie wär's mit 'nein Gläschen Genever?"
„Gern!" so sagte der «Line, der Andere sprach: „Mit Vergnügen!"
Also genehmigten denn sie sich einen Genever von schiedam.
Als nun der hitzige Trank in den Adern ihm glühte, so rief er:
„sollen wir, meiner six, hier bleiben, so lange der Krieg währt,
Lieben Jahre vielleicht, vielleicht auch dreißig, wer weiß es?
wovon sollen wir leben, zumal bei den englischen preisen?
Kinder, es geht nicht so. Ich denke, wir fahren nach Hause?!
„Ja, das saget sich leicht; allein die französische Flotte,"
Rief kopfschüttelnd da Dirk: „Mir ist schon, als war' ich gekapert!"
„V die französische Flotte! wer weiß den», ob sie schon da ist?
Ja, mit dem Maul sind stets sie bereit. sie erklärten den Krieg uns.
Mehrere Wochen vergingen, sie kamen nicht einmal zum Rheine,
viel Geschrei und wenig wolle! so sind die Franzosen, »
Zu leichtsinnig, um pünktlich zu sein, so kenn' ich das Völkchen,
Nehmen wir an, sie wären schon da, so wissen wir Deutschen
Vesser Nescheid doch gewiß auf der Nordsee, als die Franzosen,
weit und breit ist die see. wir schlüpfen scho» durch nach der Heimat."
„wenn Ihr es meint, Kapitän —" „Ich mein' es —" „so wolle» wir fahren.'
Und am anderen Morgen war schon die Johanna verschwunden.
Noch in der Nacht kam an ein schiff mit der sicheren Nachricht.
Daß die französische Flotte bei Helgoland sich gesammelt,
Abel es ließen sich nicht abhalten die muthigen Friesen,
„wißt Ihr was?" rief Ayme, „wir halten uns möglichst »ach Norden.
Alle französischen Nlicke sind jetzt nach siiden gerichtet.
Gierig spähen sie aus nach der Mündung der Weser und Llbe
Und nach den mächtigen schiffen mit kostbarer ladung befrachtet.
Hier im Noiden ist wenig zu holen." „Da habt Ihr nicht Unrecht."
sagte der pfiffige Dirk und kratzte sich hinter den Vhren.
„Aber wir müssen zuletzt doch vorbei an der feindlichen Flotte.
Das wird schwielig sein." „Nicht schwierig nur, sondern unmöglich,
soll es bei Tage geschehn. wil schlüpfen vorüber zur Nachtzeit.
Neumond haben wir jetzt, und der Himmel ist wolkig und neblicht."
so war Aymes Plan, und sie hatten mit günstigem winde
Auch schon. oh»e den» Feind zu begegnen, die jütische Küste

Glücklich erreicht. Und eben erhob sich leuchtend die sonne
Ueber den Nebel der Frühe, als Koch, der nach der Eombüsc
wegtrug grade das Kaffeegeschirr, stillstand, mit dem Daumen
Vinter sich weisend, und sprach: „Kap'tän, das scheint mir verdächtig.
seht nur, da liegt so ein Rauch auf der Kimmung." „Foltert, ich seh' Nichts!
Du. Du siehst wie ein luchs, und mit unbewaffnetem Auge
siehst Vu alle Trabanten des Jupiter: »Lieb mir das Fernrohr!"
Aufmerksam und lange besah sich der Schiffer die stelle.
„Donnerwetter," so rief er Zuletzt, „wahrhaftig. Recht hast Du,
Denn ich sehe die Fahne des Rauchs. Kein Zweifel, ein Dampfschiff!
Ja, und der Rauch wird dichter! Das schiff kommt näher! wie sollen
wir entgeh'», Gott straf' mich, dem großen französischen Dampfer!"
„laß mich auch durch'? Fernglas gucken!" entgegnete Folkert.
„Ja, er führet die Flagge, allein sie flattert im winde,
Und so kann ich nicht sehn, zu welcher Nation er gehöret.
Aber Ihr irrt, Kapitän, er ist kein verdammter Franzose.
Ja, nun erkenn' ich die Flagge! Das schiff ist ein ehrlicher Deutscher."
„Gott sei gelobt!" sprach Ayme. „wir wollen nicht weiter nun segeln,
sondern ihn hier abwarten, den lieben willkommenen landsmann."
„kierr," rief Folkert darauf, in der k>and noch haltend den Dolland,
„k»err. ich kenne das schiff!" so rief er. „Im vorigen Jahre
ward ich bekannt mit ihm in den londoner Docks, und es heißet:
.Friedrich Wilhelm der Oierte'. Ein schiff dem zu Ehren'zu bauen.
Konnte doch nur sich ereignen im Anfang seiner Regierung.
Ehe wir wußten, was wir an dem preußischen Konige hatten.
Friedrich Wilhelm war ein Mann von glänzenden Gaben.
Aber er war kein Mann, er war kein Wilhelm der Erste."
Also plauderte Ayme und scherzte behaglich, nach schwerer
sorgen Erledigung froh, „wir wollen erwarten den landsmann!"
Und sie riefen ihm schon aus weiter Entfernung entgegen.
Er antwortete drauf, gradwegs aus Valtimore kam' er
Und sei nach Eurhaven bestimmt, „Vb er günstig gefahren?"
„Ja. bis setzt," Und naher gekommen erzählt er dann Alles,
wie es begeben sich hat. In Valtimore, wo er zum laden
lag am (yuai. war auch, im stürm ein wenig beschädigt.
Eingelaufen ein schiff der französischen Flotte. Es hatte
Ausgebessert den schaden beinah', und der Führer des schiffes,
Eommandant leboeuf, der freundlich verkehrt' mit den Deutschen,
war ein artiger Herr aus Vordeaux. Doch als nun der Krieg kam,
Nahm ein protziges Wesen er an mit den» deutschen Kap'täne.
j?rah!tc wie ein Gascogner; sobald sich rührte der Deutsche,
Kapert' er ihn auf der see, schiff wäre verloren und ladung.
Unser Kap'tän, ein ruhiger, tüchtiger schiffer aus Rostock,
ließ ihn flunkern und fluchen und sagte zu feiner Vesatzung:
„leute. wir muffen doch auch dabei sein!" Und in der Nacht drauf
war bei den Deutfchen es still auf dem Deck; doch unten im Räume
schaffte man heimlich und eifrig. Mit Fett und anderen stoffen,
welche nicht Rauch erzeugen, ward hurtig geheizt die Maschine,
Alles bereitet zur Fahrt, und in mitternächtlicher stille
wurden die Anker geschlippt und die Taue gekappt, und es setzt sich
leise das schiff in Vewegnng. Da erst, als rauschen die Räder/
Merkt im französischen schiffe der müde, verschlafene Ausguck.

was sich begiebt, und schlägt gleich lärm; doch war es zu spät schon,
Lhe in Gang die Maschine gebracht, war der Deutsche verschwunden.
„Und wir fuhren," so sprach der Kap'tän, „an die spitze von Schottland,
«Vhne ein schiff nur zu sehn mit einer französischen Flagge.
Lo weit hatten wir Glück; doch nun, so nahe dem Ziele,
3agt, wie sollen wir setzt erreichen die Rüste von Deutschland?
Denn auf Feuerschiffen und THUrmen erlosch ja das Feuer,
Tonnen und Zeichen sind fort von der 3ee. was follen wir machen?
lootsen sind nicht für Geld und gute Worte zu haben."
„Li. so folgt mir nach, denn ich bin der sicherste lootse.
3o wie die Maus auf dem Roden das Korn kennt, kenn' ich die Gegend
Hier um den friesischen Strand, wie der zierliche, kleine, wie Silber
Glänzende tootsenfisch vor dem Haifisch, sagt man. voranschwimmt
Und ihm weiset den weg, so wollen den weg wir «Luch zeigen.
3ieh', da dämmert es schon, wir dürfen auf unseren »chiffen
Heut in der Nacht kein licht anstecken, wir müssen, wie Diebe,
3acht uns schleichen vorbei an Helgoland." „V, Ihr seid mir,"
5agte der Rostocker Zchisfer, „als rettender Engel erschienen."
Richtig! 3o kamen des Nachts sie vorbei am gefährlichen Liland,
Und sie begrüßten am anderen Morgen die Mündung der Elbe.
„Hier ist bereits Ditmarschcn, das land der tapferen Vauern,"
sprach nun Ayme, „und bald schon erreicht ist der Hafen von Vüsum.
Dorthin bin ich befrachtet und muß ausladen die Kohlen.
Freund, kaum hat man sich zusammen gefunden, so muß man
Auch schon wieder sich trennen, so geht es im leben. Ein Trost ist,
Verg und Thal kommt nicht, wohl aber die Menschen zusammen."
Und so trennten sich seelenvergnügt und dankbar die Freunde,
«Liner nach Vüsum links, rechts nach Cuxhaven der Andre.
Aber der Schiffer von Lpiekeroog. der kühn die Vlockade
Hatte gebrochen, war nun ein gefeierter Held an der Küste.
Jeder begehrt' ihn zu sehn und zu hören. Die Vadegescllschaft
Vüsums drängte sich an ihn heran, um ihn zu bewirthen
Und sich bewirthen zu lassen von ihm mit ?chiffergeschichten.
wie ein Wasserfall, so stoß ihm vom Munde die Rede,
während die Friesen doch sonst still sind und von schweigsamer Haltung.
Wilhelm der schweigende war ein Mann nach dem Herzen des Volkes!
„Aber was nun?" so fragten sie ihn. Und es sagte der »chisfer:
„Nunmehr verlangt mich nach Nichts, als nach Haus zu den Meinen zu kommen!'
Denn ihm winkte ein freundliches Heim, war das niedrige Haus auch
Alt und einfach nur, in der wand mit Koje« zum schlafen,
war es doch sauber und schmuck, und Anna Maria, die Hausfrau,
war mit goldenen» Haar und mit blau leuchtenden Augen
Line Krone der Frauen, verständig und fleißig und tapfer,
Hochgewachsen wie er! Und schöne Knaben und Mädchen'
Hatte sie ihm geboren, und Theda. die älteste, war schon
Fünfzehn Jahr, beinahe so groß wie die Mutter, nur schlanker.
Alles das mußten die Gäste von Vüsum erzählen sich lassen.
Aber, so sagten sie ihm. er werde doch reisen zu lande.
Da zu gefährlich es jetzt auf der Lee fei durch die Franzosen.
„Nein, ich gehe zur 3ee, ich bleibe bei meiner Johanna,
Meine Johanna bei mir. wir sind zusammengewachsen,"
„Recht so," sagten die Fremden. „Ihr sprecht wie ein richtiger Seemann."

Also fuhren sie ab, und der wind war Osten zu Norde».
Aber sobald sie wursten erreicht, da bauschten die 5egel
Raun, sich noch auf. und am Abend war ganz windstill es geworden.
Ja, sie konnten fürwahr sich kaum von der stelle bewegen.
Also battc der Seemann Zeit, sich im stillen Gemüthe
Auszumalen die Wonne des wiedersehns mit den deinen,
welches in Nacht und in »türm wie ein Morgenroth sich ergießet.
Erst am siebenten Tag sahn steil aus dem Meere sie ragen
wangeroogs alten Thurm und dahinter im strahle des Abends
lag mit weiden und Vieh die benachbarte Insel, das liebe
»picteroog, und Ayme erkannte sein Edden'sches Stammhaus,
Denn vier kräftige linden beschatten es gegen den 3üden;
wo sie über das schützende Dach aufragen, die Vä'ume,
wurden im Wipfel sie dürr: an dem Zeichen erkannt' er die »teile.
Vb sein Pater noch lebt? wie wird sein prächtiges Weib wohl
Ihren verschollenen Mann empfangen? Die reizenden Kinder!
Holdere Wesen sind nicht auf Erden zu finden! ,,He, Foltert!"
Rief er, „und Dirk, ich lasse Euch hier zurück auf dem schiffe.
Denn wir können nicht landen. Zu weit fchon ebbt es am Strände,
Aber die »chnsncht läßt mir keine Ruhe, Ich gehe!
Ich will schlafen noch heut in meinem eigenen Hause."
Und schon zieht er die Wasserstiefel sich an. und er watet
Muthig nach »pickcroog durch Arielen und fumpfige stellen,
wo ihm das waffer beinahe zu hoch; doch er konnte im Nothfall
schwimmend erreichen das land. »o betritt er die heimische Insel,
Nicht mehr blitzen die Fenster des Uirchleins, schon ist es dunkel,
Ayme wird nicht es gewahr, daß er tritt in ein Nest, das unscheinbar
Hatten die Möven im »ande gebaut, und ein Oärchen er aufschreckt,
welches ihn, wie mit Gelächter, verhöhnt und kreisend umherstiegt.
Aber was ist denn das? wer wandelt so spät noch am »trandc?
Wer ist die ganz in den Mantel gehüllte Gestalt? In den Händen
Vlinkt ein Gewehr, „wer da?" so ruft von fern schon die wache,
Ghne doch näher zu treten. Es kehrt sich der muthige Ayme
Nicht an den Ruf und schreitet voran, „Halt! »tille gestanden!"
»chreiet der Posten ihn an. „5«nst schieß ich! 5o ist es befohlen!"
„Ja, er könnte die Dummheit begehen!" »o brummte da Ayme.
Und stand lieber doch still, „wir müssen die Insel bewachen,"
3agte der Posten darauf, „wer feid Ihr? »eid Ihr Franzosen?"
„Nein, wir fressen nicht Frösche!" entgegnete lachend der Schiffer.
„Und wer seid Ihr denn selbst? Mir ist, als kennt' ich die stimme,
weiblich klingt sie beinah, als wärest Du Anna Maria,
Frau von Ayme Edden, dem Schiffer." „Das bin ich auch wirklich."
„wie? Du wärest?" — „Ich bin's!" „Und ich bin Ayme." Da flogen
Auf einander die hohen Gestalten, entzückt sich umschlingend.
5ie, sie weinte vor Freude, und er. er hielt sich am Küssen.
Und sie lachten und weinten und waren die glücklichsten Mensche«.
Ayme sagte zuletzt und strich ihr die goldenen Haare:
„Anna Maria, was soll denn die Inselbewachung bedeuten?
Leid Ihr denn Alle verrückt auf »piekerooge geworden?"
„weißt Du, es heißt für gewiß, daß hier anlanden der Feind will."
„Unsinn, Anna Maria! was wäre bei uns wohl zu holen?
Nun ist nirgend ein Vrt noch ein Vertchen am baltischen Meere

Mder am Nordseestrand, wo nicht die Vewohner es fest sich
Hätten gesetzt in den Kopf, daß dort und nirgendwo anders
^ei zu erwarten die landung der ganzen französischen Flotte.
Nlind macht Alle die Furcht!" „Doch der Vbrigkeit muß man gehorchen.
Haus für Haus wird angesagt für den nächtlichen Nachtdienst.
wo kein Mannsbild ist. da müssen die Frauen auf Dienst zielen.
Vater ist willig, doch hört er ja nicht, und nächtliche wachen
3ind auch nicht gut mehr zuzumuthen dem redlichen Alten,
Darum zog ich den Mantel mir an und griff zum Gewehre,"
„Gottesvergessenes Weibchen, Du drohtest mich ja zu erschießen!"
„<!), Du brauchtest nicht bange zu sein! Ich habe noch niemals
Abgedrückt ein Gewehr. Ich fürchte mich schier vor dem Dinge!
wenn es von selbst losginge! Drum Hab' ich es gar nicht geladen."
„Ah, so bewacht Ihr das land!" sprach Ayme mit fröhlichem Mnthe.
Und so lachten zusammen die Gatten, wie harmlose Rinder.
„Aber wie steht es denn jetzt mit dem Seebad und mit den Gästen?"
„V. wir hofften das Veste und durften es hoffen. Im Juni
waren die Wohnungen meist schon vermiethet. Im Dorfe war Niemand,
Der nicht gern sein Haus nach seinem vermögen verbessert,
3piegel und Möbel gekauft und Geräth und behagliche Vetten.
3« kam Juli heran mit den ^chaaren willkommener Fremden.
Da ward plötzlich es Krieg, und verscheucht fiohn sämmtliche Gäste;
Denn die Franzosenangst umnebelte alle Gedanken.
Einige sagten sogar, und fanden auch gläubige Vhrcn,
Daß die Franzosen vergiftet die Nordsee hätten!" „potztausend!"
Andere sprachen: „Es kann ja nicht sein!" doch badeten nicht mehr.
Da war gar kein Halten, ?ie stritten um wagen und Pferde,
Um nach dein schiffe zu fahren und sich nach Hause zu flüchten,
viele erhielten Vefehl und mußten zum Heere sich stellen.
Aber auch ohne Vefehl griff Mancher beherzt zu den Waffen.
^cit sechs Jahren schon wohnet bei uns eine pommersche Herrschaft,
Graf Wachtmeister, ein altes Geschlecht von schwedischer Abkunft.
Vater und ^ohn, von hoher Gestalt und von männlicher Schönheit.
Axel, der würdige Alte, und Erich, der blühende Jüngling,
Vhne Herablassung, doch offen und grade mit Jedem.
Jeden nach seinem Verdienst und innerem werthe nur schätzend.
3ie sind gebildet und reich und begütert in Vommern und Zchweden,
Alles das können sie nicht abändern und nicht es verhehlen.
Darum darf man sie freilich wohl Aristokraten benennen;
Doch wer sie kennt, der weiß, daß bessere Menschen nicht leben.
Und so sagte der Vater zum ^«hn nach kurzem Vedenken:
„Erich, ich reise zum König, um wieder in Dienste zu treten.
Ja, ich zieh' in den Krieg, und Du — Du bleibst nicht zu Hause!"
Und in den Armen lagen sich weinend die herrlichen Menschen,
»o war Alles beschlossen im Augenblicke. -?ie packten,
Und schon fuhren sie ab am nämlichen Tag mit dem Fährschiff,
Nehmt Euch, Ihr kleinen Franzosen, in Acht vor den Heldengestalten,
Denen Ihr zwischen den Veinen bequem durchliefet, Ihr Knirpse!
Mir auch standen die Thränen im Aug' und das Her; vor dem Halse,"
„Aber warum erzählst Du mir alles das, liebe Marianne,
Ehe Du mir noch berichtet von unserem eigenen Hause?
warum stehen wir still? wir können auch plaudern im Gehen."

Und so gingen sie denn durch die Dünen und dann durch das Wäldchen,
Eichen und Eilen, wo frisch aus dem Erdreich sprudelt die (Duelle.
Avinen antwortete drauf sein prächtiges Weibchen und sagte:
„Vater ist jetzt ganz taub; doch ist es ihm lieber so, sagt er.
Als zur Zeit, wo er nur schwer hörte, und Alles ihn anschrie,
während er halb nur verstand. Jetzt kann er mit schreiben sich helfen.
Vater ist immer mit Allen» zufrieden. Er sagte noch neulich,
welch ein Glück es doch sei, daß er hier auf der Insel geblieben';
Denn wer sollte wohl sonst im Sommer die Gäste des Vades
Mit Garnelen versorgen? ,wenn auch nur wenig es einbringt,'
Sagt er, ,so freut es mich doch, mich nützlich noch machen zu könne»/
Unsere Aelteste ist hoch aufgeschossen und ist auch
Fünfzehn Jahre beinah und übt mit den älteren wichtern
Ein sich im Scheibenschießen." „Im Scheibenschießen? was sagst Du?
So was lebt nicht! wozu?" „wir müssen uns hier doch vertheid'gcn.
Cheda ist sehr anstellig; sie tanzt am besten im Dorfe,
Und sie traf auch gleich mit dem anderen Schutz in das Schwarze."
„Aber die Jungen?" „Gcdcih'n rothbäckig wie Vorsdorfer Aepfcl.
Niemand ist so glückselig und froh wie unsere Knaben;
Denn seit der Krieg ausbrach, ist kaum noch von schule die Rede,"
Ayme fragte zuletzt: „was macht denn unsere Ilse,
Unsere Jüngste, das herzige Kind mit den offenen, großen
Angen. so blau wie die Tremsen*)?" Sie sagte: „Die Kleine ist drollig.
Neulich kam sie zu mir. um einzugestehn mit Vcdauern:
Mutter, ich habe noch keine, gar keine Verehrer gefunden.
Aber, nicht wahr, das thut ja wohl Nichts?' ,Nein', sagt' ich. ,das thut Nichts.
Und Du brauchst Dich auch nicht darum zu grämen, mein Ilschen.
Siehe, Du bist noch jung, und wirst Du älter und bleibst nur
Fleißig und gut, so weiden Dir auch die Verehrer nicht fehlen.
,Fleißig und gut!' so sprach Nesthäkchen und sagte bedächtig:
,Aber man muß doch schön auch sein, um Verehrer zu finden.'
Innerlich mußte ich lachen, doch sagt' ich mit ehrbarer Miene:
.Hübsch ist Jede, die hübsch sich beträgt.' Drei Monate später
Kam sie munter und froh. Ich fragte: ,was giebt es, Du Kleine?'
.Mutter, mir haben die Mädchen erzählt in der schule, es hätten
Drei, vier Knaben — sie nannte dabei sie alle mit Namen —
Hätten gesagt, ich sei sehr nett!' .Da hast Du ja auch schon
Deine Verehrer! Allein Du nmßt Dich nach ihnen nicht umsehn.'
,Nein, das thu' ich auch nicht: doch ich kann doch darüber mich freuen.'"
So in trautem Gespräch mit der lieben verständigen Hausfrau
war jetzt Ayme zum Dorf schon gelangt auf den» Wege, mit Eber-
Eschen bepflanzt, die im Herbste mit Hochroth funkelnden Veeren
locken die Drosseln zun» schmaus, so Krammetsvögel man nennet,
welche sich schaarenweis ausiuhn auf der lieblichen Insel.
Sieh, da erhob sich der Mond, sehr groß und roth, und man sah nun
Ueber dem glitzernden Meere der Watten die Küsten von Friesland.
Und da stand schon das Haus mit den linden. Sie klopften und klopften,
während es drinnen sich regte im Hause, versetzte mit Rührung
Ayme, betastend die Vank, die stand vor der Chüre der Wohnung:

') Aolntlumen.

„wenn ich im wechselnden Leben so recht, recht glücklich mich sichle,
3itz' ich im Geist stets hier auf der Vank vor dem eigene» Hause."
Als man da drinnen die stimme vernahm, die bekannte, des Vaters,
was für ein Jubeln und Jauchzen erhob sich im schweigenden Hause!
Nackt aus dem Vettc gesprungen, so kamen die Vuben gelaufen,
wahrend die sittsamen Mädchen vorher sich ein wenig verhüllten.
Vater umarmte mit 5tolz sein blühendes Mädchen und sagte:
„Theda, Du führest mit Recht den Namen der Gräfin, der großen;
Denn Du bist kräftig und streitbar, wie sie." Doch es wollen die Knaben
Nicht vor der ältesten Schwester zurnckstehn, klettern am Vater
Veide empor und umhalsen und küssen den lange Entbehrte».
Aber ihr Vater, er nahm auf die Arme die liebliche Kleine,
„Ilschen," so sagt' er zu ihr, „ich bin nun auch Dein Verehrer."
„Ich kann Schlittschuh laufen. Vapa!" Das waren die ersten
Worte, womit KleinIlschen den lieben Vater begrüßte,
Denn wir Menschen sind alle geneigt, ein wenig zu prahlen.
„Ei, was Du sagst!" „Jawohl, das kann sie!" bezeugte die Mutter.
„Denn sie erklärte, sie wolle das Schlittschuhlaufen erlernen,
Und was sie will, das will sie; sie ist ein entschlossenes Wesen."
Hoffentlich nehmet Ihr Theil am genügsamen Glücke des Seemanns,
wenn er nach Fahrte» und 3tiirmen zur Heimat, der lieben, zurückkehrt.
Nun schwamm schon drei Tage in einem Meere von Wonne
Ayme. der muthige 3chiffcr, der 5tolz und die Freude der Insel.
Und er erzählte so lange, bis rauh ihn» wurde die Kehle.
Aber danach, am vierten, befragt' er den jüngeren Vruder:
„Ulrich, wie ist Dir zu Muthe?" „Nicht gut!" antwortete Jener.
„Denn in Harlinger 3icl liegt Woche vor Woche mein Fahrzeug
Müßig und fault," „Noch mehr," so sprach sein Vruder, „verdrießt mich.
Daß ich gezwungen nun werde, die Tage dem lieben Herrgott
Abzustehlen und zu faulenzen. 5o schön es auch hier ist,
Thätigkeit bin ich gewohnt, und wenn ich raste, so rost' ich."
Ulrich, der jüngere Edden, war los und ledig, ein lust'gcr
Junggeselle. Er war auch Schiffer geworden und hatte
Eine öchaluppe gekauft mit fremdem Gelde; das macht' ihm
Keine 3orge. Er war Hans ohne 3orge von jeher.
„Ja, es ist sehr langweilig!" versetzte zu Ayme der Vruder,
Dem das Vergnügen das wichtigste war. Es liebten ihn Alle;
Aber er sprach manchmal, und er that manchmal, was er vorher
Nicht wohl hatte bedacht, „langweilig nur?" sagte der Vruder.
„wenn wir stets ausgeben und Nichts einnehmen, wie soll das
Ende» zuletzt, mein lustiger Freund, als mit Hunger und Kummer?"
Und so beschlossen die Vruder, Etwas zu erwerbe» zusammen,
schiffen und Fischen sind nahe verwandt, drum wollten sie fischen.
Also gingen sie früh am anderen Morgen zun» strande
3chnüvers») zu fangen. Das sind von den guten Fischen die besten.
Und sie zogen das Netz entlang; doch es störte des Nachbars
Hund sie dabei und machte sich stets vor dem Netze zu schaffen.
Als sie es nun aufzogen, da zappelte nicht es im ?acke.
Hatten sie doch darin nur wenige Krabben**) gefangen.

>> Steinbutten.

«) loschenllebse.

Und so merkten die Schiffer, das; sie aus der Uebung gekonunen.
Auch am rechten Gcräth für den Fischfang fehlt' es den Vrüdern,
„Fischer sind plumper," so sagte verstimmt da der ältere Ayme,
„Und wenn Nichts sie fangen im Netz, fo sind sie nur Stümper.
Aber die Zwei und dreißig*), sie nöthigen uns. sich zu plagen.
Mehr als Alles verdroß chn das ewige Schwatzen und Jammern
Don den Franzosen. „3ic wagen sich nicht in das seichte Gewässer,
Jeden Franzosen, der hier sich zeigt, den verzehr' ich lebendig.
Aber ich weiß, was ich thu!" Und er tclegraphirte nach Vüsum,
„Könnt Ihr noch Kohlen gebrauchen?" so fragte er an bei dem Makler.
„Gern, um den doppelten preis!" so erfolgt' umgehend die Antwort.
Damit ging er zu Folkeit und Dirk. „Nun, Junge», was sagt Ihr?
was ich mehr als gewöhnlich verdiene, das theilen wir redlich."
„Das soll ei» Wort sein!" sagten die leute. 3o ward es beschlossen.
Darauf ging er zum Vruder, erzählte ihm Alles und sagte:
„Ulrich, willst Du nicht auch Dir die Langeweile vertreiben?"
Ulrich besann sich nicht lang und sagte: „Mit großen» Vergnügen!
Ayme. Du bist so klug, so neunmalweise, ich thue,
was ich will. Du findest daran nur zu tadeln und mäkeln.
Darum will ich es machen, gerad wie der Rostocker Schiffer,
Dem Du sagtest. Du wolltest als glänzender kleiner Pilotfisch
Ziehen vorauf und ihm weisen den weg. er solle nur folgen.
Wenn ich's mache wie Du, so muß ich doch, Vruder, im Recht sein."
„Gut! wir segeln nach kiartlepool. Doch laß Dich nicht kapern,"
Ulrich war ganz fröhlich und sprach zum Vruder mit Rührung:
„,5peeulant', so heißt mein 3chiff; drum will ich auch einmal
3peeuliren. Du sollst ein Wunder an mir noch erleben,
wenn wir schwimmen im Geld, so bezahl' ich Dir für das mir gütigst
Zum Schiffstaufe geliehene Geld zum ersten, zum aller»
Ersten Male auch Zinsen!" Er klopft' ihn dabei auf die Schulter.
Und sprach seelenvergnügt: „Du bist ein prächtiger Kerl doch.
Daß Du so Manches an mir. doch niemals tadelst, wozu Du
Hättest das Recht, daß ich als Schuldner der säumigste Mensch bin,"
„laß es nur gut sein, Ulrich. Doch bitt' ich Dich, laß Dich nicht kapern."
Vftmals fuhren die Vruder hinüber zum 5iel. wo die 3chiffe
Müßig am Vollwerk lagen, und rüsteten Alles zur Abfahrt,
sprachen jedoch von Nichts, bis endlich ein Vriefchen vom 5iele
Kam von Ayme an Anne Marie. <Lr meldete kürzlich:
„Cheuerste Frau, erschrick nur nicht: wir versegeln nach England,
Kehren jedoch gar bald zurück und schwimmen im Gelde,
Aber ich komme vorher noch zu Euch." Und er kam denn auch wirklich,
3chon am anderen Tag; doch er sprach bei der ersten Vegrüßung:
„Unsere Reise ist fest und sicher beschlossen, wir wollen
Nicht davon sprechen; es taugt niemals. Zweckloses zu reden."
Und dann war er so munter und heiter, daß schwere Gedanken
Gar nicht kamen zu wort. Und Anna Maria, sein treues
Weib, ließ sich's nicht nehmen, ihn noch zum Strand zu begleiten.
„?chatz. ich erhalte die doppelte Fracht." so sprach er im Gehen;
Darum will ich denn auch so gut, Marianne, es haben,

') Gemein! find »i» ZHHne,

wie der Pastor und der Vrtsvorstand, Postmeister und wirthe
Und wie die sämmtlichen Großen des Dorfs, indem ich —" „Indem Du?"
sprach sie, in fragendem Tone gespannt. Er sagte: „Indem ich
Raufe ein seidenes Kleid für meine geliebte Gemahlin."
„Vringo Dich selbst nur zurück; ich brauche nicht seidene Kleider,"
3agte das treue bescheidene Weib, beinahe beleidigt.
„Aber was machst Du denn da?" „Du siehst," sprach Ayme, „die Ebbe
schritt weit vor, und das Wasser ist abgeflossen; zum -chiffe
Kann ich rudern nicht mehr, drum muß ich waten und ziehe
Mir 5ecstiefel nun an." „Nein, laß das!" sagte die Hausfrau.
„Halten die Nähte auch dicht, durchfeuchtet sind dennoch die Stiefel,
Und Du erkältest Dich. Mann." „Wie soll es denn werden?" „Ich trage
Die paar schritte Dich schon." „Du wolltest, mein prächtiges Frauchen —"
„Nicht Umstände gemacht. Ich nehme Dich jetzt auf die Hucke."
Und so trug sie den Mann mit festen und sicheren schritten,
wenn auch bebten die Kniee, zu seinem schon wartenden schiffe.
Ayme sprach: „Du Perle von Weibe, wie soll ich Dir danken?
Aber mir ist, als müßt' ich mich schämen." ^ie sagte dagegen:
„Hat nicht Gott es gesprochen: .Der Mensch braucht eine Gehilfin!'
Darum schuf er das Weib, ^o laß Dir, Ayme, die schwache
Hilfe gefallen. Geleite Dich Gott, Du mein Ein und mein Alles!"
Darauf schritt sie zurück zun» Strand mit bekümmertem Heizen,
Noch in der nämlichen Nacht stach Ayme und hinter ihm Ulrich
Muthig in 5ee, nicht achtend den Krieg und die feindliche Flotte,
Um nicht müßig zu gehen und abzuwehren den Hunger;
Denn uns Menschen beherrscht ja der leidige Magen und treibt uns,
Gleich wie ein Vogt, zur Arbeit an. Mit günstigem winde
Fuhren sie rasch entlang an alle den friesischen Inseln,
Glitten auch über die Doggersbank ungefährdet hinüber,
wo man doggert, das heißt, wo man fischt mit schnüren von Angeln.
Auch bei den Goodwinsands passirten sie, ohne zu scheitein.
Und so gelangten sie bald zur gesegneten englischen Küste.
Dort, wo schiffe von jeder Gestalt, so große wie kleine,
Einer beständig in Fahrt begriffenen Flotte vergleichbar,
3tets wie ein Kranz zur Verzierung gelegt sind rund um die Insel.
Und so kamen sie denn nach Hartlepool, wo die deutschen
3chiffe noch lagen zusammen, verzagt und den sicheren Hafen
Nicht zu verlassen sich trauend. Doch als nun der mnthige Friese
Edden von ?piekeroog ankam, der mit seiner Johanna
Zweimal hatte die ^ee durchkreuzt, und erzählte, er habe
Nicht ein einziges Vrlogschiff der Franzosen gesehen,
Riefen sie Alle: „Huriah!" Und der Kamm schwoll mächtig den Deutschen,
„was der kann, das können wir auch!" so sagte der Eine,
Aber der Andere meinte, es käme doch sehr auf das Glück an,
während sie so rathschlagten, erhob sich plötzlich ein tärmen.
Und ein Geschrei aus der 5tadt, man könnt' aus dem 5timmengewirre
Nur ein einziges Wort „Napoleon!" deutlich vernehmen.
Nämlich, es war am'Tag von 3edan, am zweiten September.
Als man die Kunde vernahm, Napoleon wäre geschlagen
Und ein Gefangener nun von König Wilhelm, da schien erst
Manchem die Kunde zu gut, und sie wollten noch nicht daran glauben.

Dach als auch schon die Zahl der eroberten Feldgeschütze
Und der gefangnen Franzosen verkündigt wurde, da brauste
stürmischer Jubel empor aus dem Munde der Deutschen, sie wollten
Feiern ein 3iegesfest. so ward eiumüthig beschlossen.
Ebenso warfen die lader, die englischen Schisfsarbcitcr,
schaufeln und späten zu Voden, »m Feierabend zu machen,
Nicht ans Freude, aus Zorn, Sie grollten den Deutschen schon lange.
Und man sah sie die Vlättcr zerstampfen mit grimmigen Füßen,
Die von der Schlacht von Sedan und dem Siege der Deutschen erzählten.
Aber am andern Tag. als die Schiffe zu laden begannen,
Hatten die leute sich anders besonnen; denn wo es Verdienst giebt,
Da sind stets Engländer zur Hand, so gut, wie die Juden.
„Hoch! Hoch! Hoch!" so riefen beständig die Schiffer beim Festschmaus,
wie viel Male sie heute den König und Vismarck und Moltke
leben gelassen bereits und die wacht am Rheine gesungen,
wußten sie selbst wohl nicht. Sie schwärmten im Jubel des Sieges.
„Rinder, der Krieg ist aus!" rief Ulrich in höchster Vegeistrung.
„Hab' ich die ladung an Vord, so fahre ich, ohne zu säumen."
Und nenn andere Schiffer erklärten i „Ich fahre! Ich fahre!"
Aber zur Vorsicht mahnte der immer besonnene Ayme:
„Metz und Paris sind noch nicht über. Der Krieg ist zu lande
Noch nicht zu Ende gebracht. Auf der See bleibt Alles beim Alten.
Fahre Du, wenn Du willst, doch lasse Dich, Ulrich, nicht kapern."
Ulrich sagte: „Ich weiß nicht, warum Du mich immer ermahnest.
Mich nicht kapern zu lassen, was soll das, Ayme, bedeuten?
Soll man gekapert werden, so wird man gekapert. Da hilft Nichts,
Kann man dabei was thun?" „Nicht viel, mein lieber, doch Etwas,
wagen gewinnt und wagen verliert. Ganz ohne Gefahr setzt
Nichts im leben man durch; doch muß man sie möglichst verringern.
Siehe, wir haben zu thun bis Freitag Morgen. Am Freitag
Darf man aber nicht segeln, das weiß ein Jeder. Drum warten
wir bis zum anderen Tag und machen davon uns im Dunkeln."
So sprach Ayme; jedoch was geschah? In der Frühe des Freitags
wehte ein herrlicher wind, den Ulrich verlieren nicht wollte,
„wegen des Aberglaubens," so sprach er. Am helllichtcn Tage
Ging er in See, und man sagte sogar, er habe die deutsche
Flagge geführt an der Gaffel, als wären wir mitten im Frieden,
wenn man mausig sich macht, so wird man verzehrt von der Katze,
wenige stunden war kaum die Schaluppe von Ulrich gesegelt,
Siehe, da stieß auf sie, wie der Habicht stößt auf die Taube,
Ein französischer Kreuzer, besetzte sie, brachte das deutsche
Fahrzeug auf nach Vrest, wo das Prisengericht es verdammte.
Und dann weg mit der Vrise, pascholl! nach dem Westen von Frankreich,
was aus Ulrich geworden, darüber verlautete gar Nichts,
Als es am Freitag tagte, da rieb sich Ayme die Augen,
Ulrichs schmucke Schaluppe war nicht mehr im Hafen vorhanden;
„Mein leichtsinniger Vruder!" so dacht' er mit Schütteln des Kopfes,
„Ja, ein Windhund ist er und bleibt er!" Dann sprach er zur Mannschaft:
„Habt Ihr die ladnng auch sicher verstaut?" ,,^a!" sagten die leute.
„Nehmet die Decke noch ab von der ladung und legt eine läge

Schmiedekohlen darüber, die feinsten und schwärzesten Kohlen."
„Wozu das, Kapitän?" so fragten ihn beide Matrosen,
„wer kann wissen, wozu das gut ist!" sagte er schmunzelnd.
Nun, sie wunderten sich und thaten, was ihnen befohlen.
„So! Jetzt breitet darüber nur wieder den großen Persenning."
Samstag früh, da noch finster es war. fuhr auch die Johanna,
Aber es wehte so stark von Vsten her. daß sie nach Vnsum
Nicht zu steuern vermochten. Sie mußten die nämliche Straße,
Die sie gekommen, zurück auch fahren, und glücklich gelangten
Sic bis zur Doggersbank. Am Horizonte erblickten
Sie ein linicnschiff, doch sah es nicht, oder es wollte
Nicht wahnlehmen die kleine Johanna. Es schwand in der Ferne.
Rasch kam auf sie zu ein anderes Schiff, die Fregatte
Qa delle ?oule, und als zu entkommen die Deutschen versuchten.
Feuerte scharf der Franzose und zwang sie zu halten. Sie sahen
Neben den» Schiff aufprallen die große Kanonenkugel,
Und wie sie hüpfte und hüpft' auf der Fläche, so hüpften die herzen
Unserer Schiffer! Nun sollt' es trotz aller gepredigten Weisheit
Ayme nicht besser ergeh'n. als dem vielgescholtenen Ulrich.
Schon kam von der Fregatte ein Voot zum Schiffe gerudert,
^olkert — er war nicht sehr hell — rief aus: „wir werden wohl Alle
Nun als Galeerensklaven verkauft!" Dirk sagte dagegen:
„wenn sie sprechen mit uns, was sollen wir sagen? wir haben
Rein Franzosisch gelernt. Kapitän." Ihm erwiderte Ayme:
„V, sagt immer nur: 2uu!" Und das Voot stieß jetzt an das Schiff an.
„Herr, wir könnten den Deetz einschlagen den Kerlen mit unfern
Handlichen Speichen!" so flüsterte Dirk, „Still!" sagte der Schiffer.
„Nicht Dummheiten gemacht. Das bitt' ich mir aus!" Und ein kleiner
lieutenant sprang schon behende an Nord mit etlichen teilten,
Fragte, woher und wohin, und ließ die Papiere des Schiffes
Sich vorlegen und las darin, als ob Deutsch er verstände.
„Ihr habt Kohlen geladen?" „Ja wohl!" „So zeigt mir die Probe!"
Ayme sagte darauf, zu seinen Matrosen gewendet:
„Hebt den Persenning auf und zeiget dem Herrn Offiziere.
Was für Kohlen wir fuhren." Der prüfte bedächtig die schwarzen
Diamanten und sagte: „wir können die Kohlen nicht brauchen!"
„wie, sind die Kohlen nicht gut?" so sprach wie verwundert der Schiffer.
„Sie sind gut, mein Herr, und ich darf wohl sagen, vortrefflich.
Aber wir können sie nicht für unsre Marine verwenden.
Das sind Kohlen für Schmiede und nicht, um Maschinen zu heizen;
Denn sie ballen sich leicht beim Vrennen in Klumpen zusammen.
Und sie verstopfen den Rost durch reichliche Schlacken," Indeß so
Ayme belehrt sich sah von dem kleinen französischen Lieutenant
Ueber die Dinge, die er so gut schon wußte, wie Jener,
war ganz plötzlich verschwunden vom Tisch auf dem Achterverdecke
Sieh, ein Fläschchen mit Rum und ein Kistchen mit guten «Zigarren.
„Von! Von!" schrie,! mit Macht, als den frechen Raub sie bemerkten,
Dirk und Foltert zugleich; doch es half ihr Schleien zu gar Nichts.
Alles blieb in den Taschen der Seesoldaten verschwunden.
Krieg ist Raub! Das wissen die Herren Franzosen am besten.
Ayme that, als merkte er Nichts, sich ärgernd im Stille»,
Daß um die Kleinigkeit lärm machten die leute zur Unzeit,

„Ueber die ladung deckt nun wieder den großen Persenning!"
Rief er den Reinigen Zu, Dann wandte er sich Zu dem lieut'nant,
„Laben der Herr Kapitän noch sonst Etwas zu befehlen?"
Denn Nichts schmeichelt den Menschen so sehr wie Standeserhöhung.
Und der Franzose versetzte, verlegen fast, Zwirbelnd den Schnauzbart:
„Haltet Euch im Kielwasser von uusrcr Fregatte; doch dürft Ihr
weiter nicht bleiben Zurück als hundert Klafter auf's Höchste.
Glückliche Reise!" so sprach der FranZose, sich artig verneigend.
Und er grüßte sogar aus dem Voot noch verbindlich und freundlich.
Unter den Tugenden scheint mir die Höflichkeit nicht die geringste,
„So! Nun müssen wir Zich'n in die Sklaverei und das Elend!"
Jammerte Folkcrt, Jedoch sein Schiffer verwies ihm die Rede,
„wißt Ihr, mir schien der Musjö ein wenig verlegen und kleinlaut.
Gleich, als hält' er die Hiobspost von Sedan schon erfahren,
Und nun denkt der Franzose bereits an die Wiedererstattung
Und die Entschädigungskosten beim abzuschließenden Frieden,
Ja. sie haben nicht tust, uns Zu kapern, so will es mir scheinen.
Darum denn ist mein Rath: wir halten uns in der Entfernung,
Die man uns vorschrieb, nur Anfangs und bleibe» Zurück bald,
Erst nur wenig, wie absichtslos, doch weiter nud weiter.
Endlich machen wir Kehrt und segeln nach Hause!" „So sei es!"
Sagte da Dirk, ,,Ia. ja. wir nehmen französischen Abschied!
Ihr wißt immer zu rathen. Die Schmiedekohlen — ich muß nun
lachen darüber! — sie waren gar eine gelungene Kriegslist."
Schon am anderen Tag war ihnen die große Fregatte
Aus dem Gesichte gekommen. „Sie lassen uns laufen!" so sagte
Ayme, der Schiffer, mit lachendem Munde, „Ich könnt' es mir denken!
Run Hurrah für Anne Marie und die Kinder, die süßen!"
wenn am Abend die Pferde sich nähern dem hennischen Stalle,
laufen sie schneller und wiehern. So schien, je näher der Heimat,
Rascher zu segeln das Schiff, Schon war es an Vorkum und Valtrum
Rur so vorüber gesaust. Man sah von der anderen Seite,
Diesmal von Westen, den Thurm von wangeroog steil sich erheben.
Reben den Dünen von Spickeroog und dem grünenden Eiland,
Aber die Schiffenden wären beinah' noch im Hafen gescheitert,^
Nicht durch Sturm, denn der wind war schwach; doch es tobte die Vrandung
wüthend um Spiekeroog, wie sollte das Schiff sie durchbrechen?
„leute. es gilt anjctzt in die (^Znner Valge zu laufen!"
Sagte der Schiffer, Sie mühten sich ab, doch wollt' es nicht glücken.
Denn ihr Schiff, die Johanna, gehorchte nicht länger dem Steuer,
Sondern es ward durch die wachsende Fluth gradwegs auf das Ufer
weiter und weiter nach Süd in die donnernden Fluthcn geworfen,
wenn da das Schiff aufstieß, so war es verloren. Es konnte
Nicht aushalten die wuchtigen Stöße der brausenden Vrandung.
Ayme. der muthige, wurde von Furcht ergriffen, als so er
Sah sich getrieben auf legerwall, wie die Schiffer es nennen,
„Nun. Gott hclf uns. Marie!" so sagt' er und küßte den Trauring,
„leute. ich steig' auf den Mast und fommandire den Helmsmaun.
Denn Seezeichen sind ja nicht mehr im Wasser geblieben,"
wie vom Hügel ein Feldherr blickt ans das wogende Schlachtfeld.
Mußt' er das Wogcngetümmel beschauen. Da saß er nun oben.

schrie mit Gewalt, um verstanden Zu werden, und sah, wie die deinen
Jeglichen Nerv anspannten, doch war es vergeblich. Die Kräfte
Mußten erlahmen, „wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren!"
seufzte der schiffet, und sieh, Gott half! Kraus wurde das Wasser,
Denn es erhob sich der wind. Da blähten sich wieder die segel.
Und es gehorchte das schiff dem am stener drehenden Foltert.
Aber auf spiekeroog, wo man lange den Kampf mit den Wellen
Hatte mitangesehn und das schiff, die Johanna, erkannte,
stand am strande geschaart teilnehmend die ganze Vevölk'rung.
Und sie begrüßten mit Jubel das glücklich gerettete Fahrzeug.
,.Ist ein Franzose gekommen nach spiekerooge?" von weitem
Rief so Ayme Edden hinaus zum versammelten Dorfe.
„Nein!" so rief man zurück, „sehr gut," sprach Ayme. „für mich das;
Denn sonst müßt' ich ihn ja aufessen lebendig, so Hab' ich
«Luch es versprochen!" Da Hörte man lautes Gelächter am strande.
Anna Maria empfing ihn mit lachen und weinen. Das lachen
War für jetzt, doch das weinen für alle die traurigen Tage,
welche die seinen erlebt, seitdem er sie plötzlich verlassen.
„Doch nun bleibst Du bei uns!" so b.it ihn die Frau und die Kinder.
,,Ia, ich bleibe bei Euch, so lang der abscheuliche Krieg währt.
Das ist ein Glückspiel jetzt; man gewinnt beim spiele so viel nicht,
Als wie kostet das licht, das man anstecken dazu muß.
Darum bring' ich auch nicht von hier nach Viisum die ladung.
Mögen die Kohlen sie sich abholen von hier; es genügen
Ja schleppkähne dazu, wir wollen den Winter genießen;
Denn wir ließen es sauer genug uns werden im sommer."
Als man nach Ulrich ihn fragte, da zuckt' er die Achsel und sagte:
„Daß sein schiff ,svcculant° von einein Franzosen gekapert,
Habt Ihr gehört, und weiteres kann ich selbst nicht berichten.
Hoffentlich lebt er ja noch, und es war' auch schade um Ulrich,
Ein leichtsinniger Mensch, doch der liebenswürdigste Junge!"
Metz war übergegangen indeß, und endlich Varis auch,
wo so lang' nichts Neues es gab. von den Deutschen erobert.
Aber von Ulrich war noch keinerlei Kunde gekommen.
Da. als Eddens mit Weib und Kind einst sitzen bei Tische
Und ein bescheidenes Mahl von getrockneten Fischen verzehren.
Tritt er zur Thüre herein und rufet mit fröhlichem lachen:
„Ja, ich bin's und nicht mein Geist!" Da springt von den stuhlen
Alles empor und begrüßt den fast schon verloren Geglaubten,
„Vater, Du lebst auch noch!" so sagt' er, den Alten umarmend.
„Das ist Gnade von Gott!" „wie ist es Dir, Ulrich, ergangen?"
Fragen ihn Alle zugleich. Erst küßt er sie ab, und dann sagt' er:
„Anfangs schlecht und nachher sehr gut." „Und wo kommst Du denn her, sprich!"
,^ch, ich komme von Vismarck her," „Ei, rede nicht Unsinn!"
„Was ich Euch sage, ich komme von ihm. von unserem Vismarck."
„Und wo trafst Du ihn denn?" „Nicht weit von Oaris, in Versailles,
wies mir in Frankreich ging? Ich wurde von einem zun« andern
Vrte beständig geschleppt, zuletzt nach Vordeanr, das die weine,
Oder zum wenigsten doch uns liefert die Namen der weine.

«Li» (Nn^'ticr war immer nach schlechter und mehr mir zuwider,
Als mein früheres war. Mit welchem Entzücken vernahmen
U^ir. die gefangenen Deutschen, daß ausgehungert s>aris sei,
Daß schon der Friede geschlossen, und ausgewechselt wir würden.
Als wir kamen zuerst nach unseren hosten, da sielen
Fast um den Hals wir den uns auf Deutsch anredenden »enten,
^ieh. und plötzlich umarmt mich als alten und werthen Gelaunten
Jemand, geschmückt mit dem eisernen Rrcuz, wer war es? Der junge
Erich, der prächtige Menfcb. Er bewirthet mich fürstlich, begleitet
Dami mich zur Vahn und sagt: „In Versailles ist jetzt aiich mein !?ater,
Ulrich, den mußt Du besuchen!" wir dutzen uns noch aus der Kindheit. --
Und so ging ich denn gern in Versailles zum Grafen, dem Oater,
!nin. er cmpsing mich denn auch mit feiner gewöhnlichen Güte.
Und nachdem er mit mir »ur wenige Worte gewechselt,
^agte er: „Ulrich, kommt, Ihr müßt mir folgen zu Vismarck,"
„Vismarck!" rief ich, „U?ie kam' ich dazu, zn der Ehre, mich Vismarck
vorzustellen? Ihr fcherzt." „Rein, nein, er wartet auf Euch schon.
Vismarck redet mit Jedem; denn lernen kann man von Jedem,
pflegt er zu sagen. Er will von Euch sich lassen berichten.
wie die Franzosen behandelt die kriegsgefangenen Deutschen,"
„spricht er denn auch plattdeutsch?" „Und ob! Das versteht sich am Rande;
Denn wie könnt' er denn sonst die Gedichte aus Iever verstehen?
Ja, und es macht ihm Vergnügen, sein Plattdeutsch leuckten zu lassen!"
Also der Graf geht richtig mit mir zur Wohnung von Vismarck,
Aber es war nicht leicht, hindurchzudringen zum Kanzler,
Generäle, Minister und Fürsten, so große, wie kleine,
warteten täglich ihm auf, und er ließ sie vor auch, die Fürsten,
Aber er machte nicht Gegenbesuche an Alle. Er sagte:
.Ich Hab' mehr zu thun, als Gegenbesuche zu machen/
Und so standen wir lang im Gedräng, bis auf sich die Cbür that
Und der gewaltige Mann im Rahmen der Thüre sich zeigte."
Alle bestürmten nun Ulrich mit Fragen, was für ein Mann den»
Vismarck sei. Und Ulrich erwiderte kurz auf die Frage:
,,Vismarck ist ein Mann! Mehr brauckt man von ihm nicht zu faaen.
.Ulrich, der Friese?' so fragt er mit einem gewinnenden tackeln.
Uud ich verneigte mich tief. ,^o bitt' ich denn näher zu treten.
Oon nun ab,' fo fügt' er binzu, .bin ich nickt mehr zu sprechen.'
Also mußt' ich mich setzen im Arbeitszimmer des Kanzlers
Uud ihm Alles, was ich zu Wasser und lande erlebte,
was mir nur kam vor den Mund, haarklein nach der w.ckrheit erzählen.
Manchmal nahm er 'nen riesigen ^tift und notirte sich Etwas.
Alles ist groß an dem Manne, fogar der gewaltige Vleistift.
wir (^stfriefen geniren uns nicht, wir sind ja die alten
Freien Deutschen am Meer, die gleich sich achten mit Jedem,
Als er nun hörte, wie schlecht die gefangenen Deutschen bebandelt,
ward Vismarck fuchswild, ,wir mußten hungern und frieren,'
»agt' ich, ,doch war es das ^cklimmste noch nickt; denn das schlimmste in Frankreich,
Das ist der schmutz, der Gestank uud die Flöhe und schlimmere Thierchen.
Daß ein Oolk sich stets aufspielt als fein und gesittet.
Aber von Reinlichkeit leider und Sauberkeit feinen Vegrisf hat!'
.Ja, liolländer und Friesen sind reinlick; man kann sich nickt wundern,

Daß Luch belästigt der schmutz!' so sagte der Kanzler mit lachen,
.Nehmet den stolzesten pair von Frankreich, prächtig gekleidet,
Hochelegant, doch sötte man wohl au« der seidenen Nachtmütz'
,^wci Pfund »eise heraus,' In dem Punkt waren wir einig.
.Einmal sagte mir ein Franzose.' erzählt' ich dem Kanzler:
seltsam ist, daß Tag für Tag man sich waschet die Hände,
Niemals aber die Füße.' ,Man darf Schmutzfinken sie nennen.
Ihr habt schlimmes erlebt bei diesen Franzosen,' so sagte
Vismarck schließlich zu mir. ,und ich weiß, Dank Euren Verichte»,
Jetzt von der 5ache Vescheid. 9ie sollen, die Herren Franzosen,
Jetzt uns zahlen für Alles, wir haben im 5ack die Milliarden!
Abraham Vvpcnheim sagte, daß höchstens man vier Milliarden
Könnt' aus Frankreich ziehn. Doch so klug auch sonst ja der Mann ist.
Diesmal glaub' ich ihm nicht, An falscher Bescheidenheit haben
Nie die Franzosen gelitte»; drum müssen wir Deutschen denn auch nicht
Etcpetete sein, wie wir zu Hause das nennen.
Nur nicht ängstlich, so sagte der Hahn zum Wurm und verschlang ihn,
wenn man nicht ängstlich ist. drückt aus dem gesegneten Frankreich
Man wohl zehn Milliarden heraus. Doch will ich für diesmal
Mich mit der Hälfte, mit nur fünftausend Millionen begnügen.
Halten sie Frieden, nun gut! Doch fangen von Neuem sie Krieg an,
lassen wir sie zur Ader, bis daß sie kriegen die Vlcichsucht;
Denn wer Krieg anfängt, der begehet ein großes verbrechen
Und muß büßen dafür. Doch wollen wir hoffen das Veste,
»eid nur ruhig. Ihr Schiffer. Für Eure gekaperten schiffe
werdet Ihr reichlich entschädigt und auch für die schiffe, die müßig
lagen im Hafen, erhaltet Ihr Jeder ein artiges »ümmchen.
Um den verloren gegangnen Verdienst Euch baar zu ersetzen!'"
M, das klang wie Musik in den ('Ihren der »chifferfamilie,
Portwein wurde sogleich herbeigeschafft aus dem Keller
Und ein donnerndes Hoch dem Patrone der Rheder und Schiffer
Vismarck ausgebracht, und der Dank kam wahrlich von Herzen.
„Ich darf sagen, daß wir einander gefielen", so schloß nun
Ulrich seinen Vericht, „Doch konnte» wir länger nicht plaudern;
Denn so sprach, sich erhebend der Kanzler: .Es warten schon wieder
Einige Fürsten auf mich. Ich wollte, sie blieben zu Hause;
Denn hier steh« sie im Wege!' wir schiede» mit kräftigem Handdruck,
Und was ferner mir noch in» wechselnden lebe» begegne,
Ich kann sagen hinfort: .Ich habe gesprochen mit Vismarck!'
Morgen noch werd' ich ein größeres 5chiff mir bestellen in Elsfleth."
„Ja, Du schwimmst »»» im Geld, Du kannst wohl lachen. Das glaub' ich!,
»agte zum lustigen Ulrich darauf sein ernsterer Vruder.
„Nimm es mir, lieber, nicht übel, Du bist und bleibst doch ein Windhund.
Regelst am Freitag aus i» die 5ce, bei helllichtem Tage,
Und mit wehender Flagge und wunderst nachher Dich nicht wenig.
Wenn Du gekapert wirst. Doch Dir muß Alles gerathen.
Aber wie gehet es mir? Man pfleget mich immer zu rühmen,
Daß ich muthig und kühn und doch vorsichtig zugleich sei.
Aber was Hab' ich davon am Ende der Rechnung? so frag' ich.
Da ich die Kohlen nicht konnte nach Vüsmn schaffen, so ward mir
'

Ausgezahlt nicht die doppelte Flacht, nur die immer gewohnte.
Ja. ein Pferd, das Hafer verdient, das kriegt ihn gewiß nicht!"
Doch es versetzte darauf sein lustiger Vruder und sagte:
„Ayine, Du hast ja die Weisheit mit töffeln gegessen, das weiß man.
Doch wenn ich schwimme in Geld, so hast Du Dich nicht zu beklagen;
Denn ich werde Dir jetzt, großmüthiger Vruder, mit einmal
Alle gestundeten Zinsen auf Heller und Pfennig bezahlen!"
Avme erwiderte drauf: „Ti, Ulrich, so Hab' ich ja selbst noch
Einen Gewinnantheil an den Folgen des schrecklichen Arieges.
Aber ich habe den Arieg nun satt und hoffe von Herzen,
Daß wir Alle hinfort uns ruhig des Friedens erfreuen,
lind wir dürfen auch hoffen, daß uns die Franzosen nicht wieder
Fallen in's tand; denn sie haben erfahren die Wahrheit des Sprichworts:
„wer will Unglück haben im Krieg, fang' an mit den Deutschen!"

# was bedeutet das Wort „Deutsch"?

F. Itlmtzc.
— Aailsriihe in Vaden, —

^n den Tagen der großen Bismarckfeier des Jahres 95 ist von den vielen geflügelten Werten, die dein Gefeierten ihr Dasein verdanken, sicherlich keines häufiger nuederholt ivorden als das allbekannte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst Nichts ans der Welt"; und dabei mag denn anch die früher oft erörterte 5vrage nneder aufgetaucht fein, ob man fügen soll: wir Deutscht oder wir Deutscht». Wenn die Aufschrift auf dein vom Kaiser dein Dürften gewidmeten Ehrenpallasch maßgebend ist, so heißt es richtig: nur Deutsche»; ^-ürst Vismarck selbst aber sagt, wenn die Zeitungen recht berichten: wir Deutsche*). Schriftsteller wie Gustav ^-reptag und andere folgen demselben Branche, und so gilt denn wohl von dieser wie von mancher andern die deutsche Grammatik angehenden ^rage das Wort: lulliuo snd ,juc!ico lis S8t. Ja vielleicht wird der Schiedsmann, der in letzter Iustauz das entscheidende Wort zu sprechen hat, der Sprachgebrauch, sich noch lange des Urtheils enthalten und einstweilen »och beiden Redeweisen die gleiche Berechtigung zugestehen. (Gleichwohl wird man fragen dürfen, wie man es früher damit gehalten hat, welche von den beiden Änsdrucksformen das historische Recht für sich hat oder sich den Gesetzen unserer Sprache am besten fügt. Um das entscheiden zu können, »ms; mau freilich einen Vlick in die Geschichte der

*) 2o lautet der Ausspruch uack Viichmann-Tornow: Geflügelte Worte 2. 47, eine Fassung, die wohl authentisch sein wird. Zu den Citaten, die hier als Vorläufer des Wortes aus Alterthnm und Neuzeit angeführt werde», könnte man noch hinzufügen den Ausspruch des P. Tunis: tutiz^imum sut timer« ui!,il pnwtei <!e<>3, an den freilich Fürst Vismarck ebenso wenig gedacht haden wird als au die andern.

Svrach>> thuu und ein gutes Stück der Vergangenheit prüfend durchschreiten. Eine solche Wanderung in an sich schon lehrreich genug, sie wird es aber in diesem Falle gauz besonders durch die lohnenden Ausblicke, die sie nach verschiedene» Seiten hin gewährt, nnd sie fiihrt, wenn man sie bis an's Ende fortsetzt, zuletzt zu der Franc: Was bedeutet das Wort Deutsch? Woher flammt es, seit wauu erscheint es in der Geschichte, und welche Wandlungen nach Lautgestalt nnd Bedeutung hat es im Lanfe der Jahrhunderte erfahren?

Ans grauer Vorzeit stammend, ist das in Rede stehende Wort dem gemeinsamen Schicksal fast aller Lautgebilde verfallen. Seine lebendige Bedeutung ist erloschen, uud so gleicht es einer Versteinerung, die in dem Tiefen der Erde begraben oder auf dem Meeresgründe ruhend, die kanm noch erkenntlichen Neste eines längst vergnugeuen Lebens enthält. Die älteste erreichbare Gestalt des Wortes Deutsch liegt iu dein gothischeu Adseetiunm tlnucli^K vor, das zu dein Substautivum tliiuc!», d. h. Volk, gehört uud also eigeutlich „volksmäßig" bedeutet. Die Ableitungssilbe ist dieselbe, die mau auch iu dein von dein gothischcn mamm gebildeten mannst findet, woraus im Althochdeutscheu nwmn^Ko, später Meusch, hervorgingt). Das Wort tliiriclu aber ist ein altes Erbwort der arischen Stämme, das in einer Zeit, wo das Germanische sich von der arischen Geineinsprache noch nicht losgelöst hatte, tonw gelautet haben »ms;. Dem Griechischen ist das Wort verloren gegangen, ebenso dein Lateinischen. Aber im ^skischen, einer dem Lateinischen verwandten Mundart, die in Mittclitalien besonders in Campauieu heimisch war, findet sich das Wort touto für Volk nnd das davon abgeleitete Adjectiunm tutieus, das genau den: eben erwähnten gotlüsche» <I>iuc!i8k entspricht, erscheint in der Verbindung meclclix Wtieu8, womit man in Eampanien den Gemeindevorstand bezeichnete **). Auch im Litthauischen, Lettischen und Irischen ist das Wort noch in den diesen Sprachen zukommenden Lautformen nachzuweisen, das Gothische aber hat außer dem hier in Rede siehenden Adjectiuum noch mehrfache Sproßforme» entwickelt: tln!icllni8 heißt im Gothischeu der Volkskönig, t!>i>,c1ina85w8 nnd tniulianFnrcli die Köuigsherrschaft oder das Königreich, letzteres Wort eigentlich rei?!a die Künigsburg- tlnnd-nnor» endlich und tbw(Inroi!i8, „volksberühmt" und „Volkskönig", sind die echtgothischeu Ramen für die beiden ^stgothenkönige, von denen der Sohn nicht mir in der Geschichte, sondern auch in der Sage unsterbliche!! Nachruhm erlaugt hat. Das Adjeetivnm tliiuclisk aber wird an der einzigen Stelle der gnthifchen Bibelübersetzung, wo es vorkommt, im Sinne von heidnisch verwandt, wie auch das Grundwort <diu6a die Heiden bezeichnet, eine Verschiebung der Bedeutung, die freilich nicht dein Nildungstriebe der gothischeu Sprache selbst entsprungen ist,

*) Schwedisch und dänisch noch jetzt: monuisll^ und meoneglio.

**) 3l<!<I<!ix ist liervorgcgnnnen aus m<'ti<l«i<>og d. h. Nachsprechet.

sonder» auf die Übersetzung des griechischen e!>v^ und iOvcxlö? zurückzuführen ist, womit ini griechischen Text die Heiden als das gemeine Volk im Gegensatz zu der von der christlichen Bildung berührten meist in den Städten lebenden Bevölkerung bezeichnet wurden*).

Das gothische tdiv.6» nun verwandelt sich im Westgermanischeu d. h. bei den Stammen, die in dem jetzigen Deutschland wohnten, Oberdeutschen, wie Niederdeutschen, einschließlich der Angelsachsen, in tdeoän. Das urgermcmische ou nämlich, das in deni vorzeitigen Wut«, vorhanden war, mußte nach bestimmtem Lautgesetz zunächst in iu übergehen; dieses in aber, das im Gothischen, wie bei der Kurzlebigkeit dieses Volksstammes begreiflich ist, uneingeschränkt erhalten blieb, dauerte im Westgermanischen in der Regel nur vor einein in der Flerionssilbe auftretenden i, während es vor nachfolgendem », wie man sich ausdrückt, in so gebrochen wurde. Dies muß man wissen, um zu verstehen, wie es kommt, daß im Westgermanischen das Substantivum tlienä», und das Adjectiuum tdiudisk neben einander stehen.

Als dann aber etwa im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den oberdeutscheil Stämmen jene Bewegung der Consonanten beginnt, die man gewöhnlich mit dem Namen der zweiten Lautverschiebung bezeichnet, und demgemäß im Allemnnnischen wie im Bayrischen die dentale aspirata tb. in die lusäi» 6, die mecti» cl aber in die tsnnw t nmgesetzt wurde, so milßte in den eben bezeichneten Muudarteu das alte tdooäa in äsota, das Adjectivum tliinäisk in <iiut,i8k umspringen. Aber die mittel- und niederdeutschen Mundarten hielten noch an dem alten Lautstalide fest, dann aber trat auch hier ein Schwanken ein, das schließlich mit einem Ausgleich zu Gunsten der oberdeutschen Lautfonn endete, nur daß in Niederdeutschland die alte media <i im Inlaut stehen blieb. Andererseits beginnt zur Zeit Ludwigs des Frommen etwa das aus dem germanischen in im Oberdeutschen entwickelte ß» in io überzugehen. Endlich fällt das », der Auslaut des Stammes ab, während das io das Stammes im Oberdeutschen zu i6 abgeschwächt, im Niederdeutschen eo in 6 zusammengezogen wird. So entsteht zunächst das nllemannische cliota nnd das fränkische tlnoäa, oder tniota**), später das oberdeutsche 6ist, das mitteldeutsche ciZt und das streng niederdeutsche 6Zä6.

Aus allen diesen Veränderungen folgen uun auch die verschiedenen Schreibungen der mit dem Worte tb,so<ta oder 6iota gebildeten zahllosen Eigennamen. Hier ist in erster Stelle der des großen Gothenkönigs zu nennen, der im Gothischen selbst, wie gesagt, tlnuciaroikZ lautete. Es ist nun klar, daß die geschichtliche Form des Namens Theodorich fränkischen Ursprungs ist und in einer Zeit entstand, wo die oben besprochene Lautbewegung noch im Flusse war. Denn während im zweiten Worttheil die

*) Aehnlich bedeutet das lateinische z»Fkmu8 die auf dem Lande Lebenden; auch ihm entspricht ein gothische» Wort, nämlich buitlnu», der Haidewohner.

") Mim!» ist nieberfliiukisch, Mot» oberfiiinlisch.

tsnuiZ K bereits in eli angesetzt ist, stehen die Dentallaute noch auf der alten, d. h. der germanischen Lcwtsmfe.

Die Allemannen und Bauern freilich sprachen und schrieben ;ur Merowingerzeit bereits veotrieti. Später wird daraus nach dein oben Ausgeführten vistridi, und in dieser Gestalt lebt bekanntlich der Name des großen Gothenkönigs noch heute in der Volkssage fort. Auch als Eigenname, weniger als Vorname, häufiger als Familienname hat das Wort noch jetzt eine weite Verbreitung, ja wenn der Name Dietrich heute auch ein Diebesinstrument, den Nachschlüssel, bezeichnet, so beweist dieser Mißbrauch des altehrwürdigen Wortes, der schon am Ende des 15. Jahrhunderts aufgekommen sein muß, daß der Name ehemals noch häufiger vorkam als jetzt, da es doch immer nur die gangbarsten Namen sind, die sich zu einer solchen, sei es euphemistischen, sei es hypokoristischen Anwendung eignen. Nun denke man sich den Abstand! Dort der ruhmreiche Gothenkünig, der gefeiertste Held der deutschen Tage, hier das gemeine Werkzeug gewerbsmäßiger Gauner und Spitzbuben! Welch eine Wandlung hat sich dem solche Gegensätze bezeichnenden Worte gegenüber in dem Bewußtsein einzelner Menschen wie ganzer Geschleckter vollzogen!

Allein nicht nur seinem Begriff, auch seiner Lautform nnck ist das edle Wort im Wechsel der Zeiten arg entstellt worden. Da erinnert man sich zunächst der weitverbreiteten Verkleinerungsform Dietz oder Dietz, auch wohl Dietfch, mittelhochdeutsch Detz oder Tetz, die sich zu Dietrich verhalten wie Fritz zu Friedrich, Lutz zu Ludwig, Heinz zu Heinrich u. s. f. Ihnen gegenüber steht das niederdeutsche Dede, verkürzt aus Dederick und unter Einwirkung des Oberdeutschen auch zu Diede und Tiede unigeformt. Zusammensetzungen sind Dietzmann, Tiedemann, Dedckind, dazu kommen Koseformen wie Diezel und Tezel oder niederdeutsch Decken und Deete, während Vierte bei niederdeutscher Verkleinerungsform oberdeutschen Vocnlismus zeigt. Auch Dederer gehört hierher, uud in Dieterici erscheint der bienetiv eines lateinischen Dietsi-ic-uF nach Art von Wilbelmi, Martini, Philippi u. a. Nicht anders ist es auch den übrigen mit unserem tlißoäa gebildeten Eigennamen ergangen. Wo sie erhalten sind, da sind sie meist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt oder entstellt. Hier wird billig an erster Stelle genannt der Name des schon erwähnten Gothenkönigs Theodomer, eigentlich Theodomaere oder noch früher tlißoäomar!, der im Volke berühmte, die althochdeutsche Gegenfonn zu dem gothischen tdiucillmsr?, und im Altnordischen noch als Adjectivum in der Form tlnnclmusi-r erhalten. Daraus ist Thietmar oder Dietmar, niederdeutsch Detmar gewordeu, jetzt meist Dittmar oder Diemer oder Detmer lautend, und Detmering ist die dazu gehörige niederdeutsche Koseform. Ebenso beliebt war im Alterthum der Eigenname Theodobald, der Volkskühne, von dalä; gothisch daltns, englisch dc»1<1, nach Eintritt der Lautuerschiebuug in Diotpold und später Dietpold umgesetzt, woraus einerseits ein Dhebald (französisch Thiband) andererseits

ein Dippold, Dippelt oder Deppelt entstand. Dann finden wir ein Thiot-
lmrt, ebenfalls der Bolk?tiihne hedeutend, dein die Bildungen Dietert, Detert,
Detharding nnd Deterdiug entsprossen sind, wahrend Di,'tber, eigentlich
t!isc>6c>-l>ar!, das Bolt?heer, noch in Dieter nnd Deter mit dem Geuetiv
Deter? und der Koseform Deteriug erkennbar ist. Dazu gesellt sich noch
Dietprecht «tlwoäodrectlt) oder Dietpert, der Bolk?g!änzende, jetzt noch in
oen verkrüppelten Bildungen Dippei°t, Deppert oder Döppert und Deppe
oder Debbe erhalten, Dietleib, das zu Tetzlaff nnd Dettleff geworden ist^
endlich Theodohad, Theodowald, Theodofried, Theodulf (^^ Theodowulfj,
Diethelm, Dietwin, die sämmtlich ebenso uerschwuuden sind une die Frauen-
namen Theota, Theodarada (die Bolt?heratherin), Dietlind (von lint
Schlanae, da? bekanntlich noch im Lindwurm steckt), Diethilt (von bilt
Kampf!, Dietburg. Aber auch ^rt?uamen gehören hierher, wie Dietendon,
Dietenweiler (Dittioeiler), Dieteuberg, Diedenhofen, Detmold ^>, und daraus
sind dann wieder Eigennamen wie Ditteuberger u. a. abgeleitet. Alle diese
Mmeu aber, deren Reihe sich leicht verlängern ließe, sind ein beredtes
Zeugnis; für die Fülle des Gebens, das einst dem alten Worte äeow in, e-
u'olnite. ,)In den mannigfaltigsten Beziehungen hat es sich offenbart, nun liegen
die Neste erstarrt, verkrüppelt und zerbröckelt wie eine große Schnttiuasse vor
uns. Und das Grundwort selbst ist der Sprache langst abhanden gekommen,
es ist ersetzt durch das Wort „Volt", das eigentlich die He.'rschaar bedeutet.
,^m Gegeusad zu solchen bi? mm Ruin führenden Wandlungen bat
das stamiuverwaudte tliwti^ oder climizk sich verhältnißmäßig unversehrt
behauptet. Bezeichnet es, wie schon bemerkt, im Allgemeinen „volksmäßig",
so wurde e? allmählich in einer ganz besonderen Bedeutung verwendet:
man brauchte es, um die germaui'che Sprache des Volkes der lateinischen
Sprache der Gelehrten nnd später auch der lin^un imstie» der linksrheini-
schen romanistrteu Bevölkerung gegenüberzustellen. Wann dieser Brauch
aufkam, läßt sich natürlich »ur ungefähr bestimmen. Die ersten Spuren
davon weisen auf die Zeit >varl? des Großen, und zwar findet sich das
erste urkundliche Zeugniß, wenn nicht für das echte tuiuciizli. so doch für
dessen lateinische? Abbild tbomiizcmF in den im ,>hre 785! vollendeten
Morscher Annale» an einer Stelle, wo es heißt, daß die Basallen des
König? Pippin da? thaten, was in der tkouclizon liüssuu d»i-i«I!x.
d. h. Falmeuflucbt genannt wird. Und aus dem ^ahre 813, also kurz vor
dem Tode Xarl? de? Großen, liegt ein Beschluß der Synode von Tours
vor, nt ^uilidot »^i^copu« Iiomilia« »perto <rl>n8fyris 8tuäent in
imztiouiu rnm.iuom liü^unin »ut t!>6«ti8c»m, c^uu t»n6ßm ouxeti
pc,88i,it iütollß^l'o ,,uae <licll»tur, d. h. ein jeder Bischof foll sich be-

*) Nne oii zur »nkmitlichicit eutftellte Form liegt vor m Deciisau, dem Gedülts-
ort I. H. Lamftes, die Grundform ist Dcdcnhusen. S, Westcimamis Moimtsliefte!>0.
X. 2. 129.

»'.üben, die Predigten, deren er sich zum Unterricht bedient — die keines-
wegs von iln» selbst verfaßt sein »inßten — in einer für Alle verständlichen
Weise in'? 'Romanische oder in'? <'ier>»a»ische < eigentlich in die Volk?spra6ie)
zu übettrageu. Dann mehren siÄ, die Beispiele. Walahfrid Strabo in der
allemannischen 'lieicheiuni und Nhabann? Manrns im fräntischen ^vnlda, Beide
Zeitgenossen Ludwigs de-? ^ronlmen, nehmen das Wort tliL^äizcul, in ihren
Sprachschatz auf, ja der Verfasser der lateinisch geschriebenen Vorrede zum
Heliand, on deren Echtheit heute wohl kaum »och gezweifelt wird, rechnet
bereit»? die wachsen m den dem Scepter Ludwig? de? frommen unter-
worfenen Völkern, deren Sprache die lm^uu tlwoäizon ist. Am bekanntesten
aber dürfte der Bericht de? dieschichtschreibcrs Mithört sein, der erzählt, das;
die soct. Straßlnirger Eide, durch welche im Jahre 8^2 Lndwig der Deutsche
und Karl der Kahle ihren Vund gegen Lothar feierlich bekräftigten, von
Ludwig in der lm^ua romann, von Karl in der lin^ua touclisca
<d. h. tlikuäiLcn) geschnwren seien.
Das; da? Wort zunächst nur in der lateinischen ^orm vorkommt, ist
beachtenswert!,. Denn daran? folgt, das; es die (Gelehrten, die «Geistliche»
waren, die dem alle? Volk?thümliche bezeichnenden Worte die besondere Be-
ziehung auf die Sprache der germanische» Völker ohne Unterschied beilegte».
Hatten sie früher die Rede der Deutschen schlechtweg als die barbar» liussua
bezeichnet, so führten sie jetzt den Ausdruck Uioocli^c-uz ein, der ja im
Grunde da? nämliche sagt, nur das; er weniger da? dem lateinisch gebildeten
Ol'r fremdartig Klingende als das Niedrige und Plebejische de? zu be-
zeichnenden Monis hervorhebt. Jedenfalls »lachte jetzt die diirdnr» liußrm
der lm^lia tb.cü.,cli5c>a Platz. Die große Masse de? Volke? aber, die a»f
da? Oiemenisame in der Nede der Stammesgeiwssen stet? iveniger zn achte»
pflegt al? auf die Unterschiede, behalf sich auch nach dem Aufkomme» des
gelehrte» tdencii8cu8 »och längere ^eit mit den Stamme?»ame». Der Frauke
bezeichnete nach wie vor seine Sprache al? die fränkische, ebenso der Alle-
manne, der Bauer, »nd der Sachse erst recht. Oder man brauchte auch die
allgemeine Wendnngi unfere Sprache; zu einer au?gleichenden, alle Slämme
umfassenden Bezeichnung feblte im Volte selbst noch da? Bedürfnis;.
Höchst lelirreich ist in dieser Beziehung die Prari? Otfrid? von Weißen-
burg. In seiner lateinisch geschriebenen Borrede zum „Krist" bedient er
sich regelmäßig de? gelehrten tlieoti^euF, wo er die Landessprache im
(Hegensatz zur lateinischen bezeichnen will: eine vornehme /?ran, sagt er
gleich im Anfang, ^uditb, lmbe ihn veranlaßt, einen Dheil der Evangelien
tdsotiseo oufzu-eichne». Aber derselbe Otfrid gebraucht i» seiner Dichtung
selbst niemal? da? Wort tbiuti^ — denn so müßte es in seiner ober-
fränkischen Mundart laute» — sondern stet? das Wort i'rcnkiz?, wenn er
die von ihm gewählte Sprache bezeichnen »rill. Da? ist begreiflich genug.
Schreibt er doch zunächst für seine fränkischen Stammes- nnd Lande?-
genosse», damit sie die unheiliaeu Scherz- nnd Liebeslieder der Heimat

vergessen und es lernen, sich der Thaten des Erlösers zu freuen. Daruni
naht er sich ihnen in der Sprache der fränkischen Heimat, darum null er,
wie er selbst sagt, ihnen in trLnKi^» 2uußün das Heil des Evangeliums
««-kündigen. Und wie er stolz ist auf die Vorzüge seines Volkes und
seines Landes, die er im ersten Capitel seiner Dichtung mit fast über-
schwänglichen Worten rühmt, so klingt das Wort irsiiKiZF stolzer als das
hnllwerachtete tlnutisss, das allzu stark an die auch von Otfrid lebhaft em-
pfnndene Knrdai-ies der heimischen Sprache erinnern mochte. Aber das
Wort trmiKiFF wird von Otfrid, was sehr zu beachten ist, auch in erweiterter
Bedeutung gebraucht, so daß es die germanischen Sprachen in ihrer Ge-
sammtheit bezeichnete und geradezu das verschmähte tlnutiFZ ersetzte. Denn
daß Otfrid, wiewohl er sich zunächst an seine engeren Landsleute wendet,
doch auch an die außerfränkischen Stämme, besonders die oberdeutschen und
mitteldeutschen, dachte, ist an und für sich klar und wird unter Anderem
deutlich genug bezeugt durch die an den Bischof Salomon von Constanz ge-
richtete, in deutschen Versen abgefaßte Widmung, worin der Dichter aus-
spricht, daß er dem mächtigen Gönner dies Buch zusende, damit es auch
in nuubc, riodi, im Lande der Schwaben, gelesen werde. Wenn also Otfrid
in seiner Dichtung einmal sagt: 6n1i1ea, ttia? ieü ^»6, doi83t in
frknKi8Aon r»6, Galileo., das ich genannt habe, bedeutet im Fränkischen
Rad, so ist es klar, daß hier ebenso gut in tuiut>8Fon hätte gesetzt werden
können, wie denn anch in der schon genannten lateinischen Vorrede anstatt
des gewöhnlichen tueotizos ohne Unterschied der Bedeutung einmal ein
tron2i806 sich eingestellt hat. Diese Verschiebung ist ja auch in den politischen
Verhältnissen wohl begründet. Der Stamm der Franken war in dem großen
Hnolingerreiche selbstverständlich weitaus der einflußreichste: alle anderen
Völker des großen Reiches fühlten sich, wie ein alter Gewährsmann sagt,
hochgeehrt, wenn man sie als Franken bezeichnete; da ist es dann ganz
natürlich, daß in dem fränkischen Reiche auch die fränkische Sprache eine
hervorragende Bedeutung gewann, ja es ist uuzweifelhaft, daß das Wort
„fränkisch" für Sprache und Voltsthum der rechtsrheinifchen Germanen
vollkommen durchgedrungen wäre, wenn nicht das Wort 6iuti8k ihm ent-
gegengetreten und aus gleich zu erörternden Gründen in diesem Wettkampfe
den Sieg davon getragen hätte. Nun ist das Wort fränkifch in Folge einer
eigenthümlichen Fügung des Geschickes auf die linksrheinischen, der
romanischen Bildung verfallenen Völker als Name für Land nnd Sprache
übergegangen.

Ehe wir jedoch diesen Entwickelungsgang näher verfolgen, mag hier noch
anf ein anderes Wort hingewiefen werden, das sich von dem altdeutschen
tksoä» abgezweigt hat: es ist das Substantivum ßitniuti oder rein nieder-
deutsch ßitnincii, augenscheiulich ein Collectivname wie Gebirge, Gestirn,
Gewölk, der zunächst das Volk in seiner Gesammtheit, dann Art, Sitte
und Brauch, zuletzt das einem jeden Volke eigenste Merkmal, nämlich die

Sprache bezeichnet und so bei Otfrid — allerdings nur einmal — als
Ersatz für das nicht gebrauchte cliutisx erscheint.
Aus dein Substantivuni ßitniuti entwickelt sich die mittelalterliche
Formel 26 6inte. 2s cliute sagen, heißt etwas in der eigenen Sprache,
d. h. auf deutsch sagen, wie in folgender Stelle einer alten Reiiupredigt:
nu ir 6^2 IM» verneinen, nu verneinet 2 6 ärite^) d»dl ^v«2 äi Leide
ie6y 8i, wo natürlich auch in «liutizeun hätte gesagt werden können.
Später bezeichnet die Wendung, indem die Beziehung auf die heimische
Mundart zurücktritt, schlechtweg etwas erMren, nnd so entwickelt sich ans
der Formel 26 6iute ein neues Verbum ciiuten nnd dehnten, das schon
um das Jahr 1000 nachweisbar ist. Daraus wurde, als um das 14. Jahr-
hundert das mittelalterliche in in das mittelhochdeutsche 6u überzugehen anfing,
deuten, und so lebt das Wort, von seinem Ursprünge gänzlich losgelöst,
noch jetzt fort nnd ist, wie die Wendung „das hat Etwas zu bedeuten" oder
das Participium „bedeutend" und „unbedeutend" lehren, wieder zn neuen
Vorstellungskreisen in Beziehung getreten. Wenn wir aber jetzt sagen: mit
Jemand einmal deutsch reden, so ist das eine freilich vollkommen unbewußte
Rückkehr zu der eben bis zu ihrer Wurzel zurückverfolgten Redewendung.
Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung znr Hauptsache zurück, so
entsteht die Frage: wann wurden die Ndjectiva, die vorerst nur von der
deutschen Sprache galten, auf das Volk selbst übertragen, um dieses als
ein nationales und politisches Ganze von den andern Nationen zu unter-
scheiden? Wann tritt neben die tlieoti8ca lin^ua die Nezeicknnng '1'b.eo-
ti8oi, seit wann nennen sich die Völker des festländischen Gerinanieus
die Vinti8ksn? Man würde die Antwort auch dcmu geben können, wenn
urkundliche Beweise fehlten: das geschah zu der Zeit, wo die sämmtlicheu
deutschen Stämme ihre Zusammengehörigkeit im Gegensatz zu Welschen
und Slaven deutlich zu empfinden begannen, wo namentlich auch die Sachsen
fest in das Gefüge des Reiches hineinwuchsen. Diese Zeit beginnt na
dem Aussterben der Karolinger mit der Regierung des sächsischen Heinrich
und erreicht ihren Höhepunkt unter Ottos des Großen machtvoller Herrschaft.
Ausgeglichen sind die Gegensätze zwischen Nord und Süd, und wenn Otto sich
nicht selbst als rex "lentoniooi-nm bezeichnet hat, so hat er sich doch sicherlich
als solcher gefühlt. Natürlich vollzieht sich so ein Bedeutungswandel nicht
mit einem Schlage: ja die ersten Ansätze zu dieser Bewegung werden schon
im neunten Jahrhundert sichtbar. Der schon genannte Walahfrid Strabo
bemerkt einmal, daß die ItisotiLei von den Lateinern mancherlei Aus-
drücke wie 8otmm6l, l6N8tsr, l6etai- (— I6etu8 Lager) entlehnt haben, und
ungefähr in dieselbe Zeit gehört eine niedersächsische Glosse, in der Kernmnm
durch tb.wäi8k» linäi wiedergegeben wird. Aber Walahfrid meint mit seinem

*) clüt« ist mitteldeutsch, da das oberdeutsche w in Mittel- und Niedcideutschlcmd
in ü zusammengezogen wurde.

IdsutiLci doch eigentlich nur die deutschredenden, uud auch der sächsische
Glossator will mit seiner Umschreibung nicht viel mehr als dasselbe sagen.
Klar ist es jedoch, daß hier der Uebergaug liegt: die deutsch Redenden werde»
allnlählich ihrer Sprache wegen den anders Redenden gegenüber gestellt
und, da sie mm auch politisch zusammengehören, fortan nach ihrer Sprache
als politische Einheit bezeichnet. Das geschieht zuerst in Italien, wo man
deutlicher als jenseits der Alpen die Sprache als Scheidewand wie als
Bindemittel empfinden mochte. Schon im Jahre 845, also noch zur Karoliuger-
zeit, werde» iu eiuem p!»eiwm uou Drient die v»88i 'leutici den I^nß«-
lmrcii gegenübergestellt, nnd in einer Urkunde eines Beiietianers Bischof von
Cremoua aus dem Jahre 909, betreffend die Schenkung einer Capelle in
Guattnlla unterschreiben zwei Zeugen ox ^onts I^ni^odarciorum, zwei ox
^oneiß Franournm, z,mi «x ssync>r<? 'I'kuwlliourrlin (d. h. zwei Italiener,
zwei Franzose», zwei Deutsche). Der (Geschichtsschreiber Liutprand, Ottos
des Großen Vertrauter, uuterscheidet zwischen den 1eutons8 und den I^tmi,
den Deutschen und Welsche»*). Von Italien aus wandert die neue Volts-
bczeichnung über die Alpen, sie wird zunächst von süddeutschen Schriftstellern
gebraucht und erhält bald ihre officielle Bestätigung dadurch, das; Kaiser
Otto sie in seinen Urkunden anwendet. Die sächsischen Schriftsteller sträuben
sich zwar noch eine Weile gegen den neueu Brauch: Widukind und Roswitha
reden nur von 8»xuue8 und I'rnn«! und verschmähen das Wort ^euwnieu8-.
aber in den» m«ciu8 Ottino, einem latei»ischen Gedicht, das die Thaten der
Ottonen verherrlicht und sicher noch zu Lebzeiten Ottos III., vielleicht im
Jahre 996 verfaßt ist, läßt der Dichter die ^sutone« auf die Hundert-
tausend.' der ihnen auf dein Lechfelde gegenüberstehenden Feinde ein-
dringen'^>. Nach dem Jahre IM» wird der Rame auch bei de» deutschen
Geschichtsschreibern gang uud gäbe, wie er denn anch bald in Verbindungeu
wie'I'mttoniu pati-ia uud^outoinc'um rs^num zur Bezeichnung des deutscheu
Gleiches veriveudet wird***).
So siud zu'ei Bezeichnuuge» des Deutschthums, die bisher üblich
waren, verdrängt oder zurückgeschoben, nämlich ?rnuoi und (-Lrwaui.
Der Ausdruck krnnoi mußte zugleich nnt der Dn»astie der Karolinger und
der Hegemonie des fränkifchen Stammes fallen, weil der Stolz der Sachsen

*) Die Byzantiner freilich wollten, wie Liutvrand in seinem denkwürdigen Reise,
bericht crzäblt, diesen Brauch nicht gelten lassen, sie bezeichneten nach wie vor die Welschen
wie die Deutschen mit oem umfassenden aus der Karolingerzeit herrührenden Namen l'rnn«
wie ja auch jetzt noch im Orient alle Abendländer Fronten genannt weiden.

*») Ilille ineeuLi doli» llsmunt
»rM!> P080UUI, boZwi v,«»nt,
8!gll2 8ruuntur, tudiz <»n„nt.
olüinor pl>38im nrit,ir,
et, miliduz esntum 1'<>nt>>!! 03 immi8eentin',

***) Otto I, gebraucht dafür in seinen Urkunden entiueder 8llxonia et lranooni^
oder imi>«ri>i!N no5t,n,m.

sich gege» diesen Name» sträubte, das Wort (,'6>-m«ui, das zeitweilig im Gebrauche war, mochte zu allgemein erscheinen nnd das Natioualgefühl zu wenig ansprechen. So trat auch das Wort tiormani», das eigentlich der amt-lichen Kirchensprache angehört nnd in dieser stets üblich geblieben ist, wie die päpstlichen Bullen bezeugen, zurück. Das Wort tIiL0(ti!>»xi8 aber, das zunächst siegreich vordrang, mnßte sicb, wie man bemerkt haben wird, eine nicht unwesentliche Veränderung seiner Lantgestnlt gefalle» lassen. Oder anders ausgedrückt: an seine Stelle schob sich das anklingende 1'outonici und leutouLL. Woher diese Veränderung, ist leicht genug zu erkennen. Beide Worte stamme» aus dem Nachlaß der lateinischen Litteratnr, hatte man dock allmühlick angefangen, das Adjectiuum lLutuniou.8, das zunächst nur dem Stamme der Teutonen galt, auf gernmuische Art und Sitte ohne Unter-schied zu übertragen. Zwar der vielberufene luror 'Isuwuion8 des Lucan lPharfal. I, 256) enthält, wie man leicht glauben konnte, diese Erweitenmg »ock nicht. Denn an der Stelle, wo er vorkommt, beklagen sich die Ein-wohner der von Cäsar bedrohten Stadt Ariminm», das; ihre Stadt beim Ausbruch eines Krieges immer die erste sei, gegen die das Wetter heranziehe, das; sie somit nicht nnr den Angliff der ttallier, der Limbern, des Hanuibal, sondern auch den tmor Isutoniou» hätten aushalte» müssen. Aber bei Martial, den» witzigen Zeitgenossen des Domitia», bedeute» die von der ätze»de» Salbe glä»ze»de» (moilli leuwui«, mit de»e» sick bekamitlicb die römischen Dame» zu schmücke» pflegte», natürlich scho» die germanische» schlechtweg, und in diesem Simie wird das Wort mich vo» anderen Schrift-neilern des ausgehenden Alterthums gebraucht. Kein Wunder also, daß in einer Zeit, wo nach Erneuerung der von Karl dem (Großen angeknüpfte», aber dann wieder gelockerten Veziehuugen zn Italien die klassischen Studie» i» Deutscklmid einen neue» A»fschw»»g nahmen, die lateinisch schreibende» Gelehrten bereitwilligst das aus Italien eingeführte ^sutonicuz aufgriffe», das im Klcuige dem heimifche» Worte wenigstens nahe kam, auch dasselbe zu bedeuten schien, dabei aber den werthuolle» Vorzug besaß, daß es de» Stempel des Alterthums trug. Nud vo» dem Beiworte ?o»tuuicu8 mar es dann z» dein Grundworte I«utc»iL» unr ein kurzer Schritt. Beide Ausdrücke verbliebe» der lateinische» Litteratnr des Mittelalters »»d kamen, als im 15. Jahrhundert mit den Schriften des Lantus das deutsche Alterthum entdeckt wurde, zu nenen Ehre». Das alte tb,60sti8«u.8 aber nmrde später ausschließlich von der altdeutschen Litteratnr des Mittelalters gebraucht.

Es versteht sich von selbst, daß das heimische Wort «twtizli dieselben Phasen durchlaufen hat wie seine lateinische» Gegenbilder, nur daß »ir die Entwickelung hier nicht so deutlich verfolac» koimen, weil zumal vor dem >>hre KXX) die deutschen Quellen der Litteratnr bei Weitein nicht so reichlich fließen, wie die lateinischen, ?lver wir sehen doch, wie das Wort, das noch von Aotker ('s 1022», der sich bekanntlich wegen der Meisterschaft, mit der er die beimische Sprache beherrschte, den Name»

I6utouiou8 erworben hat, lediglich von der Sprache gebraucht wird, bereits
im Annoliede, das um das Jahr 1080 verfaßt sein mag, von dein Lande
und dem Volke der Deutschen verwendet wird. Hier werden die Deutschen
noch als 6iut8clii liuti oder äiut,8cb.i mau bezeichnet. Aber in der Kaiser-
chronik, — jener versificirten Geschichte des deutschen Reiches, die weit in die
Nömerzeiten zurückgreifend, Dichtung und Wahrheit in bunter Mischung durch-
einander mengt — erscheint das Wort äiuti8k ohne den Zusatz von man. und
liuti bereits als Substantiv«»!. Der Dichter bezeichnet sein Polt schlechtweg
als die DnM^on, und da die Kaiserchronik unter der Negierung Lothars
des Sachsen entstanden ist, so erhellt, daß um das Jahr 1100 die Be-
wegung auch für das deutsche Wort abgeschlossen ist, ungefähr 100 Jahre
nach der endgiltigen Firirung des entsprechenden lateinischen Allsdrucks. Dem
Beispiel der Gelehrten sind die Dichter und mit ihnen auch die Masse des
Volkes allmählich gefolgt. Aber viel länger dauert es, ehe das Wort Deutsch-
lnnd aufkommt und das Bürgerrecht gewinnt. Die mittelalterlichen Schrift-
steller kennen zwar cliutisk Mut8ou) 1»nt, und >u 6iut8onon laucksu ist
eine vollkommen gangbare Bezeichnung. Aber erst zu Luthers Zeiten vollzieht
sich der Zusammenschluß der beiden Wörter zur Einheit. Luther folgt noch
gewöhnlich dem alten Brauch: zwar findet sich bei ihm „ganz Deutschland"
neben deutsch Land- aber in den obliqueu Casus giebt er der ungebundenen
Nedeform unbediugt den Vorzug-, er schreibt „in deutschem Land" oder „in"
und „aus deutschell Landen", auch „ins deutsch Land" oder „durch ganz
deutsch Land", wobei dann die Grenze zwischen der nnverbundenen Aus-
drucksform lllld dem Compositum bereits zu schwinden beginnt. Gleichwohl
ist sie auch hier noch vorhanden; sie liegt in dem Wortaccent, der sobald die
beiden Wörter bestimmt als ein Ganzes gefühlt werden, von dem zweiten
auf das erste Compositionsglied zurücktritt. Wenn ich spreche „ganz deutsch
Land", so empfinde ich noch deutsch als Adjectivum und halte in Gedanken
noch beide Ausdrücke, wenn auch nur schwach aus einander, wenn ich aber
die beiden Wörter unter einem Hochtou vereinige und diesen auf das erste
Compositionsaiied lege, so ist damit die in Gedanken vollzogene Einheit
auch durch deu sprachlichen Ausdruck bestätigt. Aehnlich ist Jungfrau aus
junge Frau, Junker aus Iuug Herr zusammengesetzt und das jetzt so be-
liebt gewordene aus Süddeutschland stammende „Altreichskanzler" bedeutet
viel mehr als der „alte Reichskanzler". So hat auch die Bildung des
Wortes „Deutschland" mehr zu sagen, als es auf den ersten Blick scheinen
möchte, denn das neue Wort ist der bündigste Ausdruck für die in Gedanken
längst vorhandene Einheit der Länder deutscher Zunge.

Wir haben bei dieser Ausführung ein wenig vorgegriffen, indem wir
die mittelalterliche Form 6iuti8k stillschweigend durch das neuhochdeutsche
Deutsch ersetzt haben. Schon einmal ist die Veränderung ini Nocalismus
berührt worden. Das mittelalterliche w wird im 14. Jahrhundert zuerst im
Bairisch-Oesterreichischen in sn umgesetzt, und dieser neue Doppellaut dringt

zunächst in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, voll hier aus ili die
Lutherische Bibelsprache, mithin auch in die neuhochdeutsche Gemeinsprache
ein. Wie aus linto Leute, aus linder Feuer, so mußte aus dem mittel-
alterlich süddeutschen äiutzoii eil« neuzeitiges Deutsch entstehen. Die Spuren
der alten Aussprache zeigen sich freilich noch heute im Allemannischen, wo
das Wort als äitscn erklingt, wie ja auch die Niederdeutschen, wenn sie die
Mundart sprechen, ihr altes nur in ü umgelcmtetes rr festgehalten haben.
Vollkommen rein wird deutsches en überhaupt verhältnißmäßig selten ge-
sprochen, eigentlich nur von den Niederdeutschen, die, wenn sie der Mund-
art entsagen, ««glichst die geschriebenen Laute wieder zu geben suchen. Die
Mitteldeutschen und Süddeutschen müssen sich Mühe geben, wenn sie die ihrer
Mundart anhaftende Neigung, geschriebenes su wie ei erklingen zu lasse»,
überwinden wollen, lieber die Veränderung des alten »K der Ableitungssilbe
in jenen Palatalen Reibelaut, den wir jetzt als sck bezeichnen, braucht
kaum gesprochen zu werden. Dieser von Oberdeutschland ausgehende Wandel,
der jenes oben schon berührte fränkische mitteldeutsche 8F zur Voraussehung
und Durchgangsstelle hat, beherrscht jetzt längst die gesammte Schriftsprache
und ist sogar bis in das niederdeutsche Sprachgebiet vorgedrungen, wo er
bekanntlich nur noch im Westfälischen zähen Widerstand findet.
Eben so einfach als die eben beschriebenen Lautueränderungen erklärt
sich die Thatsache, daß sich im Anlaute unseres Wortes nicht selten ein t
einstellte. Das geschieht schon im Mittelalter. Walther von der Vogel-
weide beklagt mit den berühmten Worten: „so vve clii-, linzeniu 2nuß6, niß
8töt <ttn orclsnunßß," den Verfall der Zucht und guten Sitte im deutschen
Reiche, und es ist wohl klar, daß hier und in anderen Fällen das t nur
der Erponent der ober- und mitteldeutschen Aussprache ist, die zwischen der
toi-tit, und 1sui8 keinen Unterschied kennt. So gehen in den Texten der
mittelalterlichen Dichter die Schreibungen 6iut8«Ii und tiuwcü friedlich
neben einander her. Wenn aber im 16. Jahrhundert die Schreibung mit
dem t trotz Luther, der unbeirrt an dein historisch berechtigten ck festhält,
der andern geradezu den Rang abläuft, so werden wir hier wohl den Ein-
fluß des lateinischen Isutc>nio,i8 zu erkennen haben; ja es scheint beinahe,
als ob in einer Zeit, wo das Nationalgefühl nach einer durch die religiösen
Kämpfe ueranlaßten Pause abermals aufzuflammen beginnt, die Dichter, die
als Dolmetscher dieser Gesinnung auftreten, die Fischart, Zinkgref, Weckherlin,
das Gefühl hatten, als ob das von ihnen bevorzugte tiuwcli, nenn man
es rein spricht, kräftiger klänge, als die Concurrenzform und sich daher besser
für die vielberühmte „teutfche Heldensprache" schicke. Wie dem aber auch
sein mag, jedenfalls behauptet die Schreibung „teutsch", vom Süden aus-
gehend, das gan.^e 17. Jahrhundert hindurch den Vorrang. Zwar Opitz und
die Seinen lehnen im Allgemeinen die neue Schreibart ab, ebenso die Haupt-
vertreter der sogenannten zweiten Menschen Dichterschule Lohenstein und
Hoffmannswaldllu. Aber daß der modische Brauch auch bis in den hoben

'Norden, wo ihm jegliche historische Berechtigung fehlt, gedrungen ist, lehren
zahlreiche Beispiele. Erst im 18. Jahrhundert beginnt ein entscheidender
Umschlag. Gottsched bekämpft in einem zuerst im Jahre 1728 veröffent-
lichten, später seiner deutscheu Sprachkuust einverleibten Aufsätze: „Erörterung
der orthographischen Frage, ob man Teutsch oder Teutsch schreiben solle/'
mit theilweiser veralteter (Gelehrsamkeit, aber doch siegreich die Schreibung
„teutsch", Klopstock, Lessing siud ihiu gefolgt. Aber Wiclaud behauptet iu
seinem „Deutschen Merkur" uoch das Recht des Süddeutschen, und (Goethe sagt:
Tics der LandLüiaiül wünscht und liedt,
Villss er deutsch, uma teutsch sich schreibe».
Und so lebte denn im 19. Jahrhundert die Schreibung teutsch noch fort.
Ernst Moritz Arndt giebt noch im Jahre 1813 Lieder für Deutsche heraus,
und ein Gelehrter wie Hattemer hat die Schreibung mit dem t noch im
Jahre 1847 allerdings mit gänzlich unhaltbaren Gründen vertheidigt. Nun
dürften auch die letzten Reste des fo lange Zeit eigensinnig festgehalteneu
Mistbrauchs verschwunden sein.
Die, wie wir sahen, nm das Jahr 1KX» abgeschlossene Fixirnng des
Wortes c!iuti8li hatte, wie schon einmal angedeutet, auch für das gallische
Nachbarland bedeutsame Folge». Nachdem an? dem ehemaligen Frankenreiche
die rechtsrheinischen Germanen als ^mitunss und 1'entoni ausgeschieden
wareu, verblieb der ehemals gemeinsame Name den Bewohnern des West-
reiches, und I''i'l>!!(i5cu8 wurde auf streng lautgesetzlichem Wege zunächst in
^ran^oiz, dann in I>nuyni3 umgebildet, daneben entstand aber an? dem
alten t!i6«c!i8cu8 oder t6u<U8CU8 ein t^ois, das freilich hauptsächlich vou deu
niederrheinischen Stämmen gebraucht wurde, während die Oberdeutschen nach
der zunächst wohnenden Völkerschaft als ^Ilemnnci^ (Allemannen) bezeichnet
wurden. Aber aus dem teu<1i80U8 entsproß noch ein anderes für das
Deutscht!,!»» geltende? Wort, da? sich länger erhalten hat als da-? längst-
verschollene, tvuii,, nämlich tiide8qu?. Zunächst in gelehrten Kreisen zur
Bezeichnung der altdeutschen Sprache, (beschichte und Litteratur verwandt und
somit genau dem Sinne entsprechend, den man, wie gesaat, in Deutschland
vom 1<>. Jahrhundert ab in das ausgegrabene t!ieocli8cu3 legte, nabm
es später die Bedeutung von unserm „altfränkisch" an und erhielt, als eine
verfeinerte Bildung sich von dem Ncckentlmm der germanischen Vorzeit ab-
gestoßen fühlte, sogar den Nebeusinn de? Rohen und Barbarischen.
)lll NNI8« tudc^ne «8t bix.llie.
>Iu!'F,>NI>!>Nt UN !'ll!U,,IU3 I^lduro,
sagt Friedrich der Große mit einer Bescheideubeit, die freilich wohl nicht
wörtlich zu uebmen ist, in Frankreich aber verkündigte mau mit bitterem
Hohn, auch nach Arouet? Säuberung blieben die Verse des König? noch
Wäs8(iuo, uno Klopstock spricht in seiner Ode „Die Rache" diese Worte
mit schadenfrohem Behagen nach, dann eignet er sich das frauzöstsche Wort

geradezu an, um die von ihm so bitter gehaßten Reimuerse damit in Acht
und Bann zu thun.
Auch in Italien hat das dort im Mittelalter schon geläufige Ilwu-
<ii8«u8 fortgewirkt. Hier ist es bekanntlich zu 'dem jetzt noch gangbaren
teäs8eu umgeformt. Aber im Mittelalter hat jedenfalls auch ^Ilsiugmio
gegolten, das erkennt man z. B. aus einen» Spruch Walthers v. d. Vogelweide,
in dem dieser den Papst Innocenz III. ausrufen läßt: ieb, u2n 2^en ^lnr»ii
«nämlich Otto IV. und Friedrich II.) uuäsr sin« Kraus brückt, cl»2 8i
«las rlelie 8to«rsn unä« ^vH8t«n. Für die Benennung des deutschen Landes
freilich war ein ^eä68c», nicht wohl zu brauchen, ein den« ^llsmkmun ent-
sprechendes HIlsiuHFna hat bestanden und besteht vielleicht noch heute, aber
das allgemein übliche Wort dafür ist bekanntlich 6erm»ui». Die Spanier
sind in der Aufnahme des Wortes ^Ilsiuauuc) den östlichen Nachbarn gefolgt.
Die Engländer bezeichnen mit deni Worte vuteu die stammverwandten
Niederländer, von denen sie es offenbar übernommen haben, als diese sich
selbst noch als viitoinusn, d. h. als Deutsche fühlten, von dem deutschen
Gesammtuolk gilt in England bekanntlich das aus der Gelehrtensprnche des
Mittelalters stammende <3srm»ii und Okt-man^.
Die Niederländer ließen natürlich dem großen Volke im Osten die herr-
schende Bezeichnung, auch als sie sich politisch von diesem getrennt hatten;
einen besondern Weg aber haben die nordischen Völker eingeschlagen. In
ältester Zeit hieß, wie man aus der Edda ersieht, der Deutsche summt den
Hunnen der Südliche (8u6uro«nn), später tritt dafür 8»xn nebst 8nx1avä
ein, indem man nach bekannter, eben auch bei den Romanen beobachteter
(Gewohnheit den Namen des zunächstwohnenden Stammes auf das ttesmnmt-
volk übertrug. Diese Bezeichnung dauert noch jetzt im Finnischen fort, aber
die Dänen und Schweden haben längst dem Einfluß der deutschen Gemein-
sprache nachgegeben und ein t^ä8k, beziehungsweise tv8k aufgenommen.
Die Slaven nennen den Deutschen u^mxLt, d. h. den Stummen, weil
er in ihrer Sprache nicht mitreden kann, und dieses nach der Mundart
der verschiedenen Stämme, von denen es gebraucht wird, leicht umgestaltete
Wort ist auch in's Ungarische und Walachische eingedrungen. Die Griechen
haben das alte I'e^«vi? wieder herbeigeholt, nachdem, wie schon bemerkt,
im ganzen byzantinischen Neiche Jahrhunderte lang das vielumfassende
<pp-inQ'. für die Deutschen mitgegolten hatte*).
Nun aber scheint noch eine Bezeichnung zu fehlen, und zwar eine solche,
die nicht aus der Fremde stammt, sondern in Deutschland selbst heimisch ist.
Wer kennt nicht die den patriotischen Dichtern so geläufige Phrase „Deuts

*) Was das litthauische >VuIiiLti3 und VVuuKio, das lettische Wanxiz, >V»I»«Kn!ms
bedeutet (»«mme heißt Land, z. N. Aon»^ 8«m!^ Neuland), weiß ich nicht. Von den
Tpott- und Schimpfnamen haben wohl im Osten der Schwob, im Westen der ?iu8«ieu
eine gewisse Berühmtheit erlangt. Aber daß die Ungarn die Deutschen spottweise als „Noh-
fresser" bezeichneten, meldet schon in seiner bairischen Chronik Aucntin.

Söhne"? Wann ist sie entstanden, und wer ist der Teut, dein sie ihren
Ursprung verdankt? Um dies klar zu erkennen, muß man einen Blick in
die Chroniken der Reformationszeit thun. Sebastian Frans (1499—1542)
erzählt im ersten Capitel seiner deutschen Chronik Folgendes: „Noha, schreibt
Nauclerus und Berosus, Hab nach dem Sündfluh under anderen sünen auch
Tuisconem den Risen geboren. Mn Tuiscon der Teutschen Vatter hat ge-
zeugt Mannum, der hat geborn Ingevon, diser Istevon, der Herminonem,
der Marsum, der Ganlbriniun!, Gambrinius Suemmi, Sueuus Vandalum,
Vandalus Hunnunl, Hunnus Herkulem, Herkules Teutonem. Hase Lsro-
8U8." Hinzugefügt wird, das Weib Noahs, das den Tuisco geboren habe,
sei mit drei Namen, Vesta, Terra oder Tytea genannt, und Berosus stimme
mit Tacitus überein in der Angabe, daß Tuisco von der Terra geboren sei.
Nach der Sündfluth sei dann Tuisco ausgezogen und habe in Europa ein
großes Reich gegründet. Nach ihm seien seine Nachkommen ^ai8ci genannt
worden. Diese seltsam fabulirende Darstellung will offenbar zweierlei: erstlich
den Bericht des Tacitus, der die Germanen von dem erdgeboreuen Gotte
Tuisco und dessen Sohn Mannus abstammen läßt, mit der biblischen Fluth-
sage und der Ueberlieferung von der Erneuerung des Menschengeschlechts in
Einklang bringen und die bei Tacitus vorkommenden Völkernamen durch die
Aufstellung von Stammvätern in dessen Sinne erklären, wobei dann eine
Stmmnesfolge hergestellt wird, die theilweise recht komisch wirkt. Allerdings
ist die Sache nicht ganz so schlimm, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint.
Denn wenn man bei dem Namen Gambrinius an den sagenhaften flandrischen
Herzog denkt, dem die Erfindung des Biers zugeschrieben wird, und bereits
gegen die ihm erwiesene Auszeichnung protestiren null, so wird man eines
Bessern belehrt, wenn man sieht, daß in dem Nauklerus, dem von Franck
citirten Gewährsmann (l' 1510), nicht Gambrinius, sondern Gambrivius
steht, was den postulirten Stammvater des bei Tacitus neben den Marsen,
Sueoen und Vandalen aufgeführten Stammes der Gambriuier bedeuten
soll. Allerdings ist der mythische Gambrivius wegen der Aehnlicbteit des
Namens dann bald mit dein flandrischen Gambrinus verschmolzen worden,
wie sich mit voller Deutlichkeit aus einem in Knittelversen abgefaßten Ge-
dicht ergiebt, das bereits der ersten Ausgabe des deutschen Auentinus
(1477—1534), die im Jahre 1566 von Simon Schard besorgt wurde,
gleichsam als Einleitung beigegeben ist. Es führt den aufgedunseneil Titel:
„Bildniß oder Contra Faktur der zwölf ersten alten Teutschen König und
Fürsten, welcher Tugend und Thaten vor andern gerühmt nnd gepreist
und bei den Geschichtsschreibern wie auch in nachfolgenden Chroniken gedacht
wird samt kurzer Beschreibung ihres Ursprungs und Herkommens mit An-
zeigung, zu was Zeiten sie regiert und gelebt haben," ist also mit den
Bildnissen der gefeierten Heroen ausgestattet und giebt einen Bericht über
ihr Lebe» und ihre Thaten, der »oll von den abenteuerlichsten Einfällen
ist. Hier wird der angebliche Sohn des Marsus zwar noch Gambrivius
-,

benannt, aber bereits zum König von Vrabant und Flandern und zun:
Erfinder des Braugewerbes gemacht,

„wie er solchs von Osiiide
Gelehrnt hett' und von Iside",

was weiter nicht auffallen kann, da der deutsche Stammvater zur Zeit des assyrischen Königs Neloch gelebt haben soll. Von so tollen Auswüchsen haben sich nun freilich die älteren Chroniken frei erhalten. Aber an ausschweifender Phantasie fehlt es auch ihren Berichten nicht, und es ist noch nicht das Aergste, daß sie den Hercules und Hunnus in die Reihe der deutschen Stammväter aufnehmen. Denn Tacitus nennt ja den Hercules, indem er ihn mit dem Donar identificirt, als einen der germanischen Götter neben dein Mars und Mercurius, und die Hunnen waren im Bewußtsein jener unkritischen Zeit ebenso wenig von den Germanen geschieden, als dies in der nordischen Sage, wie sie in der Edda vorliegt, der Fall ist. Ueberdies waren solche Mischungen und Anachronismen in der Nenaissancezeit nichts Unerhörtes, sehen wir doch, um ein nahe liegendes Beispiel anzuführen, wie am Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses der griechische Hercules friedlich neben Iosua, Samson und David steht.

Wenn nun alle diese Phantastereien für die Geschichtsschreibung des sechzehnten Jahrhunderts höchst bezeichnend sind, so wird die Sache noch interessanter, wenn man sich nach dem Ursprünge all dieser Legenden umsieht. Berosus, der nicht nur von Sebastian Franck, sondern auch von Nauclerus als Quelle genannt wird, hat seine chaldäische Geschichte, von der nur noch einzelne dürftige Fragmente erhalten sind, mindestens zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung geschrieben, er kennt die Fluthsage und Noah, der von ihm Xisuthros genannt wird, weiß aber, wie sich von selbst versteht, kein Wort von Germanien und dessen Bevölkerung. Das Werk des Berosus, ans das sich Franck und Nauclerus berufen, ist eine Fälschung des Giovanni Nanni, eines Dominikanermönches in Viterbo, die im Jahre 1491 nn's Licht trat*). Seinen schwindelhaften Bericht haben die gutmüthigen Deutschen treuherzig nacherzählt, wobei ihnen besonders die auf zufälligein Gleichklang beruhende Herleitnng des Wortes I°ui8oi (die Deutschen) von Inizco einleuchten mochte**). Auentinus wenigstens setzt das fremdklingende ^uizoon schlankweg in Tuitscho, Tmtsch oder Teutsch um und gewinnt dadurch den Deutschen einen Ahnherrn, der sich schon durch den Klang seines Namens als solchen zu erkennen giebt. Nun ist die Brücke zu dem von uns gesuchten

*) Tic Fälschung ist übrigens schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt worden.

**) Uebrigeus liest man jetzt anstatt ?»!«?<, in Tacitus' tlermznin meist Imsto, was besser beglaubigt, aber nicht viel leichter zn erklämi ist. Es ist deswegen auch mehrfach vorgeschlagen, leuto zu lesen. Das klingt ganz plausibel, nur will es nicht recht passen, bah Mann, d. i. Mensch, der Repräsentant der Gattung, zum Sohn des Teuto, dem Repräsen» tanten des Stammes, gemacht wird. Man mußte denn annehmen, daß Tacitus die Reihenfolge verwechselt und den Teuto anstatt des Mannns an die Spitze der Ahnenreihe gestellt habe.

Teut geschlagen, aber wohl erst unter dein Einflüsse des Teuto, der in der oben angeführten Uhnenreihe als der Letzte erscheint, wird der neue Name endgültig festgelegt. Diesen Teut nennt schon Luther in seiner Schrift über die Eigennamen der Deutschen und ihre Herleitung uon alten Stammwörter, behauptet dabei, die alten Deutschen hätten so ihren Gott bezeichnet und stellt das Wort unrichtig genug einerseits mit dem hebräischen ^1^ (8c>3) „Frennd", anderseits mit dem griechisch-lateinischen äeu8 zusammen. Nun verliere ich aber von dein Teut die Spur. Ich finde den Namen nicht bei den Schlesiens, auch Lohenstein scheint ihn in seinem „Arminius und Thusnelda" nicht zu haben. Erst bei Klovstocks Nachfolgern finde ich ihn wieder, da begegnen Wendungen wie Teuts Baum, Teuts Barden, Teuts Söhne, und Boß hält es für nüthig, in einer der feinen Oden beigegebenen Anmerkungen das Wort Teut zu erklären: Teut sei gleich dem Tuiskon, einem fabelhaften Stammvater wie V»nn8 (8io), ^.ed.aml8, Ion und ähnliche. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Wort vor den Zeiten der Bardenpoesie der deutschen Litteratur vollkommen entfremdet sei; gewiß kommt es auch in dieser Zeit öfter vor: wer möchte aber das ganze Gestrüpp der deutschen Dichtung uon Opitz bis Klopstock nach dem einen Worte absuchend Aber mag es hier und dort begegnen, als die Basis stehender Formeln scheint es erst von Klopstocks Jüngern in die Poesie eingeholt zu sein. Klopstock selbst verwendet niemals Teut, sondern nur das gleichbedeutende Tuiscon — uon ihn« selbst Thuiscon geschrieben — und bildet davon ein tyiniuinum Thuiscone, womit er die deutsche Muse oder die deutsche Sprache bezeichnet. Wenn aber in gleicher Bedeutung bei ihn, auch Teutona erscheint, woraus Voß in seiner an Stolberg gelichteten Vorrede zur Uebersehung der Odyssee dem Metrum zu Liebe Teutonii, Namler Teutonica gemacht hat, so ist es klar, daß diese Neubildung auf das lateinische ?6uwiie8 zurückgeht, nud es klingt seltsam genug, wenn Klopstock selbst in einer Anmerkung zu seinen Oden erklärt, die Ableitungssilbe a müsse als deutsche Endung aufgefaßt werden.

Und nun zurück zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zurück zu der Frage, ob man sagen soll: wir Deutsche oder wir Deutschen. Deutsch ist, wie wir gesehen haben, eigentlich ein Ndjectivum und unterliegt somit allen für diesen Nedetheil geltenden Gesetzen. Steht der bestimmte Artikel davor, so wird es schwach gebeugt, erscheint es artikellos, so tritt die starte Flexion ein, und so heißt es zweifellos und nach der Analogie: die Deutfchen, aber: Deutsche. Nicht so einfach aber liegt die Sache, wenn einem Adjectivum ein persönliches Pronomen ich, du, nur, ihr vorhergeht. In diesem Falle — sagt Jacob Grimm im 4. Bande seiner Grammatik — scheint der Organismus unserer Sprache die schwache Form zu fordern. Diefes „scheint" ist bezeichnend genug; es bedeutet, daß die Regel, weun sie überhaupt jemals gegolteu hat, schou frühzeitig in's Schwanken gerathen war. Im dreizehnten Jahrhundert steht die Sache so: in der Einzahl überwiegen die starken Formen, obwohl auch die schwache» häufig genug vorkommen, in

der Mehrzahl giebt man den schwachen unbedingt den Vorzug, d. h. man findet: ion tnmbs, ien »rins, aber häufiger ion tniuber, iou lli-inyr, in der Mehrzahl jedoch regelmäßig: ir Quoten llinte, und so auch im Accusativ z. N. ßot, cker un 8 vil armen 8oduof. Dieser Brauch gilt auch noch zu Luthers Zeiten. Wie Lnther sagt: ihr lieben Leute, so schreibt er auch: wir Deutschen, und im Accusatiu: uns Deutscheu. Ebenso auch seine Zeitgenossen, wie Hütten und Murner, und auch bei Lohenstein, Gottsched, Klopstock, Goethe finde ich: wir Deutschen. Aber allmählich wird doch eine Art uon Ausgleich wenigstens angebahnt, indem man zu Gunsten der Einzahl auch in die Mehrzahl die starke Form einzuführen begann. Lessing schreibt bereits in der Hamburgischen Dramaturgie: nur Deutsche*.) In Herders Fragmenten zur deutschen Litteratur liest man: ihr Deutsche, aber auch: ihr arbeitsamen Deutschen, und wir armen Deutschen. Ebenso: ihr gelehrten Weisen und ihr Weltweisen, dagegen aber: nur arme uneingeweihte Leser; kurz mau sieht, das; der Gebrauch zwischen schwacher und starker Form bei Herder wenigstens regellos hin- und herschwankt. Das ist keine Frage, die schwache Form hält sich neben der neuaufkommenden starken im Gebrauch, und es ist offenbar zu viel behauptet, wenn Jacob Grimm sagt, daß sich im Neuhochdeutschen der Pluralis zuweilen auch der schwachen Form bedient, besonders wenn ein Substantiv auf das Adjectiv folgt, ihr armen Leute, ohne Substantiv aber: ihr Arme, ihr Unglückliche. Im Gegentheil: heute kommt ihr Anne, ihr Unglückliche gewiß seltener vor, als ihr Annen, ihr Unglücklichen, und man kann die Grimm'schen Sätze geradezu umkehren.

Anders liegt jedoch die Sache im Accusatiu: Hier ist jetzt die starke Forin die allein übliche; nicht: er wird euch Unglücklichen beschenken, sondern er wird euch Unglückliche beschenken, ist heute das gültige, und wenn Luther noch sagen konnte und gesagt hat: der Papst hat uns Deutschen beraubet, so kommt uns dies heute wie ein Mißgriff svor, und wir sprechen mit Heinrich uon Kleist: „er wirft mich jetzt uns Deutsche in den Staub." Demnach verlangt die Analogie des heute bestehenden Sprachbrauches für den Accusatiu zwar „uns Deutsche", für den Nominativ aber „nur Deutschen", und so ließe sich am Ende voraussehen, daß die Wendung „wir Deutsche" allmählich wieder verschwinden wird**).

Indeß der Sprachgebrauch hat seine Launen, und wenn irgendwo, so gilt im Leben der Sprache das Wort: Macht geht vor Recht. Es läßt sich recht wohl denken, daß die Phrase: nur Deutsche, wenn sie nach den: Vorgange Bismarcks in dieser Forin häufig geschrieben und gesprochen wird, aller Analogie zum Trotz sich siegreich behauptet und isolirt als ein Wahrzeichen einer aroßen Zeit nnd ein Kraftwort eines großen Mannes bestehen bleibt.

*) Aber in der Vorrede zum Laoloon heiht es noch: wir Deutschen.

"1 Daß im Accuslltio die starke Form durchgedrungen ist, eillärt sich aus dem Bedürfnis;, die Accuslltivform von dem gleichlautenden Dativ z» trennen.

# Goethe und Heine über die irische Frage.

von

Itarl Blind.
— london, —

I.

mich Gladstone als elfter Staatsminister von der Vühne ab-
getreten, so hört man doch seine Anhänger selbst jetzt noch oft
die abenteuerliche Vehauptnng wiederholen: die ganze „ciuilisirte
Welt" in ihren bedeutendsten geistigen Größen sei von jeher in miserem
Jahrhundert für Irlands Recht auf Herstellung als Sonderstaat und gegen
die Erhaltung der Neichseinheit gewesen. Hören wir daher einmal, wie
zwei deutsche Dichter ersten Ranges in Vezng ans Irland gedacht haben.
Des Einen Ruhmesglanz ist anerkannt von olympischer Erhabenheit.
In Dingen des Weltlanfes gilt sein Urtheil als parteilos, aller Voreinge-
nommenheit fremd. Da er gleichwohl nickt blos das Flügelroß ritt, sondern
auch als Staatsminister im Negierungssattel saß, so war er immerhin
darauf angewiesen, sich mit politischen Fragen genauer zu beschäftigen. Der
Ändere, der „ungezogene Liebling der Grazien", dessen Lieder so oft wie
aus dein Tieftnnersten des deutschen Volksherzens entquollen erscheinen,
dessen Verstandesschärfe und schneidender Witz in trüber Zeit entschieden
befreiend gewirkt haben, der bis zn seinem Lebensende, trotz einiger be-
dauerlichen Verirrungen, so deutsch verblieb, daß er sich nimmermehr zur
Annahme des französischen Bürgerrechtes entschließen konnte, hat sich Jahre
hindurch politisch als Mitarbeiter der damals bedeutendsten deutschen Zeitnng
bethätigt. Ihn: waren die staatlichen Angelegenheiten ein tägliches Studium.
Das Urtheil dieser Geisteskämpfer ist also wohl etwas werth.

Zu dein Hinweise auf Goethe liegt noch ein besonderer Grund vor.
Nicht allzu lange ist es ja her, daß Gladstone in einer Abhandlung über

Dichtkunst, in welcher er die großen neueren Literaturen seit dein Ausgange der Griechen- und Römerzeit mitbesprach, die Welt durch die Mittheilung überraschte: „Der Zeitraum des deutschen Schriftthums sei verhältnißmäßig der kürzeste, denn mau dürfe sagen, er sei durch die Lebensjahre Goethes umschlossen"!
Mittels einer Verkürzung, wie sie die größten Künstler kaum je kühn genug waren, auf einem Gemälde anzubringen, stieß Gladstone damit nahezu ein Jahrtausend unserer Litteratur, unsere Heldendichtung, unsere Minne- und Meistersinger und die nachfolgenden Schulen, einfach in das Nichts zurück. Das ist um so merkwürdiger, da Goethe in „Wahrheit und Dichtung" offen bekennt: er habe anfänglich Hans Sachs in Geist und Form sich zum Vorbilde genommen. „Um einen Voden zu finden," schreibt er, „worauf man poetisch fuße», um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen . . . und so befreundete man sich mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache: wir wollten leben und nicht lernen. Hans Sachs, der wirkliche meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht, wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realismus sagte uns zu, und nur benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde".
Es gab also, trotz Gladstone, doch auch schon starke Dichter vor Goethen. l'u.ßrs lortS8 unts Hßninymnona.
Da nun der englische Staatsmann jedenfalls Goethen in so fern sehr hochstellt, als er ihn zum Vertreter und Mittelpunkt der gesummten deutschen Litteratur erhebt, so wird es immerhin von Nutze» sein, zn vernehmen, was dieser große alte Dichter über Irland zu sageu hat. Goethe gehörte ja sicherlich zu der „civilisirten Welt", von welcher der englische (oder urschottische?) Staatsmann so oft behauptet: sie stehe auf der Seite der Homeruler. Ob freilich Goethe das Zeug dazu besaß, ein Urtheil in der Sache abzugeben, das könnte Gladstone, seiner beliebten Gewohnheit gemäß, auch wieder in Frage stellen. Fragen wir also zuerst, wie es damit steht.
Aus Eckermanns „Gesprächen" ergiebt sich, daß Goethe nicht blos englische Litteratur auf's Eifrigste studirte, sondern auch die englische Politik aufmerksam verfolgte. Wie den Griechen und den Franzosen, so erklärte er, Shakespeare, Sterne nnd Goldsmith viel verdankt zu haben. Es ist wohlbekannt, wie er sich mit Fielding, Walter Scott, Vyron, Moore, Carlnle beschäftigte. Fräsers „Foreign Review" und die „Edinburgh Review" fanden sich auf seinem Tische. Die englische Geschichte bezeichnete er als vortrefflich zu poetischer Darstellung geeignet.

well sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines enthalte. Das Studiuni der euglischen Sprache und Litteratur empfahl er auf's Wärmste.

Oft hatte Goethe Besuch von durchreisenden Engländern. Einem derselben, der ihm bemerkte: „es gebe jetzt fast keinen jungen Engländer von guter Familie, der nicht Deutsch lernte," erwiderte Goethe freundlich: „Wir Deutschen haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht nm ein halbes Jahrhundert zuuorgethan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der euglischen Sprache und Litteratur, so daß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein."

„Es ist ein eigenes Ding," sagte Goethe einmal zu Eckermann; „liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen Anderen Etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das Alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd nnd verlegen. Vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen ... Als deutscher Hausvater, dein die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter nur die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Thronen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden."

Als Eckermann einwendet: „Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher unternchtetcr und von Herzen vortrefflicher wären, als andere Leute auch," da erwiderte Goethe:

„In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht. Es liegt anch nicht in der Geburt nnd in« Neichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen Nichts verbildet und verbogen; es sind immer durchaus comvlete Menschen. Auch comvlete Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht. Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu Gute, so daß sie sowohl iu der Familie, als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich freieren Entwickelung genießen, als bei uns Deutschen."

Bei anderer Gelegenheit äußerte sich Goethe abfällig über „die persönlichen Erscheinungen besonders jüngerer deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung", die „jung ohne Jugend sind und sich nur an den

höchsten Problemen der Spekulation interessiren." Daran knüpfte er die Bemerkung: „Könnte man nur den Deutschen, nach deni Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zu Theil werden."

Das sind blos ein paar Aeuherungen, lediglich gewählt, um zu zeigen, daß Goethe auch in diesen Dingen einen guten Blick besaß. Was nun politische Angelegenheiten betrifft, so las er ebensowohl Londoner, als Pariser Blätter. Bei einen, Staatsminister erklärt sich das ja leicht. Daß er übrigens englische Einrichtungen uicht unbedingt pries, erhellt aus seinen häusigen satirischen Bemerkungen über die ungeheure Besoldung der hohen Geistlichkeit der englischen Staatskirche, ihr unapostolisches Wesen und die Lächerlichkeit der „Neununddreihig Artikel". Kam er darauf zu reden, so that er es gern „mit Malice und Ironie; gelegentlich mit der Miene und dem Tone seines Mephisto". So berichtet Eckennann — über Goethe, nicht über Heine, wie ein Unwissender da auf den ersten Blick vielleicht meinen könnte. Einen englischen Bischof, der Goethen eine Predigt über die Unsittlichkeit seines „Werther" halten wollte, ließ er im Gespräch, um es kurz zu sagen, derb abfahren, worauf dieser Herr so sanft wie ein Lamm wurde und sich fortan der größten Höflichkeit und des feinsten Tactes befliß.

Infolge feiner freien Anschauung in religiösen Dingen war Goethe nicht blos der päpstlichen Kirche, sondern auch dem protestantischen Sectenwesen abhold. Er erkannte aber an, daß dnrch Luther und die Reformation die Abschütteln»«, der geistigen Fesseln möglich geworden. Die Jesuiten und ihre Reichthümer hielt er für eine Staatsgefahr.

Als nun die irische Frage im Jahre 1829 in Gestalt der Katholiken-Emancipation an die Tagesordnung im englischen Parlament kam, sah Goethe voraus, daß der Antrag durchgehen würde, und er selbst wünschte dies. Er glanbte nnd hoffte indessen, es würden solche Bestimmungen getroffen werden, daß der Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden könne. Er setzte hinzu: „Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben." Säße er (Goethe) im englischen Parlament, so würde er die Emancipation nicht hindern, aber eine Erklärung zu Protokoll nehmen lassen, an die man dereinst denken möge.

Kurz vor der Ertheilung der königlichen Zustimmung znr Emancipations-Vorlage sagte Goethe: „Man erfahre bei dieser Gelegenheit manches Lehrreiche, woran Niemand gedacht habe. Recht klar werde man zwar über den Zustand Irlands nicht; die Sache sei zu verwickelt. So viel aber sehe man, daß dies Land an Nebeln leide, die durch keiu Mittel und also auch nickt durch die Emancipation gehoben werden können. Den irischen

Katholiken aber sei gar nicht zu trauen." Mau sieht, welchen schlimmen
Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Uebermacht der fünf
Millionen Katholiken bisher in Irlaud gehabt haben, und wie zum Bei-
spiel arme protestantische Priester gedrückt, chicanirt und gequält wurden,
die von katholischen Nachbarn umgeben waren. „Die irischen Katholiken",
sagte Goethe, „vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen,
wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunden
gleich, die sich untereinander beißen, aber, sobald sich ein Hirsch zeigt, so-
gleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."
Aus solchen Aeußerungen läßt sich mit Sicherheit schließen, daß
Goethe die Errichtung eines in seiner überwiegenden Mehrheit aus Röm-
lingen bestehenden Sonderparlamentes in Dublin, unter dessen Herrschaft
die protestantische, reichstreue Minderheit niedergebeugt würde, unbedingt
verworfen hätte.
Wir haben hier des größten Dichters eigene Worte wiedergegeben.
Niemand wird sagen können, daß er über den irischen Ultramontnnismus
aus beschränktem kirchlichen Standpunkte geurtheilt habe. Was er sagte,
ist im Grunde nur das, was Gladstone 1874, nachdem er in Folge seiner
irischen Hochschul-Bill durch die ultramontanen Iren gestürzt worden war,
in viel schärferer Weise geschrieben hatte. Heilte mag er freilich nicht mehr
daran erinnert werden.
Goethe lebte noch zwei Jahre nach Daniel O'Connells „Repeal"-
Bewegung für Wiederauflüsung der gesetzgeberische« Union zwischen Groß-
britannien und Irland. Allein selbstverständlich kam aus Goethes Munde
kein Wort zu Gunsten dieser rückschrittlichen Bestrebung, wohl aber manches
Wort zu Ehren Luthers und der Reformation. So äußerte er sich noch
ein paar Tage vor seinem Tode, nachdem er im hohen Greisenalter all-
mählich von der freiesten Weltanschauung etwas abgegangen war und wieder
religiös eingelenkt hatte.
Hier mag daran erinnert werden, daß Daniel O'Connell seinerseits
auf dem Todtenbette sich als Mitglied des Jesuiten-Ordens ergab.
Dieser Thatsache gedachte vor ein paar Jahren ein englisches Dissenter-
Blatt in einem Aufsatze, der gegen die Übertragung der Negierung
Irlands an die ultramontane Nationalisten-Partei dringende Warnung erhob.

## II.

Wenden nur uns nun zu dem jüngeren Dichter, der in so merkwürdiger
Weise die zartbesaitete Seele des tief fühlenden Liedersängers mit dem ätzenden
Witze eines modernen Aristophnnes verband.
Seine Ansicht über Irland hat Heine gewiß nicht aus übergroßer
Liebe zu England geschöpft. Nur zu gern stichelte er ja, ungleich Goethen,
auf die Engländer, versetzte ihnen auch oft einen nicht ganz ordnungsmäßigen

Hieb. Das hat indessen die Engländer nicht gehindert, Heinen in neuerer
Ieit mehr und mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, trotzdem daß der Zauber
von so vielen seiner Lieder in der englischen Uebertrngung nur schwach er-
halten bleibt und die gebotenen Übersetzungen überhaupt an manchen be-
denklichen Mängeln leiden.
In seinen „Englischen Fragmenten" (1828) ruft Heine aus:
„Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten.
Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside;
er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten Leipziger
Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein
Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen. Der ewige Geist, der
darüber schwebt, wird ihn anwehen; die verborgensten Geheuunisse der ge-
sellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren; er wird den
Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen Aber
schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese
kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit
der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und
zerreißt das Herz."
Es schien dem Dichter, als er auf die tosenden Straßen blickte, „als
sei ganz London so eine Beresina-Vrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst,
um sein bischen Leben zu stiften, sich durchdrängen null; wo der kecke
Reiter den Fußgänger niederstampft; wo derjenige, der zu Boden fällt, auf
immer verloren ist; wo die besten Kameraden fühllos. Einer über die
Leiche des Anderen, dahineilen, und Taufende, die, sterbensmatt und
blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten,
in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen." Mit ausgesuchtem Spott
behandelt Heine die Steifheit, die Schweigsamkeit, die starre Nechtgläubig-
keit, das Puritcmerthum eines großen Theiles der Engländer. Bei einer
Vergleichung zwischen Wellington und Napolon überschreitet er in seinem
Hohn gegen den Sieger von Waterloo alles Maß des Erlaubten.
Doch in Folgendein hat er schon eher wieder Recht. „Wenn man
mit den: dümmsten Engländer über Politik spricht," sagt Heine, „so wird
er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald mau aber
das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts
als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung
der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente
die Emcmcipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage,
worin Politik und Religion collidiren. Selten in ihren parlamentarischen
Verhandlungen ist es den Engländern möglich, ein Princip auszusprechen."
Kein Ire wird also Heine anklagen können, für England vorein-
genommen oder katholikenfeindlich gewesen zu sein. Er war unbedingt für
die Emancipation. Er lobte Pitt, Burke, den „großen Renegaten der

Freiheit", wie auch Canning, ob ihrer Haltung in dieser Sache. Die anglikanische Kirche bezichtigte er, um ihrer Zehnten willen Gegnerin der Emancivation zu sein. Andererseits erkennt er an, es sei „jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiösem protestantischem Eifer hervorgegangen: ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt und sie diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten laßt."

Auch einige Warnungen gegen die Römlingsbestrebungen sind eingeflochten, obwohl „in flipprigem Tone", wie er selbst es nennt — „denn je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln", sonst wäre das blutige Gemetzel, das schaurige Sichelwetzen des Todes, in den weltgeschichtlichen Kämpfen nicht zu ertragen. Ganz Heine'sche Art!

Im Jahre 1841, als er ein gut Theil mehr über England gelernt hatte, schrieb Heine eine Beurtheilung des „Lebens von Thomas Reynolds", verfaßt von dem Sohne desselben, der das Andenken des Vaters zu retten suchte. Reynolds war in die Verschwürung von 1798 verflochten gewesen, hatte aber, als er ihre äußersten Ziele erfuhr, der Regierung Mittheilung davon gemacht und trat bei dein Landesuerraths-Processe als Zeuge gegen die Angeklagten auf. Man kann über Reynolds' Persönlichkeit wohl anderer Allsicht sein, als Heine. Wir wollen diesen Punkt hier unerörtert lassen. Folgendes aber schreibt der deutsche Dichter: Nach solcher Beleuchtung, wie sie in dem ihm vorliegenden Werke gegeben worden, könne man nicht mehr ein hartes Verdammungsurtheil über den Mann fällen, welcher der auf Losreißung von England ausgehenden Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, der aber „jedenfalls, wir müssen das gestehen, seinem Vaterlcmde einen großen Dienst leistete. Denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den Neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll ans den» irländischen Volke lastete, ihm aber dereinst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden."

Ohne solche Verschmelzung, bemerkt Heine, würde Irland eine sehr klägliche Rolle spielen in den nächsten europäischen Völkerturnieren. Der ganze Zug der Zeit gehe auf Bildung geschlossener Staatenmassen. In allen Ländern suchen, nach dem Beispiele Frankreichs, die nachbarlichen, sprachuerwandten Stämme sich zu vereinigen. Die Zeit werde kommen, wo die besten Vaterlandsfreunde in Dublin sich der Einsicht von der Nothwendigkeit der Neichseinheit nicht länger verschließen könnten.

Zur Stunde sei zwar eine solche duldsame Beurtheilnng der Verhältnisse
noch nicht möglich in dem grünen Erin, wo die Oranien-Männer und die
katholisch-nationale Partei sich fortwährend grimmig gegenüberstehen; denn
„während Erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelms die
freudigsten Toaste bringen, trinken Letztere auf die Gesundheit der statinen
Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach."
Im weiteren Verlaufe geht Heine in feinem »monistischen Eifer fo
weit wie nur möglich, um Reynolds zu rechtfertigen und ihn gegen die
Beschuldigung, aus Eigennutz gehandelt zu haben, in Schutz zu nehmen.
Er bezieht sich dabei auf das Zeugniß der vornehmsten Staatsmänner in
England, namentlich auf den Earl of Chichester, den Marquis Camden und
den Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung
standen. Um sich nicht einem Mißverständnisse auszusetzen, fügt er bei:
„Wie wenig ich auch diese britischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht
an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daß sie für
einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden."
Ueber Wolfe Tone, der 1798 die Franzosen nach Irland herüber-
brachte, hatte Heine noch die bis vor Kurzem ziemlich allgemein günstige
Meinung, was die Persönlichkeit desselben betrifft. „Er war," fchreibt er,
„ein edler Mensch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agitirte
einige Zeit als bevollmächtigter Gesandter der Verschworenen bei den fran-
zösischen Republikanern. Nach Irland kehrte er zurück mit der Expedition,
die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm."
Man ist heute über Wolfe Toue besser unterrichtet. Man kennt ihn
nunmehr aus seinen eigenen, nnlängst von einen» der entschiedensten irischen
Nationalisten, Herrn Barry O'Brien, wieder herausgegebeneu Tage-
büchern. Da erscheint Wolfe Tone ganz cynisch als ein Abenteurer, der
sich ursprünglich der englischen Regierung anbot, und zwar nicht ein-, sondern
zweimal, und der erst auf die Seite der irischen Empörer trat, nachdem
er mit seinen Gesuchen abgewiesen worden war. Bei Pitt wollte er sich
zuerst einen Freibrief für Kaperei gegen Spanien erwirken, weil damals
ein Krieg mit diesem Lande in Aussicht stand. Da ihm dies nicht gelang,
schwor er, Rache an Pitt und England zu nehmen.
Indessen überlegte er sich die Sache nochmals und machte einen ähn-
lichen Versuch bei Lord Greville. Auch da erhielt er einen abschlägigen
Bescheid, und nun ging er unuennittelt zur irischen Nationalpartei und zu
Frankreich über, ohne auch nur, obwohl er dort als Bevollmächtigter handeln
sollte, der französischen Sprache mächtig zu sein. Er suchte sich bei diesen
Unterhandlungen auszubedingen, daß, wenn Irland von den Franzosen
erobert sei, er in der durch sie auf der Insel einzusetzenden Regierung
eine Stellung erhalte. Gefangen genommen, schnitt er sich im Gefängnisse
den Hals ab, um dem Tode am Galgen zu entgehen. Seitdem galt er

als einer der edelste» Blutzeugen seiner Partei. Allein, wie gesagt, seine eigenen Tagebücher, in denen sich noch andere unerquickliche Enthüllungen über ihn selbst finden, haben jetzt diese Legende zerstört.

Ueber den Einfall der Franzosen nach Irland (1798) bemerkt Heine: „Die Erzählung von der Expedition ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in Irland finden würde, wenn sie besser organisirt wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, commandirt von General Humbert, mit Uebermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben."

Heine giebt dann eine Beschreibung sowohl der blutigen Rohheit der irischen Empörer, als auch der von den siegreich gewordenen Engländern verübten Gräuel, und wie unter den Aufrührern selbst das furchtbarste gegenseitige Mißtrauen geherrscht habe. Er hofft und ist überzeugt, „im Kampfe mit John Bull werde Päddy immer den Kürzeren ziehen, und es werde Ersterer seine Herrschaft in Irland nicht fo leicht einbüßen.

Der ganze, mit einem bei Heine außergewöhnlichen Ernst geschriebene Aufsatz ist ein Mahnwort an England, auf der Hut zu sein, und ein Aufruf an die Iren zur Staatsuernunft. „Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen, und des keltischen," heißt es zum Schluß, „wird immer etwas Vortreffliches zu Tage forden», und England und Irland werden nicht blos politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganzes bilden."

So schrieb Heine im November 1841, als die „Nepeal"-Bewegung, die Bewegung für Wiederauflösung der im Jahre 1800 gegründeten Union, unter Daniel O'Connell in vollem Zuge war. Ueber diesen, als „Befreier" gefeierten Agitator sagt sogar eine, vor ein paar Jahren von einem Fürsprecher der irischen Nationalsache, Herrn William Stephenson Gregg, veröffentlichte „Geschickte Irlands": „O'Eonnells Haltung gegenüber den Protestanten war derart, daß diese sick nicht ermuthigt fühlen konnten, den Nationalbestrebungen beizutreten. Der ‚Sachse' (Engländer) in jeder Forin wurde von O'Connell verabscheut, und zu rein politischen Zwecken regte dieser den fast erloschenen Stammeshaß wieder auf."

Diese Darstellung zeigt, wie sehr Goethe und Heine in ihren, vor einer Reihe von Jahren gethanen Aeußerungen Recht gehabt. Heutzutage gehen freilich sog/ Liberale in England leicht über derlei Dinge hinweg — zum Beispiel über den Umstand, daß die heftigsten Römlinge unter der Geistlichkeit und den Nischöfen von Irland nicht blos hinter, sondern offen mit an der Spitze der Homerule-Newegung stehen und die Masse der betreffenden Unterhaus-Partei von ihnen abhängt. Das hat sich soeben wieder an der Dubliner „Nationalen Parteiversammlung des irischen Stammes hier und im Auslande" gezeigt. Nicht weniger als 400 Priester

erschienen auf ihr. Ein katholischer Bischof führte den Vorsitz; und das einleitende Gebet wurde von dem berüchtigten ?. M' Fadden gesprochen, der im Verein mit bekannten, in die Phönir-Park-Mordthaten verflochtenen Persönlichkeiten das Ehrendenkmal für Patrick O'Connell errichten half, der James Carey, den Angeber jener Mörder, abschlachtete.

Gegenüber folchen Thatsachen ist es um so erfrischender, zwei deutsche Dichter, wie Goethe und Heine, aus fernen Tagen her so gute, klare und noch heute durch die Ereignisse als richtig erwiesene Ansichten und Gesinnungen über die irische Frage äußern zu hören.

# Deutsche Männer- und Frauenspiele während des Mittelalters.

von
August Wünsche.
— Dresden. —

^ie Spiele sind ein sprechender Gradmesser für die Bildung eines Volkes; je höher dieses in Nahrung, Kleidung, Wohnung und Beschäftigung steht, desto sinnreicher, inhaltsvoller und vielseitiger sind seine Spiele. Das Spiel erscheint auf allen Stufen menschlicher Entwickelung, anf den niederen Cnlturstufen äußert es sich mehr in roher, auf höheren mehr in edler Weise. Aber wo auch nur ihn: begegnen, bei Natur- oder Culturuölkern, immer füllt es in ihren: Leben einen zienüich breiten Raum aus. Und das liegt in der Natur der Sache. Arbeit ist Anstrengung der physischen und geistigen Kraft, Spiel dagegen Erholung, Belustigung, Erheiterung, Scherz. Der Mensch sehnt sich zeitweilig nach Erholung, er will das Einerlei seiner berufsmäßigen Beschäftigung durch eine andere TNtigkeit angenehm nnterbrechen. Selbst deilenige, der nicht an einen bestimmten Beruf gebunden ist, sondern frei über seine Zeit schalten und walten kann, sucht nach Zerstreuung, um die langsam dahinschleichenden Stunden in ihrem Laufe zu beschleunigen. Auf diesen Doppelzweck des Spiels deutet schon die Etymologie des Wortes Spiel in den Verschiedenen Sprachen hin. In: älteren Hebräisch heißt spielen xaobak, im jüngeren saelmk, eigentlich wohl glänzen, leuchten, heiter sein. Ebenso bedeutet das griechische pai^eiu ursprünglich- lindern, Kinderei treiben. Das lateinische Iucwi-6 wieder geht nach einer Ansicht anf den Begriff des Springens, nach einer andern auf den des Erfreuens, Luft- machens, Belustigeus zurück und wird fodann anf alle tändelnde, scherzende, schäkernde Beschäftigung übertragen. Unser,» altdeutschen 8pilSn, mittel-

hochdeutsch 8piw endlich >nag der Sinn einer leichten, schwankenden Bewegung zu Grunde liegen, es erscheint aber im Sprachgebrauche von allerlei Zeitvertreib durch Scherz und Erheiterung.

Dem Subjecte nach lassen sich die Spiele in Einzel- und Gesellschaftsspiele gliedern, je nachdem dabei eine, zwei oder mehrere Personen betheiligt sind. In das Einzelspiel legt der Spielende mehr seine eigene Person und gestaltet es nach seiner subjectiven Anschauung, während das Gesellschaftsspiel sich seinen Charakter als solches wahrt und die Spielenden sich ihm anpassen müssen. Kommt dabei in Betracht, ob der Mensch vorzugsweise mit den« Körper oder den« Geiste oder mit Beiden in gleicher Weise thcitig ist, so lassen sich körperliche und geistige Spiele unterscheide». Während die körperlichen Spiele meist eine Nachahmung des Lebens in seinen wichtigsten Tätigkeiten sind und den Zweck haben, die verschiedenen Gliedmaßen des Körpers zur Geschicklichkeit und Brauchbarkeit auszubilden, fielen die geistigen auf die Schärfung der Kräfte des Geistes, vor Allem des Verstandes, des Witzes und schnellen Findens ab. Dem Objecte oder dein Gegenstande nach endlich gliedern sich die Spiele in solche, die mit Natur-, und in solche, die mit Kunstproducten gespielt werden. Auf niederen Entwickelungsstufen spielte man mit Dingen, wie sie das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich darbot, erst später traten an ihre Stelle geschnittene, bemalte oder gegossene Gegenstände, wie sie die Kunst hervorbringt.

Dem Orte nach finden die Spiele entweder im eigenen Heim, mag dieses nun die Form eines abbrechbaren Zeltes oder eines feststehenden, Wohnhauses haben, oder unter freiem Himmel an dazu geeigneten Plätzen statt. Jene tragen mehr einen privaten, diese mehr einen öffentlichen Charakter.

Wie das Spiel im eigenen Hause bei den verschiedenen Völkern allmählich zum Bau von öffentlichen Spielhäusern führte, wo sich Alle, die sich vergnügen oder unterhalten wollten, zusammenfanden, ebenso führte das Spiel im Freien zur Anlegung von öffentlichen Spielplätzen und Spielorten, die mit der Zeit immer behaglicher und bequemer sich gestalteten und eine ungeheure Zuschauernlenge herbeilockten.

Schon von den alten Babvloniern und Egyptern werden uns eine Reihe von Spielen überliefert, geradezu in großer Anzahl finden sie sich bei den Griechen und Römern, deren Leben sie von der Wiege bis zum Grabe begleiteten.

Ebenso hatten die Germanen ihre Spiele, wenigstens deuten darauf die Nachrichten, die nur von den Angelsachsen haben. Nachdem diese in der Mitte des 5. Jahrhunderts sich in Britannien niedergelassen hatten, mußten die von den Römern daselbst eingeführten Sitten uud Gebräuche weichen, und es wurden auch die üblichen Spiele gepflegt, die ineist einen öffentlichen Charakter hatten. In Hainen oder in der Nähe der Quellen, die im Volksglauben für heilig galten, waren besonders geeignete Spiel-

platze errichtet, wo sich die Jünglinge und Jungfrauen der umliegenden Ortschaften an Fest- und Feiertagen zusammenfanden und im Laufen, Springen und Ringen belustigten. Eine Menge Volkes strömte herbei, um den Spielenden zuzuschauen und sich an der körperlichen Fertigkeit und Geschicklichkeit zu ergötzen. Zur Belebung der Spiele trugen wesentlich auch fahrende Minstrels durch ihre Lieder bei, uicht minder Krämer und Kaufleute, die ihre Waaren feilboten. Vielleicht sind auf diese Versammlungen die sogenanuteu germanischen Dorfkirchmessen zurückzuführen und vielleicht hat auch das Marktweseu ihuen seinen Ursprung zu verdanken.

Die ritterliche Welt der Angelsachsen vergnügte sich vorzugsweise mit Jagen, wozu die weiten, wildreichen Forsten günstige Gelegenheiten boten. An den Jagden nahm aber auch der Clerus Theil, wie denn dieser überhaupt die allgemeinen Vergnügungen gern zu den seinigen machte. Die Iagdthiere, zu denen namentlich Hirsche, Rehe, Eber und Hasen gehörte», wurden entweder laufend verfolgt oder mit Bogen und Pfeil niedergeschossen oder nach einer bestimmten Richtung zusammengetrieben und erlegt. Großer Beliebtheit erfreute sich auch das Jagen der Raubvögel, besonders der Falken und Sperber, welche man lebendig einzusaugen und dnun zu zähmen suchte. Bei der Jagd auf das Wild des Waldes bediente man sich in der Regel der Hunde und bei der auf Falken nnd Sperber der gezähmten Falken und Sperber.

Reben der Jagd galt ferner das Reiten als ein großes Vergnügen- Jeder angelsächsische Jüngling mußte diese Kunst verstehen, und je gewandter er sein Pferd zu tummeln verstand, je schneller er auf ihm qner durch Feld und Wald dahinsauste, desto angesehener war er und destomehr lenkte er die allgemeine Bewunderung auf sich. Auch die Damen huldigten dem Reitsport, nur saßen sie nicht wie die Männer auf dem Pferde, sondern, wie es heute noch der Fall ist, seitwärts.

Wie es bei den Angelsachsen hinsichtlich des Spieles war, so war es sicher bei allen germanischen Stämmen. Indem wir in Folgendein einige Spiele der Deutschen während des Mittelalters betrachten, fassen wir zunächst diejenigen in's Auge, die von der Jugend gespielt wurden und im Ganzen einen sehr harmlosen und unschuldigen Charakter an sich trugen.

Es fehlte den Kindern durchaus nicht an geeigneten Spielbelustigungen. Wenn auch das Spielzeug für die Knaben wie für die Mädchen im Allgemeinen sich durch große Einfachheit auszeichnete und nur in Raturdingen bestand, so bereitete es nichtsdestoweniger großes Vergnüge». Nur die Kinder vornehmer Eltern besaßen Gegenstände von kunstgeübter Hand, wie buntbemalte Figuren aus Hol; oder Thcm, die Hnnde, Katzen und Vögel darstellten und inwendig mit kleinen Steinen ausgefüllt waren.

Zu den einfachsten und natürlichsten Knabenspielen im Lenz gehörte das Haschen, Schaukeln (mittelhochdeutsch: 8cl>o«, 5c?lw<?Ko, üf cleni

8cduc.'Ksii tarn, ut' 6em 8LÜ6 riten), das Blindekuhspielen, das Kreiiel-
schlagen (mittelhochdeutsch: <tsu Icopt umde tribsn) und Schnellen nüt
Ringen (vinßsi-Iin Zuellsn), auch das Reiftreiben und Neifschlagen, sowie
das Spiel mit der Gerte und dem Steckenpferde fehlte nicht (<iie
Herten ritsn, oäsr üksni «tads rttsn).

Daneben belustigten sich die Knaben noch mit verschiedenen Kugel-
spieleu, die auf deu Wegen und Straßen stattfanden uud darin bestanden,
daß man kleine Gruben aushöhlte, in welche die Kugeln geworfen wurden.
Zu den Spielgegenständen der Mädchen gehörten kleine, irdene Kochgeräthe
und Thonfignren, das Hauptspielzeug aber waren Puppen (Docken), die
angeputzt wurden. Manche Mädchen scheinen ziemlich lange dieses Spiel
betrieben zu haben. Ein Zeugniß dafür bietet der den« Parziual ein-
gewebte Gawanroman. Während die schöne Obie, die ältere Tochter
des Fürsten Lippaut dein Gawan den gesuchten Minnelohn trotz ihrer
Liebe zu ihm verweigert, ja ihn sogar als Falschmünzer verfolgen läßt,
erwählt ihn dagegen die jüngere Tochter Obilot zu ihrem Ritter und
möchte ihn gern mit einem Geschenke erfreuen. Dn sie mit ihrer Gespielin
Klauditte aber nichts Anderes als Puppen (Docken) hat, so bittet sie ihre
Mutter um ein Kleid aus kostbarem Goldstoff, ans dem sie sodann einen
Aermel ausschneidet und Gawan übersendet, den dieser auf seinen Schild
schlagen läßt.

Als vielverbreitete Kinderspiele nennen die Quellen noch das Geier-
spiel, das Schaf- und Wolfspiel, das Schelmspiel, den Plumpsack, das
Todtenspiel, Helfen und Geben, die goldene und die faule Brücke, Stützten
oder Blättlen, Platzwechseln, Knöcheln oder Ausdappelu d. h. in der
inneren Handfläche liegende Steinchen emporwerfen und mit der äußeren
Handfläche wieder auffangen, Gerad und Ungerad, „Herr König, ich diente
Dir," ein Spiel, das jetzt „Schenken und Logiren" heißt, „Schneider, leih
mir die Scheer"/und noch manche andere.

Ein häufig vorkommendes Kinderspiel scheint auch das Halmmessen
gewesen zu sein, das aller Wahrscheinlichkeit nach darin bestand, bei irgend
welcher Ungewißheit einen Strohhalm zu nehmen und an den Knoten ab-
zuzählen, ob das Fragliche eintreffen werde oder nicht. Der erste Knoten
galt als bejahend, der zweite als verneinend, der dritte wieder als bejahend
und der vierte als verneinend und so fort, der letzte Knoten war ausschlag-
gebend. Walther von der Vogelweide bedient sich dieses Spieles als Liebes-
oraket; er will dadurch erfahren, ob ihm eine Dame ihre Gunst erweisen
werde oder nicht, und so fragt er zuerst: Sie thut's, sie thut's nicht, und
es wird ihm mit der fünften Frage: Sie thut's! sein Schicksal bejahend
beantwortet. Nenn er auch in dem Spiele nicht eine untrügliche Gewiß-
heit für die ihn quälende Sorge erblickt, so hält er es doch für ein kleines
ti-u«8t6lin und faßt Beruhigung und zwar umsomehr, als er bei der mehr-
maligen Wiederholung immer dieselbe Antwort erhält.

In diesem Sinne hat das Spiel schon Pfeiffer in seiner Ausgabe der Gedichte Walthers erklärt. Ganz anders legt sich den Vollzug des Spiels Alwin Schultz in seinem Werte: Höfisches Leben, I. S. 602 Note 3 zurecht. Er nimmt an, der Dichter habe einen Grashalm gepflückt und auf gut Glück an einer Stelle nmgebrochen und zugesehen, wie oft das umgebrochene Stück in dem ganzen Halm enthalten sei. Für diese Ansicht scheint der Umstand zu sprechen, daß ausdrücklich in dem Gedichte von einem kleinen Stroh die Rede ist, und ich erinnere mich auch aus meiner frühen Jugendzeit, daß wir Kinder in der Lausitz auf dem Dorfe mit Blumenstielen ganz ähnlich verfuhren, nur daß wir keine besonderen Frageil stellten. Trotzdem kann ich mich dein Erklärungsversuche schon aus dem Grunde nicht zuneigen, als der Dichter stets nur bis fünf zählt und ein Korn- oder Weizenhalm in der Regel so viele Knoten hat. Uebrigens erinnert das Halmmessen an das jetzt noch gebräuchliche Abzählen der Knöpfe an Rock und Weste, sowie an das Auszupfen der Blättcben des Maßliebchens.

Ein wichtiges Vewegungsspiel, das nicht nur zur Belustigung der jungen Burschen und Mädchen diente, sondern auch bei Männern nnd Frauen in hoher Gunst stand, war das Ballschlagen. Ob dasselbe auch in höheren Gesellschaftskreisen, namentlich bei Hofe, üblich war, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, desto mehr aber war es beim Bürger- und Bauernstande im Schwange. Das Ballspiel, das besonders im Frühling und Sommer im Freien auf Wiesen und Straßen gespielt wurde, bestaub darin, daß sich die Spielenden bunte, mit Leder überzogene Bälle zuwarfen und auffingen. Wer den Ball nicht auffing, mußte ihm nachlaufen und im Rollen zu erhaschen suchen. Dabei kam es bisweilen vor, daß ein zuschauender Spaßvogel dem Laufenden, namentlich wenn er ein Mädchen war, plötzlich ein Bein stellte, so daß er hinfiel und ein Gegenstand des Gelächters wurde. Auch an Seufzern mag es bei dem Spiele nicht gefehlt haben, denn die Bälle waren sehr hart und verursachten, wenn sie das Gesicht trafen, heftigen Schmerz. Walther von der Vogelweide wünscht in dem schönen Liede „Frühlingssehnsucht" die rauhe Winterszeit, wo Haide und Wald fahl dastehen, verschlafen zu können, er sehnt sich nach dem Frühling, wo die Mädchen sich wieder im Freien versammeln und Ball spielen.

8llods iol» äi« m«F(Io ^u äer »tiÄ?« «lsn dal
^Vsr5su, 3Ü K2ems nn« (lsr vosssl« 8«Ii»I.

Auch in den höfischen Dorfliedern Neidharts von Reuenthal, die das Leben der Bauern in seiner Entartung schildern, werden uns verschiedene Scenen ans dem ländlichen Ballwerfen vor Augen geführt. Der ritterlichen Jugend hat das Ballspiel vorzugsweise als Mittel zur Leibesübung und Körperkräftigung gegolten. In welchem Ansehen das Ballen noch am Ausgange des Mittelalters stand, geht schon daraus hervor, daß es von
^

Männern in besonderen faalartigen Häusern gespielt wurde. Selbst zu Luthers Zeit verbrachte man noch viel Zeit mit dem Ballspiel.

An Höfen war weiter das Schnellen oder Werfen mit kleinen Ringen üblich. So schnellt Obilot ihrer Gespielin Klauditte, der Tochter des Burggrafen Scherules, Ringelein zu.

Ein hübsches Gesellschaftsspiel in Hofkreisen, das zugleich ein Neckspiel war, wird uns im Karlmeinet 184, 45—185, 59 geschildert. Der Ritter Godyn ist in Liebe zu dem Fräulein Orie entbrannt. Als die Damen mit Graspflücken beschäftigt sind, macht Gallia ihrer Freundin Orie den Vorschlag, ihren Liebhaber, der sich beim Spiele ein Versehen hat zu Schulden kommen lassen, dadurch zu necken, daß eine Dame nach der andern ihm eine Hand voll Gras in den Mund wirft. Dies geschieht, nur Orie nimmt an Stelle des Grases Erde, worauf er Alle zum höchsten Ergötzen amprudelt. Ein wunderliches Gesellschaftsspiel bestand nach demselben Werke (uergl. 173, 50) darin, daß eine Dame einen Herrn ein Stück tragen mnhte. Es ist wieder Orie, die dies mit ihren: Liebhaber Godyn thun soll. Da derselbe ihr aber zu schwer ist, so läßt sie ihn zur Erde fallen, wobei dieser ihr einen Kuß raubt. Ein anderes übliches Gesellschaftsspiel, das viele Heimlichkeit mit dem Spiel: warme Hand, französisch main eliauäe, englisch AlotoooKIes, hat, vollzog sich auf diese Weise. Ein junger Mann drückte knieend sein Gesicht mit der einen Hand in den Schooß einer Dame, während er die andere Hand auf dem Rücken hielt und Schläge von den Mitspielenden darauf erhielt, wobei er rathen mußte, wer ihn geschlagen hatte.

Zu den vergnüglichen Volksspielen gehörte das Werfen von brennenden Holiickieiben. Nach Sonnenuntergang versammelten sich die Leute im Freien mit runden Holztafeln, die am Rande angezündet und dann mit kräftigen: Wnrfe in die Höhe geschleudert wurden. Jedenfalls haben wir in diesem Spiel noch einen alten Ueberrest des germanischen Götterglaubens, zu gewisser Zeit, besonders beim Frühlingsfeste, flammende Räder von Bergen berablaufen zu lassen. Visweilen mochte dieses Spiel gefährlich werden, vornehmlich wenn es in der Nähe der Häuser stattfand. So fiel im Jahre 1090 eine solche brennende Scheibe auf das Strohdach des Klosters Lorsch, iu Folge dessen es in Fener aufging und gänzlich zerstört wurde.

Ein Spiel, welches mit großem Kostenaufwand verknüpft war, aber als eine Art Sport galt, mar das Federspiel, wozu ein abgerichteter Vogel, besonders ein Falke, ein Habicht oder ein Sperber benutzt wurde. In welcher Schätzung dergleichen Thiere standen, erhellt aus der Thatsache, daß der König Philipp August von Frankreich für das Wiedereinbringen eines Falken, der ihm bei der Belagerung von Akko während des dritten Kreuzzuges in das türkische Lager entwichen war, tausend Goldstücke bot, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Wer irgend nur die Mittel hatte, suchte sich ein Federspiel zn verschaffen und nahm es auf

Reisen mit. So führen die Gesandten des H,^msri lls Mrdonn« auf
ihrer Reise solche Federspiele auf der Faust mit sich, die Alten Habichte,
die jüngeren Männer Falten, die Jünglinge Sperber. Die Dichter er-
gehen sich oft in beißenden Satiren über die mit dein Federspiel getriebene
Verschwendung. Kürenberg stellt dasselbe vergleichsweise mit dem Weibe
auf eine Stufe, wenn er sagt:
„Weib und Federsftiel man leicht sich zähmen tcum,
lind wenn sie recht gelockct, folgen sie dem Mann,"
und Freidank in seiner Bescheidenheit weist auf das Trügerische desselben
hi», indem er es mit dem Würfelspiel und der Roßliebhaberei in Ver-
bindung bringt.
„Würfel, 3loß und Federsviel
haben Treu, die taugt nicht uicl."
Wir wenden uns weiter zu den Kugelspielen, von denen zwei Arten zu
unterscheiden sind, das eigentliche Kugelspiel und das Kegelspiel. Was das
Kugelspiel anlangt, so bestand dasselbe darin, daß zwei oder mehrere Spieler
»ich abmühten, ihre Kugeln an das Ziel, d. i. in einen bestimmten, ab-
gegrenzten Raum, zu bringen. Dabei galt es, die Entfernung mit der aufzu-
wendenden Kraft genau abzumessen, was zu verschiedenen drolligen Stellungen,
Bewegungen und Biegungen des Körpers Anlaß gab. Nicht selten lief auch
der Spieler 'mit seiner^ Kugel ein Stück mit und begleitete sie mit Aus-
rufen. Lagen die Kugeln in verschiedenen Entfernungen vor dem Ziele,
so liefen die Spieler hin, streckten sich ans den Boden nieder und maßen
die Entfernungen genau ab; wessen Kugel dem Ziele am nächsten lag, der
wtte gewonnen. Recht ergötzlich schildert dieses Spiel Hugo von Trimberg
in seinem nm 1390 verfaßten Nenner mit den Worten:
80 uwen goneiben 2>i einem xil,
iHnN'et die llnßsl int xe vi!,
8« vil einer ut' Kilben äen v?iut
Unä nsisst sieb »i<ier 2I3 ein liint
tlnli deuet äen mantel vagte uiäer.
t>I>rn»on »ebeibet der »näer bin silier,
IIn<i ist äer ImMln int vi! ?,e sslleb,
80 lenket er b»I<> binten N2,ob
I5u<i »obreit: !»uüe Im^e!, vr<mve,
/lluvs <lin. liebi ilknvve, nu 2»u«e,
Fibt innn die Kugeln ßeliebe lissen
6en <lem lil. 8„ «^irt Denissen,
^si^ ssot! vil miebelg tieller <I»r.
lllluue <io m»n ssoteg »eiber nimt ^l»r.
8i »treekent »inb niiler ük cien leip
/n <lsr eräeu, l»I« ein »It«8 «eip,
Die lansse viirme peixirnt,

8i Klisten unä ><iei3teut,
8i msxlent, uuä ms?.lent.
Lii äüi »i 3»r ver^oü7.ent,
vl>i 8i v/itniA lsute 3int,
Berivandt Nlit diese»! Kugelspiel war ein anderes, das mit Bolzen
aus Holz oder Eisen ans dem Tische gespielt wurde und schon deshalb viel
Spaß gegeben zu haben scheint, weil mancher Spieler dabei das Gleich-
gewicht verlor und auf den Kopf fiel. In dem in Laßbergs Liedersaal
befindlichen Gedichte: Das Kloster der Minne U, 215, 238 ff., wird das
Spiel also geschildert:
Du giebzt, oueu mit cleu nn-ecken,
Uff <I«m tisede lilimpffsll 6i«ll,
Lx «m liinzsil oßsudlielc
bellst eiusr uff den j;ede!.
Sehr beliebt in Stadt und Land war während des Mittelalters das
.Kegelspiel (mittelhochd. Ke^sls»), besonders am Kirchweihfeste und auf den
Schießplätzen. Dabei kam es darauf an, mit wenig Würfe» »«glichst viele
Kegel zum fallen zu bringen. Vielleicht haben wir im Kegeln nur eine
andere Art des Steinstoßens nnd Steinwerfens, wodurch die alten Ger-
manen ihre Götterfeste zu verherrlichen pflegten.
Zu den Brettspielen uns wendend, betrachten wir an erster Stelle das
Würfel- oder Dopelspiel. Wurden schon die verschiedenen Arten von Kugel-
spielen als Glücksspiele betrachtet, so noch »lehr das Würfelfpiel.
Das Würfelspiel, das wahrscheinlich mit dem Bickelspiel identisch ist,
stammt aus dein Oriente. Der Sage nach soll es in der Stadt Hazarth
(Hezar) in Palästina erfunden worden fei», weshalb es auch vielfach Hazard-
spiel heißt. Nach germanischem Götterglauben galt Wuotan als Erfinder
des Würfelspiels. Da aber durch die Einführung des Christenthums ver-
schiedene Eigenschaften und Zweige des Wirkens der Gottheit auf de» Teufel
übergingen, fo wurde später dieser als der Erfinder des Würfelspiels be-
trachtet. Er hatte es geschaffen, um durch dasselbe Teelen für sein höllisches
Reich zu gewinnen. Doch ohne es zu wollen, mußte sei» Schöpfungs-
product dem Christenthume dienen, denn wie ein kleines Gedicht bei Neinmnr
von Zweier II, 109 beweist, wurden felbst die sechs Nummern des
Würfels in symbolischer Weise auf den christlichen Glauben gedeutet.
„Lei Teufel schuf das Würfelfpiel,
Weil ei damit viel Seelen sich gewinnen will.
Das Aß hat ei deshalb gemacht, weil ein gewalt'ger Gott da ist.
Der Himmel summt der Erde steht
In seiner Hand, auf welche zwei das Dans wohl geht,
Die Drei auf seinen Name», die da hat der süße, wahre Vhrist.
Das Quarre, das schuf er mit großen Listen
Auf die vier Evangelisten,

Die Fünfe auf des Menschen Sinne,
Daß ei die fünf ihm mache tränt,
Die Sechs, daß ei sechs Wochen lang
Die Fasten uns durch Würfeln abgewinne."
Würfeln hieß wppsln (topeln) und der Würfler tc>p6l»l.'i-c. Das
Würfelbrett, auch Wurfzabel, altfranz. dsrlene genannt, war in der Regel
aus Marmor, die Würfel dagegen waren aus den Knochen der Ochsen und
hatten, wie jetzt noch, Nummern, die üsse, Iu8 ^»>v«), vrle, Xnatsr,
Links und 868 hießen.
Schon die alten Germanen waren, wie der römische Geschichtsschreiber
Tacitus Cap. 24, vergl. Cup. 19 und Cäsar äe dsllo 6aII. Cap. 50, 53,
nieldet, dein Würfelspiel mit Leidenschaft ergeben. Tacitus schreibt:
„Das Würfelspiel treiben sie, worüber man sich wundern «lochte,
nüchtern, ganz wie ein ernsthaftes Geschäft, mit solcher Verwegenheit in
Gewinn und Verlust, das; sie, wenn sie Nichts mehr haben, auf den äußersten
und letzten Wurf ihre Freiheit und Person setzen. Der Ueberwnndene be-
giebt sich gutwillig in die Knechtschaft; ist er auch jünger, ist er auch stärker,
er läßt sich binden und verkaufen. So groß ist ihre Festigkeit in einer
so schlechten Sache: sie selbst nennen es „Worthalten".
Der' kalt berechnende und überlegt handelnde Römer kann es nicht be-
greifen, wie das Würfelspiel neben dem sittlichen Ernste des Germanen be-
stehen und sich sogar mit ihm innig verknüpfen könne.
In dieser Beliebtheit behauptete sich das Würfelspiel während des
ganzen Mittelalters bei Männern und Frauen, Mönchen und Nonnen, und
es handelte sich oft um hohe Summen, die gewagt wurden. Es kam sogar
nicht selten vor, daß jemand sein ganzes Hab und Gut in wenigen Stunden
verlor. Freilich führte das Würfeln auch oft zu Hader und Streit, trotz-
dem aber wurde es leidenschaftlich betrieben. Die Ritter huldigten ihn,
besonders nach dem Mittagsmahle. So liegt nach der Holsteiner Neim-
chronik Erich III. Plogpenning im Jahre 1250 mit einem Ritter nach
Tische in dem nurptlcklspyle, wird dabei gefangen genommen und ermordet.
Aber auch bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krünungsfesten, Hochzeiten und
Trinkgelagen wurde gewürfelt. Vei der Krönung des Königs Artus fordern
die Ritter, wie der Dichter des Romans de Brut 1083 ff. erzählt, Würfel,
Brettspiele und Schach, der eine gewinnt, der andere verliert, sie borgen
auf Pfänder Geld, am Ende aber betrügen sie sich und gehen wuthschnaubend
auseinander. Vis in die Klöster drang das Würfelspiel, und die Mönche
vergaßen darüber nicht nur die Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete und
Audachtsübungen, sondern vernachlässigten auch ihre Studien.
Auf dein Lauterberg (jetzt P.'tersberg) bei Halle war um das Jahr
1223 durch die Spielwnth eine solche Sittenverderbniß eingerissen, daß
selbst im Hause des Propstes eifrig gewürfelt, Schach und Dame gespielt
und dabei Meth nnd Wein verkauft wurde.

Sogar in's Jenseits wurde das Würfelspiel verpflanzt. In dein
bekannten Fableau von St. Petrus und dem Spielmann (cls »»int i^si-r«
et äu ^onßlsur) erscheint eines Tages während der Abwesenheit des
Teufels Petrus mit Würfelbrelt und Würfeln in der Hülle und fängt
mit dem zur Aufsicht über die verdammten Seelen gesetzten Spielniann
zu spielen an. Zuerst spielen sie nur um eine Seele, die der Spielmann
verliert, dann aber wird das Spiel immer hitziger betrieben, und es
dauert nicht allzu lange, so hat Petrus alle in der Hölle befindlichen
Seelen gewonnen nnd führt sie im Triumphe mit sich in den Himmel.
Als der Teufel bei seiuer Rückkehr den Spielmann allein in der Hölle
antrifft, geräth er in fürchterlichen Zorn, doch es hilft ihm Nichts, das
Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen, und es bleibt ihm nur
übrig, darüber nachzudenken, wie er sein Hülleureich auf's Neue mit
Seele» bevölkere.
Kein Wunder, daß zur Zügelung der Würfelspielwuth die Fürsten
und Obrigkeiten scharfe gesetzliche Bestimmungen erließe». Schon Otto der
Große sah sich auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 952 gegenüber
den Bischöfen, Presbytern nnd Diakonen zu der Strafverfolgung genöthigt,
sie ihres Amtes zu entsetze», wenn sie vom Spiele nicht lassen könnten.
Später erließ Friedrich II. im Jahre 1232 ein empfindliches Gesetz gegen
die Würfelspieler (^le »Is3wii!>u8), desgleichen untersagte der fromme
König Ludnng IX., mit dein Beiname» der Heilige, allen Beamten in
seinen: Reiche das Würfelspiel, wie er auch die Anfertigung von Würfeln
aufs Strengste verbot. "Nach einer Verordnung des Stadtraths zn Straß-
burg voni Jahre 1241 wurde Jeder, der nach der dritten >vadtLßluoKs d. i.
nach dem dritten Glockenschlage lpa^t zoniwm tßitium <?amp»u»y) in
einein Hanse oder in einer tabornn beim Spiele betroffen wurde, in Strafe
genommen.
Mit diesen Strafverfügungen gegen die Spielsucht seitens der welt-
lichen Herrschaft gehen Hand in Hand auch die Perdammungsurtheile
mancher mittelalterlichen Lynker und Didaktiker. Sie halten das Spiel
in seinen maßlosen Ausschreitungen für eine den Menschen an Leib nnd
Seele ruinirende Macht und warnen vor ihm in den nachdrücklichsten
Worten.
Reinmar von Zweter nennt die Lust des deutschen Mannes am
Würfelspiel eine Gier, die stärker als seine Leidenschaften, zu lieben, zu be-
sitzen und zu trinken ist:
„Ein schönes Weib bezwingt den Mann.
Und ist dabei auch Zünde, so ist doch kein Wunder d'mn.
TS zwingt ein Schatz auch seinen »Knecht, baß er in seinem Dienst muß steh'n.
So zwingt ein Herr auch wohl sein Out,
Toh es ihm dienen muh und leiden, was ei mit ihm Hut.
(5s zwingt des Weines Kraft den Mann mich, daß die Sinne ihm oergehn.

Doch weiß ich noch ein wnnderbares Zwingen,
Das wunderbar vor allen andern Dingen:
Daß einem todten Würfel-Knochen
Ein Mann, der lebt, mit Herz nnd Sinn
In solcher Gier sich giebt dahin,
Taß ihm Verstand muß werde» abgesprochen."
In der noch in der Manessischen Sammlung der Minnesänger befind-
lichen Winsbeke heißt es:
„Beide, Lotterie und Spiel,
Bringen Leib und Seel' zu Fall;
Wer maßlos ihnen folgen will,
Dem machen sie die Hufen schmal."
In ähnlichen, Sinne äußert sich Thomasin von Zirkläre im weltlichen
Gast:
„Taz Spiel giebt Haß und Zorn gar viel:
Gier und Bosheit ist beim Spiel."
Freidank in der Bescheidenheit ergeht sich über die Verderblichkeit
des Spiels in einem Abschnitt (s. 48, 9—48, 2«, uergl. Pannier i'lr. 14)
wie folgt:
„Feile Weiber, Prassen, Spiel,
Machen dumme Leute viel.
Weibern und dem Spiel zu Liebe
Wurde mancher Mann zum Diebe.
Vom Spiele hebt sich manche Zeit
Fluch, Zorn nnd Schelten, Schwur und Streit.
Ich sag' nicht, daß es Jemand thu',
Denn Untreu' viel gehört dazu.
Deh Pfand gar oft im Spiel verfallt,
Der seine Ehr' auf Würfel stellt.
Würfel, Äoß und Fcderspiel
Haben Treu, die taugt nicht viel.
Spiel thut manchen Leuten Leid,
Es lehret sie Verschlagenheit:
Es ist auch wenig Zucht dabei
Und bleibt von Schande selten frei.
Vom Spiele hebt sich große Roth,
Vom Spiele liegt auch Mancher todt."
Sebastian Vrant endlich schließt das Capitel von, Spiele mit den
Worten:
„Spiel mag selten sein ohn Sund',
Ein Spieler ist nicht Gottes Kind:
Die Spieler alle Teufels sind."
Doch weder die Verfügungen und Strafandrohungen der Fürsten,
noch die sittlichen Verurtheilungen der Dichter waren im Stande, die

Spielwuth des Volkes zu dämpfe», sondern Wirthe wie Spieler ließen
lieber schwere Strafen über sich ergehen, als daß sie dein Spiele entsagt
hätten.

Um die Schädlichkeit des gemeinen Würfelspiels abzuschwächen, erfand
schon der Vischof Wibold von Cambran !)72 „ein Würfelspiel, das in
kunstreicher Form das Spiel auf geistliche Verhältnisse umdeutete.

Neben dem Würfelspiel gab es noch verschiedene Arten uon Brett-
spielen (jeux 6« tadle, mittelhochd. xadelMle). Zu diesen gehört zunächst
das Wurfzabelspiel oder das Trictrac, unser heutiges Puff (franz. duttd).
Der Sage nach wird die Erfindung desselben den: Ritter Alco bei der
Belagerung von Troja zugeschrieben, worauf die Verse im Renner 11401
hindeuten:

WuilüÄb«! ioli 62?. 3pil »uoti neuus,
ll»2 vant, ein ritter, tiis? ^Vleo,
Vor 1°ro^e, c>e» ist vil luan^er uuslo
^Vorclßu und v?irt, leiiier nned,
D«m »z>il Äuldimlet. <!s3 ilumors ^n<:u.

Die Wurfzabelbretter waren in der Regel sehr kostbar, besonders
wenn die einzelnen Felder aus kunstvoll eingelegter Arbeit bestanden. Der
Katalog der Münchener Kunstausstellung vom Jahre 1876 beschreibt unter
Nr. 2453 ein solches in der Mensa des Valentinaltars der Stiftskirche
zu Aschaffenburg 1852 aufgefundenes und als Neliguienbehälter verwendetes
Brettspiel wie folgt: „Die nicht verzierten Felder bestehen aus Stücke«
uon geädertem rothem orientalischen: Jaspis, welche blos auf der Oberfläche
geschliffen, an den Seiten aber und unten abgesprengt sind; die anderen
Felder sind mit dicken Stücken von gespaltenem und ebenfalls abgesprengten:
Bergkrnstall überdeckt, unter welchen kleine Thonsiguren, bunt bemalt mit
grünen, rothen, gelben, blauen und weißen Farben, auf Goldgrund liegen.
Diese stellen theils zweigeschwänzte Sirenen dar, theils drachenartige Un-
geheuer, Centauren, Thiertamvfe mit Menschen u. s. w. Die Fugen
zwischen den Feldern, sowie die Einfassungen und Kanten der Seiten sind
mit sehr dünnem, auf eine Kittmasse gelegtem Silberblech bedeckt, in welches
Laubwerk und andere Verzierungen mittels Stanzenstempeln ausgeprägt
sind, welche von vorne als Hautrelief erscheinen. Die Blumen, Blätter
u. s. w., die Vierpässe an den beiden Seiten sind roth, grün und blau
emaillirt. Auf jeder Seite des Brettspiels befindet sich ein kleiner Behälter
zum Aufbewahren der jetzt fehlende« Figuren, die wahrscheinlich aus
Chalcedon gearbeitet waren. Der Deckel hierzu ist von Krystall und mit
Silber verziert." Vergl. Alwin Schultz, höfisches Leben I S. 534.

Das Wurfzabelfpiel wurde mit drei Würfeln gespielt, und der Spiel-
preis bestand meist in Ringen (vinßsrlin); nur wenn Damen betheiligt
waren, hatte der Verlierende irgend eine Buße zu erleiden. In dieser

Beziehung heißt es in dem umfangreichen Werke: Der trojanische Krieg
von Konrad von Würzburg 15 897:
1)5 spilt« mit 6«l Xünißiu
Lintvsller umds vinßsilln
0<t«i nm »snlt« biu/i« (Schläge).
Zuweilen spielte man das Spiöl auch um Geld, und man konnte
dabei viel verlieren, weshalb vor ihm ebenso wie vor dem Würfelspiele
gewarnt wird.
Ein ferneres zu den Vrettspielen gehörendes mittelalterliches Spiel
war das Damespiel, auch ein Zabelspiel (Mix äs tadls), das mehrfach
in den 0iikM8oii8 äe Lo1»liä, im Roman 6s I» Lose und anderen
Werken erwähnt wird. Es wurde, wie jetzt noch, auf einem Damenbrett
niit flachen, scheibenförmigen Steinen, sogenannten Zabelsteinen, gespielt.
Wir besitzen zu unserer Kenntnih des Spiels in den Bibliotheken zu
München und Bamberg und in der Nürnberger Stadtbibliothek, sowie in
der k. k. Sammlung in Wien noch eine große Anzahl von Damensteinen.
Vom Mühlenspiel (ÜMinüIs, iiokmüly) haben wir erst genauere
Nachrichten am Ausgange des Mttelnlters, weshalb nur es füglich hier
übergehen.
Das während des Mittelalters wenigstens in bösischen Kreisen be-
liebteste Spiel, das aber nicht mit zu den Brettspielen gehört, war das
Schach (8«d.at2apsl, 8eb,»o!itappsl), über das wir durch die fleißigen
Arbeiten von H. F. Mahmann, Wackernagel und Antonius von der Linde
auf's Eingehendste unterrichtet sind.
Wer in höfischen Kreisen sich bewegen wollte, mußte das Schach ver-
sieben, vor Allem mußte er niit den Zabelworten, d. i. mit den Kunstaus-
drücken, wie Schach, Abschach, Schachroch, Schachmatt vertraut sein. Das
Schachzabelspiel stammt ebenfalls aus den« Orient, wahrscheinlich haben
es die Araber mit nach Europa gebracht. Obwohl es schon von Schrift-
stellern im 11. Jahrhundert erwähnt wird, scheint es doch erst im 12. Jahr-
hundert in eigentlichen Gebrauch gekommen zu sein. In welchem Ansehen
das Schachspiel auch bei den Geistlichen stand, erhellt aus dem Umstände,
daß der Dominikaner Iakobus de Cessoles (um 1270) es in einer Reihe
von Predigten symbolisch-allegorisch auslegte, welche die weiteste Verbreitung
fanden und auch in's Deutsche übersetzt wurden. Mit Benutzung dieser
Predigten verfaßte später der Leutpriester von Stein am Rhein, Konrad
von Ammenhusen, ein bekanntes Gedicht auf das Schachspiel.
Die Schachzabelbretter, meist sehr kunstvolle Arbeiten, bestanden ent-
weder aus Gold, Silber oder Elfenbein. Die besten und schönsten bezog
man aus London. Eben so kunstvoll waren auch die Figuren, das Schack»-
zabelgestein oder kurzweg das Gestein. Man verwandte dazu Elfenbein,
Hirschhorn, Walroßzahn und Ebenholz, zu minder werthvollen Knochen, die

roth oder weiß gebeizt wurden: sehr theure waren aus Edelsteinen. Im
Allgemeinen waren sie viel größer und schwerer als nnsere heutigen und
hatten Namen, die vielfach von den gegenwärtigen abweichen. Sie hießen::
König lTünsc, XüniF, altfranzösisch ro^), Königin, (XünsZinnL, Xiwißinne,
altfranzüsisch roins oder tikr^o), Ritter (altfranzüsisch ciißvalier), unser
Springer, der Alte <»16s> oder Kurrier (altfranzüsisch vauplüiy, unser
Läufer, Roch (altfranzüsisch incd), unser Thunn, und Venäen oder vuo2-
^enßyn, v6i>6«1iu (altfranzüsisch psons, z>»c>28), unsere Vauern.
Wegen der Grüße hing das Schachzabelbrett in der Regel an eisernen
Nägeln an der Wand, und im Falle der Roth konnte ein Ritter sich des-
selben beim Angriffe als Schild bedienen und vollständig damit decken.
Ein treffliches Beispiel dazu liefert das zweite eingefügte Abenteuer des
Gawanromans im Parzival VIII, 398—409. Der König Vergulacht ist
gerade auf seiuer prächtigen Burg Schampfanzon in Askalou bei der
Reiherbeize beschäftigt, als Gawan bei ihni eintrifft. Um sich in seiner
Beschäftigung nicht stören zu lassen, weist er den Gast an seine Schwester
Antikonie, durch deren Schönheit er aber derart bezaubert wird, daß er sich
zu ungestümer Liebeswerbung verleiten läßt. Schon ist er der Erhörung
nahe, als ein grauer Ritter eintritt und das Volk zu den Waffen ruft,
weil sich das Gerücht verbreitet hat, Gmuan habe nicht nur den Vater des
Königs ermordet, sondern auch dessen Schwester verführen wollen. Gawau
flüchtet sich in Folge dessen mit Antikonie in einen Thurm, wo sie ein an
der Wand hängendes Schachzabelbrett ergreift und ihm als Schild zu seiner
Vertheidigung überreicht, während er selbst einen Thorriegel ausbricht und
als Waffe benutzt. Aber auch Antikonie bleibt beim Kampfe nicht unthätig,
sie nimmt die wuchtigen Schachfiguren und schleudert sie den Feinden
entgegen.

Der interessante Kampf wird mit folgenden Worten geschildert:

„Zur Thüre drang der Mnbe Heer:
Gawan stand innerhalb der Wehr
Und hielt vom Leibe sich den Troß.
Einen Riegel, der den Thurm verschloß,
Brach er aus, sich zu bewahren.
Seine üble Nachbaren
Zwang er oft, vor ihm zu fliehn.
Die Königin lief her und hin,
Ob sie was fände dort im Thurm
Wider der Ergrimmten Sturm.
Endlich fand die Reine
Eines Schachspiels Steine
Und ein Niet, schön nnd weit:
Gawanen brachte sie's zum Streit.
Es hing an einem Eisenring,
Mit dem es Gawan empfing.
Auf diesem viereckigen Schild
War schon manchmal Schach gespielt.

336 August wünsche in Dresden,
Ei ward ihm sehr verhaue».
Nun hört auch vo» den Franc».
Ob König okr Thurm es war,
Sie warf es in der Feinde Schnur:
Tic Vilder waren groß nnd schwer:
Wohl zu glauben ist'3 daher,
Wen ihres Wurfes Schwang getroffen.
Der stürzte wider sein Verhoffen.
(8^ven 62 ei'leiouts ir nursßZ 8Vfl>nß,
ll«i «tr^ent« ün« «inou cllluo,)
Wohl stritt die reiche Königin
Bei Gawaimi da so kühn,
Sie warf so ritterlich darein,
Taß die Klluffraun nie zu lollenstein
Zu Fastnacht tapfrer stritten."

Auch Tristan sieht auf seiner Reise von Parmemen nach dein Hofe seines Oheims, des Königs Marke van Kurneuall, in seinem Schiffe ein sehr schönes und wohlverziertes Schachzabel hängen. S. Tristan V, 2220 ff.

Da die Schachzabel sehr werthvoll waren, so nimmt es uns nicht Wunder, wenn sie neben den Wurfzabeln in Hinterlassenschaften speciell aufgezählt werden. Von dem 1189 verstorbenen Grafen Siboto von Falkenstein wird gemeldet, das; er außer 20 Federbetten auch drei Schachzabel und drei Wurfzabel niit den dazu erforderlichen Spielsteinen von Elfenbein hinterlassen habe. Außerdem befanden sich in seinem Schlosse Faltenstein noch zehn Federbetten, zwei Schachzabel und zwei Wurfzabel und in Hademarspeoch zwanzig Federbetten, ein Schachzabel und ein Wurfzabel. Bergl. Mone, Boica VII, 502. Mehrere Museen Deutschlands und des Auslands sind noch im Besitz verschiedener Schachzabelspiele. Unter anderen hat das Pariser Museum ein solches Spiel, das früher im Besitz des Klosters Saint-Denis war und das der Sage nach von Karl dein Großen herrühren soll, in Wirklichkeit aber, wie die Costüme der Figuren beweisen, sicher erst aus dem zwölften Jahrhundert stammt.

Uebrigens wurde das Schachzabel nicht, wie es heute geschieht, Ehren halber gespielt, sondern es handelte sich dabei wie bei den anderen Brettspielen oft um große Summen, weshalb es gleichfalls mit Strafandrohungen belegt wurde. Ludwig der Heilige untersagte es allen Beamten in seinem Reiche, und in den Sittenlehren des Cato wird dein Jünglinge auf's Nachdrücklichste an's Herz gelegt, es zu vermeiden.

Zum Schlüsse sei noch des Tanzes gedacht, der ursprünglich als eine Leibesiibung betrachtet und um die heilige Feier zur Zeit des Lenzes und der Sonnenwende stattfand und wahrscheinlich von Gesängen begleitet war. Auch Hochzeiten wurden in den ältesten Zeiten mit Tanz begangen.

Tacitus gedenkt in seiner Germania Cap. 24 des Schwerttanzes, der von nackten Jünglingen zwischen gezückten Schwertern und Speeren ausgeführt wurde.

Während des Mittelalters gab es hauptsächlich zwei Arten von
Tänze», einer, der getreten oder gegangen (clanLer) nnd einer, der ge-
sprungen (carolki-) wurde und Reihen (Neigen) hieß. Vei dein gegangenen
Tanz, der ganz besonders in höfischen Kreisen üblich war, bildeten die
tanzenden Männer und Frauen entweder eine Reihe oder einen Kreis und
hielten singend unter Begleitung von Saitenspiel eines vorausschreitenden
Spielmauns mit schleifenden leisen Schritten ihre Umgänge, die Frauen
ginnen rechts von den Männern und wurden von ihnen theils bei der
Hand, theils am Aermel gefaßt. Der Inhalt des Gesanges, den ein Vor-
sänger oder eine Vorsängerin leitete, fand nicht selten anch mimisch durch
entsprechende Bewegungen des Körpers oder durch sinniges Mienenspiel im
Gesicht entsprechenden Ausdruck. Die Mäuner erschienen meist mit dem
Schwerte bewaffnet zum Tanze, die Frauen dagegen trugen eineu Kranz
auf dem Kopfe und einen kleinen Spiegel an einer Schnur an der Seite.
Oft trug das Tanzlied der Vorsänger oder die Vorsängerin auch allein
vor, und die Menge stimmte nur in den Refrain ein. Der gesprungene
Tanz, der besonders beim Landuolke in Gebrauch war, fand ebenfalls unter
Begleitung von Instrumentalmusik statt, artete aber mit der Zeit immer
mehr ans nnd hatte im 14. Jahrhunderte bereits einen sehr wilden Cha-
rakter angenommen.

Während für den gegangenen Tanz die Namen Sladelweise, Nide-
wanz, Firggandrav, Mürmum und Trvvoten üblich waren, hieß der ge-
sprungene Tanz auch krumme Reier, Hoppaldei, Heierleis, Firlefei nnd
Firlefanz. Den Charakter des Reihen trugen auch die von der Land-
bevölkerung vor der Grundherrschaft getanzten Frohntänze, die den Zweck
hatten, dieselben zu unterhalten oder ihnen die Anerkennung ihrer Herrschaft
auszudrücken. Dahin gehören nicht minder die Pfingst- und Ernte- nnd
Diensttänze der Bauern vor ihrer Herrschaft, wofür sie mit Kucheu nnd
Vier bewirthet wnrden. Daß mit dem Tanze stets ein Tanzlied verbunden
war, dafür spricht im Romanischen noch der Name K»II»ta, sowie im
Deutschen Leich, was Neides soviel wie Tanzlied bedeutet. Bisweilen war
mit dem Tanze auch das Ballspiel verbunden.

Während die höfische Gesellschaft in geschlossenen Räumeu tanzte,
wählte das Landvolk einen geeigneten Platz im Freien, in dessen Mitte
eine schattenspendende Linde stand. Diese Tanzplätze hießen Tanzbühel,
Tanzplan oder Tanzrain. Unter Umständen tauzteu aber auch die Hof-
leute vor der Burg.

Iu Städten richtete man später besondere Tanzhäuser ein, oder man
benutzte die Stube der Nathsherren oder der Zünfte dazu; auf den Dörfern
dienten die Spielhäuser zum Tanzen. Da auch das Tanzen ausartete und
das Volk oft ganze Tage damit verbrachte, vor Allem die Sonn- uud
Feiertage, so erließen nicht nur die weltliche Obrigkeit, sondern auch
die Kirche Verbote gegen dasselbe; letztere suchte besonders dadurch abschreckend

zu wirken, dnß sie vorgab, das Tanzen stamme vom Teufel und der erste Tanz sei der der Juden um das goldene Klub gewesen.'

Von der Poesie des Tanzes fühlten sich sogar die Dichter ergriffen und sie haben ihm schöne Hlüthen ihrer Kunst gewidmet. 2o fordert Graf Konrad von Kilchberg bei der Lust des Lenzes mit folgenden Worten zum Reihen auf:

.Auf denn, Kinder! laßt uns gehn
hin zur frohen Schani, es stehn
Nosen auf dem Anger schön,
Wo die Vlumen aus dem Grase dringen.
Leget an der Ehre Staat,
Wo ei» Lieb sein Lieb jetzt hat,
Giebt der Mai auch süßen Nach.
Hört nur, hört nur, wie die Vöglein singen!
Ei, wie herrlich klingt das da,
Freut Euch des Maien!
Schön're Maienblüthe sah
Nie ich ja.
Dabei woll'n wir tanzen nun und reihen."

^n einem Gedichte Neidharts von Reuenthal sehnt sich im Mai das tanzlustige schmucke Mädchen nach dem grünen Anger, wo sie hofft, mit dem Dichter, dem Geliebten ihres Herzens, zusammenzutreffen:

„Laßt. Vlutter, ohne Weilen
Mich hin zum Felde eilen.
Und dort im Reihen springen.
Ich hörte wahrlich lange nicht
Die Kinder Neues singen."

Da die Mutter sie vor dem Geliebten warnt, spricht sie:

Den will ich Euch nennen.
Den weidet Ihr ja kennen.
Zu dem ich voll Verlangen,
Jetzt will, ist der von Neuenthal,
Ihn will ich jetzt umfangen.
Es grünt ja au den Zweige»,
Daß berstend fast sich neigen
Die Bäume tief zur Erden.
Nun wißt nur, liebe Mutter niein.
Der Knabe muß mir werden!
Mutter, ach schon lange
Verlangt er nich mir bange:
Soll ich dafür nicht danken?
Er lagt, daß ich die Schönste sei
Von Vaiern bis nach Franken."

Mcht minder trägt in einem anderen Gedichte Neidharts eine Alte daZ Verlangen, mit dein Dichter ans dein Tanzplan znsnmmenzu-treffen.

„Eine Alte fing zu springen
Munter wie ein Zicklein an,
Tic wollte Blumen bringe».
Tochter, gieb mir mein Gewand,
Ich mnß an des Knaben Hand,
Er ist uon Neuenthal genannt.
Trara nnrctnm, tram nuri nmtnndrie!
Mutter, bleibt doch nur bei Zinne!
Dieser Knappe denkt ja nicht
Je an treue Minne.
Tochter, laßt mich ohne Noth:
Ich weiß ja, was er mir entbot.
Nach seiner Minne bin ich todt!
Trara nnretum, trara nuri rnntnndrie!
Eine Illte sprach mit Lachen:
Tmnt Gespiel: Laß mich mit Dir!
Ja Lnst wirb es nns mache».
Laß Beide uns nach Blumen gehn.
Was sollt' ich de»» allein hier steh»?
Kann ich doch viel (Gefährten sehn.
Trara nnretmn, trara nnri rnntnndrie!"

In einem dritten Gedichte schildert Neidhart die Tanzlust des Volkes im Mai also:

„Wie stand der Wald so greise,
Bon Schnee und auch von Eise,
Hell nun prangt er ganz und gar!
Nehmt das wahr,
Tanzt geschwind,
Ihr Schönen, wo jetzt Blume» sind!
Ich hört' aus grnnem Ncisc
Jetzt die süße Weise
Mancher kleine» Vögele,».
Nlümlein fein —
Sah ich weit.
Halde trugt ihr Helles Kleid.
Ich bin hold dem Maien
Wo getanzt im Freien
Liebchen bei der ^inde hat.
Manches Blatt
Schützte gnt
Sie vor heißer So»»e»glnth."

Eine eigenthümliche init dem Tanzen in Zusammenhang stehende Sitte war das Mailehen am Ostermontag oder am 1. Mai am Rhein, wo man vor den versammelten Burschen eines Ortes die Jungfrauen für Geld versteigerte, von denen dann eine Jede das Recht batte, mit dem, der sie erstanden, das ganze Jahr hindurch zu tanken. Der dadurch erzielte Erlös wurde für die Tanzmusik und für die Newirthung der Maifrauen verwendet. (Vergl. Voß, Der Tanz und seine Geschichte, Berlin 1870.)

Damit haben wir die wichtigsten deutschen Spiele nährend des Mittelalters, soweit wir Kenutiß von ihnen haben, in Kürze geschildert. Ursprünglich zur Unterhaltung und Erheiterung ersonnen, haben sie öfters ihren unschuldigen Charakter verloren und sind durch die Leidenschaft zun» Laster geworden. Unverkennbar aber liegt in ihnen ein bedeutsames Culturelement, indem sie immer eine innige Verwandtschaft mit dem geistigen Leben des Volkes während des Mittelalters darstellen.

# Giosuö Carducci.

von

Valerie Matthew.

ü,i begegnet in italienischen Zeitschriften häusig der Klage, daß
das junge Königreich einer eigentlichen geistigen Centrale ent-
behre, Rom sei wohl die Hauptstadt des Landes in politischer
Hinsicht, aber keineswegs der Mittelpunkt des litterarischen Lebens. In
der That haben nur wenige hervorragende Schriftsteller in Rom ihren Wohn-
sitz, — und auch dies nur für eiuen Theil des Jahres — die übrigen
wohnen in den Provinzen, in kleineren Städten oder auf dem Laude. So
genießt Bologna, die Hauptstadt der Nomagna, die von jeher durch ihre
alte, berühmte Universität Strahlen des Geistes über ganz Italien ver-
breitet hat, heut den Vorzug, drei der bedeutendsten Dichter: Giosuö Car-
ducci, Enrico Panzacchi uud Lorenzo Stecchetti <Olindo Guer-rini) in ihren
Mauern zu beherbergen.

Der leuchtendste Stern aus diesem dichterischen Dreigestirn ist zweifel-
los Giosuö Carducci, auf den Italien mit Recht stolz sein darf, nnd am
stolzesten gewiß Bologna, au desseu Universität er seit 35 Jahren ununter-
brochen als Professor der italienischen Litteratur wirkt. Neben dieser akademi-
schen Lehrthätigkeit ging stets ein 'rastloses schriftstellerisches Schaffen einher,
welches Carducci in der Gesammtausgabe seiuer Werke, die bei Zanichelli
in Bologna erscheint und gegenwärtig bis zu Band X vorgeschritten ist, zu
einem Ganzen vereinigt aufs Reue dem Publicum bietet, uachdem jeder
einzelne der etwa zwanzig Bände vielfache Auflagen erlebt hat. Carducci
hat sich durch seine Werke zwiefachen Rnhm erworben. Schritt vor Schritt
in ernster Arbeit und oft in hartem Kampfe mit seinen Gegnern, ist er

emporgestiegen zu seiner jetzigen Stellung als der größte Dichter und der gediegenste Litterarhistoriker Italiens. Die Bewunderung und Anerkennung, die ihm heut nicht nur von seinem Vaterlande, sondern der ganzen gebildeten Welt gezollt wird, ist um so beachteuswerther, da Carducci sich nicht dem Geschmack unserer Zeit beugt, die ihr Interesse in erster Linie dem Roman — zumal dem psychologischen — und dem sensationellen Drama zuwendet. Die Schriften Carduccis sind, sowohl der Form, wie den: Inhalt nach, himmelweit entfernt von dem Charakter leichter, unterhaltender Lectüre; die Prosawerke, zumeist litterarhistorische uud kritische Abhandlungen, bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für die Gelehrtenwelt, für Litteraturforscher uud Solche, welche deu großen Dichterwerken sich nicht im flüchtigen Zeitvertreib, sondern zu ernsthaftem Studium hingeben; die poetischen Schöpfungen sind für Leser berechnet, die uon Gedichten mehr verlangen als stießenden Rhythmus und Neimgeklingel ohne tieferen geistigen Gehalt. Carduccis Lyrik ist uerhältnißmäßig selten reine GefülMlyrit, vorwiegend ist sie Gedankenlyrik, und diese Gedanken wenden sich meist uon der Gegenwart mit ihrem „nichtigen Kleinkram" ab und über die Jahrhunderte hinweg zurück in die Vlüthezeit hellenischer und römischer Kunst und antiker Heldengrößc. Im elastischen Alterthum sucht nnd findet Carducci seine Ideale, in seinen Gedichten läßt er dieselben in all ihrer Kraft und ihrem opferfreudigen Heroismus wieder aufleben und trachtet dadurch die mit ihm lebende Generation Italiens zu den Tugenden anzuspornen, welche die alten Römer auszeichneten. So hat er durch seine Dichtungen einen sehr bedeutungsvollen Einfluß in politischer und litterarischer Beziehung ausgeübt. Er hat die Schwächen des Volkes und der Regierung in der Zeit der Cntwickelung und Bildung des Königreichs unter Viktor Emanuel durch bittere Satiren gegeißelt und unermüdlich auf das eine, heiß ersehnte Ziel eines freien, von fremden Machteinflüssen unabhängigen Italien mit Rom als Hauptstadt hingewiesen; er hat in die, nach Inhalt und Form verweichlichte italienische Poesie frische Kraft und Lebensfähigkeit gebracht.

In Italien gilt nicht, wie in Deutschland, das Wort- „politisch Lied ein garstig Lied", nnd sofern daselbst die Poesie sich nicht in liebesäuselnden Sonetten verliert, hat sie stets an den politischen Geschicken des Landes regen Antheil genommen. Cardncci folgte darin dein Beispiel der großen Dichter zn Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Alfieri in seinen freiheitbegeisterten Dramen, Foscolo in seinem berühmten Gedichte „I »spolcri" (die Gräber), Leopardi in seinen herrlichen, von patriotischem Schmerze durchglühten Canzonen, Parini nnd Giusti in ihren politischen und sociale» Satire», hatten schon wesentlich dazu beigetragen, das Verlangen nach Einigimg in der Ration zn nähren. Als dann unter dem Könige Karl Albert von Sardinien in den Jahren 1848 nnd 4!1 Italien sich znm Ansturm gegen die Fremdherrschaft der Oesterreicher erhob und Garibaldi Rom gegen die Franzosen uertheidigte, feuerte eine Anzahl

Dichter, von denen die »leisten auch mit dem Schwert am Kampfe theil-
nahmeu, die Nation zum Widerstände an; so Dall' Ongaro, der Schöpfer
der eigenartigen politischen 8wrnsi>!, Giulio Uberti, ivelcher die Republi-
kaner Mazzini und Garibaldi besang, Domenico Carboue, dessen Satire
,M Isnleuiia" den Wankelmuth Karl Alberts verspottete und den König
thatsächlich zur Proclamirung der ersehnten liberalen Gesetze veranlaßt haben
soll, Alessandro Poörio, der ,nit Strophen aus seinem Gedickt „II li^or^i-
insuto" in's feindliche Feuer ging, in dem er tödtlich Verwundet wnrde
(1848), Ugo Vassi (Kaplan und Adjutant Garibaldis), der gefangen ge-
nommen und am 8. August 1849 erschossen wurde, — vor allen Andern
aber Goffredo Mameli, der 21 jährig den Tod für's Vaterland starb;
Mamelis Ode: „Vcms-ia s Uilllun" (1848) und der „Inno"; ?i»WI!i
6' Itniia (1847) werdeu für alle Zeiten im italienischen Volke fortleben,
besonders letztere Hymne, die, von Michele Novaro in Musik gesetzt, einer
der italienischen Nationalgesänge wurde. Im Gegensatz zu dieser intensiven
geistigen Theilnahme an den geschichtlichen Ereignissen war indeß das Viertel-
jahrhundert von 1859—1875 äußerst arm an hervorragenden dichterischen
Leistungen, und die in jene Zeit fallenden wiederholten Kämpfe für die
Einigung Italiens, wie die mannigfachen Wechselfälle des Geschickes, denen
das Land unterworfen war, fanden nur vereinzelt einen kräftigen und
wirklich zündenden Ausdruck durck die Poesie, so in den „^inori Lnribaläini"
des 1859 und 60 an der Seite Garibaldis heldenmüthig kämpfenden
Ippolito Nievo, in Michele Coppinos ,,^ck!!,> 8av<>in" (1860 nach Ab-
tretung Savoyens au Frankreich verfaßt), in Lnigi Mercantinis „I^a
8pissolktn(?6 <li 8»vri" (Die Aehrenleserin von Sapri), und dem
,,Inuo äi l-aridalcli" (der Garibaldi-Hymne, 1859—60). Letzteres Ge-
dicht, von Alessio Olivieri componirt, riß die Kämpfer für die Freiheit uud
Einheit Italiens zu höchster Begeisterung hin. Aber neben diesen wenigen
beredten Zeugnissen dichterisch hohen, von glühender Vaterlandsliebe getragenen
Empfindens trat die Flachheit uud Inhaltsleere der übrigen zahlreichen
poetischen Productionen nnr umsomehr hervor. Als de» Grund derselben
betrachtete sowohl Carducci, wie auch Loreuzo Steccketti (Pseudonym für
Oliudo Guerrini) einerseits die Nachwirkung der „Heilige» Hymnen"
Alessandro Mauzonis — uuter dessen zahlreiche» Nachahmer» al-5 besonders er-
folgreich Giuseppe Vorghi zu erwähnen ist — andererseits die, jede Eigen-
art uuterdrückende Schablone der römische» Dichterakademie ^.ron«!!». In-
deß diese religiöse» Hymnen nud Canzonen, welche katholische Dogmen uud
asketische Entsaguug verherrlichten, entsprachen ebenso wie die seichten
„idealistischen" Liebeslieder längst nicht mehr dem Gesckmack des Publicums,
das mehr und mehr gleichgiltig gegen die Poesie wurde, selbst weuu sie
einmal, wie iu den Versen Giovanni Pratis und Emilio Prngas, kraftuollere
Döue fand. Da wehte in diese dumpfe, weihraucherfüllte Atmosphäre eiu
erfrisckender Luftzug, ei» Luftzug, der bald zum Sturm ward und zünden-

den Blitz und grollenden Donner im Gefolge hatte, in den Gedichten Carduccis und Stecchettis, der beiden Streiter für dasselbe Ziel: Freiheit des Geistes und Gedankens und Rückkehr zur Natur. Wenngleich Jeder von ihnen dieses Ziel in anderer Art anstrebte — Stecchetti, in den Spuren Heines und der französischen Nomantiker, mehr das sinnliche, Carducci, den alten Klassikern folgend, das geistige Element wieder erweckend — jedenfalls regte sich durch ihre Dichtungen in der Litteratur Italiens wieder frischeres Leben, und dieselbe fand mich beim Publikum erneutes Interesse.

Das innerlich so reich bewegte Leben Carduccis licht sich in seinen äußeren Umrissen mit wenigen Strichen zeichnen: Seine Heimath ist Toscana, welches so viele große Männer — Künstler, Dichter und Gelehrte — hervorgebracht hat. In Valdicastello bei Pietrasanta, einem kleinen Orte in den Maremmen, wurde Cardncci am 27. Juli 1836 als Sohn eines unbemittelten, aber altangesehener Familie entstammenden Arztes geboren. Im Jahre 1849 siedelte derselbe nach Florenz über, wo der Jüngling seine Ausbildung zuerst im Oollß^ic, 8ec»1c»pii erhielt, um später auf der Universität Pisa Philologie zu studiren. 185? wnrde er Lehrer der Rhetorik am Gymnasium San Miniato al Tedesco; 1858 und 1859 lebte er bei den Seinigen in Florenz, wo ihm alsbald, da sein Vater gestorben und die Familie in größter Dürftigkeit zurückgeblieben war, die Pflicht zufiel, für dieselbe zu sorgen und sie vor dein äußersten Mangel zu schützen; aus diesem Gruude mußte er, dessen Herz so feurig für die Freiheit und Grüße seines Vaterlandes schlug, es sich auch versagen, die Feder mit dein Schwerte zu vertauschen und sich an den ruhmvollen Kämpfen der italienischen Freischaaren zu betheiligen. Mit Beginn des Jahres 1860 wurde er am Lnceum von Pistoia als Lehrer sür Griechisch und Latein angestellt nnd im December desselben Jahres dnrch den — auch als Dichter, sowie als philosophischer und politischer Schriftsteller bekannten — Unterrichtsminister Terenzio Mamiani als Professor der italienischen Litteratnr an die Universität Bologna berufen.

Der Sinn für Poesie und Schaffenslust waren schon früh in dein Knaben erwacht; mit 11 Jahren soll er bereits Verse geschrieben haben und in den ^(mt'L88ioni im Kapitel I'riwo va88(i erzählt Cardncci, daß im Jahre 1852 zum ersten Male ein Gedicht von ihm — ein Gelegenheits-Sonett, um welches ein Freund ihn ersucht hatte — anonym gedruckt wurde. Ueber seine Studienzeit enthalten die 0c»nt'688iain keine Mittheilungen, dagegen ansführliche Schilderungen von dem Orte seiner ersten Lehrtätigkeit, San Miniato nl Tedesco bei Florenz. Zwei seiner Studiengenossen ans Pisa waren zugleich mit ihm als Lehrer dorthin berufen worden, und die drei Gefährten mietheteu zusammen von einem

Gastwirth Äfrodisio ein Häuschen vor der Porta Fiorentinn, dein sie den Beinamen lorrs diaulla („Weißer Thurm") gaben; in der Nachbarschaft war dasselbe als das „Lehrerhaus" bekannt und bald in bösen Leumund wegen des Lärms, welcher Tag und Nacht daraus erklang. An Sonntagen kamen die Freunde aus Florenz: Nencioni, Chiarini und Gargani, und dann hallte aus dein weißen Thurme noch fröhlicheres und lauteres Leben. Doch trotz aller übersprudelnden Iugendlust, Gesang und Vecherklang wurden auch die ernsteren Studien unermüdlich fortgesetzt. Die Schriftsteller, die Carducci damals bevorzugte, waren: Vergil, Horaz, Tacitus, Dante, Tasso, Petrarca; später wandte er sich den bervorragenden Prosaisten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts zu, besonders den Trecentisten, „jenen Zeugen frischen Lebens eines jungen, starken, freien Volkes, als es Geist, Phantasie, Leidenschaft, Wahrhaftigkeit und Würde besaß, wie nie wieder." Als Knabe hatte er siebenmal die ,,?roiuy88i 8po3i" von Manzoni gelesen, dessen klaren, mnsterhaften Stil er auch später stets bewunderte, obgleich er die politische Resignation, welche der Grundzug dieses Nomans ist, ebenso verurteilte wie die religiöse Mystik der „Inui 8aori"; von neuen Autoren zogen ihn besonders Notto, Foscolo, Giordani, Leopardi und Giusti an, unter den Ausländern Victor Hugo, Lamartine, Byron, Goetbe, Heine. „Fühlen wollte ich indeß," schreibt er, „stets auf meine Weise, und dieses Gefühl suchte ich mit angemessenster Offenheit vollkommen und rein auszudrücken." So vergingen den drei Genossen in San Miniato einige Monate, während welcher die Rechnungen bei den Wirthen Äfrodisio uud Micheletti „so hoch — aber weniger weiß — wuchsen, wie die Lilien im Thale von Jericho. Und wie mit 90 Lire monatlich dem üppigen Wachsthum Einhalt gebieten?" Da machte einer der Freunde den Vorschlag: „Lassen wir Deine Gedichte drucken!" Anfangs widerstrebte Carducci, Er erzählt darüber: „Irgend ein Sonett oder Lied für eine Zeitung, oder eine geistliche Hymne als Flugblatt für ein Fest von Landbewohnern, die keine Silbe davon verstanden, zum Druck zu geben — das mochte hingehe». Aber meine Gedichte sammeln und zum Kauf ausstellen, wehe mir! Die Gedichte machte ich damals für mich selbst. Es gehörte zn den grüßten Genüssen meiner Jugend, meine Gedanken oder Empfindungen flüchtig niederzuschreiben, um von Zeit zu Zeit den Entwurf wieder vorzunehmen nnd zu feilen; manchmal wurde er auch ganz vernichtet — um so besser! Indeß, nachdem der Buchdrucker Nistori eine billige Auflage und günstige Bedingungen angeboten hatte, willigte ich ein. So kam es, daß am 23. Juli 1857 meine ,,Lim6^ öffentlich erschienen. Und nun ist die Thatsache festgestellt, daß ich sie nicht dein Druck übergab mit der stolzen Absicht, einen neuen Weg zn bahnen, oder einen alten wieder zu eröffnen, auch nicht in der bescheidenen Hoffnung auf Ermnthigung seitens des italienischen Publikums, sondern mit der ehrlichen Absicht und kühnen Hoffnung, mei Schulden

zu bezahlen. Doch statt getilgt zu werden, nahmen dieselben nur zu. Eines Morgens im August mußten wir heimlich aus dem Weißen Thunne fliehen. Afrodisio und Micheletti bezahlten wir. Dank den Vätern und Mütteru, bis auf den letzten Heller. Und die Iliniß blieben dem Mitleid Francesco Silvio Orlandinis, der Geringschätzung Paolo Ennliani Gindicis und den Angriffen Pietro Fanfanis ausgesetzt!"

Dieses erste Buch Carduccis war ein bescheidener Band uon etwa 100 Seiten, von dem jetzt nur noch sehr selten ein Exemplar zu finden ist; es enthielt 25 Sonette und 13 Lieder, welche sich in den 1871 bei Barbara in Florenz erschienen „?c>e8is" <ii 0. 0. lNnotrio Iiomn.uu) als Theil I „^uvsnili»" wiederfinden und auch später unter letzteren« Titel mit andern Gedichten vermischt und uuu auf 85 Nummern angewachsen, als selbstständiges Buch von Zanichelli in Bologna herausgegeben wurden.

Diese „^nvenilm" umfassen das Jahrzehnt von 1850—1860, während der Theil II der, in 4 Auflagen bei Barböra erschienenen Poesie unter dem Titel: „I^ovin Oravin" aus den Jahren 1861—67 stammend, zuerst 1868 in Pistoia unter dem Pseudonym Enotrio Romano herausgegeben war, uud Theil III „I)6oouu»1in,", die Gedichte aus den Jahren 1860—70 enthält. In der neuen Gesammtausgabe der Werke Carduccis bilden die Poesien aus den Jahren —60 als.Invsnili» den 1., diejenigen aus 1861—71 als I^svin, Nravi» den 2. Theil von Band VI; die früher veoLnnnlia benannten politischen und socialen Gedichte, welche 1882 bei Zanichelli unter dem Titel ‚MamI>i ocl NiiocU" erschienen und den Zeitraum uon 1867—72 umfaßten, reichen jetzt unter gleicher Benennung in den „Opsrs" Band IX bis zum Jahre 1879. Es ist nicht leicht, sich in diesen verschiedenen Ausgaben zurecht zu finden, da bei den neuereu Auflage« uicht uur die Reihenfolge der einzelnen Gedichte innerhalb desselben Bandes, sondern anch die Bertheilung auf die betreffenden Bände oft eine ganz andere ist.

Bald nach dem Erscheinen seiner ersten Gedichte trat Carducci auch als Prosaschriftsteller in die Öffentlichkeit, da der Verleger Barbara in Florenz ihm den Vorschlag gemacht hatte, die Klassikerbibliothek, welche er herausgeben wollte, zu corrigiren, mit Erläuterungen und Vorreden zu versehe», gegen ein Honorar von 100 Lire für jeden Vaud. Diese Vorreden, später als Meisterwerke des Stils und gediegener Gelehrsamkeit gepriesen, wurden, wie Carducci selbst berichtet, damals wenig beachtet, „denn in jenen Jahren hatte man an Anderes zu deuten, als an Litteratur". Die erste dieser Arbeiten war die Herausgabe der Satiren und kleineren Gedichte Vittorio Alsieris (1858), ihnen folgten die „86c-etna rapitn" und
>

andere Gedickte von Alefsandro Fassoni, die lyrischen Poesien Bineenzo Montis und 1859 die Gedickte des Lorenz de' Medici.
Zugleich mit der Medicäervorrede fchrieb Carducci die Canzone „H. Vittorio Nmanliol«", und während er in ersterer, sich ganz in den Geist des Mittelalters zurückversetzend, die Saat seiner Gedanken über die Bedeutung und den Werth des Huatti-oeento ausstreute, die er auch später i» Poesie und Prosa kühn verfochten hat, stellte er in der Canzone sowie in den Gedichten „^,11» Ooce cli 8avain" und „II plsdisoiw" sich mitten in die politischen Stürme jeuer für Italien so reich bewegten Zeit; auch gab er mit eiuigen Freunden, darunter Giuseppe Chiarini, die Zeitschrift „I! ?oli2iano" heraus, welche classische Studien und Formen wieder einführen sollte, indeß nach kurzem Bestehen einging. Diese auch weiterhin hervortretende Fähigkeit, so ganz verschiedenartige Werke zn gleicher Zeit zu schaffen, die Stoffe vollkommen zu beherrschen und in seinem Geiste so klar und scharf von einander zu trennen, ist eine ebenso Staunen wie Bewunderung verdienende Eigenart Carduccis. Er selbst schreibt darüber i „Ich verlange Gerechtigkeit, ick war, glaube ich, sehr ruhig in der Arbeit und klar in der geschichtlichen Kritik. Mit meinen künstleri''cheu und politischen Werken ist es etwas Anderes: ich wollte nicht nur, ich mußte kämpfen."
Von den bis jetzt erschienenen Bänden der „Opm-o oomjiwts" enthält Band I (vixcnrLi lettorari o 5-tnrici) Abhandlungen — früher gehaltene Borträge — über die Entwickelung der nationalen Litteratur über Birgit, Dante, Petrarca u. A., Band II („?rimi 8nFßi^) behandelt Lorenzo de Medici, Alefsandro Dassoni, Saluator Nosa, Alfieri, Ginsti; Band III <„Iio220t,ti e Febsrms'-) bietet Skizzen über Goffredo Mameli, Manzoni, Prati, (5alderon u. A. Die autobiographischen und polemischen Schriften („^(mfo^ioin « LMaßliß") bilden den IV. Band. Den Titel „Nensri s kavill«" führen die kleineren Abhandlungen, die in 8 Serien — aus den Jahren 1859—70, 1871—76, und 187l! bis iu die neuere Zeit stammend — in Band V, VII „nd X enthalten sind. Den Band VIII füllen die „8w6i IsttLrai'i'', namentlich Dante betreffend, und die Bände VI und IX werden von den Poesien eingenommen, ersterer (wie schon erwähnt) von den ,.^>ivonilin e I^ovia Oravm", letzterer von den „U!aml>i ecl Die zuerst in den Iabren 1877, 1882 und 1889 erschienenen drei Bände ^den (0<li Lardars, Run?« 0«II Lardaro, l'orxs N6i Lnr!)»re) dürften, mit den neuesten, in Separatausgaben veröffentlichten großen 5)den: ,,?iLwo»t0^ (1890), „^i'ocen <li 8an ttincomo" und „I^n Llnerrll" (1891), „0näure" (1892) ,,^l!n 0itta cli I^srrara (1895) und einigen kleineren Gedickten vereinigt, einen weiteren Band der Opsro Nomplkto füllen.
>^

In diesen Dichtungen sehen nur das Talent Carduccis immer reicher
und vielgestaltiger sich entfalten, und in den berühmten Oäi Lardai-6 zu
seiner höchsten Vollendung gelangen.
Die Iugendgedichte „^uvsnMa" enthalten noch manches Miuderwertlnge,
als Form herrscht das traditionelle Sonett vor, in der Sapphischen Ode ist
durchweg der Reim angewandt. Doch finden sich auch hier in der Be-
handlung des Stoffes bereits die unverkennbaren Spuren der spateren, so
mächtig wirkenden Eigenart des Dichters, die sich gleich in den seiner
Jugendliebe gewidmeten Sonetten zeigt. Von großer Schönheit sind die
Gedichte I^X und XI<I „Dante" und „Veatrice", dadurch interessant, daß
sie Carduccis damalige — später von ihm wesentlich modisicirte — sym-
bolische Auffassung der Gestalt der Veatrice bekunden. Das Bnch V der
^uveuilil», enthält meist Spottgedichte auf die arkadischen Neimkünstler,
welche dadurch nur noch erbitterter gegen das junge, so kühn aufstrebende
Talent wurden. Das Buch VI füllen die politischen Gedichte, die zu den
populärste» jener Zeit gehören! die Canzone ,,^ Virwrio NnianuLls", die
Oden „U ?l6di8oiw" und ,,^IIa Ooc6 <U 8avuin", welch letztere auch
gleich nach ihrem Erscheinen in Musik gesetzt und öffentlich gesungen wurde.
Diese, in den Jahren 1859 und 1860 geschriebenen Oden sind ein be-
geisterter Aufruf des Dichters an Viktor Emanuel, die fremden Gewalthaber
aus dein Lande zu vertreiben und dasselbe unter seinein KönigZscepter zum
einigen Italien zu machen; Earducci lieh in seinen Versen den Gefühlen
Worte, welche damals das Herz jedes Italieners bewegten, als über alle
Partei-Interessen hinweg die Sehnsucht und das Verlangen der ganzen
Nation so auf dieses eine Ziel gerichtet war, daß die Republikaner Manin
und Maznni selbst Viktor Emanuel dazu drängten und Garibaldi für ihn
in den Krieg zog.
„Das Kämpfen wird Frende, das Sterben für uns Sieg sein; mit
uns wird der Nuhm und der Name der Vorfahren kämpfen; Gott schütze
Dich/thenres Banner, unsere Liebe und unsere, Freude, weißes Kreuz von
Savoven, Gott schütze Dich und den König" singt Earducci in der Ode an
das Kreuz von Sauoyen.
In den „I^via yravi»" sind ebenfalls die Dichtungen politischen
Inhalts die bedeutendsten, ganz besonders die an Garibaldi, den edelen
und so oft mit Undank belohnten Freiheitskämpfer gerichteten: „üoiu» o
Uurts" und „vopo H^rowonw". Nicht mehr dem Könige Viktor Emanuel,
sondern dem „Löwen von Eaprera, der es wagte, allein gegen das alte Europa
aufzustehen", gehört jetzt des Dichters Liebe und Begeisterung. Das Gedicht
„vupo H,8i>romoMs", nach der Schlacht von Aspromonte geschrieben, —
in der Garibaldi, welcher dem Könige bereits Neapel und Sicilien erobert
hatte, an dem Zuge nach Rom durch'die italienische« Truppen gehindert,
im Kampfe verwundet und gefangen genommen wurde, — ist der Ausdruck
flammender Entrüstung überwiesen Undank, zu welchem die Negierung durch

ihre mit Frankreich geschlossenen, sie aller Selbständigkeit beraubenden Verträge gezwungen war.
Ebenso wie in diesen letzteren Gedichten wurde Carducci auch zum beredtesten Dolmetscher der nationalen Empfindungen in dein Hymnus an Satan („luiw a 8»taim") in dem er das Papstthum und die Priesterherrschaft bekämpft. Die außerordentliche Berühmtheit und schnelle Verbreitung, welche das Gedicht fand — es erschien in Separatausgabe zuerst 1865 in Pistoia und später in Bologna bei Zanichelli fast jedes Jahr in neuer Auflage, — muß hauptsächlich daraus erklärt werden, daß es dem Hasse des Volkes gegen Pfaffenthum und Dogmenzwang Ausdruck gab; in poetischer und künstlerischer Hinsicht reicht es an viele anderen Schöpfungen Carduccis, der es binsichtlich der Form später selbst abfällig benrtheilte, nicht heran. Eine „Orgie des Geistes" nannte es der Kritiker Quirico Filipanti. Es ist in der That,eine Verherrlichung des heidnischen Hellenenthums und seiner Kunst im Gegensatz zu dem Christenthum des Mittelalters und der Gegenwart ein Hymnus auf Vernunft, Wissenschaft und Fortschritt.
Die meisten der politischen Kampfgedichte Carduccis sind unter dem Titel „6iamdi ocl Vpocti" vereinigt. In dem Vorwort zu der Ausgabe vom Jahre 1882 — setzt in den „OonteZZioni e Latwsslis" enthalten — erklärt Carducci die Motive dieser herben Satiren und Angriffe auf die Regierung, indem er auf deren schmähliches Verhalten gegen Garibaldi und seine Freischaaren und auf die erbärmliche Unterwerfung („ini^i-ndils Lo^oxions") unter das franzosische Kaiserreich hinweist und dann fortfährt: Und doch ertrugen wir das alles und hätten noch mehr ertragen, wenn im Jahre 1866 Italien gesiegt hätte. Aber die Sieger von Castelfidardo gaben uns Custozza, die Ueberwinder von Gasta gaben uns Lissa. Alles läßt sich heilen, ausgenommen die Schande. Und in jenem Jahre war Italien die Schande eingeimpft: das Mißtrauen und die Verachtung gegen sich selbst, der Verlust des Ansehens und die Verachtung der anderen Nationen. Während solcher Wechselfolge der Ereignisse und Gefühle wurden die in diesem Buche enthaltenen Gedichte geschrieben. Und noch einmal ähnliche zu schreiben, habe ich keine Neigung. Aus drei Gründen: 1) Mit der Wiedererlangung Roms für Italien, wie immer sie geschehen sein mochte, war das höchste Ideal meiner nationalen Politik erreicht nnd das schöne legendenhafte Zeitalter der italienischen Demokratie war zu Ende; 2) mit der Wahlform ist das andere Ideal meiner demokratischen Politik, das allgemeine Stimmrecht fast erreicht oder kann leicht völlig erreicht werden; 3) Poesie wie die der „ttmrubi scl NpocU" gehört nur einer kurzen Periode des Lebens an, in welcher der Künstler einen vorübergehenden geschichtlichen Moment, der ihm antipathisch oder sympathisch ist empfindet und wiedergiebt. Diese eigenen Aussprüche des Dichters enthalten die beste, vollkommenste Rechtfertigung seiner schonungslosen, aber von hohen: Patriotismus inspirirten Satiren und Anklagen, wie sie auch zugleich die.

Cardncci so oft von seinen Feinden zur Last gelegte Aenderimg seiner politischen Anschauungen hinreichend erklären. Die ,,6ikmdi eä Npoäi" welche naturgemäß von speciell-nationalem Interesse und Werth für Italien sind, scheinen in Deutschland die am wenigsten bekannten von Carduccis Gedichten zu sein; meines Wissens nach sind nur drei derselben ins Deutsche übertragen: „(^nuto 6e1I' Italm olio v» in Onmviäo^Iio", durch Professor Th. Mommsen, ,,Nsmini836 dorret," und „^vanti! ^vnnti!" durch Dr. C. Mühling, letzteres Gedicht anch dnrck Bettina Jacobson.
Eine der benihmteste», y„^, vielleicht die ergreifendste der Dichtungen dieses Bandes ist die Epode „In morts 6i Oiovanni tüairoü" ans den Tod Giovanni Cairolis, der bei Villa Gloria vor Rom die Wunden empfing, denen er nach vielen dualen fast 2 Jahre darauf erlag — als vierter der Brüder, welche den Heldentod für das Vaterland starben. Der einzig überlebende, der nachmalige Ministerpräsident Benedetto Cairoli, welchem Carducci das Gedicht nebst eine!» Briefe in der „Lilorwa" (im Februar 1879) gewidmet hatte, antwortete darauf im „?opalc>" von Bologna folgende Worte:
„Ich danke Ihnen nicht: ich wage nicht, die Schuld der Dankbarkeit durch ein zu profanes, gebräuchliches Wort ausmdrücken — ich sage Ihnen nur, daß die arme Mntter Sie segnet; es ist ein Ihrer würdiger Lohn. Ans das Grab unserer Liebe» sende» Sie als Huldigung Blumen, die ihren Duft nicht verlieren, Verse, die nicht sterben, nnd die an die Pflicht mahne», welche das Ziel des Opfers war. Heilig ist die Mission des Dichters, we»» sie die des Märtyrers vollendet, indem sie das nationale Erwache» vorbereitet. Wir wollen hoffen; das Bewußtsein eines Volkes kann zeitweise irregeleitet, doch nie verderbt werden bis znm Vergesse» der Ehre, bis zum, i» dauernder Erschlaffung rengnirten Dulden der Schmach fremder Occupatio», die uns Rom streitig macht. Ich schließe mit diesem Namen, der in der Todesstunde unserem geliebten Giovanni seine Prophezeihung eingab, und umarme Sie von ganzer Seele." So übermächtig war in der ganzen Nation, im Volke sowohl, wie in den höchsten Ständen, das Bewußtsein, daß das Einignngswerk erst vollendet sein würde, we»n Nom die Hauptstadt des Köuigreiches sei, daß kein Opfer zur Erreichung dieses Zieles zu schwer schie» nnd das schon Erreichte über dieser Sehnsucht oft allzu gering geachtet wurde.
In „ä,VÄNti! H,vnnti!" sagt Carducci uou sich selbst: „Zu schnellerem Schlage für Menschenhaß und Liebe entflammten mein Herz in ihren strengen Gluthen die letzten überlebende» Göttinnen: Gerechtigkeit und Freiheit; n»d ich glanbte für die neue Zeit der italische Dichter zu sein, dessen Strophen sich zum Himmel erhoben gleich klirrende» Schwertern . . . Doch rings um mich sehe ich zusammengedrimgt Sklave» »»d Tyrmmen, n»d über meinem Haupte höre ich die fliehenden Jahre rauschen: sie flüstern: was singt »»r Ie»er, zornig und allein? er singt und wiegt seine düsteren

Hirngespinnste, und das, was in der Welt lebt und sich bewegt, fühlt er nicht. — O Volk Italiens, Du Leben meines Gedankens, o Volk Italiens, Du alter, trüg gewordener Titan; ich sagte Dir in's Gesicht, daß Du feig sei'st, da riefst Du mir Bravo und bekränztest Dein Glas mit meineu Todtengesängen!"

Man erkennt aus dieser Probe, wie weit Carducci, der stets die Gegenwart mit den ihm so vertrauten Gestalten nnd Thaten der römischen Helden verglich, in seinen Anschuldigungen ging; er richtete dieselben auch nicht blos gegen die Negierung oder den Papst, der grausam alle Erhebungsversuche unterdrückte, sondern anch gegen das Volk, wenn er dasselbe schwach und muthlos sah. Das Schlußgedicht des Vcmdes „1! o»»w 6611' Hmors" mit den Versen: „Gruß Dir, gequälte Menschheit! Alles geht vorüber und Nichts kann sterben; zu viel haßten und litten wir; liebet! Die Welt ist schön, und heilig ist die Zukunft," bereitet schon auf die sanfteren Klänge vor, die in den 1887 erschienenen „Kims Auc»vs" ertönen.

Die »leisten dieser Gedichte waren bereits 1873 unter dem Titel „Auovs 1>oe3is <ti Nuotriu Loiuauc» (6io8uö Onräucci)" veröffentlicht worden und hatten alsbald außerordentlichen Beifall gefunden. Zu der 3. Auftage derselben (1879 Bologna, Zanichelli) hatte der ausgezeichnete Dichter und Kritiker Enrico Panzacchi eine Vorrede geschrieben, in der er die hohe Bedeutung Carduccis im Vergleich mit den ihm seit 1840 vorangegangenen Dichtern Italiens betont; „während" — schreibt Panzacchi — „auch die gefeiertsten Poeten Italiens, Prati uud Aleardi, sich der Gleichgiltigkeit des Publicums beugten und ein Ereigniß abwarteten, um gewissermaßen die Veröffentlichung eines Gedichtes zu motiviren, fuhr Carducci fort, die Kunst als ein hehres, bescheidenes Priesterthum auszuüben, das sich nicht nach den Lannen der öffentlichen Meinung richtet; er schlug und schlug in geduldiger, beständiger Arbeit an die starke, aus Unwissenheit und Stumpfsinn gebildete Mauer, die ihn von dem großen Publicum trennte, überzeugt, daß früh oder spät die Mauer fallen und das zeitgenössische Italien eines Tages seinen Dichter anerkennen und ihm Beifall zolleu werde. Jetzt wird er nicht nur als der hervorragendste unserer lebenden Dichter, sondern auch als der Urheber einer poetischen nnd kritischen Bewegung begrüßt, die in wenig Jahren die ganze litterarische Atmosphäre unseres Landes verändert hat."

Auch in Dentschland war man auf Carducci aufmerksam gewordeu; Adolf Pichler schrieb iu der „Abendpost", Karl von Thaler in der „Neuen freien Presse", und der gediegene Kenner italienischer Litteratur Karl Hillebrand in der „Allgemeinen Zeitung" nnd der Zeitschrift „Italic" über ihn, uud Letzterer erklärte ihu für de» größten Dichter, den Italien, ja sogar Europa, seit dem Tode Leopardis uud Heiues hervorgebracht hat.

Die, durch eine Anzahl von Dichtungen vermehrten Anovs ?o68iL,

jetzt, „liimß I^uovo" benannt, sind vorwiegend Gefühlslyrik und haben, da sie deutscher Poesie und deutsche»! Empfinden am nächsten kommen, bei uns die meiste Bewunderung und Verbreitung gefunden. Auch die von mir verfaßten Uebertragungeu von Gedichten Carduccis sind — mit Ausnahme einiger Oden — den Limo Uuovs entnommen; die Schönheit der Originale können die Proben, die hier folgen, freilich nur unvollkommen wiedergeben.

Infolge der, den Schluß der Lims Nuuvo bildende!! 12 Sonette: „<^a irn", welche in packender, meisterhaft-knapper Weise die französische Revolution behandeln — „diesen epischsten Moment der moderneu Geschichte", wie der Dichter in einer Anmerkung sagt — wurde Carducci vielfach der Anfreiznng zur Empörung beschuldigt, welche Anklage er in der Abhandlung ,,^a ir»" zurückwies. Auch an anderer Stelle läßt er sich über seine politischen Gesinnungen aus, z. B. in der Rede an seine Wähler in Lugo (1876): „Meine Jugend gehörte ganz den Studien, in deren Einsamkeit der republikanische Gedanke in mir erstand, wuchs und erstarkte. Im Jahre 1860 war ich demokratischer Monarchist, das Jahr 1867 fand mich als Republikaner. Aber meine Republik ist nicht die der Gewaltsamkeit-" im Vorwort zu „^uvsnilin" (1880) heißt es: „Schließlich halte ich die Monarchie für eine legitime Institution des Staates, weil sie durch die Wahlstimmen des gan-eu italienischen Volkes entstanden ist," und in der Rede an die Wähler in Pisa (1886):*) Die Grundlage der italienischen Monarchie ist demokratisch, das Plebiscit; ihr Gipfel ist die Idealität des geeinten Vaterlandes. Es lebe Italien! immer und über Alles Italien! Das einige, untheilbare, gleich seiner Mutter Rom ewige Italien! Und wie der lateinische Dichter, sich an die Sonne, diese alte Gottheit unseres Volkes wendend, sang, wiederhole ich heut:

„O Sonne, Du kannst nie Größeres und Schöneres sehen, als Italien und Rom!"

Das grüßte Aufsehen in den litterarischen Kreisen Italiens, und bald auch weit über dieselben hinaus, erregten die „Olli Lardars", Barbarische oder sprachwidrige Oden, in denen Carducci sich vollständig von dem Reim lossagend, die antiken — sapphischen, alkäischen und nsklepiadeischen — Strophen, die er in verschiedenen Modifikationen dem Accent der italienischen Sprache anpaßte, zur Anwendung brachte.

Die sapphische Strophe hat in diesen Oden nur selten den Daktylus als dritten, sondern vorherrschend als ersten Fuß, oft zeigen die drei ersten

*) Carducci gehörte früher der TeMirteulammcr, acaenwärtia dem Senate Italiens an.

Zellen auch fünffüßige Jamben, und nur der adonische Schlußuers bleibt rein. Die mächtigste Wirkung erhielt Carducci durch die herrlichen alkäischen Strophen, welche indeß auch nur selten sich streng an die antike Form halten, sondern meist folgendes Schema hoben-
Die Modification der Distichon, welche sich häufig (z. N. in den Oden „?rs88u 1' urnk cli snollev'," ,,Iioina," ,,?uori nl!» (Ü6rto8.i cli Luloß»»") findet, uerirandelt den Pentameter eigentlich in einen zweiten Herameter: und nimmt dieser Versform durch die Dhesis im dritten und sechsten Fuß viel von ihrem ursprünglichen, kraftvollen Charakter, was freilich vielleicht nur einem deutschen Ohre auffällt, während es den, an die vsr8i pmni gewöhnten Italienern'als das Mtürlichere erscheinen mag.
Uebrigens schlug Carducci mit der Wiederbelebung altklassischer Formen durchaus keinen ganz neuen Weg ein, denn, wie er in seinem Werte ,1^ ru63ia Lardara i,ei 8e«oli XV y XVI" (Bologna 1881) nachweist, hatten im 15. und 16. Jahrhundert und auch später bereits eine ganze Anzahl Dichter — Carducci giebt Proben von über fünfiig Verfassern an — ebenfalls sich der lateinisch-italienischen, oder sprachwidrigen Verse bedient. Jener Versuch erhielt aber nun, von Carduccis machtvollem Geiste getragen, eine ganz andere Bedeutung nnd gab der gesammten italienischen Litteratur Anlaß zu gründlichen, fruchttragenden Erörterungen des „Für und Wider". Bedeutende Kritiker, vor Alleu Chiarini, Cauollotti, Norgognoni und Stampini, schrieben darüber gediegene und eingehende Studien. Auch in Deutschland erregten die Oden Aufsehen, wurden von litterarischen Zeitschriften besprochen, und sieben derselben (nebst drei anderen Gedichten) erschienen zu Ende des Jahres 1879 in Berlin (jedoch nnr privatim, nicht im Buchhandel) in deutscher Uebertragung durch Professor Theodor Mommsen nnd einen andern, ^V unterzeichneten Uebersetzer. Dem größeren italienischen Publicum war freilich die Form dieser Dichtungen zu fremd, zu wenig einschmeichelnd in's Ohr tönend, der Inhalt zu tief und gelehrt. Doch Carducci, der stets nnr seinem poetischen Impuls und künstlerischen Ideal folgte, ließ sich durch die von vielen Seiten erhobenen Einwände nicht beirren und zwang allmählich nicht nur die Gelehrten, sondern auch eineu großen Theil des gebildeten Publicums zu sich hinüber. Professor Ugo Brilli schrieb in den ,,?kßiu6 8par8«": „Wenn Carducci iu seinem gau-eu Leben nichts Anderes geschaffen bätte als die drei Oden: ,M11n, pinzi^a cli 8. ?Ltrouio,"

„8u. 1'H6<j»" und „Hlle louti del dlitumno", so würde dies genügend
die Behauptung rechtfertigen, er habe in die italienische Lyrik Etwas ein-
geführt, was unbedingt uor ihm nicht darin gewesen ist. Und die Land-
schaften, denen man hier begegnet, sind mehr als lebendige nnd machtvolle
Beschreibungen der Natnr, scheinen nur vielmehr wunderbare Wieder-
erschaffungen derselben." Diese vollendet geschilderten Landschaften belebt
des Dichters Phantasie mit den Göttern und Helden des Alterthums,
Mythologie und Geschichte verknüpfen sich mit den Bildern der Gegenwart.
Und durch diese Vertiefung des Inhalts, die Zuführung nener Stoffe durck)
die Geschichte, nnd die Kunst der Verbindung zwischen Dichtung und
Wissenschaft hat Carducci sich um die Poesie Italiens unschätzbare Verdienste
erworben. Die Oden zeichnen sich durch einen solchen Reichthum tiefer
Gedanken und farbenprächtiger Bilder aus, daß es schwer ist, die eine
oder andere als besonders schön und bedeutend herauszugreifen, und kann
hier stets nnr das individuelle Empfinden geltend gemacht werden.
In der Ode „^.11 Aurora" ist das Erwachen des ländlichen Lebens
am Morgen geschildert und mit begeistertem Preise der in himmlischer
Schönheit strahlenden Göttin vereint. ,,NoII' ^mwale ciell» Ponä»2i<mo
äi Loma" giebt Zeugnis; von des Dichters glühender Liebe für Rom;
er fagt darin: „Gruß Dir, Göttin Rom! Auf die Trümmer des Forums
gebeugt, folge ich mit sanften Thränen Deinen geliebten verstreuten Spure»,
heimatliche, göttliche, heilige Mutter! Für Dich bin ich ein Bürger
Italiens, für Dich ein Dichter, o Mutter der Völker, die ihren Geist in
der Welt belebt nnd ihren Ruhm Italien aufprägte." Die alkäische Ode:
,,^.!Ia Vittoria trn In rovme »ißl lsiunio cli Ve^uaZiaiw in Lre8om"
ist in ihrer Kürze von hinreißender Wirkung durch markige Kraft nnd
Gewalt des Ausdrucks. Die sapphische Ode: ,.^üe l^nti 6si Oiiwinno"
giebt eine wundervolle, lebendige Schilderung der umbrischen Landschaft
und der schon von Birgit, Iuvenal, Propertins, in neuerer Zeit von
Macaulay, Byron, Alinda Bonacci-Vrunamonti u. A. besuugeuen Quellen
des Flusses Clitunno mit seinen, dem Flußgott Elitnnnus geweihteu
Tempeln und läßt die an den Ort geknüpften Ereignisse der Jahrhunderte,
die seitdem verrannen, wieder uor nns erstehen. In hellenisch-heiterer
Auffassung, die sich über die Schrecken des Todes empor zu de» Sternen
erhebt, klingt die Ode ,,?uc»ii „IIa (^rtosn äi Lolo^m" ans: „Die
Todten sagen: Glücklich seid Ihr, die Ihr auf dem Hügel wandelt, von
den warmen Strahlen der goldenen Sonne umhüllt. Für Euch mnrmeln
die Quellen am blühenden Abhang, singen die Vögel im Grünen, rauschen
die Blätter im Winde; Euch lächeln immer neue Blumen auf der Erde,
Euch lächeln die Sterne, die ewigen Blumen des Himmels. Die Todten
sagen: „Pflücket die Blumen, welche verblühen, liebet die Sterne, die nie
vergehen. Modernd welken die Kränze um unsere feuchten Schädel, windet
Rosen in Euere blonden und schwarzen Locken. Kalt ist's hier nnten, wir

sind allein. O liebet Euch im Lichte der Sonne! über dem Leben, das vergeht, strahle die Ewigkeit der Liebe!" In prächtigen alkäischen Oden feiert Carducci den Freiheitskämpfer Garibaldi, von welchem er Dante zu Vergil sagen läßt: „Niemals ersannen wir eine edlere Heldengestalt," woranf Lioius erwidert: „Er gehört der Geschichte an, o Dichter; der bürgerlichen Geschichte Italiens gehört diese zähe, ligurische Kühnheit an, die auf dein Rechte beruht, zur Höhe aufblickt und vom Ideal umstrahlt wird." So findet in Cardnccis Oden alles Schöne, Hohe und Edle einen seiner würdigen Preis, und unverwelklich wird der Nuhmeskranz sein, welchen der Dichter sich durch diese Schöpfungen erwarb.

Die Dichtungen Carduccis bildeu dein Umfange nach nur ungefähr den sechsten Theil seines Schaffens, während den weitaus größten Raum — etwa 17 Vände — kritische und litterarische Werke einnehmen. Außer den bereits genannten Klassiker-Ausgaben besorgte Carducci für Barböra die Herausgabe der „üimo" Cino da Pistoias und anderer Dichter des 14. Jahrhunderts f1862^, der Stanzen und anderen Gedichte Angelo Polizianos f,1863^I, u. A. Besonders die Vorreden zu letzteren zwei Werken gelten allgemein als das Gediegenste, was bisher über diese Dichter geschrieben worden ist. Die Abhandlung über Poliziano fand namentlich durch Karl Hillebrand in seinen „Litterarischen Studien" wärmste Anerkennung. Mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe widmete Carducci sich in den Jahren 1868—70, (derselben Zeit, in der er die leidenschaftlich erregten Oiamdi eck Lvocli schrieb) einer Sammlung von etwa 350 „Cantilenen, Tanzliedern, Liebesliedern und Madrigalen aus dem 13. und 14. Jahrhundert". In Frankreich wird ganz besonders sein Werk über die „Lims von Francesco Petrarca, Versuch eines neuen Textes und Commentars mit Gegenüberstellung der besten Texte und Commentare" geschätzt; die „lisvus oritiqus 6'b,i8toirs st littörawrs" (23. 9. 1876) sagt darüber: „Geschichte, Philosophie, Aesthetik, Philologie, Alles wird in diesem musterhaften Commentar betrachtet, beleuchtet, bereichert. Carducci findet Mittel, der sorgfältigste der Gelehrten, der eingehendste der Kritiker und zugleich ein origineller Denker und kühner Schriftsteller zu sein." Ebenso ernteten die „8tuäi Istwrnri" (1874) — Theil I die Entwickelung der nationalen Litteratur, II. die lyrischen Gedichte Dantes, III. das verschiedenartige Geschick der Werke Dantes, und IV. die Musik und Poesie der eleganten Welt des 14. Jahrhunderts umfassend, — durch die Iievu.6 nitidus begeisterte Anerkennung. Von hervorragendstem Interesse sind die in Theil III, „I^n vnri» toi-wnu, cli Dante" gegebenen Ausschlüsse über die Schätzung der „Nommeäia" — den Beinamen „äiviua" führen die Ausgaben erst von 1516 ab — im 14. und 15. Jahrhundert, vor Allein die durch Briefe Petrarcas und Boccaccios

documentirten Urtheile dieser beiden Dichter (1361), von denen letzterer schon 1357 in seine»: „Leben Allighieris" schrieb, derselbe habe in Italien die Volkspoesie ebenso zu Ehren gebracht, wie Homer und Vergil die ihrige bei den Griechen und Lateinern.

Es ist unmöglich, in dieser — hauptsächlich den Dichter betrachtenden — Skizze die hervorragendsten litterarischen und wissenschaftlichen Werke Carduccis auch nur alle anzuführen, viel weniger noch, sie zu besprechen und zu würdigen. Letzteres könnte nur ein gediegener Fachgelehrter unternehmen und in einer, der epochemachenden Bedeutung Carduccis nach dieser Richtung hin entsprechenden Weise durchführen.

In den Studien Carduccis über die klassischen Dichter Italiens sind durch seine gründlichen Forschungen reiche Schätze gehoben und neue Gesichtspunkte geschaffen worden, welche auch seitens der deutschen Gelehrten die höchste Beachtung verdienen. Es wäre zu wünschen, daß von diesen Werken wenigstens einige durch gute Uebersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht würden; bis jetzt eristirt seltsamer Weise keine deutsche Uebersetzung von einer der Prosaschriften, jedenfalls ist dem Autor selbst — wie er mir mittheilte -^ keine bekannt. Die neuesten litterarischen Studien Carduccis sind seine ,,8tori» äsl ,6ic>ri!c>' äi 6iu8epps ?ariui" (Bologna, 1892) und 3 Essays über das Schäferspiel „H,ininta" von Torquato Tasso, letztere zuerst in der Nuov» ^utolußi», (Juli 1894 — Januar 1895) und 1896 bei Scmsoni, Florenz, als Band 11 der von Francesco Torraca herausgegebenen „Kritischen Bibliothek der italienischen Litteratur" erschienen.

In der Geschichte des „Oiurno"*) — des großen satirische,! Gedichtes, in welchem Parini den Müßiggang und die Verderbtheit des Mailänder Adels mit feinster Ironie geißelte und sich dadurch nicht nur litterarische, sondern ebenso sociale Verdienste um die italienische Nation erwarb — widerlegt Carducci u. a. den gegen Parini erhobenen Vorwurf der Nachahmung der Dichter Pope und Martelli; Alessandro Verri, Cesarotti und Niccolini hatten Parini den neuen Iuvenal und Horaz genannt, Carduccis Urtheil lautet dahin: „Parini hat von Iuvenal den Ernst in der Absicht des Sarkasmus, von Horaz die Leichtigkeit in den Formen der Ironie, aber er ist weder der Eine noch der Andere." Die (dein circa 370 Seiten starken Bande) angefügte Bibliographie der verschiedenen Ausgaben des Oioi-un und der bisher über denselben erschienenen oder auch nur theilweise von ihm handelnden Werke giebt einen Begriff von der Gründlichkeit, mit welcher Carducci arbeitet: die Zahl dieser Werke, die ihm als Studium gedient haben, beträgt gegen 160, und die chronologische Zusammenstellung derselben ist für Pnriniforscher von großem Werth. Die Essays über Tassos berühmte Dichtung „^iniuta" geben eine Uebersicht über die Vorläufer der-

*) Die ersten Thelle: „II Mttilll," und „II Nealoßiornn" erschienen 1763 und 1765, „II V«3pm" und „IH Nutt«" 180l, vosthum.

selben, eine Geschichte des Aminta selbst, und zum Schluß das bisher ungedruckte Fragment eines in der Bibliothek von Ferrara handschriftlich aufgefundenen Schäferspiels „I'avcl» pastor»!«" von G. B. Giraldi Cinthio.

Das mühevoll — uud, wie manche Stimmen meinen, allzubescheidene — Amt des Sammlers übt Carducci in deu 1896 und 18!)7 erschienen«» »,I,sttui8 clsl Li8m^im6uto iwlillno" aus! es siud Reden, Briefe, sowie Cavitel aus größeren Werken der bedeutendsten Schriftsteller lind Staatsmänner, die sämmtlich Bezug auf das italienische Einigungswerk haben; Band I, den eine trefflich orientirende Abhandlung Carduccis über die italienische Littemtur der letzten 1^ Jahrhunderte einleitet, bietet Theile aus Werken von Alfieri, Giordani, Foscolo, Pietro uud Alessandro Verri n. A.; Band II, mit dem Jahre 1830 beginnend, ist von noch intensiverem Interesse; Gioberti, Tommaseo, d' Azeglio Cauour, Giusti uud viele andere der hervorragendsten Geister sind darin vertreten; das glänzendste Beispiel vaterländischer Begeisterung und prächtigen Stils ist wohl aber der von kühnstem Mannesmuth und Freiheitsliebe zeugende Brief Mazzinis an König Karl Albert (1831) und die — das Werk beschließende — Rede Carduccis über den Tod Garibaldis (1882), — in einigen Stellen ein hinreißend schönes Gedicht in Prosa. Carducci hat in dieser Sammlung es verstanden, aus einzelnen, verstreuten Blättern einen Ruhmeskrauz für die italienische Nation zu winden, deren lange, opfermuthige Kämpfe für Freiheit und Einheit uns hier in ergreifenden Bildern vor Augen treten. Das Werk, welches der Gleichgiltigkeit der Jugend für die mit so vielem Blute erkauften Errungenschaften steueru soll, ist durch den Unterrichtsminister für die Schulen empfohlen und eingeführt worden und hat entschieden einen hohen erzieherischen Werth. Wenn Carducci seinen Plan — von welchem Ugo Ojetti in seiner Schrift, ,,H,!I» ncopsi'ta clsi I.6ttsrati" erMt — ausführt und eine mehrbändige „Geschichte der italienischen Einheitsbestrebungen" schreibt, so wird er darin der gesummten Nation ein Werk von noch größerer historischer Bedeutung schenken.

In den letzten Iahreu hat Earducci in noch höherem Grade als früher das Hauptgewicht auf seine litterarischen Prosaarbeiten gelegt, von denen er viele zuerst als Vorträge an der Universität gehalten, und sowohl durch ihren wissenschaftlichen Gehalt, wie durch sein Beispiel tiefer Forschungen den Ernst und Eifer für litterarische Studien auf eine ganze, neue Generation von Philologen und Schriftstellern übertragen. Außerdem widmete er sich der sorgfältigen Durchsicht und Ordnung der Ausgabe seiner gesammelten „Opsrs". Mehr und mehr tritt bei ihm die Neiguug hervor, den Werth der Poesie für unsere praktisch-materialistische Zeit, und zugleich auch seine eigene Bedeutung als Dichter, zu unterschätzen. Daß aber trotzdem seine Poene Nichts von ihrer Grüße und Gewalt eingebüßt hat, beweisen von den neuen Gedichten vor Allem die herrlichen Oden ^iemunt, Oackor« und Hllll 6ittä <!i I^i-rarn,, dieselben gehören zu dem Mächtigsten,

was Carducci je geschaffen; in letzterer schildert er die an Ruhm und Glanz
so reichen Geschicke Ferraras mit seinen hehren Dichter- und Heldengestalten
in hinreißender Weise. In mehreren kleineren Gedichten, die in jüngster
Zeit einzeln veröffentlicht wurden, kommt auch wieder der so lange ver-
schmähte Reim zur Geltung, so in den schönen Terzinen zur Einweihuna
des Denkmals Dantes in Trient: „XIII. 8sttomdi-s N000XXI"*) (Trient^
Giovanni Zippel, 1896).
Von den Gedichten Carduccis sind viele in andere Sprachen über-
tragen worden; am wenigsten wohl in die französische, wie überhaupt die
französische Litteratur arm an guten metrischen Übersetzungen fremdländischer
Dichtungen ist. Dagegen verfolgt man in England und Amerika das
poetische Schaffen Carduccis mit liebevoller Aufmerksamkeit und Bewunderung.
In New-Dork erschien (1893) ein Werk: „?osm8 c>k 6io3uö 0»i-6ne«i"
von Frank Sewall, welches zwei Studien: „Carducci und die hellenische
Neaction in Italien" und „Carducci und der klassische Realismus" nebst
einer Anzahl von Gedichten in zwar zum Theil metrischer, inhaltsgetreuer,
aber reimloser Übersetzung enthält. Die treffliche Sammlung: „Italien
I^ri8t8 ot Ic-Vi»?" von G. A. Greene (London und New-York 1893)
bietet 5 der 06i Lai-darö und 6 andere Gedichte in vorzüglicher, gereimter
Übertragung nebst biographisch-kritischem Vorwort. Die „Ncliilbur^Ii
lisvisv?" brachte 1882 einen Essay über Carducci, und im „IMöi-arv
61ud" von Manchester hielt (1894) W. Vutterworth, der als tüchtiger
Kenner der modernen italienischen Litteratur bekannt ist, über den Dichter
einen begeistert aufgenommenen Vortrag, der sich durch uorurtheilslose
Klarheit und Wärme der Auffassung auszeichnet.
In Deutschland erschien bald nach den Mommsen'schen Übertragungen
ein Bändchen „Ausgewählte Gedichte" von Carducci, übersetzt von
B. Jacobson (Leipzig 1880). Paul Hense, unser Meister italienischer
Uebersetzungskunst, hat in den vierten Band seines Werkes: „Italienische
Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (Berlin 1889) 14 der „0äi
L»i-d»lo" und 16 andere Gedichte aufgenommen, deren Übertragung
— Hense nennt es richtiger noch „Nachdichtung" — wohl das Vollendetste
ist, was wir in dieser Gattung besitzen. Der „Hymnus an Satan" erschien
(1875) in Hillbrands „Iwlia", übersetzt von Julius Schanz und (1890)
im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" von H. Wilm.
Den Sonetten-Cvclus „<^n, ira" übersetzte Dr. C. Mühling. Die Zeit-
schrift „Deutsche Dichtung" (Berlin, K. E. Franzos) brachte mehrfach
Übertragungen durch Friedrich Adler und Johannes Schürmann, und von
mir selbst sind — außer der großen sapphischen Ode „^ismonw" iu der
Zeitschrift „Nord und Süd" — eine Anzahl Gedichte aus den .,Iiiin«
Nv.ovo" und einige der „Oäi L»rb»is" in der „Deutschen Dichtung" und

*) Der Todestag Dantes.

im „Magazin für Litteratur" veröffentlicht worden. Die in jüngster Zeit (Berlin, Alexander Duncker, 1897) erschienene, mit großer Sorgfalt zusammengestellte Anthologie „Italienische Lyrik" von Fritz Gundlach — von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu den neuesten Erscheinungen reichend — bietet 10 Gedichte von Carducci in Uebertragungen von Bettina Jacobson, Johannes Schürmann, Friedrich Adler und mir, und eine — bisher ungedruckte — Verdeutschung des „Hymnus an Satan" von Will von Schnehen. Eine ganze Reihe von Nachdichtungen mag es außer den hier genannten noch geben, die mir jedoch entgangen sind. Auch die in Sonderabdruck veröffentlichte sapphische Ode „Licuecn, 6i 8n,n 6ig,oc>ino" erscheint neuerdings (OittZ, 6i 0a8tsllc>", iHpi, 1897), begleitet uon einer lateinischen Uebertragung durch Angelo Sommariua.

Sehr interessant ist der unternommene Versuch, die in antiken Metren aeschriebenen Oden nicht nur in lebende Sprachen, sondern auch in's Lateinische zu übersetzen. Der im Jahre 1893 erschienenen Sammlung der 52, früher auf 3 Bände vertheilten Ocli Larbars sind 14 derselben in lateinischer Uebersetzung durch L. Graziani, A. Crivellucci, L. A. Michelangeli und G. B. Giorgini angefügt.

Aus den Schriften Carduccis lernen wir auch seinen Charakter kennen und hochschätzen; wir sehen ihn als ernsten Forscher, als glühenden Patrioten, als den heftigen, doch stets ehrlichen Feind seiner Feinde; aber ebenso leuchten aus seinen Werken die treue Freundschaft für seine Freunde, die Dankbarkeit für jede Förderung, die er erfuhr, der innige Familiensinn, der ihn beseelt, hervor. Mit welch' warmen Worten gedenkt er z. V. der Kritiker Nencioni, Chiarini, und Panzacchi — der wenigen, die ihm von Anfang an wohlwollend gegenüberstanden -- sowie des Verlegers Barböra; uon wie tiefein Gefühl zeugen die Gedichte, welche mit dem Andenken an seine Eltern, seinen früh verstorbenen Bruder und seinen Knaben verbunden sind, oder die Ode, die er zur Hochzeit seiner Tochter verfaßte! So gewinnt er auch als Mensch unsere Sympathie, wie ihm als Dichter und Gelehrtem unsere Bewunderung gehört.

Carduccis litterarische wie sociale Stellung ist gegenwärtig eine höchst geachtete und bevorzugte, nud es vermag derselben nicht im Geringsten Eintrag zu thun, daß ab und zu sich immer noch Stimmen finden, die ihm die einseitige Verherrlichung des Alterthums, das Ueberwuchern der Gelehrsamkeit in seiner Poesie, oder seine Rechtfertigung des Krieges in der Ode „IH 6uslr»" und Aehnliches zum Vorwurf machen. Allgemein bekannt ist die lebhafte Bewunderung, welche die kunstsinnige Königin Margherita für des Dichters Muse hegt. Zu Ehren des 35 jährigen Jubiläums Carduccis als Professor der Universität — im Februar 189N — versammelten sich alle Behörden der Stadt, die Professoren und Studenten von Bologna und ein zahlreiches, gewähltes Publicum zu einer Feier, bei welcher der Sindaco und die Professoren die Bedeutung Carduccis in ihren

Reden darlegten; eine goldene Medaille und ein Pergament mit der Abschrift des ihm schon im Jahre 1889 verliehenen Diploms als Ehrenbürger Bolognas nmrden ihm überreicht; das italienische Königspaar, der Unterrichtsminister, wissenschaftliche Institute des In- und Auslandes, die Universitäten — allen voran die von Rom — sandten Telegramme voll begeisterten Dankes an den Gelehrten, der die Zierde und der Stolz Bolognas uud Italiens ist. Der Senator Pasolini überreichte Carducci einen Zweig von dem Lorbeer, der am Grabe Dantes wächst, „als die würdigste Huldigung, die Raueuua dem großen Dichter darzubringen vermöge, der besser als Alle deu Autor der Diviu» Omninsäi» zu interpretiren nnd dem Berständniß zu erschließen wußte." Und dieser Gruß von der Ruhestätte Dantes, zu dem Carducci stets als dem erhabensten Porbilde emporgeblickt hat, mag ihm in der That die werthvollste, sinnigste Anerkennung gewesen sein. Auch sein 60. Geburtstag, der an, 27. Juli vorigen Jahres festlich begangen wurde, wird durch die ihm aus allen Ländern der civilisirten Welt zugegangenen Glückwünsche nnd Ehrungen Carducci den Beweis gegeben haben, daß die ernste Arbeit und das unermüdliche Schaffen, deni er die Kraft seines ganzen Lebens gewidmet hat, nicht vergebens ist, sondern die Spuren seines Geistes in Gegenwart und Zukunft unvergänglich sein werden.

# Frauenrecht.

von

Ludwig Luid.

— Mainz. —

seitdem die dein früheren Rechte bekannten weitgehenden Be-
schränkungen der Verfügungsfähigkeit aller weiblichen Personen
beseitigt worden sind, besteht auf privatrechtlichem Gebiete zwischen
der Stellung uerheiratheter und unuerheiratheter Frauen ein gnmdsätzlich wie
praktisch bedeutsamer Unterschied, den vollständig zu beseitigen auch die neueste
Gesetzgebung sich nicht entschließen konnte; das großjährige Mädchen ist dein
großjährigen Mann in privatrechtlicher Hinsicht in« Wesentlichen gleichgestellt,
es kann ebensowohl wie dieser jedes Rechtsgeschäft uornebmen, sich mit
Rechts Wirksamkeit verpflichten und verbürgen, Handel und Gewerbe betreiben
u. dgl. m. Rechtsungleichheiten besteben noch zwischen beiden Personen in
Ansehung solcher an sich ebenfalls dem Privatrecht angehöriger Functionen,
welche mit dem öffentlichen Recht in einem gewissen Zusammenhang sieben,
beispielsweise bezüglich des Amtes des Vormundes; während der im Be-
sitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Mann sowohl zum Vormund
als auch zum Gegenvormund ernannt werden kann, entbehrt die Fran im
Allgemeinen dieser Fähigkeit, und es und nur gewisse, dnrch engste Bande
der Verwandtschaft mit dem Mündel verbundene Personen, welche das Ge-
setz mit der Ausübung dieses Amtes betraut wissen null. Diese Zurück-
setzung des weiblichen Geschlechts kann nicht gebilligt werden, sie beruht auf
veralteten und unhaltbar gewordenen Anschauungen, deren Unrichtigkeit durch
die Erfahrungen vieler Jahre zur Genüge dargethan ist. Wenn die Mutter
und Großmutter die Eigenschaften besitzen, welche der Staat bei dem Vor-
mund voraussetzt und voraussetzen muß, darf angenommen werden, daß aucb

>^

andere Frauen der befriedigenden Verwaltung der Vormundschaftsgeschäfte nicht unfähig sind, und es ist sehr zu bedauern, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch Deutschlands die Nichtigkeit dieses Standpunktes nicht anerkannt hat. Weit ungünstiger als die Stellung der unverheiratheten Frauen ist diejenige der verheiratheten in vielen Staaten; die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe ist für sie noch ein frommer Wunsch, dein Manne gebührt die Verfügung, gebührt die Entscheidung sowohl in Familien- wie in vermögensrechtlichen Fragen, das gemeinschaftliche Vermögen untersteht seiner Aufsicht und Verwaltung, er allein kann dasselbe mit Schulden belasten, veräußern und verpfänden, ohne seine Zustimmung ist die Frau unfähig, eine auf die Verwaltung bezügliche Handlung mit Rechtswirkung vorzunehmen. Dritte Personen, welche mit ihr einen auf das gemeinschaftliche Vermögen bezüglichen Vertrag abgeschlossen haben, können sich dem Manne gegenüber, welcher denselben als wirkungslos betrachtet, nicht darauf berufen. Eine Einschränkung erleidet diese Regelung durch das der Frau gewährte Schlüsselrecht; dasselbe beruht auf dem Gedanken, daß die Ehefrau die Befugniß besitzen muß, die zum Zwecke der Erfüllung ihrer Aufgabe, dem Hauswesen vorzustehen, erforderlichen Verfügungen zu treffen und die hierfür nothwendigen Rechtsgeschäfte abzuschließen und zwar ohne Rücksicht auf den Inhalt des für die Ehe maßgebenden Güterrechts. Die ältere Gesetzgebung pflegte den Werth und Geldbetrag, bis zu welchem die Frau in Gemäßheit dieses Rechts selbstständig über das gemeinschaftliche Vermögen verfügen konnte, genau zu bestimmen, in der neueren hat man dieses Princip aufgegeben und die Frage dahin geordnet, daß die von der Ehefrau innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises eingegangenen Verbindlichkeiten auch für den Mann verpflichtend sind, die Frau gilt insoweit als unmittelbare Vertreterin ihres Mannes. Der Umfang des Schlüsselrechts ist hiernach in den einzelnen Fällen ein verschiedener, auf seine Begrenzung sind von Einfluß die socialen Verhältnisse der Eheleute, andererseits die Sitte und Uebung. In den minder bemittelten Schichten fällt Manches nicht unter das Schlüsselrecht, was iu den begüterten Schichten unbedenklich dahin zu rechnen ist. Hieraus folgt, daß die thatsächliche Tragweite der Schlüsselgewalt sich nur von Fall zu Fall feststellen läßt, die gesetzlichen Vorschriften können dabei nur die Bedeutung von Direktiven beanspruchen. Die Stellung der Ehefrau gegenüber den: gemeinschaftlichen Vermögen kann somit mit derjenigen des Mannes kaum verglichen werden, und es ist nicht zu bestreiten, daß insoweit das Recht die Snperiorität des Mannes in weitestgehendem Maße anerkannt und gebilligt hat.

Aber nicht nur in Bezug auf das gemeinschaftliche Vermögen entbehrt die Frau der Rechte des Mannes, sondern auch in Ansehung des eigenen, wenigstens nach den Rechten, die bisher in Deutschland galten, und auch — leider — nach dem neuen Gesehbuch, und hiermit kommen wir zu der Frage, auf welcher Grundlage in unserer Zeit das eheliche Güterrecht

geregelt werden sollte? Unter den zahlreichen, man kann geradezu sagen zahllosen Systemen, welche die Nechtsentwicklung hervorgebracht hat, lassen ''ich zwei große Klassen unterscheiden, die Kategorien der getrennten und die der verbundenen Güter; der ersteren liegt die Erwägung zu Grunde, daß die Eheschließung auf die VermögensuerlMtnisse der Ehegatten einen Einfluß überhaupt nicht ausübt, es behalt die Ehefrau das Eigenthum ihres eingebrachten und des späterhin ihr zugefallenen Vermögens sowie auch ihres eigenen Verdienstes, sie behält auch, wo dieses System in voller Consequenz ausgebildet ist, die selbstständige Verwaltung und Nutznießung, so daß der Ertrag desselben auch nicht zu der Bestreitung der Kosten des gemeinschaftlichen Haushalts und der Kindererziehung von dem Ehemann verwendet werden darf.

Auf vollständig anderen Anschauungen ist das System der verbundenen Güter aufgebaut; nach ihm wird das Vermögen der Ehefrau der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterstellt, welcher als Herr der Gütergemeinschaft — Gütereinheit — erscheint. Die Variationen des einen und anderen Systemes sind fast unübersehbar, es würde viel zu weit führen, im Nahmen einer nicht für den Fachmann bestimmten Darstellung auf sie einzugehen, es genügt, an dieser Stelle die Haupt- und Grundunterschiede hervorzuheben, welche zwischen Beiden vorhanden sind.

Nach dem System der verbundenen Güter hat die Frau kein Recht, ohne Zustimmung des Mannes über ihr Vermögen zu verfügen, und die Nechtsbehelfe, welche ihr das Gesetz gewährt, um einem verschwenderischen, ihr Hab und Gut gefährdenden Gebühren des Mannes entgegen zu treten, können regelmäßig erst dann angewendet werden, wenn die Vermügensver-IMtnisse schon recht schlecht sind. Nun giebt ja allerdings die Gesetzgebung wohl allenthalben den Ehegatten das Recht, in: Wege des Vertragsschlusses vor Eingehung der Ehe das gesetzliche Güterrecht zu ändern und an seiner Stelle ein Recht zu vereinbaren, das ihren Verhältnissen und Bedürfnissen am besten paßt; allein von dieser Befngniß macht nur ein Theil der Bevölkerung und zwar durchaus nicht der größere Gebrauch, die überwiegende Mehrheit lebt unter der Herrschaft des Güterrechtssystems, für das sich die Gesetzgebung entschieden hat, und in den minder bemittelten Schichten ist die Vereinbarung von Eheverträgen überhaupt selten. Es kann nun nicht zweifelhaft sein, daß sowohl unter dem Gesichtspunkte der Selbstständigkeit der Frau und ihrer Gleichstellung mit dem Manne wie auch vom Standpunkte möglichst weitgehender Sicherung ihres Vermögens das System der getrennten Güter nnbedingt den Vorzug verdient, und es darf heute, nachdem in einer Reihe hochentwickelter Culturstanten die Gesetzgebung über das eheliche Güterrecht im Laufe der letzten Jahre in einer Weise abgeändert wurde, welche diesem System in größerem oder geringere!« Maße Rechnung trägt, mit aller Bestimmtheit die Behauptung aufgestellt werden, daß dasselbe mit der Zeit seitens aller Cultur-Völker als das für unsere

Verhältnisse allein richtige anerkannt wird. Was die Verfügungsfähigkeit
der Ehefrau bezüglich ihres eigenen Vermögens betrifft, so ist es in der
That Zeit, dieselbe zu sanktionieren; welcher Grund kann dafür angeführt
werden, diese Befugniß dem unverheiratheten Weibe zu gewähren, sie da-
gegen dem verheiratheten zu versagen? Die Verpflichtung des Mannes,
den für den ehelichen Haushalt erforderlichen Aufwand zu bestreiten, recht-
fertigt doch diese Unterscheidung gewiß nicht; wenn man aber glaubt, daß
die Beseitigung der Schranken der Verfügungsfreiheit eine Gefährdung der
Vermügensuerhältnisse der Frau zur Folge haben werde, so spricht doch
die Erfahrung durchaus gegen diese Annahme. Ans dem sittlichen Charakter
der Ehe folgt die mangelnde Selbstständigkeit der Frau mit Nichten, die
wahre Ehe beruht auf der gleichen Berechtigung und der gleichen Ver-
pflichtung der Ehegatten, die Frau ist nicht die Dienerin des Mannes,
sondern seine Genossin (eon80l8), welche von dem Staate verlangen kann,
daß er durch seine Satzungen nicht die Stellung verändert, die ibr die
Ethik anweist, seine vollberechtigte Genossin, die mit Nichten dem un-
mündigen Kinde gleichzuachlen ist, das über sei» Vermögen nicht verfügen
darf. Unlogisch ist es, der Frau mit dein Augenblick der Eheschließung
die Rechte zu entziehen, die sie bereits besessen hat, unlogisch und ungerecht.
Mag einer vergangenen Culturperiode die Anschauung eigen und selbst-
verständlich gewesen sein, den Mann als den Herrn der Frau zu betrachten,
mag auch die elastische Culturwelt, welche das unerreichbare Schönheits-
ideal des Weibes in der schaumgeborenen Göttin von Milo geschaffen hat,
mag auch sie die rechtliche Ungleichheit der Ehegatten als eine aus dem
Geschlechtsunterschied sich ergebende Folge betrachtet haben, der heutigen
Zeit ist diese Ansicht fremd. Wie die moderne Gesetzgebung — auch hierbei
in schroffen: Gegensatze zu dem früheren Recht — von dem Manne dieselbe
eheliche Treue fordert, zu der sie die Frau verpflichtet, so muß sie auch
Mann und Frau bezüglich der rechtlichen Verfügungsfähigkeit durchaus
gleich behandeln. Hiernach hat aber eine Vorschrift, welche die Rechts-
handlungen der Frau nur unter der Voraussetzung anerkennt, daß dieselben
mit Genehmigung des Mannes oder des Gerichts vorgenommen wurden,
in dem modernen Recht keinen Boden, und es kann einer Gesetzgebung,
die sich insoweit von den Ueberlieferungen der Vergangenheit zu befreien
nicht im Stande ist, nicht das Lob zu Theil werden, daß sie von dem
Geiste des Fortschritts beherrscht werde. Die rechtliche Selbstständigkeit
gebührt der Ehefrau schlechthin, nnd mit gutem Grund würde sich eine
Bestimmung rechtfertigen lassen, welche dieselbe als ein unverzichtbares
Recht der Frau betrachtet, das auch durch Vertrag nicht auf den Mann
übertragen werden kann. Vorbehaltlos ist zuzugeben, daß diese Forderung
in unuermittelteni und unvermittelbarem Widerspruch mit dem Satze steht:
„Er soll Dein Herr sein." Dieser Contrast kann ihr nicht zum Nachtheil
gereichen oder doch nur dort, wo man die ernste Frage der Gestaltung der
->

rechtlichen Stellung der Frau durch Witze zu beantworten sucht, die allen-
falls in einem Operettentert am Platze sind. Wollte man schließlich be-
streiten, daß seitens der Frauen die Demüthigung voll uud ganz empfunden
wird, welche für sie in der Versagung der rechtlichen Selbstständigkeit liegt,
so wäre hierin nur ein Beweis für die mangelhafte Würdigung der
Frauenbewegung in Deutschland zu erblicken, die wahrend der Berathung
des bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstage eine bedeutsame Agitation zu
Gunsten der Erlangung der Selbstständigkeit heruorzurufen «erstanden hat,
allerdings ohne den Erfolg zn ernten, der ihr zu wünschen war. Es ist
ein charakteristisches Merkmal der deutschen Frauenbewegung überhaupt,
durch welches sich dieselben von den feministischen Bewegungen anderer
Länder, vor Allem Frankreichs, unterscheidet, daß von ihr zunächst uicht
die öffentlich-rechtliche und politische, sondern die privat-rechtliche Gleich-
berechtigung erstrebt wird-, dieser Charakter bedingt das Maßvolle ihres
Auftretens, welches ihr mehr und mehr auch in Kreisen Freunde und An-
hänger verschafft hat, die ihrer politischen und gesellschaftlichen Denkungs-
weise nach politische Emancipationsbestrebungen scharf bekämpfen würden.
Daß die Selbstständigkeit der Ehefrau durch die heutige Gestaltung
der socialen Verhältnisse dringend gefordert wird, läßt sich kaum uoch be-
streiten: in den minder bemittelten und in den unbemittelten Schichten der
Bevölkerung ist die Thätigkeit der Frau für den Haushalt mindestens
ebenso werth- und bedeutungsvoll wie die des Mannes, vielfach übertrifft
sie die letztere bei Weitem; der Unterhalt der Arbeiter- und kleinen
Beamtenfamilien wird zum guten Theile dnrch die Arbeit der Frau er-
rungen; nicht anders liegt die Sache in den Familien der Handwerker.
Die Rolle des cmmuthigen Salondecorntionsstücks ist heute nur den
wenigsten Frauen beschieden, die übergroße Mehrheit derselben ist gezwungen,
trotz der Verheirathung — man könnte vielleicht sagen, gerade in Folge
dieser — sich an dem Kampf um's Dasein mit voller Kraft zu betheiligen,
sie ist genöthigt, auf den Markt des Lebens zu treten und nicht nur die
fleißigen Hände zu regen, sondern auch die geistige Krast anzuspannen und
anzustrengen, um den Verdienst des Mannes zu mehren, dessen Einkommen
zu erhöhen; die eigene wirtschaftliche und erwerbende Thätigkeit der Frau
bedarf aber, wenn anders sie sich voll und ganz entfalten soll, der selbst-
ständigen Verfügungsfähigkeit; wer mit der Frau einen Vertrag abschließt,
muß die Sicherheit haben, daß derselbe ohne Weiteres gültig ist. Deshalb
führt auch die Berücksichtigung der socialen Verhältnisse und der thatsäch-
lichen Stellung der Frau im heutigen Erwerbsleben zu der Forderung der
Beseitigung ihrer rechtlichen Abhängigkeit von dem Manne.
Es fehlt nicht an zahlreichen Einwendungen gegen diese Vorschläge,
zun» Theile sind dieselben beachtenswert!) und discutirbar, theilweise aber
haben sie einen Inhalt, der es als eine befremdliche und keineswegs er-
freuliche Thatsache erscheinen läßt, daß hochwichtige und überaus ernste

Angelegenheiten in dieser Weise behandelt werden; es kann hierauf nicht näher eingegangen werden, es genüge zu betonen, daß eine ungünstige Einwirkung von der Erfüllung dieser Reform des Frauenrechts auf den weiblichen Charakter mit Nichten zu erwarten ist. Die Frauen werden sicherlich durch die Verleihung der rechtlichen Selbstständigkeit nicht zu Mannweibern werden, sie werden auch nicht in Folge dieser Aenderung des Privatrechts die weiche Empfindung, noch jene Eigenart verlieren, welche in der Psychologie keine geringere Rolle spielt, denn in der Poesie; möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ihr Wille ein festerer, ihr Auftreten ein bestimmteres, ihr Wesen ein gereifteres wird, allein das wäre nicht nur kein Nachtheil, sondern vielmehr ein Vortheil. Es könnte den deutschen Frauen wahrlich nicht schaden, wenn sie ihren Charakter in diesem Sinne etwas ändern, etwa nach dem Vorbilde der englischen Damen, welche durch bestimmtes und selbstständiges Auftreten so oft während ihres Aufenthaltes auf dem Continent Erstaunen erwecken. Für sentimentale Gemüther mag es schön sein, sich das Weib als den Evheu zu denken, der sich an dein Gichbaum emporrankt, und von dem weichen und hingebenden Wesen zu schwärmen, das seiner Hilflosigkeit und Inferiorität so bewußt ist, daß es ohne den Mann keinen Entschluß zu fassen vermag; der denkende Mann wird aber einem solch unselbstständigen, geistig unreifen Weibe die entschlossene, willensstarke und überlegt handelnde Frau vorziehen, welche ihm weder Spielzeug noch das ist, ums das Weib dem Orientalen, sondern die an seinein geistigen Schaffen teilnehmende Genossin, welche mit ihm denkt und mit ihm sorgt, gegebenen Falles aber nicht nur mit ihm, sondern auch für ihn handelt. Wenn durch die angestrebte Rechtsreform das Wesen und Verhalten der deutschen Frau in diesem Sinne modificirt würde, so dürfte wahrlich kein Anlaß zur Klage dieserhalb vorhanden sein, weder vom individuellen, noch vom socialen, noch endlich vom kulturellen Standpunkt.

Nicht minder bedeutsam ist für die Stellung der Ehefrau die Regelung des Güterrechts auf der Grundlage des Systems der getrennten Güter; auch uerheirathet soll die Frau Herrin ihres Vermögens und zwar unbeschränkte Herrin bleiben, sie soll das Recht haben, dasselbe zu verwalten und nach ihrem Gutdünken darüber zu verfügen, sie soll die Sicherheit besitzen, daß das, was ihr gehört, nicht durch den Mann und sein geschäftliches Gebahren oder seine private Thätigkeit gefährdet wird. Hierauf ist aber unter den heutigen Verhältnissen das größte Gewicht zu legen. Man wende nicht ein, daß das genannte Gütersystem von einein übergroßen Mißtranen gegen den Mann beherrscht wird, das nach Lage der Verhältnisse nicht als gerechtfertigt erachtet werden könne, daß es in jedem Manne einen leichtsinnigen Verschwender, Spieler, Trunkenbold oder doch einen verwegenen Speculanten erblicke, welcher das seiner Verwaltung anvertraute Gut bald in alle vier Winde zerstreuen werde, denn es ist nicht sowohl

der Gedanke des Mißtrauens als vielmehr derjenige der Fürsorge, welcher dieses Güterrecht als besonders emufehlenswerth erscheinen läßt; wie oft ist zu beobachten, daß in Folge ungünstigen Geschäftsganges, ohne daß den« Manne eine eigentliche Schuld zum Vorwurf gemacht werden kann, das Vermögen der Frau vollständig verloren wird und diese dann sich mit ihren Kindern vi8-«,-vi8 cis riou befindet? Und sind etwa die Fälle in der That so selten, in welchem eine verschwenderische Lebensführung des Mannes das Vermögen der Frau in stärkstein Maße gefährdet? Nicht die Theorie, sondern die Praxis des täglichen Lebens mit seiner unendlichen und unerschöpflichen Fülle von Jammer, Elend, Sorge und Noch kann darüber Auskunft geben, wie dringend nothwendig die ausreichende Sicherung des Vermögens der Frau durch eine Ordnung des Güterrechts in diesem Sinne ist. Nicht unbeachtet darf auch bleiben, daß es sich hierbei auch um die Sicherung des eigenen Erwerbs der Frau, des Ergebnisses ihrer Arbeitskraft und der Anspannung ihrer geistigen Thätigkeit handelt. Dem römischen Recht war die Trennung der Vermögen der Ehegatten bekannt, die Ehe übte nach demselben keinen Einfluß auf die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Eheleute aus und nur dann ließ der Gesetzgeber eine andere Gestaltung Platz greifen, wenn dein Mann durch ein besonderes Rechtsgeschäft ein Beitrag zu den ehelichen Lasten gegeben wurde. An das Recht der Siebenhügelstadt haben sich angelehnt, wenn schon theilweise mit einschneidenden Modificationen, das österreichische und italienische Recht. Voll und ganz ans den Standpunkt des Systems der getrennten Güter hat sich neuestens die englische Gesetzgebung gestellt; das im Jahre 1882 erlassene Gesetz, das eine in England schon vielfach vorhandene Uebung nur bestätigt, giebt der Ehefrau die nneingeschränkte rechtliche Selbstständigkeit und entzieht ihr Vermögen der Verwaltung des Mannes.

Das englische Recht hat sich hierbei das in verschiedenen amerikanischen Staaten geltende zum Vorbild genommen.

Nicht so weit geht die Gesetzgebung der skandinavischen Staaten; dieselbe schließt nur den persönlichen Erwerb der Ehefrau unter allen Umständen von der Verwaltung des Mannes aus, mag das Güterrecht im Uebrigen in diesem oder jenem Sinne geordnet sein. Eine ähnliche Vorschrift hat man neuestens im Canton Genf erlassen. In Frankreich ist man in« Begriff, das Beispiel dieser Gesetzgebung mit einigen Abschwächungen nachzuahmen; bereits ist die Deputirtenkammer mit einein Gesehentwurfe befaßt worden, der insbesondere von der Rücksicht auf die Verhältnisse der Arbeiterfamilien getragen wird, es ist dies um so bemerkenswert!) er, als in Frankreich Reformen auf dem Gebiete des Civilrechts sich überaus schwer und langsam durchführen lassen, eine Folge der übergroßen Zähigkeit, mit welcher man dort an dem Inhalte des Napoleonischen Gesetzbuches festhält. Diese Bewegung der Gesetzgebung beweist die Existenz eines allgemeinen Bedürfnisses für den Ausbau des Rechts in der

bezeichneten Richtung, und es wäre irrig, wollte man der feministischen Bewegung einen besonderen Einfluß hierauf zuschreiben. Ohne Zweifel entspricht nun die Trennung der Vermögen nicht der Auffassung, welche der Entwicklung des ehelichen Güterrechts in deutschein Recht zu Grunde liegt; nach dieser soll durch Eingehung der Ehe unmittelbar und kraft Gesetzes eine dein Zweck dieser entsprechende Gestaltung der vermögensrechtlichen Verhältnisse und Beziehungen der Ehegatten eintreten, es wird demgemäß die Trennung der Güter gewissermaßen als ein Widerspruch mit dein Charakter der Ehe betrachtet. Das deutsche Recht ist der Ansicht, daß die Ehe als eine Körper und Geist umfassende Lebensgemeinschaft auch die Bermügensuerhältnisse mitergreift. „Mann und Weib," sagt in diesem Sinne der Sachsenspiegel, „haben kein gezweit Gut bei ihrem Leben," und an einer anderen Stelle seines Recktsbuches erklärt der Schöffe Eike von Repgow, „wenn ein Mann ein Weib nimmt, so nimmt er in seine Gewere all' ihr Gut zu rechter Bormundschaft;" unter dem Ausdruck „Gewere" wird hierbei der thatsächliche Besitz mit einer kaum beschränkten Berwaltungs- und Nutznießungsbefugniß verstanden; es entspricht diese Regelung der in den mittelalterlichen Rechtsbüchern über die gegenseitige Stellung der Ehegatten niedergelegten Anschauung, welche der Schwabenspiegel dahin formulirt: „Der Mann ist des Weibes Bogt und ihr Meister." Diese Auffassung hat ihre Geschichte. Für die Verhältnisse, wie sie bei dein Entstehen der Nechtsbücher maßgebend waren, hat sie auch ihre Berechtigung und entsprach ohne Zweifel der damaligen rechtlichen und ethischen Ueberzeuguug. Wenn vorbehaltlos zuzugeben ist, daß sie dem sittlichen Wesen der Ehe nicht widerspricht, so muß dasselbe von dem System der getrennten Güter gesagt werden, ja man darf sogar behaupten, daß letzteres den Forderungen der Ethik in noch böherem Maße Rechnung trägt. Es läßt sich nicht «erkennen, daß unter der Herrschaft dieses Systems die Frau um ihretwillen und nicht ihres Bermögens wegen zur Ehe begehrt wird; wenn dein Manne weder die Berwaltung noch der Ruhgenuß des Bermögens der Fran zusteht, wenn er nicht die Erwartung hegen darf, durch die Ehe ein Bermögen zu erlangen, wird der modernen Mitgiftspeculation doch einigermaßen eine Schranke gesetzt, wird, wenn auch nur mittelbar, seitens der Gesetzgebung darauf hingearbeitet, daß bei der Wahl seiner Lebensgefährtin der Mann sich nicht durch finanzielle Erwägungen ausschließlich bestimmen läßt. Staat und Gesellschaft haben aber das höchste Interesse daran, daß die Ehe nicht zu einem Speculationsgesckäft entwürdigt, daß sie nickt zun, Mittel wird, die vielleicht zerrütteten Vermügensverhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. Die Ethik aber muß das größte Gewicht darauf legen, den Uebelstand zu beseitigen, daß, wie Mantegazza fagt (Anthropologisch-Eulturhisiorische Studien S. 282), „die Ehe nicht mehr die Weihe der freien Wahl, nicht mehr der Weg ist, der zu der Befriedigung der Liebe führt, sondern ein Kaufs- und Berkaufscontract, eine Verbindung

von Capitalien und Wappenschildern", daß, wie derselbe Schriftsteller
weiter bemerkt, „wir heute nicht wehr den Vater bezahlen für das junge
Mädchen, das wir zu unserer Gefährtin »lachen wollen, sondern uns von,
Schwiegervater so und so uiele klingende Skudi bezahlen lassen nnd, wer
einen Titel hat, ihn zur Auctiou setzt und sich das Wappenschild ver-
golden läßt." Vergebens bemühen sich die Gegner in der Ausmalung der
nachtheiligen oder gar gefährlichen Eonsequenzen der Einführung der Güter-
trennung; sind die Ehen in England und Amerika schlechter als in Deutsch-
land, ist die gegenseitige Zuneigung der Ehegatten eine geringere, die
Sittlichkeit eine tieferstehende? Schwerlich wird man dies behaupten
wollen. Wenn aber in diesen Staaten die Gütertrennung einen ungünstigen
Einfluß auf die Ehe mit Nichten ausgeübt hat, so wird auch mit der Be-
fürchtung nicht zu rechnen sein, daß in Deutschland ihre Einführung die
pessimistischen Prophezeiungen derjenigen rechtfertigen werde, welche es
nicht begreifen können oder nicht begreifen wollen, daß es endlich Zeit ist,
die ausgefahrenen Geleise zu verlassen und neue Bahnen zu betreten.

Das neue Gesetzbuch Deutschlands entspricht den im Vorstehenden auf-
gestellten Forderungen nicht, es hat sich für das System der Verwaltungs-
gemeinschaft entschieden. Das Vermögen der Frau wird nach ihm durch
die Eheschließung der Verwaltung nnd Nutznießung des Mannes unter-
worfen; lediglich das sogenannte Vorbehaltsgut bleibt davon ausgeschlossen.
Als solches gilt das durch die Arbeit der Frau oder den Betrieb eines
Erwerbsgeschäftes errungene Vermögen, sowie das im Erbgang oder durch
Schenkung erlangte, wenn der Erblasser oder Schenkgeber ausdrücklich be-
stimmt, daß es nicht in die Verwaltung des Mannes fallen soll, endlich
das durch den Ehevertrag von der Gemeinschaft ausgeschlossene Vermögen.
Es soll nicht verkannt werden, daß das Gesetzbuch bestrebt ist, durch weite
Ausdehnung des Umfangs des Vorbehaltsguts und durch sonstige Be-
stimmuugeu die Frau gegen eine Gefährdung ihrer Interessen und ihres
Besitzes in Folge der Verwaltung des Mannes zu sichern, und daß ihn«
dies auch in soweit gelungen ist, als sich die Sicherung ohne Gütertrennung
erreichen läßt, allein gerade der Umstand, daß die Sicherung nicht als eine
ausreichende betrachtet werden kann, beweist zur Genüge die Notwendigkeit
des Uebergangs der Gesetzgebung zu dem System der Gütertrennung. Die
Vorschriften des Gesetzbuches, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen,
haben in den Kreisen der deutschen Frauen stärksten Unwillen erregt, sie
haben zu Aeußerungen der Entrüstung Anlaß gegeben, welche theilweise
sogar einen leidenschaftlichen Charakter annahmen. Mag im Verlaufe der
scharfen Polemik, welche von weiblicher Seite gegen sie geführt wurde, auch
manche Übertreibung vorgekommen, mancher Satz ausgesprochen und manche
Behauptung aufgestellt worden sein, deren innere Berechtigung schwerlich
erwiesen werden konnte, in der Hauptsache war die abfällige Neurtheilung
angemessen und gerecht, uud wenn auch die Bemühungen der deutschen

Frauen um ein ihre Selbstständigkeit anerkennendes Recht zu einem Sieg vorläufig nicht geführt haben, so ist doch — hierüber gestattet die Entwicklung keinen Zweifel, — der schließliche Erfolg für die von ihnen vertretene Sache unfraglich und gewiß. Jeder Kampf, bei dem es sich um die Emancipation von Vorurtheilen, um die Gleichstellung einer bislang teilweise rechtlosen Personenklasse mit der übrigen Bevölkerung handelt, ist ein schwerer und langwieriger: nie viele Geschlechter sind gekommen und gegangen, bevor die Menschheit sich zu der Anschauung aufzuschwingen vermochte, daß ein menschliches Wesen nicht Gegenstand eines Eigenthumsrechts sein könne, wie viele Jahrhunderte gingen vorüber, bis sich die Wahrheit Anerkennung verschaffte, daß die Glaubens- und Neligionsverschiedenheit keinen Unterschied in dein Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe? Die Emancivation von dem Vorurtheil, daß der Geschlechtsunterschied eine Rechtsuerschiedenheit der beiden Geschlechter rechtfertige, ist nicht nur nicht leichter, sondern sogar schwerer als die Beseitigung desjenigen, welches der Aufhebung der Sklaverei, der Gleichberechtigung der Confessionen entgegenstand, und hieraus erklärt es sich, daß der Kampf der Frauen um ihr Recht ein äußerst mühevoller ist, mit höchster Anstrengung geführt werden muß, damit auch nur kleine Erfolge verzeichnet werden können. Aber darum darf keine Vluthlosigkeit Platz greifen. So gewiß der Morgen der Rächt, die Sonne dem Mond folgt, so gewiß wird dieser Kampf, bei dem um der Menschheit höchste Güter, um Herrschaft und um Freiheit gerungen wird, mit einein vollständigen Triumph der gerechten Sache endigen, so gewiß wird er zu der Anerkennung der rechtlichen Selbstständigkeit der Ehefrau, zu ihrer Gleichstellung mit dem Manne führen, je größer die Hindernisse, um so glänzender der Sieg. Das gegenwärtige Jahrhundert geht zu Ende, ohne den deutschen Frauen ein Recht gebracht zu haben, wie sie es verlangen dürfen, das folgende wird aber auch in dieser Hinsicht die Unterlassungssünde des neunzehnten wieder gut machen. Und wenn die Frauen auch fernerhin um die Emancipation auf dem Gebiete des Privatrechtes kämpfen, so mögen sie sich dabei von de»» Bewußtsein durchdringen lassen, daß sie für die Sache der Menschheit nnd des Fortschrittes streiten, daß auch für ihren Kampf die Worte gelten:

„Vorwärts, auf Bahnen des Geistes, Menschheit,
Durch Kampf zum Lieg, durch Nacht zum Licht."

Gedichte von Giosue (üarducci.
Deutsch
Valerie MartheF.
— Zchweidnitz. —
!Norgen i ni Gebirge.
^m Gsten glänzt das Sonnenlicht,
Und seine eisten strahlen
Im dunkelgrünen Vuchcnlaub
Oie! goldne Farben malen,
^ie kosen mit dem Wellensang
Und schimmern auf dem Flusse,
Ivie Mädcbenaugen gliickberanscht
Vei erstem liebesgrusze,
^ie wissen selbst dem Vergesbaupt
Ein lächeln abzuzwingen,
^o lacht ein Greis im ^ilberhaar.
Den Ainder frob unispringen.
Dez lichtes Flutben zauberooll
Das blüb'nde Thal umweben,
lt?ie Hoffnung in der Jugendzeit
verklärt das ?1>enscl'enleben.
Es wogt und wallt im lviesengruud,
!^on lindem Tbau befeuchtet,
Ein Nebelflor, der silberhell
Im !?onnc»scbeine leuchtet;
Draus taucht berror der lhiigelkrauz,
Doch Däuser, Flur und Väume
verschwimmen in deni Nebelduft
wie balbvergess'ne Träume.
Und in des lichte? Wechselspiel
schwebt ans den dunst'gen lOipfeln
Im Flug ein wildes Taubenpaar
Empor zu Vergesgipfeln,
Es spiegelt sich der Farbenglanz
Am blitzenden Gefieder,
lind liebe lächelt wnndermild
Der hohe liimmel nieder.

## An ein kleines 2Nädchen.

Dein Aindcsangesicht so stolz und rein
Kann sinnend ich nicht ohne Rührung sehen,
Dein Anblick läßt tief «12 des Vnseus Schrein
«Lin trautes Vild vor meinem Geist erstehen:
Des Haares Wellen, die mit goldnem schein
Dein Köpfchen krönen und es hold umwehen.
Lrinnern mich an den Kastanienhain
Im Frühlingswind auf Apuaner Höhen.
Dort lebten einst die kriegerischen Ahnen,
Dort war's, wo meine 3eele voller Wonne
In ros'gen Träumen noch die Welt sich malte.
Um weiße Marmorfelsen zog die Vahnen
liguliens Meer, das in dem licht der 5onne
In tiefer Vläue, wie Dein Auge, strahlte.

## Zu meinem Vilde.

5^, n>ar ich einst. — so vollen lebens schäumte
Ich über in der sonn'gen Jugendzeit,
Als an den Klippen rauher Wirklichkeit
9ich brausend meines liedes Ivoge bäumte.
Nun ist es still; ein Trauerflor umsäumte
Die blühenden Gefilde weit und breit,
Sumpfvögel kreischen durch die Dunkelheit,
Nichts hoff' ich mehr von Allem, was ich träumte.
V hehren Ruhmeswahns erlosch'nc Flamme!
Craum von Italiens siegreich freien Auen,
Darüber hell der Künste Krone blinkt!
Nichts bleibt mir mehr, als in Morast und Schlamme
Mein Grollen nicht'gen Vlattern zu vertrauen,
Vis einst mein müdes Haupt herniedcrsinkt.

# Nadeschda üikolaewna.

von

## Wsewolod Garfchin.

Aus dem Russischen übersetzt von Nathalie von Vessel,

(schl»tz,>

### VIII.

IN selben Tage Abends siedelte Semen Iwanowitsch zn mir über.
Er wohnte in der Sadowaja, in einem sehr großen, von unten
bis oben mit Miethern gefüllten Hause, welches fast ein ganzes
Stadtviertel zwischen drei Straßen einnahm. Ter aristokratischere Theil
des Hauses mit de? Front nach der Sadowaja wurde von den möblirten
Wohnuugen des verabschiedeten Hauptmanns Grum-SkgebitM eingenommen,
der seine ziemlich schmutzigen, aber geräumigen Zimmer an angehende
Künstler, nicht arme Studenten und Musikanten vermiethete. Diese bildeten
das Hauptcontingent der Miether des mürrischen Hauptmanns, welcher in
seinem, wie er sich ausdrückte, „Hotel" streng auf Ordnung hielt.
Ich stieg eine eiferne Wendeltreppe hinauf und betrat den Hausflur.
Hinter der ersten Thüre ertönten rasche Läufe auf einer Geige — etwas
weiter erklang ein Cello, und irgendwo am Ende des Ganges wnrde laut
auf einem Clauier gespielt. Ich klopfte an Helfreichs Thür.

„Herein!" — rief er mit seinem dünnen Stimmchen.

Er saß ans dem Voden und packte feine Habseligkeiten in einen
großen Kasten. Ein schon zugebundener Koffer stand daneben. Seinen
Iwanowitsch legte die Sachen in den Kasten, ohne sich nach irgend welchem
System zn richten. Auf dem Boden war ein Kissen ausgebreitet worden,
darauf ruhte eine auseinandergeschranbte und in Papier gewickelte Lampe,
dann kamen eine kleine, lederne Matratze, Stiefel, eine Menge Studien,
ein Farbenkasten, Bücher und verschiedener ,ttram. Auf dem Kasten saß
ein großer, gelber Kater und sah seinem Herrn in die Augen. Dieser
Kater stand, nach Helfreichs Aussage, in seinen, beständigen Dienste.

„Ich bin schon fertig, Andrei," sagte Helfteich. „Ich bin sehr
froh, daß Du mich zu Dir nimmst. Sage mir, hast Du heute eine Sitzung
gehabt? War sie da?"
„Sie war da, Senja . . ." antwortete ich, im Inneren frohlockend.
— „Weißt Du noch, Du hast Nachts eine Redensart gemacht . . . daß
Du Deine linke Hand hingeben würdest?"
„Nun?" fragte er, indem er sich lächelnd auf den Kasten setzte.
„Ich verstehe Dich ein wenig, Senja."
„Siehst Du wohl! Ach, Andrei, Andrei, erlöse sie! Ich kann es nicht.
Ich bin ein dummer, buckliger Teufel. Du weißt ganz genau, daß ich kaum
im Stande fein werde, meine eigene Last ohne fremde, z. N. ohne Deine
Hilfe, durch das ganze, lange Leben zu schleppen, und gar jemand Anderes
zu unterstützen . . . wie brächte ich das fertig! Es ist ja nothwendig, daß
man mich selbst vor dem Trünke rette, mich zu sich nehme, mich zur Arbeit
zwinge, mein Geld aufbewahre, Körbe, Sovhas und das ganze Zubehör
meiner Katzen male. Ach, Andrei, was würde ich ohne Dich thun?"
In einen: plötzlichen Zärtlichkeitsanfalle fprang Senitschka von
seinem Kasten hinunter, lief zu mir heran, umarmte mich und lehnte
feinen Kopf an meine Brust. Seine seidenweichen Haare berührten meine
Lippen. Dann verließ er mich ganz rasch, lief in die andere Ecke des
Zimmers — ich hegte den starken Verdacht, daß er unterwegs eine Throne
abwischte — und setzte sich auf einen an der Wand stehenden Sessel.
„Siehst Du nun ein, daß ich es nicht kann? Aber Du . . . Tu
— das ist etwas Anderes. Erlöse sie, Andrei."
Ich schwieg.
„Es gab noch einen Menschen, der es vermocht hätte," fuhr Semen
Iwcmowitsch fort — er hat aber mcht gewollt."
„Vefsonosf?" fragte ich.
„Ja, Vefsonoff."
„Ist er schon lange mit ihr bekannt, Senitschka?"
„Schon lange; noch länger als ich. Im Kopfe dieses Mannes sind
lauter Kasten und Abtheilungen; er zieht aus dem einen ein Zettelchen
heraus, liest, was drauf geschrieben steht, und handelt danach. Nun hat sich
ihm folgender Fall entgegengestellt. Er siebt — ein gefallenes Mädchen.
Gleich sucht er in seinem Kopfe nach loa geht bei ihm Alles nach dem
Alphabet): er holt heraus und liest: „Sie kehren niemals um."
Semen Iwanowitsch sprach nicht weiter. Er stützte sein Kinn mit
der Hand und sah mich nachdenklich an.
„Erzähle mir, wie sie einander kennen lernten. Was giebt es zwischen
ihnen für sonderbare Beziehungen."
„Später, Andrei, jetzt noch nicht. Vielleicht erzählt sie es Dir selbst.
Ich habe unnöthiger Weise „vielleicht" gesagt; sie wird es Dir bestimmt er-

zählen. Du bist ja ein ganzer Keil . . ." sagte lächelnd Seinen. Fahren wir. Ich muß nur mit dein Hauptmann abrechnen."

„Hast Du Geld?"

„Jawohl, ich habe. Die Katzen sorgen ja dafür."

Er ging auf den Flur, rief dem Dienstboten Etwas zu, und gleich darauf erschien der Hauptmann. Er war ein starker, stämmiger, sehr rüstiger Greis mit einem glatt rasirten Gesicht. Als er das Zimmer betrat, grüßte er stutzerhaft, reichte Helfreich die Hand, mir machte er nur eine stumme Verbeugung.

„Was verlangt der gnädige Herr?" fragte er höflich.

„Ich verlasse Sie, Herr Hauptmann."

„Ganz wie der gnädige Herr wünscht," antwortete er, mit den Achseln zuckend. „Ich war mit Ihnen sehr zufrieden, gnädiger Herr. Ich freue mich, wenn anständige, gebildete Leute in diesem Hotel wohnen ... Ist Ihr Herr Freund auch ein Künstler?" fragte er, sich an mich mit einer zweiten sehr schönen Verbeugung wendend. „Ich habe die Ehre, mich vorzustellen: Hauptmann Grum-Skgebitztki, ein alter Soldat."

Ich reichte ihm die Hand und nannte meinen Namen.

„Herr Lovatin!" rief der Hauptmann, und sein Gesicht drückte eine ehrerbietige Verwunderung aus. „Es ist ein bekannter Name. Ich habe ihn von allen Schülern der Akademie nennen hören. Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wünsche Ihnen, daß Sie den Nuhm von Siemiradzki und von Matejko erreichen ... Wohin siedeln Sie über?" fragte der Hauptmann Helfteich.

„Nun, zu ihm," antwortete Helfteich verlegen lächelnd.

„Obgleich Sie mir einen vorzüglichen Miether wegnehmen, bin ich doch nicht betrübt. Freundschaft hat das erste Recht . . ." sagte der Hauptmann und verbeugte sich von Neuem. „Ich werde gleich mein Buch bringen."

Er entfernte sich mit stolz erhobenem Haupte. Es lag etwas Kriegerisches in seinein Gange.

„Wo hat er gedient?" fragte ich Senja.

„Ich weiß es nicht; doch ist er kein russischer Hauptmann: er ist einfach der Edelmann Xaver Grum-Skgebitztki. Er theilt Jedem unter dem Siegel des Geheimnisses mit, daß er am Aufstand Theil genommen hat. An seiner Wand hängt auch jetzt seine Doppelflinte."

Der Hauptmann brachte sein Buch und seine Rechenmaschine. Nachdem er in seinem Buche nachgeschlagen und ungefähr zwei Minuten mit der Maschine gerechnet, theilte er die Summe mit, die ihm Helfteich bis zum Ende des Monats für die Wohnung und das Essen schuldig war. Semen Iwanowitsch zahlte, und wir gingen sehr freundschaftlich auseinander. Nachdem man die Sachen hinausgetragen hatte, nahm Semen Iwanowitsch den gelben Kater, der sich schon lange unruhig, mit erhobenem Schweife und leise miauend an seinem Beine rieb (wahrscheinlich hatte das verödete Aussehen des Zimmers ihn in Aufregung versetzt), unter den Ann und wir fuhren fort.

## IX.

Es vergingen noch drei bis vier Sitzungen. Nadeschda Nikolaewna kam zu mir um zehn oder elf Uhr und blieb bis zur Dämmerung. Mehr als einmal hatte ich sie gebeten, bei uns zum Mittagessen zu bleiben, aber sobald die Sitzung beendet war, ging sie immer eilig in das andere Zimmer, vertauschte das dunkelblaue Kleid mit ihrem schwarzen und verabschiedete sich unverzüglich.

Ihr Gesicht hatte sich in diesen wenigen Tagen stark verändert.

Ein gewisser düsterer und mehmüthiger Zug lag um ihren Mund und um ihre grauen Augen. ' Sie sprach selten mit mir und wurde nur dann lebhafter, wenn Helfreich, der trotz meiner Ermahnungen, etwas Ernstes zu beginnen, immer nur eine Katze nach der andern malte, im Atelier hinter seiner Staffelei saß. Nußer dem rothhaarigen Modell waren in unserer Wohnung noch fünf oder fechs Katzen verschiedenen Alters, Geschlechtes und Felles erschienen, welche Agafja Alereemna ohne Widerspruch fütterte, obgleich sie einen beständigen Krieg mit ihnen führte, der sich hauptsächlich darin äußerte, daß sie etliche von ihnen unter den Arm nahm und sie auf die Hintertreppe warf. Die Katzen jedoch jammerten kläglich an der Thüre, und das weiche Herz unserer Hausregentin hielt es nicht aus. Die Thüre wurde geöffnet, und die Modelle ergriffen wieder Besitz von der Wohnung.

Wie lebhaft erinnere ich mich dieser langen, stillen Sitzungen! Das Bild näherte sich seiner Vollendung, und ein schweres, unbestimmtes Gefühl schlich in mein Herz. Ich fühlte, daß vom Augenblicke an, wo Nadeschda Nikolaewna mir als Modell nicht mehr nothwendig sein würde, ich mich auf die Trennung gefaßt machen mußte. Ich dachte an mein Gespräch mit Helfreich am Tage seines Umzuges; wie oft, wenn ich ihr bleiches, düsteres Gesicht betrachtete, tönten mir die Worte in den Ohren: „Ach, Andrei Andrei, erlöse sie!"

Sie erlösen: Ich mußte ja kaum Etwas von ihr, ich wußte nicht einmal, wo sie wohnte. Sie mar aus der früheren Wohnung, nach welcher sie Helfreich am Abende unferer ersten Begegnung begleitet hatte, in eine andere gezogen, und Senia konnte nicht aus ihr herausbringen, wohin. Weder er, noch ich kannten ihren Familiennamen.

Ich weiß noch, wie ich sie eines Tages, da Helfreich abwesend war, danach fragte. An dem Morgen war er nach der Akademie gegangen (ich hatte ihn gezwungen, die Stundenklasse, wenn auch nur selten, zu besuchen), und wir verbrachten den ganzen Tag allein. Nadeschda Nikolaewna war etwas vergnügter und gesprächiger als gewöhnlich. Durch diesen Umstand ermuthigt, entschloß ich mich, ihr zu sagen:

„Nadeschda Nikolaewna, ich weiß bis jetzt noch immer nicht, wie Ihr Familienname ist."

Sie schien meine Frage zu überhören. Ein kaum sichtbarer Schatten huschte über ihr Gesicht, und nachdem sie einen Augenblick die Lippen

zusammengepreßt, als ob ihr Etwas aufgefallen sei, fuhr sie zu sprechen
fort. Sie unterhielt sich gerade über Helfreich, und ich sah, daß sie sich
bemühte. Etwas zu sagen, um mich zum Schweigen zu bringen und meine
Frage vergessen zu machen. Endlich wurde sie still.
„Nadeschda Nitolaemna," sagte ich, „warum haben Sie kein Vertrauen
zu mir? Habe ich denn, durch was es auch sei, gezeigt . . ."
„Lassen Sie das," antwortete sie traurig, „ich Ihneu nicht ver-
trauen? Hören Sie auf . . . Warum sollte ich kein Vertrauen zu Ihnen
haben? Was können Sie mir Böses thun?"
„Warum denn. . ."
„Weil es nicht nöthig ist . . . Malen Sie, malen Sie, es wird bald
dunkel werden . . ." sagte sie und gab sich Mühe, vergnügter zu spreche».
Semen Iwanowitsch wird auch bald kommen; was werden Sie ihni
zeigen können? Sie haben heute kaum Etwas gethan. Ohnedies vergeht
unsere Zeit fast nur im Gespräche."
„Wir werden schon Zeit haben ... ich bin müde .... Wenn Sie
wollen, können Sie von Ihrem Platze herunterkommen. Ruhen sie sich
etwas aus."
Sie stieg von der Erhöhung hinab und setzte sich auf den in der Ecke
stehenden Stuhl.
Ich setzte mich an das andere Ende des Zimmers. Ich verging vor
Lust, mich mit ihr in ein Gespräch einzulassen, sie auszufragen; ich fühlte
jedoch, daß es mir mit jeder Sitzung unmöglicher wurde. Ich sah, wie sie
zusammengesunken dasaß, ihre Kniee mit den ineinandergeschlungenen Händen
umfaßte, ihre Augen unbeweglich auf einen bestimmten Punkt des
Bodens heftend. Eine von Senitfchkas Katzen rieb sich an ihrem Kleide und
blickte ihr zutraulich in das Gesicht, indem sie dabei ihr gutmüthiges
und leises Schnurren hören ließ. Sie schien in dieser Stellung erstarrt zu
sein . . . Was ging in dieser stolzen und unglücklichen Seele vor?
Stolzen! Kein leeres Wort ist meiner Feder entschlüpft. Schon damals
glaubte ich, daß ihr Verderben dadurch entstanden sei, weil sie sich nicht hatte
beugen können. Sie hätte vielleicht, nachdem sie in irgend einen: Falle etwas
nachgegeben, wie Andere leben, sie hätte ein interessantes Fräulein mit
„räthselhaften Augen" werden können, sie hätte dann geheirathet, um später
in einem Meere ziellosen Daseins an' der Seite eines mit ungewöhnlich
wichtigen Dienstgeschäften überbürdeten Mannes zu versinken.
Sie würde sich geputzt, die Kinder erzogen (den Sohn auf dem
Gymnasium, die Tochter im Institute), sich ein wenig mit Wohlthätigkeit
beschäftigt haben, und nachdem sie den ihr von Gott bestimmten Weg
zurückgelegt, hätte sie dem Gatten Gelegenheit gegeben, am anderen Tage
von seinem „tiefen Schmerze" in der Zeitung Mittheilung zu machen. Aber
sie war aus dem Sattel gehoben worden. Was hatte sie denn gezwungen,
von dem vorgezeichneten Geleise des Lebens einer „anständigen Frau" ab-

zuweichen. Ich wußte es nicht und quälte mich mit dem Versuche, es von ihrem Gesichte abzulesen. Es blieb aber unbeweglich, unverändert traurig und düster, und ihre Augen waren immer noch auf denselben Punkt gerichtet.
„Ich bin ausgeruht, Andrei Nikolaewitsch," sagte sie plötzlich und richtete sich auf.
Ich erhob mich, sah zuerst sie, dann die Leinwand an und antwortete: „Heute kann ich nicht mehr arbeiten, Nadeschda Nikolaewna."
Sie blickte mich an, wollte Etwas sagen, hielt sich aber zurück und verließ schweigend das Zimmer, um sich umzukleiden.
Ich erinnere mich, daß ich mich in den Sessel warf und mein Gesicht nnt den Händen bedeckte. Ein wehmüthiges, mir selbst unverständliches Gefühl erfüllte meine Brust; eine unbestimmte Erwartung von etwas Unbekanntem und Schrecklichein, ein leidenschaftlicher Wunsch, Etwas zu thun, worüber ich mir selbst keine Rechenschaft geben konnte, und Zärtlichkeit zu diesem unglücklichen Geschöpfe, verbunden mit einer beängstigenden Empfindung, die es in mir durch seine Gegenwart erweckte, — das Alles vereinigte sich zu einem drückenden Gefühle, und ich kann mich nicht besinnen, wie viel Zeit ich, in fast vollkommene Vergessenheit versunken, zugebracht hatte. Als ich wieder zu mir kam, stand sie schon in ihrem eigenen Kleide vor mir.
„Auf Wiedersehen!"
Ich stand auf und reichte ihr die Hand.
„Warten Sie ein wenig .... Ich möchte Ihnen Etwas sagen."
„Was denn?" fragte sie besorgt.
„Vieles, Vieles, Nadeschda Nikolaewna. Bleiben Sie doch, wenn auch nur dies eine Mal, nicht als Modell da!"
„Nicht als Modell! Was kann ich sonst für Sie sein? Gott bewahre mich davor, für Sie kein Modell zu sein, sondern das, was ich war . . . was ich bin," verbesserte sie sich rasch. „Leben Sie wohl . . . Werden Sie Ihr Bild bald vollenden, Andrei Nikolaewitsch?" fragte sie an der Thür.
„Ich weiß nicht .... ich glaube, daß ich Sie noch während zwei oder drei Wochen bitten werde, zu mir zu kommen."
Sie schwieg, als ob sie sich nicht entschließen könnte, mir das Gewünschte zu sagen.
„Sie möchten Etwas sagen, Nadeschda Nikolaewna?"
„Braucht nicht Jemand .... von Ihren Freunden" sagte sie stockend.
„Ein Modell?" unterbrach ich sie. „Ich will versuchen, es einzurichten, werde es unbedingt versuchen, Nadeschda Nikolaewna."
„Ich danke Ihnen, leben Sie wohl."
Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr die Hand zu reichen, als es draußen schellte. Sie erbleichte und sank auf einen Stuhl. Vessonoff trat ein.

X.
Er trat vergnügt und unbefangen ein. Es kam mir Anfangs vor,
als ob er in den paar Tagen, in denen wir uns nicht gesehen hatten,
mager geworden war; gleich darauf dachte ich, ich hätte mich geirrt.
Er begrüßte mich freundlich, verbeugte sich vor Nadeschda Nikolaewna,
welche immer noch auf demselben Stuhle saß, und begann sehr lebhaft zu
sprechen:
„Ich bin hereingekommen, um nachzusehen. Ihre Arbeit interessirt
mich. Ich wollte mich überzeugen, ob Sie wirklich im Stande seien. Etwas
zu leisten, namentlich jetzt, wo Sie ein Modell, wie man überhaupt kein
besseres finden kann, haben."
Er blickte flüchtig nach Nadeschda Nikolaewna hin. Sie saß, wie früher.
Ich dachte, sie würde weggehen, und ich wünschte es; aber sie blieb, wie an
ihren Stuhle angenagelt, sitzen, schwieg und verwandte kein Auge von
Vessonoff.
„Es ist wahr," antwortete ich. „Ich brauche nichts Besseres. Ich bin
Nadeschda Nikolaewna für ihre Einwilligung sehr dankbar!"
Indeni ich dies sagte, schob ich die Staffelei von der Wand ab
und stellte dieselbe, wie es sich gehorte, auf.
„Sie können es ansehen," sagte ich.
Er bohrte seine Augen in das Bild. Ich sah, daß es Eindruck auf
ihn machte, und meine Eigenliebe als Künstler wurde angenehm berührt.
Nadeschda Nikolaewna stand plötzlich auf.
„Auf Wiedersehen," sagte sie dumpf. Vessonoff wandte sich heftig
um und machte einige Schritte zu ihr hin.
„Wo gehen Sie hin, Nadeschda Nikolaewna? Ich habe Sie so lange
nicht gesehen, und jetzt, wo^ wir uns hier zufällig treffen, ist es, als ob
Sie vor nur wegliefen. Warten Sie wenigstens ein Weilchen, wenn auch
nur fünf Minuten; wir können zusammen weggehen, und ich werde Sie
begleiten. Ich habe Sie nicht finden können. In Ihrer alten Wohnung
sagte man mir, Sie hätten die Stadt verlassen; ich wußte, daß es nicht
wahr sei, und zog bei der Polizei Erkundigungen ein. Ihre Adresse war
aber noch nicht angemeldet. Ich wollte morgen noch ein Mal hingehen,
weil ich annahm, dieselbe müsse nun da sein, doch jetzt ist es natürlich nicht
mehr nöthig; Sie werden mir selbst sagen, wo Sie wohnen; ich werde Sie
begleiten."
Er sprach rasch und mit einem neuen, mir in seinem Munde noch un-
bekannten Tone von Zärtlichkeit. Wie wenig glich seine jetzige Art, mit
Nadeschda Nikolaewna zu sprechen, derjenigen, die er an den, Abende, wo ich
und Helfreich mit den Beiden zusammentrafen, zur Schau getragen hatte!
„Es ist nicht nöthig, Sergei Wassiliewitsch, ich danke Ihnen," antwortete
Nadeschda Nikolaewna, „ich kann auch allein gehen. Ich bedarf keiner

Begleiter, und mit Ihnen," setzte sie leise hinzu, — „kann ich mich über Nichts unterhalten."
Er machte eine Handbewegung, wollte Etwas sagen, aber seiner Brust entfuhr blos ein seltsamer Laut. Ich sah, daß er sich zusammennahm . . .
Er machte ein paar Schritte im Zimmer, und sich zu ihr wendend, sagte er: „Gehen Sie . . . Wenn Sie mich nicht brauchen, um so besser für uns Beide . . . vielleicht sogar für alle Drei."
Sie entfernte sich, nachdem sie meine Hand schwach gedrückt hatte; wir blieben allein. Bald kam Helfreich: ich lud Vessonoff zum Mittagessen ein. Er antwortete nicht gleich, da er mit irgend einem Gedanken beschäftigt zu sein schien, aber plötzlich kam er zu sich und sagte:
„Zum Mittagessen? Meinetwegen ... Ich bin schon lange nicht mehr bei Ihnen gewesen. Ich möchte mich heute aussprechen."
Und er sprach sich thatsächlich aus. Bei Beginn des Essens schwieg er größtentheils oder gab Senitschka, der unaufhörlich von seinen Katzen, die er unbedingt aufgeben wolle, erzählte, nur abgerissene Antworten; doch später, vielleicht unter dem Einflüsse von zwei Gläsern Wein, theilte sich ihm Helfreichs Lebhaftigkeit mit, und ich muß sagen, daß ich ihn noch nie so lebhaft und beredt gesehen habe, wie bei diesem Mittagessen und an diesen: Abende. Zum «Schlüsse bemächtigte er sich vollkommen des Gespräches und hielt uns ganze Vorträge über die innere und äußere Politik; das zweijährige Schreiben von Leitartikeln über alle möglichen Fragen befähigte ihn, fehr fachgemäß über alle diese Sachen zu reden, von denen Helfreich und ich, die wir mit unseren Studien beschäftigt waren, fehr wenig wußten.
„Semen Iwanowitsch," — sagte ich, nachdem Vessonoff gegangen mar, — „Vessonoff kennt doch Nadeschda Nikolaewnas Familiennamen?"
„Wie weißt Du das?" fragte Helfreich.
Ich erzählte ihm den, seinem Kommen vorangegangenen Auftritt.
„Warum hast Du ihn denn nicht danach gefragt? Nebrigens verstehe ich es; ich will es schon felbst in Erfahrung bringen . . ."
Warum hatte ich eigentlich Vessonoff nicht danach gefragt. Auch jetzt kann ich diese Frage nicht beantworten. Damals waren mir seine Beziehungen zu Nadeschda Nikolaewna vollkommen unverständlich. Aber eine trübe Ahnung von etwas Ungewöhnlichem und Geheimnißvollem, das zwischen diesen Menschen sich ereignen sollte, erfüllte mich fchon. Ich hatte Lust, Vessonoff inmitten feiner heftigen Rede über den Opportunismus anzuhalten, hatte Lust, seine Auseinandersetzung über die Frage, ob sich der Capitalismus in Rußland entwickele oder nicht, zu unterbrechen, aber jedes Mal blieben mir die Worte in der Kehle stecken.
Ich erklärte das Helfreich folgendermaßen:
„Ich weiß felbst nicht, was mich hindert, unbefangen von ihr zu sprechen! Zwischen ihnen ist Etwas. Ich weiß nicht, was . . ."

Der im Zünmer herumgehende Senitschkll blieb ein Weilchen still, trat an das dunkle Fenster und antwortete, indem er in den schwarzen Raum hinaussah:
„Und ich weiß. Er verachtete sie, und jetzt fängt er an sie zu lieben. Weil er sieht. . . Ach, welches harte, egoistische und neidische Herz besitzt doch dieser Mensch! Andrei!" — rief er aus und wandte sich, beide Hände bewegend, zu mir. —
„Nimm Dich in Acht, Andrei!"
Ein neidisches Herz? Neidisches ... Um was konnte es mich beneiden?

## XI.

Aus Bessonoffs Tagebuche.

Gestern trafen Lopatin und Helfreich mich und Nadja. Meinem Wunsche zum Trotze haben sie Bekanntschaft gemacht. Heute Morgen bin ich zu ihm gefahren und wollte diese Annäherung verhindern, bin aber nicht im Stande gewesen, es zu thun. Sie werden sich sehen, jeden Tag stundenlang zusammen sitzen, und ich weiß, womit es enden wird.

Ich gebe mir redlich Mühe, die Frage zu entscheiden, warum ich eine so wanne Theilnahme an dieser Angelegenheit nehme. Ist es mir eigentlich nicht gleichgiltig? Nehmen wir an, ich kenne Lovatin schon viele Jahre und sympathisire anscheinend lebhaft mit diesem talentvollen Jünglinge. Ich möchte ihn vor dem Uebel bewahren, und die Annäherung an ein gefallenes Weib, das durch Feuer und Wasser gegangen, ist ein Uebel, besonders aber für eine fo unberührte Natur, wie die seinige. Ich kenne diese Frau verhältnißmäßig lange. Ich habe sie kennen gelernt, als sie schon das war, was sie jetzt ist. Ich muh es mir selbst eingestehen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher sich Schwäche meiner bemächtigt hatte, wo ich, von ihrem nicht gewöhnlichen Neußeren und, wie es mir schien, nicht alltäglichen moralischen Eigenschaften hingerissen, mehr als nöthig an sie dachte. Aber ich überwand mich bald. Ich weiß schon seit geraumer Zeit, daß es „einem Kameel leichter ist, durch ein Nadelöhr zu gehen", als einer Frau, die dieses Gift genossen, zu einem normalen und ehrbaren Leben zurückzukehren. Ich beobachtete sie genau und gewann die Ueberzeugung, daß bei ihr keine Anzeichen darauf deuteten, sie könne eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze bilden, und mit blutendem Herzen entschloß ich mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Trotzdem hörte ich nicht auf, mit ihr zu verkehren.

Ich werde mir nie den an jenem Abende, an welchem Lovatin zu mir kam, mir seinen Mißerfolg zu klagen, begangenen Fehler verzeihe». Ich verschnappte mich, indem ich ihm sagte, ich kenne eine für sein Modell geeignete Persönlichkeit. Ich begreife nicht, wie Helfreich es ibm nicht schon früher mitgetheilt hatte: er kannte sie eben so lange, wenn nicht noch länger als ich.

Meine Unvorsichtigkeit und meine heutige Heftigkeit haben Alles verdorben. Ich hätte milder sein müssen; ich versetzte aber diesen weichherzigen Menschen in Aufregung. Er ergriff irgend eine Lanze und stieß sie mit folcher Gewalt in den Boden, daß die Scheiben klirrten, ich sah, daß er bis zum Aeußersten gereizt sei, und war gezwungen, zu gehen.
Ich habe Lopatin einige Tage nicht gesehen. Gestern traf ich Helfreich auf der Straße und brachte vorsichtig das Gespräch auf seinen Freund. Sie kommt täglich zu ihn:; das Bild schreitet rasch vorwärts. Wie benimmt sie sich? Bescheiden, mit Würde. Sie schweigt in Einem fort. Angezogen ist sie fchwarz, ärmlich. Nimmt sie Geld für die Sitzungen? Nun und Lopatin? Lovatin ist ganz glücklich, ein solches Modell gefunden zu haben. Anfangs war er sehr heiter, jetzt ist er etwas nachdenklich.
„Ich weiß gar nicht, Vesfonoff, warum Sie das Alles so interessirt," sagte mir der Bucklige zum Schlüsse. „Sie haben niemals dieser Frau Theilnähme bewiesen. Und es hat doch eine Zeit gegeben, wo Sie sie hätten retten tonnen . . . Jetzt ist es natürlich zu spät . . . d. h. für Sie zu spät . . ."
Für Sie zu spät! Für Sie zu spät! ... Was hat er damit gemeint? Vielleicht, daß, wenn es auch für mich zu fpät sei, so doch nicht zu spät für seinen Freund?! Dummköpfe!
Wie! Und dieser Helfreich, der sich als seinen Freund betrachtet, der besser noch als ich seine Beziehungen zu seiner Cousine-Braut kennt, versteht er denn nicht, welches Unheil sie anrichtet? Sie werden diese Frau nicht retten: Lopatin wird das Herz eines liebenden Mädchens brechen und das seinige ...
Ich fühle, daß ich verpflichtet bin. Etwas zu thun. Ich werde morgen, im Laufe des Tages, zu Lopatin gehen und werde versuchen, mich personlich zu überzeugen, wie weit die Sache gediehen ist . . . Heute aber will ich zu ihr gehen.
Ich bin bei ihr gewesen und habe sie nicht gefunden; sie ist, man weiß nicht, wohin, verzogen. Man hat nur gesagt, sie hätte ihre Kleider verkauft. Ich habe versucht, sie aufzufinden, aber trotz des Adreßbureaus und der Hilfeleistungen des Dworniks habe ich ihre Spur nicht finden können. Morgen gehe ich zu Lopatin.
Es ist unbedingt nöthig, meine bisherige Handlungsweise zu ändern.
Ich habe mich in Lopatin getäuscht; seine Sanftmuth hatte in mir den Glauben erweckt, man könne mit ihm in einem befehlenden Tone sprechen, imin muß auch sagen, daß unsere früheren Beziehungen diese Meinung bis zu einem gewissen Grade rechtfertigten.

Es ist durchaus nöthig, ohne ihn zu berühren, auf diese Frau zu
wirken. Es gab eine Zeit, wo sie, wie es mir schien, ein gewisses Interesse
für mich hegte. Ich glaube, daß, wenn ich mir etwas Mühe gebe, es
mir gelingen wird, sie auseinander zu bringen. Ich werde vielleicht das
alte Gefühl in ihr erwecken können, nud sie wird mir folgen.
Nadeschdll Nikolaewna den Hof zu machen! Dieser Gedanke ist für mich
unfaßbar, aber ich bleibe doch daran haften. Ich fühle, daß ich nicht das
Recht habe, Lopatins Untergang und die Zerstörung seines ganzen Lebens
zuzugeben.
Diese Frau lacht über mich! Ich habe mich an sie mit der ganzen
Zärtlichkeit, deren ich fähig war, gewandt; ich habe vielleicht mit ihr sogar
in einem mich erniedrigenden Tone gesprochen, und sie ging fort, nachdem
sie mir einige beleidigende und verächtliche Worte gesagt.
Sie hat sich wunderbar verändert. Dieses bleiche Gesicht hat einen
Ausdruck von Würde bekommen, der gar nicht zu ihrer gesellschaftlichen
Stellung paßt. Sie ist bescheiden und dabei doch stolz. Worauf ist
sie es? Indem ich genau das Gesicht Lopatins beobachtete, glaubte ich
darin die Geschichte seiner Beziehungen zu ihr zu lesen. Es ist nichts
Besonderes: er ist etwas erregt, anscheinend jedoch nur durch sein Bild!
Dieses wird vorzüglich. Sie steht wie lebend auf der Leinwand.
Ich habe meinen Zorn überwunden, und ohne mein Getränktsein
zu zeigen, bin ich bei Lovatin und Helfreich geblieben. Wir unterhielten
uns, und sie lauschten aufmerksam meinen Belehrungen, die verschiedene
mich jetzt beschäftigende Gegenstände berührten.
Aber was soll ich thun? Ter Sache ihren Lauf lassen? Einst
habe ich Lopatin das Versprechen gegeben, seine Cousine Sophie
Michllilomna in diese Angelegenheit nicht hineinzubringen. Ich bin natür-
lich verpflichtet, mein Wort zu halten. Aber kann ich denn nicht meiner
Mutter schreiben? Wenn auch selten, so sieht sie doch Sophie Michai-
lowna und könnte es ihr erzählen. Ich würde mein Wort nicht brechen
und dabei . . .
Man darf einer solchen Angelegenheit nicht freien Lauf lassen, dazu
habe ich gar kein Recht. Diese Frau werde ich, durch welche Mittel es
auch sei, zwingen, ihre Beute aufzugeben. Ich muß nur ihre Wohnnng
ermitteln. Dann werde ich mit ihr sprechen .. . Jetzt will ich das Ganze
lassen und zu arbeiten anfangen. Im leeren und ziellosen Geleise, das
wir Leben nennen, gibt es nur ein wahres, bedingungsloses Glück: die
Befriedigung des Arbeitenden, wenn er, in eine Aufgabe vertieft, alle
Nichtigkeiten des Lebens vergißt, und dann, wenn er dieselbe beendet, sich
mit Stolz sagen kann: heute habe ich Gutes geschaffen.

## XII.

### Lopatins Aufzeichnungen.

Sechs Tage sind seit der Zusammenkunft mit Vessonoff verflossen, und Nadeschda Nitolaenma ist nicht bei mir gewesen. Sie hat nur ein Briefchen geschickt, in welchem sie um Entschuldigung bat und sich auf Geschäfte berief.

Ich habe den Zettel Helfteich gezeigt, und wir sind Beide zum Schlüsse gekommen, sie sei krank. Es wäre durchaus nöthig, sie aufzufinden. Wenn wir ihren Familiennamen wüßten, könnte man ihre Adresse auf dem Adreß-bureau erfahren, aber weder er, noch ich kennen denselben. Die Anfrage bei Vessonoff war erfolglos. Ich verzweifelte, aber Semen Iwanowitsch versprach mir, sie, „sei es auch auf dem Meeresboden", zu finden. Nachdem er am nächsten Morgen aufgestanden, zog er sich mit einer gewissen besorgten und entschlossenen Miene an, als ob er sich auf einen gefährlichen Ausflug vorbereite, und verschwand auf den ganzen Tag.

Nachdem ich allein geblieben, versuchte ich zu arbeilen; die Arbeit ging aber nicht vorwärts. Ich holte ein Buch vom Gestell und begann zu lesen. Die Worte und Gedanken zogen durch meinen Kopf, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ich spannte meine Aufmerksamkeit mit ganzer Kraft an und war doch nicht im Stande, einige Seiten zu bewältigen.

Ich fchloß das Buch, — ei« kluges und gutes Buch, welches ich vor einigen Tagen zwar mit Mühe, aber mit Hingebung und Freude, wie sie ein solches Werk immer hervorruft, gelesen, und ging aus, uni in der Stadt herumzuirren.

Eine unbewußte, undeutliche Hoffnung, wenn auch nicht Nadeschda Nitolaenma zu begegnen, so doch Jemanden zu treffen, der mir irgend welchen Wink geben würde, verließ mich die ganze Zeit nicht; in Einem fort betrachtete ich aufmerksam die Vorübergehenden, und mehr als ein Mal überschritt ich die Straße, nachdem ich eine Frau erblickt, die mich an die bekannte Gestalt erinnerte. Ich traf aber Niemand, außer dem Hauptmann Grum-Skgebitztki, welcher gegen vier Uhr Nachmittags (es war Ende December und dämmerte schon) wichtig und würdevoll auf den: Newsky spazieren ging. Das Wetter war sehr warm, der Hauptmann hatte einen stutzerhaften Pelzüberzieher an, der nicht zugeknöpft und am Hälfe offen war; eine farbige Atlascravatte mit einer blitzenden Nadel guckte unter dein Pelze hervor; der Hut des Hauptmanns glänzte wie polirt, und feine in einem modernen, gelben Handschuh mit dicken, schwarzen Nähten steckende Hand stützte sich auf ein Nohr mit einen: großen Elfenbeinknopfe. Als er mich erblickte, lächelte er wohlwollend und herablassend und näherte sich mir mit einer bewillkommnenden Hcmdbewegnng.

„Ich freue mich, Monsieur Lopatin zu sehen," sagte er, „eine sehr angenehme Begegnung."

Er drückte mir die Hand, und als Antwort auf ineine Erkundigung
nach seinen: Wohlbefinden fügte er hinzu:
„Ich danke Ihnen. Flaniren Sie, oder eilen Sie irgend wohin?
Ist das Erste richtig, fo würden Sie mich vielleicht begleiten? Gern wäre ich
mit Ihnen umgedreht, aber die Gewohnheit, Monsieur Lopatin! Ich gehe
jeden Tag spazieren und durchschreite den Newsky zwei Mal hin und zurück.
Es ist ein Gesetz für mich."
Ich wollte nach Hause und ging deshalb mit dem Hauptmann. Er
hielt das Gespräch mit Würde aufrecht.
„Heute ist es die zweite angenehme Begegnung," sagte er. „Ich habe
auf dein Newsky auch Herrn Vessonoff gesehen und erfuhr, das; auch
er Ihr Freund ist."
„Wie, Herr Hauptmann, Sie kennen auch Vessonoff?"
„Fragen Sie mich nur, wen ich nicht kenne!" antwortete der
Hauptmann, mit den Achseln zuckend. „Auch Herr Vessonoff hat als
Student in meinem Hotel gewohnt. Wir waren gute Freunde, mein Wort
darauf. Wer hat nicht bei mir gewohnt, Monsieur Lopatin! Viele jetzt
bedeutende Ingenieurs, Juristen und Schriftsteller kennen den Hauptmann.
Viele sehr berühmte Leute erinnern sich meiner."
Vei diesen Worten grüßte der Hauptmann höflich einen rasch vorüber
gehenden Herrn mit einem sorgenvollen und klugen Gesichte. Der Herr
drückte in seinen Mienen schweigend Staunen aus, aber dann lächelte
er und nickte freundschaftlich dem Hauptmann zu.
„Vergißt seine alten Freunde nicht und ist doch schon in hohen Würden,
dieser Herr, Monsieur Lopatin. Es ist der bekannte Ingenieur Petrischeff.
Hat auch bei mir als Studeut gewohnt."
„Und Vessonoff?" fragte ich.
„Auch Vessonoff ist ein prächtiger Herr. Etwas schwach in Vezug
auf die schönen Augen des schwachen Geschlechts," fügte der Hauptmann
hinzu, indem er sich zu meinem Ohre bengte.
Ich fühlte, wie mein Herz stärker zu Wagen begann. Es kam mir vor,
als ob der Hauptmann auch etwas über Nadeschda Nikolaewna wissen müsse.
Der Hauptmann grüßte wieder einen Bekannten und fuhr fort:
„Ja, wenn er nicht ein so vortrefflicher Mensch gewesen wäre, so
hätten wir uns entzweit, Pan Lopatin. Ich denke aber auch an meine
Jugend, und außerdem ist ein alter Soldat auch jetzt noch nicht gleichgiltig
gegen schöne Augen."
Er sah mich von der Seite an und zwinkerte mir zu; seine zugekniffenen
Augen bekamen einen etwas lüsternen Ausdruck.
„Herr Hauptmann," Hub ich an, „ich bin sehr froh, daß Sie mit
Vessonoff bekannt sind . . . Das wußte ich nicht, sehen Sie."
„Ja, er hat nur kurze Zeit bei mir gewohnt!"
„Kannte er vielleicht . . ."

Ich schämte mich plötzlich furchtbar. Meine Zunge, die im Vegriffe gewesen war, den Namen Nadeschda Nikolaewnas auszusprechen, stockte. Ich blickte den Hauptmann an, der mich mit ganz verändertem Ausdrucke anstarrte. Jetzt hatte er Aehnlichkeit mit einem Habichte.
„Uebrigens werden Sie es wahrscheinlich nicht wissen. Entschuldigen Sie," setzte ich verlegen hinzu.
Er sah mich an, machte ein ganz gleichgiltiges Gesicht und fuchtelte mit seinem Nohre herum.
„Ein alter Soldat hat manche Erinnerung," fuhr er fort, als hätte ich ihn gar Nichts gefragt. „Das sechste Jahrzehnt fängt an," setzte er hinzu, traurig den Kopf schüttelnd. „Ich beneide Sie, offen gestanden, Monsieur Lopatin, wahrhaftig, ich beneide Sie um Ihre Jugend!"
„Wo haben Sie gedient, Herr Hauptmann?" fragte ich und dachte an Helfteichs Worte.
Von Neuem ging mit dem Hauptmann eine plötzliche Veränderung vor. Sein Gesicht wurde besorgt, ernst. Er blickte nach rechts, blickte nach links, drebte sich um und beugte sich so nahe zu nur herunter, daß sein Schnurrbart mein Ohr streifte.
„Unter uns, wie unter Edelleuten gesagt, Sie sehen vor sich, Herr Lopatin, einen Streiter von Mechowo und Opatow."
Und indem er einen Schritt zurücktrat, sah er mich mit einen« Verwunderung heischenden Blicke an. Ich gab nur Mühe, meinem Gesichte den für die Gelegenheit passenden Ausdruck zu verleihen.
„Dies ist ein Geheimnis;, das ich nur sehr nahen Freunden anvertraue . . ." flüsterte der Hauptmann, sich abermals zu mir beugend, dann trat er wieder einen Schritt zurück und warf mir einen triumphirenden Blick zu.
Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihm ineine Dankbarkeit für das mir bewiesene Vertrauen nuszudrückeu, und da wir uns der Polizeibrücke nahten, mich zu verabschieden.
Ich war mit mir selbst unzufrieden; ich hätte fast Nadeschda Nikolaewnas Name diesem Manne, der mir gar kein Vertrauen einflößte, genannt.
Als ich nach Hause kam, theilte nur Alereewnn mit, dan unser Katzenfreund' noch nicht da sei. Sie trug das Essen auf, stellte sich an die Thür und drückte in ihren Mienen schmerzliches Beileid wegen meiner mangelnden Eßlust aus.
„Warum kommt denn .Ihre' nicht, Andrei Molaewitsch?" fragte sie.
„Sie ist wahrscheinlich krank geworden, Alereewnn,"
Sie schüttelte den Kopf, seufzte tief auf und ging in die Küche, um mir Thee zu holen. Ich hatte schon lange nicht anders als mit Helfreich yl Mittag gegessen, und es war nur sehr traurig zu Muthe.

## XIII.

Nach Tische wurde ein Brief von Sonja gebracht.

Ich habe niemals das Geringste vor ihr verheimlicht. Wenn ich gestorben sein werde — das wird bald sein; der Tod schleicht schon nicht mehr zu mir heran, er nähert sich nur mit festen Schritten, die ich Nachts höre, wenn es mit mir immer schlechter geht und mich die Krankheit, sowie die auferstehende Vergangenheit quälen — wenn ich gestorben sein werde und sie diese Aufzeichnungen lesen wird, so soll sie wissen, daß ich niemals, niemals ihr eine Lüge gesagt habe. Ich schrieb ihr Alles, was ich dachte und fühlte, nur das, wovon meine Seele selbst Nichts ahnte oder was ich mir selbst nicht eingestand, obgleich ich es unklar fühlte, fand keinen Platz in meinen langen Briefen.

Aber sie kannte mich. Ungeachtet ihrer neunzehn Jahre verstand sie mit ihrer wachsamen liebenden Seele, was ich mir selbst nicht einzugestehen wagte, was ich mir nie in meinem Geiste mit verständlichen Worten gesagt hatte.

„Du liebst sie, Andrei, Gott gebe Dir Glück . . ."

Ich konnte nicht weiter lesen. Eine große Welle kam auf mich zu, drang in mich ein und raubte mir fast das Bewuhtsein. Ich sank auf einen Sessel nieder, und den Brief in meinen Händen haltend, saß ich lange mit geschlossenen Augen unbeweglich da, fühlte nur, wie die Welle in meiner Seele lärmte und tobte.

Es war die Wahrheit: ich liebte sie. Ich hatte bis jetzt dieses Gefühl nicht gekannt. Ich nannte meine Anhänglichkeit zu meiner Lonsine Liebe; ich war bereit gewesen, sie in einigen Jahren zn heirathen und wäre vielleicht mit ihr glücklich geworden; hätte man mir gesagt, ich würde eine andere Frau lieben lernen, ich hätte es nicht geglaubt. Ich meinte, mein Schicksal sei besiegelt: „Hier ist Dein Weib" — hatte mir der Herr gesagt — „und Du sollst kein Anderes haben," nnd darauf beharrte ich fest, fühlte mich für die Zukunft beruhigt und stark in meiner Wahl, Eine andere Frau zu lieben, schien mir eine unnöthige nnd unwürdige Laune zu sein. Nuu erschien dieses seltsame und unglückliche Wesen mit seinen« zertrümmerten Leben und seinem, in den Augen sich wiederspiegelnden Leiden. Zuerst bemächtigte sich Mitleid meines Herzens; das Mißfallen mit dem Manne, der ihr seine Verachtung zeigte, zwang mich, ihre Partei zu ergreifen, nnd dann . .. dann weiß ich nicht, wie es gekommen . . . Aber Sonja hatte Necht: ich liebte sie mit der qualvollen und leidenschaftlichen ersten Liebe eines Mannes, dem dieses Gefühl bis zu fünfundzwanzig Jahren fremd geblieben war. Ich hätte sie ans dem Leiden, in welchem sie sich quälte, reißen, sie in meinen Armen irgend wo in die Ferne tragen, sie an meiner Brust einwiegen, damit sie sich selbst vergessen könne, ihr niedergeschlagenes Gesicht mit einen, Lächeln des Glückes beleben mögen.

Sonja hatte mir das Alles mit einer einzigen Zeile ihres Briefes gesagt . . .

„Denke nicht an mich. Ich will nicht sagen: ‚Vergiß mich vollständig',
nur, daß Du nicht an meine Leiden denken sollst. Ich werde nicht über mein
gebrochenes Herz klagen — und weißt Du, warum? weil es gar nicht ge-
brochen ist. Ich bin daran gewohnt, in Dir den Vetter und nicht den Ver-
lobten zu sehen; das Erste war die Wirklichkeit, und das Zweite haben sich die
Menschen ausgedacht und uns aufgebürdet. Ich liebe Dich über Alles in
der Welt; ich hätte das gar nicht zu schreiben brauchen, denn Du weißt es
ja selbst; als ich aber Deinen letzten Brief gelesen und die Wahrheit über
Dich und Nadeschdll Nikolaewna erkannt — so glaube nur, mein theurer
Freund, daß sich kein Tropfen Bitterkeit in mein Gefühl geschlichen hat. Ich
verstand, daß ich Dir eine Schwester bin, aber keine Frau; verstand dies
durch meine Freude an Deinem Glücke, — einer Freude, die mit Angst um
Dich vermischt mar. Ich verheimliche nicht diese Angst, aber Gott helfe
Dir, sie zu retten, glücklich zu sein und sie glücklich zu inachen!
Aus dem, was Du mir über Nadeschda Nikolaewna geschrieben, ent-
nehme ich, daß sie Deiner Liebe würdig ist. . ."

Ich las diese Zeilen, und ein neues, freudiges Gefühl erfüllte mich.
Ich theilte nicht Sonjas Angst; wovor sollte ich mich fürchten? Wie und
mann das kam, weiß ich nicht, aber ich sing an, Nadeschda Nikolaewna zu ver-
trauen. Ihr ganzes vergangenes Leben, das ich nicht kannte, ihr Fall — das
Einzige, was ich von ihrem Leben wußte, schien mir etwas Zufälliges, uicht
Wirkliches, ein Fehler des Schicksals zu sein, an welchem Nadeschda Niko-
laewna nicht schuldig war. Es war Etwas über sie gekommen, hatte sie
betäubt, zum Straucheln gebracht, in den Schmutz geworfen, ich aber werde
sie aus diesem Schmutze emporheben und sie an mein Herz drücken und
dieses leiderfüllte Leben daran beruhigen.

Ein starkes, stürmisches Schellen ließ mich zusammenfahren. Ich weiß
nicht, warum ich nicht abwartete, daß Alereewna mit schlürfenden
Pantoffeln herangeschlichen kam, die Thür zn öffnen, sondern selbst dahin
stürzte und den Niegel wegschob. Die Thür ging auf, Senien Iwanowitsch
ergriff meine beiden Hände, sprang auf der Stelle herum und rief mit
einer freudigen und zitternden Stimme:

„Andrei, ich habe sie gebracht, gebracht! ..."

Hinter ihm stand eine dunkle Gestalt. Ich näherte mich ihr stürmisch,
faßte sie bei den zitternden Händen und begann dieselben zu küssen, ohne
darauf zu hören, was sie mir mit einer erregten, von zurückgedrängten Thränen
erstickten Stimme sagte.

## XIV.

An diesem für mich denkwürdigen Abende blieben wir Drei lange
beisammen. Wir sprachen, scherzten, lachten. Nadeschda Nikolaewna war ruhig,
anscheinend sogar heiter. Ich fragte Helfteich nicht aus, wo und wie er
sie gefunden, und er selbst erwähnte es mit keiner Silbe. Zwischen ihr und
^

inir wurde Nichts gesagt, was wie eine Anspielung auf das vor ihrem
Kommen von mir Gedachte und Gefühlte hätte aufgefaßt werden können.
Ich kann nicht erklären, ob es Bescheidenheit oder Unentschlossenheit war,
die mich zur Zurückhaltung zwangen: ich hielt es einfach für unnöthig
und überflüssig; ich befürchtete, ihre verwundete Seele zu beunruhigen. Ich
war gesprächig und vergnügt, wie noch nie! Helfreich zeigte ein lärmendes
Entzücken, strahlte, schwatzte unaufhörlich und brachte Nadeschda Nikolaewna
durch seine Einfälle manchmal zum Lächeln. Alereewna deckte den Tisch und
brachte den Samovar. Nachdem sie Alles, wie es sich gehörte, zurechtgemacht,
stellte sie sich an die Thüre, stützte ihre eine Wange mit der Hand, sah uns
Allen ein paar Minuten zu und betrachtete Nadeschda Nikolaewna, welche
den Thee machte und die Hausfrau spielte.
„Brauchen Sie Etwas, Alereewna?" fragte ich.
„Nichts brauche ich, mein Theurer, als Euch etwas zuzusehen ... Ist er
schon beleidigt!" sagte sie, „darf denn die alte Frau nicht ein Bischen stehen
bleiben. Ich gucke zu, wie die Gnädige die Hausfrau vertritt. So ist es gut."
Nadeschda Nikolaewna senkte den Kopf.
„Siehst Du, wie schön! Sonst sind es nur Männer und wieder
Männer: den Thee schenken sie ein und Alles. Auch mir ist es schon,
um bei der Wahrheit zu bleiben, ohne Hausfrau langweilig geworden,
Andrei Nikolaewitsch, Du mußt mich schon entschuldigen."
Sie wandte sich zum Gehen und trippelte den Gang hinunter.
Unsere Heiterkeit schwand. Nadeschda Nikolaewna erhob sich und begann im
Zimmer auf und ab zu schreiten.
Mein Bild stand in einer Ecke. Ich hatte mich in diesen paar Tagen
ihm gar nicht genähert, und die Farben hatten Zeit gehabt, zu trocknen.
Nadeschda Nikolaewna betrachtete lange ihr Vildniß, und sich zu mir wendend,
sagte sie lächelnd:
„Jetzt werden wir bald fertig sein. Ich werde Ihnen nicht mehr
solche Unterbrechungen bereiten. Es wird noch lange vor der Ausstellung
beendet sein."
„Wie ähnlich Sie darauf sind!" schaltete Senitschka ein.
Sie verstummte plötzlich, als ob ein unvermutheter Gedanke sie am
Sprechen hindere, und mit einem finsteren Gesichte entfernte sie sich von
dem Bilde.
„Nadeschda Nikolaewna, was ist Ihnen? Sie sehen so finster aus,"
sagte ich.
„Nichts Besonderes, Andrei Nikolaewitsch. Das Bild ist tatsächlich
sehr ähnlich. Es ist mir eben in den Sinn gekommen, daß mich Viele,
zu Viele kennen. . . Ich stelle mir vor, wie es sein wird . . ."
Sie athmete schwer, und die Thränen standen ihr in den Augen.
„Ich denke mir, wie viele Redensarten, Fragen Sie werden anhören
müssen," fuhr sie fort. „Wer ist sie? Wo haben Sie sie her? Und die
."

Leute werden fragen, welche genau wissen, wer ich bin und wo man
mich hat herholen können."
„Nadeschdll Nikolaewna . . ."
„Sie haben mich nicht verachtet, Andrei Nikolaewitsch, Sie und mein
lieber Senitschka. Sie haben mich wie einen Menschen behandelt. .. Seit
drei Jahren ist es mir zum ersten Male so ergangen. Ich traute meinen
Augen nicht... Wissen Sie, warum ich von Ihnen gegangen bin? Ich dachte,
verzeihen Sie es mir, ich dachte, Sie wären wie die Uebrigen. Ich dachte,
endlich hat man mich, mein Gesicht, meinen Körper zu etwas Nützlichen»
brauchen tonnen, daher kam ich zu Ihnen. Das Bild ging seinem Ende ent-
gegen, Sie waren mit mir höflich und rücksichtsvoll; ich war an eine solche
Behandlung schon nicht mehr gewöhnt und traute mir selbst nicht. Ich
wollte den einen Schlag nicht erleben, weil er mir sehr weh gethan haben
würde . . ."
Sie setzte sich in einen tiefen Sessel und drückte ihr Tuch an die Augen.
„Verzeihen Sie mir," fuhr sie fort, „ich traute Ihnen nicht. Ich
habe mit Entsetzen auf den Augenblick gewartet, in welchem Sie mich
endlich mit jenem Blicke ansehen würden, an den ich mich in diesen drei
Jahren nur zu sehr gewöhnt habe, weil in diesen drei Jahren mich Niemand
auf eine andere Art angesehen hat . . ."
Sie schwieg; ihr Gesicht verzerrte sich schmerzlich, ihre Lippen bebten.
Sie starrte in eine entfernte Ecke des Zimmers, als ob sie Etwas dort sähe.
„Es gab Einen, nur Einen, der mich anders ansah als Alle . . . und
nicht so wie Sie. Aber ich . . ."
Helfreich und ich lauschten mit angehaltenem Athem.
„Aber ich habe ihn getödtet," hauchte sie kaum vernehmbar hin.
Ein schrecklicher Verzweiflungsanfall beinächtigte sich ihrer; ein Stöhnen
entrang sich ihrer gequälten Brust, und klägliches, kindliches Schluchzen er-
füllte das Zimmer.

## XV.

### Aus Nessonoffs Tagebuche.

Ich warte auf das, was kommen wird. Ich war dort und habe sie zu-
sammen gesehen. Die ganze mir zu Gebote stehende Willenskraft reichte nicht
aus, um die vorgenommene Maske von Gleichgiltigkeit und Höflichkeit länger
vorzubehalten. Ich fühlte, daß, wenn ich noch eine Viertelstunde geblieben, ich
dieselbe fallen gelassen und mich ihnen in meiner wahren Gestalt gezeigt hätte.
Diese Frau ist nicht zn erkennen. Ich kenne sie seit drei Jahren und
war stets gewöhnt, in ihr das zu sehen, was sie in diesen drei Jahren ge-
wesen. Jetzt sehe ich die mit ihr vorgegangene Veränderung und verstehe
dieselbe nicht, weih nicht, ob diese Veränderung Wahrheit ist, oder ob sie
nur eine Rolle bildet, die ein verächtliches, sich selbst und Andere zn be-
trügen, gewöhntes Geschöpf spielt.

Ich habe Nichts von ihren Beziehungen verstanden. Ich weiß nicht ein-
mal, ob sie seine Geliebte geworden. Ich weiß nicht, warum ich es nicht
glaube. Ist dies wahr, so ist sie geschickter, als ich dachte. Was strebt sie
an? Seine Frau zu werden?
Ich habe diese paar Zeilen wieder durchgelesen und sehe, daß alles
darin Enthaltene mit Ausnahme von dem, daß sie sich verändert hat, nicht
wahr ist. Ich selbst habe in ihr vor drei Jahren etwas Ungewöhnliches,
bei Frauen in ihrer Stellung selten Vorkommendes gesehen. Ich selbst hätte
fast die Rolle des Retters, die Lopatin jetzt großartig spielt, übernommen.
Aber ich war damals erfahrener, als er jetzt ist; ich wußte, daß daraus
Nichts werden könne, und trat zurück, ohne auch nur das Geringste zu wagen.
Ihre Natur stellte in diesem Falle, außer den allgemeinen Hindernissen, noch
ein ganz besonderes entgegen und zwar — einen furchtbaren Eigensinn und
Frechheit. — Ich sah, daß sie Alles aufgegeben hatte und sich bei meinem
ersten Versuche widersetzen würde. Ich habe den Versuch nicht gemacht.
Ob Lopatin es gethcm? Ich weiß es nicht. Ich sehe nur, daß
diese Frau nicht zu erkennen ist. Daß sie ihre Lebensmeise geändert, weiß
ich bestimmt. Sie ist in ein kleines Zimmerchen übergesiedelt, in welches
sie weder Helfreich, noch diesen Retter hineinläßt, sie geht zu ihm für die
Sitzungen, sonst näht sie. Sie lebt sehr ärmlich. Sie gleicht jetzt einem
Trunkenbolde, der sich vorgenommen, nicht mehr zu trinken. Ob sie es
durchsetzt? Wird ihr darin dieser sentimentale Künstler, der das Leben
weder gesehen, noch es verstanden hat, zu Hilfe kommen?
Gestern habe ich meiner Mutter einen ausführlichen Brief geschrieben.
Sie wird bestimmt genau so handeln, wie ich es voraussetze — Frauen
lieben es, sich in dergleichen Geschichten zu mischen — und Sophie
Michailowna Alles wiederholen. Vielleicht wird ihn das retten!
Ihn retten! Warum kümmere ich mich um diese Rettung? Zum
ersten Male im Leben bin ich von fremden Angelegenheiten in so hohem
Grade berührt. Ist es mir nicht gleichgiltig, ob sich Lopatin mit dieser
Frau vereinigt, sie aus dem Schmutze herausreißt, oder selbst zu ihr herab-
sinkt, sein Leben in fruchtlosen Versuchen zerschellt, sein Talent begräbt und
verschleudert oder nicht? Ich bin nicht gewohnt, nachzudenken und in
meiner Seele zu forschen; zum ersten Male im Leben komme ich dazu, tief
hineinzusehen und meine Gefühle genau zergliedern zu müssen. Ich kann
nicht verstehen, was in meiner Seele vorgeht, und was mich zwingt, aus
mir herauszutreten. Ich dachte (und denke auch jetzt noch), daß es nur
der uneigennützige Wunsch ist, das große Unglück eines Menschen, dem ich
zugethan bin, zu verhüten. . . Wenn ich aber meine Gedanken aufmerksam
belausche, sehe ich, daß es doch nicht stimmt. Warum, da ich ihn retten
will, denke ich mehr au sie; warum tritt ihr früher leidenschaftliches und
finsteres, jetzt niedergeschlagenes und sanftes Gesicht in Einem fort vor
mein geistiges Auge; warum erfüllt sie und nicht er meine Seele mit

einem seltsamen Gefühle, das ich nicht begreifen kann, und in welchem die schlechten Neigungen vorherrschen? Vielleicht ist es wahr, daß ich nicht ihm sc» viel Gutes erweisen möchte, als ihr . . Was? Uebles? Nein, ich will ihr nicht schaden. Dabei möchte ich sie ihm doch entreißen, ihr seinen Schutz, in dem möglicher Weise ihre ganze Hoffnung gipfelt, nehmen . ..
Ist es denn, daß ich an Lovatins Stelle fein möchte?
Ich muß sie heute fehen. Diefe ganze Geschichte läßt mich weder ruhig leben, noch arbeiten. Meine Arbeit geht nur langsam vorwärts; in diesen zwei Wochen habe ich nicht so viel, wie sonst in zwei Tagen gethan.
Diese Frage muß auf irgend eine Art entschieden werden: sich aussprechen, sich selbst Alles erklären ... und was dann?
Sich zurückziehen? Niemals. Mein ganzer Stolz bäumt sich bei einer solchen Zumuthung auf. Ich habe sie gefunden. Ich hätte sie retten können und habe nicht gewollt. Jetzt will ich es aber.

## XVI.

### Lopatins Aufzeichnungen.

Helfteich lief zu einem Arzte, der mit uns auf einem Flure wohnt; ich brachte Wasser, und der hysterische Anfall ging bald vorüber. Nadefchda Nilolaewna faß in der Ecke des Sophas, auf welches wir sie mit Helfreich getragen hatten, und sie schluchzte nur ab und zu auf. Ich fürchtete, sie zu erregen, und ging in ein anderes Zimmer.
Semen Iwanowitsch, der den Arzt nicht getroffen, fand sie bei seiner Rückkehr schon beruhigt.
Sie schickte sich an, nach Hause zu gehen, und er sprach den Wunsch aus sie zu begleiten. Sie drückte mir die Hand, indem sie mich mit ihren thränenerfüllten Augen ansah, und ich bemerkte auf ihrem Gesichte eine ängstliche Dankbarkeit.
Es verging eine Woche, eine andere, ein Monat. Unsere Sitzungen dauerten noch immer. Um die Wahrheit zu sagen, gab ich mir Mühe, sie in die Länge zu ziehen; ich weiß nicht, ob sie begriff, daß ich es mit Absicht that, aber sie trieb mich oft an. Sie wurde ruhiger, und zuweilen, allerdings selten, war sie heiter.
Sie erzählte mir ihre ganze Geschichte. Ich habe oft über die Frage nachgedacht: soll ich diese Geschichte diesen Blättern einverleiben oder nicht? Ich entschließe mich, darüber zu schweigen. Wer weiß, in welche Hände dieses Heft gerathen kann! Wenn ich bestimmt wüßte, daß nur Sonja und Helfteich es lefen werden, fo würde ich doch nicht hier über Nadefchda Nikolaewnas Vergangenheit fprechen: sie kennen Neide diese Vergangenheit ganz genau. Wie früher auch, so verheimlichte ich jetzt Nichts vor meiner Cousine und theilte ihr brieflich die lange und bittere Erzählung Nadefchda Nikolaewnas mit. Helfteich war über das Ganze von ihr selbst unterrichtet. Folglich ist für sie diese Geschichte in meinen Aufzeichnungen überflüssig. Andere aber . ..

ich will nicht, daß sie von Anderen verurtheilt wird! Ich habe ihr ganzes Leben erfahren, ich bin ihr Richter gewesen, und habe ihr Alles verziehen, was nach der Ansicht der Menschen der Verzeihung bedarf. Ich habe ihre schwere Beichte, sowie den Bericht ihrer Prüfungen angehört; der schrecklichsten Prüfungen, die eine Frau erdulden kann, und keine Beschuldigung fand in meiner Seele Raum, sondern Scham und das erniedrigende Gefühl eines Mannes, der sich an dem Bösen, von dem man ihm spricht, schuldig fühlt. Der letzte Abschnitt ihrer Geschichte erfüllte mich mit Entsetzen und Mitleid; ihre Worte an dem Abende, an welchem Helfteich sie gebracht und sie den Anfall bekam, waren keine leeren Worte gewesen. Sie hatte wirklich, ohne es zu ahnen, einen Menschen getödtet. Er hatte sie retten wollen, vermochte es aber nicht. Seine schwachen Hände hatten nicht die Kraft gehabt, sie vom Rande des Abgrundes wegzureißen, und da er es nicht gethcm, stürzte er sich selbst hinunter. Er schoß sich todt. Ohne Thronen, mit einer kalteil Entschlossenheit erzählt sie nur diese schreckliche Begebenheit, und lange dachte ich darüber nach. Kann ihr gebrochenes Herz genesen, werden so entsetzliche Wunden vernarben?

Die Wunden schienen zu vernarben. Sie wurde immer ruhiger, und auf ihrem Gesichte erschien öfters ein Lächeln. Sie kam jeden Tag zu mir und blieb zn Tische bei uns. Nach dein Essen saßen wir längere Zeit zu Dreien zusammen, und worüber habe ich nicht mit Helfreich in diesen stillen Stunden gesprochen! Nadeschdll Nikolaewnll mischte sich nur selten in die Unterhaltung.

Ich erinnere mich so gut eines dieser Gespräche. Obgleich Helfreich feine Katzen noch nicht aufgegeben, sing er doch an, fleißig Studien zu malen. Eines Tages gestand er uns, daß er nur deshalb fo fleißig arbeite, weil er im Geiste ein Bild entworfen, welches er „vielleicht in fünf, vielleicht auch erst in zehn Jahren ausführen würde".

„Warum denn so spät, Senitschka?" fragte ich, angesichts der Wichtigkeit, mit der er seine Absicht kundgab, unwillkürlich lächelnd.

„Weil es eine ernste Sache ist. Es ist eine Lebensfrage, Andrei. Du glaubst wohl, daß nur hochgewachsene Menschen mit geradem Rücken und gerader Brust sich ernste Sachen ausdenken können? O, Ihr prahlerischen Wesen! Glaube mir." fuhr er mit angenommener Würde fort, „daß zwischen diesen Buckeln erhabene Gefühle Platz haben können, und in diesem langen Kasten (er schlug sich auf den Schädel) große Gedanken geboren werden."

„Dieser große Gedanke — ist er ein Geheimniß?" fragte Nadeschda Nikolaewna.

Er sah uns Beide an nnd sagte nach kurzem Schweigen:

„Nein, kein Geheimniß. Ich werde es Euch erzählen. Der Gedanke ist mir schon längst gekommen. Hört zu. Eines Tages gerieth Wladimir, schöne Sonne genannt, in Zorn über Ilja Murometz wegen dessen dreister Worte; er befahl, ihn zu ergreifen, ihn in ein tiefes Verließ zu bringen.

ihn dort einzuschließen und mit Erde zu Verschütten. Der alte Kosak wurde zum Tode abgeführt. Aber wie es immer der Fall ist, verfiel die Fürstin Ewpraksejuschka gleichzeitig auf einen guten Gedanken: sie entdeckte einen Gang, der zu Ilja führte und fchickte ihm täglich ein Weißbrod, sowie Wasser und Wachskerzen, damit er das Evangelium lesen könne. Auch ein Evangelium ließ sie ihm bringen."

Senitschta verstummte, wurde nachdenklich und schwieg so lange, daß ich endlich sagte:

„Nun, Semen Iwanowitsch?"

„Das ist Alles. Natürlich vermißte der Fürst sehr bald den alten Kosaken: die Tataren waren gekommen, und es war Niemand da, um Kiew vor dem Verderben zu retten. Wladimir bereute dann bitter seine That. Ewvraksejuschka aber schickte sogleich Leute in das tiefe Gewölbe, um Ilja hinauszuführen. Ilja trug das Böse nicht nach, schwang sich auf sein Noß und so weiter. Er schlug auf die Tataren ein — das ist nun Alles."

„Wo ist aber hier das Vild, Semen Iwanowisch?"

Semen sah mich mit übertriebener Verwunderung an und schlug die Hände zusammen.

„Ein Künstler! Ein Künstler! Und sogar Lovatin, Andrei Lopatin! Aber da sind ja dreißig, dreihundert, dreitausend Vilder, wenn Du nur willst, aber ich wähle nur eins darunter und werde es malen; ich werde sterben, aber malen werde ich es. Siehst Du denn nicht, wie er ini Verließe sitzt? Kannst Du es Dir nicht wie lebend vorstellen? Da hast Du es: eine Höhle, ein Gewölbe, überhaupt eine Grube in der Art der Kiem'schen Katakomben. Schmale Gänge und eine kleine Vertiefung in der Wand: Staub, Schimmel, das Ganze grauenerregend und phantastisch von der Wachskerze beleuchtet. Ilja aber sitzt auf einem Schemel —, vor ihm steht ein Pult, auf welchem ein großes, altes, heiliges Buch mit dicken, krumm gezogenen, vergilbten Vlättern liegt, und die Buchstaben darin sind schwarz und rolh. Der alte Kosak sitzt im bloßen Hemde, liest aufmerksam und wendet die ungehorsamen Blätter mit großen, ungeschickten Vauernhcinden um, mit Händen, die an den Zügel, die Lanze, an das Schwert und an die Keule gewöhnt sind und von der schweren Arbeit, die sie ihr ganzes Leben gethan, grob und hart geworden sind; sie zittern, bewegen sich in Einem fort und blättern nur mit Mühe die Seiten des heiligen Buches um.

„Ach, Bruder," unterbrach Helfreich plötzlich seine Rede, „ein Unglück ist dabei: es gab damals keine Brillen. Hätte es welche gegeben, so würde ihm Ewpraksejuschka unbedingt ein Paar geschickt haben, große, runde, in silberner Fassung. Denn er war unbedingt weitsichtig vom Leben in der Steppe. Was glaubt Ihr?"

Wir lachten Beide auf. Helfreich sah uns verständnißlos an, dann aber schien er unser Lachen zu begreifen und lächelte selbst. Aber die feierliche Stimmung seiner Erzählung gewann wieder die Oberhand, und er fnhr fort:

„Ich werde Euch seine Augen nicht beschreiben: es ist zu schwer In
den Augen liegt aber bei nur Alles. In den Augen und in den Lippen.
Also er sitzt und liest. Er hat die Stelle über die Bergpredigt aufgeschlagen,
und er liest, daß, wenn man einen Schlag erhalten, man sich unter den
Anderen stellen soll. Er liest diese Stelle und versteht sie nicht. Ilja
hat sein ganzes Leben, ohne die Hände zusammenzulegen, gearbeitet', eine
große Anzahl von Petschenegen, Tataren und Räubern hatte er vertrieben;
sein Leben hatte er in Waffenthaten und auf Schlagbänmen zugebracht und
die Feinde in das getaufte Nußland nicht hereingelassen; er glaubte an den
Heiland, dachte, daß er die Gebote Gottes befolge. Er wußte nicht, was in
dem Buche geschrieben stand. Jetzt sitzt er und überlegt: „Wenn man Dich
auf die rechte Backe schlägt, so halte die linke hin?" Wie ist denn das,
o Herr? Es ist gut, wenn Einer mich schlägt, wenn aber Einer eine Frau
beleidigt oder ein Kind berührt, oder wenn ein Verruchter kommen und be-
ginnen würde. Deine Getreuen, o Herr, zu rauben und zu morden? Ihn
nicht anrühren? Ihn in Ruhe lassen, damit er raube und morde? Nein,
Herr, ich kann Dir nicht gehorchen! Ich würde mich auf mein Roß schwingen,
die Lanze in die Hand nehmen und mich in Deinem Namen schlagen, denn ich
verstehe Deine Weisheit nicht; Du hast mir aber eine innere Stimme ge-
geben, und der gehorche ich und nicht Dir!" Seine Hand zittert, und es
zittert darin das vergilbte Blatt des Buches mit den rothen und den
schwarzen Buchstaben. Das Licht brennt trübe; ein dünner, schwarzer Nuß-
streifen steigt säulenförmig empor und verschwindet im Dunkel. Nur Ilja
und das Buch sind von der Kerze beleuchlet, nur diese Beiden. . ."
Semen Iwanowitsch verstummte und wurde nachdenklich, lehnte sich
in den Sessel zurück nud hob die Augen zur Decke empor.
„Ja," sagte ich nach langem Schweigen, „es ist ein schönes Bild,
Senitschka. Jedoch ist es leichter, es zu erzählen, als es mit Farben auf die
Leinwand zu malen. Wie wirst Du das Alles ausdrücken?"
„Ich thue es, thue es unbedingt, thue das Alles!" rief Senitschka mit
Wärme aus. „Ich werde dieses Fragezeichen stellen! Ilja und das Evan-
gelium! Giebt es etwas Gemeinschaftliches zwischen ihnen? Für dieses Buch
giebt es keine größere Sünde als den Todtschlag, und Ilja hat sein ganzes
Leben getödtet. Er reitet auf feinen: kleinen Hengst und ist ganz behängt
mit den Werkzeugen der Strafe, — nicht des Mordes, fondern der Strafe,
denn er straft ja nur. Wenn aber dieses Rüstzeug nicht ausreicht oder er hat
es nicht bei sich, dann schüttet er Sand in seine Mütze und ist damit thätig.
Er ist aber doch ein Heiliger. Ich habe ihn in Kiew gesehen ... Er liegt
mit den Anderen zusammen und zwar ganz gerechter Weise . . ."
„Das ist Alles so, Senitschka, aber das wollte ich Dir nicht sagen.
Die Farbe wird es nicht ausdrücken können."
„Warum soll sie es nicht ausdrücken? Unsinn! Wenn sie aber nicht
Alles ausdrückt, so ist es kein Unglück. Die Frage wird gestellt . .. Warte,

warte!" brauste Semen auf, als er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte.
„Du willst sagen, daß die Frage schon gestellt worden ist? Unzweifelhaft!
Doch das schadet Nichts. Man muß sie täglich, stündlich, jeden Augenblick
stellen. Es ist nöthig, daß sie die Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt.
Wenn ich glaube, daß es mir durch das Vild gelingen wird, diese Frage auch
nur zehn Leuten zu stellen, so muß ich das Bild malen. Ich denke schon
lange darüber nach, aber diese da haben mich immer gestört."
Er bückte sich, ergriff den auf dem Boden sitzenden gelben Kater,
der aussah, als ob er seiner Nede aufmerksam folge, und nahm ihn zu
sich auf den Schooß.
„Thust Du denn nicht dasselbe?" fuhr Senitschka fort. — „Enthält
denn Dein Bild nicht dieselbe Frage? Weißt Du denn, ob diese Frau
richtig gehandelt hat? Du wirst die Leute zum Nachdenken zwingen, weiter
Nichts. Außer dem ästhetischen Gefühle, das jedes Bild erweckt und das
an und für sich nicht viel werth ist, liegt denn nicht darin der Sinn von
dem, worum wir uns bemühen?"
„Semen Iwanowitsch, Senitschka, mein Lieber," sagte plötzlich
Nadeschda Nikolaewna, „ich habe Sie noch nie so gesehen. Ich habe immer
gewußt, daß Sie ein prächtiges Herz haben, aber . ."
„Aber Sie dachten, ich wäre ein kleiner, dummer Krüppel? Wissen
Sie noch, wie Sie mich ein Mal so genannt?"
Er sah sie an, und da er wahrscheinlich einen Schatten auf ihrem
Gesichte bemerkte, setzte er hinzu:
„Verzeihen Sie, daß ich daran erinnere. Man muß diese Jahre aus
dem Gedächtnisse streichen. Alles wird gut gehen. Nicht wahr, Andrei,
es wird doch Alles gut gehen."
Ich nickte mit dem Kopfe. Ich war damals sehr glücklich: ich sah,
daß Nadeschda Nikolaewna sich allmählich beruhigte und — wer weiß?
Vielleicht würden sich noch für sie die letzten drei Jahre ihres Lebens in
eine dunkle Erinnerung verwandeln; sie würden ihr nicht wie durchlebte
Jahre vorkommen, sondern wie ein böser, schwerer Traum, nach welchem,
wenn man die Augen öffnet und sieht, daß die Nacht still und im Zimmer
Alles unverändert ist, man sich freut, daß es nur ein Traum gewesen.

## XVII.

Der Winter ging zu Ende. Die Sonne stieg immer höher, wärmte
die Petersburger Straßen und Dächer immer mehr; überall aus den Dach-
röhren stoß das Wasser, und das schmelzende Eis stürzte polternd daraus.
Es zeigten sich „Droschkus" welche auf dem stellenweise entblößten Pflaster,
mit einein für das Ohr neuerstandenen Laute rasselten.
Ich hatte das Bild beendet. Nur noch einige Sitzungen, und man
wird es in die Akademie, den Sachverständigen der Ausstellung zur Be-
urtheilung bringen können. Helfteich beglückwünschte mich im Voraus zu
>

dem Erfolge. Nadefchda Nikolaewna freute sich, wenn sie das Bild betrachtete, und ich sah oft auf ihrem Gesichte einen mir bis dahin nicht vertrauten Ausdruck von ruhiger Heiterkeit. Zuweilen war sie sogar vergnügt und scherzte meistentheils mit Senitschka; Senitschka vertiefte sich gänzlich in das Lesen einer großen Anzahl Bücher, die er, wie er behauptete, für das Bild lesen mußte, in das Durchsehen von Albunis mit allen möglichen Alterthümern und in die Erlernung des Evangeliums. Seine Katzen waren auseinander gelaufen; nur der eine, unausbleibliche, gelbe Kater war noch da; auch der lebte in Ruhe und wurde nur selten von seinen» Herrn als Modell in Anspruch genommen. Seit unserem Gespräche über Ilja Murometz hatte Semen Iwanowitsch ein einziges Bild gemalt; und da er es für hundertfünfzig Rubel verkauft hatte, fand er, daß er auf lange mit Geld versorgt sei, um so mehr, als er zu meiner großen Verwunderung sich nicht im Geringsten durch sein langes Bleiben in meiner Behausung, wo ihm das Leben Nichts kostete, bedrückt fühlte.

Wir verlebten zu Drei fast unsere ganze freie Zeit. Helfreich hatte Nadefchda Nikolaewna ein umfangreiches Manuscript verschafft, welches das Project einer wichtigen Persönlichkeit enthielt, — ein Project, nach dem Rußland in allerkürzester Zeit beglückt werden sollte, und sie schrieb es mit einer prächtigen, festen Handschrift ab. Da das Beglücken Rußlands sehr viel Gedankenarbeit erforderte, so wurde das Project unaufhörlich verbessert und ergänzt, und es fcheint mir, daß dasselbe bis zum heutigen Tage noch nicht zu Ende gebracht worden ist. Wer schreibt es jetzt nach Nadefchda Nikolaewna ab? Wie dem auch fei, sie litt keine Noth. Was sie mit Abschreiben verdiente und das Geld, das sie von mir für die Sitzungen erhielt, reichte für ihren Unterhalt hin. Sie lebte in demselben kleinen Zimmerchen, in das sie sich damals vor uns geflüchtet hatte. Es war ein schmales, niedriges Zimmer mit einem auf eine Mauer gehenden Fenster; ein Bett, eine Commode, zwei Stühle und ein zum Schreiben, Theetrinken und Essen dienender Tisch bildeten die ganze Ausstattung desselben. Wenn Senitschka und ich kamen, ging sie in die Küche zu ihrer Wirt hin und bat sich noch einen Schemel aus. Uebrigens waren diese Besuche selten; dieses Zimmer, von welchen! sich Nadefchda Nikolaewna durchaus nicht trennen wollte, war unbehaglich und düster. Wir vereinigten uns meistens mit Semen Iwanowitsch bei uns, wo es geräumig und hell war.

Kein einziges Mal sprach ich mit ihr über das, was in meiner Seele vorging. Ich war ruhig und über die Gegenwart glücklich; ich begriff, daß eine unvorsichtige Berührung ihrer vielleicht noch nicht vernarbten Seelenwunden ihr weh thun würde. Ich hätte sie dann vielleicht auf immer verlieren können, wenn ich schon jetzt auf die Erfüllung meines geheimen Gedankens, meines Wunsches und meiner Hoffnung gedrungen hätte. Vielleicht hätte ich gar nicht so ruhig bleiben und mich so lange überwinden können, wenn die Hoffnung keine fo starke gewesen wäre. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß sie nach Verlauf eines halben, ganzen, vielleicht sogar erst von

zwei Jahren (die Zeit flößte mir keinen Schrecken ein) beruhigt und genesen, eine feste, zuverlässige Stütze neben sich erblicken und mein für das ganze Leben werden würde. Nicht nur, daß ich es hoffte, ich wußte genau, daß ich sie als meine zukünftige Frau betrachten könne.

Ich weiß nicht, ob Nessonoff es bemerkte ... Er kam zuweilen zu uns, unsere Ruhe störend und Unbehaglichkeit in unsere Gespräche bringend. Er war anscheinend ruhig und sah Nadeschda Nitolaewna kaltblütig an. Sie redete ihn nie an, obgleich sie seine Fragen beantwortete und seine langen Auseinandersetzungen über verschiedene Gegenstände anhörte. Er war sehr belesen und sprach viel. Warum kam es nur nur vor, daß er so redselig und belehrend geworden sei, um etwas hinter seiner glatten Rede Verborgenes, das ihm keine Ruhe ließ, vor uns zu verheimlichen. Später erfuhr ich, daß es in der That der Fall gewesen, daß er hinter seiner äußeren Ruhe eine tödtliche, an ihm nagende Wunde verbarg, wie jener heilige französische Priester, der für unverwundbar galt, weil er in den Schlachten einen rothen Mantel trug, damit man das aus seinen Wunden fließende Blut nicht sähe. Als ich es erfuhr, war es leider schon zu spät.

Aus irgend einem Grunde mar er wieder zu dem Hauptmann gezogen. Sein neues, wie früher auch sein altes Zimmer war ganz mit Büchern, Zeitungen und Papieren angefüllt, es kam mir aber vor, daß Alles in der grüßten Unordnung, mit Staub bedeckt, dalag, als ob in diesem Zimmer Niemand an die Arbeit ginge. Zu Hause benahn: er sich anders als bei uns in Nadeschda Nikolaewnas Gegenwart, er sprach wenig und ging düster, eine Cigarette rauchend, aus einer Ecke des Zimmers in die andere. Ich fühlte mich überflüssig und beschloß, ibn nicht mehr aufzusuchen. Ich fragte ihn unter Anderem, ob er nicht Etwas über den Hauptmann wisse und ob es wahr sei, da^ er ein Streiter von Mechowo und Opatow sei.

„Er erfindet," sagte Nessonoff. „Er ist nicht »ml ein richtiger Pole. Er ist vor langer Zeit rechtgläubig geworden, und ich glaube, er will nur den jungen Leuten imponiren, indem er ihnen sein vermeintliches Geheimniß enthüllt." Ich verließ Bessonoff. Bald danach klärten mich zwei Thatsachen über sein Benehmen auf.

Erstens schrieb mir Sonja einen Brief, in welchem sie mir ein, zwischen ihr und Bessonoffs Mutter stattgehabtes Gespräch mittheilte. Die alte Dame besuchte sie zuweilen im Iustitute während der Empfangsstnnden, da sie immer an die Teilnahme dachte, welche Sonjas Mutter ihr und ihrem Sohne bewiesen. Nach den Worten meiner Eousine war sie dieses Mal aufgeregt und gehmnnißvoll erschienen und hatte nach einigen ungeschickten Redensarten den Zweck ihres Kommens offenbart. Sergei Wassiliewitsch hatte ihr über alles bei uns Vorgefallene ausführlich geschrieben. Seine Farbe war nicht schwarz genng, um unserer Angelegenheit den von ihm gewünschten düsteren Anstrich zu geben. Er bat nicht seine Mutter, den Inhalt seines Briefes Sonja mitzutheilen, aber die alte Dame hatte sich, von Dankbarkeit getrieben, ent-

schlössen, hinzugehen und ihr Alles zu erzählen, in der Absicht, sie zu warnen, damit sie handeln könne, so lange es noch Zeit sei, mich zu retten. Sie war sehr erstaunt, zu erfahren, daß meine Cousine von Allem unterrichtet sei. Sie regte sich auf. Sie schämte sich als alte Frau, einem jungen, sich noch im Institute befindenden Mädchen dergleichen Sachen zu enthüllen, aber was war da zu thun? (is war durchaus nölhig, koste es, was es wolle, den armen Andruscha zu retten. An Sonjas Stelle hätte sie gleich das Institut verlassen und wäre sofort nach Petersburg gefahren, um mir die Augen zu öffnen.
„Sergei Wassiliewitsch," schrieb Sonja, „spielt in dieser ganzen Geschichte eine seltsame Rolle. Ich glaube nicht, daß er das Ganze seiner Mutter geschrieben, ohne zu wissen, daß sie mir Alles wiederholen würde, ich will sogar mehr sagen, ohne zu wünschen, daß sie es thue.
Ich werde zu Dir nach Petersburg kommen, aber erst nach den Prüfungen. Wenn Du damit einverstanden bist, werden wir den Sommer zusammen irgend wo in der Unigegend verbringen, und ich werde mich etwas vorbereiten, damit es nur im Anfange nicht zu fchwer wird, den verschiedenen Lehrcurseu zu folgen."
Dieser Brief verstimmte mich, aber ein gleich darauf erhaltenes langes anonymes Schreiben brachte die Schale zum Ueberfließen.
In hochtrabenden gezierten Ausdrücken warnte mich der unbekannte Schreiber vor dein traurigen Schicksale aller jungen Leute, die blindlings ihren Leidenschaften folgen, ohne die Vorzüge und Mängel derjenigen Wesen zu untersuchen, mit denen sie beabsichtigen, einen Bund zu schließen, dessen „Fesseln, wie leicht und unmerklich sie auch Anfangs seien, sich aber in der Folge in eine schwere Kette verwandeln, die derjenigen gleicht, welche die armen Galeerensträflinge schlevven müssen". So drückte sich der unbekannte Verfasser des Briefes aus, „Glauben Sie dem Ehrenworte eines erfahrenen Greifes, Herr Lopatin, daß die Ungleichheit in der Ehe eine entsetzliche Sache ist. Diese Sache hat der Welt viele große Talente geraubt: ich bitte Sie, daran zu denken, Herr Lopatin." Dann kam eine vollständige Anklageschrift gegen „Nadeschda", deren Seele sogar als „Beute der Hölle" bezeichnet wurde". (Hier erkannte ich schon mit Bestimmtheit die Handschrift des Hauptmanns.) Sie wurde eines langjährigen liederlichen Lebenswandels angeklagt, dem sie, wenn sie gewollt, sich hätte entziehen können, „denn sie besitzt, — wenn auch entfernte — Verwandte ihrer Familie, welche — ich bin davon überzeugt — die Gefallene aus ihrer gesellschaftliche« Stellung befreien würden, aber bei dem, dieser Person angeborenen Hange zur Ausschweifung zieht sie es vor, im Schlamme zu versinken, aus welchem Sie vergeblich sich bemühen, sie zu erretten, bei welcher Aufgabe Sie unzweifelhaft Ihr Leben und Ihr wundervolles Talent einbüßen werden."
Sie wurde des Mordes eines Menschen beschuldigt und „sogar eines sehr anständigen Herrn, der sich zwar nicht wie Sie durch Talente auszeichnete, aber eines prächtigen Mannes, der fünfzig Rubel monatlich verdiente und

Aussicht auf Erhöhung seines Gehaltes gehabt hatte, das dann vollkommen zum beiderseitigen Leben gereicht haben würde, denn worauf konnte ein solches Geschöpf wie diese Verachtungswürdige rechnen, welche indessen, ihrer Neigung folgend, es vorgezogen, diesem jungen Manne, Herrn Nititin, auf seinen Heirathsantrag eine abschlägige Antwort zu geben, nur um ihr abscheuliches Leben weiter führen zu können?"

Der Brief war fehr lang; ich las ihn nicht zu Ende und warf ihn in den brennenden Ofen. Bessonoffs Theilnahme an dieser Angelegenheit schien mir unzweifelhaft. Wie kam der Hauptmann dazu, sich um die Rettung meiner Seele zu kümmern? Das Blut schoß mir in den Kopf, und mein erster Gedanke >war, zu Bessonoff zu eilen. Ich weiß nicht, was ich mit ihm gethan hätte. An den Hauptmann dachte ich nicht: dieser Abtrünnige, der seine Abtrünnigkeit leugnete, war überredet, betrunken gemacht, vielleicht durch irgend Etwas eingeschüchtert worden. Ich griff nach meinem Hute und war schon an der Thüre, als ich mich eines Besseren besann. Es war ver-nünftiger, sich zuerst zu beruhigen, dann erst zu entscheiden, was zu thun sei. Ich blieb bei diesem Entschlüsse, und indem ich auf Nadeschdll Nikolaewna wartete, begann ich. Nebensächliches an dem Bilde zu maleu, weil ich in der Arbeit Ruhe zu finden hoffte. Der Pinsel sprang aber auf der Leinwand herum, und meine Augen konnten keine Farben unterscheiden. Ich zog mich an, um auszugehen und mich in der Luft zu erfrischen; als ich die Thüre öffnete, fah ich Nadeschda Nikolaewna, welche bleich, athemlos und mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den weitgeöffneten Augen davor stand.

## XVIII.

### Aus dem Tagebuche Bessonoffs.

Welches Elend! Dieses Elend verfolgt mich, wo ich auch sei, was ich auch thue, um es zu vergessen, es zu beruhigen. Meine Augen haben sich endlich geöffnet; seitdem ich Nichts mehr in dieses Tagebuch niedergeschrieben, ist ein Monat vergangen, und in diesem Monate hat sich Alles entschieden. Wo ist diese gerühmte philosophische Nuhe geblieben? Wo sind meine schlaf-losen, bei der Arbeit zugebrachten Nächte? Ich, dasselbe Ich, das stolz darauf war, in unserer charakterlosen Zeit einen Charakter zu haben, bin durch den eingetretenen Sturm geknickt und vernichtet .... Von welchem Sturme? Ist es denn überhaupt ein Sturm? Ich verachte mich, verachte mich wegen meines früheren Stolzes, der mich nicht gehindert hat, mich vor einer leeren Leidenschaft zu beugen; ich verachte mich, weil ich diesem Teufel in Gestalt eines Weibes erlaubt habe, sich meiner Seele zu be-mächtigen. Wenn ich an das Uebernatürliche glaubte, so könnte ich das Geschehene nur durch die Eingebung des Teufels erklären.

Ich habe die niedergeschriebenen Zeilen wieder durchgelesen

Was für erniedrigende, jammervolle Klagen! O, wo bist Du, mein Stolz, meine Willensstärke, die mir die Möglichkeit gaben, mich selbst zu überwinden

und nicht so zu leben, wie es sich leben ließ, aber so, wie ich leben
wollte! Ich bin bis zur niederen Intrigue gesunken: ich habe meiner Mutter
einen Brief geschrieben, und sie hat unzweifelhaft alles von mir Gewünschte
einer Cousine erzählt, daraus ist aber Nichts entstanden, in meiner Ungeduld
habe ich einen alten Dummkopf gezwungen, Lovatin einen ungeschickten Brief
zu schreiben, und daraus wird, ich weiß es, auch Nichts entstehen. Er wird
den Brief in das Feuer werfen, oder was noch schlimmer ist, wird ihn ihr,
seiner Geliebten, zeigen, sie werden ihn zusammen lesen, sich über die schüler-
haften Auslassungen dieser Hauvtmannsseele lustig machen und über mich
spotten, weil sie verstehen müssen, daß Niemand außer mir den Hauptmann
zu dieser Feigheit hat verleiten können. Seine Geliebte! Ist es auch der
Fall? Das Wort ist mir aus der Feder geflossen, doch weiß ich noch immer
nicht, ob es auch wahr ist. Wenn es nun nicht ist? Wenn es noch für
mich Hoffnung gäbe? Was zwingt mich, zu glauben, daß er sie liebt, außer
dunklen, durch eine sinnlose Eifersucht geweckten Verdachtsgründen?
Vor drei Jahren wäre Alles möglich und leicht gewesen. Ich habe
in diesem Tagebuche gelogen, als ich schrieb, daß ich sie aufgegeben, weil
ich die Unmöglichkeit einsah, sie zu retten. Wenn ich nicht gelogen, so habe
ich mich selbst getäuscht. Es wäre leicht gewesen, sie zu retten; ich hätte nur
nöthig gehabt, mich niederzubeugen und sie aufzurichten. Ich habe mich
nicht niederbeugen wollen. Ich habe es erst jetzt verstanden, da mein Herz
vor Liebe zu ihr schmerzt.
Vor Liebe! Nein, es ist keine Liebe, es ist eine sinnlose Leidenschaft,
eine Feuersbrunst, die mich ganz umhüllt. Wie kann ich sie löschen?
Ich werde zu ihr gehen und mit ihr reden. Ich werde meine ganze
Kraft zusammennehmen und rulng mit ihr sprechen, Sie soll zwischen uns
Beiden wählen. Ich werde nur die Wahrheit sagen, werde ihr sagen, daß
sie sich auf diesen erregbaren Menschen, der heute an sie denkt, der morgen
von etwas Anderem erfüllt sein und sie vergessen wird, nicht verlassen kann.
Ich gehe! So, oder so, aber es muß ein Ende gemacht werden!
Ich bin zu abgemartert, ich halte es nicht mehr aus! ... .

Am selben Tage.

Ich bin bei ihr gewesen. Ich gehe gleich zu ihm.
Dies sind die letzten Zeilen, die ich in dieses Tagebuch niederschreibe.
Nichts kann mich zurückhalten. Ich habe keine Gemalt mehr über mich .. .

## XXIX.

## Lopatins Aufzeichnungen.

Wozu es noch in die Länge ziehen? Ist es nicht besser, meine Er-
innerungen mit diesen Zeilen abzuschließen?
Nein, ich werde bis zun« Ende schreiben.
Es ist ja Alles gleichgültig: wenn ich auch die Feder und dieses Heft

wegwerfe, sc> werde ich doch diesen entsetzlichen Tag zum tausendsten Male wieder erleben; zum tausendsten Male empfinde ich das Entsetzen und die Gewissensbisse, sowie die Qual des Verlustes, zum tausendsten Male wird sich der Auftritt, den ich beschreiben werde, mit allen Einzelheiten vor meinen Augen wieder abspielen, und jede dieser Einzelheiten wird meinem Herzen einen neuen, heftigen Stoß versetzen. Ich werde fortfahren und die Erzählung zu Ende führen.

Ich brachte Nadeschda Nikolaewna in das Zimmer; sie hielt sich kaum aufrecht und zitterte, wie im Fieber. Sie fah mich immer noch mit entsetzten Blicken an und konnte im ersten Augenblicke kein Wort hervorbringen. Ich nöthigte sie zum Sitzen und gab ihr Wasser.

„Andrei Nikolaewitsch, nehmen Sie sich in Acht. Schließen Sie die Thüre .... lassen Sie keinen Menschen herein. Er wird gleich kommen.

„Wer, Bessonoff?"

„Schließen Sie die Thüre," — flüsterte sie.

Der Zorn bemächtigte sich meiner. Namenlose Briefe genügten ihm nicht mehr; er griff zur Gewaltthätigkeit.

„Was hat er Ihnen gethan? Wo haben Sie ihn gesehen? Beruhigen Sie sich. Trinken Sie noch etwas Wasser und erzählen Sie mir das Vorgefallene. Wo haben Sie ihn gesehen?"

„Er ist bei nur gewesen."

„Zum ersten Male?"

„Nein, nicht zum ersten Male. Er war außer diesem noch zwei Mal da. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, um Sie nicht zu verstimmen. Ich bat ihn, seine Besuche einzustellen, ich sagte, es wäre mir peinlich, ihn zu sehen. Er verließ mich schweigend und blieb ungefähr drei Wochen weg. Heute kam er schon früh und hat gewartet, bis ich angezogen sei. . ."

Sie schwieg; es wurde ihr schwer, fortzufahren.

„Was geschah weiter?"

„Ich habe ihn nie in einem ähnlichen Zustande gesehen. Zuerst sprach er ruhig. Er sprach von Ihnen, Er sagte nichts Schlechtes von Ihnen, nur daß Sie ein erregbarer Mann seien, der sich leicht hinreißen ließe, und daß ich Ihnen nicht vertrauen könne. Er sagte mir einfach, Sie würden mich verlassen, weil es Sie bald langweilen würde, sich mit mir abzugeben."

Sie schwieg und begann zu weinen. Niemals hatte ich solche Liebe uud solches Mitleid empfunden! Ich ergriff ihre kalten Hände und bedeckte sie mit Küssen. Ich war sinnlos glücklich; die Worte flössen unaufhaltsam von meinen Lippen. Ich sagte ihr, ich würde sie mem ganzes Leben lang lieben, sie müsse meine Fran werden, damit sie ja sehe und wisse, wie sehr Bessonoff im Unrecht sei. Ich stammelte tausend ungereimte Worte, die zumeist gar keinen Sinn hatten, aber sie verstand sie doch. Ich sah ihr liebes, von Glück strahlendes Gesicht an meiner Brust; es war ein ganz

neues, etwas fremdes Gesicht, nicht jenes Gesicht mit der heimlichen Qual
in den Zügen, welches ich zu sehen gewohnt war.
Sie lächelte und weinte, küßte meine Hände und schmiegte sich an mich.
In diesem Augenblick gab es nichts Anderes in der Welt außer uns Beiden.
Sie isagte Etwas über ihr Glück und daß sie mich schon nach den ersten
paar Tagen unserer Bekanntschaft geliebt habe und aus Angst vor dieser Liebe
vor mir geflohen >sei; daß Me meiner nicht werth sei, daß sie sich fürchte,
mein Schicksal mit dem >ihrigen zu verknüpfen, und vergoß abermals selige
Thränen. Endlich kam sie wieder zu sich.
„Und Besionoff!" fragte sie plötzlich.
„Möge Bessonoff nur kommen," antwortete ich. „Was geht uns
Bessonoff an?"
„Warten Sie nur, ich muß meine Erzählung über ihn zu Ende führen.
Ja, er sprach von Ihnen. Er behauptete, eine viel zuverlässigere Stütze als
Sie zu sein. Er erinnerte mich daran, daß ich ihn vor drei Jahren geliebt
hätte und ihm damals willig gefolgt wäre. Als >ich ihm sagte, er täusche sich,
bäumte sich sein ganzer Stolz auf, und er gerieth derart außer sich, daß er sich
auf mich stürzte. Beruhigen Sie sich," sagte Nadeschda Nitolaewna und hielt
mich an den Händen fest, als sie sah, wie ich aufsprang, „er hat mich nicht
berührt... Er thut mir leid, Andrei Nikolaewitsch, er hat zu meinen Füßen
gelegen, dieser ehrgeizige Mann! Wenn Sie das gesehen hätten!"
„Was haben Sie ihm denn gesagt?"
„Was konnte ich ihm sagenj? Ich habe geschwiegen. Ich sagte nur,
daß ich ihn nicht liebe. Und auf die Frage, ob es aus dem Grunde fei,
weil ich Sie liebe, gestand ich ihm die Wahrheit. . . Dann ging mit ihm
etwas Entsetzliches vor, das ich nicht begreifen kann. Er stürzte auf mich
zu, umarmte mich, flüsterte mir zu:' ,Leb' wohl! Leb' wolM und ging nach
der Thür. Ich habe noch nie ein so schreckenerregendes Gesicht gesehen.
Ich sank fast kraftlos auf einen Stuhl, An der Thüre wandte er sich um,
lachte seltsam auf lund sprach: ,Uebrigens werde ich noch Dich und ihn
sehen/ Sein Gesicht war aber schrecklich."
Sie hörte plötzlich zu reden auf und erbleichte furchtbar, indem Ae
nach dem Eingange zum Atelier hinstarrte.
Ich wandte mich um. Bessonoff stand in der Thüre.
„Sie erwarteten mich wohl nicht?" sagte er stockend. „Ich habe
Sie nicht beunruhigen wollen und bin über die Hintertreppe gekommen."
Ich sprang auf und stellte mich ihm gegenüber. So standen wir eine
Weile und maßen uns mit den Blicken. Er war wirklich im Stande,
Entsetzen zu erregen. Bleich, mit rothen, entzündeten Augen, die voller
Haß auf mich gerichtet waren, sprach er kein Wort; seine dünnen Lippen
bewegten sich lautlos und zitternd.
„Warum sind Sie gekommen, Sergei Wassiliewitsch? Wenn Sie mit
mir zu reden wünschen, so treten Sie ein und beruhigen Sie sich."

„Ich bin ruhig, Lopatin ... ich bin krank, aber ruhig. Ich hübe keinen
Grund, mich aufzuregen."
„Warum sind Sie denn gekommen?"
„Um Ihnen einige Worte zu sagen. Sie hoffen, mit ihr glücklich zu
werden?" — er zeigte mit der Hand auf Nadeschda Nikolaemna. „Sie
werden nicht glücklich werden. Ich werde es Ihnen nicht erlauben."
„Gehen Sie von hier fort," sagte ich, indem ich furchtbare Anstrengungen
machte, ruhig zu sprechen. „Gehen Sie, und ruhen Sie sich aus. Sie
haben ja selbst gesagt, Sie seien trank."
„Das ist meine Sache! Hören Sie, was ich Ihnen sagen will. Ich
habe mich geirrt ... Ich habe Unrecht ... Ich liebe sie . . . Geben Sie
mir sie wieder."
„Er ist verrückt geworden!" blitzte es mir durch den Sinn.
„Ich kann ohne sie nicht leben," fuhr er mit einer dumpfen und heiseren
Summe fort. „Ich werde sie nicht eher hinauslassen, als bis Sie mir
„Ja" gesagt haben."
„Sergei Wafsiliewitsch!"
„Sie werden nur dieses „Ja" sagen, oder . . ."
Ich nahm ilm bei den Schultern und führte ihn zur Thüre, er folgte
willig, als er aber die Thüre erreicht hatte, drehte er, statt den Griff zu erfassen,
den Schlüssel um, stieß mich mit einer heftigen Bewegung fort und stellte sich
in einer drohenden Haltung hin. Nadeschda Nikolaemna schrie auf.
Ich sah, wie er den Schlüssel in die linke Hand gleiten ließ und mit
der rechten in die Tasche griff. Als er sie herauszog, blitzte ein Gegenstand
darin, dem ich in dem Augenblicke keine Zeit hatte, einen Namen zu
geben. Der Anblick dieses Gegenstandes erfüllte mich aber mit Grauen.
Meiner nicht mehr mächtig, erfaßte ich die in der Ecke stehende Lanze,
und als er den Revolver auf Nadeschda Nikolaemna richtete, warf ich mich
auf ihn mit einem wilden Wehegeschrei . . . Alles stürzte mit einem ent-
setzlichen Lärm zusammen.
Dann begann die Heimsuchung.
Ich weiß nicht, wie lange ich besinnungslos dagelegen! Als ich wieder zu
mir kam, wußte ich von Nichts. Daß ich auf dem Boden lag, die Zimmer-
decke durch einen seltsamen, bläulichen Dunst sah, in meiner Brust einen
fremden Körper fühlte, der meine Bewegungen hinderte und es mir unmöglich
machte, ein Wort zu sagen, — das Alles setzte mich nicht in Erstaunen.
Es kam mir vor, als ob das Ganze für irgend eine Sache nöthig fei,
die durchaus geschehen mußte, an die ich mich aber gar nicht erinnern konnte.
Das Bild! Ja. Charlotte Corday und Ilja Murometz ... Er
sitzt und liest, sie wendet ihm die Seiten um und lacht mild . . . welcher

Unsinn! Das ist es nicht; das ist nicht die Frage, von welcher Helfreich
gesprochen.
Ich versuche eine Bewegung zu machen und empfinde heftige Schmerzen.
Unbedingt muß es fo, kann nicht anders fein.
Stille ringsumher. Eine aufgelebte Fliege summt in der Luft und
schlagt dann an das Glas. Die Doppelfenster sind noch nicht heraus-
genommen, trotzdem dringt das lustige Rasseln der Wagen in das Zimmer.
Der dünne Nebel, dieser seltsame bläuliche Nebel, verzieht sich vor meinen
Augen, und ich kann ganz deutlich die grobe Gypsrofette um den Haken der
Decke fehen. Ich finde, daß es ein fehr fonderbarer Schmuck ist; ich hatte
denfelben früher nie bemerkt! Nun berührt Jemand meine Hand; ich wende
den Kopf und sehe irgend wessen kleines, zartes, weißes, auf dem Boden
liegendes Händchen. Ich kann es nicht erreichen, und es thut mir fo leid,
denn es ist die Hand von Nadeschda Nikolaewna, die ich über Alles in der
Welt liebe.
Plötzlich erleuchtet mich ein blendender Strahl von Erkenntniß, und ich
erinnere mich auf einmal des Vorgefallenen ... Er hat sie getödtet. Es
kann nicht sein. Es kann nicht sein! Sie lebt. Sie ist nur verwundet!
Hilfe! Hilfe! Ich rufe, aber man hört keinen Laut. Nur ein Brodeln in
meiner Brust, das mich erstickt und drückt, und ein röthlicher Schaum bebeckt
meine Lippen. Auch mich hat er getödtet.
Ich sammelte meine ganze Kraft, richtete mich auf und erblickte ihr
Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen, und sie war bewegungslos. Meine
Haare standen zu Berge. Ich hätte das Bewußtsein verlieren mögen. Ich
warf mich auf ihre Brust und bedeckte mit Küssen dieses vor einer halben
Stunde vor Leben und Glück strahlende Gesicht, das sich so vertrauensvoll
an mein Herz geschmiegt hatte. Jetzt war es unbeweglich und streng; aus
der kleinen Wunde über den« Auge floß kein Blut mehr. Sie mar todt.
Als man die Thüre erbrach und Semen Iwanowitfch an meine Seite
eilte, fühlte ich, wie mich die letzten Kräfte verließen. Man hob mich auf
und bettete mich auf das Sopha. Ich fah, wie man sie nahm und hinaus-
trug; ich wollte rufen, bitten, flehen, daß man es nicht thue, daß man sie
hier an meiner Seite lasse. Aber ich konnte nicht rufen, ich flüsterte nur
unhörbar, während der Arzt meine durch und durch zerschossene Brust
unterfuchte.
Auch ihn trug man hinaus. Er lag da mit einen, düsteren und
schrecklichen Gesichte, ganz mit Blut, das aus der tödtlichen Kopfwunde ge-
flossen war, bedeckt.
Ich schließe. Was soll ich noch hinzufügen?
Durch eine Depefche von Semen Iwanowitfch herbeigerufen, kam
Sonja fofort an. Man hat mich lange und hingebend gepflegt; man
tbut es noch. Sonja und Helfreich sind überzeugt, daß ich am Leben bleiben

werde. Sie wollen mich in's Ausland bringen und bauen die größten Hoffnungen auf diese Reise.

Ich aber fühle, daß mir nur wenige Tage beschieden sind. Meine Wunde ist vernarbt, aber eine andere Krankheit zerstört meine Brust: ich weiß, daß ich an der Schwindsucht leide. Noch eine dritte schrecklichere Krankheit hilft ihr dabei. Nicht auf einen Augenblick vergesse ich Nadeschdll Nikolaewna und Nessonoff; die schrecklichen Einzelheiten des letzten Tages stehen ewig vor meinem geistigen Auge, und eine Stimme flüstert mir unaufhörlich in's Ohr, daß ich einen Menschen getödtet habe.

Ich bin nicht angeklagt worden. Der Sache wurde keine Folge gegeben, denn es wurde festgestellt, daß ich aus Nothmehr gehandelt. Für das menschliche Gewissen giebt es aber weder geschriebene Gesetze, noch eine Lehre der Unzurechnungsfähigkeit, und ich trage die Strafe für mein Verbrechen. Ich werde sie nicht mehr lange zu tragen haben. Bald wird der Herr verzeihen, und wir Drei werden uns bald dort treffen, wo unsere Leidenschaften und Leiden uns nichtig vorkommen und in dem Lichte ewiger Liebe versinken werden.

Der Tibel und das Mausoleum des Hadrlan,
>i: „Dil Hauptstäote der W.It," Äre2I»u. 2chles,Buchziuckerei, lüttüft- u, Neilagö-Ansiolt v,
»,Tch»ttIae,>dtr.
)llustrirte Bibliographie.

Tic Hauptstädte der Welt. Zwanzig Lieferungen H
0,50 Mt. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau,
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-
Anstalt v. S. Schottlaender.
Die bisher erschienenen Lieferungen dieses Unternehmens
lassen erkennen, was übrigens schon die in dem Prospecte
genannten Namen der Mitarbeiter von vornherein verbürgten:
daß diese in einen Rahmen gefaßten Schilderungen der
„Hauptstädte der Welt" ein anderes, ein höheres Ziel ver-
folgen, als die Vädeker und andere illustrirte oder un-
illustrirte Führer, als die ans die möglichst vollständige
Zusammenstellung des thatsächlichcn Materials sich be-
schränkenden Städteartikel des Conversations-Lerikons. Nicht
der praktische, der künstlerische Standpunkt prägt diesem
Unternehmen seinen Charakter auf, nicht ohne daß auch dem
elfteren in mancher Beziehung gedient wird. Denn sicher
wird derjenige, welcher mit dem für künstlerische und poeti-
sche Eindrücke empfänglichen und gebildeten Auge eines
Fran?ois Coppse, eines Melchior de Vogus, eines Pierre
Loti, einer Carmen Vulva — durch Vermittlung dieser
Schilderungen — Paris, Petersburg, Constantinopel, Bukarest geschaut hat, bei einem
körperlichen Besuche dieser Metropolen mit ganz anderen, geschärften und verfeinerten
Sinnen ihre Sehenswürdigkeiten genießen, das Charakteristische von Land und Leuten,
von den Schöpfungen der Natur und der Menschenhand erfassen, dem wird aus seinen
Reiseeindrücken ein ganz anderer Gewinn erblühen, als dem Nädckerfanatiker, dem es mehr auf

^ ,"""  «Mss,>

Zliaßentypen von Gtnf, Nu«: „Dil HllUptstidte b«l Wllt."
Schleiche Vuch!>iuck«7t!, Kunst» und Ntllag«-Anst»lt ». S, Tchottlaenttl. Biellau,

die quantitative, als auf die qualitative Ausbeute ankommt, dem es Ehrensache ist, möglichst
vollständig alle „Steine" seines Mentors berücksichtigt zu Halles Diese Schilderungen,
wie sie Melchior de Vogus von Petersburg, Gaston Boissier von Rom (welchen Artikel
der kürzlich verstorbene Konrad Telmann ergänzt und berichtigt hat), Franoois Covpäe von
Paris bietet, zeigen, daß es mehr darauf ankommt, wie man sieht, als was man sieht.

Z
oder doch, daß man nicht Vieles, sondern viel sehen soll. Die Gesammtvhysiognomie
der Stadt, die nationale Eigenart, die sich ebensowohl in den Bauwerken, den Kunstwerken,
wie in dem Wesen, den Lebmsäußeinngen der Bewohner ausspricht, das Psychologische
zu erfassen, das haben die Bearbeiter als ihre Aufgabe bettachtet! die freilich nicht
Jeder mit gleichem Glück gelöst hat. Die etwas sachlich-nüchtenie Schilderung Berlins vcn
Klaußmann z. B. bleibt hinter denen der genannten französischen Autoren in künstlerischer

Auffassung und stilistischer Feinheit zurück; wofür sie durch manche wisseniwerthe Mittheiluug und die ehrliche Offenheit, niit der hier die Schattenseiten der Reichshauptstadt aufgedeckt weiden, entschädigt. — lhewiß wird man nicht immer unbedingt die Anschauung der „Führer" zu der seinigen mache»! so wird z. B. ein Deutscher und gar ein Österreicher Wien und Wiener Verhältnisse in manchen Punkten andcis betrachten, als es die Französin Iuliette Adam thut. Aber das thut ebenso wenig, wie einzelne Neine tatsächliche Irrthümer, die hier und da untergelaufen sein tonnten, deni litteiarischen Weiche dieser esprituollcu Schilderungen Abbruch: ja iu den Augen des unbefangenen Lesers wird die fremde, zu zeitweiligem Widerspruch anregende Auffassung einen Reiz mehr bilden. — Das Werl hat außer den bereits angeführte!! noch folgende Mitarbeiter, deren Namen alle von bestem Klange sind: Charles Tille, Harald Hansen, Emilio Castelar, Henry Hamid, Camille Pelletan, Eduaid Rod, Camille Lcmonnier. Armand Tanot u. A.

Der Text wird durch mehrere hundert Illustrationen, Text- und Vollbilder, ergänzt und dadurch das vortrefflich ausgestattete Werl zu einem Prachtalbum gestaltet, das eine reiche geistige und tünstleriiche Ausbeute bietet.

Das Wert wirb im Laufe des Jahres zum Abschluß gelangen, —«.

## Bibliographische Notizen.

Am Ende des Jahrhunderts. Roman von Alexei Suvorin. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Elsa von Schabelstn, die gewandte Uebersetzerin, hat uns durch ihre Ucbertragung des Romans von Suvorin vom Russischen in's Deutsche zu der Kenntnih eines recht interessanten, allerdings auch sehr anfechtbaren Wertes verholfen. Ter Gedanleninhalt des Romaucs wird durch zwei typische Gestalten chaialteiifirt: durch den professionellen Frauenueiführer und durch das gefallene Weib, — an Zahl seiner Opfer tann der moderne Don Juan es dreist mit seinem berühmten Vorbilde aufnehmen, aber seine Verführung wirlt abstoßender, weil sie mit lasfinirtem Egoismus bewertstelligt wird, im Gegensatz zu der naiven Unbefangenheit des spanischen Vorgängers; — von Teufeln wird auch der Don Juan am Ende unseres Jahrhunderts geholt, aber von den ganz modernen Teufeln der Neurasthenie, die in Halluncinationen und Suggestionen sich vorstellen. Inier-

qu
essantci dargestellt ist die Gestalt des gefallenen Mädchens, die durch dm Verlust ihrer Reiicheit seelisch und endlich auch körperlich zu Grunde geht; — für die große, uxchre Liebe, die ihr nach ihrem Falle entgegentritt, fühlt sie sich nnwcrth, und jedes andere große Stieben, zu welchem sie sich vorher für berufen hielt, wird immer wieder niedergehalten durch das B.wußtsein ihres Wcibseins: —dasGeschlechtsempfinden, welches durch die sündige Liebe ihres gewissenlosen Verführeis in ihr gnucckt worden ist, druckt sie von der Höhe hinab, zu der sie sich cmporringen will, uud läßt ihre angeborenen Gaben nicht zu freier Entfaltung gelangen. Diese Wem Murin ist vom Verfasser mit feinster Kenntnitz des weiblichen Seelenlebens schöpferisch gestaltet worden, aus allen ihren Widersprüchen entsteht ein Gesllmmtbilo, das uns an die Fillnengestlllten von Laura Marholm gemahnt, — aber dieser lebensvollen Gestaltungskraft Suvorins steht ein undurchdringlicher Mnsticismus gegenüber: — sich in mystische Nebel zu verlieren, ist, wie es den Anschein hat, der Zug der Weltlitteratur, aber bei dem russischen Autor nimmt der Mnsticismus körperliche Gestalt an und endet im obscuren Gespmsterglauben. Wer sich mit den Geheimnissen der vierten Dimension nicht vertraut zu machen im Stande ist, wird namentlich den letzten Abschnitt des Romans unergründlich finden und mit Bedauern wahrnehmen, daß ein bedeutendes Talent auf weit entlegene, spiritistische Abwege gerieth. run.

Weifterwerle der zei,genMschenN«vel> listil. Herausgegeben von Lothar Schmidt. Verlag von L. Frantenstein, Breslau.

Obwohl an billigen Novellen-Bibliotheken Heuer lein Mangel mehr ist, dürfte dies neue Unternehmen, falls es das aufgestellte Programm wahr macht uud die femeren Bändchen dem uns vorliegenden an innerer Güte und Ausstattung nicht nachstehen, sich bald einen ehrenvollen Platz neben den bestehenden Unternehmungen ähnlicher Art erobern. Nach der Ankündigung der Verlagshllnblung soll in der Bibliothek „lediglich die moderne, von Convention und Phrase freie Novellistik, soweit dieselbe individuelles dichterisches Gepräge trägt, möglichst vollständig zum Ausdruck gelangen". Als Mitarbeiter werden u. A. genannt von deutschen Schriftstellern: Carl Busse, Ernst Eckstein, Paul Heysc. Maria Ianitschek. Gabriele Reuter, Ernst Rosmer, Arthur

Schnitzler, Ernst von Wolzogeni von aus-
ländischen: Bourget, Alphonse Daudet,
Fogazzaro, Anatole France, Gyp, Iolai,
Jonas Lie, Loti, Maeterlinck, Neera, Marco
Prag«, Leo Tolstoj, Giovanni Verga, Zola
u. A. — Der erste Band enthält vier
Novellen, nämlich: „Ein Abschied" von
Arthur Schnitzler, in der sich des Ver-
fassers bekannte feine psychologische Analytik
glänzend offenbart, leider wieder auf der
Grundlage des illegitimen Verhältnisses, von
dem der begabte Wiener Poet anscheinend
gar nicht loszukommen vermag, — zwei
Tilllektnovellen von Maria Ianitschek,
von denen die eine, „Despotische Liebe",
die typische Torfnouellc mit dem trutzigeu,
schließlich überwundenen Liebespaar geschickt
variirt, die andere, „Es geistert," orginell
in Vorwurf und Gestaltung, prächtigen
Humor mit Gemüthswärme vereint — end-
lich eine Novelle von Carl Busse: „Die
häßliche Wikta," welche die im Lesen
anfangs auftauchende Befürchtung, daß hier
ein bereits sattsam behandeltes Motiv
wieder einmal herhalten muß, in ihrem
weiteren Verlaufe verscheucht und durch die
überzeugende mit strengster Folgerichtigkeit
fortschreitende Entwickeln»« des Seelischen
wie der äußeren Handlung den Leser be-
zwingt, mag er auch eine stellenweise noch
concentrirtere Darstellung — ohne Auf-
opferung eines der logisch aneinandergereihten
Zwischenglieder in der Kette der Ereignisse
— für möglich und wünschenswerth halten.
Das 10 Bogen starke Bändchen ist in Druck
und Papier vortrefflich ausgestattet, der
Vreis von 50 Pfg. für das broschirte, von
75 Pfg. für das in Leinen gebundene Exem-
plar außerordentlich mäßig. 0. VV.

Menschen und Pavagiaphe. Von
M. Stona. Wim, Verlag von Carl
Konegen.

Die erste der in diesem Buche ver-
einigten vier Erzählungen: „Nur zwei
Veilchen" ist den Lesern unserer Zeitschrift
bekannt. In ihr wie in den anderen offen-
bart sich ein gefälliges Talent, das sich im
Ernst und im Scherz natürlich und an-
spruchslos giebt und nicht durch eine heut-
zutage leider häufig anzutreffende forcirte
Originalität bedeutender erscheinen will, als
es von Natur ist. M. Stona liebt die
weichen Töne und die gedämpften
Stimmungen sowohl im Tragischen, wie
im Humoristischen. Keine grellen Laute
glühender Leidenschaft, keine burlesken
Sprünge eines ausgelassenen Humors: die
Innigkeit sanfter Neigung, die Wehmnth

der Entsagung, das Lächeln schalkhafter Heiterkeit — stehen ihr zu Gebote. Tel tiefste Jammer und die himmelhoch jauchzende Leidenschaft sind ihr fremd. So hat sie die ganze Tragik des in „Bis man begraben wird" behandelten Stoffes unseres Erachten« nicht zu erschöpfen vermocht: aber welche schlichtinnigen Töne findet sie in dem Lebensbild« ihrer Mutter — ein Gegenstand freilich, bei welchem jedem fühlenden Sterblichen das Herz aufgeht — und wie meisterhaft trifft sie den rechten Ton in der köstlichen Gewerbenouelle „§ 335", deren leichter Satire und maßvollem Humor eine ernste socialethische Auffassung gesellt ist, die der Novelle eine erhöhte Bedeutung verleiht. In dieser Schöpfung scheint sich uns das Können der Verfasserin am reifsten zu offenbaren und in diesem Genre das Hauptfeld ihrer Begabung zu liegen. Tem freundlichen Eindruck dieses Büchleins thun ein paar vereinzelte stilistische Bedenklichkeiten keinen Eintrag. Börne sprach einmal von Kunstweiten, die man auch in ihren Schwachen liebenswürdig finden müsse; auch dieses Büchlein scheint uns dies Prädicat zu verdienen wie die Verfasserin dem Bilde nach, welches man aus diefem Buche sich von ihrer Perfönlichkeit machen muß. 0. >V.

liberiuS auf Capri. Bon Ernst Wachler. Berlin, Hans Lüstenöder.

Tas Vorurtheil, mit dem man an die Lectüre von Römerdramen zu gehe» pflegt, erwies sich hier als besonders unbegründet. Wachlei versteht es, den uns fernliegenden Stoff auf's Interessanteste zu behandeln. Sein Drama erinnert an die Romane Wilhelm Wallols. nur daß sich Wachler eifreulicherireise von dessen unschönen realistischen Einzelzügen freihält. „Tiberius auf Cavri" verdient wohl auch deshalb Beachtung, als sich das Drama von den Phrasendramen in fünffüßigen Jamben durch äußerst scharfe Chamkterzeichuung, energifche Handlung und dem Zeitchaiaktei angemessene Sprache auf das Vortheilhafteste abhebt. Es ist nicht unmöglich, daß mit dieser Schöpfung eine neue Art der Bühnendichtung in's Leben gerufen ist und daß Wachlei selbst bestimmt ist, das historische Drama in modernem Gewände dem Theater wiederzugewinnen, freilich — der Tiberius auf Capii wird dies noch nicht erreichen. Der Dichter hat zu viel des Stoffes in die fünf Aufzüge gepackt, er ist in seinem Bestreben, deutlich zu sein, zu weit ge-

gangen. Er hat von der Berechtigung des
Autor«, Unwesentliches berichten und
Manches den Hörer ober Leser ahnen zu
lassen, zu wenig Gebrauch gemacht. Daher
führt er eine unheimliche Menge von
Perfonen vor, die er allerdings mit großer
Kunst einzeln fcharf zu zeichnen weiß, daher
wechselt er fast bei jeder Scene auch den
Schauplatz, daher kommt es, baß ein
eigentlicher Mittelpunkt der Handlung fehlt,
daß sich diefelbe zersplittert und daß der
interessante Tiberius selbst zu kurz kommt.
Eine straffere Conccntratio» würde auch
wuchtigere dramatische Effecte ergeben haben,
wie Gelegenheit zur breiteren Ausmalung
der Hauptpersonen. Kurz, der „Tiberius
auf Cauri" bedeutet einen versprechenden
Anfang. Möge ihm eine bedeutendere
Fortsetzung folgen. I.. 8.

Das HaiderösLeln v«n scfenheim.
Bon Otto Franz von Genfichen.
Berlin, Geblübei Paetel.

Das dem Andenken Friederike Brions
gewidmete Buch Gcnlichens ist ihm unter
der Hand zu einer Goethebiographie aus-
gewachsen, allerdings zu keiner «schöpfenden,
und als eine Bereicherung zu den bereits
vorhandenen ist sie wohl auch nicht zu be-
trachten. — Ueber das unvergeßliche Idyll
von Sesenheim und alle Personen, die zu
demselben in Beziehung gestanden haben,
hat der Veifasser mit peinlicher Sorgfalt
Alles zusammengetiagen, was die Goethe-
Forschung bis jetzt darüber zu Tage ge-
fördert hat, und da das anmutyige Bild
Friederikens im Spiegel Gocthischer Dichtunss
uns immer wieder entgegentritt und selbst
in den spätesten Schöpfungen des Dichters
einzelne Züge seiner edelsten und selbst-
losesten Iugeudgeliebten wieder zu erkennen
sind, so ist es naturgemäß, daß Gensichen
auch d!e späteste Schaffensperiode des
Dichters einer kritischen Würdigung unter-
zieht! ^ daß er dem überragenden Genius
Goethes überall die gebührende Werth-
schätzung zu Theil werden ließ, konnten wir
jedoch nicht finden: — recht eigenartig be»
rührt der moralisirende Zug Gensichens und
dessen spießbürgerlicher Standpunkt, dm er
immer dann einnimmt, wenn Goctbes lieber«
menschenthum nach seiner Anschauung in's
allzu Menschliche geräth. Das Buch ist
jedenfalls als ein Familienbuch gedacht, zur
Benützung für die heranwachsende Jugend,
und von diesem Gesichtspunkt betrachtet,
mag des Verfassers Auffassung eine Be-
rechtigung haben. —
^

Wer sich Friederilcns Bild wieder iu's Gedächtniß zurückrufen will, oder wie die Jugend erst kennen lernen soll, findet in dem Buche Alles, was zum Verständnis; dieser rührenden Fiauengestalt erfordeilich ist, der Ausschnitt aus „Wahrheit und Dichtung", der darin ebenfalls zu finden ist, enthält allerdings den reizvollsten Theil dieser ewig jugendfrifchm Tichterliebe.

3er Senator. VonStaui Klaus Lucas. Breslau, Müller u. Seiffeit,

Lucas hat das Zeug zu einem tüchtigen Erzähler, das zeigt sich bereits im vorliegenden Romane, trotz mancher Schwächen. Cr hat sich in die Zeit des römischen Per» falls, in der seine Handlung vor sich geht, zu tief hineingelebt und bietet ein wenig viel des Beschreibenden, das allerdings stets sehr anschaulich dargestellt wird. Es mangelt auch noch der seelischen Ve> tiefung der Figuren und der für ein Dichtelwelk nöthigcn Objektivität. Der Verfasser des „Graf Gaschin" hat bereits bewiesen, daß er über dieses Wert, eines sehr ernsten, bereits hinausgewachsen ist. I.. 8.

Ter wotthard. Von Carl Svitteler. Fiauenfeld, Hu bei. —

Tic Goithardbcchn ist zwar bereits in verschiedenen Zeitschriften, mit und ohne Abbildungen, beschrieben worden, so daß auch derjenige, dem es an Zeit und Mitteln fehlt, nach der Schweiz zu reiseu, sich mit dies,r hochinteressanten und imposant angelegten Bahn hat vertraut machen können. In dem vorliegenden Buch jedoch giebt der Verfasser, ein aiündlicher Kenner der Alpen, ein vollständiges Bild von» Gotthard, der „ein Paß im vollkommncren Sinne ist, als jeder andere Paß, da er nicht aus Seitenthälern in Sackgassen führt, sondern auf beiden Seiten in die Ebene mündet und die denkbar stärksten Gegensätze entwickelt. Hier Norden, dort Süden, hier germanische, dort romanische Rasse; diesseits historisches Neuland, jenseits Durchdüngung mit uralter Cultur und mit Völkermoder." Darum verspüren wir, meint der Verfasser, die ge» hobene Stimmung so unvergleichlich lebhaft auf dem Gotthard. — Das Buch enthält 2 Theile. Im eisten Theile behandelt bei Verfasser die Reise mit der Eisenbahn: „Ter Gotthard als Reiseziel, eine Schnellzugfahit von Luzern nach Bellinzoua, diesseits und jenseits uud eine Winterfahrt zu de» Lawinen von Airolo." Ter zweite Theil umfaßt in einzelnen Eapiteln „die Reise zu Fuß auf der alten Poststrohe mit Abschweifung in die Seitenthäler, alsdann den Gotthardpaß

in der Gefchichte und schließlich Betrachtungen
über Föhn und Nerven, über Wagenfahrten,
Naturgenuß und Phantome". Es würde
sich emrfohlen haben, die Geschichte des
Gotlhaidpllsscs, gleichsam als Einleitung
an den Anfang, anstatt an das Ende des
Buches zu stellen. —
Der Veifasser versteht es durch ge-
wandte Schreibweise und vortreffliche Schilde-
rungen, wobei auch der Humor zu seinem
Rechte gelangt, den Leser von Anfang bis
zu Eude zu fcsfcln, so daß dieser nur be-
dauern kann, zu schreit am Ziel der Reise
angelangt zu sein. Für die Eisenrahnfahrt
speciell giebt der Verfasser sehr wcrthvolle
Winke, nlliueutlich über die günstige Jahres«
zeit für eine Gotthardfahrt, sowie auch be-
züglich der Fahrt selbst, beispielsweise, auf
welcher Seite des Schienenstranges, von
Station zu Station, sich den, Reisenden die
beste und interessanteste Aussicht darbietet.
Ter Verfasser bezeichnet die Gotthardfahrt
vom Süden aus als die eigentlich vortheil-
haftere. „Es scheint, der Uebergang aus
der Tiefenluft des Südens in die frischere
Beigluft der Noidfeite fagt de» Nerven
besser zu, als der umgekebrte Tausch."
Eine handliche Uebersichtskarte, wodurch die
Oiieutirung erheblich erleichtert wird, ist
dem gut ausgestatteten Buch leigegeben,
das hierdurch warm empfohlen sei. X,
üw^es-MLen« LUelier. LezprectmnL n»l:d Xu5v»!>! Her NedHction vorbeK^Iteii.
H,u» trsmcl-ni 2u»»«n. üine »»Idmoimtg-
«cbi-ilt. 1897. liest!. LtultWi't, veutzelie
Ver!«88 Hu»t»!t,
2»it«I^ H^oIH Die lleutgcbe Oiolitunss der
clegenvart, vie »ten und die Guussen,
üwe iitterlltui-M^enwlitiie!!« Ltudie, I^eip-
?.!g, üdu»i-d vVveimiius.
2»uni, HiMill. Ner Lelwtmord de« bleute-
n»ut« von Äei-MntMn, Xoveüe. Iveipaiz,
I.uä!fl8 ll»m»»n,
2««tli<>v°ni» Zvinplionlen, eriiiutert mit Xut>>n>
dei«pie>en vun «. l)rwnzer, ?ros, D^, Iteim,
.V. Uoriü. Ilr, II^declie, kr«5, gitwi'd «s,d
K^'I, zi»,«!K<Iireetor Vittin^ nebst «wer
Lmleitunk: I.ud«iss von Leetunven« I.edeii
und ^Vii-Ken mit Ke«olldei«r LerUelizlclitiLuiiz
»eine« 8rl>»llen8 »>8 L^inptmnüiei' v»u H.
?NLl>l>»!,i,nel. rrllnklult », !I^ K, Lecdlioid.
llnelilsr. clntttll«!^ (>ed!cdte. llit N Uilderll
»u» de,u Vo^tillud, Nei«, H. Xuxel.
llfslcl^, Ob»l»tll«nt«li»iit ll. v. ll. von,
I/ebei- Druiebuuss, lDtldzeli 5ucwivi«»en-
«Ll,2lt»tN« Vulti'HzzIlurZ« eto,> l^s^. 9^>2,
Lern, ^. 8iel«,'lt,